UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01271203 0

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.

1282

Die
österreichisch-ungarische Monarchie
in
Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie.

Galizien.

Wien 1898.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

LIBRARY
AUG 30 1962
UNIVERSITY OF TORONTO
808024
DB
17
029
Bd. 12

Inhalt.

Galizien.

Seite

Landschaftliche Schilderung:
- Krakau, von Constantin Maria Ritter von Górski 3
- Lemberg, von Ladislaus Ritter von Loziński 30
- Das Land, von Emil Ritter von Habdank-Dunikowski 46

Vorgeschichte, von Wladimir Demetrykiewicz 111

Geschichte:
- Das Gebiet von Krakau vor der Vereinigung, von Stanislaus Smolka . . . 137
- Ruthenische Theilfürstenthümer bis zur Vereinigung mit Polen 1387, von Anatol Lewicki 158
- Seit der Vereinigung, von Michael Bobrzyński 180

Volkskunde:
- Physische Beschaffenheit der Bevölkerung, von Josef Majer 239
- Das Volksleben der Polen, von Simon Matusiak 252
- Das Volksleben der Ruthenen, von Alexander Barwiński 376
- Die Armenier, von Johann Ritter von Bolos Antoniewicz 440
- Die deutsche Colonisation, von Ludomil German 463
- Die Juden, von Leo Herzberg-Fränkl 475
- Die polnischen Mundarten, von Lucian Malinowski 500
- Die ruthenischen Mundarten, von Johann Werchratskij 510

Die Hausindustrie, von Wladimir Graf Dzieduszycki 523

Musik und Volksmusik, von Franz Bylicki 539

Literatur und Theater:
- Polnische Literatur, von Stanislaus Graf Tarnowski 567
- Ruthenische Literatur, von Emil Ohonowskij (Ogonowski). Nach dem Tode des Verfassers redigirt von O. Makaruška und Wl. Kocowskij 649

Bildende Kunst:
- Die Architektur, von Ladislaus Luszczkiewicz 665
- Malerei und Plastik, von Marian von Sokolowski 720
- Kunstindustrie, von Ladislaus Ritter von Loziński 771

Seite

Volkswirthschaftliches Leben:

Landwirthschaft und Viehzucht, von Thaddäus Pilat 797
Forstwirthschaft, Jagd und Fischerei, von Ladislaus von Tyniecki 819
Bergbau und Hüttenwesen, von Ladislaus Szajnocha 842
Handel, Industrie und Gewerbe, von Julius Leo 862
Das Verkehrswesen, von Leon Ritter von Biliński 874

Verzeichniß der Illustrationen.

Galizien.

Seite

Kopfbild: Vom Ringplatz in Krakau, von Rudolf Bernt 3
Krakau im XVII. Jahrhundert; nach Merian (1695) 7
Die Barbakane (Rondell) in Krakau, von Anton Weber 9
Grabmal des Peter Salomon in der Marienkirche zu Krakau, von Karl Ritter von Siegl 13
Eingang der St. Barbarakirche in Krakau; nach dem Aquarell von H. Lipiński (1881), im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien 15
Hofraum der Jagiellonischen Bibliothek in Krakau, von Anton Weber 19
Die Kathedrale in Krakau, von Friedrich Ohmann 21
Grabmal Sigismund Augusts II. in der Kathedrale zu Krakau (der untere Theil des Doppelgrabmales), von Karl Ritter von Siegl 25
Krakau in der Gegenwart, von Rudolf Bernt 29
Lemberg (Leopolis) um das Jahr 1618; aus dem Werk von Hierat und Hoghenberg: „Theatrum praecipuarum totius mundi urbium“, von Friedrich König . . . 31

(1. Mons Caluus, 2. Arx superior quae sereno coelo decem à Leopoli miliaribus cernitur, 3. Mons Stephani vulgo Leonis dictus, 4. Ecclesia Metropolitana Deiparae Virginis, 5. Ecclesia Russica S. Crucis.)

Der Ringplatz in Lemberg mit dem Rathhaus, von Rudolf Bernt 33
Anczewskisches Patrizierhaus in Lemberg, von Friedrich Ohmann 35
Stadtconsul Georg Boim; nach dem Original in der Boimschen (Ölberg-) Capelle in Lemberg 37
Die Bernardinerkirche in Lemberg, von Rudolf Bernt 39
Die griechische Stadtkirche in Lemberg (von Paolo Romano), auch walachische Kirche genannt, von Friedrich Ohmann 41
Die Georgskirche in Lemberg, von demselben 43
Lemberg in der Gegenwart, von Rudolf Bernt 45
Tarnopol, von Roman Kochanowski 49
Steppenlandschaft bei Strusów, podolisches Plateau, von demselben 51

Seite

Die podolische Platte in der Gegend von Kutyska bei Niżniów, von Julius Falat . 55
Die Uferwand des Dniestrflusses bei Zaleszczyki, podolisches Plateau, von Hugo Charlemont 57
Petroleumgruben von Schodnica, Karpathen, von Julius Falat 61
Felspartie von Urycz im Bezirke Stryj, Karpathen, von demselben 63
Czarnahora-Kette von Peczeniżyn-Szczepanowski aus, Karpathen, von Roman Kochanowski 67
Die Saline von Kosów, von Julius Falat 71
Wasserfall des Pruthflusses in Dora, Karpathen, von Roman Kochanowski . . . 73
Neu-Sandec im Jahre 1840; nach dem Aquarell von Rudolf Alt (signirt J. Alt), in der k. und k. Fideicommiß-Bibliothek zu Wien 77
Klippe von Czorsztyn am Dunajecfluß (penninischer Klippenzug), Karpathen; nach dem Gemälde von August Schaeffer im naturhistorischen Hofmuseum zu Wien 81
Aus der Krywań-Kette in der Tatra, von Julius Falat 83
Kościelisko-Thal in der Tatra, von demselben 85
Meerauge in der Tatra, von Roman Kochanowski 87
Mündung des Sanflusses in die Weichsel, nordgalizische Tiefebene, von Rudolf Bernt 91
Flugsandlandschaft nördlich von Sądowa-Wisznia, von Julius Falat 95
Przemyśl, von Rudolf Bernt 97
Eine Partie vom Schlosse Łańcut (Landshut); nach einem Aquarell von Julius Falat 99
Wieliczka 103
Die Felsen von Mników (Juraformation) 105
Porphyrsteinbruch von Miękinia (Dyasformation) 107
Schlußbild: Schloßruine Tęczyn bei Krzeszowice 110

Sämmtlich von Roman Kochanowski.

Kopfleiste: Die Höhlen von Mników und Funde der Steinzeit 111
Bemalte Thongefäße der Steinzeit aus Ostgalizien 119
Waffen, Schmuck, Geräthe ꝛc. der Bronzezeit 121
Skythische, La Tène- und römische Funde 125
Svantovit-Steinsäule aus dem Flusse Zbrucz in Ostgalizien 135
Schlußbild: Funde aus der Zeit der Völkerwanderung und der sogenannten slavischen Periode 136

Sämmtlich von Hugo Charlemont.

Kopfleiste: Der Wawel, von Roman Kochanowski 137
Grabmal des Władysław Łokietek in der Kathedrale zu Krakau, von Karl Ritter von Siegl 143

Seite

Grabmal Kazimir des Großen in der Kathedrale zu Krakau, von demſelben 147

Thronſiegel der Königin Hedwig; mit Benützung zweier Abdrücke aus der Sammlung des Herrn Univerſitäts-Profeſſors Dr. Franz Piekoſiński in Krakau, von Karl Ritter von Siegl 151

(Originale an einer Urkunde von 1385 im Gräflich Tarnowski'ſchen Archiv zu Dzików und an einer Urkunde von 1386 im Dominikaner-Archiv zu Krakau. In der erſteren Urkunde lautet die Unterſchrift der Königin – nach Zebrawski's: „O pieczęciach dawnéj Polski i Litwy“ d. i. Siegel von Polen und Lithauen — : Nos Hedvigis dei gracia Regina Polonie, necnon terrarum Cracovie, Sandomirie, Syradie, Lancicie, Cuyavie, Pomeranie que domina et heres . . . . dat. in crastino Epiphanie Domini.)

Altarbild der heiligen drei Könige (angeblich Porträts der Könige Kazimir des Großen, Ludwigs des Großen und Władysław Jagiełło's); von einem Altarflügel in der Jagiellonischen Kapelle zu Krakau, von demſelben 155

Przemyśl um das Jahr 1616; nach G. Brauns Civitates orbis terrarum, von Friedrich König 159

Ruine von Trembowla, von Roman Kochanowski 161

Ein Vortragskreuz; Geſchenk des moldauiſchen Wojwoden Alexander an das ruthenische Bisthum Przemyśl (1487); aus der Publication des Stauropigianeiſchen Inſtituts in Lemberg, von Karl Ritter von Siegl 163

Ein Kreuz aus Kupfer mit Email, gefunden bei den Ausgrabungen in Halicz; nach dem Original im Stauropigianeiſchen Inſtitut, von demſelben 165

Die Przemyśler biſchöfliche „Mitra“; der Legende nach die Krone, womit Fürſt Daniel von Rothruthenien zum König gekrönt wurde; nach dem Negativ von Henner in Przemyśl, von demſelben 167

Romaniſches Portal der Franciscanerkirche des heiligen Stanislaus in Halicz, von Anton Weber 171

Siegel des Herzogs Leo II. von Ruthenien, Galizien und Lodomerien (1316), an einer Urkunde der Herzöge Andreas und Lew vom Jahre 1316, im königlichen Staats-archiv zu Königsberg in Preußen; nach Photographien 172, 173

Siegel des Herzogs Boleslaw Georg von Ruthenien (1335), an einer Urkunde, ebenda 174, 175

Glocke von 1341, dem Herzog Lubart-Demetrius zugeſchrieben; aus der Publication des Stauropigianeiſchen Inſtituts in Lemberg 177

Die ſogenannte Huſitendisputation (Chriſtus im Tempel); von einem Altarflügel in der Jagiellonischen Kapelle zu Krakau 183

Denkſtein des Cardinals Zbigniew Oleśnicki, Biſchofs von Krakau; Steinrelief im Hofe der Jagiellonischen Bibliothek zu Krakau, 1453 185

König Kazimir Jagiellończyk; Miniatur aus einem Graduale des Krakauer Dom-capitels 189

Inthroniſation des Königs Alexander; Miniatur im Pontificale des Erasmus Ciolek; nach dem Original im Czartoryskischen Muſeum zu Krakau 191

Sämmtlich von Karl Ritter von Siegl.

Seite

Medaille Sigismund I.; nach dem Abguß im Czartoryskischen Museum, von Karl Ritter von Siegl 193
Königin Bona Sforza; nach dem Silbergußmedaillon von Pastorino im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien, von demselben 195
Polnischer Reichstag; aus dem Statute des Laski, nach dem Exemplar in der Ossolińskischen Bibliothek in Lemberg 197
Grabmal Sigismunds I. in der Kathedrale zu Krakau (der obere Theil des Doppelgrabmales), von Karl Ritter von Siegl 199
Sigismund II. August; nach dem Stich des Virgil Solis in der k. k. Hofbibliothek zu Wien 201
Grabmal des Stefan Bathory in der Kathedrale zu Krakau, von Karl Ritter von Siegl 205
Schloß Podhorce, von Friedrich Ohmann 211
Leonore Maria von Österreich, Gemahlin Michael Korybut Wiśniowieckis; nach einem alten Stich in der k. k. Familien-Fideicommiß-Bibliothek in Wien . . . 215
Johann III. Sobieski; nach dem Gemälde von Tricius in der Universität zu Krakau, von Karl Ritter von Siegl 217
Erstmal zu Jaworów am 6. Juli 1684; nach dem Lichtdruck im Album der Sobieski-Ausstellung (Zabytki XVII. wieku), von demselben 219
Stanislaus August; nach dem Ölbild von Bacciarelli im Czartoryskischen Museum zu Krakau 223
Medaille auf die Gründung der Lemberger Universität; nach dem Originale im k. k. kunsthistorischen Hofmuseum in Wien, von Karl Ritter von Siegl 227
Medaille auf die Gründung des Ossolińskischen National-Instituts in Lemberg im Jahre 1817; ebenda, von demselben 229
Das Landtagsgebäude in Lemberg, von Rudolf Bernt 231
Seine Majestät Kaiser Franz Joseph I. auf der Reise durch Galizien (1880), von Zygmunt Ajdukiewicz 235
Schlußvignette: Das Wappen von Galizien, von Rudolf Bernt 238
Kopfbild: Volkstypen (Bauernfamilie aus der Gegend von Krakau), von Peter Stachiewicz 239
Krakowiaken I, II 241, 243
Goralen aus Zakopane (Bewohner der hohen Tatra) 245
Podhalanen 247
Huzulen 249
Juden aus Krakau und Umgebung 251

Sämmtlich von Kazimir Pochwalski.

Trachtentypen von Krakowiaken und Goralen, von Zygmunt Ajdukiewicz 257
(Im Vordergrunde sitzend ein alter Bauer aus der Gegend bei Krakau; bei dessen rechter Hand beginnend: Junger Mann aus der Gegend bei Krakau, junge Goralin aus Zakopane, Gorale, Frau aus der Gegend von Krakau, Mädchen von ebenda, Gorale).

Seite

Trachten der Podhalanen 265
Goral und Goralin aus Szlachtowa bei Szczawnica (zu Markte gehend) 267
Trachten der Powiślanie (an der Weichsel bis nach Sandomir und um Tarnów wohnend) 273
Trachten der Lasowiaken (gegen den San wohnend) 277
Trachten der Gluchoniemcy 281
Trachten der Beskidy- und Pieniny-Bewohner 287

Sämmtlich von Zygmunt Ajdukiewicz.

Ein Kleinstadtbote, von Valerius Eljasz 289
Gasse in Baranów an der Weichsel, von Julian von Zachariewicz 295
Aus dem Dorfe Miechocin, zwischen Tarnobrzeg und Baranów an der Weichsel, von demselben 297
Die Holzkirche zu Dembno im Sandecer Kreis, von Valerius Eljasz 301
Das Innere einer Bauernhütte in Radziszów bei Krakau, von demselben 305
Ein alter Bergbewohner in der Thüre seines Hauses zu Zakopane, von demselben . . 309
Wagenfahrt im Sommer, von Zygmunt Ajdukiewicz 315
Schlittenfahrt, von demselben 319
Farbiges Trachtenbild: Polnische Trachten aus der Gegend von Krakau, von Zygmunt Ajdukiewicz; chromoxylographisch ausgeführt von Hermann Paar (zum Artikel über das Volksleben der Polen gehörig). —
Ein Hirte (Juhász) in der Tatra, von Valerius Eljasz 323
Milchtransport aus dem Gebirge, von demselben 327
Die Gottesmutter führt die büßenden Seelen über die Dornenpfade; aus dem Cyclus der Gottesmutter-Legenden von Peter Stachiewicz 335
Zur Sage vom verschütteten Bergmanne; aus dem Wieliczka-Cyclus desselben Künstlers 339
Weihnachtsritt bei den Lasowiaken, von Zygmunt Ajdukiewicz 345
Herumgehen mit Tur, von Julius Falat 349
Wenzel Zaleski (Pseudonym: Wacław z Oleska); nach dem Aquarell von A. Reichan 353
Wasserbegießung zur Osterzeit, von Adalbert von Kossak 355
Sobótka-Feier, von Zygmunt Ajdukiewicz 357
Konik Zwierzyniecki in Krakau, von demselben 361
Krakauer Bauernhochzeit; nach dem Aquarell (1881) von Anton Kozakiewicz im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien 365
Polnischer Nationaltanz in Podolien, von Julius Falat 369
Der Räubertanz in der Hohen Tatra, von Adalbert von Kossak 371
Ein ruthenischer Kirchenbesucher, von Julius Makarewicz 377
Krämerladen; Jahrmarktsscene aus Ulaszkowce in Podolien, von Julius Falat . . 379
Volksgruppe aus Krogólec (Bezirk Husiatyn), von Zygmunt Ajdukiewicz 381
Volksgruppe aus Bogdanówka (Bezirk Zbaraż), von demselben 383
Volksgruppe aus Uhnów-Rawa-Poddubce, von demselben 385
(Von links gezählt: 1. Poddubce, 2.—4. Uhnów, 5.—7. Poddubce.)

Seite

Farbiges Trachtenbild: Huzulentrachten aus Mikuliczyn (Bezirk Nadwórna); chromoxylographisch ausgeführt von Hermann Paar (zum Artikel über das Volksleben der Ruthenen gehörig). —

Volksgruppe aus Sokal-Poturzyca 389

Volksgruppe aus Dobrowlany (Bezirk Zaleszczyki) 391

Volksgruppe aus Opryszowce (Bezirk Stanislau) 395

Volksgruppe aus Weldzierz (Bezirk Dolina) 399

Bojkengruppe aus Hrebenów (Bezirk Stryj) 401

Sämmtlich von Zygmunt Ajdukiewicz.

Anwesen in Zwiniacz nächst Czortków in Podolien, von Julian von Zachariewicz . 403

Griechisch-katholische Holzkirche in Skorodyńce nächst Czortków, von demselben . . . 407

Huzulenhütte in Jawornik am Schwarzen Czermosz, von demselben 411

Huzulendorf der Gemeinde Hryniawa „Na Zekenim" am Schwarzen Czermosz, von demselben 415

Die Ulycia Sklepowa (Gewölbestraße) zu Czortków in Podolien, von demselben . . . 419

Hochzeitszug der Huzulen, von Thaddäus von Rybkowski 423

Bauernbegräbniß bei Kolomea in Ostgalizien (Original bei Graf Milewski in Lemberg), von Theodor Arentowicz 427

Einweihung der Ostereier bei Chmelowa in Ostgalizien, von demselben 433

Kirchlein (cerkowcia), ein Osterspiel in Tyszkowce (Bezirk Horodenka); mit Benützung einer photographischen Aufnahme von Professor Wladimir Szuchiewicz, von Julius Zuber 437

Männliche Typen aus Kuty; nach einer Photographie, von Wilhelm Hecht 443

Costümbild des Owanes Minas, Gründer der katholisch-armenischen Kirche in Amsterdam; nach einem Gemälde aus dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts im Mechitaristen-Kloster auf der Insel San Lazzaro bei Venedig, von Karl Ritter von Siegl 447

Costümbild einer alten Frau; nach einem im Besitze der Familie Soltan-Abgarowicz befindlichen Pastellbild vom Jahre 1801, von Wilhelm Hecht 449

Großmutter und Enkel, armenische Typen aus Kuty; nach einer Photographie, von demselben 453

Thorbogen eines armenischen Patrizierhauses in Jazłowiec 457

Brunnentafel in Jazłowiec aus dem Jahre 1611 459

Randverzierung aus einem armenischen Evangeliar des XVII. Jahrhunderts . . 461

Schuster; aus dem Codex Pictoratus des Balthasar Boeheim; nach dem Original in der Universitätsbibliothek zu Krakau 465

Schneider; nach derselben Quelle 467

Vogelschützen; nach derselben Quelle 469

Sämmtlich von Karl Ritter von Siegl.

Deutsche Ansiedlung: Dorf Engelsberg, von Roman Kochanowski 471

Mann aus Engelsberg, Bezirk Dolina in Ostgalizien, von Hugo Charlemont . . . 473

Seite

Frau aus Engelsberg, ebenda, von Hugo Charlemont 474
Rabbiner (Tracht der polnischen Juden überhaupt), von M. Coschell 479
Eine Trauung, von demselben 481
Ein Leichenbegängniß, von demselben 485
Der Osterabend, von demselben 489
Aus der alten Synagoge in Krakau, von Anton Weber 493
Aus der kleinen Synagoge in der Wechslergasse zu Lemberg, von Rudolf Bernt 497
Facsimile aus dem Florianer- (Margarethen-) Psalter, XIV. Jahrhundert; nach dem Originale im Stift St. Florian in Oberösterreich 501
Facsimile aus dem Czartoryskischen Codex des Wislicer Statuts (Codex Wislicki) vom Jahre 1449; nach dem Originale im Czartoryskischen Museum zu Krakau 505
Facsimile aus „Gespräche zwischen König Salomon mit Marchold" (1521); nach dem Originale in der Bibliothek des Professors Josef Przyborowski zu Warschau . 509
Eugen Żelechiwskij; mit Benützung einer Zeichnung von Th. Mayerhofer in der Gesellschaft Proświta zu Lemberg, von Wilhelm Hecht 513
Mychajlo Osadca; nach einer Photographie ebenda, von demselben 519
Schlußbild: Ein polnischer und ein ruthenischer Knabe bei einer Gewandkiste, von Zygmunt Ajdukiewicz 522
Titelbild, mit hausindustriellen Gegenständen 523
(Strohbedecktes Thor eines Bauernhofes — ostgalizischer Bauernteppich „Kilim" — Fischnetz — sitzende Flachsspinnerin im Costüm des Bezirkes Brody — stehende Wollspinnerin in Huzulentracht — graue Thongefäße — das Doppelgefäß „Bliźniak" — Holzgefäße mit Brandornamentik — Kirchenleuchter aus Holz — kleines Holzfaß von Skryblak).
Krüge, Schüsseln, bemalte Eier ꝛc. 531
(Ornamentirte thönerne Bauernschüsseln aus Kokaczyce, Kokomea und Pistyń — Krug mit Malteserkreuz aus Brzostek in Westgalizien — Krug mit ruthenischem Kreuz aus Kosów in Ostgalizien — drei hängende Krüge, darunter eine „Banka" aus dem Bezirk Sokal — das Kreuzcollier trugen Huzulenfrauen, das große Kreuz die Männer bei Kosów — Löffel von Gebirgsbewohnern — bemalte Ostereier aus Ost- und Westgalizien).
Schlußbild 538
(Bauernhandmühle mit Brandtechnik-Ornamenten — großer strohgeflochtener Kornbehälter — schilfgeflochtene „Kobiałka").

Sämmtlich von Julius Makarewicz.

Kopfleiste: Allegorie der Dumka, von Peter Stachiewicz 539
Ein ruthenischer Leierspieler (Lionite), von Zygmunt Ajdukiewicz 543
Ein polnischer Kopfsaspieler, von Julius Falat 551
Hoch-Relief eines Musikpultes aus dem Jahre 1633: Orgel und Streichinstrumente; nach dem Originale in der römisch-katholischen Kirche zu Biecz, von Karl Ritter von Siegl 555
Hoch-Relief eines Musikpultes aus dem Jahre 1633: Blasinstrumente; nach derselben Quelle, von demselben 557
Die Orgel in Leżajsk, von demselben 561

Seite

Schlußbild: Dorfmuſikant aus der Umgebung von Nowy Targ (Neumarkt), von Peter Stachiewicz 566
Kopfvignette: Das Mickiewicz-Denkmal in Tarnopol, von Rudolf Bernt 567
Nikolaus Rey; nach dem Holzſchnitt in ſeinem Werke „Der Thiergarten", von Wilhelm Hecht 571
Johann Kochanowski; nach dem Gyps-Abguß in der Univerſität zu Krakau, von Karl Ritter von Siegl 575
Peter Skarga; nach dem Ölbild in der Barmherzigen Geſellſchaft zu Krakau, von Wilhelm Hecht 579
Stanislaus Żołkiewski; von deſſen Grabmal in der Kathedrale zu Żołkiew, von Karl Ritter von Siegl 583
Jakob Sobieski; nach dem Portrait im Oſſolińskiſchen Inſtitut zu Lemberg, von Wilhelm Hecht 587
Ignaz Kraſicki; nach dem Ölbild in der gräflich Kraſickiſchen Familie 591
Franz Karpinski; nach einem Stich von Frey (1804), von Wilhelm Hecht 593
Prinzeſſin Marie Czartoryska, Herzogin von Württemberg; nach dem Gemälde von Füger im Czartoryskiſchen Muſeum zu Krakau 597
Alexander Fredro; nach der Medaille des A. Barré im k. k. kunſthiſtoriſchen Hofmuſeum zu Wien, von Karl Ritter von Siegl 601
Johann Nep. Kamiński; nach der Lithographie des Franz Tepa, von Wilhelm Hecht . 607
J. N. Nowakowski; nach dem Druck von Höfel in Wien 611
Vincenz Pol; nach dem Bild von A. Raczynski (1862) im National-Muſeum zu Krakau 615
Karl Szajnocha; nach dem Bild von Tepa im Beſitze Sr. Excellenz Wladimir Graf Dzieduszycki in Lemberg, von Wilhelm Hecht 619
Lucjan Siemieński; nach dem Bildniß von M. Dawidowicz im Beſitze der Redaction des „Czas" in Krakau 623
Moriz Mann, nach derſelben Quelle 627
Joſef Szujski; nach dem Gemälde des Jan Matejko, von Karl Ritter von Siegl . . 631
Valerian Kalinka; nach einer Photographie, von Wilhelm Hecht 637
Marcian Šaškewyč; nach einer Autotypie in der Geſellſchaft Proświta zu Lemberg, von demſelben 651
Anton Mohylnyckij; nach einer Photographie ebenda, von demſelben 653
Wladimir Barwińskij; nach einer Photographie ebenda, von demſelben 657
Emil Ohonowskij (Ogonowski), nach einer Autotypie 661
Schlußvignette, von Peter Stachiewicz 664
Kopfbild: Schloß Oleſko, von Rudolf Bernt 665
Die hölzerne römiſch-katholiſche Kirche in Skrzyszów bei Tarnów (XVI. Jahrhundert), von Julian von Zachariewicz 667
Die hölzerne griechiſche Kirche in Rozdół am Dnieſtr bei Żydaczów (XVII. Jahrhundert), von demſelben 669

Seite

Aus der unterirdischen Krypta in der Krakauer Kathedrale (XI. Jahrhundert), von Anton Weber 673
Seitenschiff der Cistercienserkirche in Mogila bei Krakau (XIII. Jahrhundert), von demselben 675
Die Marienkirche in Krakau (XIV. Jahrhundert), von demselben 677
Aus der Marienkirche in Krakau, von Karl Ritter von Siegl 679
Die Frohnleichnamskirche in Krakau (gothischer Stil aus dem XIV. Jahrhundert), von Anton Weber 681
Aus der katholischen Kathedrale in Lemberg, von Karl Ritter von Siegl 683
Die Sukiennice in Krakau vor ihrer Restaurirung; nach einer Photographie, von Rudolf Bernt 685
Der Kreuzgang in der Jagiellonischen Bibliothek zu Krakau, von Anton Weber . . . 687
Aus der St. Peterskirche in Krakau (1598), von Karl Ritter von Siegl 689
Die Wallfahrtskirche in Kalwarya Zebrzydowska bei Krakau, von Valerius Eljasz . 693
Hofansicht der griechischen sogenannten walachischen Kirche in Lemberg (XVII. Jahrhundert), von Friedrich Ohmann 695
Die Boimsche Kapelle in Lemberg, von demselben 697
Das alte Rathhaus in Tarnów, von Rudolf Bernt 699
Das Sobieski-Haus am Ringplatz in Lemberg (XVII. Jahrhundert), von Friedrich Ohmann 701
Schloß Odrzykoń bei Krosno, XIV. Jahrhundert, von Rudolf Bernt 707
Schloß Wiśnicz bei Bochnia, XVII. Jahrhundert, von Friedrich Ohmann 711
Aus dem Wawel in Krakau, XVI. Jahrhundert, von Rudolf Bernt 713
Altpolnischer Edelhof in Szymbark bei Grybów, XVI. Jahrhundert, von demselben . . 715
Schloß Krasiczyn bei Przemyśl, von Thaddäus von Rybkowski 717
Stadt Skala in Podolien, von Julian von Zachariewicz 719
(Links Blick auf russisches Gebiet, im Thal der Grenzfluß Zbrucz, die Schloßruine auf Korallenfelsen, gothisches Denkmal für den Grafen Gokachowski, die neue griechisch-katholische Kirche, die alte gothische römisch-katholische Kirche, rechts die Stadt Skala mit den Bäumen des neuen Schloßgartens.)

Hans Sues von Kulmbach: Tod der heiligen Katharina; nach dem Gemälde in der Sacristei der Frauenkirche in Krakau 721
Hans Sues von Kulmbach: Himmelfahrt der heiligen Katharina; ebenda 723
Titelblatt aus dem Codex Pictoratus des Balthasar Boeheim; nach dem Originale in der Jagiellonischen Bibliothek zu Krakau 725
Mittelbild des Hochaltars von Veit Stoß in der Marienkirche zu Krakau 727
Die Herodias aus dem Flügelaltar in der Florianerkirche zu Krakau 729
Gravirte Platte vom Grabmal des Cardinals Friedrich in der Kathedrale zu Krakau . 731
Bronzerelief vom Grabmal des Cardinals Friedrich ebenda 733
Grabmal des Severin Bonar in der Marienkirche zu Krakau 735

Sämmtlich von Karl Ritter von Siegl.

Seite

Grabmal der Barbara Gräfin Tarnowska in der Kathedrale von Tarnów, 1521, von Karl Ritter von Siegl 737
Thaddäus Konicz: Selbstbildniß 739
Kreuzigungsgruppe aus dem Freskencyclus der Jagiellonischen Kapelle in Krakau, von Karl Ritter von Siegl 741
Ikonastas aus der griechisch-katholischen Kirche in Rohatyn bei Lemberg, XVII. Jahrhundert, von demselben 743
Ein Bild aus dem Ikonostas in Bohorodczany bei Stanislau, XVII. Jahrhundert, von demselben 747
Franz Tepa: Selbstportrait, von Wilhelm Hecht 749
Heinrich Rodakowski: Bildniß seiner Mutter 751
Alexander Kotsis: Das Gebet; nach dem Originale im Besitze des Herrn Ladislaus Graf Tarnowski jun., von Karl Ritter von Siegl 755
Arthur Grotger: Puszcza, aus dem Cyklus Lituania, im Kunstverein Towarzystwo sztuk pięknych in Krakau 757
Jan Matejko: Der Reichstag zu Warschau im Jahre 1773; nach dem Originale im k. k. kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien, von Wilhelm Hecht 759
Jan Matejko: Boleslaw Wielki (Chrobry) aus dem Werke „Polens Könige und Herrscher" (Wien 1893, Verlag von M. Perles) 761
Jan Matejko: Königin Hedwig, nach derselben Quelle 763
Jan Matejko: Engel aus der Innenbemalung der Marienkirche zu Krakau; nach der Original-Skizze, von Karl Ritter von Siegl 765
Peter Stachiewicz: Vom sonnabendlichen Strahle, aus dem Cyclus der Gottesmutter-Legenden 767
Anton Pleszowski: Grabfigur; nach dem Gypsabguß im Museum zu Krakau, von Karl Ritter von Siegl 769
Die Kmitasche Casel, mit Scenen aus dem Leben des heiligen Stanislaus (Anfang des XVI. Jahrhunderts), von demselben 773
Tod der heiligen Jungfrau; nach einer ruthenischen Acupictur im Besitze des Herrn Ladislaus Ritter von Loziński, von demselben 775
Hebräisch-liturgische Gegenstände: Thora-Lambrequin, von demselben 777
Goldenes Reliquiar mit dem Haupte des heiligen Stanislaus in der Domkirche zu Krakau (polnisch, 1504), von demselben 779
Hebräisch-liturgische Gegenstände: Thora-Kronen (sog. Keter) und ein Thorapanzer; nach auf der Landesausstellung Lemberg 1894 ausgestellten Originalen, von demselben 781
Gürtel, Reitzeuge und Waffen; nach den Originalen in der Lubomirskischen Sammlung zu Lemberg und im Czartoryskischen Museum zu Krakau, von Hugo Charlemont 783
Erzgießer, aus dem Codex Pictoratus des Balthasar Boeheim 785
Vom Chorgestühl in der Corpus Domini-Kirche in Krakau 787
Abtstuhl aus der Corpus Domini-Kirche in Krakau 789

Sämmtlich von Karl Ritter von Siegl.

Seite

Vom Chorgestühl der Pfarrkirche zu Biecz, von Karl Ritter von Siegl 791
Mittelthür aus dem ehemaligen Ikonostas der ruthenischen Pfarrkirche in Lemberg; nach einer Photographie von Trzemeski in Lemberg 793
Motive aus verschiedenen Ikonostasen in Galizien: a Krechów bei Żołkiew, b Buczacz, c Rohatyn, d Bohorodczany, e Krasno Puszcza, von Karl Ritter von Siegl 795
Schlußbild: Bronzegitter in der Marienkirche zu Krakau, XVII. Jahrhundert, von demselben 796
Kopfleiste: Ein Tatrabewohner seine Sense schärfend, von Valerius Eljasz 797
Bauernhaus im Bezirk Kolomea, von Roman Kochanowski 799
Erntebild aus Westgalizien, von Zygmunt Ajdukiewicz 803
Altpolnischer Bauernpflug; aus der Sammlung Sr. Excellenz Wladimir Graf Dzieduszycki in Lemberg, von Julius Makarewicz 805
Viehaustreiben bei den Podhalanen im Frühjahr, von Zygmunt Ajdukiewicz . . . 807
Stier und Kuh der semmelfarbenen Landrace aus dem westlichen Hügelland, von Julius von Blaas 809, 811
Kuh des Majdaner Schlages, von demselben 813
Huzulenhengst aus dem ärarischen Gestüt in Radautz (Bukowina), von demselben 815
Pferdemarkt in Krakau; nach dem Aquarell von Julius Kossak (1881) im k. k. kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien 817
Urwaldpartie aus den Karpathen, von Julius Falat 825
Brettsäge zu Zawoja unterhalb Babia góra, von Julian von Zachariewicz . . . 831
Fischdieb auf einem Rohrfloß (Nachbildung der Rohrflosse am oberen Nil); nach dem im Besitze Sr. Excellenz Wladimir Graf Dzieduszycki in Lemberg befindlichen Originale, von Julius Makarewicz 839
Steinkohlengrube von Jaworzno (Jaworznoer Gewerkschaft), von Hugo Charlemont 843
Eisenhüttenwerk in Węgierska-Górka (Erzherzog Friedrich), von demselben 845
Zinkhütte in Siersza (Andreas Graf Potocki), von Roman Kochanowski 847
Der Salzsee: Kronprinz Rudolf-Kammer; aus dem Wieliczka-Cyclus von Peter Stachiewicz 849
Steinsalzgrube von Wieliczka (Finanzärar); nach dem Gemälde im k. k. naturhistorischen Hofmuseum zu Wien, von Hugo Charlemont 851
Höllenfahrt im Bergwerke; aus dem Wieliczka-Cyclus von Peter Stachiewicz . . . 853
Die letzte Fahrt: das dreifache „Glück auf!“ beim Begräbniß eines Bergmannes; nach derselben Quelle 855
Petroleumgruben von Potok bei Krosno; nach einem Bilde von Thaddäus von Rybkowski 857
Das Erdwachsbergwerk zu Borysław, von Roman Kochanowski 859
Blechwalze „Friedrichshütte“ in Obszar, von Hugo Charlemont 861
Brauerei in Okocim bei Bochnia (Johann Götz von Okocimski), von demselben . . . 865
Industrielle Etablissements in Saybusch (Żywiec, Erzherzog Friedrich), von demselben . 869

Seite

Soda- und Salzsäurefabrik in Szczakowa, von Hugo Charlemont 871
Güterverflösser auf dem San (Flisacy), von Julius Falat 875
Überfuhr am Dniestr in Ostgalizien, von Thaddäus von Rybkowski 877
Arbeiter-Wohnungen in Neu-Sandec, von K. Jęczmieniowski 885
Die Pruthbrücke bei Jaremcze (Linie Stanislau-Woronienka), von demselben 887

Berichtigung:

Seite 4, Zeile 12 und 13 von oben: Die Weichsel entspringt in Österreichisch-Schlesien.

Galizien.

Vom Ringplatz in Krakau.

Landschaftliche Schilderung.

Krakau.

Wenn man von Wien aus auf der Fahrt nach Galizien Schlesien mit seinen von Wohlstand und Ordnungsliebe zeugenden Städtchen und Fluren verlassen und einen ziemlich öden, traurigen Theil des Großherzogthums Krakau hinter sich hat, gelangt man plötzlich mitten unter liebliche Hügel, unter anmuthige, wenn auch dem Blicke eines von Westen ankommenden Touristen, arm und bescheiden aussehende Dörfer. Man befindet sich eben in

der von Dichtern besungenen, von Malern mehrmals dargestellten Umgegend Krakaus. Die Häuser sind zwar meistens mit Stroh bedeckt, doch geräumig und stattlich, aus starken Holzbalken gezimmert, sorgfältig getüncht. Um die von Gärten umgebenen Dörfer breiten sich frische, von der Natur selbst berieselte Wiesen. Der Boden ist in der Regel kalkig, die Wege erscheinen auch mitten in den grünen Frühlingssaaten oder goldigen Ährenfeldern als geradlinige, blendend weiße Streifen, kaum beschattet von dem aschgrauen Laube einsamer, meistens abgestutzter Weiden.

Je mehr man sich der Stadt nähert, desto mehr fühlt man sich von der Gegend angezogen. Dem Thale entlang ziehen sanfte Hügel, von Buchen, Tannen und Lärchen bewachsen; aus dunklen Waldungen schießen junge, leichte und duftige Birken empor. An gewissen, ziemlich seltenen Tagen erblickt man die zackigen Spitzen der Hohen Tatra. Schon öfters zeigt die Babiagóra ihre träg aufsteigende Linie. Am Fuße des großen bis in den Spätsommer beinahe mit Schnee bedeckten Berges quillt die Weichsel hervor, der Fluß, welcher in Polens Liedern und Sagen dieselbe Rolle spielt, die in Böhmen der Moldau, in deutschen Ländern dem Rhein und der Donau zu Theil ward.

Unweit der Eisenbahnlinie erhebt sich zuerst die Ruine des alten, hoch gelegenen Schlosses Tenczyn, durch dessen öde Fenster des Himmels Blau uns wie mit hundert traurigen Augen anschaut. Der Charakter der Landschaft bleibt weiter derselbe, man bemerkt jetzt nur öfters weißgraue, einsame Felsstücke. Sie sind von Natur aus zu romantisch, um nicht vom Spinnengewebe der Legende umsponnen zu werden. Während einer tatarischen Invasion sollen fromme Nonnen von einer Schaar Mongolen verfolgt worden sein. Heiße Bitten und Gebete der Jungfrauen erwirkten ein Wunder. Die kleine Waldkapelle, in die sie sich flüchteten, verschwand mit ihnen plötzlich unter die Erde. An ihrer Stelle stehen jetzt die „Jungfrauen-Felsen". Es gibt Leute, die so glücklich waren, den Gesang der heiligen, immer noch in der Tiefe weilenden Norbertanerinnen zu vernehmen. So wie hier, so waltet überall um Krakau herum Sage und Geschichte. Beide erzählen von langen Kriegen, von schweren Kämpfen mit europäischen und vornehmlich asiatischen Völkern, von der Vertheidigung aller christlichen Länder gegen mongolische, mohamedanische Übermacht und Barbarei. Als sich während des Pontificates Gregors des XIII. polnische Gesandte nach Rom begaben, um Heiligenreliquien für neu zu gründende Kirchen zu erbitten, soll ihnen der Papst gesagt haben: „Kehret heim und nehmt eine Handvoll polnischer Erde. Die ist durchtränkt vom Blute der Vertheidiger Christi."

Wenn man die Denkmäler polnischer Cultur im allgemeinen und speciell Krakaus Charakter verstehen und würdigen will, muß man sich mit ähnlichen Gedanken der Stadt nähern. Sie offenbart sich endlich auch dem Reisenden; da sie flach am Flusse liegt, wird sie in den Morgenstunden von einem silbernen, halb durchsichtigen Nebelschleier umflossen,

aus dem jedoch die Königsburg mit ihrem Dome, manche Kirche und manche Bastei emporragt.

Die „thürmende Stadt“, von welcher Schiller spricht, scheint vor unseren Augen aufzutauchen. Man glaubt in vollständige Vergangenheit einzufahren, aus der Gegenwart in frühere Zeiten zu gerathen. Und das ist auch theilweise der Fall. Man möge nur die krumme, zum Schloß führende Straße durchwandern, in welcher die Domherren seit Jahrhunderten wohnen. Wie still ist sie, wie todt und feierlich. Ein Wunder, daß hier kein Gras zwischen den Pflastersteinen hervorquillt. Krakau ist ein Ort, wie Brügge, Mecheln oder Pisa, eine Stadt, wo das Menschenleben der Vegetation zu sehr gleicht, daß man dieselbe nicht auf den Straßen dulde. Die Häuser der Domherren sehen ebenso ehrwürdig und alt aus wie sie selber und haben noch zum größten Theil ihre Attica behalten. Freilich genügt ein kurzer Gang durch die interessantesten Gassen, um gewahr zu werden, wie viel Krakau von seinem mittelalterlichen Charakter eingebüßt hat. Feuerbrünste, Kriege, Plünderungen haben dabei mitgewirkt, die größte Schuld trägt jedoch das XIX. Jahrhundert oder — besser gesagt — die Armut der Stadt in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Damals wurde das alte Rathhaus zerstört, damals wurden die Stadtmauer und ihre baufälligen Basteien niedergerissen. Der im Jahre 1815 creirten Republik Krakau fehlte es an Mitteln zu kostspieliger Restauration. Was nicht mit geringer Mühe wiederhergestellt werden konnte, mußte verschwinden. In den Zwanziger-Jahren konnte sich die Stadt noch rühmen, einen vollständigen von Thürmen flankirten Mauergürtel zu besitzen: der Verlust, den man damals wohl kaum empfand, erscheint heute unermeßlich. In dem materiell und geistig verarmten Krakau spürte man wenig von der allgemeinen romantischen Bewegung, von der neu aufblühenden Vorliebe für mittelalterliche Kunst, Sitte und Leben. Prächtige Gartenanlagen, Plantazionen genannt, ziehen sich jetzt um das frühere Krakau herum. Die Kastanien und Linden sind allerdings alt, ehrwürdig und schattig; auch sie sind wiederum Vergangenheit geworden. Nur an der nördlichen Seite stehen noch vier Thürme, die man als Andenken der zerstörten Befestigung bestehen ließ.

Im heutigen Aussehen der Stadt spielen die mittelalterlichen Überreste eine zwar bedeutende, aber nicht die vorherrschende Rolle. Der Tourist wird viel öfter an die Renaissancezeit als an die Epoche gothischer, geschweige denn romanischer Kunst erinnert. Er muß vor Allem an die italienischen Meister denken, welche im XVI. und XVII. Jahrhundert nicht mehr für die Bürgerschaft, sondern im Auftrage der Könige und adeligen Würdenträger arbeiteten. Trotz seiner zahlreichen Backsteinkirchen, und trotz der in letzterer Zeit beinahe systematisch vorgenommenen Entstellung seiner Privathäuser trägt Krakau heute viel eher den Charakter einer italienischen, aus der Epoche der Hoch- und Spätrenaissance stammenden, als den einer deutsch-mittelalterlichen Stadt.

Indem wir die Gasse heruntergehen, lesen wir an Thorstürzen und Fenstereinfassungen lateinische Inschriften ab. Sie zeugen alle von dem echtesten humanistischen Geiste, von dem glückseligen Optimismus einer naiven, edlen, hochstrebenden Zeit. Krakau hat seine an den Häusern stehenden geschnitzten Heiligenbilder meistens verloren; nur hie und da leuchtet abends vor der Madonna ein von frommen Händen angezündetes Lämpchen. Aber die in der gelehrten Humanistensprache verfaßten, in Stein und Marmor gemeißelten Sentenzen bilden noch immer den Schmuck vieler Privatwohnungen und reden den Wanderer an, wie vor Jahren. „Pateat amicis et miseris“, „Sibi amico et posteritati“ oder „Tecum habita“, „Operosum est cunctis placere“, „Virtus labore nitescit“, „Regem honora, Deum cole, libertatem tueare“, so lehren uns diese Inschriften. Zwei andere in der Domherrengasse befindliche lauten: „Procul este profani“, „Nil est in homine bona mente melius“.

Wir wollen indeß nicht länger bei diesen Aussprüchen verweilen. Treten wir lieber in die Höfe der von den Domherren bewohnten Häuser ein. Im Allgemeinen begegnen wir da meist einer, den mittelalterlich winzigen Hof umgebenden Säulenhalle, die uns — im Kleinen — an die italienischen Paläste der Renaissance erinnert. Durch das stattliche Thor sieht man öfters in einen Garten, der in der Pracht schöner Sommertage schimmert und glänzt. An den Blättern der Bäume brechen sich die Lichtstrahlen so scharf und kantig, die Säulen des kleinen Hofes sind in ihrer Form so edel und schlank, unter den Arcaden liegt so prächtiger, kühler Schatten, es herrscht hier solche Frische und Frieden! Man kann sich ruhig einem halbwachen Traume ergeben, sich gehen lassen, nach Norditalien in Gedanken pilgern. Um indeß diese Krakauer Sommerstimmung von Grund aus zu genießen, muß man eben die verborgenen Winkel kennen, als Stadtkind geboren sein oder von einem kunstsinnigen Freunde herumgeführt werden. Sonst wird man zwar einige prächtige Kirchen und verschiedene alte Bauten bewundern, hie und da auch ein interessantes Detail bemerken, kann aber trotzdem die Stadt verlassen, ohne etwas von ihrem eigentlichen Reize zu ahnen. Der fremde Tourist wird schwerlich die schönen Partien, die culturhistorisch wichtigen Theile Krakaus auffinden können. Es ist für ihn bitter wenig gesorgt. „Die Steine werden schreien“, sagt zwar die Schrift, hier reden sie aber nur für den Eingeweihten, sie reden nur polnisch. Und was sie zu sagen haben, wäre vielleicht interessant genug, um auch in andere Sprachen übersetzt zu werden. Dann träte auch die ganze Bedeutung, die volle Poesie der alten Stadt ins Licht.

Wir wollen Krakau vom Eisenbahnhofe aus betreten, nachdem wir zuvor einen flüchtigen Blick auf die Plantazionen geworfen haben. Um in die eigentliche Stadt zu gelangen, muß man die Überreste der früheren Befestigung passiren. Da sehen wir zunächst ein Stück weißgrauer Wand und vier aus Stein und geschwärztem Ziegelwerk erbaute

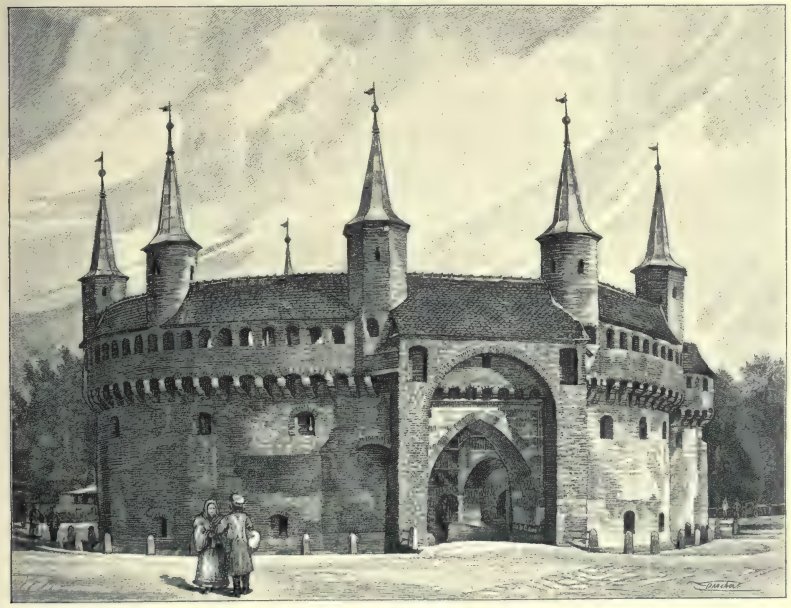
Krakau im XVII. Jahrhundert.

Thürme; zur linken Hand die Posamentirerbastei. Dann folgt das Thor des heiligen Florian. Er ist als Schutzpatron vor Feuersgefahr geehrt; wie in Böhmen Johannes Nepomuk, so steht er in Galizien überall, in Holz geschnitzt, in Stein gemeißelt, in Dörfern und Städtchen, auf öffentlichen Plätzen, an den Straßenwinkeln. Krakau besaß einst sieben Stadtthore, heutzutage ist ihm nur das eine, dem heiligen Florian geweihte geblieben, ein stattlicher, quadratischer Bau. Die Bedachung ist nicht mehr ursprünglich, sie stammt aus dem XVII. Jahrhundert, doch hatte das Thor schon die jetzige Silhouette, als im Jahre 1683 König Johann III. Sobieski auf dem Zuge nach Wien begriffen hier vor dem Madonnenbilde betete. Rechts von dem Thore bemerkt man zwei andere Thürme: der eine halbrunde gehörte der Tischlerzunft und sollte von ihr im Kriegsfalle vertheidigt werden, der zweite achteckige war den Zimmerleuten eigen. Von einer doppelten Mauer, von Wassergräben, Fallbrücken, Wällen und Pallisaden ist heute nichts mehr zu sehen. Dem Florianithore gegenüber steht bis jetzt eine am Ende des XV. Jahrhunderts erbaute Barbakane. „Es ist dies" erklärt der um Krakaus Ruhm so sehr verdiente Director des Germanischen Museums, Essenwein „ein runder Vorbau, der einen Hof umschließt und ein vorgeschobenes Festungswerk bildet." Die Barbakanen waren dazu bestimmt, den Bürgern einer belagerten Stadt die Möglichkeit zu geben, den an die Stadtmauer angelangten Feind mit Schuß und Steinwurf zu belästigen und auf diese Weise das Eingangsthor zu vertheidigen. Das sogenannte „Rondell" ist etwas verstümmelt, es steht nicht mehr in Verbindung mit der „Porta S. Floriani", es steckt auch zum Theile unter der Bodenfläche der heutigen Stadt. Trotz alledem gehört es zu ihren größten Sehenswürdigkeiten, zu den seltensten erhaltenen Beispielen mittelalterlicher Vertheidigungskunst. Mit ihren schlanken Thürmchen, mit ihren Schießscharten trägt die Barbakane sehr viel dazu bei, die culturhistorische und malerische Bedeutung Krakaus zu heben.

Ehe wir durch das Florianithor in die Stadt eintreten, wendet sich unsere Aufmerksamkeit einem Gebäude zu, das sich an die alte Wand anlehnt und früher als Zeughaus diente. Heute findet hier ein Theil der fürstlich Czartoryski'schen Sammlungen Unterkunft. Vor mehr als hundert Jahren, zur Zeit, wo man noch das Wort „Polen" auf den geographischen Karten lesen konnte, hat eine edle, geistig bedeutende, kunstliebende Frau, Fürstin Isabella Czartoryska, Antiquitäten, Bilder, Bücher, Manuscripte, patriotische Denkwürdigkeiten und vor Allem für die Geschichte Polens wichtige Urkunden zu sammeln begonnen. Der Landsitz, in dem sie diese Reichthümer aufbewahrte, fiel schließlich der russischen Regierung zu. Nach dem Aufstande des Jahres 1830, wo manches von den mühsam gesammelten Schätzen vernichtet oder entführt wurde, mußte die fürstliche Familie das Land verlassen. Was von den Sammlungen übrig blieb, wurde nach Frankreich oder nach Galizien gebracht und durch neue Ankäufe immer vermehrt. Heute ist Alles wiederum

unter einem Dache vereinigt. Die Bildergallerie kam ihrerzeit nach Paris, wo sie europäischen Ruf erlangte. Und doch bilden die Gemälde vielleicht den am wenigsten werthvollen Theil der an keramischen Erzeugnissen, Goldarbeiten, Emails, Geweben, Waffen und Rüstungen reichen Sammlung. Die Bibliothek ist werthvoll, noch wichtiger aber ist das Archiv.

Indem wir nun die Stadt betreten, wenden wir uns zunächst dem berühmten Krakauer Ringplatze zu. Die Straße, die uns dahinführt, ist eng, wie es den Gassen



Die Barbakane (Rondell) in Krakau.

einer mittelalterlichen, von Mauern umgrenzten Stadt geziemt, doch mangelt den Häusern der entsprechende Charakter, und die Leute, denen wir begegnen, sehen zumeist arm und trostlos aus. Um so überraschender wirkt auf uns der Anblick des weiten, prächtigen Platzes, auf den wir von dieser Gasse aus gelangen. Vor uns steht der mächtige, gothische Backsteinbau der Marienkirche mit ihren hoch aufsteigenden Thurmspitzen. Etwas rechts, den Ringplatz in zwei Hälften schneidend, offenbaren uns die Tuchhallen ihre originelle, phantastische Architektur. Hinter ihnen ragt der imposante Rathhausthurm empor. Die umgebenden Häuser und Paläste mögen uns theilweise neu und stillos erscheinen: die

vorherrschenden, ehrwürdigen, wunderbaren Gebäude sorgen schon dafür, daß wir uns in einer ganz besonderen Welt fühlen. Die Mittagsstunde hat soeben geschlagen. Auf dem halbleeren Platze sieht man plötzlich Leute, die ihr Haupt entblößen und zu beten anfangen: der Friedensengel, Angelus Domini, fliegt eben über die Stadt und läßt ihre Glocken erklingen. Dann dringt zu uns, von der Höhe des Frauenkirchenthurmes herab, eine seltsame, weit schallende und doch sanfte Melodei. Krakau besitzt kein Glockenspiel, das so manches süddeutsche und norditalienische Städtchen ergötzt. Alle Stunden, Tag und Nacht, blasen dafür die Thürmer der Marienkirche ein altes Lied, und zwar viermal, in die vier Weltgegenden hinaus. Im Mai, in dem der heiligen Jungfrau geweihten Monate, lassen die Thürmer auch Frühmorgens, nach Sonnenaufgang, fromme Melodien in die noch schlummernde Stadt erklingen.

Die Marienkirche kehrt dem Ringplatze zwei große rothe Thürme zu, welche mit den Jahren dunkel geworden sind. Der linke ist schlanker und höher und läuft in eine originelle, leichte Bedachung aus: in acht Thürmchen, welche die Mittelspitze umgeben. Von dorther ergießen sich zu jeder Stunde jene weithin klingenden, eben erwähnten Melodien. Der zweite Thurm ist um vieles niedriger und trägt eine Mütze im Barockstil. Die Legende erzählt, daß zwei Brüder, beide Architekten, es unternommen hätten, diese Thürme aufzubauen. Der Eine, der jüngere, dachte nur daran, daß sein Bau so hoch als möglich emporschieße. Der Andere legte indessen mächtige, breite Stützen unter den seinen. Plötzlich bemerkte der jüngere Bruder, daß er die Arbeit nicht höher führen könne, weil die Fundamente eine weitere Last nicht mehr ertragen konnten. In einem Augenblick von Schmerz und Besinnungslosigkeit erstach er den Bruder. Der zweite Thurm blieb unvollendet; das Messer, mit welchem der Brudermord vollbracht wurde, hängt im Thorwege der Tuchhalle.

Von dem ersten, im Jahre 1226 begonnenen Holzbau der Marienkirche ist keine Spur geblieben. Der heutige trägt den Stempel einer viel späteren Zeit und hat vorzüglich den Charakter der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Es ist ein gothischer Ziegelbau, welcher viele Details in Steinausführung und Spuren begonnener, aber nicht ausgeführter Strebepfeiler und Strebebogen an sich trägt. Die Marienkirche ist die schönste und älteste Kirche Krakaus. Mit der Geschichte der reichen städtischen Bürgerschaft innig verwachsen, enthält sie Beweisstücke der Andacht ganzer Generationen.

Nach der Verwüstung des Landes durch die Tataren im XIII. Jahrhundert ertheilte Boleslaus der Schamhafte (Pudicus), Fürst von Krakau und Sandomir, deutschen Ansiedlern das Privileg, sich nach Magdeburgischem Rechte einzurichten. So wurde die Stadt zur Hälfte deutsch, und die Marienkirche war lange Zeit hindurch ein deutsches Gotteshaus, in welchem sich die nun fremde Bürgerschaft taufen und begraben ließ.

Die Taufkapelle, welche aus dem XIV. Jahrhundert stammt, trägt eine deutsche Inschrift. Noch im XVI. Jahrhundert wurden hier Predigten in zwei Sprachen gehalten, bis endlich die polnische Sprache wieder zur Herrschaft gelangte. Den Deutschen überließ man dafür das in der Nähe befindliche Kirchlein der heiligen Barbara.

Wenn man in die Kirche „unserer lieben Frau" eintritt, so hat man drei sehr alte Fenster vor sich, welche, im Hintergrunde des Chores angebracht, farbig und leuchtend, einem Mosaik aus Saphiren, Topasen und Rubinen gleichen. Von diesen Fenstern heben sich die goldenen Figuren des Hochaltars, des von Veit Stoß ausgeführten riesigen Tryptichons wirksam ab. Wenn die Altarflügel offen stehen, sieht man in dem Mittelfelde die geschnitzte Darstellung von dem Tode der Gottesmutter im Kreise der Apostel. Ist der Altar geschlossen, so zeigt er uns eine Reihe von Scenen aus dem neuen Testamente auf himmelblauem Grunde, welcher hie und da mit Sternen besäet ist.

Als man vor einigen Jahren die Restaurirung des alterthümlichen Baues unternahm, wurden die Wände von Jan Matejko polychromirt. An den Wänden des Chores hat Matejko eine Reihe von Engeln dargestellt, von denen ein jeder eine Banderole in der Hand hält, worauf eine Anrufung der Mutter Gottes geschrieben steht, mit je einem der Titel, welche ihr die lauretanische Litanei beilegt. Um das Innere des Gotteshauses herum sind die Worte des Liedes „Salve Regina" angebracht, im Hauptschiff sieht man verschiedene Wappen, so die der städtischen Zünfte, der Facultäten der Universität ꝛc. Das Bogengewölbe der Decke ist mit goldenen, sich ineinander schlingenden, aus Sternen gebildeten Bändern überzogen. Die Kirche mag in Folge dessen heute etwas bunt und unruhig erscheinen, doch beginnt bereits die Zeit die Farben zu verschmelzen und eine großartige Harmonie unter ihnen herzustellen. Auf keinen Fall wird man sich der Erkenntniß verschließen können, daß eine große Seele diese Malerei inspirirt hat. Will man diese höchst kühne und ganz und gar individuell geschaffene Polychromie vollauf würdigen, so muß man einmal Abends, zur Zeit der Maiandacht, in die Frauenkirche eintreten oder auch zur Hirtenmesse um Mitternacht des „heiligen Abends" oder endlich während der großen Auferstehungs-procession am Charsamstage. Da strahlt die Kirche von Lichtern, die Farben aber verbinden sich zu seltsam ruhiger Harmonie und die Sterne des Gewölbes sehen aus einem Nebelschleier hernieder, als wären es die wirklichen Sterne des Himmels.

Bei jener Restaurirung wurden die weißen Scheiben der Fenster durch grünliche „Fonds de bouteille", bald auch durch einige prächtige bunte Fenster ersetzt. Sonst aber ging man pietätvoll zu Werke. Man rührte weder an den Barock-Altären und Sängerchören, noch an den manierirten Gemälden; man verschob weder das Tabernakel noch den gekreuzigten Christus, dem ein getriebenes Silberblech als Hintergrund dient; es blieb der polnische weiße Adler, welcher den Orden des goldenen Vließes am Halse

trägt, im Seitenschiff auf seinem Platze, ein großer Vogel, dessen Mechanismus es ihm gestattet, mit den Flügeln zu schlagen. Auch sind Grabdenkmäler vieler Jahrhunderte dort verblieben. Unsere Abbildung zeigt die Grabmalplatte des 1516 verstorbenen Peter Salomon, welche knapp neben dem Hochaltar ihren Platz hat. Durch die Kirche wandelnd, begegnen wir vielen Denkmälern von Krakauer Bürgern, Gelehrten, Würdenträgern, Werken einer frühen, bescheidenen oder späteren reichen Renaissance, neben den Arbeiten einer noch späteren, pomphaften Kunstepoche, sowie neben den einfachen Grabmälern der hervorragenden, kürzlich verstorbenen Söhne und Töchter dieses Landes. Jahre, Jahrhunderte sind über der Kirche „unserer lieben Frau" hinweggegangen, und jedes Jahrhundert, jedes Jahrzehnt hat irgend ein Merkmal daran zurückgelassen.

Neben der Frauenkirche steht das Kirchlein der heiligen Barbara, welches der Sage nach von den Maurern, die beim Bau der Krakauer Pfarrkirche beschäftigt waren, in arbeitsfreien Stunden erbaut worden ist. Der Winkel zwischen der Frauenkirche und dem Kirchlein der heiligen Barbara gehört zu den allercharakteristischesten Plätzen der Stadt. Die Krakauer Künstler haben dies auch schon lange erkannt, und es fehlt nicht an historischen oder genrehaften Gemälden, deren Darstellungen sich auf diesem Platze abspielen. Das Innere des Kirchleins ist vom Grund aus verdorben, an der Außenseite jedoch treten als kleine aber höchst reizende Anbauten, die aus dem Beginn des XVII. Jahrhunderts stammende Kapelle und die herrliche spätgothische Vorhalle hervor.

Wir könnten uns jetzt nach dem kleinen Ringplatze begeben, wo gleich wie auf der Piazza d'Erbe in Verona lustige Höckerinnen unter Sonnenschirmen oder in Bretterbuden sitzen und Obst verkaufen. Wir könnten durch die Heugasse gehen, welche nach dem kleinen Ringplatz führt: eine enge, durchaus mittelalterliche Straße. Auf einer Seite steht die Studentenburse, ein stattliches Gebäude aus späterer Zeit, auf der anderen Seite treten die rohen, nackten, spärlich mit Fenstern versehenen Mauern des Grauen Hauses hervor, das einem Kastell ähnlich ist und an befestigte Häuser italienischer Städte erinnert. Hier soll im XIV. Jahrhundert die schöne Jüdin Esther, die Geliebte Kazimirs des Großen, gewohnt haben. Allein, wir können bei solchen Einzelnheiten nicht verweilen, es gibt deren gar zu viele in Krakau. Kehren wir nach dem großen Ringplatze mit seinen historisch gewordenen Häusern zurück, an denen trotz ihrer banalen Façaden doch manche schöne Details wahrzunehmen sind. Die gewölbten Fluren haben sich zum Theile erhalten; in den Sälen, wo ehemals die Gesandten fremder Mächte gewohnt hatten, laufen längs der Decke große, geschnitzte Tragbalken, stehen hie und da alte, gewichtige Kamine. Hier hielt sich, der Überlieferung nach, die Gesandtschaft der Venetianer auf, dort waren die türkischen Botschafter gastlich aufgenommen, dort wieder befand sich die königliche Münze. Jenes Haus war Eigenthum einer der zahlreichen italienischen Familien, welche sich in Krakau

Grabmal des Peter Salomon in der Marienkirche zu Krakau.

angesiedelt hatten. Hier aber, in dem heutigen Palaste der Grafen Potocki, wohnten berühmte Humanisten; später ward da eine Buchhandlung untergebracht. Der Sohn Peters des Großen, dann Prinz Josef Poniatowski, später der König von Sachsen und gleichzeitig Fürst von Warschau und endlich Kaiser Franz Joseph I. und Erzherzog Rudolf: sie alle sind in diesem Hause abgestiegen. Die Krakauer, sowie fremde Künstler und Kunstforscher besichtigen dort heute eine Reihe von Gemälden ersten Ranges, namentlich

eine Hirtenscene, welche dem Giorgione zugeschrieben wird. So erzählen der Reihe nach die Häuser des Ringplatzes dem Wanderer von der Vergangenheit, indem sie manchmal ihre schönen Vorhallen seinen Blicken zeigen oder ihm gestatten, durch das geöffnete Thor den von Arcaden umgebenen Hofraum zu erblicken.

Aber am meisten hat wohl die Tuchhalle (Sukiennice) zu erzählen. Auch sie reicht bis zum Privileg Boleslaus des Schamhaften aus dem Jahre 1257 zurück, auch sie hat eine ganze Reihe von Veränderungen durchgemacht. Sie bestand anfänglich aus zwei Reihen von Kaufläden und wurde endlich eine der merkwürdigsten und charakteristischesten Bauten der Stadt. Vor zwanzig Jahren restaurirt, besitzt die Tuchhalle heute schöne gothische Lauben, und wenn sie auch Spuren der verschiedensten Epochen der Baukunst an sich trägt, so sind diese Bruchstücke doch so zusammengestimmt, so innig untereinander verbunden, daß der Bau mit seiner Attica, seinen steinernen phantastischen Masken, Phialen, der gothischen Bogenwölbung seiner Kreuzgänge und seinen Kapitälen, welche nach Matejkos Zeichnung gemeißelt wurden, ein vollständiges, ineinander fließendes, krakauisches Ganzes darstellt. Im Mittelraum erstreckt sich von einem Ende zum anderen eine lange, mit einem Tonnengewölbe gedeckte Halle, welche zu beiden Seiten mit Kramläden besetzt, von Leben und Bewegung der Käufer, von den Anpreisungen der Verkäufer wiederhallt. Hier haben zu verschiedenen Zeiten Festlichkeiten stattgefunden, und die Erinnerung an einige derselben dauert bis auf den heutigen Tag. Hier begrüßte man im Jahre 1809 den Prinzen Josef Poniatowski, den Anführer der napoleonischen Armee; das letztemal wurde dieses Innere in einen Ballsaal verwandelt, als im Jahre 1880 Seine Majestät Kaiser Franz Joseph hier weilte. Im ersten Stockwerke des Baues sind zwei artistische Institute untergebracht. Das eine ist der alte und hochverdiente Kunstverein, das zweite, jüngere Institut entstand im Jahre 1879 dank der Opferwilligkeit des in Rom lebenden weithin berühmten Malers Heinrich Siemiradzki. Im Nationalmuseum häufen sich immer mehr und mehr Werke polnischer Kunst aus Vergangenheit und Gegenwart; bietet auch die Sammlung nicht hinlänglich viel, um die ganze historische Entwickelung oder das volle Aufblühen der polnischen Malerei zu würdigen, so findet doch der Kunstfreund in den ausgestellten Gemälden und Skulpturen, in den vorhandenen Gemmen und Cameen, in Orginalen und Abgüssen der in Polen geschaffenen Plastik des Mittelalters und der Renaissance, sowie in den kirchlichen Malereien der Ruthenen reichen Stoff anziehender Belehrung.

Unweit der Tuchhalle ragt ein Thurm empor, der einzige Überrest des zerstörten Rathhauses. Verschwunden sind die weitläufigen Gebäude, welche sich ehemals — noch zu Beginn des XIX. Jahrhunderts — in seiner Nähe befanden, verschwunden die meisterhaft verfertigte Uhr, an der nach mittelalterlichem Brauch allegorische Figuren hervortraten,

Eingang der St. Barbarakirche in Krakau.

welche die Stunden anzeigten. Der gothische Thurm, heute des größten Theiles seiner Zierden beraubt, mit einer späteren Bedachung abschließend, steht nun vereinsamt und traurig da, gleichsam Tag und Nacht über die Vergangenheit nachsinnend. Wohl verkündet er auch den heutigen Geschlechtern, die er nicht mehr versteht, die Stunden; doch irrt er zuweilen, und wenn er auch seine Pflicht erfüllen will, es geht nicht mehr, denn alles an ihm ist erstarrt und leblos. Nachts aber, im Glanze des Mondlichtes, das sich über den ganzen Ringplatz ergießt, nimmt er einen seltsamen Ausdruck, eine ungeheure Würde an. Er steht da, wie ein Finger Gottes, hochragend, gleichgiltig auf Leben und Treiben der Mitwelt niederblickend. Er sieht auf das Kirchlein des heiligen Adalbert herab, das, älter als er, heute barock, ehemals aber ein romanischer Bau gewesen ist, er sieht auf die uralte Tuchhalle, gleich ihm eine Kronzeugin großer traumhafter Vergangenheit.

Zweimal in der Woche wird in Krakau eine Messe abgehalten, und da überschwemmen die Sukmanen[1] der die Stadt umgebenden Dörfer den ganzen Ringplatz. Da ist es laut in der Stadt, alles ist bewegt, alles farbig. Manchmal auch fährt eine Bauernhochzeit über den Platz, die Braut und ihre Angehörigen sitzen auf Wagen, die Brautjunker jagen auf ihren Pferden voraus. Viele benachbarte Dörfer gehören zur Pfarre der Frauenkirche, und die Mädchen, die in Meierhöfen geboren worden, von wo aus man die Thürme der Pfarrkirche sieht, anerkennen keine andere kirchliche Einsegnung, als jene, die sich in den Mauern des alten Gotteshauses vollzieht. Am lebhaftesten aber geht es hier zur Zeit des Frohnleichnamsfestes zu. Im Vergleiche mit den stolzen Processionen in Italien und in Wien ist der kirchliche Umgang in Krakau an diesem Tage freilich bescheiden, provinziell und ärmlich; um so leuchtender aber wirkt das locale Colorit, um so erbauender die Andacht und tiefe Sammlung der Theilnehmer. Eine ganze Woche hindurch ist die Stadt voll flatternder Fahnen, bis endlich in der Octave des Festes der Ringplatz abermals festlich umgangen wird. Wenn der letzte Fahnenträger wieder in die Frauenkirche zurückgekehrt ist, beginnt eine eigenartige Volksbelustigung. Vor Jahrhunderten sollen die Tataren gerade an dem Tage eines ähnlichen Kirchenfestes in Krakau eingefallen sein. Ein Fischer aus der Vorstadt hatte damals einen Haufen junger Burschen zusammengelesen und mit ihnen den Feind verjagt. Ein Nachkömmling jenes Fischers verkleidet sich bis auf den heutigen Tag in einen Tataren, besteigt ein hölzernes Pferd und stürmt nach dem Ringplatz von einer Schaar von Gassenvolk umgeben. Wer ihm nahe kommt, den traktirt er mit Stockschlägen, er selbst aber streckt die Hand nach dem Gelde aus, das man ihm aus den Fenstern zuwirft.

Vom Krakauer Ringplatz laufen je einige Gassen nach allen Weltgegenden hinaus. Die wichtigste unter ihnen führt uns zur Burg, sie wird auch bis auf den heutigen Tag die

[1] So wird das Oberkleid des galizischen Bauers genannt.

Burgstraße genannt. Ehe wir jedoch diesen Weg verfolgen, wollen wir uns westwärts, nach der Annengasse wenden, um die alte jagiellonische Universität zu besuchen.

Die Krakauer Universität, im Jahre 1364 durch Kazimir den Großen gegründet, durch Ladislaus Jagiello im Jahre 1400 vervollständigt, gehört zu den ältesten, zu den berühmtesten Universitäten Europas. Ungarn, Schweden, Schweizer und namentlich Deutsche kamen in großer Anzahl, um hier zu lernen. Der historische Faust, „Georgius Sabellicus", „Faustus iunior", „magus secundus", war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Schüler des jagiellonischen „studium generale". Erst im XVII. Jahrhundert gerieth die Hochschule in Verfall, von dem sich dieselbe jedoch in den letzten Jahrzehnten der polnischen Republik auf kurze Zeit wieder erhob. Heute befindet sie sich in einer neuen Epoche des Aufblühens und Gedeihens.

Der Bau, welcher in der Annengasse steht, stammt aus dem Ende des XV. oder dem Anfange des XVI. Jahrhunderts. Er beherbergt jedoch keine Lehrsäle mehr, sondern nur die Bibliothek, welche, namentlich an alten polnischen Drucken reich, über 200.000 Werke und mehr als 5000 Handschriften besitzt. Unter den Letzteren ist besonders der sogenannte Codex picturatus zu erwähnen, welcher die alten Zunft- und Verkehrsordnungen der Stadt Krakau sammt herrlichen Miniaturen enthält. Jenen, welche die Bibliothek besichtigen, pflegt man gewöhnlich außer den Unterschriften der Monarchen und berühmten Gäste ein großes Buch aus Pergament zu zeigen, auf dessen einer Seite sich ein großer schwarzer Fleck befindet. Der Sage nach war dieses Buch Eigenthum jenes Twardowski, welchen man den polnischen Faust nennt; dieser Fleck aber ist nichts anderes, als die Spur der Krallen, welche Satan einstmals auf das Buch des Zauberers legte.

Zahlreiche Um- und Zubauten haben den äußeren Anblick des ehemaligen Collegium maius, das heute der Bibliothek dient, verändert. Die letzte Restauration (1841 bis 1864) hat die verschiedenen und verschiedenartigen Gebäude zu künstlerischer Einheit miteinander verbunden, ohne den ursprünglichen Charakter zu verwischen. Jeden Vorübergehenden fesselt der Anblick der zwei Façaden, nach der Annengasse und nach der Jagiellonischen Gasse hin. Man muß jedoch in das Innere des Baues treten, einen Blick in die Kapelle und in den Wohnraum des heiligen Joannes Cantius, ehemaligen Professors und heutigen Patrons der Hochschule, werfen, man muß im Innenhof stehen bleiben, um den Zauber und die Stimmung dieses alten Bauwerkes richtig zu würdigen. Ringsherum läuft ein Gang, der auf meisterhaft geschmiedeten gothischen Säulen ruht, welche die complicirte Wölbung stützen. Weiter oben, über dem Säulengange, sind in die Wand alte Basreliefs, alte Thürfutterungen, Balkone, Gedenktafeln eingefügt. Das Dach, über der lothrechten Linie der Mauern kräftig ausladend, ruht auf hölzernen Stützpfeilern. Im Hofe ist es stille und feierlich, selbst in den frühen Morgenstunden, wenn die Besucher in

die Säle der Bibliothek eilen. Mitten im Hofraume der Jagiellonischen Bibliothek erhebt sich ein Brunnen. Bald wird an seiner Stelle eine Statue des jungen Copernicus erstehen, welcher ein Schüler der Krakauer Hochschule gewesen ist. Auch lohnt es sich wohl der Mühe, alle die gewölbten Säle zu durchwandeln, welche mit den Standbildern berühmter Männer angefüllt sind, sowie die „Stuba communis“ zu betrachten, deren Erker heute noch erhalten ist und in welcher die Letzte aus dem Geschlechte der Jagiellonen, Königin Anna, die Gemalin Stefan Báthorys, einmal unter den Professoren Platz genommen hat.

In der Nähe des heutigen Bibliotheksgebäudes befinden sich verschiedene wissenschaftliche, zur Universität gehörige Anstalten. So hinter dem ehemaligen Collegium maius das Collegium minus, ein Bau ohne ausgeprägtem Charakter, das zoologische Kabinet, das chemische Laboratorium und vor allem das sogenannte „Collegium novum“, ein neuer Bau, welcher, im Jahre 1887 eröffnet, hauptsächlich zu humanistischen und rechtswissenschaftlichen Vorlesungen dient. Der Architekt hat es hier verstanden, sich der Umgebung anzupassen. Namentlich verdient das Innere desselben Lob, während überdies Aula, Conferenz- und Lehrsäle viele werthvolle Malereien enthalten. Die Kliniken, Spitäler, Laboratorien, das „Theatrum anatomicum“, der botanische Garten und andere mit der Universität zusammenhängende Institute haben, ferne vom Mittelpunkte der Stadt, im östlichen Stadtviertel Unterkunft gefunden.

Neben dem ehemaligen „Collegium maius“ erhebt sich das St. Annengymnasium, ein berühmtes Lyceum, in dessen Mauern viele bedeutende Männer ihre Erziehung empfangen haben. Schüler dieser Anstalt war unter anderen auch Jan Sobieski. Auf der anderen Seite der Gasse, gegenüber dem Gymnasium, öffnet ihre Pforte die St. Annenkirche, ein interessanter Barockbau, der gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts und, wie es heißt, nach dem Muster der Kirche St. Andrea della Valle in Rom erbaut wurde. Die Wände der Kirche sind mit Porträts und Grabdenkmälern von Professoren der Universität bedeckt, der Altar des Querschiffes birgt die Reliquien des heiligen Joannes Cantius. Nikolaus Copernicus und einer der größten polnischen Dichter, Julius Słowacki, haben hier auch ihre ungemein bescheidenen Grabmäler gefunden.

Wenn wir uns von der St. Annenkirche aus über die Plantazionen in die Burgstraße begeben, kommen wir an dem bischöflichen Palaste vorüber. Der große Brand im Jahre 1850 hat den ganzen Stadttheil zerstört und auch diesen alterthümlichen Bau nicht verschont. Im Hofraum jedoch kann man noch die Überreste einer prächtigen Colonnade erblicken. Wir treten nun auf den kleinen Platz und, wenn wir uns mit dem Gesichte nach Süden wenden, haben wir zu unserer Rechten den ehemaligen Palast der Grafen Wielopolski, das heutige Magistratsgebäude, sowie die Kirche und das Kloster der Franziskaner; zur Linken aber den kühnen Bau der Dominicanerkirche. Vor einigen Jahrzehnten stand

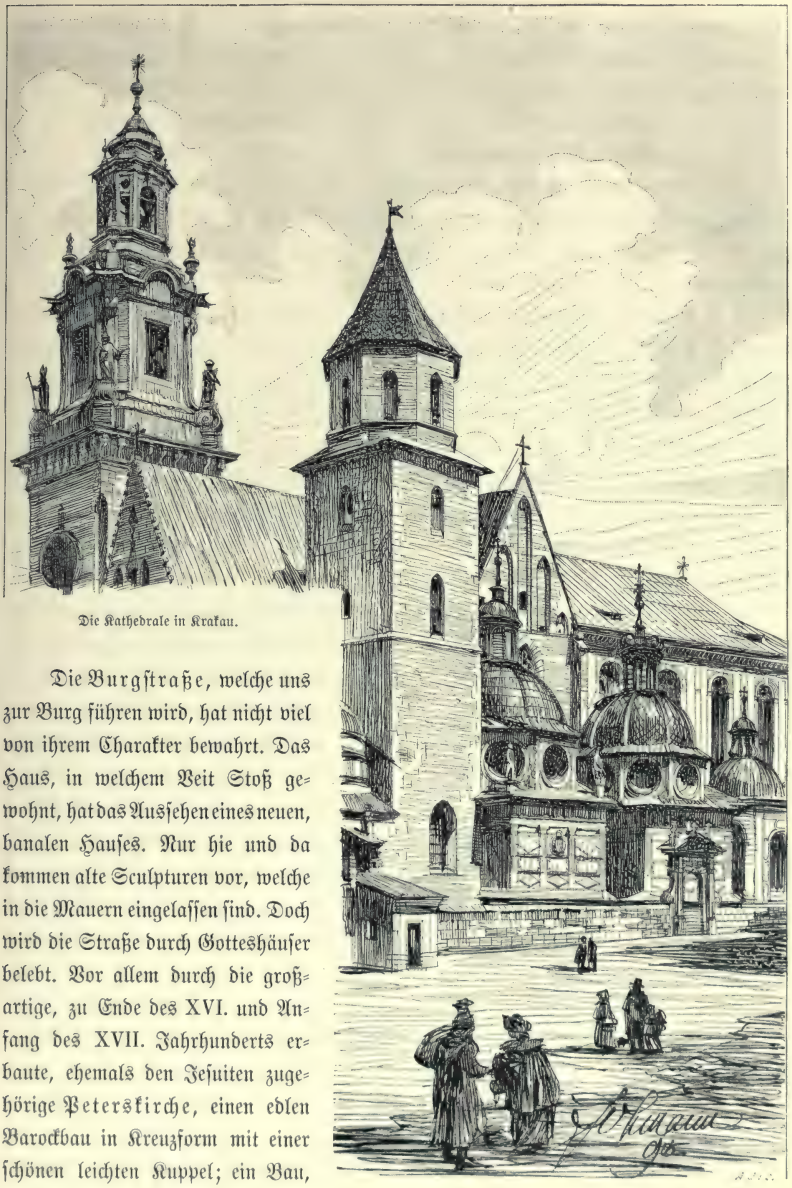
Hofraum der Jagiellonischen Bibliothek in Krakau.

hier noch eine ganze Reihe von Bauten, von welchen heute nur mehr wenige alte Krakauer etwas wissen. Der Name „Allerheiligenplatz“ erinnert daran, daß sich hier ehemals eine Kirche dieses Namens befand.

Die Jünger des heiligen Franz von Assissi gelangten früh nach Polen. Am Anfang der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts wurde ihnen in Krakau eine Kirche gebaut.

Viele Jahre sind verflossen, vieles Ungemach ist über das Gotteshaus gekommen, die Feuersbrunst von 1850 zwang zu einem Umbau und zum Erniedern der Bogenwölbung; dennoch hat die Franziskanerkirche manches von ihrem ursprünglichen Charakter bewahrt; sie zeigt z. B. an ihren Fenstern das älteste Maßwerk des Landes. In der neuesten Zeit hat man das Presbyterium mit einer etwas bunten, doch individuellen Polychromie geschmückt. An die Kirche stößt das Kloster mit seinen prächtigen, gothischen Kreuzgängen. Die Malereien einer späteren Epoche, wahrscheinlich des XVIII. Jahrhunderts, haben es nicht vermocht, den Eindruck dieser Bogenwölbungen zu zerstören. An den Wänden hängen Bildnisse der Krakauer Bischöfe seit dem Beginn des XVI. Jahrhunderts. Unter denselben befindet sich eine Menge von Grabmälern und Gedenktafeln. Das Kloster der Franziskaner spricht eine lebendige Sprache zu allen jenen, welche in der Geschichte und Legende der Vergangenheit bewandert sind. Ladislaus Ellenhoch barg sich hier im Jahre 1289 und ließ sich, in ein Mönchshabit verkleidet, an einer Schnur herab, um dem Kriegsvolk des Breslauer Fürsten Henricus Probus zu entgehen. Er sollte bald darauf als Herrscher zurückkehren. Nahezu hundert Jahre später waren die Wände des Refectoriums Zeugen der geheimen Zusammenkünfte der Erbin des polnischen Thrones, Hedwig, mit ihrem Verlobten Wilhelm von Österreich. Die Liebe zum Vaterlande jedoch siegte über persönliche Neigung. Indem Hedwig dem lithauischen Fürsten Jagiello ihre Hand reichte, gewann sie den polnischen Landen einen Bundesgenossen und dem Christenthum Tausende von Seelen.

An der anderen Seite des Platzes steht die Dominicanerkirche, welche um die Mitte des XIII. Jahrhunderts erbaut wurde. Spuren des ursprünglichen Baues sind noch heute sichtbar. Dem Unglücksjahre 1850 folgte eine verunglückte Restauration. Man baute eine häßliche Vorhalle an und füllte das Innere mit einer Masse schlechter neugothischer Sculpturen und mit Gemälden, welche unbewußte Caricaturen Overbeks sind; man erbaute einen neuen ebenso kostspieligen als mißlungenen Hochaltar, man bedeckte die Wände mit einer conventionellen Polychromie; doch blieb das Gewölbe unverändert und niemand hat es gewagt, das alte gemeißelte Portal zu verderben. So ist trotz alledem diese Kirche eine der größten Sehenswürdigkeiten Krakaus geblieben. In der Nähe des Hochaltars befindet sich das steinerne, in die Mauer eingefügte Denkmal des Fürsten von Krakau, Leszek des Schwarzen (gestorben 1288), sowie die bronzene Grabplatte des berühmten Philipp Buonaccorsi, genannt Callimachus (gestorben 1496). Um die Kirche herum erstanden im Laufe der Jahrhunderte einige schöne Kapellen. In einer derselben, welche sich im ersten Stockwerke befindet und in der Barockzeit theilweise umgebaut wurde, ruhen die irdischen Überreste des heiligen Hyacinth (gestorben 1257). Das Kloster enthält sehr schöne gothische Kreuzgänge und in den letzten Jahren hat man in demselben interessante Reste romanischer Baukunst entdeckt.



Die Kathedrale in Krakau.

Die Burgstraße, welche uns zur Burg führen wird, hat nicht viel von ihrem Charakter bewahrt. Das Haus, in welchem Veit Stoß gewohnt, hat das Aussehen eines neuen, banalen Hauses. Nur hie und da kommen alte Sculpturen vor, welche in die Mauern eingelassen sind. Doch wird die Straße durch Gotteshäuser belebt. Vor allem durch die großartige, zu Ende des XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts erbaute, ehemals den Jesuiten zugehörige Peterskirche, einen edlen Barockbau in Kreuzform mit einer schönen leichten Kuppel; ein Bau,

dessen „ganze breite Kraft, die saftige Formensprache, die gediegene Raumentfaltung“ von C. Gurlitt anerkannt wurde. Weiter treffen wir auf die St. Andreaskirche, welche noch viele Merkmale ihres ursprünglichen, romanischen Charakters an sich trägt. Endlich noch die kleine gothische St. Ägidiuskirche mit ihren marmornen Chorstühlen aus der Zeit der Renaissance und einzelnen Proben der localen Zunftmalerei. Rechts davon erhebt sich vor unseren Blicken die majestätische Burg von Krakau. Sie steht auf der Wawel genannten Anhöhe. Ehemals ragten dort sicherlich mehr Thürme auf, als heute; am Ende des XVIII. Jahrhunderts standen hier noch drei Kirchen. Gegenwärtig ist nur eine übrig, die Kathedrale.

Die königliche Burg ist in Kasernen umgewandelt worden; von Militärspitälern umgeben, durch Feuersbrünste, Einfälle und das Hausen der Rekruten ganz zugrunde gerichtet, besitzt sie nur mehr wenige Spuren ihrer einstigen Pracht. Nur von außen imponirt sie noch, indem sie von ihrer Höhe stolz auf die Stadt und die Vorstädte herab blickt. Allein, von dem ungeheuren prächtigen Hofe abgesehen, welcher an drei Seiten von einer kühnen, durch drei Stockwerke laufenden, gegenwärtig überlasteten, umgebauten Colonnade umgeben ist, bietet das Innere einen traurigen Anblick dar. In einem der größeren Säle wurden die Marmorsäulen durch hölzerne Pfeiler ersetzt, in einem andern wurde die cassettirte Decke mit einer Tünchsoffite verkleidet. Die herrlichen Fenster des ersten und zweiten Stockwerks aus den Perioden der Gothik und der Renaissance sind vermauert, die schönsten Thüren muß man heute in der Regimentsküche suchen. In dem alten, gewölbten, auf einem Pfeiler ruhenden Saale liegen jetzt die kranken Soldaten. Die ganze südliche Seite des Wawel nehmen moderne, häßliche Bauten ein, Spitäler oder Kanzleien. Nur an einigen Stellen haben sich alte Stuccoarbeiten und Thüreinfassungen erhalten, nur hier und dort zeigt sich eine unverwischte Spur, ein Wappen der Wasa-Dynastie. Drei alte Thürme strecken noch ihre, von kleinen Fensterchen durchlöcherten Ziegelmauern in die Höhe. Keine Restaurirung wird jemals die ehemalige Burg der Piasten und der ersten Jagiellonen wieder erstehen machen können, sie vermöchte höchstens den Anblick der Burg, wie er im XVI. Jahrhundert war, zu erneuern. Einen Jeden, der heute die Burg betrachtet, müssen zwei Inschriften frappiren; beim Eintritt in den Hof lesen wir: „Si Deus nobiscum, quis contra nos“? und an dem erwähnten Erker treten die melancholisch stimmenden Worte hervor: „Tempora mutantur et nos mutamur in illis“.

Auch die Kathedrale der Stadt Krakau bedarf der Renovirung.

Wir treten durch ein Thor ein, das der Spät-Renaissance angehört, und staunen die an eisernen Ketten hängenden Riesenknochen irgend eines vorsündfluthlichen Thieres an. Links ragt der Uhrthurm in die Höhe, den eine leichte malerische, aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts datirende Kupferhaube deckt. Rechts befindet sich der sogenannte

„Thurm der silbernen Glocken", welcher unten viereckig, oben octaedrisch ist und leider seinen ehemaligen Abschluß eingebüßt hat, den er jedoch bei der jetzigen Restaurirung wieder erhalten soll. Die Thorflügel des Gotteshauses sind mit Eisen beschlagen und tragen das Monogramm Kazimirs des Großen (1333 bis 1370).

Im Vergleich mit vielen monumentalen Bauten Krakaus überrascht das Innere der Kathedrale durch die Niedrigkeit seiner Deckenwölbung und den Mangel an Hoheit. An den Wänden sieht man alte Statuetten und Überreste alter Malerei. Später angebrachte Teppichgewebe verhüllen die architektonischen Linien. Dem Beschauer gegenüber steht der messingene Baldachin aus dem XVII. Jahrhundert, welcher den silbernen Sarg des heiligen Stanislaus, Bischofs von Krakau, des Märtyrers und Landespatrons beschattet. Im Hintergrunde, hinter den schönen Chorstühlen, erheben sich Reste eines abgetragenen Barockaltars, zu welchem einige Stufen hinaufführen. Zwischen diesen Stufen sind drei Grabmäler angebracht. Rechts ruht die Königin Hedwig, die Gemalin des Ladislaus Jagiello, links einer der Bischöfe von Krakau aus dem XVII. Jahrhundert und in der Mitte befindet sich eine meisterhafte eherne Grabplatte, ein Relief, das dem Andenken des Cardinals Friedrich des Jagiellonen (gestorben 1503) gewidmet und wahrscheinlich eine Arbeit Peter Vischers ist.

Um die volle künstlerische und geschichtliche Bedeutung der Kathedrale würdigen zu können, muß man die sie ringsumgebenden Kapellen, siebzehn an Zahl, abgehen. Werfen wir einen Blick auf die wichtigsten. Gleich die erste zur Rechten birgt nicht nur die Marmorgrabmäler zweier Könige, deren eines die Signatur Veit Stoß' trägt, besitzt nicht nur zwei merkwürdige gemalte Flügelaltäre, sondern fesselt vor allem das Interesse des Beschauers durch die Wandmalereien, welche in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts von ruthenischen Malern ausgeführt worden sind. In den folgenden Kapellen finden wir verschiedene Stile vertreten. Da ist ein Christus, Thorwaldsens Werk, dann eine aus Marmor gemeißelte weibliche Gestalt, deren Duplicat sich in der Kirche von Santa Croce in Florenz befindet. An den Wänden und Pfeilern des Hauptbaues stehen wie lebend vor uns, oder liegen im ewigen Schlafe ruhend die hervorragenden Männer des XVI. Jahrhunderts: bewunderungswürdige Grabmäler, welche Zeugniß ablegen vom allmäligen Übergange der Kunstthätigkeit von der gothischen Tradition zum reichen Leben der Renaissance. Weiter folgt die Kapelle der Wasa, die in ihrem Innern mit Grabinschriften überfüllt, mit einer schweren Ornamentik beladen, an der Außenseite den edlen Stil der Siegmundskapelle nachahmt, welch' letztere seit langem das schönste Denkmal der Renaissance nördlich der Alpen genannt wird.

Diese Kapelle hat der Italiener Bartolommeo Berecci in der Zeit zwischen 1518 bis 1530 gebaut, der hier seine ganze meisterhafte Einbildungskraft entfaltete, indem

er mythologische Figuren mit den Gestalten polnischer Ritter in Verbindung brachte und namentlich Ornamente ersann, welche nicht allein Krakauer Künstlern als Vorbilder dienen sollten. Die Kapelle wurde auf Kosten Siegmund des Alten (1506—1548) erbaut; er war es auch, der den silbernen Flügelaltar darin stiftete. Heute ruht er darin sammt seinem Sohne Siegmund August (1548—1572) und seiner Tochter Anna, der Letzten aus dem Stamme der Jagiellonen, Gemalin Stephan Báthorys. Alle drei liegen in den unterirdischen Räumen der Kathedrale in ansehnlichen Särgen und haben über der Erde schöne Grabmäler aus rothem Marmor, Arbeiten italienischer Künstler.

Und weiterhin, die Kapellen entlang, an den Wänden der Seitenschiffe, sowie auch an denen des Chorumgangs reiht sich Standbild an Standbild, Grabmal an Grabmal. Hier steht der nahezu ganz nackte Wladymir Potocki, von Thorwaldsens Meißel gebildet, dort ruht in einer prächtigen Grabstätte später Gothik, Kazimir der Große (gestorben 1370), aus rothem Marmor gemeißelt, unter einem schönen, auf Säulchen ruhenden Baldachin. Rund um den Sarg herum sind Figürchen in Hautrelief angebracht. An der entgegengesetzten Seite im rechten Seitenschiffe befindet sich das schöne Grabmal König Johann Albrechts (gestorben 1501), ein frühes Erbstück der Renaissance in Polen. Im Umgange, hinter dem Hochaltare, sind zwei Barockdenkmäler der Wahlkönige Michael Wisniowiecki (gestorben 1673) und Johann Sobieski (gestorben 1696); weiter dann, in einer schönen und ansehnlichen Kapelle, welche ehemals direct mit der Burg verbunden war, ruht in rothem Marmorgrabmal Stephan Báthory (gestorben 1586). Und überall ist es voll von Gedenktafeln, Bildnissen, voll von Grabmälern der Würdenträger, Bischöfe und Standespersonen. In der allgemeinen Empfindung ist die Krakauer Kathedrale schon lange, wenn nicht die polnische Westminsterabtei, so doch der „Campo santissimo“ der Nation.

Auf dem Wawel begraben zu werden, ist heute eine so große Ehre, daß niemand auch nur davon zu träumen wagt. Gehen wir an der reichen Schatzkammer der Kirche vorüber, an ihren alten Reliquienschreinen, ihren prächtigen Ornaten, Infeln und Kelchen, an der goldenen Rose, dem Geschenke des Papstes an eine Königin von Polen. Steigen wir zu den Denkmälern und Gräbern in die Gruft hinunter.

Wir treten zuerst in die Krypte des heiligen Leonhard; einen, auf mit Würfelcapitälen geschmückten Säulen ruhenden romanischen Bau. In der Krypte, sowie in den mit ihr verbundenen unterirdischen Gemächern sind die polnischen Könige, von Siegmund I. angefangen, begraben. Seine Vorgänger ruhen, wie wir gesehen haben, oben in der Kirche. Der Sarg des großen Monarchen ist aus Stein gehauen, mächtig, ohne Zierath. Sein Sohn Siegmund August und seine Tochter Anna, die Gemalin Báthorys, liegen in zinnernen Sarkophagen im Stile der Renaissance; Stefan Báthory in einem ähnlichen. Die Könige von der Dynastie der Wasa, Siegmund III., seine beiden Gemalinnen, Erzherzoginnen

K.R.v.Siegl.

Grabmal Siegmund II. August in der Kathedrale zu Krakau.

aus dem Hause Habsburg, Ladislaus IV. und seine Gemalin, sowie die Kinder dieses Hauses schlummern in reichen, zumeist mit Basreliefs verzierten Sargkisten. Es folgen die großen, monumentalen Särge der späteren polnischen Herrscher. Man vermißt unter ihnen den Letzten, Stanislaus August Poniatowski; sein Grab muß man in weiter Ferne suchen, in St. Petersburg. Hingegen haben zwei andere Männer in die Krypte der Könige Eingang gefunden, zwei Heerführer: Fürst Josef Poniatowski, Marschall der napoleonischen Armee, „le Bayard polonais" und Thaddäus Kosciuszko.

Seit 1890 ruht in einer eigenen Gruft auf dem Wawel ein neuer Ankömmling: weder ein König ist er, noch ein Krieger, es ist ein Dichter. Adam Mickiewicz, der größte Sänger Polens, welcher in Constantinopel gestorben, dann in der Nähe von Paris begraben worden war, ist von der Nation dieser höchsten Ehre gewürdigt worden. Er hat sein größtes Werk mit einer Anrufung der Gottesmutter begonnen und ein Bild der Jungfrau, eine Copie des durch seine Wunder berühmten Bildes, das er in seiner Jugend in Litthauen sah, hängt heute über seinen irdischen Überresten. Bald wird ihm auch ein Denkmal auf dem Ringplatz errichtet werden. Und doch ist Mickiewicz zu seinen Lebzeiten niemals in Krakau gewesen. Den ganzen zweiten, längeren Theil seines Lebens hat er in der Verbannung jenseits des Umkreises polnischer Lande zugebracht. Der einzige Dichter ersten Ranges, welcher unsere Stadt besucht und allerdings in der Epoche ihres tiefsten Verfalles besichtigt hat, war Goethe. Er weilte hier im Herbste des Jahres 1790.

Verlassen wir indessen die Königsgruft und treten wir an die Oberwelt in den hellen Tag hinaus, lauschen wir dem Geflüster der Bäume zu Füßen der Burg, dem Rauschen der Weichsel und dem mächtigen Geläute der großen Kirchenglocke. Selten läßt sie ihre Stimme ertönen; zu den großen Kirchenfesten nur, aber auch am zweiten Mai, ihrem Namenstage. Sie trägt nämlich den Namen Siegmund, nach dem Könige Siegmund I. Sie wurde im Jahre 1520 von dem Nürnberger Meister Hans Behem gegossen. Wenn sie von der Höhe ihres eigenen, neben der Kirche einzeln dastehenden Thurmes erdröhnt, durchbebt die ganze Stadt eine ungewöhnlich feierliche Stimmung.

Kehren wir in die Burg zurück und werfen wir aus ihren Nordfenstern einen Blick hinunter auf die Stadt, so tauchen jenseits der schon beschriebenen Kirchen und des Kranzes der Plantazionen die Vorstädte von Krakau auf. Links liegt der „Piasek" (Sand) mit der Kirche und dem Kloster der Karmeliter. An einer Wand wird die in Stein ausgehöhlte Fußform der Königin Hedwig gezeigt, einer jener Frauen, welche, wie etwa Jeanne d'Arc, die Kirche nicht canonisirt hat, die aber die Volksmassen einer Heiligen gleich verehren. Weiter rechts vom Beschauer liegt der „Kleparz", in den alten Documenten „Clepardia" oder „Florentia" genannt. Diese letztere Benennung verdankt die Vorstadt der St. Florianskirche, die wohl ihren ursprünglichen Charakter fast ganz eingebüßt hat,

aber ein plastisch ausgeführtes Triptychon spätgothischen Stiles enthält und überdies einige der schönsten Schöpfungen des Malers Hans Sueß von Kulmbach. Jenseits des Kleparz dehnt sich die Ebene aus: Wiesen, mit Bäumen bepflanzte Straßen, Dörfer, die oft reich sind an historischen Erinnerungen, weiterhin Anhöhen, welche nicht mehr zu Österreich gehören.

Um die südliche Umgebung Krakaus mit einem Blicke zu umspannen, genügt es, an die Festungsmauer unweit jener Höhle heranzutreten, wo einstmals der furchtbare Drache hauste, den Krak, der Gründer der Stadt, erschlug. Weit im Hintergrunde ragt das Tatragebirge empor. Am Horizonte taucht der Thurm der Kamaldulenserkirche in Bielany auf. Jenseits der dem Flusse entsteigenden Nebel erblickt man die Kirche von Tyniec und die Ruine der im XI. Jahrhundert dort angelegten Benedictinerabtei.

Näher dem auf dem Wawel stehenden Beschauer windet sich die Weichsel dahin. An ihrem linken Ufer erhebt sich das Kloster der Norbertanerinnen, das im XII. Jahrhundert gegründet und, obwohl es umgebaut worden ist, dennoch außerordentlich malerisch ist. Rechts vom Kloster dehnen sich große, grüne Gemeindeweiden aus, wohin infolge uralter Privilegien die Kühe der Stadt Krakau auf die Weide getrieben werden. Hinter diesen Weideplätzen leuchtet der Palast der Fürsten Czartoryski hervor, der, heute mit Kunstschätzen gefüllt, im XVI. Jahrhundert von einem berühmten Humanisten erbaut wurde. Über die Ebene ragt jedoch ein auf einer Anhöhe aufgeschütteter Grabhügel, ein in seiner Art einziges Denkmal empor. Südlich von Krakau ragt ein Tumulus des fabelhaften Begründers der Stadt, des Drachentödters Krak oder Krakus, empor. Im Osten der Stadt, unweit der Ansiedelung Mogilas, die in den alten Documenten den lateinischen Namen „Clara Tumba“ führt und zu dem im XIII. Jahrhundert gegründeten Cistercienserkloster gehört, befindet sich noch ein anderer Grabhügel, welcher dem Andenken Wandas, jener mythischen Fürstin, geweiht ist, die sich in die Weichsel gestürzt haben soll, um keinem fremden, deutschen Ritter ihre Hand reichen zu müssen. Als man im Jahre 1818 die Überreste Kosciuszkos nach Krakau brachte und sie neben den Königsgräbern auf dem Wawel beisetzte, entstand die Idee, den letzten Unabhängigkeitshelden Polens durch ein außergewöhnliches Denkmal zu ehren. Es liegt etwas Ergreifendes in dem Einfall, dem Helden Kosciuszko einen ebensolchen Hügel aufzuschütten, wie jene sind, welche von den legendaren Riesengestalten Zeugniß ablegen. Die hervorragendsten Männer der Gesellschaft spannten sich in die Karren und führten die Erde zu. Zwischen den Jahren 1820 und 1823 ist dieser Aufwurf entstanden, welcher fast die Dimensionen eines wirklichen kleinen Erdhügels hat.

Der Blick des Touristen, welcher von der Höhe des Wawel herabsieht, ruht nicht nur auf der Landschaft. Links, auf der Ostseite, beinahe zu seinen Füßen, liegt eine andere

Krakauer Vorstadt. Sie verdankt sowohl ihr Bestehen, als auch ihren Namen dem Könige Kazimir dem Großen. Es ist dies der Kazimir, eine Stadt für sich, welcher der genannte König im Jahre 1335 Privilegien verlieh, und die im Laufe der Zeit ein Judenviertel Krakaus wurde. Das berühmte Amsterdamer Ghetto kann sich an malerischem Eindruck nicht mit dem Kazimir messen. Hier ist dasselbe Menschengewühl, dasselbe beunruhigende Treiben in den Gassen; allein die Sonne beleuchtet hier kräftiger all' die gelben Kopftücher der Verkäuferinnen, all' die langen Atlasröcke, die nervösen Gesichter, die Fuchsfellmützen. An einem hellen Julitage könnte man hier fast meinen, man sei nach dem fernen Osten gekommen, ein solches Drängen, ein solches Lärmen, ein solches Geschrei in einer fremden, unverständlichen Sprache! Jeden Freitag Abends schimmern die Fenster der elendesten Häuser im Lichterglanz. Jeden Sabbath belebt sich die Vorstadt. Wie viele charakteristische Köpfe, wie viele glühende, doch immer traurige Augen! In den Synagogen versammeln sich die älteren, ernsteren Israeliten. Es gibt unter diesen Bethäusern sehr interessante und schöne, obwohl zumeist verödete. Das bekannteste darunter ist ein aus dem Ende des XIV. Jahrhundert stammender Hallenbau, welcher im XVI. Jahrhundert außen und innen umgestaltet wurde. Er besitzt einen schönen, schmiedeeisernen Baldachin, reiche Renaissancezierathen an den Wänden und viele schöne messingene Kronleuchter.

Inmitten der vornehmlich von Israeliten bewohnten Vorstadt erheben sich prächtige christliche Gotteshäuser; vor Jahren waren dieselben noch viel zahlreicher. Die Kirche, welche am wenigsten ihren ursprünglichen Charakter bewahrt hat, ist die St. Michaelskirche „am Felschen", wo im Jahre 1079 König Boleslaus der Wilde den Krakauer Bischof, den heiligen Stanislaus, erschlug. Hier befand sich, nach der Ansicht vieler Forscher, die ursprüngliche Kathedrale. Heute haben wir hier einen Bau des XVIII. Jahrhunderts vor uns. In der Nähe davon steht die St. Katharinenkirche, vielleicht der schönste gothische Bau Krakaus, auf jeden Fall aber die reichste an stilisirten Steinornamenten, Fialen, Portalen und Stabwerk. Ihr Begründer war Kazimir der Große. Das durch Brände zerstörte Gewölbe des Hauptschiffes wurde durch ein hölzernes, dem ersteren nachgebildetes ersetzt. Auch hier mangelt es nicht an Grabmälern, interessanten alten Triptychen und kostbaren Geweben aus dem XV. Jahrhundert. Kazimir der Große soll auch den Bau einer anderen großen Kirche dieser Vorstadt begonnen haben, den der Kirche „Corpus Domini". Mit Ausnahme der aus dem XVII. Jahrhundert stammenden Thurmhaube, des ungeheuren großen Barockaltars, der Renaissancekapellen und der Rococoornamente — diese letzteren gehören fast zu den Seltenheiten in unserer Stadt — hat das Ganze seinen kühnen, gothischen Charakter bewahrt.

Krakau ist eine stille, träumende Stadt. Hat man sie am Tage und in den Einzelheiten besichtigt, so muß man sie noch einmal bei Nacht betrachten. Vom Beginn

Krakau in der Gegenwart.

der Abenddämmerung an profiliren sich ihre Bauten auf dem opalfarbigen Grunde des Firmaments und es tritt mehr als eine Schönheit hervor. Wenn aber die Lichter in den Fenstern erlöschen, wenn das Mondlicht mit seinem Goldschimmer den großen Ringplatz übergießt, dann spielen auf den Fenstern der Frauenkirche die Reflexe der vor dem Altare brennenden Lampe, die Thürme wachsen empor, die Häuser werden kleiner. Die auf der Höhe stehende Burg zeigt eine mächtige und stolze Silhouette. In die von Erinnerungen strotzende Stadt kehrt das alte Leben der Vergangenheit wieder ein. Wer es kann und will, erblickt da im Hofraum der jagiellonischen Bibliothek eine bunte Menge mittelalterlicher Schüler, auf dem Ringplatze aber, in der Nähe des einsamen Rathhausthurmes sieht er die Huldigung vor sich gehen, welche im Jahre 1525 Albrecht, der säcularisirte Großmeister des Kreuzherrn-Ordens, dem Herrscher Polens leistete. Oder aber, nach Westen blickend, wird sich der im Geiste Schauende jenen Augenblick vergegenwärtigen, da Thaddäus Kosciuszko den Schwur leistete, als er zum letzten Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes hinauszog. Um das alles in seiner Seele wieder zu erwecken, muß man kein Krakauer sein, dazu gehört nur ein klein wenig historischen Gefühls. Auch muß man sich darüber Rechenschaft geben, daß, wer Städte, die einstmals berühmt gewesen und heute verfallen sind, richtig würdigen, zum mindesten oberflächlich ihre Vergangenheit kennen lernen will, sie ohne Vorurtheil sorgfältig und eingehend besichtigen soll. Er muß wissen, daß die schlafenden Städte am Tage banal und leblos dastehen; mit den Abendstunden aber kehrt Stimmung in sie ein und den alten Mauern entsteigt ewige Schönheit und Poesie.

Lemberg.

Lemberg ist eine Stadt ohne Perspective, nur aus der Vogelschau zu sehen. Nicht wie es einst uneinnehmbaren Veste anstehen würde, weit rundum das Land beherrschend, mit ihren Thürmen und Zinnen Freund und Feind von Ferne sichtbar, sondern gleichsam auf die Lauer gelegt oder sich ängstlich vor den wilden Schaaren bergend, die so oft an ihren Mauern abgeprallt sind, liegt die galizische Landeshauptstadt in einem ziemlich tiefen Kessel, ringsherum von Anhöhen umgeben. Von welcher Seite immer der Reisende der Stadt naht, rollt er gleichsam in sie plötzlich hinein. Das Unmalerische der Lage und der ziemlich morose Charakter der umgebenden Landschaft tragen jedoch dazu bei, daß sich Lemberg dem Auge des Ankommenden als etwas Unvermitteltes, Überraschendes darstellt, und der Reiz des Unerwarteten wird noch gehoben, wenn man neben den stattlichen Gassen und den stolz emporragenden Thürmen, die man selbst in unmittelbarer Nähe der Stadt nicht geahnt, auch die vielen Gärten und

Parkanlagen überblickt, welche mit ihrem erquickenden Grün die Häuserreihen unterbrechen. Es ist eine Eigenthümlichkeit Lembergs, daß es mit dem beinahe idyllischen Reiz seiner Gärten und Vorstadthaine die theilweise Nüchternheit der umgebenden Landschaft, mit seinem raschen Aufblühen seine anscheinlich nichts weniger als günstige geographische Lage, mit seinem ganz modernen Charakter seine geschichtliche Alterthümlichkeit Lügen zu strafen scheint. Dem Fremden, der in den Mauern Lembergs nur kurze Zeit verweilt, ja selbst dem Einwohner, der seine Physiognomie nur oberflächlich beobachtet, ist es eine durchaus neue, rasch emporwachsende, in manchen Theilen eben erst im hastigen Aufbau

Lemberg (Leopolis) um das Jahr 1618.

begriffene Stadt, dem aufmerksameren Blicke entgeht jedoch nicht der vornehme historische Zug, den sich die Stadt bis auf unsere Tage zu erhalten wußte.

Das alte Lemberg ist allerdings klein und seine alterthümlichen Baudenkmale von höherer historischer oder künstlerischer Bedeutung sind an den Fingern zu zählen. Es war bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts eine befestigte Stadt, wegen ihrer Uneinnehmbarkeit und der Tapferkeit ihrer Bürger im einstigen Polen hochberühmt — ornamentum Regni, munimentum primarium Russiae — und es theilte auch das Schicksal aller befestigten Plätze: die einzwängende Enge der Ringmauern, das stockende, gehemmte Fortleben eines mit Eisen gepanzerten Körpers. Ein hochwichtiger Handels- und Stapelplatz im ehemaligen Polenreiche, eine der bedeutendsten Zwischenstationen des morgenländischen Verkehrs und eine viel bedrohte Festung zugleich, im „Tatarenschlunde" gelegen, civitas finitima Regni, insolentiis hominum obnoxia, wie es König Sigismund III. treffend

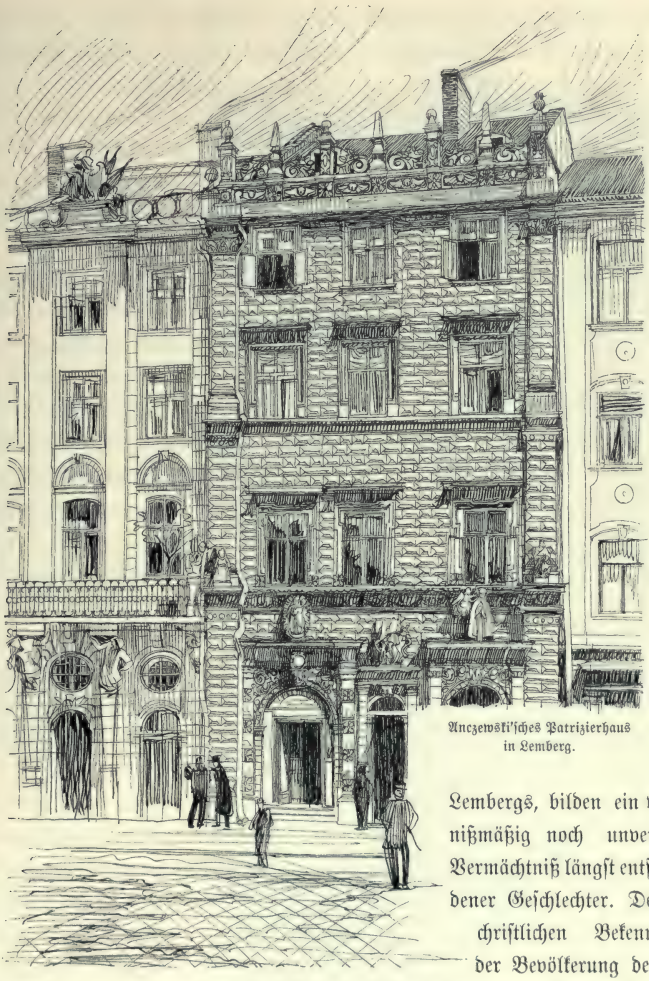
benannt — konnte das alte Lemberg wohl Reichthümer sammeln und als eine der opulentesten Städte im Königreiche gelten, war aber nicht in der Lage, nach Art der deutschen und italienischen Handelsstädte dem bürgerlichen Wohlstande in monumentalen Bauten stolzen Ausdruck zu geben. Seine Bürger waren Kaufleute und Soldaten zugleich, ja in mancher Zeit das letztere in viel größerem Maße als das erstere, und dieser Umstand neben den ungemein zahlreichen Belagerungen und noch zahlreicheren verheerenden Bränden erklärt uns das Knappe, Schlichte, rein Zweckmäßige der meisten bis auf unsere Zeit erhaltenen Baudenkmale. Der Ringplatz mit den anliegenden Gassen, der alte Kern der Stadt, so wie sie einst mit Mauern und Basteien umgürtet war, hat von seiner alterthümlichen charakteristischen Physiognomie in der letzten Zeit Vieles, ja das Meiste eingebüßt, doch haben noch einige alte Patrizierhäuser ihre ursprüngliche Form und Decoration genügend bewahrt, um als Proben der Lemberger Profanbaukunst und der bürgerlichen Wohlhabenheit gelten zu können.

Mit geringer Ausnahme sind es schmale, zweistöckige, dreifensterige Häuser, manche unter ihnen in architektonischer und decorativer Hinsicht recht interessant und bedeutend. Aus dem mittelalterlichen Lemberg, dem genuesischen „Lolleo“ und der deutschen „Leynburk“, ist uns kein Stein geblieben, aber auch von den viel späteren steilgegiebelten Ringhäusern mit gothischem Zierwerk, von denen uns locale Geschichtsquellen berichten und die beinahe durchwegs auf deutsch-schlesische Baumeister des XIV. und XV. Jahrhunderts zurückzuführen wären, hat sich keines erhalten — der furchtbare Brand im Jahre 1527 hat sie alle vernichtet. Der Neuaufbau der eingeäscherten Stadt traf in den Zeitpunkt, in welchem an Stelle des deutschen der italienische Einfluß in der polnischen Baukunst maßgebend geworden und italienische Baumeister sich verhältnißmäßig zahlreich in Lemberg angesiedelt haben; daraus ergibt sich auch der architektonische Charakter der ältesten Renaissance- und Barockhäuser Lembergs. Als das stattlichste, palastartige Patrizierhaus stellt sich das sogenannte Sobieski'sche Haus an der Ostseite des Ringplatzes dar, wahrscheinlich von dem Italiener Pietro Barbone für den Lemberger Kaufherrn Constantin Korniakt aufgeführt, einem candiotischen Griechen, der, nachdem er als Wein- und Baumwollenhändler und königlicher Zollpächter große Reichthümer erworben, sein Haus durch Heiraten mit den mächtigsten und glänzendsten Adelsgeschlechtern Polens verband. Es ist ein ziemlich schlicht, aber edel gedachter Renaissancebau mit figurenreicher Attika und reich decorirtem Portale, mit vielen interessanten Details in den inneren Räumen und mit Arkadengängen im Hofe. Minder stattlich und geräumig, aber viel zierlicher und ungemein fein in der Ausführung der Frontseite ist ein anderes Patrizierhaus in derselben Häuserreihe, das Haus Nikanor Anczewski's, Stadtconsuls und Leibarztes des Königs Johann III., im Jahre 1620 von dem polonisirten Italiener Peter Krasowski gebaut. Aus bossirten

Der Ringplatz in Lemberg mit dem Rathhaus.

Steinquadern aufgeführt, mit Sculpturen freigebig geziert, mit sehr reich decorirtem Erdgeschoß und von einer leicht und harmonisch gegliederten Dachbrüstung bekränzt, besitzt es in seinen niedlich kleinen Innenräumen sehr interessante Einzelnheiten, reich geschnitzte Thürstürze und Fenstereinfassungen. Unter anderen merkwürdigeren Privatbauten sind einige werth, besonders hervorgehoben zu werden, wie beispielsweise das vornehm angelegte Renaissancehaus des Stadtconsuls und Leibmedicus König Sigismunds III., Dibovicius, mit lateinischen Devisen, in der westlichen Häuserreihe des Ringplatzes, und das Eckhaus derselben Reihe, ein geistreich gedachtes Patrizierhaus, einst Eigenthum der altberühmten Lemberger Familie Szolc-Wolfowicz (so benannt nach ihrem deutschen Ahnen Wolfgang Scholz), mit mächtig ausladendem Erdgeschoß aus bossirten Spitzquadern, sehr originellem Eckpilaster und zahlreichen Sculpturen, darunter Köpfe in der bürgerlichen Haartracht des XVI. Jahrhunderts, und mit vielen in jener Zeit so beliebten humanistischen Sinnsprüchen in lateinischer Sprache; das Bandinelli'sche Haus aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, einst dem ersten königlichen polnischen Postmeister gehörig, mit seinen leider jetzt verstümmelten Delphinsculpturen; das sogenannte venetianische Haus, einst Eigenthum des ausnahmsweise und halbofficiell bestellten venetianischen Consuls Anton Massari (1610), aus façettirtem Boßwerk und mit dem hübsch gemeißelten St. Marcuslöwen über dem Eingange, und andere. Aber selbst in den anscheinend neuen, in trostlosester moderner Banalität dastehenden Häusern wird man in den inneren Räumen, Fluren und Höfen durch flott und originell gemeißelte Wahrzeichen, Familienmarken, gothische Thüreinfassungen, reich geschnitzte Thürstürze, ornamentale Kragsteine, schöne Holzplafonds und dergleichen überrascht, die von dem Geschmack und der Kunstliebe der Lemberger Patrizier im XVI. und XVII. Jahrhundert zwar ein nur mehr stammelndes, aber dennoch verständliches Zeugniß geben. Und in diesen Überresten einstiger Decoration welch eine wechselnde Charakteristik localen Geschmacks und welch ein buntes Musterbild verschiedenartiger Motive hier, nach Lemberg hergebracht aus den fernsten Welten: aus Ost und West — armenisches Schnörkelwerk neben spätgothischen geometrischen Verschlingungen, schwungvolle Linien italienischer Renaissance neben orientalisch auswucherndem Ornament, je nachdem der Bauherr oder Architekt ein Armenier, ein Deutscher, ein Florentiner oder ein Levantiner Franke gewesen!

Von den öffentlichen Profanbauten hat sich nach dem Einsturz des von dem berühmten und unglücklichen Stadtkonsul Martin Novicampianus um das Jahr 1620 mit einem Thurm und vielen Steinsculpturen versehenen Rathhauses, außer den zwei Zeughäusern, dem städtischen und dem königlich polnischen, die wenig Interessantes bieten, eines erhalten und nur die Gotteshäuser, feierliche Zeugen der wandelnden Geschicke



Anczewski'sches Patrizierhaus in Lemberg.

Lembergs, bilden ein verhältnißmäßig noch unversehrtes Vermächtniß längst entschwundener Geschlechter. Den drei christlichen Bekenntnissen der Bevölkerung der Leopolis Triplex, wie der locale Chronist und Dichter Zimorowicz Lemberg benannt hat, entsprechend, gehören die merkwürdigsten und alterthümlichsten Kirchenbauten drei verschiedenen, einstens auch culturell und national scharf abgeschiedenen Gemeinschaften, den römischen Katholiken, den griechisch-unirten und den armenischen Gläubigen. Es ist eine Specialität Lembergs, recht auffallend für fremde Touristen, daß es in seinen Mauern drei Erzbischöfe zählt, gleichsam ein bleibendes Kennzeichen seiner

einstigen interconfessionellen Einrichtungen, ein Vermächtniß aus den fernen Zeiten, in welchen es die internationalste und polyglotteste Stadt auf dem ganzen Gebiete des Polenreiches gewesen ist. Polnische, deutsche und italienische Katholiken, ruthenische, griechische und bulgarische Orthodoxe, protestantische Schotten, Mohamedaner und Juden vertrugen sich hier zu Zeiten im Handel und Wandel friedlich miteinander.

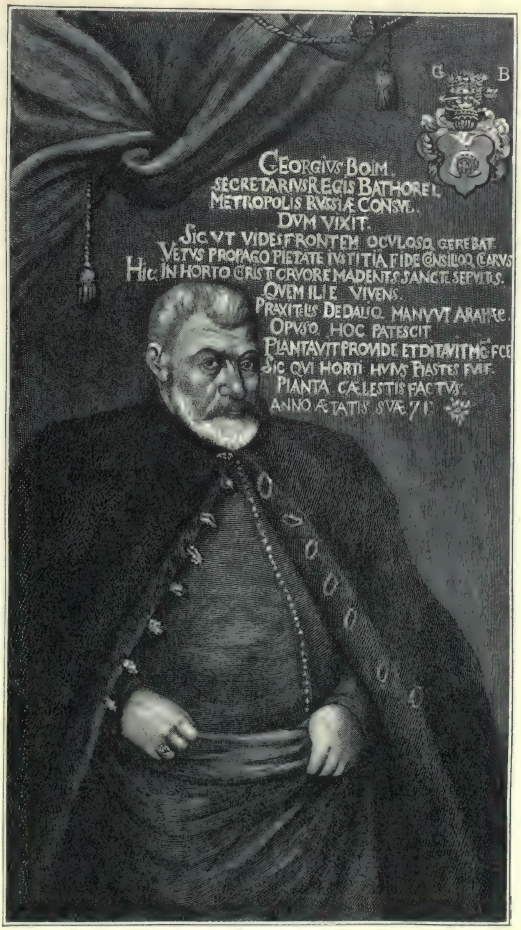
Der älteste, ehrwürdigste religiöse Monumentalbau ist die lateinische Domkirche, zu der nach einer geschichtlich nicht festgestellten localen Überlieferung König Kazimir der Große den Grundstein gelegt haben soll.

Ein gothischer Bau, nachweislich in das XIV. Jahrhundert zurückgehend, hier an den Enden der westlichen Cultur, in dem „Tatarenschlunde", in der damals so wirren reussischen Welt — gewiß ein historischer Adelsbrief für die Stadt! Der Dom, an dem sehr lang gebaut wurde — die letzten Baumeister waren Jochem Grom und Ambros Rabisch aus Breslau — ist ein Denkmal aus der deutschen Epoche Lembergs, ähnlich wie die Marienkirche in Krakau ein frommes Werk der deutschen Ansiedler, die sich auch hier als ein gemeinsinniges, städtebildendes Element erwiesen und denen der locale Chronist Zimorowicz nachrühmt, daß sie den urwüchsigen autochthonen Reussen gezähmt und bekehrt haben — e silvestri urbanum, e Roxano Romanum facientes. Nur die Abside hat den ursprünglichen gothischen Charakter beibehalten, während der ganze Dom durch Zubauten und eine unglückselige Restaurirung im XVIII. Jahrhundert zu einem uneinheitlichen, ziemlich mißgeformten Bauagglomerate geworden ist. Das Innere, eine dreischiffige, vierpfeilerige Hallenkirche hat mit Ausnahme des Hauptchores, wo noch der gothische Styl, allerdings in streng-knapper, beinahe dürftiger Gliederung erhalten blieb, seinen ursprünglichen Charakter verloren.

Gleich neben dem Dome, der Haliczergasse mit schmuckloser Rückfront zugekehrt, steht die sogenannte Ölbergkapelle, von dem Lemberger Patrizier Georg Boim, einem reichen Tuchhändler, dem ehrwürdigen Ahnherrn eines der vornehmsten Bürgergeschlechter — im Jahre 1609 erbaut — die steinerne Frontfaçade mit üppigen Renaissancesculpturen gänzlich bedeckt, im Innern mit sehr vielem theilweise polychromen Bildhauerwerk in Stein und Alabaster, von welchem die besten Theile dem genialen Johann Pfister zuzuschreiben wären, ausgeschmückt; ursprünglich ein Mausoleum der Boim'schen Familie, ein sprechendes Denkmal der Wohlhabenheit und der Prunkliebe des polnischen Patrizierthums.

Gleich nach der Domkirche verdient die St. Andreas- oder die Bernhardiner-kirche genannt zu werden, unstreitig eine der architektonisch vornehmsten Kirchen nicht nur Lembergs, sondern auch Galiziens. Ihr Bau datirt aus den ersten Jahren des

XVII. Jahrhunderts; als Baumeister fungirte der in Lemberg angesiedelte Italiener Paolo Romano und nach seinem Tode der Schweizer Ambrosius mit dem polnischen Beinamen ex arte Przychylny (der Gunstvolle). Die Bernhardinerkirche ist ein überaus stattlicher Façadenbau aus Polanyer Quadersteinen, die Façade wohl durchgebildet und geschmackvoll mit figuralen und ornametalen Sculpturen geschmückt. König Sigismund III., ein Kunstkenner und selbst Dilettant, hat als den Hauptmangel dieses sonst wirkungsvollen Baues den verhältnißmäßig zu niedrig berechneten unteren Aufbau ganz treffend bezeichnet. Die Rückseite der Kirche bildet eine der originellsten Ansichten in Lemberg; die steilspitze, mit warm coloristisch wirkenden blauen Ziegeln gedeckte Absidenkapelle, der an der Rückfront in schlankem Wulst den Giebel theilende, leider unbekränzte Ausluge-Erker, die hohe, mit Schießscharten versehene Ringmauer, jetzt friedlich mit rankendem Epheu bedeckt — Alles dies, lebhaft an die einst fortificatorische Bestimmung des Baues erinnernd, hat einen wirklich originellen, malerischen Reiz. Dieser Hinterfaçade entlang und an den alten Mauern vorbei, den einstigen Stadtwall, der jetzt eine dammartige, schattige Promenade bildet, durchschreitend, gelangen wir in einen der interessantesten Winkel Alt-Lembergs. Links die Mündung der ruthenischen



Stadtconsul Georg Boim.

Gasse mit den altersgrauen imposanten Steinmassen der dreifach gekuppelten griechisch-katholischen Stadtkirche und dem stolzen, hoch aufstrebenden Korniakt'schen Thurme, dem ruthenischen Campanile, rechts im Schatten alter Bäume der sogenannte Salpeterthurm mit steilem rothen Dache, ein ganz schlichter aber malerisch wirkender Bau, hoch über demselben die Carmeliterkirche mit den Resten ihrer Festungsmauern, vor uns das Arsenal der ehemaligen Republik, jetzt Artillerie-Zeughaus, und als Hintergrund gegen Norden der als ein einziger riesiger Busch aufsteigende Schloßberg (Wysoki Zamek), die beliebteste Promenade Lembergs.

Der ruthenischen Stadtkirche, welcher in Lemberg der geläufigere Name der „walachischen" gegeben wird, weil ihr Bau seinerzeit blos durch die freigebigsten Spenden der walachischen Hospodaren, die immer eifrige Gönner und Wohlthäter ihrer Lemberger Glaubensgenossen waren, ermöglicht wurde, gebührt volle Aufmerksamkeit. Ein edler Bau aus Krasower Quadersteinen, einfach aber kraftvoll durch Pilaster gegliedert, mit einem breiten in Stein gemeißelten dorischen Friese, auf dem der italienische Baumeister, der bereits erwähnte Paul der Römer, zwischen classische Triglyphen kirchlich-symbolische Darstellungen in byzantinischer Auffassung hineingezwängt hat, die ganze Frontseite bescheiden den Häusern angereiht, aber die Abside und der daneben hoch aufsteigende Thurm frei und trotzig dem Stadtwall zugekehrt — ist diese merkwürdige Kirche im vollsten Sinne des Wortes ein Wahrzeichen der ruthenischen Geschichte und des ruthenischen Lebens in Lemberg. Nach einem Blick in das Innere der Kirche, einen mit Geschick angelegten einschiffigen, durch toscanische Pfeiler getheilten Raum, mit einem Kuppelgewölbe, das sonderbarer Weise sich über an die Gothik anklingenden, spitzbogigen Arkaden erhebt, gelangen wir in den Kirchhof, einen überraschend pittoresken Winkel mit Kreuzgang und einer kleinen, ganz mit Sculptur bedeckten Kapelle, die zwar viel später errichtet und nicht so reich ornamentirt ist, dennoch gewissermaßen ein Gegenstück zu der polnischen Boims-Kapelle bildet. Der Hauptstolz jedoch der Kirche ist ihr daneben aufgebauter, campanilenartiger sechsstöckiger Korniakt'sche Thurm, ein mächtiger, viereckiger Quaderbau, hoch emporschießend, edel und harmonisch gegliedert, eine Stiftung des Candioten Constantin Korniakt, dessen wir bereits gedacht haben. Der die Kirche umgebende Häusercomplex ist Eigenthum der Stauropigialanstalt, welche auch das Kirchenpatronat ausübt — eines religiös-nationalen Institutes, welches einst den Brennpunkt des ruthenischen Lebens bildete und ein festes Bollwerk der Orthodoxie war, das im Kampfe gegen den Anschluß an Rom am zähesten mitstritt und erst, als schon die kirchliche Union überall obgesiegt, sich als das letzte ergab (1708).

Das einstige Ghetto in der Nähe mit seiner tief im Hinterhofe versteckten sehr interessanten Krypto-Synagoge („der goldenen Rose"), einem dunklen, dumpfen, gothisch

gewölbten Raume, beiseite lassend, an der Ostseite des Ringplatzes vorüber, durch die Grodzicki-Gasse mit dem merkwürdigen „Muttergotteshause", dem einstigen Waarenlager des Lemberger Patriziers Stenzel Scholz aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts, gelangen wir in das Gebiet der „armenischen Nation", wie die armenische Colonie in alter Zeit officiell benamset war. Die armenische Sackgasse ist eine der merkwürdigsten in Lemberg — bis auf unsere Tage hat sie noch ihr alterthümliches Gepräge beibehalten; trotz fortwährender

Die Bernardiner-Kirche in Lemberg.

Restaurirungen und Umbauten ist ihr noch das Rostige und Altfränkische geblieben; die Maurerkelle und die Tünchbürste haben die aerugo nobilis doch nicht gänzlich abzukratzen und zu überkalken vermocht. Prächtig geschnitzte Thürstürze, mit Steinsculpturen ornamentirte Portale, weit gespannte Einfahrtsgewölbe, zierliches Gitterwerk aus geschmiedetem Eisen, sonderbar geformte Familien-Merkzeichen u. s. w. lenken noch das Augenmerk des Passanten auf sich, sind aber im raschen Verschwinden begriffen, und bald wird nur die armenische Kathedralkirche den Stadttheil kennzeichnen, wo die Lemberger Armeniercolonie, der „polnische Orient", ihre Hauptstätte gehabt, wo der Armenus crinitus, aromate divus,

wie ihn Sebastianus Acernus nennt, seine Gewürz-, Teppich- und Perlenlager ängstlich hütete und sich eine morgenländisch angehauchte Filiale seiner fernen Heimat schuf. Die armenische Kirche und ihre nächste Umgebung bilden ein Gegenstück zum „ruthenischen Winkel", den wir oben beschrieben. Die Kirche ist klein, schlicht, gesenkt, aber trotz vielfacher Umgestaltung, der sie im Laufe der Zeit unterlag, merkt man ihr an, daß sie einer der ältesten Tempel Lembergs ist. Ihren Bau führt man in die Zeit Kazimirs des Großen zurück, als Baumeister wird ein mythischer Dore genannt, der wohl mit dem Baumeister Doring aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts identisch sein dürfte. An und für sich bietet die Kirche nicht viel geschichtlich oder künstlerisch Merkwürdiges, aber im Zusammenhang mit der nächsten Umgebung, mit dem Kreuzgang, dem Eingangsthurm, den kleinen Höfen, die gänzlich mit steinernen, flachen Grabplatten gepflastert sind, auf denen noch gemeißelte armenische Inschriften und krause Familienwappen zu sehen sind, mit den Schwibbogen, die in das erzbischöfliche Palais und in die „armenische Bank" (eine von Geistlichen geleitete Pfandanstalt) führen, endlich mit dem anstoßenden armenischen Nonnenkloster, als Agglomerat genommen, bildet sie ein recht stimmungsvolles Ganzes, das die Einbildungskraft eines mit Lembergs Vergangenheit vertrauten Beobachters mit einem sagenhaft historischen Schimmer umwebt und dem auch der unbefangene Fremde den Reiz eines altoriginellen, exotisch anmuthenden Culturbildes nicht absprechen wird.

Die alte innere Stadt, deren Raum durch Festungswälle und Ringmauer begrenzt war, hat ihre Hauptader in zwei Straßen, auf denen stets ein sehr lebhafter Verkehr herrscht und die en miniature an die Wiener Kärntner- und Rothenthurmstraße erinnern. Es sind dies die Krakauer- und die Haliczerstraße, beide einst durch Stadtthore desselben Namens geschlossen. Diese Thore begrenzten die Stadt gegen Norden und Süden; gegen Osten schloß sie mit der Bernardinerkirche, gegen Westen mit der Jesuitenkirche ab. Was jenseits liegt, bildet die neue Stadt, und das Wort neu ist hier in seiner vollsten Bedeutung zu nehmen, da mit Ausnahme des alten Judenviertels, des „Krakauer Ghetto", und einiger Vorstadtkirchen, die ebenfalls in die weitere Vergangenheit, zumeist in das XVII. Jahrhundert zurückreichen, fast alle Gassen im laufenden Jahrhundert erstanden sind oder neu regulirt wurden. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts wurden die Stadtwälle in Promenaden, die alten Thorbefestigungen in Plätze umgewandelt — so entstanden die Hetmans- und die Gouverneurpromenade, der Haliczer-, Krakauer-, der heilige Geist- und der Marienplatz. Das neue Lemberg hat sich in den letzten 25 Jahren mit staunenswerther Raschheit entwickelt und auf allen Gebieten des Verkehrs- und Communalwesens Fortschritte gemacht, wie sie kaum einer von seinen Einwohnern aus der Stagnationsperiode der Fünfziger-Jahre je anzuhoffen, ja zu ahnen gewagt hätte.

Die griechische Stadtkirche in Lemberg.

Durch Überwölbung des verkehrsstörenden, häßlichen Flußbettes der Poltew wurden breite, schöne, wohlregulirte Räume geschaffen, entstand der Marienplatz; die Karl Ludwigstraße, in Verbindung mit dem Marienplatz die City Lembergs, der Stadttheil der Finanzinstitute, der Geschäftscomptoirs, der Fremdenhôtels und der elegantesten Kaufladen, wurde breit, eben, mehr symmetrisch, und erinnert in ihrer jetzigen Gestalt an Berlins Unter den Linden; die Akademiegasse ist zu einer luftigen, freien Avenue geworden. Das Erwachen der Baulust fällt in die neue Epoche, welche das mächtig anziehende Beispiel der

Erweiterung und Modernisirung Wiens für alle großen Provinzstädte der Monarchie geschaffen, die aber in Lemberg mit den Siebziger-Jahren beginnt. Mit Ausnahme des Invalidenhauses, eines wahrhaft prächtigen, großartig angelegten Baues von burgartiger, romanisirender Architektur aus polychromen Ziegelwerk, einer Schöpfung des berühmten Hansen, welches zwei Jahrzehnte vorher, leider zu weit von der eigentlichen Stadt abgelegen, aufgeführt wurde, erstanden in dieser Zeitperiode die vornehmsten Monumentalbauten Lembergs, die Polytechnik, das Statthaltereipalais, das Landhaus, das ruthenische Seminar, das Justizpalais, das Post- und Telegraphengebäude, das Potocki'sche Majoratspalais und die Sparcassa, diese letztere ein prunkvoller Bau auf mächtigem, aus roh behauenen Steinquadern gefügtem, an die altflorentinischen Rustikmauern erinnerndem Erdgeschoß, mit warmabgetönten Chamotteziegeln bekleidet, mit farbigem Majolikafries, kühn aufsteigender Kuppel und kunstvollem Gitterwerk, eine Schöpfung des Lemberger Architekten Professor Zacharjewicz. Das Sparcassagebäude bildet mit der gefälligen Abrundung seiner Frontstirne die Ecke der Karl Ludwigs- und der Jagellonengasse, und nun um diese Ecke und dann noch einmal links einbiegend, an dem schönen Staatseisenbahnpalais (jetzt Hôtel Imperial) vorbei, gelangen wir in die Dritten-Maigasse, eine breite, gerade, mit Holzstöckeln gepflasterte Gasse, welche in den Stadtpark, den ehemaligen Jesuitengarten, einmündet und, selbst eine Art von Faubourg St. Germain, in das eleganteste Stadtviertel hineinführt.

Das Landhaus, ein Renaissancebau des Architekten Hochberger, mit zwei bekuppelten Seitenpavillons, die durch ein Risalitfronton mit Säulenloggia. getrennt sind, mit figuralen Sculpturen geschmückt, bildet das Hauptobject dieses vornehmen und anmuthigen Stadttheiles. Von hier aus, zumal von der Loggia des Landhauses, bietet sich dem Auge des Zuschauers eine wahrhaft reizende Aussicht, welche architektonischen Effect mit landschaftlicher Anmuth in der glücklichsten Weise vereinigt. Links in angemessener Ferne der steilrunde grüne Rasenkegel mit der rothbraunen Citadelle, jetzt ein friedlich-ernstes, rein malerisches Versetzstück, die Lemberger Engelsburg in Taschenformat, gegenüber der sanft ansteigende Stadtpark mit seinen hundertjährigen Baumriesengruppen, saftigen grünen Bosquets und zierlichen Blumenparterren, und über dem Parke auf schattiger Basis von Busch und Baumwipfeln hinaufschwebend, gleichsam auf den blauen Grund des Himmels hingezaubert, in täuschend nebliger Ferne die ruthenische St. Georgskathedrale, ein höchst effectvoll wirkender Rococobau des Italieners Fontana mit hoher Kuppel, schwungvoll, leicht und harmonisch in seiner Massenvertheilung, mit verschnörkeltem Laternenschmuck, von mächtigen schwarzen Tannen umgeben — bei Sonnenuntergang, wenn mit goldenen Fluthen übergossen und gleichsam aufflackernd in langsam erlöschender Strahlengluth, ein märchenhaft anmuthender Anblick.

Die Georgskirche in Lemberg.

Durch den Stadtpark, der von neuen eleganten Gassen umgeben ist, gelangen wir an dem Polytechnikum vorbei auf die vor einigen Jahren noch öden Vorstadtgründe: Neue Welt und Bajki, wo sich jetzt im raschen Tempo ein freundliches Villenviertel zu erheben beginnt, Kastelówka genannt, und von hier aus die neue Corsostraße benützend, an Villen und ländlich aussehenden

Gehöften vorbei, das Wulkawäldchen passirend, zum Stryjer- oder Kilinskipark und in die Stadt zurück.

Der Kilinskipark ist ein mit geschickter Ausnützung des sehr coupirten Terrains im englischen Stil angelegter öffentlicher Garten, eine Schöpfung der letzten Jahre, voll Abwechslung und von großem landschaftlichen Reiz, der sich mit jedem Jahre steigert. Diese neuen Parkanlagen, von dem Lemberger Publikum mit wachsender Vorliebe besucht, haben auch in dieser vor kurzem noch als öde und entlegen geltenden Gegend eine rege Baulust geweckt; die in unmittelbarer Nachbarschaft des neuen Parkes stattgefundene galizische Landesausstellung vom Jahre 1894 hat diese Baulust noch gesteigert und durch Belassung des monumentalen Kunstpavillons dem Kilinskipark eine architektonische Zierde und dem neuesten, eilig improvisirten Stadttheile gleichsam ein Centralobject für weitere Baugruppirung geschaffen, während gleichzeitig die elektrische Bahn dessen Verbindung mit der inneren Stadt herstellte. Dergestalt ist auch das liebliche Sophienwäldchen, einst ein ländliches Ausflugsziel der Lemberger Einwohner, auf dem besten Wege, ein Cottageviertel zu werden. So werden nun nach und nach selbst die entfernteren Ausflugsorte Lembergs der Stadt nähergerückt, ja gewissermaßen in deren eigentlichen Bereich einbezogen, darunter in erster Reihe die ländlich stille Pohulanka mit ihren lauschigen Waldwegen, welche durch die nun regulirte und sich schnell mit Villen und Häusern ausfüllende Kochanowskigasse sich der Stadt anzuschließen beginnt. Die wachsende Stadt dehnt und streckt sich nach allen Richtungen, tritt aus dem beengenden Thalkessel hinaus, dringt neugierig in die vorortlichen Wälder, erklimmt die angrenzenden Anhöhen, und die einst trostlos vereinsamten Häuser und Villen, die sich vor Jahren anscheinlich zu weit über das Weichbild der Stadt hinausgewagt haben, fanden sich eines Tages mitten ins volle Straßenleben versetzt; so wie es auch mit dem Centralbahnhofe geschah, der vor verhältnißmäßig wenigen Jahren ganz weit außer der Stadt gelegen, nun in sie einverleibt erscheint.

Lemberg ist eine große Stadt geworden und befindet sich auf dem Wege, auch eine elegante Stadt zu werden und sich alle modernen municipalen Einrichtungen eigen zu machen. Der Straßenverkehr ist sehr lebhaft, eine elektrische und eine Pferdebahn nebst einem sehr zahlreichen Lohnfuhrwerke besorgen die rasche und bequeme Verbindung zwischen den weit auseinander liegenden Stadttheilen; Lemberg ist auch eine der pferdereichsten Städte der Monarchie und galt immer für die Stadt der schönsten Privatequipagen. Je mehr aber Lemberg großstädtisch wird, je mehr sich sein Straßenleben zum hastigen, lärmenden Gedränge steigert, umso lieber und kostbarer werden ihm seine Parkanlagen und seine einst so auffallend zahlreichen, jetzt leider erschrecklich schnell verschwindenden Privatgärten. Und unter diesen grünen Zufluchtsplätzen steht der

Lemberg in der Gegenwart.

Schloßberg (Franz Josefsberg) obenan, eine hochgelegene schattige, für Fußgänger und Fahrende eingerichtete Promenade. Von der Südseite des Schloßberges ist Lemberg aus der Vogelschau zu überblicken, von Norden aus schweift das Auge über eine weite Ebene mit aus Baumgruppen gleichsam wie aus riesigen Büschen hervorblinkenden Dörfern und Gehöften, mit wogenden Saatenfeldern und grünen, in blauer Ferne verschwimmenden Auen. Es ist die Lemberger Campagna; sie ergötzt das Auge des Städters mit ihrem friedlich idyllischen Reize, aber einst hat sie von derselben Stelle aus der bewaffnete Bürger oft mit bangem Blicke überschaut, um nach den Staubwolken zu spähen, die unter den Hufen der Tataren- und Kozakenpferde hoch aufwirbelten, oder die unheimlich warnenden nächtlichen Lagerfeuer des belagernden Feindes zu zählen, welcher, nach dem Ausspruche des Lemberger Dichters aus dem XVII. Jahrhunderte, die „bleiche Ceres" aus diesen Gefilden so oft zu vertreiben pflegte.

Das Land.

Die podolische Hochebene. — Die Steppe! . . . . . Hurrah! Die Steppe! . . . . Unwillkürlich wiederholt man diesen Ausruf, mit dem einst die aus der weiten Welt mit reicher Beute zurückkehrenden Reiterschaaren bei klingendem Spiel und fliegenden Fahnen die heimatlichen Steppen begrüßten, wenn man im äußersten Nordosten unserer Monarchie längs der russischen Grenze wandert.

Ja die Steppe! . . . Wer beschreibt den Zauber dieser endlosen, blumengeschmückten Fläche? Wer schildert das Gefühl, das unser Herz rascher schlagen macht und uns Flügel zu verleihen scheint, wenn wir hoch zu Roß vom warmen Lichtmeer umflutet in die klafterhohen, duftenden Gräser hineinreiten? Der sanfte Hauch vom Pont-Euxin, der um unsere Schläfe spielt und dem Schilfrohr in dem benachbarten Sumpf ein geheimnißvolles Rauschen entlockt, flüstert uns in das Ohr Geschichten aus längstverklungenen Zeiten.

Ja früher hat die Steppe anders ausgeschaut! Heutzutage ist sie nur in unbedeutenden Resten zurückgeblieben, da der Pflug des Landmanns die lieblichen Töchter der Flora unerbittlich vernichtet, um den goldenen Wogen des üppigen Getreides Platz zu machen. Die Menschen waren auch anders. Es ist eine schreckliche, mit Feuer und Blut geschriebene Geschichte, die diese friedlichen Steppen besitzen. Sind wir doch in der Nähe des „schwarzen Pfades" czarny szlak, auf dem jahrein jahraus wilde, blutdürstige Horden zogen, um in den Culturländern des Westens zu plündern, zu sengen und zu morden! Weit über Polen hinaus kamen sie jedoch nie. Dieses Bollwerk der abendländischen Cultur konnten sie nie vernichten. Aber wie viel Blut hat das gekostet! Die zahlreichen Grabhügel, denen wir auf unserer Wanderung begegnen, bergen die morschen Gebeine der Helden, die als Vaterlandsvertheidiger den heimatlichen Boden mit ihrem Lebenssafte düngten . . . .

Doch die Erinnerung an die traurige Vergangenheit darf uns den Genuß der Gegenwart nicht stören. Mit frohem Muth und empfänglichem Gemüth ziehen wir gegen Osten, um die Eindrücke auf dieser interessanten Reise zu sammeln. Noch einen Blick von der Höhe des Franz Josephs-Berges auf die freundliche im saftigen Grün zahlreicher Gärten schwimmende Landeshauptstadt Lemberg und dann in die Steppen!

Doch halt . . . Bevor wir den lieblichen über der Stadt thronenden Hügel verlassen, wollen wir uns über die weitere Gegend orientiren, um unser Reiseziel mit benachbarten Gebieten zu vergleichen. Und man braucht wirklich kein Fachgeologe zu sein, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß wir von unserem Beobachtungspunkte aus die drei landschaftlichen Elemente, die Ostgalizien zusammensetzen, mit leichter Mühe überschauen können.

Im fernen Süden schließt die blaue Kette der Karpathen den Horizont ab. Gegen Westen erblicken wir eine sumpfig-sandige, hier und da mit dunkelgrünen Kieferwaldungen bedeckte Niederung, die bereits zum Weichselgebiet gehört und mit zahlreichen erratischen Blöcken aus nordischen Graniten, Syeniten und Dioriten überstreut ist. Sie zeigt in Flora und Fauna einen deutlich nordeuropäischen Charakter und ist in der That nichts anders als die Fortsetzung der norddeutschen und polnischen Tiefebene. Ganz anders gestaltet sich das Bild, wenn wir unseren Blick in den fernen Osten schweifen lassen, ein Bild, das sonst aus West- und Süd-Europa unbekannt ist. Hier beginnt die Hochebene von Podolien, auf dem galizischen Boden nur ein kleiner Theil jener riesigen Platte, welche die merkwürdige Bodenconfiguration von Nordost-Europa bedingt. Die in dem Gebirge häufigen Faltungen fehlen hier fast gänzlich, die krystallinischen Gesteine und die paläozoischen Schichten liegen fast ganz horizontal und scheinbar ungestört. Diese mächtige Platte, eine Urscholle, die der faltenden Kraft bei der Zusammenziehung der Erdrinde trotzte, ging jedoch bei diesem Processe nicht ohne theilweise Zertrümmerung aus. Zahlreiche Brüche durchziehen die Platte, riesige Schollen derselben sind längs der großen Verwerfungslinien in bedeutende Tiefen gestürzt und der Rand der Hochebene selbst ist durch eine Bruchlinie markirt, an der uralte Ablagerungen viele Hunderte, ja vielleicht Tausende von Meter gesunken sind.

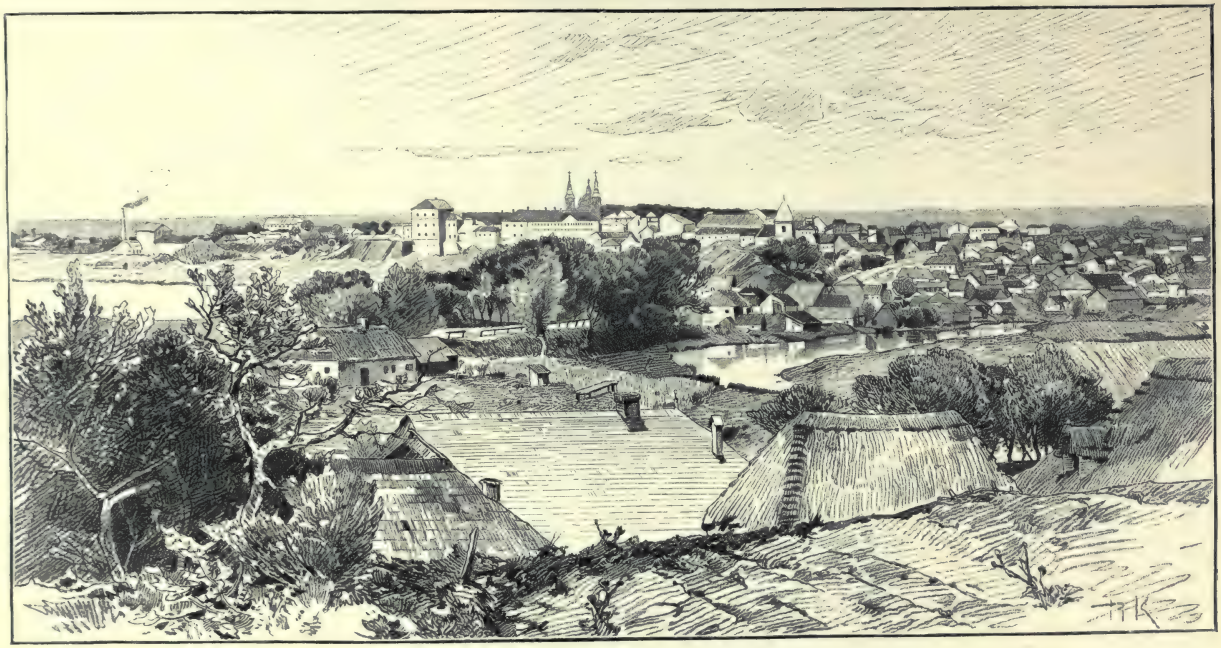
Allerdings verliert die podolische Platte in der Gegend von Lemberg, das ist an ihrer westlichen Grenze, ihren Charakter fast gänzlich. Wer würde beim Anschauen der lieblichen Hügel, welche die Stadt umsäumen und die auch fälschlich Berge genannt werden, Theile des Plateau's vermuthen? Und doch sind es keine Berge, nur von der Denudation verschonte Schollen und Lappen der zerrissenen Hochebene. Denken wir uns das Poltew-Thal, in dem die Stadt liegt, wieder mit jenem Material, das im Laufe der Jahrtausende durch das fließende Wasser fortgetragen wurde, ausgefüllt, so daß dadurch miocäne Ablagerungen des Sand- und Franz Josephs-Berges, ferner der Hügel oberhalb

des Stryer-Parkes mit einander in Verbindung treten, so haben wir dann auch keine Berge, sondern eine continuirliche Hochebene vor uns.

Die nördliche Grenze des Plateau's ist recht deutlich durch einen Steilrand markirt. Wenn wir von der Station Podzamcze aus unsere Reise gegen Osten mit der Eisenbahn Lemberg-Podwołoczyska antreten, fahren wir circa 80 Kilometer längs dieses Steilrandes. Zu unserer Rechten erhebt sich eine anmuthige, scheinbar senkrechte, mit üppigen Gestrüpp und Laubwaldungen geschmückte, zu unterst aus Kreidemergel, in den oberen Partien aus miocänen Kalken und Sandsteinen aufgebaute Wand bis zu einer Höhe von 350 bis 412 Meter, zu unserer Linken dehnt sich eine weite, sandige, öfters von Sumpf und Moor unterbrochene, stellenweise dunkle Inseln von Nadelwaldungen tragende Niederung, die die durchschnittliche Höhe von 250 Meter über dem Meeresspiegel erreicht und die Fortsetzung der nordgalizischen Tiefebene ist.

Wir befinden uns auf der Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere. Die Quellen, die dem Fuße des podolischen Steilrandes entspringen, senden ihre Wässer durch den Bug und durch den Styr der Weichsel und dem Dniepr zu, dagegen nehmen sämmtliche Bäche und Flüsse an der Oberfläche des Plateau's ihren Weg gegen Süden zum Dniester.

Auf dieser Landhöhe liegt an der von Krasne nordöstlich ziehenden Eisenbahn nahe an der russischen Grenze in waldiger und sumpfiger Umgebung Brody, früher eine der bedeutendsten Handelsstädte Galiziens. Wir aber verfolgen zu einem längeren Besuche der podolischen Hochebene von Krasne aus die südöstlich laufende Bahnlinie. An armseligen Hütten, die eher für die gänzliche Bedürfnißlosigkeit als für die große Armuth des hiesigen Bauers zeugen, an bebauten, jedoch nicht übermäßig fruchtbaren Feldern, an nassen Wiesen vorüber, braust unser Zug der Bezirksstadt Złoczów zu. Dem Fremden, der zum ersten Male Galizien bereist, fällt nebst der Armseligkeit der Lehmhäuser des Dorfbewohners auch der gänzliche Mangel der Cultur der Obstbäume bei den Bauern auf. Was da bei den Hütten sich befindet, ist Alles wild, uncultivirt, also Holzbirnen, Waldapfelbäume, Schlehdorn und zufällig gepflanzte, aber verwilderte Zwetschke. Der Bauer hat keine Lust, edle Obstarten zu pflanzen, er behauptet nämlich, daß das gute Obst Gefahr laufen würde, von den Nachbarn gestohlen zu werden, während dem das unedle, saure so wenig Anziehungskraft für andere hat, daß es zu seinem ausschließlichen Privatgebrauch bleibt. Dafür pflanzt er mit besonderer Vorliebe den Weidenbaum. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß der hiesige Bauer ohne die Weide gar nicht existiren könnte. Er benützt sie sowohl als Baumaterial für seine Schuppen und Zäune, als auch als Heizmaterial und für manch anderen Zweck. Die brave, gute Weide! . . . Fast jedes Jahr wird sie furchtbar verstümmelt, indem sämmtliche Zweige, theilweise sogar der Stamm selbst



Tarnopol.

abgehauen wird, so daß nur ein unförmlicher, 2 bis 3 Meter hoher Block — dem zum Himmel um Rache schreienden Marterpfahl vergleichbar — zurückbleibt. Diese Operation scheint jedoch auf sie keinen tieferen Einfluß auszuüben, es sprossen frische Triebe und bald lächelt ein hellgrünes Medusenhaupt von der Spitze des Stammes dem gefühllosen Peiniger entgegen. Daß sie inwendig morsch und wurmstichig ist, daß manchmal buchstäblich nur die gesunde Rinde zurückbleibt, die allein im Stande ist, den Ernährungsproceß des Baumes zu besorgen, ist der Weide auch vollkommen gleichgiltig, wie nicht minder der Umstand, ob der Boden, auf dem sie wächst, gut oder schlecht, kalkig, sandig oder mergelig ist. So sieht man mit Ausnahme der Steppen, auf denen überhaupt keine Bäume gedeihen, hierzulande überall Weiden; eine galizische Dorflandschaft ist ohne die bizarre Form der Weide, die eigentlich nur ein Zerrbild eines Baumes darstellt, undenkbar. Soll nun in die Landschaft Leben hineinkommen, so muß man sich dazu noch kleine, äußerst genügsame, mit stoischer Gleichgiltigkeit Hunger und Kälte, schwere Lasten und Mißhandlungen ertragende Pferde denken, die kaum diesen stolzen Namen verdienen und vor Allem selbstverständlich auch die Könige der galizischen Schöpfung: den Bauer im weißen Hemd und, last but not least, den Juden mit Stirnlocken und langem Talar. Diese vier Wesen gehören in Galizien entschieden zu einander.

In der Nähe von Złoczów verläßt die Bahn die Niederung und beginnt langsam durch die tiefen Einschnitte in das Plateau einzudringen. Einige 16 Kilometer nördlich von der Bahn liegt inmitten miocäner Hügel das Dorf Podhorce mit dem berühmten Schloß, das im Jahre 1637 von Stanislaus Koniecpolski erbaut, später eine Zeit lang vom König Johann III. Sobieski bewohnt wurde.

Durch tiefe Eisenbahneinschnitte im oberen Kreidemergel (hierzulande Opoka genannt) gelangen wir nach Tarnopol, wo wir die Bahn verlassen, um unsere Reise zu Fuß und zu Wagen fortzusetzen. Indem wir die 26.000 Einwohner zählende Stadt betreten, befinden wir uns in der Metropole von Galizisch-Podolien. Die ziemlich reizlose (304 Meter über dem Meeresspiegel gelegene) Gegend wird mit Recht als Galizisch-Sibirien bezeichnet, denn die nach allen Windrichtungen offene, von keiner schützenden Hügelkette gedeckte Hochebene trägt den Charakter eines typischen continentalen Klima's. Die strengen Wintermonate, in denen das Quecksilber nicht selten unter —20 Grad Celsius sinkt, die heißen Sommermonate mit den beobachteten Extremen von über +30 Grad Celsius, der rasche Temperaturwechsel und die lästigen Winde gestalten das Klima zu einem recht unangenehmen. Die Stadt selbst bietet außer dem alterthümlichen Schlosse, das gegenwärtig als Kaserne dient, und der schönen Pfarrkirche, wenig Interessantes dar; recht eigenthümlich schaut die Stadt an Markttagen aus, besonders zur St. Anna-Messe, in der hauptsächlich Pferde auf den Markt kommen, während sonst Tarnopol den Hauptmarkt für den podolischen Getreidehandel bildet.

Die eigentliche Zierde der Stadt bildet ein großer (4 Kilometer langer und 1 Kilometer breiter) Teich, einer der größten in ganz Galizien, an dessen Süd-Ufer das oben erwähnte Schloß gelegen ist. Die zahlreichen größeren und kleineren Teiche, die der podolischen Landschaft ein charakteristisches Gepräge verleihen, verdanken ihre Entstehung mehr der Natur als der Kunst. Sämmtliche Gewässer der Hochebene fließen in tiefen Erosionsthälern, die sich im Laufe der Jahrtausende in die Platte eingemeißelt haben, wodurch es leichtverständlich ist, daß solch ein Erosionsthal je nach der Härte und Festigkeit des anstehenden Gesteines sich bald erweitern, bald verengen kann. Bei jeder solchen Verengung

Steppenlandschaft bei Struśów, podolisches Plateau.

ist die Bedingung zur Sumpf- und Teichbildung gegeben; der künstlich aufgeworfene Querdamm fördert diesen Proceß und dient zur Erhöhung des Wasserspiegels.

Wir verlassen hier die Bahn und setzen unsere Wanderung nach Süden zu Fuß und zu Wagen fort. Eine leicht wellige, mit üppigem, wogendem Getreide, unter dem der Weizen die Hauptrolle spielt, bedeckte Fläche liegt vor unseren Augen ausgebreitet. Die Gegend ist nicht so einförmig baumlos, wie wir das etwa bei unserem Eintritt in die Hochebene erwartet hätten. Allerdings ist die Föhre der Niederung verschwunden, dafür sehen wir aber am Horizonte kleine, hellgrüne, hauptsächlich aus der Buche, Rothbuche und Eiche bestehende Laubwälder, die eine angenehme Abwechslung in die Landschaft bringen. Auch unsere Vorstellung von der tischartigen ununterbrochenen Hochebene war unrichtig.

Bereits hier, bei unserem Eintritt in das Plateau, haben wir einen Vorgeschmack jener großartigen Erosionserscheinungen, die wir weiter im Süden bewundern werden.

Einige Schritte auf dem scheinbar ununterbrochenen Plateau und wir stehen am Rande einer tiefen Lößschlucht. Der gelbe, ungeschichtete Löß bildet sehr steile, fast senkrechte Wände, in denen zahllose Löcher die Existenz von Vogelnestern andeuten. Die Schlucht ist trocken, nur nach einem Gewitter oder anhaltendem Regen schäumt unten eine trübe Wassermasse, die die Schlucht erweitert und vertieft.

Einige Kilometer vor dem Marktflecken Mikulińce bekommen wir zum ersten Male eines der Erosionsthäler selbst zu Gesicht, nämlich das Thal des Serethflusses. Es ist eine fast geradlinige, direct gegen Süden gerichtete Schlucht, an deren Wänden die Wirkung der nagenden und meißelnden Kraft des fließenden Wassers deutlich sichtbar ist. Unten in der Tiefe liegen die Ortschaften wie die Perlen an einem Faden längs des Flusses aneinandergereiht und verborgen, und das wiederholt sich überall in Podolien. Wenn man sich auf der Höhe des Plateau's befindet, bemerkt man mit Staunen, daß auf dem weiten Gesichtskreise die menschlichen Behausungen so gut wie fehlen und man möchte die Gegend für unbewohnt halten, würden nicht die Culturen das Dasein der Menschen verrathen.

Wie ein Mauerwerk ragt uns die Thalwand entgegen. Zu unterst zeigt sie ein rothbraunes Fundament, darauf kommt ein schmales, grünliches, dann ein hellgraues, endlich ein weißes Band, alles sehr regelmäßig horizontal angeordnet. Der Geologe belehrt uns, daß der Fluß die wagrecht ruhenden Schichten durchsägte und somit den inneren Bau der Hochebene aufschloß. Die tiefsten Ablagerungen bestehen aus uralten röthlichen Sandsteinen, die unter dem Namen der Trembowlaer-Steine bekannt sind und ganz Ostgalizien mit einem ausgezeichneten Treppen- und Trottoirmaterial versehen. Sie bilden das Liegende der grünen Sande und hellgrauer Mergel der oberen Kreideformation, worauf endlich die Sand- und Kalksteine des Miocäns folgen, womit nun die Reihe der Meeressedimente abgeschlossen wird. Es folgen die bereits erwähnten gelblichen Lößmassen, die unmittelbar in die stellenweise sehr mächtige Ackerkrume (sogenannte schwarze Erde, poln. Czarnoziem) übergehen. Merkwürdig ist die auffallende Asymmetrie solcher Thäler, an welchen das östliche Ufer gewöhnlich steil, fast senkrecht, von der Vegetation beinahe ganz entblößt, das westliche hingegen sanft geböscht und mit großen Lößmassen bedeckt ist.

Durch den kleinen Marktflecken Mikulińce mit der gut erhaltenen Ruine eines Schlosses aus dem XVI. Jahrhundert, das durch die öftere heldenmüthige Vertheidigung gegen Türken, Tataren und Kozaken berühmt ist, gelangen wir bald in die anmuthig am Gnieznabach gelegene Bezirksstadt Trembowla. Aus der Tiefe des Gnieznathales blicken wir auf die rothen Wände des mächtig entwickelten devonischen Sandsteines, die von einer schönen Schloßruine gekrönt sind. Die äußere Umfassungsmauer und die großen Basteien sind noch sehr gut erhalten und ragen in die blauen Lüfte als stumme Zeugen jener großen, blutigen Geschichte, die sich da einst abspielte. Die Lage des Schlosses ist nicht nur

strategisch glücklich gewählt, sondern auch landschaftlich malerisch. Auf einer Bergzunge, die nur auf einer Seite mit der Hochebene verbunden ist, von allen anderen aber durch das tiefe halbmondförmige Thal des Gnieznabaches und die Schlucht des Peczenijabaches halbinselartig abgeschnitten ist, gelegen, übt das Schloß auf den Beschauer einen eigenthümlichen Reiz aus. Von der Höhe der morschen, moosbedeckten Mauer schweift unser Blick weit gegen Osten, ohne auf der baumlosen Hochebene einen Ruhepunkt zu finden. Die goldenen Ähren, von leichtem Winde wellenförmig bewegt, bilden einen willkommenen Gegensatz zu dem dunklen Walde, der sich im Westen in unserer unmittelbaren Nähe erstreckt. Die freundliche Stadt zu unseren Füßen, die tiefen, rothen, devonischen Schluchten, an deren Rande wir stehen, das Grün des Waldes und das Gold der Steppe, das Alles vereinigt sich zu einem harmonischen, farbenprächtigen Bild, das seinesgleichen sucht.

Doch zurück zum Serethfluß. Unser Weg führt uns westwärts durch einen schönen Wald. Wir passiren im Markt Strusów den Serethfluß, werfen einen Blick auf das tiefe Erosionsthal — mit ähnlich wie in Trembowla rothen devonischen Sandsteinwänden — auf die schöne Kirche und das prächtige Schloß und eilen westwärts gegen die Ortschaft Zazdrość. Wie mit einem Zauberschlage ist die Schlucht, der Wald, ja fast jeder Baum verschwunden. Eine ausgedehnte Steppenlandschaft, die in weiter zitternder Ferne mit dem Horizonte verschmilzt, ist vor unserem entzückten Auge ausgebreitet. Noch vor zwei oder drei Jahrzehnten waren da die Pantalicha oder Orzełówka, Zazdrość, Stepy Strusowskie und wie alle diese Steppen heißen mögen, in ihrer urwüchsigen Pracht. Heute sind es nur bescheidene Überreste jener Urform der Plateau-Oberfläche. Mit jedem Jahre dringt die Cultur tiefer und tiefer in das Herz der Steppen ein, und bald werden sie ganz dem langweiligen, regelmäßig gefurchten Ackerboden weichen müssen.

Der wolkenlose blaue Himmel mit dem goldenen Feuerball, die weiche, leicht bewegte, erfrischende Morgenluft, der wunderbare Anblick der weiten an das Meer erinnernden Fläche erfüllt uns mit Wonne, die jeden Nerv vor Lebenslust erzittern läßt. Hoch zu Roß fühlen wir uns dem Adler gleich, der gerade jetzt in den Lüften auf Beute spähend mit seinen mächtigen Schwingen große Bogen beschreibt. Die Culturen werden seltener, die podolische Prairie erscheint vor uns in ihrer ganzen Majestät. Ein prächtiger weicher, blumendurchwirkter Teppich breitet sich zu unseren Füßen aus. Das üppige, saftig grüne Gras, die gelben Dotterblumen, die Rosenblüten des Lychnis, die Lilaglöckchen der Campanulen und tausend andere Blumen und Blüten in allen Farben des Regenbogens entzücken Auge und Herz. Doch was ist das? . . In weiter Ferne, dort wo das Blau des Himmels mit dem Grün der Steppe zusammenschmilzt und die Luft wie über der Feuerlohe erzittert, erblicken wir große Vögel, die starr und bewegungslos, wie aus Stein gemeißelt, uns verdachtschöpfend mustern. Das sind die

großen Trappen, die Riesen unter den Vögeln der Steppe. Jetzt ist allerdings ihre Furcht vor dem Menschen unbegründet, da es Sommer und somit Schonzeit ist, aber in einigen Monaten, sobald der erste Reif die schwachen Blumen der Steppe knickt, beginnt die fröhliche Jagd. Vorsichtig muß man da zu Werke gehen, denn der Vogel ist scheu, sehr scheu.

Die Gegend beginnt sich zu beleben. An großen Viehherden, die an den Brunnen ihre Morgenruhe halten, reiten wir weiter westwärts. Zahlreiche, kleinen Tannen nicht unähnliche Equiseten, die knisternd unter den Pferdehufen zusammenknicken, verrathen die Nähe des Hochmoors. Kleine Tümpel, in denen das dunkle Wasser durch Binsen und Schilfrohr durchsieht, zwingen uns vom Pferd abzusteigen und unsere Wanderung zu Fuß fortzusetzen.

Welche Lust für den Waidmann! Wer wäre im Stande Alles aufzuzählen, was da kreucht und fleucht, und treu das Leben zu schildern, das da in dem nassen Theil der Steppe pulsirt? Laut aufschreiend erhebt sich eine aufgescheuchte Kiebitzfamilie und verfolgt uns auf Schritt und Tritt mit ihrem scharftönigen „Kiwit", „Kiwit". Ganze Schaaren von Wildenten, darunter auch einige für den Zoologen interessante nordische Formen, streichen über unseren Köpfen hinweg, um sich in den entfernteren Tümpeln zu verstecken. Piepend steigen die Bekassinen auf und bringen durch ihren raschen zickzackförmigen Flug den Anfänger in der edlen Waidmannskunst zur Verzweiflung. Dafür zieht lautlos und geradlinig die Doppelschnepfe unmittelbar über dem Boden, ein Prachtschuß auch für den minder Geübten. Schon außerhalb der Schußweite erglänzt auf dem dunkelgrünen Hintergrunde ein Silberreiher, dessen schöne und kostbare Federn die Jagdbegierde reizen. Mit Gleichgiltigkeit gegen die nassen Füsse steht er stundenlang im Wasser, um seine Beute zu erspähen. Auch der Kranich ist nicht selten, obwohl seine Zugzeit noch nicht begonnen hat. Der ist noch scheuer als sein soeben erwähnter Verwandter, und der Jäger kann vom Glück sprechen, wenn er ihn auf die Strecke bekommt. Dafür spaziert der dreiste Storch stolz in unserer unmittelbaren Nähe, sich dessen wohl bewußt, daß er von uns nichts zu befürchten hat. Glaubt doch der Bauer, daß jede Mißhandlung dieses Langschnäblers unbedingt die Rache seiner Verwandten nach sich zieht, sind ja doch Fälle vorgekommen — so meint er — daß der Storch aus Rache durch glimmende Holzstücke das Haus in Brand steckte; übrigens ist das Storchschießen eine Todsünde und zieht sicher eine Krankheit, wenn nicht was Schlimmeres nach sich. Plötzlich schlägt ein tiefes Gebrumme an unser Ohr. Es ist die Rohrdommel, dieser merkwürdige Kauz, der, irgendwo im Wasser versteckt, es für seine Pflicht hält, bei diesem eigenthümlichen Concerte den Hoboisten abzugeben. Auf einer trockenen Stelle läßt sich eine Schaar größerer uns unbekannter Vögel nieder. Wir erfahren von unserem Begleiter, daß es echte Steppenbewohner, nämlich die Brachvögel sind.

Allmälig beginnt das wirre Treiben des Thierlebens nachzulassen, die Sonne hat schon längst den Meridian passirt und gießt Feuer auf die Steppe.

Wir sind müde und sehnen uns nach einem kühlen lauschigen Plätzchen. In der Ferne entdecken wir auf trockener Erhebung eine menschliche Behausung, auf die wir zueilen. Es ist eine armselige, binsenbedeckte Hütte, daneben einige Scheunen und dahinter ein Bienengarten. Der Anblick der Bäume erfüllt uns mit Freude, obwohl es streng genommen keine eigentlichen Bäume sind, sondern nur strauchartige Weichseln, verkrüppelte Kirschbäume, Dorn- und Hollunder-Gestrüpp, doch die schattige Kühle thut uns wohl. Zahlreiche Bienenkörbe stehen unter den Sträuchern oder an die Lehmmauer angelehnt, die fleißigen

Die podolische Platte in der Gegend von Kutyska bei Niżniów.

Thierchen sind jetzt in voller Thätigkeit, denn es gibt viel zu sammeln, da Alles in Blüte steht. Ein alter, ehrwürdiger Bauer, ein Prachtexemplar eines galizischen Bienenvaters, grüßt ehrerbietigst und ladet uns in seine Behausung ein. Er ist sehr gastfreundlich und gesprächig, ist ihm ja doch die weite, große Welt nicht unbekannt! Er hat seine achtzehn Jahre beim Militär ausgedient, den Feldzug in Italien mitgemacht, war in Wien in der Garnison und wurde sogar durch eine Ansprache des Kaisers ausgezeichnet; jetzt wo er alt geworden ist, betrachtet er die Steppe und seine Bienen für seine ganze Welt. Er tischt uns Milch, Schwarzbrot, Käse und Honig auf und wird gar nicht müde uns zum herzlichen Zugreifen zu animiren.

Nach diesem frugalen Mittagsmale lagern wir uns bequem im weichen Grase im Schatten des Hollunderstrauches. Wir lassen unseren Blick in die friedliche Ebene schweifen und saugen begierig den süßen Duft ein, den das neben dem Garten in voller weißer

Blüte stehende Heidekorn ausathmet. Das melancholische Gesumme der Bienen wird uns zu einem sanften Schlummerlied, bei dem wir in den so angenehmen halb wachenden, halb träumenden Zustand verfallen. Doch — ist es Traum oder Wirklichkeit? Unweit vom Garten, gleich hinter dem Heidekorn, erscheinen auf der Steppe kleine braunrothe Gesellen, die in possirlichen Stellungen und lebhaften Sprüngen ihr Spiel treiben. Es sind keine Kobolde der eingebildeten Welt, sondern leibhaftige Bewohner der Steppe mit Fleisch und Blut. Wir springen auf und die Thierchen sind verschwunden; da jedoch der Wissensdrang den Sieg über die Lust zum dolce far niente davonträgt, nähern wir uns vorsichtig den kleinen Bauen und bleiben versteckt auf der Lauer liegen. Nach einer Weile erscheint in der Öffnung ein Köpfchen, dann das ganze Thierchen, das Männchen putzt sich und pfeift, bis endlich die ganze Gesellschaft versammelt ist. Das niedliche braunrothe, viel zierlicher als der Hamster gebaute Thierchen ist im Westen und Süden Europa's unbekannt, es ist nämlich der Ziesel (Spermophilus citillus), ein Bewohner des Nordostens. Die podolische Hochebene birgt auch eine Art europäischen Prairiehundes, nämlich den Bobak (Arctomys bobac), dessen lustiges affenähnliches Treiben der aufmerksame Reisende hier oft beobachten kann.

Mittlerweile ist es Abend geworden. Die Königin des Tages ist im fernen Nordwesten in ihrer ganzen majestätischen Pracht, in Feuer und Gold gebadet, untergegangen; ein violetter Schimmer breitet sich über die Landschaft aus. Unser Gastwirth mahnt uns ernstlich davon ab, die Reise bei der Nacht fortzusetzen. Die Nacht ist keines Menschen Freund, wir könnten uns leicht verirren und in ein bodenloses Moor gerathen, übrigens treiben die bösen Geister Nachts ihr Unwesen in der Steppe. Wir bleiben. Auf weichem Heu gebettet, bringen wir die Nacht im Freien zu. Der schnatternde Ton des Wachtelkönigs und das Quaken der Frösche leitet das Abendconcert, das bald von tausend Stimmen aufgenommen wird, ein. Im fernen Sumpf blinzeln die Irrlichter, die frische Nachtluft erweitert unsere Brust, die köstlichen Düfte berauschen unsere Sinne, — o übe auf uns deine ganze Macht aus, du süße, herrliche Steppennacht!

Am nächsten Tage setzen wir unsere Reise gegen Süden fort. Durch üppige Wiesen und bebaute Felder führt unser Weg an zahlreichen Holzkreuzen und heiligen Standbildern, die die gottesfürchtige Landesbevölkerung überall reichlich errichtet, vorüber. In weiter Entfernung von den Flußthälern sind die Ortschaften selten. Aber auch hier sucht der Mensch für seine Behausung breite Lößschluchten und überhaupt Einsenkungen im Terrain auf, um Schutz vor den Steppenwinden zu finden.

Die Dörfer, die wir hier passiren, bezeugen schon durch ihr Aussehen die Wohlhabenheit des Landmannes. Nette, reinliche Häuser, mit kleinen Blumengärtchen, in denen weder die Malve, noch die Pfingstrose, am wenigsten aber die beliebte Gartenraute

fehlen dürfen, große Scheunen und Getreideständer, gut aussehendes Vieh, das Alles beweist, daß die „schwarze Erde" ihren Mann gut nährt. Die Nähe des Flusses wird immer augenscheinlicher. Kleine Waldungen und Dächer von Häusern, die die Existenz weiter unten versteckter Ortschaften verrathen, deuten darauf hin. Von Zeit zu Zeit können wir sogar einen Blick in die bewaldete und belebte Einsenkung thun, bis endlich bei der Stadt Buczacz das Erosionsthal des Strypaflusses in seiner ganzen Schönheit uns entgegentritt.

Die Uferwand des Dniesterflusses bei Zaleszczyki, podolisches Plateau.

Die Regelmäßigkeit des Laufes der linksseitigen Dniesterzuflüsse ist recht auffallend. An der Nordgrenze des Plateau's entspringend, fließen sie alle untereinander parallel südwärts, fast geradlinig, in immer tieferen Erosionsthälern: eine Erscheinung, die wir an allen galizisch-podolischen Zuflüssen wie Złota-Lipa, Strypa, Sereth, Niczława, Zbrucz und auch in Russisch-Podolien bei fast sämmtlichen Nebenflüssen wiederholt sehen.

Steil bergab führt uns unser Weg in das Thal des Strypaflusses, der hier eine kleine Serpentine bildet. An den sanfteren Gehängen des Thales hat sich die durch ihre alterthümlichen Denkmäler interessante Stadt Buczacz aufgebaut. Die steilen Ufer stehen perpendiculär — wie rothe Mauern — und zeigen die uns bekannten devonischen Sandsteine und Thonschiefer aufgeschlossen. Hoch oben thront eine schöne Ruine über der Umgebung.

In der Stadt, die zu den ältesten in Ostgalizien gehört, fesselt vor Allem das kleine, aber reizende, im edelsten Barockstil gehaltene Rathhaus unsere Aufmerksamkeit. Es wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Nikolaus Potocki, dem Starosten von Kaniów — daher auch kurzweg Kaniowski genannt — erbaut. Er war auch der letzte, der das Schloß in Buczacz bewohnte. Was die Stürme der Türken in den Jahren 1672 und 1676 nicht vermochten, hat der nagende Zahn der Zeit in einem einzigen Jahrhundert zustande gebracht: das mächtige, bereits im XIV. Jahrhunderte gegründete Schloß ist Ruine geworden. Auch die hübsche römisch-katholische Kirche, ferner das schön auf dem Hügel gelegene Basilianerkloster mit der griechisch-katholischen Kirche, dann die im griechischen Stil gehaltene Pokrowakirche (Pokrowa = Schutz) verdanken ihre Entstehung der Liberalität des Starosten. Wenn wir noch dazu das im Jahre 1652 gegründete Dominicanerkloster, die St. Nikolauskirche, mit ihren schönen Bildern aus dem XVIII. Jahrhundert, endlich die kleine aus dem XVII. Jahrhundert stammende Kirche in der Vorstadt Nagorzanka aufzählen, so haben wir noch keineswegs die Liste der Denkmäler dieser interessanten, circa 11.000 Einwohner zählenden Stadt erschöpft.

Nicht minder interessant als die Stadt selbst ist die Umgebung derselben. Wenn wir im Süden das Plateau besteigen, befinden wir uns unmittelbar in einem alten Buchenwalde. Eine Klosterruine (das sogenannte alte Basilianerkloster), auf deren zerfallenen Mauern hundertjährige Bäume wachsen, fesselt unsere Aufmerksamkeit. Zu unseren Füßen gähnt ein Abgrund, in dessen Tiefe die ruhige Strypa ihre Fluten rollt. Kaum 100 Meter breit ist diese tiefe Erosionsschlucht, die mit ihren rothen, fast senkrechten 60 bis 70 Meter hohen Wänden in der freundlichen Umgebung des grünen Waldes sich wunderbar schön ausnimmt.

Auf unseren Reisen in der weiten, großen Welt haben wir bereits etwas Ähnliches, allerdings in viel größerem Maßstabe gesehen. Das gähnende Thal zu unseren Füßen ist ja doch nichts anderes als die Miniatur der nordamerikanischen Cañons. Der Arkansas, der Yellowstone und viele andere, vor Allem aber der Coloradoriver fließen in solchen tiefen Erosionsthälern mit steilen Ufern. Allerdings reicht die Höhe solcher Uferwände in Amerika in Hunderte, ja Tausende von Metern, doch theoretisch ist das dieselbe Erscheinung, die wir in verkleinertem Maßstabe an podolischen Flüssen sehen.

Wir sind überwältigt von der Großartigkeit der Erscheinung. Zwar sehen wir im Hochgebirge, auf einem erhabenen Gipfel stehend, viel tiefere Thäler und viel mächtigere Felswände, aber der Eindruck ist doch anders. Es kommt uns ganz selbstverständlich vor, dort, wo es hohe Berge gibt, auch tiefe, dazu gehörige Thäler zu erwarten. Daß aber eine glatte und scheinbar ununterbrochene Ebene plötzlich und unerwartet einen tiefen Riß, einen Abgrund zeigt, das ist überwältigend. Der Laie ist gerne geneigt eine furchtbare

Katastrophe, die hier die Erdkruste bis zu ihren Eingeweiden aufwühlte, anzunehmen, und doch ist es in Wirklichkeit nur die unscheinbar waltende erodirende Kraft des fließenden Wassers, die im Laufe der Zeiten diese großartige Erscheinung zu Stande bringt.

Weiter gegen Süden wandernd gelangen wir in circa zwei Stunden in den reizend gelegenen Markt Jazłowiec. Er befindet sich am Olchowiecbache, einem Nebenzuflusse der Strypa, der wieder die Tendenz des geradlinigen südlichen Laufes der podolischen Flüsse in auffallender Weise zeigt. An seinem steilen Ufer erhebt sich malerisch die Ruine des einst mächtigen Schlosses, das im XV. Jahrhundert erbaut, durch lange Zeit eine wichtige Rolle in der Geschichte der Kriege mit den Türken, Tataren und Kozaken spielte. Bemerkenswerth ist auch der in der Nähe befindliche Palast, der, vom Vater des letzten polnischen Königs erbaut, jetzt in seinen Mauern das Mädchenerziehungs-Institut unter der Leitung der Ursulinerinnen beherbergt.

Auf der Oberfläche des Plateau's fällt uns eine Erscheinung auf, die für das landschaftliche Aussehen sowohl dieser Gegend, als auch — und zwar in noch stärkerem Maße — des weiter südöstlich am rechten Dniesterufer gelegenen Gebietes sehr charakteristisch ist. Es sind das zahlreiche, sehr regelmäßige, trichterförmige Einsenkungen mit sehr steilen Wänden, die die cultivirten Felder unterbrechen. Solche Trichter, deren größter Durchmesser einige 20, manchmal gar über 50 Meter und deren Tiefe 5 bis 30 Meter beträgt, haben ihre Ursache in dem geologischen Baue des Terrains. Unmittelbar unter dem Löß befinden sich hier die Schichten der Miocänformation, die zahlreiche Gypsstöcke führen. Da der Gyps im Wasser leicht löslich ist, so geschieht es, daß gar mancher von diesen Gypsstöcken durch das Regenwasser ausgewaschen wird. Es entsteht nun ein Hohlraum, in den der Löß und die Humusdecke trichterförmig einsinken. Für den Landmann ist diese Erscheinung nichts weniger als angenehm, da solche Trichter, wie nicht anders zu erwarten ist, für die Bodencultur verloren gehen. Auch die in diesem Theile von Podolien häufigen Gypshöhlen, von denen die größte bei Bilcze am Serethflusse aus vielen Kilometer langen Gängen besteht, verdanken ihre Existenz derselben Entstehungsweise; sie spielten in vergangenen Jahrhunderten eine große Rolle, da sie der Landbevölkerung während der so oft sich wiederholenden Einfälle der Barbaren als Schlupfwinkel dienten.

Wir passiren die Ortschaft Beremiany, noch einige Schritte — und ein Ausruf der Bewunderung und Überraschung entschlüpft unseren Lippen! Wir stehen am Rande eines felsigen, über 100 Meter tiefen Abgrundes, in dem weit unter unseren Füßen der majestätische Dniesterstrom seine grünlichen Fluten nach dem Schwarzen Meere führt. Mit einem Blick überschauen wir einen großen Theil seines mächtigen Thales, das bald cañonförmig ist, bald aber — und zwar an den Krümmungen — am convexen Ufer hohe steile Wände, am concaven hingegen anfangs flache, weiter aber landwärts sich

terrassenförmig erhebende Halbinseln bildet. Fast überall im Thale und an den nicht zu steilen Gehängen wächst Wald und Gestrüpp; dort aber, wo der Strypafluß mündet, erblicken wir ein förmliches Hügelland, indem das Plateau durch die Denudation in zahlreiche bergförmige Lappen zerrissen wurde.

Wir lassen unseren Blick auf dem rechten Ufer in die Ferne schweifen: auf das gesegnete, kukuruzreiche Pokutien, auf den schmalen dunkelblauen Wall der Karpathen, der wie eine zierlich gesäumte, am westlichen Himmel aufsteigende Wolke das ganze Panorama abschließt. Was für ein prächtiges Bild! Was für ein Leben in dem Bilde! Hoch über unseren Köpfen wiegt sich der Seeadler auf seinen Fittigen in den Lüften, die lachenden Mövenschaaren stürzen sich kopfüber in die Tiefen des Thales, der schwere Pelikan, der da zufälligerweise von seinen heimatlichen flachen Limanen verschlagen wurde, blickt theils neugierig auf die ungewohnten Felsen, theils neidisch auf die Fischer, die gerade auf einen großen Wels Jagd machen. Die Flößer, die dem Ponteuxin zueilen, jauchzen uns einen Gruß zu, wir danken und behalten sie eine Zeitlang im Auge, bis sie an der Krümmung hinter der rothen Wand verschwunden sind.

Ja roth, grün und wieder roth! Alles was nicht zu der Herrschaft der Flora gehört, ist da im Osten Podoliens, Dank der mächtigen Entwicklung der devonischen Schichten, roth und abermals roth, so die Thalwände, die Einschnitte, ja sogar der Staub auf den Straßen, woher auch die vielen podolischen Orts-Fluren-, ja sogar Völkernamen (Roth-reußen) mit dem Beiworte roth (polnisch czerwony) herzurühren scheinen.

So wandern wir sinnend längs des schönen Stromes dahin. Die waldigen Karpathen, die ihn zeugten, verlassend, nähert er sich beim Städtchen Mikołajów der Hochebene und bildet durch längere Zeit ihre Südwestgrenze, bis er endlich bei Nižniów ganz in dieselbe eintritt und zum eigentlichen Plateaufluſse wird. Von da angefangen bekommt er keine Karpathengewässer mehr, weil der betreffende Theil des Gebirges schon zum Donaugebiete (Pruth, Czeremosz) gehört, es werden von ihm nur die typischen bereits oben angeführten Plateau- und Steppenflüsse zur linken Seite aufgenommen. Er fließt nun in einem großartigen Erosionsthale, dessen steile Wände stellenweise über 150 Meter hoch sind. Die absolute Höhe seines Niveaus beträgt unterhalb von Halicz (wovon Galizien seinen Namen hat) bei Nižniów, wo er zum eigentlichen Plateaufluſse wird, 192 Meter, bei Okopy an der russischen Grenze, wo er Galizien verläßt, 107 Meter; berücksichtigt man dabei, daß die Länge des Stromes zwischen diesen beiden Punkten 228 Kilometer beträgt, so ergibt sich daraus sein mittlerer Fall mit 0·373 Meter auf 1 Kilometer.

Eine Wanderung im podolischen Flußthale ist sowohl in geologischer als auch in geographischer Beziehung sehr lehrreich und interessant. Man vergißt hier ganz die

Hochebene und glaubt irgendwo in eine karpathische Gebirgslandschaft versetzt zu sein, denn lauter anmuthige, bewaldete Hügel und steile Felsen umgeben uns von allen Seiten. Es ist nicht zu verwundern, daß diese reizenden, verborgenen Schluchten auch den Urvölkern, die diese Gegend vor Jahrtausenden bewohnten, als Lieblingsaufenthalt dienten. Zahlreiche Schachtgräber, Altäre und Tumuli für den Cultus des Sonnengottes bestimmt, steinerne und metallene Werkzeuge und Zierathen bilden hier ein ausgiebiges Feld für die Urgeschichtsforschung. Auch für den Jagdliebhaber haben diese wald- und gestrüppreichen Cañons eine besondere Anziehungskraft; denn Schwarzwild, Rehe, Füchse, im Winter auch Hasen, gibt es da in Hülle und Fülle.

Petroleumgruben von Schodnica, Karpathen.

Für den Besucher Galiziens, dessen rauhes Klima in keinem besonders guten Rufe steht, ist vor Allem anderen eine Änderung der Verhältnisse in diesem Theile Podoliens sehr wohlthuend. Zum ersten Male sehen wir hier kleine Weinculturen, in den wohlgepflegten Gärten der Städtebewohner und der Großgrundbesitzer gedeihen edle Pfirsiche, Marillen, überhaupt die feinsten Obstsorten. Daß hier auch alle möglichen Gemüsearten und die Feldfrüchte ausgezeichnet wachsen, braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden.

Eine kleine Stromfahrt thalab gehört auch zum Programm der podolischen Excursion. Es stehen uns leider keine Dampfer zur Verfügung, da die Schiffahrt auf dem Dniester noch in den Kinderschuhen steckt. So müssen wir denn mit einem Floße vorlieb nehmen, wenn wir nicht das kleine Bauernboot vorziehen, das an die Indianer-Canoes erinnert und aus einem ausgehöhlten Stück Holz besteht.

Nach der Passirung der großen Krümmung gelangen wir in einen Cañon mit steilen bewaldeten Wänden. Das Flußbett ist unten so schmal, daß man bei Hochwasser kaum so viel Platz findet, um längs des Wassers gehen zu können. Zum ersten Male bemerken wir beim Markt Uścieczko im Liegenden des rothen Devons die tiefste Formation von Galizisch-Podolien, nämlich grünlichgraue Schieferthone, dunkle Kalksteine mit zahlreichen obersilurischen Versteinerungen. Diese Änderung der Formation bedingt, daß die Farbe der Cañons weiter im Osten nicht mehr roth, sondern dunkel ist.

Am rechten Ufer beginnt das sogenannte Pokutien. Der Name umfaßt weder ein geologisches noch ein geographisches Gebiet, ist auch in ethnographischer Beziehung nicht begründet. Unter „Pokutien" versteht man hierzulande den südlichen Theil von Galizien und spricht von den pokutischen Karpathen, von der pokutischen subkarpathischen Ebene und schließlich auch von der pokutischen Hochebene, die aber nichts anderes ist als ein integraler Theil von Podolien.

Eine kleine Excursion nach der Bezirksstadt Horodenka gibt uns Gelegenheit, letztere kennen zu lernen. Wir sehen eine äußerst baumarme, wellige Gegend, die durch große Fruchtbarkeit des Bodens ausgezeichnet ist. Da das Brennmaterial hier selten und theuer ist, so benützt der Bauer zum Heizen Kuchen aus Kuhdünger und gehacktem Stroh. Wir sehen hier überall an den Lehmmauern, die das Besitzthum des Bauers einfrieden, ferner an den Gebäudewänden solche Kuchen zum Trocknen in der Sonne angeklebt. Hier beginnt auch die Herrschaft des Kukuruz (türkischen Weizens). Meilenweit erstrecken sich die Culturen dieses wichtigen Productes, das die Hauptnahrung der niederen Volksclassen ausmacht. Die Maisfelder bringen eine angenehme Abwechslung in die Landschaft, da der hohe Kukuruz, in dem ein erwachsener Mann sich ganz bequem verstecken kann, auf dieser baumlosen Fläche gewissermaßen die Wälder vertritt. Von den Hausdächern hängen die ausgesuchtesten Maiskolben, die zur nächsten Saat bestimmt sind, herab; sie werden da zusammen mit verschiedenen Kräutern, die die ganze Hausapotheke des Bauers ausmachen, in der Sonne getrocknet. Der Großgrundbesitzer säet da vorzüglich Weizen und pflanzt daneben auch Kartoffeln, wenn eine Spiritusbrennerei in der Nähe ist.

Von der Stadt Horodenka, die durch ihre schöne, von dem bereits erwähnten Starosten Kaniowski erbaute Barockkirche berühmt ist, gelangen wir in der Gegend von Zaleszczyki an den Dniester zurück. Diese Ortschaft, durch schöne Obstgärten und kleine Weinplantagen ausgezeichnet, liegt sehr anmuthig auf einer großen, durch eine Serpentine des Dniesters gebildeten, terrassenförmigen Bergzunge. Das gegenüberliegende Bukowinerufer bildet eine steile Wand, in der die podolischen Formationsglieder in regelmäßiger Aufeinanderfolge zu Tage treten.

Circa 32 Kilometer nördlich von Zaleszczyki liegt am Serethflusse das kleine Dorf Ułaszkowce, das durch seine Julimessen berühmt ist. Seit der Erbauung der Eisenbahnen in Galizien haben diese Messen an Bedeutung verloren, aber in früheren Zeiten bildeten sie — vor Allem in ethnographischer Beziehung — eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Neben den europäischen Kaufleuten konnte man da Typen aus dem fernsten Asien in ihren phantastischen und malerischen Trachten sehen. Gegenwärtig bildet die Messe einen wichtigen Markt für den Getreide-, Wolle- und Spiritushandel. Östlich von Zaleszczyki passiren wir bei der Ortschaft Gródek den tiefen Cañon des Sereth- und bei Uście Biskupie den des Niczławabaches.

Felspartie von Urycz im Bezirke Stryj, Karpathen.

Unweit von Uście Biskupie erblicken wir ein neues landschaftliches Element, das bei der Oberflächengestaltung der Hochebene sehr in die Augen fällt. Es ist das ein förmlicher Hügelzug, der zwischen Sinków und der letztgenannten Stadt nach Russisch-Bessarabien hinüberstreicht. Man sieht auf den ersten Blick, daß er mit den podolischen Erosionsformen nichts Gemeinsames hat und gewissermaßen auf das Plateau aufgesetzt zu sein scheint. Er besteht aus sogenannten sarmatischen Ablagerungen, also Relicten jener Seen, die die Periode der theilweisen Aussüßung und des allmäligen Verschwindens der Mediterran-Meere aus dieser Gegend bezeichnen. Etwas Ähnliches wiederholt sich weiter östlich. Bei Podkamień in der Nähe der Stadt Brody beginnt ein schöner bewaldeter Hügelzug, der den klangvollen Namen Miodobory (Honigwälder) führt und sich auf das russische Gebiet bis in die Gegend von Kamieniec Podolski erstreckt. In geologischer Beziehung stellt er ein sarmatisches Kalkriff dar, das aus Bryozoen-, Serpulen- und anderen fossilen Thierschalen zusammengesetzt ist.

Wir gelangen an die Mündung des Zbruczflusses, somit in den äußersten Osten des Landes, und stehen auf einer schmalen Halbinsel zwischen den tiefen Cañons des Dniester- und Zbruczflusses. Eine kleine, kaum aus ein paar Häusern bestehende Ortschaft Okopy św. Trójcy (Schanzen der heiligen Dreifaltigkeit) krönt malerisch den höchsten Gipfel dieser Halbinsel und bezeichnet die Stelle, an der einst eine kleine Feldbefestigung stand.

Die ostgalizischen Karpathen. — Auf der Reise von Westen in die Hauptstadt des Landes sehen wir zu unserer Rechten fast ohne Unterbrechung sich ein Kettengebirge erheben, das bald in der Ferne als ein blauer Wolkenrand die bewaldete Ebene abschließt, bald aber, wie z. B. bei Przemyśl, in unsere unmittelbare Nähe herantritt, aber immer eine willkommene und angenehme Abwechslung für unser, durch den Anblick der trostlosen und langweiligen sumpfig-sandigen Niederung zu unserer Linken ermüdetes Auge bildet. Es ist dies das karpathische Mittelgebirge, der nordöstliche Zweig des großen europäischen Alpensystems. Seine galizische, also Nordseite gehört in hydrographischer Beziehung durch die Vermittlung dreier mächtiger Flußsysteme, Weichsel, Dniester, Donau, zweien Meeren, nämlich der Ostsee und dem Pont Euxin, an.

Je länger wir das Gebirge betrachten, je mehr wir von den krystallenen, aus demselben entspringenden Strömen passiren, desto mächtiger steigt in uns der Wunsch auf, das Innere dieses Zauberlandes kennen zu lernen, und wir benützen die nächste Gelegenheit, um mit der Erzherzog Albrecht-Bahn die Hauptstadt zu verlassen und gegen Süden, das ist gegen die ungarische Grenze, zu eilen.

Gleich hinter dem Bahnhof kreuzen wir den Fichtenwald, der den Übergang von der Hochebene zur nordgalizischen Niederung bedeutet, und passiren bei der Station Basiówka in der Höhe von 320 Metern über dem Meeresspiegel die europäische Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere. Von nun an bewegen wir uns an der Westgrenze der podolischen Hochebene im Gebiete des Dniesterflusses.

Von den Fenstern des Eisenbahnwagens aus können wir in der Gegend nichts besonders Anziehendes entdecken, aber einige 20 Kilometer westlich vom Bahnkörper gelangen wir in eine anmuthige, hügelige, bewaldete, von zahlreichen Schluchten coupirte Landschaft, die einige Kilometer südlich von Lemberg beginnt und sich bis an den Dniesterfluß in einer Länge von circa 40 Kilometern erstreckt.

Diese ausgedehnten Forste, die größtentheils zu der hochherzigen gräflich Skarbek'schen Stiftung für Waisen und Greise gehören, der hochstämmige, majestätische Laubwald, die Schluchten mit malerischen Felspartien, die gewissermaßen die sächsische Schweiz in Miniatur darstellen, die grünlichen Hügel, auf denen zahllose Rehe weiden, bilden ein wahres Paradies, sowohl für den Waidmann als für den Naturfreund.

Wir passiren die Station Pustomyty, bekannt, wie die Nachbarortschaft Lubień, durch ihre heilkräftigen Schwefelbäder. Wir lassen den Markt Szczerzec bei Seite liegen, um uns an dem Anblick des zu unserer Linken gelegenen, mit einem Kirchlein gekrönten Gypshügels zu ergötzen, wir bewundern vor Mikołajów das schöne palastartige Institut der bereits erwähnten Skarbek'schen Stiftung und gelangen bei der Ortschaft Rozwadów zum Dniesterfluß. Dröhnend braust der Zug über die eiserne Brücke, wir blicken neugierig hinaus und ein Laut der Enttäuschung entschlüpft unseren Lippen! Soll das derselbe mächtige Strom sein, den wir weiter im Osten kennen gelernt?

Es ist allerdings ein kleiner, unbedeutender Fluß, dem aber doch nicht zu trauen ist. Bei jedem Hochwasser wird die ganze Gegend überschwemmt, und wir sehen sogar jetzt in der trockenen Zeit zahlreiche Tümpel und nasse Wiesen, die das ungewöhnlich große Inundationsgebiet verrathen. Circa 120.000 Hektar stehen da mehrmals im Jahre unter Wasser, eine Thatsache, die zwar den Jäger entzückt, da es in diesen Tümpeln und Sümpfen von Wildenten und Bekassinen wimmelt, dem Landwirth dagegen weniger willkommen ist.

Die podolische Platte, deren südlichen Steilrand das linke Dniesterufer bildet, verschwindet allmälig hinter uns, und ein neues geologisches und landschaftliches Element breitet sich vor unseren Augen aus. Es ist das die subkarpathische Ebene, deren ziemlich unfruchtbarer Boden aus den Alluvionen, hauptsächlich Schotter, der Gebirgsflüsse zusammengesetzt ist.

Die Aussicht gegen Süden ist geradezu reizend. Große dunkle Waldungen bezeichnen den Übergang von der Ebene zum Gebirge, der schöne, klare Stryjfluß windet sich wie ein blaues Band durch die Landschaft, weiter südlich erheben sich die diluvialen Flußterrassen, die die Lage der ehemaligen Flußbette markiren, und ganz im Hintergrunde steigt die anmuthige, sanft gezackte, mit einzelnen Gipfeln bis über die Baumgrenze emporschießende Kette der Karpathen in die Höhe, denen kleine Salzthonhügel vorgelagert sind. In der hübschen Stadt Stryj, einem Knotenpunkte der galizisch-ungarischen und der Transversalbahn, wollen wir uns gar nicht länger aufhalten, da es uns zu mächtig in die schöne freie Natur hinaus zieht.

Außerhalb der Stadt wendet sich die Bahn nach Südwesten. Immer deutlicher tritt das Gebirge hervor, die vorderen Ketten werden immer höher und lassen die dahinter liegenden verschwinden. Bald können wir die Almen und die Wälder auf dem höchsten Parajzka-Zekemin-Kamme unterscheiden. Zu beiden Seiten des Flusses erstrecken sich die scheinbar undurchdringlichen Wälder der Vorberge. Gerade vor uns dräuen die riesigen Forste der Staatsdomäne Lisowice, die durch ihren Wildstand berühmt ist. In den Bacheinrissen und an den Ufern des Stromes sieht man Schichten der Salzthonformation anstehend.

Hinter der Station Lubieńce sehen wir die beiden Ufer des Stryjflusses sich langsam erheben. Mit jedem Schritt wird die Gegend anmuthiger. Steile Felspartien, die sich ruinenartig über dem klaren Strome erheben, dunkle Tannenwaldungen, lachende grüne Bergwiesen und schäumende Bäche folgen in angenehmer Abwechslung. Noch eine dröhnende Fahrt über die Stryjbrücke, noch ein kurzes Verschwinden in den Eingeweiden der Erde in einem kleinen Tunnel, und unser Zug gleitet langsam in die Station Synowódzko: wir halten unseren Einzug in die Karpathen.

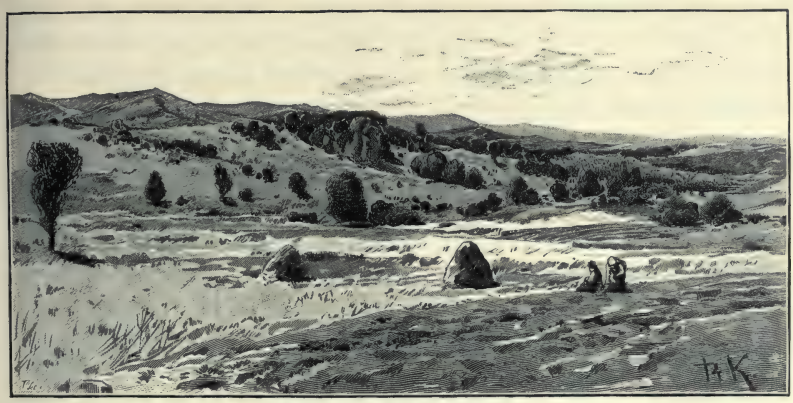
Es ist zwar kein wildromantisches Gebirgspanorama, das sich vor unserem Blicke entfaltet, es gibt da keine Schneefelder, keine Gletscher und keine schroffen zerrissenen Zinken und Nadeln, aber wir müssen doch gestehen, daß die Gegend schön, sehr schön ist. Die klare bläuliche Luft umgibt Alles mit einem unaussprechlichen Zauber, die Berge scheinen in einem saphirartigen Äther zu schwimmen. Die breite, üppige Alluvialebene der beiden vereinigten Flüsse: des Stryj und Opor, ist von allen Seiten von Bergen umrandet. Wie ein Wall erhebt sich im Hintergrunde die Paraszka-Zelemin-Kette, deren Spitzen die Höhe von über 1200 Metern erreichen. Große dunkelgrüne Tannenwaldungen bedecken ihre Böschungen und nur die höchsten Gipfel ragen mit ihren üppigen Almen baumlos in die klaren Lüfte empor. Mächtige Gebirgsäste entspringen der Hauptkette und senden ihre bewaldeten Ausläufer weit in die Ebene hinein. Längs der rauschenden Ströme erheben sich steile, durch die Erosion des Wassers entblößte Steinwände oder lachen üppige Wiesen und bebaute Felder uns entgegen. Es zieht uns unwiderstehlich auf die Berge, auf die Almen, wir sind ungeduldig das ganze Bild mit einem Blick zu überschauen und dem entfernten Podolien, das wir so liebgewonnen haben, den letzten Gruß von der luftigen Höhe zuzusenden.

Wir verlassen die Bahn und begeben uns längs des Stryjflusses nach Korczyn, einer kleinen Ortschaft, die als klimatischer Curort von Sommerfrischlern besucht wird. Von hier aus führt der Weg an dem Ufer eines kleinen Baches, der seine Quellen hoch auf den Abhängen der Hauptkette hat. Ein herrlicher Urwald umgibt uns von allen Seiten. Mit wahrer Wollust schlürfen wir den köstlichen würzigen Tannenduft, und verwundert blicken wir auf die undurchdringlichen Dickichte, in denen die morschen, durch die Windbrüche gefallenen Baumstämme, das Jungholz und die lebenden hoch aus dem Waldeszwielicht zur Sonne emporgeschossenen Tannen ein wildverschlungenes, schier unentwirrbares Knäuel bilden. Die nassen Stellen an den Bächen sind mit Riesenblättern von Huflattich bedeckt, auf den Lichtungen der Waldwiesen verbreitet der harzige Salbei seine aromatischen Düfte und die schlanke Königskerze leuchtet mit goldgelben Blüten.

Vorsichtig schreiten wir vorwärts, denn wie leicht könnte uns der braune Bär aus seinem Versteck entgegentreten, eine Begegnung, die zwar ungefährlich, aber nichts weniger

als angenehm ist. Nach einigen Stunden beschwerlichen Bergsteigens werden die Tannen merklich kleiner, sie verkrüppeln endlich zu Sträuchern, deren Geäste sich ängstlich an den Boden schmiegt, um nur Schutz vor den rauhen Winden zu finden. Endlich verschwindet auch der letzte Strauch und eine üppige „Połonina“ (Alm) steigt vor uns in die blauen Lüfte wie eine grüne blumengeschmückte Wand empor.

Wir waten bis an die Knie im hohen Grase und bewundern die herrliche Karpathenflora, die sich zu unserem Empfang mit ihren schönsten Blüten schmückte. Stellenweise versinken wir förmlich in dem weichen aus isländischem Moos, Heidel- und Preißelbeeren bestehenden Teppich oder rutschen an dem schlüpfrigen felsbedeckenden Geflechte aus, um erst durch die Alpenrosen und den duftenden Thymian aufgehalten zu werden. Doch endlich



Czarnahora-Kette von Peczenižyn aus.

befinden wir uns auf dem Gipfel der Paraszka (1271 Meter), der höchsten Spitze dieser Gebirgskette, und der Anblick, den wir genießen, entschädigt uns reichlich für die Mühsale des beschwerlichen Kletterns. Welch ein liebliches Bild! Im Süden erblicken wir ein ganzes Meer von Ketten und Gipfeln, von denen die entferntesten bereits zu Ungarn gehören. Ein Tannen-Urwald bedeckt das Ganze wie mit einem dunkelgrünen Sammtmantel, der mit dem glänzenden blauen Bande und den silbernen Schnüren des Oporflusses und seiner zahlreichen Nebenbäche reich durchwirkt und verbrämt ist. Tief zu unseren Füßen liegen im Norden die niedrigen Vorberge, durch die der schöne Stryjfluß sich seinen Weg bahnt, und hinter ihnen erstreckt sich die endlose, in nebeliger Ferne verschwindende Ebene mit ihren Feldern, Ortschaften und Waldungen. Wir unterscheiden ganz deutlich den podolischen Steilrand, und bei klarer Luft sind wir sogar im Stande, mit Hilfe eines Fernrohres den circa 94 Kilometer entfernten Franz Josephs-Berg in Lemberg zu erkennen.

Es liegt da förmlich eine Reliefkarte vor uns ausgebreitet, deren Einzelnheiten wir mit einem Blick überschauen. Die Oro- und Hydrographie der Ostkarpathen ist sehr einfach. Wir haben da parallele, zusammengeschobene, nordwest-südöstlich streichende Bergzüge, von denen der höchste an der ungarischen Grenze, der zweithöchste aber unmittelbar in der Nähe der Vorberge sich befindet, während die dazwischen liegenden Ketten bedeutend niedriger sind, eine Erscheinung, die, wie wir bald sehen werden, in dem geologischen Bau der Gegend ihren Grund hat.

Vom 40° 30' Längengrade (östlich von Ferro) gehört dieser Theil des Gebirges dem Dniester-Gebiet an. Sowohl der Hauptstrom als auch seine wichtigeren Nebenflüsse, wie Strwiąż, Stryj mit dem Opor, Świca, Lomnica, die Goldene und die Schwarze Bystrzyca, fließen hauptsächlich in tektonischen Querthälern, während die Längsthäler durch zahllose kleine Bäche entwässert werden. Steile Böschungen sind da selten, senkrechte Wände findet man nur an den Wasserrissen und den Ufern größerer Ströme, wo durch die Kraft der Erosion der Berg unterminirt wird. Da fast Alles mit Vegetation bedeckt ist, so gehören auch nackte Felsen zu den Seltenheiten.

Gerade von unserem Standplatz aus können wir zwei solche Felspartien, nämlich die von Urycz und Bubniszcze durch das Fernglas unterscheiden. Sie machen den Eindruck von Burgruinen und bilden einen auffallenden Gegensatz zu der sanft geböschten und bewaldeten Umgebung. Von den karpathischen Dörfern sehen wir sehr wenig, da nur die nächsten an unseren Hauptkamm grenzenden Thäler sichtbar sind; alle übrigen verschwinden ganz oder zum größten Theil hinter den Gebirgsketten. So macht nun die Gegend den Eindruck einer unbewohnten Wildniß, und die majestätische Ruhe, die nur selten durch das Jauchzen der Hirten und das Blöken der an den fetten Almen weidenden Heerden unterbrochen wird, erzeugt in uns das Gefühl der Einsamkeit.

Wir kehren in das Thal des Oporflusses, nach Synowódzko zurück.

Der ruthenische Volksstamm, der diesen Theil der Karpathen bewohnt und unter dem Namen „Bojki" bekannt ist, hat da gar manche interessante Typen aufzuweisen. Die Ortschaft Synowódzko verdankt ihren Ursprung den tatarischen und türkischen Kriegsgefangenen, die hier internirt wurden. In den Nachbardörfern wohnen die Besieger derselben, die zum Lohn für ihre Tapferkeit vom König Ladislaus IV. sämmtlich nobilitirt wurden. Es ist keine Seltenheit hier Dorfgemeinden zu finden, deren Insassen vom reichsten bis zum ärmsten Bauer dem Adelsstande angehören. Die häufigen Benennungen mit dem Beiwort „türkisch", wie z. B. „türkischer Fels" u. s. w., scheinen auf die Zeit dieser Kriege hinzudeuten. Die heutigen Bojki in Synowódzko erinnern oft, sowohl durch ihre Gesichtszüge als auch durch die Familiennamen und den Hang zum Handel, an ihre tatarische Abkunft. Es sind das lauter reisende Krämer, die in ganz Galizien,

zum Theil sogar im Auslande mit ungarischen Weintrauben, Zwetschken und Schafkäse Handel treiben.

Die Eisenbahn führt uns längs des Oporflusses tiefer in das Gebirge hinein. An den steilen Uferwänden haben wir die beste Gelegenheit, einen kleinen Einblick in den geologischen Bau der Gegend zu gewinnen.

Es fällt uns auf, daß die Schichten nicht mehr horizontal liegen, wie dies in Podolien überall der Fall ist, sondern steil aufgerichtet und vielfach geknickt sind. Die ursprünglich wagrecht abgelagerten Meeressedimente sind durch die Zusammenziehung der Erdkruste gefaltet, das ist, in große Sättel und Mulden zusammengeschoben worden. Die in der Bewegung begriffenen Massen stauten sich an der festen krystallinischen Urscholle der podolischen Hochebene, und auf diese Weise sind die meisten Falten beim Fortdauern der schiebenden Kraft nach Norden überkippt worden.

Bezüglich des geologischen Alters und der petrographischen Beschaffenheit der Schichten herrscht da wenig Mannigfaltigkeit. Es ist das derselbe „Wiener Sandstein" auch „Flysch" genannt, den wir am Kahlen- und Leopoldsberge bei Wien sehen; sein Alter ist theils obere Kreide, theils Alttertiär. Außer den Sandsteinen sehen wir auch andere Felsarten, hauptsächlich aber Thonschiefer und Mergel. Die petrographische Beschaffenheit äußert sich schon in landschaftlicher Beziehung, da selbstverständlich die weichen, der Denudation leicht unterliegenden Schiefer keine hohen Gipfel bilden können. Dazu eignet sich vor Allem die jüngste karpathische Felsart, der compacte sogenannte „Magurasandstein", der an der ungarischen Grenze die höchsten Ketten bildet. Neben ihm ist der massige „Jamnasandstein" (eine Ablagerung des oberen Kreide- und des älteren Tertiärmeeres) zu nennen, der die Neigung zur Bildung von Felsen und mächtigen Gebirgsstöcken hat. Sein Hauptzug fällt in die Nähe der Vorberge, deswegen sehen wir auch hohe Ketten sich bereits am Anfange des Gebirges erheben, dann folgen die niedrigeren aus jüngerem Thonschiefer und dünngeschichteten Sandsteinen aufgebauten Züge, bis endlich an der galizisch-ungarischen Wasserscheide der mächtige oligocäne Magurasandstein in steilen Kämmen und schroffen Spitzen bis zu der Höhe von 1700 bis 2000 Meter emporschießt.

An Erzen sind die galizischen Karpathen sehr arm. Mit Ausnahme schlechter Thoneisensteine, deren Eisengehalt so gering ist, daß sich die Gewinnung desselben gar nicht lohnen würde, haben wir keine Erze. Dafür ist das Erdöl, das die Grundlage der bedeutenden galizischen Petroleumindustrie bildet, hier überall zu Hause. Es ist an gewisse Schichten und Formationen gebunden; am reichlichsten erscheint es im Eocän, wo es die porösen Sandsteine wie auch Spalten und Hohlräume im Gebirge ausfüllt. Gerade in der Nähe befindet sich ein großes Bergwerk in Schodnica.

Um dahin zu gelangen, müssen wir nach Podhorodce längs des Stryjflusses, von da aber an der Ortschaft Urycz vorüber durch eine wilde, waldige, beinahe pfadlose Gegend. Wir lassen uns die Gelegenheit nicht entgehen, unterwegs auch die berühmten Felspartien von Urycz, das Ziel zahlreicher Touristenexcursionen, in Augenschein zu nehmen. Nach kurzem Marsche gewahren wir plötzlich beim Verlassen der Schlucht die mächtigen Sandsteincolosse von Urycz, deren graue mit Moos bedeckte Häupter hoch über den grünen Tannen emporragen. Zahlreich sind die Spuren, daß diese Felsen einst bewohnt waren und als natürliche Festung dienten. Man sieht da ausgemeißelte Gemächer, Cisternen und Treppen, man bemerkt Theile von Mauerwerk, das die ohnehin starke, natürliche Festung uneinnehmbar machen sollte, man hört unter den Füßen den dumpfen Wiederhall verborgener unterirdischer Räume. Verwitterte, größtentheils unlesbare Inschriften scheinen auf irgend einen Unglücksfall, auf Tod und Elend hinzudeuten. Zwei Stunden von Synowódzko entfernt, befindet sich in der Nähe der Ortschaft Bubniszcze eine ähnliche Felspartie mit ausgemeißelten Gemächern, Cisternen u. s. w. In geologischer Beziehung ist das ein und dieselbe Zone des dickbankigen massigen Jamnasandsteines, der überall, wo er auftritt, zu Folge der außerordentlichen Mächtigkeit der Schichten und der Widerstandsfähigkeit gegen Verwitterung die Neigung zur Felsbildung hat.

Nach einigen Stunden anstrengender Wanderung durch den Urwald gelangen wir in ein offenes Thal und erblicken nun ein merkwürdiges Bild. Mitten in der Waldwildniß bilden Hunderte von Bohrthürmen eine förmliche Stadt, zahlreiche Maschinen erzeugen dicke Rauch- und Dampfwolken, zahllose Arbeiter sind — ähnlich den Ameisen — in regsamer Thätigkeit begriffen. In den Schmieden klingt der Hammer, in den Schächten ächzt der Bohrkrahn und schlägt dumpf der Meißel auf das harte Gestein, von Zeit zu Zeit ertönt der schrille Pfiff der Dampfpfeife oder erklingt der gedehnte Ruf des hoch auf dem Thurme sitzenden Arbeiters, der das An- und Abschrauben der Bohrstangen besorgt. In den fertigen Schächten zischt das herausströmende Gas und quillt das dunkelgrüne, dickflüssige Erdöl, das in den Reservoirs gesammelt wird. Überall Leben und hastige rastlose Arbeit, wir möchten fast glauben, daß uns eine überirdische Macht nach Pennsylvanien oder Ohio hinübergezaubert hat.

Wir setzen unsere Reise in das Innere der Karpathen fort. Die Eisenbahn bewegt sich bis an die ungarische Grenze im reizenden Querthale des Oporflusses.

Gleich hinter Synowódzko passiren wir eine herrliche, parkähnliche mit alten Eichen bewachsene Wiese, und nähern uns in dem engen, schluchtartigen Thale dem Marktflecken Skole. Von allen Seiten lachen uns bewaldete Berge entgegen und nur die höchsten Spitzen der uns bereits bekannten Paraszka-Zelemin-Kette leuchten wie Flammen mit ihren gelblichgrünen Almen. Zu unseren Füßen schäumt über die Stromschnellen der krystallene Opor

und bahnt sich energisch seinen Weg durch die harten Gesteine. In den höheren, bereits an die Almen grenzenden Waldpartien balzt hier im Frühjahr der Auer- und der Birkhahn, tiefer unten findet man überall Haselhühner in Menge. Im dunklen Dickicht versteckt sich der räuberische Wolf und der plumpe Bär, irgendwo auf dem Baume lauert der Tiger dieser Gegenden, der schöne, aber blutgierige Luchs. Prachtvolle Hirsche kommen da auf die Strecke, und der karpathische schwarze, ganz mit Harz und Tannennadeln gepanzerte Eber ist wegen seiner Größe und Tücke gleich einem apokalyptischen Ungeheuer ein wahrer Schrecken für den jungen Jäger.

Der freundliche, im Thale liegende Marktflecken wird im Sommer vielfach von den Bewohnern der Hauptstadt besucht. Noch vor etwa fünf Jahrhunderten war diese Gegend

Kosów.

eine unbewohnte Wildniß. Erst im Jahre 1397 erhielten zwei Walachen die Bewilligung vom König Ladislaus Jagiełło zur Gründung zweier Ortschaften, und seit jener Zeit datirt die Colonisirung dieser Berge.

Hinter Skole verengt sich das Thal wieder. Die mächtige, bereits mehrmals erwähnte Hauptkette wurde hier durch die Natur gewaltsam durchbrochen und der reißende Opor wüthet da zwischen großen Blöcken massigen Sandsteines. An der großartigen Sägemühle und dem Schlosse des Eigenthümers der ausgedehnten Herrschaft Skole braust der Zug über Światosław nach der Station Hrebenów. Die Tannenwälder begleiten uns auf der Fahrt ununterbrochen und erst bei Sławsko verliert die Gegend von ihrem Reiz, weil die Berge der Umgebung kahl sind. In der Höhe von 650 Meter über dem Meeresspiegel erreicht die Bahn die galizische Grenzstation Ławoczne.

Die nächste Station Beskid liegt zwar noch auf galizischer Seite, steht jedoch bereits unter der Verwaltung ungarischer Bahnen.

Der Grenzkamm, der fast überall in Galizien den Namen unbekannten Ursprunges „Beskid" führt, ist an dieser Stelle nur etwa 900 Meter hoch. Die Fahrt von Lawoczne bis zu der Grenze über kühne Viaducte und hohe Brücken ist wegen des fortwährenden Wechsels des schönen Gebirgspanoramas sehr interessant. Durch einen 1743 Meter langen Tunnel gelangen wir auf die andere Seite des Beskid und begrüßen das gesegnete Ungarland.

Die Czarnohora. — Das Bild des galizischen Kettengebirges wäre nur unvollständig, wenn wir nicht zugleich auch die pokutischen Berge, vor Allem aber die Königin der galizischen Ost-Karpathen, die imposante Czarnohora kennen lernen würden.

Indem wir nun die Eisenbahn Stryj-Stanislau benützen, bewegen wir uns auf dieser ganzen Strecke im Gebiete der Salzthonformation, parallel mit dem Gebirge. Der fortwährende Wechsel zwischen sanften, bewaldeten Salzthonhügeln und den alluvialen Thälern der karpathischen Dniesterzuflüsse, die wir auf unserer Fahrt passiren, sowie der Anblick der uns begleitenden Bergketten und zahlreicher größerer und kleinerer Ortschaften bieten einen sehr anmuthigen Wechsel. Auch die Bahn selbst ist wegen der zahlreichen Terrainschwierigkeiten, die sie siegreich überwindet, sehr interessant. Starke Krümmungen, kühne Brücken und Viaducte, Vorkehrungen im Rutschterrain zur Sicherung des Bahnkörpers gegen den fließenden Salzthon u. s. w., sind auch für den Laien im hohen Grade sehenswerth.

Vorüber an den Moorbädern von Morszyn, an den freundlichen Salinenstädtchen Bolechów, Dolina und Kałusz, eilen wir nach Stanislau, in dessen Umgebung wir die östlichsten Nebenflüsse des Dniester, nämlich die Schwarze und die Goldene Bystrzyca übersetzen. Die blühende circa 23.000 Einwohner zählende Stadt, die erst im XVII. Jahrhundert von Andreas Potocki, dem Castellan von Krakau, gegründet wurde, eilt an uns vorüber. Die Thürme des Rathhauses und der zahlreichen Kirchen grüßen uns nur von weitem und verschwinden bald in der Ferne, während das Dampfroß der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn in südöstlicher Richtung dahinbraust. Hinter Ottynia passiren wir die Wasserscheide zwischen dem Dniester und der Donau, noch ein Augenblick und das prachtvolle Gebiet des Pruthflusses, das gesegnete, nach der hiesigen Sprachweise „mit Honig und Milch fließende" Pokutien liegt vor unserem entzückten Auge ausgebreitet.

Im Süden erheben sich die mächtigen Bergzüge mit ihren wohlgeformten Gipfeln, auf deren dunklem Grunde hier und da weiße Schneefelder schimmern. Das fruchtbare Thal an den Ufern des forellenreichen Pruthflusses sieht wie ein sorgfältig gepflegter Garten aus, dessen üppige Maisfelder, Tabakpflanzungen und Wallnußbäume das wärmere Klima

Wasserfall des Pruthflusses bei Dora.

verrathen. Zahlreiche Dörfer mit schloß- und villenartigen Herrschaftshöfen und alten Parkanlagen bringen Leben in das schöne Bild und fesseln unsere Aufmerksamkeit. Inmitten dieser Ortschaften thront die Hauptstadt von Pokutien, das regsame, reiche Kołomea, deren Fabriksschlote auf eine blühende Industrie schließen lassen. Der scharfe Petroleumgeruch verräth schon von weitem die Grundlage dieser Industrie. Sind wir doch in der Nähe des berühmten Petroleumbergwerkes von Słoboda rungurska, das bereits Millionen von Metercentnern dieser kostbaren Flüssigkeit lieferte.

Die 30.000 Einwohner zählende Stadt ist sehr alt, denn sie wurde bereits im XIII. Jahrhundert von dem Haliczer Fürsten Koloman (Sohn Andreas II., Königs von Ungarn) gegründet. Gleich den anderen ostgalizischen Ortschaften hatte auch Kołomea viel von den Tataren, Türken und Walachen zu leiden. Gegenwärtig ist Kołomea ein wichtiger Handelsplatz für Vieh, Getreide, Holz, Thierfelle, Eier u. s. w. Nicht minder berühmt ist die hiesige Hausindustrie, vorzüglich in Thon- und feinen geschnitzten Holzwaaren.

Wir verlassen die Bahn und begeben uns zu Wagen durch die Stadt südwärts, um in das Innere der schönen Berge, die wir von weitem bewundern, zu gelangen. Zwischen den fruchtbaren miocänen Hügeln und zahlreichen Ortschaften wandern wir auf der Chaussee südwärts. Wir lassen zur Linken die Ortschaft Myszyn, berühmt durch ihre reichen Braunkohlenablagerungen, liegen und kommen hinter Jabłonów in die Vorberge der Salzthonformation, wo uns der prachtvolle Rückblick auf die ganze pokutische Pruthebene entzückt. Von ausgedehnten duftigen Tannenwaldungen beschattet, nähern wir uns der kleinen Bezirksstadt Kosów, deren Lage im Thale des Rybnicabaches zwischen den Vorbergen und den karpathischen Ketten höchst malerisch ist. Die Vegetation im Thale mahnt an das Klima der Gegend von Kołomea: wir sehen da Mais und Tabak, Wassermelonen und Wallnüsse. Gleich hinter Kosów gelangen wir in das Gebiet des massigen Sandsteins, der auf dem Berge Kamienista ruinenähnliche Felsen bildet. Durch eine wilde, steinige Schlucht führt unser Weg nach Jaworów und von da über einen hohen Sattel in das Thal des Schwarzen Czeremosz (Nebenfluß des Pruth) und in einer Thalverengung zwischen zwei senkrechten Wänden, die eine natürliche Pforte bilden, gelangen wir in das Weichbild der Ortschaft Żabie, des größten Dorfes in Galizien mit 7000 Einwohnern auf 10 geographische Quadratmeilen.

Wir begrüßen die imposante, fast bis an die Schneegrenze hinaufreichende Czarnohora, von der einige Gipfel in weiter Ferne hinter den vorgelagerten Bergen auftauchen, und betrachten neugierig den interessanten Volksstamm dieser Gegenden, die Huzulen. Auf kleinen, schön gebauten, klugen Pferdchen, die nach ihren Gebietern den Namen der Huzulen tragen und zu Gebirgstouren wie geschaffen sind, setzen wir unsere Reise längs des reißenden Czeremoszflusses fort.

Hinter der Mündung des Ilciabaches verengt sich das Thal und wird wildromantisch. Steile, bewaldete Wände umrahmen die reißenden Fluten, die durch wilde Cascaden und schäumende Stromschnellen ein starkes Gefälle verrathen. Wir verlassen das Hauptthal und begeben uns in das Thal des Nebenbaches Bystrzec. Zwischen den Buchen- und Tannenwaldungen erheben sich die Schichtenköpfe der oligocänen Sandsteine, an die sich die Huzulenhütten — wie die Schwalbennester an die Mauer — anschmiegen. Nur selten genießen wir durch die Waldlichtung den Anblick eines der mächtigen Gipfel der Czarnohora, die in unerreichbarer Ferne zu liegen scheint, da unser Ritt bereits den größten Theil des Tages beanspruchte und noch immer kein Ende nehmen will.

Wir steigen langsam, aber stetig in die Höhe. Es wird schon finster, als wir endlich eine Almhütte auf der Połonina (Alm) „Gadżyna" 1300 Meter über dem Meere erreichen. Die Gastfreundschaft ist eine der Haupttugenden des Huzulen — wir werden herzlich aufgenommen und erhalten ein Nachtlager in der Sennhütte. Die letztere stellt einen luftigen Bau aus Tannenreisig dar und gewährt mit ihren Ajourwänden nur mäßigen Schutz gegen Wind und Nachtkälte. Der mächtige Feuerherd in der Mitte spendet jedoch angenehme Wärme, die uns den belästigenden Rauch vergessen macht. Der brodelnde, über dem Feuer aufgehängte Kessel und die braunen auf den Wandpulten aufgeschichteten Schafkäseleibe versprechen uns ein kräftiges Nachtmahl. Und in der That! Im Nu ist der duftende Maisbrei (Polenta), das Hauptnahrungsmittel der hiesigen Bevölkerung, fertig. Mit Bryndza und Speck zubereitet mundet er uns vortrefflich und kräftigt für die Anstrengungen des morgigen Tages. Auf duftendem Heulager hingestreckt lauschen wir begierig den Geschichten über den weiland großen Räuberhauptmann Dobosz, eine Art huzulischen Rinaldo Rinaldini und bewundern die ausdrucksvollen Gesichter der Huzulen, die in der grellen Beleuchtung und dem dunklen Hintergrunde ein Bild darstellen, das des Pinsels eines großen altflämischen Meisters würdig wäre. Der melancholische Klang der Trombite lullt uns in den Schlaf ein; wir verbringen eine ruhige Nacht und eilen mit Tagesanbruch ins Freie. Ha, welch ein Anblick! . . .

Ein mächtiger felsenstrotzender Kessel umgibt uns von allen Seiten. Zu unserer Rechten erhebt sich die bewaldete Mariszewska (1564 Meter), zur Linken das wildromantische Steinmeer der Szpyci (1866 Meter) und gerade vor uns thront der schöne, kegelförmige, höchste Gipfel der Czarnohora: die Howerla (2058 Meter). Die Waldungen der tieferen Regionen schlummern noch in violetter Finsterniß, aber die mächtigen Spitzen baden bereits in purpurnen Strahlen der Morgenröthe!

Wir befinden uns im Quellengebiete des Pruthflusses; — die kleinen Bäche, die zu unseren Füßen ihr Morgengebet murmeln, bilden den Anfang des Gebirgsstromes. Wahrhaftig, eine schöne und eines solchen Stromes würdige Wiege! Es ist ein förmliches

Amphitheater, das die Quellen birgt. In riesigen Felstreppen steigt das Terrain gegen den Hauptstamm und die beiden Ausläufer der Czarnohora hin und wird südlich durch die steile Felspartie der Szpyci abgeschlossen. Hohe, phantastisch geformte und senkrecht stehende Steintafeln erheben sich gigantischen Coulissen gleich im Hintergrunde. Die zahlreichen Felsblöcke, die den Boden des Amphitheaters bedecken, erinnern an ähnliche Werke der Menschenhand, die durch den nagenden Zahn der Zeit theilweise zerstört wurden.

Wir lassen unsere Pferdchen zurück und beginnen zu Fuß die Erklimmung des höchsten Gipfels der Czarnohora. An die Stelle der Rothtanne, die immer mehr verkrüppelt und endlich ganz verschwindet, erscheint in der Höhe zwischen 1400 und 1700 Meter die schöne Zirbelkiefer und das Krummholz. Diese beiden Baumgattungen bilden keine ununterbrochenen Waldbestände, sondern werden häufig durch die grasreichen Almen unterbrochen. Das ist die eigentliche Region der Almen, denn die höchsten Gipfel ragen entweder nur als nackte oder als moos- und flechtenbedeckte Felsen in die Lüfte. Eine herrliche Flora entzückt unsere Augen. Da ist der rothe Rhododendron, die weiße Azalee, der bunte Fingerhut, die Arnica, die Anemone und Geranie, verschiedene Primulen und Saxifragen und viele, viele andere. Wir steigen auf dem steilen, aber ziemlich bequemen Pfade rüstig vorwärts und verlassen bald das Krummholzgebiet. Weiter oben werden die höher organisirten Pflanzen seltener und machen den Moosen und Flechten Platz. Endlich wird die bequeme, einige Quadrat-Klafter umfassende Spitze erreicht, und wir bewundern die prachtvolle Aussicht, die sich ringsherum zu unseren Füßen entfaltet. Vor Allem interessirt uns die Czarnohora selbst und wir trachten uns in dieser Beziehung zu orientiren.

Die „Czarnohora“ (der schwarze Berg), die höchste Kette der ostgalizischen Karpathen, stellt sich als ein 20 Kilometer langer, von Nordwesten nach Südosten streichender Kamm dar, aus dem eine Anzahl schön geformter Gipfel in die Höhe schießt. Die Howerla, auf der wir uns befinden, bildet den höchsten und den westlichsten, dann folgt Dancerz (1822 Meter), Turkul (1935 Meter), die felsigen Szpyci (1866 Meter), Gutin Tomnatek (2018 Meter), Munczel (2002 Meter) und endlich der kegelförmige, steinige Pip Iwan (2026 Meter). Dem nordöstlichen Abhang dieser Bergkette entspringen zahlreiche Quellen als erste Anfänge des Pruth- und Czeremoszflusses. Es ist eine auffallende Thatsache, daß die amphitheatralische Gestalt des Quellengebietes, die wir bereits bei den Pruthquellen kennen zu lernen Gelegenheit hatten, sich hier einige Male wiederholt und somit ein charakteristisches landschaftliches Merkmal der Czarnohora bildet. So erblicken wir westlich von den Szpyci die sogenannten Rebra (Rippen), eine Gruppe steil aufgerichteter tafelförmiger Felsen und am Fuße des Munczel wiederholt sich das ganze felsige Amphitheater. Besonders merkwürdig sind die wilden Kizie ułohy und das Quellengebiet des Dzembroniabaches. In solchen Quellenmulden bleibt oft der Schnee das ganze Jahr

Neu-Sandec im Jahre 1840.

hindurch liegen, seine weißen Felder tragen in Verbindung mit kleinen blauen Seen viel zur Schönheit der Gegend bei.

Außer den bereits erwähnten sehen wir noch eine große Anzahl von Gipfeln und Ketten, die einem sturmbewegten Meere ähnlich sind. Auf der ungarischen Seite lenkt der imposante Pietros unsere Aufmerksamkeit auf sich, und im Südosten erblicken wir in weiter Ferne die Umrisse eines noch mächtigeren Gebirges: der Rodnaer Alpen. Daß auch die nördliche Aussicht auf die Vorberge, auf die pokutische Ebene bis nach Stanislau hinaus und auf Podolien großartig ist, braucht wohl keine besondere Erwähnung.

Wir wählen einen anderen Weg zu unserer Rückreise, längs des Pruthflusses, um die durch reizende Gegend führende Bahn Stanislau-Woronienka kennen zu lernen. Unser Weg führt uns durch einen Riesenurwald. Früh morgens haben wir das Quellenamphitheater verlassen, unsere Pferdchen schreiten, soweit es der holperige Pfad erlaubt, rüstig vorwärts und doch vergeht beinahe ein ganzer Tag, bis wir bei der Ortschaft Worochta den Wald verlassen. Stundenlang gehen wir in dem Halbdunkel an Riesentannen, deren üppige Äste kaum den blauen Himmel durchschimmern lassen, vorüber; stundenlang umgibt uns ein Dickicht, das an die nordamerikanischen Urwälder erinnert.

So sind wir in der Station Worochta aus der Wildniß in die Cultur, an die Bahnlinie angelangt. In südlicher Richtung windet sich die Bahn über Brücken und Viaducte steil hinauf und überschreitet in der Höhe von 836 Metern den Grenzkamm durch einen 1216 Meter langen Tunnel. Wir dampfen jedoch gegen Norden längs des Pruthflusses dahin. In dem engen bewaldeten Thale braust unser Zug über Tartarów nach dem kleinen Gebirgsörtchen Mikuliczyn. Zwischen dem letzteren und der nächstfolgenden Station Dora-Jaremcze befindet sich unstreitig der Glanzpunkt der ganzen Linie. Wir passiren einen 224 Meter langen Tunnel und befinden uns im Gebiete des massigen Jamnasandsteines, der hier seine typischeste Entwicklung erreicht und seinen Namen nach der Ortschaft Jamna erhielt. Ein ganzes Meer von größeren und kleineren Felsblöcken bedeckt die Gehänge wie eine in stürmischer Bewegung aufgehaltene Lawine. Die grauen Felscolosse über unseren Häuptern drohen jeden Augenblick uns zu zermalmen, der schöne Fluß zu unseren Füßen schäumt in Stromschnellen zwischen den grünlichen moosbedeckten Blöcken. Noch ein Tunnel und wir bewundern den Schleierfall des Kapliwiec, der von einer senkrechten Wand herunterstürzt.

Vor der Station Dora-Jaremcze nehmen vor Allem zwei Objecte unsere Aufmerksamkeit in Anspruch: der Wasserfall des Pruth und ein Gebilde der Menschenhand, die Pruthbrücke, die ihresgleichen in der Welt sucht: ein einziger, 28 Meter hoher und 65 Meter breiter Bogen, der die beiden Flußufer verbindet. Hinter der Station Delatyn gelangen wir in die Vorberge und bald darauf in das Thal der Schwarzen Bystrzyca bei Stanislau, womit unsere interessante Excursion ihr Ende erreicht.

Durch die galizischen Beskiden nach Biala. — Wir verlassen Podgórze die Schwesterstadt von Krakau und begeben uns mit der k. k. galizischen Transversalbahn südwärts, um das sowohl landschaftlich interessante als auch industriell wichtige Gebiet der galizischen Westbeskiden wenigstens flüchtig kennen zu lernen.

Bereits einige Kilometer hinter der Stadt gelangen wir in die anmuthige, wellenförmige Gegend der Salzthonformation und passiren die kleine Ortschaft Swoszowice, berühmt durch ihre Schwefelflötze, deren Gewinnung jedoch in der letzten Zeit zufolge eines großen Wasserandranges in die Gruben eingestellt werden mußte. Wir bewundern das liebliche Panorama der Weichselebene zur Rechten, lassen unseren Blick über die in weiter Ferne dämmernde Schloßruine von Tyniec und das Kloster von Bielany schweifen und begrüßen bei der Station Radziszów die karpathischen Vorberge. Mit jedem Schritt wird die Gegend anmuthiger. Tief zu unseren Füßen schäumt der Gebirgsbach Cedronka, die Berge werden immer höher und steiler, die Tannenwälder üppiger und schattiger, man merkt, daß man sich dem Innern des Gebirges nähert. Wie eine überirdische Erscheinung überrascht uns an der Biegung der Eisenbahn der Anblick eines schönen und großen Klosters mit der gothischen Kirche, das den Gipfel des bewaldeten 406 Meter hohen, ziemlich steilen Berges „Żarek" krönt. Das ist der berühmte Wallfahrtsort Kalwarya Zebrzydowska, zu dem jährlich über 200.000 Andächtige aus ganz Galizien und auch aus dem Auslande pilgern, um vor dem wunderthätigen Muttergottesbilde Trost und Hilfe zu erflehen.

Wir verlassen die Eisenbahn und eilen bergan auf den Hügel, um das von dem Krakauer Wojwoden Nikolaus Żebrzydowski im Jahre 1603 erbaute Kloster näher zu besichtigen. Die prachtvolle Aussicht von der Höhe des Berges, die im Süden eine waldige Gebirgslandschaft, im Norden viele blühende Ortschaften aufweist, die unmittelbare Nähe eines duftigen und schattigen Tannenforstes, zahlreiche alterthümliche Bilder und Schnitzereien im Kloster und in der Kirche fesseln unsere Aufmerksamkeit. Zwischen dem Berge Żarek, auf dessen Gipfel wir stehen, und dem Skawinaflusse erblicken wir eine große Menge kleiner Kapellen, die mit ihren weißen Mauern sich schön von dem dunklen Grün der rauschenden Tannen abheben. Das ist der sogenannte Kalvarienberg, auf dem sich gerade eine Procession andächtiger Wallfahrer dahin bewegt. Wir schauen eine Zeitlang dem bunten Treiben der Andächtigen zu, wir besuchen die zahlreichen provisorischen Verkaufsläden, die volksthümliche Restauration „zur Sonne", wir lauschen dem eigenthümlichen Gesumme und Gebrumme der Bettler und Büßer, bis wir allmälig angesichts fröhlicher Gesichter, weltlicher Lieder und herzlichen Lachens zur Überzeugung gelangen, daß das Bedürfniß, den irdischen Dingen auf einige Zeit zu entsagen, keineswegs das Hauptmotiv der so zahlreichen Frequenz der galizischen Wallfahrtsorte bildet.

Wir flüchten uns aus dem Gedränge in den würzigen Tannenwald und irren planlos durch die Schluchten und Berge umher. In einiger Entfernung vom Kloster gelangen wir zu der berüchtigten Burgruine Barwald, in der einst während der Regierung Kasimir des Jagelloniden ein verwegenes Räuberpaar, Herr und Frau Wlodek hauste und durch längere Zeit den Schrecken der ganzen Gegend bildete, bis es endlich gefangen genommen und auf Befehl des Königs der Mann mit dem Beil, die Frau mit dem Scheiterhaufen bestraft wurde.

Einige Kilometer weiter westlich liegt die unansehnliche, aber freundliche Bezirksstadt Wadowice. Eine Zweiglinie der Nordbahn verbindet dieselbe mit Kalwarya und Biała, wir ziehen aber die Wanderung zu Fuß der Eisenbahnfahrt vor und ergötzen uns an der lieblichen Landschaft der Vorberge. Wir passiren den Skawafluß und kommen in der Gegend des romantischen Inwald an die Jurakalkklippe, die an ähnliche Vorkommnisse in den Pieninen erinnert. Mit dem Besuch des kleinen industriellen Städtchens Andrychau, das am Fuße eines altvulkanischen Felsens (Teschenit) gelegen, den Anfang zahlreicher blühender Ortschaften im Thale des Wieprzbaches bildet, beschließen wir unsere kleine Wanderung. Aber auch östlich von Kalwarya ist gar manches Interessante zu sehen, vor Allem die Burgruine Lanckorona, welche sich vier Kilometer östlich vom Kloster auf einem bewaldeten 550 Meter hohen Berge erhebt. Wir kehren befriedigt zu der Eisenbahnlinie zurück und eilen weiter gegen Süden. Hinter der Station Kalwarya befindet sich der Glanzpunkt der ganzen Linie. Um eine unbedeutende Wasserscheide zu überschreiten, windet sich die Eisenbahn auf zahlreichen Serpentinen über Brücken und Viaducte, durch Einschnitte und Dämme. Wie in einem phantastischen Traume verdrängt in rascher Folge ein Bild das andere. Es scheint Alles um uns zu tanzen. Bald sehen wir das Kloster und die Kapellen zur Rechten, bald zur Linken, bald vorne, bald wieder hinter uns. Von Zeit zu Zeit erscheint die düstere Ruine von Lanckorona und mit einer Lebendigkeit, die zu ihrem würdevollen Aussehen gar nicht paßt, bewegt sie sich in raschem Fluge nach allen möglichen Richtungen, sich bald hinter das Kloster versteckend, bald wieder vor demselben erscheinend. Die Pracht dieses wunderbaren Kaleidoskopes wird durch die dunklen Tannen, die weißen Birken mit dem hellgrünen Laubschmuck und durch blumendurchwirkte Wiesen noch erhöht. Wir gelangen in das anmutige Thal des Skawaflusses und verlassen in der Station Sucha auf einen Tag die Eisenbahn, um der Königin der westgalizischen Westbeskiden, der ernsten 1725 Meter hohen Babia-Góra unseren Besuch abzustatten.

Der kleine Marktflecken Sucha der an der Vereinigung des Skawa- und Stryszawkabaches gelegen ist und zufolge seiner gesunden und vor Winden geschützten Lage zahlreiche Sommerfrischler herbeizieht, besitzt nur eine Sehenswürdigkeit, nämlich das gräflich Branickische Schloß mit seiner werthvollen Bibliothek.

Klippe von Czorsztyn.

Die Besteigung der Babia Góra (Weiber Berg, 1725 Meter) nimmt weder viel Mühe noch Zeit in Anspruch. Wir folgen eine Zeitlang dem Stryszawkabach hinauf und gelangen im Quellengebiete dieses Gewässers in einen dichten Wald, um endlich auf der steinigen Alm des Jakowiecberges den nordwestlichen Ausläufer des Babia Góra-Massivs zu erreichen. Von da führt unser Weg durch mehrere Gipfel des Rückens bald über duftige Almen und schöne Wälder, bald über steinige Gehänge bis auf den Gipfel der Babia Góra, auf dem wir endlich nach zweistündiger Wanderung anlangen. So schön indeß auch der Anblick ist, der sich uns hier darbietet, so müssen wir uns doch gestehen, dass die Ostkarpathen, die wir kennen zu lernen Gelegenheit hatten, viel schöner sind. Allerdings genießen wir hier den großartigen Anblick der hohen Tatra, ein wunderbares alpines Bild, das den Ostkarpathen fehlt, jedoch hat dafür das karpathische Mittelgebirge nicht im entferntesten den Reiz der Czarnohora- oder selbst der Parajzka-Zeleminkette. Hier fehlt der geheimnißvolle Zauber der riesigen Urwälder des Ostens, es fehlen hier auch die mächtigen Gebirgsströme, die doch so viel zur Schönheit und Belebung der Thäler beitragen. Auch die vielen Ortschaften, die man von hier aus in allen möglichen Richtungen bemerkt, tragen nicht dazu bei den Reiz der Landschaft zu erhöhen. Eine Wildniß wäre uns im Centrum der Beskiden lieber.

Wir benützen in Sucha den Eisenbahnzug und eilen westwärts. Die Gegend ist in landschaftlicher Beziehung wenig interessant, dafür wird man durch den Anblick der regen Industrie, die dem Osten fast vollständig fehlt, entschädigt. Bei der Station Jeleśnia kommen wir in das Gebiet der Güter des unvergeßlichen Heerführers und Helden weiland Erzherzogs Albrecht. Hier herscht überall eine rege Holz- und Textilindustrie, hier und da bewundern wir große Eisenwerke, bis wir endlich nach Żywiec (Saybusch) kommen, einer kleinen 5.000 Einwohner zählenden, am Solaflusse gelegenen Stadt, welche das Centrum des erwähnten Gütercomplexes bildet. Sie ist anmuthig gelegen in einem breiten, fruchtbaren Thale, das von niedrigen lachenden Hügeln umgeben ist. Unter den Gebäuden fesselt unsere Aufmerksamkeit das altehrwürdige Schloß, das den Sitz der Güterdirection bildet, und die Pfarrkirche, in der sich einige bemerkenswerthe Schnitzereien aus dem XVI. Jahrhundert befinden. Die Stadt, einst Eigenthum der schlesischen Fürsten, erfreute sich während der polnischen Herrschaft des eigenthümlichen Vorrechtes, daß die Juden sich in derselben nicht ansiedeln durften. Dieses Privilegium wird trotz der Staatsgrundgesetze noch heute respectirt und nur selten wird von einem Juden ein erfolgloser Versuch, hier einen dauernden Wohnsitz aufzuschlagen, unternommen. Zahlreiche Fabriken sowohl in der Stadt selbst als auch in der nächsten Umgebung, die wohlentwickelte Hausindustrie, besonders in Korbwaaren und Holzschnitzereien, bilden die ergiebige Quelle des allgemeinen Wohlstandes.

Mit der Zweigbahn der Kaiser Ferdinands-Nordbahn gelangen wir von Saybusch in circa 1 ½ Stunden nach den Schwesterstädten Bielitz-Biała, von denen nur die zweite sich auf galizischem Boden befindet, während die erste bereits nach Schlesien gehört. Die Bezirksstadt Biała hat weder in baulicher, noch in geschichtlicher Beziehung viel Interessantes aufzuweisen, aber sie bildet dafür den Hauptsitz der galizischen Industrie, wie man das bereits beim Anblick der vielen Fabriksschlote, beim ersten Betreten der Stadt wahrnehmen kann. Nordöstlich davon erinnern uns die Städte Zator und Oświęcim (Auschwitz) an die alten Herzogthümer gleichen Namens.

Die Pieninen und die polnische Tatra. — Pieninen und die polnische Tatra! Keine Zauberformel der Welt wäre imstande ein größeres Wunder zu bewirken als diese

Aus der Krywáń-Kette in der Tatra.

zwei einfachen Worte, wenn sie einem Polen gegenüber ausgesprochen werden. Pieninen und die Tatra! Man muss sie gesehen haben, um zu begreifen, daß diese beiden Worte allein ein erhabenes Gedicht bilden. Das Volkslied, das da sagt: „Wer unsere Gegend kennen lernt, vergißt sie auch im Himmel nicht" — hat vollkommen Recht, denn die Eindrücke, die man hier empfängt, sind in der That unvergeßlich. Unsere Parole lautet somit: in die Tatra, auf die felsigen, schneebedeckten Grate, wo die Gemse haust, in die wilden, schauerlichen Klüfte, wo die Berggnomen ihr geschäftiges verborgenes Wesen treiben!

Wir benützen auf unserer Fahrt dahin die galizische Transversalbahn. Angefangen von Stryj bewegen wir uns fast ausschließlich im Gebiete der subkarpathischen Salzthonformation. Wir passiren die Stadt Drohobycz, in deren Nähe sich der berühmte Ozokeritbergbau Borysław und das Bad Truskawiec (Schwefel- und starke Kochsalzquellen,

Salz-, Schwefel- und Eisenmoorbäder) befinden, wir fahren an der alterthümlichen Stadt Sambor, die bereits im Jahre 1390 die Magdeburger Städtegerechtsamkeit erhielt, vorüber und kommen bei der Station Chyrów in die unmittelbare Nähe des Gebirges. An dem stattlichen, hoch oben auf der Anhöhe gelegenen Gebäude des Jesuitengymnasiums vorüber dampfen wir in die Karpathen, und zwar in das Thal des Strwiążflusses hinein. Es ist das der westlichste Strom des Dniestergebietes und sollte eigentlich von rechtswegen als Hauptstrom angesehen werden, da der Dniester thatsächlich nur seinen Nebenfluß bildet.

Das Strwiążthal ist zwar anmuthig, hat aber bei weitem nicht den Reiz und die Schönheit der ostkarpathischen Thäler, wie z. B. des Stryj- oder Pruththales.

Zwischen Ustrzyki und Olszanica kommen wir in das Gebiet der regen Petroleumindustrie, wir haben da in der Nähe eine Anzahl von Bergwerken, wie Łodyna, Wańkowa, Hołowiecko und viele andere, die in steter Entwicklung begriffen sind. Bei der Station Ustyanowa passiren wir in der Höhe von 496 Metern die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen Meere und der Ostsee und gelangen an den Sanfluß, in das Weichselgebiet. Bei Zakuż bewundern wir die malerisch über dem San gelegene Ruine einer einst mächtigen, von Peter Kmita, Wojwoden von Krakau, erbauten Burg. Vor der Station Nowy Zagórz übersetzen wir den Sanfluß und gelangen in ein merkwürdiges, breites, alluviales Längsthal, das uns mit geringer Unterbrechung bis hinter Krosno begleitet.

Es ist nicht ein einziger Fluß, dem dieses Thal seine Entstehung verdanken würde, denn wir passiren auf unserer Fahrt eine ganze Anzahl von Flüssen des Weichselgebietes, die das Thal verqueren oder es höchstens nur kurze Zeit benützen. In dem Thale merken wir kaum, daß wir uns mitten in den Karpathen befinden, die Bergzüge, die das Thal begleiten, sind in der Regel sehr niedrig (80 bis 150 Meter über der Thalsohle), es ist als ob die Faltung hier minder energisch gewesen wäre, so daß die Gebirgsbildung nur unvollkommen vor sich ging. Nichtsdestoweniger ist das Thal mit seinen fruchtbaren Fluren, mit zahlreichen Flüssen und blühenden Ortschaften und seiner ausgedehnten Petroleumindustrie genug interessant und schön, um uns die Reise recht angenehm zu gestalten. Von weitem grüßt uns die altehrwürdige, auf einem Hügel über dem Sanfluß gelegene Stadt Sanok mit ihrem Schlosse. Es folgen kleine, durch ihre Jodbäder berühmte Ortschaften, Rymanów und Iwonicz, südlich davon der Paß Dukla, und hernach die von Kazimir dem Großen gegründete Stadt Krosno mit ihren sehenswerthen alten Kirchen. Nördlich von der Stadt erhebt sich auf einem bewaldeten felsigen Hügel die hochinteressante Ruine von Odrzykoń. Von der Höhe dieser Ruine genießt man eine prachtvolle Aussicht, vor Allem aber auf jene merkwürdige alttertiäre Sandsteinfelsgruppe, die den Namen „Przędki“ (Spinnerinnen) trägt, da nach der Volksmythe hier die gottlosen Jungfern, die an einem Sonntage gesponnen hatten, in Stein umgewandelt wurden.

Kościelisko-Thal in der Tatra.

Die große Anzahl von Naphthacisternen und der mit verschiedenen beim Petroleumbergbau gebräuchlichen Maschinen und Geräthschaften bepackten Eisenbahnwagen läßt uns bereits hier auf der Bahn darüber nicht im Zweifel, daß wir uns im Centrum der galizischen Petroleumindustrie befinden. In der That befinden sich in der Nähe von

Krosno die größten galizischen Erdölbergwerke, wie Bóbrka, Wietrzno, Równe, Potok, Węglówka u. v. a.

Wir passiren die anmuthig zwischen Gärten und drei Flüssen (Wisłoka, Jasiółka und Ropa) gelegene Stadt Jasło, dann eine der ältesten Ortschaften in Galizien, den Marktflecken Biecz, der bereits im Jahre 1294 vom König Wenzel dem Krakauer Domkapitel geschenkt wurde, und gelangen endlich nach Stróże, wo die Tarnów-Leluchówer Linie die Transversalbahn kreuzt. Parallel mit der ersten Linie steigt unsere Bahn hinter Grybów in steilen Serpentinen einen Bergkamm hinauf, um bald darauf in das prachtvolle Thal des vereinigten Dunajec-Popradflusses hinabzugleiten.

Das fruchtbare, fast von allen Seiten von Bergen umschlossene Thal mit den beiden mächtigen Flüssen Dunajec und Poprad, mit der wunderbaren Aussicht auf die kühnen Formen der Pieninen und das imposante Tatragebirge breitet sich vor unseren Augen in seiner ganzen Pracht aus. Zwei Nachbarstädte, deren Ursprung sich im grauen Alterthum verliert, Neu- und Alt-Sandec, erheben sich in der Mitte des Thales aus dem Grün der Gärten. Wir befinden uns auf dem griechisch-römischen Handelswege nach der Ostsee und blicken auf die Städte, die bereits in der frühesten Geschichte Polens eine große Rolle spielten! Die unscheinbare Ruine am Dunajecflusse war einst ein mächtiges Schloß, in dessen Mauern viele polnische Könige ihren Lieblingsaufenthalt hatten und gar mancher von den Herrschern der Nachbarländer gastlich empfangen wurde.

Die beiden früher erwähnten Eisenbahnlinien trennen sich bei Neu-Sandec, die Transversalbahn schlägt die westliche Richtung ein, während die Tarnów-Leluchówer Linie sich längs des Popradflusses südlich nach der ungarischen Grenze wendet.

Das Popradthal bildet das interessante Bild eines tektonischen Querthales. Bekanntlich nimmt der Popradfluß seinen Ursprung in Ungarn am südlichen Abhange der Karpathen, somit sollte er auch in das Gebiet der Donau gehören, die ihm am nächsten steht. Er nimmt jedoch seinen Lauf gegen Norden, durchschneidet zahlreiche Gebirgsketten und gelangt auf diesem mühsamen und langen Wege in das Gebiet der Weichsel, respective der Ostsee. Nicht minder interessant ist das Thal auch in landschaftlicher Beziehung. Die Gehänge sind steil, felsig, zum Theil bewaldet und stellenweise mit alten Ruinen gekrönt. Der krystallhelle, reißende Fluß setzt seine meißelnde und nagende Thätigkeit noch heute fort und jagt im wilden Laufe tosend und brausend gegen Norden.

Weiter südlich führt die Bahn nach den berühmten Bädern Żegiestów und Krynica, wir verlassen jedoch in Alt-Sandec sowohl die Bahn als auch den Popradfluß und setzen unsere Reise in südwestlicher Richtung zu Wagen im Thale des Dunajec fort. Bald hinter dem Städtchen Krosno gewahren wir ein neues, uns bis jetzt unbekanntes landschaftliches Element. Mitten aus den sanften, mit üppiger Vegetation bedeckten Bergzügen des

Das Meerauge in der Tatrá.

Karpathensandsteines schießen senkrechte, phantastisch geformte, scharf gezackte Kalkfelsen in die Höhe, deren steile Wände nur hier und da mit grünen Tannen verziert sind. Die Fremdartigkeit der Erscheinung ist überwältigend. Ja, wenn das nur ein einziger Fels wäre! Wir haben hier jedoch mit einem ganzen Zuge von Felsen, ja ganzen Bergen zu thun! Das ist der berühmte Klippenzug, eine der interessantesten geologischen Erscheinungen. Die jurassischen Kalke dieses Zuges treten da nicht in Gestalt von großen, zusammenhängenden Schichtmassen auf, welche über weite Strecken fortstreichen, sondern in Form zahlloser Kalkriffe von der verschiedensten Größe, von großen zu mehrere hundert Meter relativer Höhe aufragenden Bergen bis zur isolirten Felsnadel und dem wenige Kubikmeter messenden Blocke. Dieser Zug, der im Neutraer Comitate in Ungarn seinen Anfang nimmt, betritt bei Neumarkt den galizischen Boden und kehrt, nachdem er am Dunajecflusse einen Bogen beschrieben, nach Ungarn zurück. Die hochinteressante geologische Erscheinung, die auch das landschaftliche Aussehen der Gegend im hohen Grade beeinflußt, erreicht zwischen Neumarkt in Galizien und Palocsa in Ungarn ihren Höhepunkt. Auf dieser circa 100 Kilometer langen Strecke sind über 2000 Klippen zusammengedrängt, dabei ist die Breite des Zuges sehr gering, denn sie überschreitet selten zwei Kilometer. Die mächtigste Klippe bilden wohl die 982 Meter hohen Pieninen, die wir gerade vor uns sehen, noch einige andere sind ansehnlich genug, um ihre Umgebung zu beherrschen, während dem die kleinsten Klippen gewissermaßen nur zur Verzierung der Karpathensandsteinformation in Gestalt von weißen Kalkobelisken, Gesimsen, Grabhügeln u. s. w. dienen.

Um so bald wie möglich in das Innere dieser interessanten Naturerscheinung einzudringen, werfen wir nur einen flüchtigen Blick in das schöne Seitenthal, in welchem der Badeort Szczawnica liegt, den seine heilkräftigen, alkalisch-muriatischen Quellen, die reine Luft, die schöne waldige Umgebung zu einem Curort ersten Ranges stempeln.

Die größte Zierde der Ortschaft bilden die Pieninen. Schon am Eingange in das wildromantische Thal des Dunajecflusses bewundern wir eine sowohl geologisch als auch landschaftlich hochinteressante Erscheinung, wir sehen nämlich, daß der reißende Fluß seinen Weg mitten durch den compacten Fels nimmt, indem er ein tiefes, schluchtartiges Thal bildet. Eine herrliche Alpenlandschaft begrüßt uns bereits bei unserem Eintritt in das Thal. Zu beiden Seiten erheben sich gelblichweiße oder röthliche Kalkfelsen, die mit ihrem hellen Hintergrunde und dem grünen Tannenschmucke ein farbenharmonisches, gefälliges Ganzes bilden. Der schmale Weg führt unmittelbar über den reizenden Fluß, der in schäumenden Cataracten dahinschießt.

Wie mit einem Zauberschlage sind die langweiligen, sanft geböschten Karpathensandsteinkuppen und Kämme verschwunden, bei jedem Schritt und Tritt bewundern wir die kühnen, imponirenden, in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit auftretenden Felsformen.

Die lebhafte Einbildungskraft des Volkes sieht in ihnen Nachbildungen verschiedener Thiere und Gegenstände und belegt sie demnach mit charakteristischen Namen als: der Sattel, der Schneckenfels, der Zuckerhut, der Einsame, die Falkin u. s. w. Stellenweise verengt sich das Thal so sehr, daß man an dem Ende desselben angekommen zu sein und den Fluß aus einem unterirdischen felsigen Schacht hervorstürzen zu sehen glaubt, da erscheint plötzlich hinter einem Felsvorsprung eine Biegung des Thales, und ein neues schönes Bild stellt sich unseren erstaunten Augen dar. Muthigere Touristen begnügen sich nicht mit der Fußwanderung, sie genießen auch die Aufregung einer Stromthalfahrt. Auf mehreren, der größeren Sicherheit halber zusammengebundenen Kähnen schießen sie jauchzend an uns vorüber; wir verfolgen sie mit bangem Gefühl, denn jeden Augenblick scheint die schwache Flotille an irgend einem scharfkantigen Felsen zerschellen zu wollen, doch die sichere Hand der Flößer vermag im letzten Augenblick eine rettende Wendung auszuführen.

Obwohl die rechte Seite des Flusses bereits zu Ungarn gehört, so ist dennoch der Verkehr zwischen den beiden Ufern sehr rege, da ein und derselbe polnische Volksstamm die Gegend zu beiden Seiten des Flusses bewohnt. Jeden Augenblick kommen uns schöne, schlanke Dorfmädchen entgegen, die Milch, Erd- und Himbeeren zum Verkauf anbieten.

An der kühnen Kalknadel, „der Falkin“ (764 Meter), deren Schluchten und minder steile Gehänge im grünen Waldesschmuck prangen, gelangen wir in einer Thalerweiterung, wo der Pieninenbach in den Dunajec mündet, auf eine anmuthige Wiese. Wie ein Adlernest erhebt sich auf dem Felsen „Ligarki“ die Ruine des Schlosses der heiligen Kunigunde. Nach der Volkstradition wurde die Burg von den Engeln erbaut, um der Heiligen sicheren Schutz vor den Feinden zu gewähren, und trotzte auch thatsächlich lange Zeit hindurch sämmtlichen Stürmen, bis sie endlich im XV. Jahrhundert von den Husiten zerstört wurde.

Wir kommen jetzt auf den Glanzpunkt der ganzen Partie. Über den zahlreichen Zinken und Nadeln thronen die imposanten „Drei Kronen“, die höchsten Gipfel der Pieninen (982 Meter).

Wir passiren das auf der ungarischen Seite gelegene „Rothe Kloster“, das im Jahre 1319 als Karthäuserkloster gegründet wurde, und gelangen an dem ungarischen Schloß Niedzica (Nedeczvár) vorüber wieder auf die galizische Seite. Das Thal erweitert sich, die eigentlichen Pieninen sind zwar zu Ende, aber die Klippenkalke dauern noch weiter fort. Gerade vor uns erblicken wir eine jurassische rothe Kalkklippe, deren Gipfel die Ruine der uralten Burg Czorsztyn schmückt. Wir erklimmen die steile Klippe und verwundert lassen wir unseren Blick in die Ferne schweifen. Ist es nicht ein eitler Sommernachtstraum, der uns da paradiesische Bilder vorgaukelt? Wird unser Menschenauge nicht durch eine aus Licht und Luft bestehende Fata morgana getäuscht? Doch nein! Es ist kein Werk der

Täuschung, sondern Wirklichkeit, eine auch für uns Sterbliche zugängliche Welt! Sei uns gegrüßt, du erhabene majestätische Tatra! Sei uns gegrüßt, du Königin in deinem schneeigen Hermelinmantel, du granitenes Denkmal der entfernten Urzeit, du Thron des Allmächtigen!

Vor der kühnen zerrissenen Mauer der Tatra breitet sich die ernste, waldige Hochebene, das sogenannte Podhale (600 bis 1000 Meter über dem Meere) aus. Drei schöne Flüsse, der Schwarze und der Weiße Dunajec und die Białka winden sich in Silberbändern zwischen den Hügeln und bilden bei ihrer Vereinigung den mächtigen Dunajecfluß, dessen Fluten zu unseren Füßen die rothen Felsen der Klippe in schäumender Brandung zu zertrümmern drohen. Im Westen erhebt sich aus dem nackten Kamm der Beskiden die ehrwürdige Babia Góra, die in den Volksliedern der Mazuren eine so wichtige Rolle spielt. Die schmale Zone der Klippenkalke sieht wie ein rauhes, stacheliges Band aus, das mitten durch die sanfte, friedliche Gegend gezogen wurde.

Mit schwerem Herzen verlassen wir die altehrwürdigen Ruinen von Niedzica und verfolgen unseren Weg längs des Dunajec in der Richtung nach dem Tatragebirge. An dem interessanten, über 400 Jahre alten Kirchlein aus Lärchenholz, das mit seinem schönen Spitzbogenstil und einigen Alterthümern eine wahre Sehenswürdigkeit der kleinen Ortschaft Dębno bildet, gelangen wir in circa zwei Stunden nach Nowytarg (Neumarkt), der Metropole von Podhale, die bereits im XIII. Jahrhundert gegründet wurde. Unser Ziel bildet jedoch die weiter im Süden am Fuße der Tatra gelegene berühmte Ortschaft Zakopane, ein klimatischer Curort ersten Ranges. Wie das öfters beim Herannahen an ein hohes Gebirge zu geschehen pflegt, verschwindet auch hier auf unserem Wege von Neumarkt nach Zakopane die schöne Kette des Tatragebirges fast vollständig, und erst unmittelbar vor der letztgenannten Ortschaft erscheinen der zackige, zerklüftete Giewont (1900 Meter) und seine Nachbarspitzen in ihrer ganzen Pracht.

Der Anblick der Tatra ist in jeder Beziehung sehr merkwürdig. Es ist ein Gebirge im Gebirge, das ganz unvorbereitet auftritt. Die nördlich vorgelagerten Karpathensandsteinmassen des Podhale sind so wenig intensiv gefaltet und erhoben, daß sie gegenüber den circa 2 bis über 2½ tausend Meter hohen Spitzen und Ketten als ein Tiefland einen auffallenden Contrast bilden. Noch imposanter ist der Anblick vom Süden aus, wo die höchsten Spitzen der Tatra wie eine drohende Mauer unmittelbar aus der Tiefe der Zipser Ebene aufsteigen. Wir haben da eine kleine geologische Welt vor uns, die ein Analogon der Centralmassen der Alpen darstellt. Wir finden nämlich in den Westalpen (namentlich aber in der Schweiz und in Frankreich) inselförmige „Centralkerne", so z. B. Montblanc, Finsteraarhorn u. s. w. aus altkrystallinischen Gesteinen (Granit, Gneiß u. s. w.) angebaut, mit vorgelagerten Schichten der paläozoischen Formationen, die langsam in die

mesozoische Kalkzone übergehen. Die Tatra, deren Länge circa 70, deren größte Breite 26 Kilometer beträgt, ist nun eben nichts anderes, als solch ein Centralkern der Karpathen. Der südliche, zum größten Theil in Ungarn gelegene Rand dieses Centralkernes besteht aus einem quarzreichen Granit, der die Neigung hat, wilde, zerrissene Bergformen zu bilden. In nördlicher Richtung sehen wir auf den Graniten eine paläozoische Schieferzone folgen, die endlich in mesozoische und zuletzt bei Zakopane in eocäne Kalke übergeht.

Um eine unmittelbare Übersicht des ganzen Gebirges zu gewinnen, wählen wir zu unserer ersten Excursion den ohne besondere Mühe zu erreichenden Gipfel des Czerwony Wierch (2128 Meter). Den schäumenden, wasserreichen Bystrybach hinaufgehend,

Mündung des Sanflusses in die Weichsel.

gelangen wir bald in das schöne Thal der Kuźnice (Eisenhammer), so genannt nach den ehemaligen Eisenwerken, die einst das in der Nähe gewonnene Erz verarbeiteten, jetzt aber der Cellulosefabrik weichen mußten. Bei jedem Schritt und Tritt sehen wir deutliche Spuren der einstigen Vergletscherung. Zahlreiche Moränen, größtentheils aus Granitblöcken zusammengesetzt, die von den entfernten Spitzen hierher geschoben wurden, bedecken sowohl den Boden als auch die Gehänge des Thales.

An der Residenz des Gutsbesitzers von Zakopane und an einem stattlichen, sehr gut eingerichteten Wirthshaus vorüber steigen wir langsam den schattigen Pfad hinauf. Zu unserer Linken erheben sich die abschüssigen, zerklüfteten Felsen des Nosal, zur Rechten grünt der waldige Abhang der Krokiew und der schäumende Bystrybach bringt Leben in das ernste Hochgebirgsthal hinein. Nach der Passirung des Waldes gelangen wir auf eine

duftende, an dem Nordostabhang des Giewont gelegene Wiese, die den Namen Kalatówka führt und gerade jetzt von den lustigen Liedern der Heumäher erschallt.

An dem südlichen Abhang des Giewont schreiten wir auf waldigem Pfade vorwärts und gelangen bald auf die Alm Kondratowa. Die Bäume werden seltener und verschwinden endlich ganz, so daß wir zuletzt die nur mit Gras bedeckte Böschung hinaufsteigen. Endlich erreichen wir die Spitze des Czerwony Wierch und betrachten das über jede Beschreibung erhabene Gebirgspanorama, das sich vor unserem entzückten Auge entfaltet.

Der polnische Dichter, der dieses Bild mit den versteinerten Wogen der Sintfluth vergleicht, hat Recht. Es ist in der That, als ob die wilden, sturmgepeitschten Riesenwellen plötzlich aufgehalten und in Stein umgewandelt worden wären! . . . Die großen Schneefelder und die langen zackigen Schneerisse lassen das dunkle Colorit und das rauhe Aussehen dieser Steincolosse noch greller hervortreten. Aber der violette Schimmer, der Alles mit einem leichten Schleier zu bedecken scheint, mildert die rauhen eckigen Formen und verleiht dem Ganzen einen wunderbaren Reiz. Die grünen Wälder der tieferen Thäler und die ruhigen, zahlreichen Seen tragen dazu bei, daß das Panorama keine todte, abstoßende Steinwüste, sondern ein zwar gewaltiges, aber formenedles Bild darstellt.

Wer wäre im Stande, alle diese Zinken und Nadeln, Kuppen und Obelisken aufzuzählen? . . . Kaum vermögen wir die am meisten imponirenden Riesen zu fixiren. Südöstlich von uns erhebt sich der majestätische Krywáń (2496 Meter), der eine ganze Kette zerrissener Spitzen beginnt. Weiter im Südosten sieht man ein Meer von Obelisken und Nadeln zusammengedrängt, unter denen die Ryzy (2508 Meter) mit ihrem langen Schneestreifen und die Königin der Tatra, die gewaltige Gerlsdorferspitze (2663 Meter) unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, während in dem östlichsten Zweig der mächtigen Kette die Gruppe der Eisthalerspitze (2629 Meter) und die Lomnitzerspitze (2634) das Bild der Hauptberge beschließt. Wir sehen deutlich, daß der Hauptzug der Tatra keine gerade Linie, sondern gewissermaßen ein riesiges, liegendes lateinisches E bildet, auf dessen westlichstem Arme wir uns gegenwärtig befinden.

Wir blicken gegen Norden. Zu unseren Füßen bemerken wir einen phantastisch geformten, zackigen und zerklüfteten Fels, auf dessen Abhängen wir mit Hilfe eines Fernglases weidende Gemsen bemerken. Das ist das Wahrzeichen von Zakopane, der schöne Giewont, der so stolz und imposant vom Thale aus aussieht, hier aber bescheiden zurücktritt, da dessen Spitze zweihundert Meter tiefer liegt als der Gipfel des Czerwony Wierch, auf dem wir uns gegenwärtig befinden. Weiter nördlich grüßen uns aus der Ferne das Podhale, die kühnen Pieninen und der sanfte Beskid, hinter welchem sich das Thal der Weichsel ausbreitet. Durch ein gutes Glas können wir sogar in weiter dämmernder Ferne die Thürme von Krakau erblicken.

Unser zweiter Ausflug gilt dem im ganzen Lande berühmten und von den Dichtern oft besungenen Kościelisko-Thale, in dem der schwarze Dunajec seine Fluten sammelt.

Wir begeben uns zuerst nach Westen und später bei dem eocänen Nummuliten-Kalkfelsen nach Süden, den schäumenden Dunajec hinauf. Durch die großartige Felspforte, die zu Ehren des polnischen Abgeordneten im preußischen Landtage Kazimir Kantak den Namen Kantakpforte trägt, gelangen wir auf eine blumenreiche Wiese, zu deren beiden Seiten die schroffen Abhänge der Kończysta und der Kopka einen phantastischen Rahmen des unten so lieblichen Bildes aufbauen. Ein schöner, alter Lindenhain bildet eine auffallende Abwechslung auf unserer Wanderung und gleich dahinter ladet uns die sogenannte Eisquelle, deren Temperatur auch im Hochsommer nur 3 bis 4 Grad Reaumur beträgt, zur Rast ein, da die weitere Excursion nur zu Fuß zurückgelegt werden kann. Eine Thalverengung, die „Kraszewski-Pforte", die mit einer marmornen Gedenktafel zu Ehren des polnischen Schriftstellers Kraszewski geschmückt ist, führt uns in die Zauberschlucht, deren wildromantische Natur jeder Beschreibung spottet.

Von den steilen Gehängen des Czerwony Wierch und der Kominy eingeengt, windet sich das Thal mit dem schäumenden Fluß zwischen den abenteuerlich geformten Felsen, die aus der dunkelgrünen Tannenwildniß in die blauen Lüfte hinaufragen und alle möglichen Gestalten nachahmen. Da ist die steinerne Rieseneule, die so klug und ernst auf uns herniederblickt, da sind die Orgeln, in denen der Wind in einem feierlichen Choral der Natur huldigt, da dräuen gespensterartig die Räuberfenster und erheben sich geisterhaft die Zauberschlösser mit Erkern und Basteien. . . Noch einige Schritte weiter und es tritt uns eine ganze Felsenstadt entgegen. Die lebhafte Einbildungskraft des Volkes sieht in ihr die Nachbildung von Krakau, es fehlen da weder das Königsschloß Wawel noch das Rathhaus, noch die zahreichen Kirchthürme der uralten Stadt an der Weichsel. Nur die Straßen dieser Felsenstadt sind etwas mehr vernachlässigt als die ihrer Namensvetterin, denn sie dienen gleichzeitig als Flußbett während des Hochwassers, so daß man zwischen Steinblöcken, Baumstrünken und Schutt kaum durchzukommen vermag.

Wir eilen weiter. Aus gähnendem felsigem Abgrund stürzt uns ein reißendes Gewässer entgegen. Es ist keine Quelle, sondern ein unterirdischer Bach, der hier nach einer verborgenen Wanderung in den Höhlen wieder ans Tageslicht tritt. Wir verewigen unseren Namen auf einige Jahrzehnte auf der ganz mit Inschriften bedeckten Steinwand Pisana und nähern uns rasch dem oberen Thalende.

Die mächtigen Felsgrate Raptawica und die Kominy bilden die Staffage der Hochgebirgswildniß, in die wir jetzt eintreten. Das dem Andenken des polnischen Dichters und Naturforschers Vincenz Pol gewidmete Kreuz mit der einfachen, aber ausdrucksvollen Inschrift: „Und nichts über Gott", bezeichnet unseren Weg in das Gebiet der Wasserfälle.

Die schönen, bald grünen, bald aber in weißen Schaum umgewandelten Fluten stürzen donnernd in die Tiefe, so daß die zahlreichen Höhlen in der Nachbarschaft dumpf wiederhallen. Vor uns erhebt sich die himmelanstürmende Hauptkette der Tatra, in deren Mitte die gewaltige Bystra (2250 Meter) thront, wir bewundern in andächtiger Betrachtung das großartige Hochgebirgspanorama und mit wahrem Bedauern werden wir die Thatsache gewahr, daß das schöne Kościelisko-Thal und somit unsere Excursion zu Ende ist.

Doch ist der nächste Tag zu einem noch schöneren Ausflug, nach der Perle der polnischen Tatra, nach dem wunderbaren Meerauge bestimmt. Wir wählen dazu weder den bequemen Fahrweg noch den gewöhnlichen Touristenweg, sondern den zwar anstrengenden und nicht ganz ungefährlichen Pfad über Zawrat, der aber dafür die Hochgenüsse der alpinen Natur in ihrer ganzen Pracht darbietet. Daß zu einer solchen Partie ein ausgezeichneter Führer gehört, ist selbstverständlich; und wir schätzen uns glücklich, daß kein geringerer als der alte Sabała sich entschlossen hat, uns dahin zu begleiten. Es ist ein interessanter Mensch, dieser Sabała! Eine wahre Hünengestalt, stark und geschmeidig trotz seiner 70 Jahre, mit ausdrucksvollen scharfen Gesichtszügen und lebhaften Adleraugen; eine Art Patriarch und Dichter zugleich, vor Allem aber berühmt als Geschichtenerzähler. Wurde er doch durch Sienkiewicz, der seine Fabeln meisterhaft nacherzählte, unsterblich gemacht!

Wir benützen anfänglich das Thal von Kuźnice (Eisenhammer), und wenden uns am Ende desselben gegen Osten. Durch anmuthigen Tannenwald steigen wir langsam auf den Gipfel der Kopa Królowy, wo uns ein großartiger Anblick des mittleren Theiles der Hauptkette der Tatra einige Zeit fesselt. Es ist das der mittlere Balken in dem liegenden Buchstaben E, mit dem wir die Gestalt des ganzen Gebirges verglichen haben. Da thront nun die riesige, schneeige Świnnica (2293 Meter), daneben, wie eine schlanke gothische Kirche, der schöne Kościelec (2157 Meter), dessen Rücken tief in das zu unseren Füßen liegende Raupenthal hineinläuft und dasselbe somit in zwei Theile theilt, dann folgen die zerrissenen Granaten, Zółta, Krzyżne und endlich der lange Rücken der Koszysta.

Beim Herabsteigen in das Thal bemerken wir deutliche Gletscherspuren; die Gehänge sind mit mächtigen Moränen bedeckt, deren riesige, vom centralen Kamm des Gebirges hervorgebrachte Granitblöcke unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. In der Tiefe des Thales angelangt, steigen wir den zwischen dem Gletscherschutt im Schatten der Zirbelkiefer und des Krummholzes sich windenden Bach hinauf, noch eine große Moräne wird erklommen, und der schöne „Schwarze Raupensee“ liegt vor uns in seiner ganzen Herrlichkeit! Ein sonderbares Hochgebirgsbild entzückt unsere Augen: der ernste und kalte See, in dessen dunkelgrünen Fluten sich die zackigen Grate der Nachbarschaft spiegeln, im Hintergrunde die majestätische Gestalt des im gothischen Stil geformten Kościelec mit

seinen Schneefeldern, seinen Rissen und Klüften, seinen großartigen Schutthalden, die steinerne Insel in der Mitte des See's und die spärliche, aber doch farbenprächtige Vegetation, die den See zierlich umrahmt.

Wir befinden uns bereits in der Höhe von 1626 Meter über dem Meere, und finden es deswegen erklärlich, daß hier sogar die Zirbelkiefer beinahe vollständig verschwunden ist. Dafür bildet das an dem steinigen Boden kriechende Krummholz, dessen lebhaft grüne Äste um die grauen Felsblöcke schöne Kränze winden, kleine Zwerghaine, um die hier und da das üppige Gras in zerrissenen Rasen auftritt. Wir spähen nach dem herrlichen Edelweiß, um unsere Hüte zu schmücken, und bewundern die Saxifragen, Campanulen, Gentianen

Flugsand-Landschaft nördlich von Sądowa-Wisznia.

u. v. a., die sich zwischen den Felsenklüften zu Gruppen vereinigen, als wollten sie sich in dem schweren Kampfe ums Dasein gegenseitig unterstützen. Auf einem mit weichem Moos bedeckten Felsblock sitzend, bewundern wir den schönen See, der uns als typisches Beispiel dieser Art von Erscheinungen in der Tatra dienen kann.

Die zahlreichen größeren und kleineren Seen bilden für das Tatragebirge ein charakteristisches landschaftliches Merkmal. In geologischer Beziehung stellen die meisten unter ihnen Überreste der ehemaligen Gletscher dar, die gegenwärtig dem Gebirge vollständig fehlen. Daß die Vergletscherung der Tatra in der Eiszeit sehr ausgedehnt war, kann Jedermann auch ohne besondere geologische Vorkenntnisse deutlich sehen. In jedem größeren Thale findet man mächtige erratische Blöcke, die viele Kilometer weit von den höchsten Kämmen hergebracht wurden, außerdem aber auch vollständige Moränen, die für das Aussehen des Thales bezeichnend sind. Die meisten dieser Moränen, besonders aber die

Stirnmoränen verqueren die Thäler und sperren sie als natürliche Dämme ab, so daß auf diese Weise die Bedingung zur Bildung der Seen geboten wird.

Es gibt in der Tatra circa 120 größere und kleinere Seen, die auf der galizischen Seite den Namen „Stawy" (Teiche), auf der ungarischen, bei den Slovaken den Namen „Plesi" tragen und ziemlich hoch zwischen 1400 bis 2000 Meter gelegen sind. Einige von ihnen überschreiten die letztgenannte Höhe und sind in diesem Falle das ganze Jahr hindurch an ihrer Oberfläche mit einer Eisdecke überzogen.

Der größte See, der auf der polnischen Seite gelegene „Wielki staw" (Großer Teich) umfaßt einen Flächenraum von 34 Hektar und ist 78 Meter tief. Der schöne Schwarze Raupensee, den wir gerade bewundern, ist sowohl in Bezug auf das Areal (23 Hektar) als auch die Tiefe (47 Meter) der dritte in der Reihe dieser herrlichen Tatra-Objecte.

Wir verlassen nun den Raupensee und beginnen an seinem östlichen Ufer den Hauptkamm, und zwar den sogenannten Zawrat zu erklimmen. Hoch über unseren Häuptern erhebt sich eine riesige Felsenkluft, zu der ein sehr beschwerlicher Weg über bewegliche Schutthalden führt und die das vorläufige Ziel unserer Wanderung bildet.

Weit in der Tiefe hinter uns erblicken wir den „Gefrorenen Teich", einen kleinen, aber hochgelegenen See, auf dessen Oberfläche auch jetzt im Hochsommer Eisschollen schwimmen, aber in unserer unmittelbaren Nähe ist jede Aussicht versperrt, da wilde, schroffe Felswände zu unseren beiden Seiten wie gigantische Mauern in die Höhe ragen. Es ist ein schrecklicher Marsch. Von Zeit zu Zeit gleiten unter unseren Füßen Felsblöcke aus der Schutthalde aus und stürzen kleinen Lawinen gleich donnernd in die Tiefe. Ein beängstigendes Gefühl bemächtigt sich unser. Wir sehnen uns nach Licht und Luft. Doch endlich ist die Felsenkluft erreicht, wie aus dem dunklen Verließ einer Raubritterburg befreit, athmen wir auf und begrüßen das schöne Gebirgspanorama, das sich so unvermuthet und in auffallendem Contraste vor unseren Augen entfaltet. Zu unseren Füßen liegt das wildromantische Thal der „Fünf Seen", von denen jedoch nur zwei sichtbar sind, und hinter demselben erscheinen die uns bereits bekannten Riesen der Tatra.

Wir gelangen in das Thal. Nach und nach werden sämmtliche fünf Seen sichtbar, endlich erscheint auch das Krummholz und mit ihm auch die dunklen Fluten des „Czarny staw" (Schwarzen Teiches). Längs des nördlichen Ufers desselben gelangen wir bald in das Zeuschner Schutzhaus des Tatravereines und von hier in 15 Minuten zu einem neuen Tatrawunder, zu der berühmten Siklawa.

Von einem senkrechten, 98 Meter hohen Felsen stürzt der Abflußbach des Großen Teiches in die Tiefe und bildet somit den höchsten Wasserfall nicht nur in der Tatra, sondern auch in ganz Galizien. In zwei erodirten Rinnen schäumt und donnert die weiße, wie mit grünen Bändern durchzogene Wassermasse. Die herumsprühenden Tropfen glitzern

in der Sonne wie Edelsteine und in dem aufsteigenden Nebel bildet sich ein Regenbogen, der die schöne Naturerscheinung mit einer Heiligenglorie umgibt. Wir fühlen uns wie festgebannt an der Stelle, so daß es unserem alten Führer nur mit Mühe gelingt, uns zum Weitermarsch zu bewegen. Und dieser Weitermarsch ist auf Schritt und Tritt in hohem Grade aufregend. Bald erklimmen wir den Felsrücken Swistunka, der in einer senkrechten Wand in die scheinbar bodenlose Tiefe stürzt. Noch ein kleiner Bergrücken und

Przemyśl.

wir stehen auf der Alm Wołarnia, von wo aus wir das ganze in seiner Hochgebirgspracht prangende Thal des „Morskie Oko“ bewundern.

Das Meerauge (polnisch: Morskie Oko), eigentlich Großer Fischsee genannt, weil er einer von den drei Tatraseen ist, der Fische, namentlich Lachse und Forellen enthält, ist ein typisches Gletscherüberbleibsel, mit deutlicher, sein Ende abschließender Stirnmoräne. Er umfaßt 33 Hektar an Flächenraum und das Loth zeigt an seiner tiefsten Stelle 49 Meter. Seine besondere Zierde bildet die verhältnißmäßig üppige Vegetation an den Ufern, da in dieser Höhe (1384 Meter über dem Meeresspiegel) nicht nur das Krummholz, sondern auch die schöne Zirbelkiefer und sogar die Tanne ganz gut gedeiht. Die von der polnischen

Tatragesellschaft angelegten Wege und das bequeme, geräumige Schutzhaus erleichtern sehr die Besichtigung dieser Perle der Tatra.

Die Perle der Tatra! . . Wir haben jetzt die beste Gelegenheit uns zu überzeugen, daß dieser Ausdruck nicht übertrieben ist. Die Sonne steht noch hoch am Himmel und umgibt Alles mit einem krystallenen Lichtäther, in dem die wunderbaren Naturbilder wie vergrößert und verklärt aussehen. In dem smaragdgrünen Antlitz des See's spiegeln sich die granitenen Titanen, die da Wache halten. Im Süden drohen die Mięguszowicer Grate mit dem gewaltigen Mönch (2435 Meter), an ihren Gehängen verästeln sich die weißen mit Schnee ausgefüllten Klüfte wie die Geweihe eines Riesenelenthieres. Das westliche Ufer beschließen die zackigen Rücken des Miedziane und Opalony, im Südosten erhebt sich wie eine Cyklopenmauer ein mächtiger Damm, der nur die Vorstufe zu den erhabenen, in den Wolken verschwindenden Rysy (2508 Meter) bildet. Der Übergang von dem Smaragdgrün des See's zu dem dunklen Colorit der Bergriesen wird durch das Band der Rothtannen- und Zirbelkieferhaine vermittelt und die leuchtenden Schneefelder lassen die ernsten, dunklen Farbentöne besser hervortreten.

Doch die Sonne neigt sich langsam gegen die Tatragrate, es ist die höchste Zeit, noch den oberhalb des Fischsee's, bereits auf dem zwischen Galizien und Ungarn strittigen Gebiet gelegenen „Schwarzen Teich" zu besichtigen. Wir besteigen den bereits erwähnten Riesendamm, den noch hier und da eine verkrüppelte Zirbelkiefer und kriechendes Krummholz ziert, und stehen plötzlich vor einem düsteren Kessel, dessen unteren Theil die Fittige der ewigen Dämmerung bedecken. Es ist der Weg des Todes, den wir betreten, mit jedem Schritt wird unsere Seele stiller! Wie in jenem fabelhaften Upasthale, wo alles Lebende in dem giftigen Hauch des Todesbaumes sterben muß, ist hier die Vegetation und die Thierwelt vollständig verschwunden. Nur rauhe, dunkle Felscolosse mit wild zu ihren Füßen zusammengehäuften Bergstürzen starren rings um uns her und in der Mitte glänzt unheimlich mit phosphorescirendem Licht der Schwarze See, dessen Fluten eher aus infernalischem Theer und Pech als aus lebenspendendem Wasser zu bestehen scheinen. Wahrhaftig! . . Es ist eine Scene aus der Dante'schen Hölle; mit bebendem Herzen erwarten wir, daß bald aus den schauerlichen Fluten die Jammergestalten der unglücklichen Verdammten auftauchen werden, und blicken bange ringsherum, den Meister zu erspähen, der uns von dieser Todesstätte auf die schöne Erde zurückbringt.

Die nordgalizische Tiefebene. Kein anderes Kronland unserer Monarchie kann sich einer so großen Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung rühmen wie Galizien. Das Plateau von Podolien, das Mittelgebirge der Karpathen, das Hochgebirge der Tatra, das geologisch und landschaftlich selbständige, mit den westlicheren Gebieten im Zusammenhange stehende Großherzogthum Krakau und endlich die als Fortsetzung der baltischen

Niederung erscheinende Tiefebene von Nordgalizien bilden die stattliche Reihe der wichtigsten landschaftlichen Abschnitte der Provinz. Es fehlen factisch nur die thätigen Vulkane und das krystallinische Massengebirge, um die Reihe der Hauptelemente der Continentgestaltung vollständig zu machen.

Aus den dünnluftigen Regionen der Tatra steigen wir nun in die Sümpfe des Tieflandes. An die Stelle der malerischen Hochgebirgsbilder treten die langweiligen Sandflächen und Moräste, der prächtige Urwald ist verschwunden, um den steifen Föhren Platz zu machen. Verschwunden sind auch die herrlichen krystallenen Flüsse der Gebirge, statt deren wir große, tückische, die Ufer verheerende trübe Flüsse oder kleine Bäche erblicken, die ihre dunklen, röthlich oder braun gefärbten Fluten träge und bedächtig dahinrollen. Die Niederung nimmt ihren Anfang bereits in der Gegend der Landeshauptstadt, ist jedoch hier noch nicht typisch entwickelt. Bei Lemberg beginnt nämlich ein stellenweise über 400 Meter hoher, miocäner Hügelzug, der in nordwestlicher Richtung, gegen Tomaszów in Russisch-Polen streichend, die ganze Tiefebene in zwei ungleiche Theile theilt. Der östliche, kleinere bildet die Niederung des Buggebietes, der bei weitem größere westliche umfaßt das Gebiet des San- und Weichselflusses und stellt sich als ein Riesendreieck dar, das mit seiner Basis auf den Vorbergen der Karpathen ruht.

Eine Partie vom Schlosse Łańcut.

Mit Ausnahme des soeben erwähnten Lemberg-Tomaszower Rückens nehmen hier an der Zusammensetzung der Oberfläche nur die Absätze des ehemaligen Inlandeises und der jüngeren Alluvien theil, so daß die übrigen, hier spärlich auftretenden Formationen gar nicht in Betracht kommen. Das Silur baut — wie wir das bald sehen werden — nur einen einzigen Hügel nahe an der Mündung des Sanflusses auf. Der obere Kreidemergel erscheint nur in den tiefsten Einschnitten als die Basis des Ganzen und die Gesteine des Miocäns sind theils durch die Bewegung der Eismassen zerstört worden, theils liegen sie tief unter Glacialsand und Schutt begraben. Sämmtliche andere Glieder der großen, die Erdrinde aufbauenden Formationsreihe fehlen hier gänzlich. Somit ist es nun leicht verständlich, daß wir hier eine langweilige Einförmigkeit vorfinden müssen. „Hinter dem Sande ein Wäldchen und hinter dem Wäldchen wieder Sand" charakterisirt ein polnisches Sprichwort humoristisch, aber trefflich diese Gegend.

Einige Meilen nordöstlich von Lemberg und östlich von Żółkiew kommen wir in der Gegend von Kamionka Strumiłowa in die typische Landschaft des oberen Buggebietes. Wald und Moraſt, manchmal auch Sand, das ist der ganze Inhalt dieser flachen Gegend. Nur ein leidenschaftlicher Jäger entschließt sich weit von der Chaussee in diese beinahe schwimmenden Wälder einzudringen. Die melancholische Kiefer, die sagenhafte Erle und die geisterhaft glänzende weiße Birke bilden den Waldbestand. Erst weiter im Westen hinter Rawa ruska erscheint eine willkommene Abwechslung in einem traurigen und eintönigen Bilde, nämlich der Lemberg-Tomaszówer Hügelzug. Zwar verfolgen uns noch immer auf jedem Schritt und Tritt die Sande und die langweiligen Kieferhaine, zwar sind die Hügel weder besonders hoch, noch malerisch, aber wir können wenigstens trockenen Fußes herumgehen und die Gegend von der Höhe des Rückens überblicken.

Der geologische Bau der Hügel, der in den Wasserrissen und kleinen Bergbauen aufgeschlossen ist, nimmt nur wenig Zeit in Anspruch. Zu unterst bildet der obere Kreidemergel das Liegende des Ganzen und darauf ruhen die miocänen Gesteine, hauptsächlich aber Sande und grünliche Thone, die in mehreren Punkten (Potylicz, Siedliska, Lubycza) abgebaut und zur Fabrication der Faiencewaaren gebraucht werden. Stellenweise erscheinen hier kleine Braunkohlenflötze, welche die Grundlage kleiner Kohlenbergbaue bilden.

Die interessanteste und das landschaftliche Bild wesentlich beeinflussende Formation ist das erratische Diluvium. Wir sehen hier Grund- und Stirnmoränen in Gestalt von Geschiebelehm und Gletscherschutthaufen, lose erratische Blöcke aus Quarzit, Granit, Gneiß, Diorit u. s. w. — Alles größtentheils finnländischen Ursprunges — endlich langgezogene Sand- und Trümmerhügel.

Nach der Überschreitung des mehrere Kilometer breiten Hügelzuges befinden wir uns im Gebiete des San- und Weichselflusses. Es ist ein ausgedehntes Senkungsfeld,

das sich nun vor unseren Augen ausbreitet. Drei große Bruchlinien begrenzen dasselbe; die erste im Süden am Nordrande der Karpathen, die zweite im Westen längs der schlesisch-polnischen Hochebene und endlich die dritte längs des Plateau's von Lublin. Innerhalb dieser drei Linien ist eine große, dreieckige Scholle in die Tiefe gesunken, und hier erreichte auch das galizische Inlandeis seine mächtigste Entwicklung. Unsere Erwartung jedoch, daß wir hier eine einheitliche, flache Niederung, die überall mit Gletscherbildungen gleichmäßig bedeckt ist, vorfinden, erweist sich als irrig. Es lassen sich nämlich in diesem Gebiete zwei landschaftlich verschiedene Typen unterscheiden: 1. das ursprüngliche Gletscherterrain, und 2. das Gebiet der Alluvien.

Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß gleich nach dem Rücktritt der Gletscher das ganze Gebiet mehr oder weniger gleichmäßig mit nordischen Glacialbildungen bedeckt war, doch darf man nicht vergessen, daß die erodirende Kraft solch großer Flüße wie des San und der Weichsel einen bedeutenden Theil dieser Ablagerungen wegschwemmte und tiefe Thäler bildete. Wir sehen somit die eigentlichen glacialen Bildungen, wie Moränen, erratische Blöcke u. s. w., nur in dem diluvialen Hügelgebiete, während in den Thälern nur jüngere Flußalluvionen zu Tage treten. Daß unter den letzteren auch nordische Gesteine vorkommen können, ist selbstverständlich, da ja doch die letzteren das Material zur Alluvienbildung lieferten.

Das höchste Niveau der Weichsel und des San im Gebiete der nordgalizischen Tiefebene beträgt circa 200 Meter, das tiefste (bei Sandomierz) 148 Meter. Erwägt man nun, daß die Höhe der diluvialen Hügel 250 bis 300 Meter erreicht, so wird man auch den Höhenunterschied dieser zwei Bildungen kennen lernen.

Abgesehen von den räumlich kleineren Erhebungen haben wir im Gebiete der Niederung drei solche diluviale Anschwellungen, und zwar: die erste parallel mit dem Tomaszower Rücken zwischen dem San und seinem Nebenflusse, der Tanew, die zweite nördlich von Rzeszów zwischen dem San und dem Wisłokaflusse und endlich die dritte bei Tarnów zwischen dem Wisłokaflusse und dem Dunajec.

Auf unserer Wanderung betreten wir zunächst das erste Gebiet. Wir sehen da breite und flache Terrainwellen, die hauptsächlich aus Glaciallehm und Sanden mit zahlreichen kleinen Trümmern nordischer Gesteine bestehen. Aber auch große erratische Blöcke sind da gar nicht selten, obwohl ihr gegenwärtiges Vorkommen nicht einmal annähernd ihrer ursprünglichen Häufigkeit entspricht. Da nämlich das ganze Gebiet der Tiefebene fast gar keine anstehenden Gesteine enthält, so wurden und werden noch immer die erratischen Blöcke von der Bevölkerung fleißig gesammelt und zu Bausteinen, Straßenschotter, Pflaster und dgl. verarbeitet. Das Pflaster aller an der Grenze der Niederung gelegenen Städte sieht wie eine vielfarbige Mosaik aus. Es kommen da neben den rothen

Graniten schwarze Diorite, dunkel gefleckte Syenite, glänzende Quarzite u. s. w. vor. Auch sämmtliche Chausseen dieser Gegend verdanken ihre Existenz nur dem außerordentlichen Reichthum der Umgebung an nordischen Gesteinen. Eine wunderbare Chimäre der Natur! Hunderte von Kilometern wurden die Felsen aus dem entfernten Finnland durch das Eis geschoben, um das felsenarme Nordgalizien mit Steinmaterial zu versehen!

Auf diesen alluvialen Anschwellungen bildet nur die Föhre allein die Waldbestände. Die Gegend hat etwas ungemein Trauriges an sich. Die ernsten, rauschenden, dunkelgrünen Kiefern auf dem Hintergrunde der hellen Sandhügel, die großen umhergestreuten Granitblöcke, — das ist ja wahrhaftig ein Friedhof mit Grabhügeln und Monumenten! Umsonst spähen wir rings umher nach einem anmuthigeren Bilde. Hier und da erblicken wir auf der Oberfläche der diluvialen Thone winzige kreisrunde Seen und in der Nähe der Flüsse Moräste mit ziemlich bedeutenden Schichten von Raseneisenerz.

Wir überschreiten den San und begeben uns über Nisko gegen Norden. Es ist sehr leicht zu constatiren, daß der San sein Bett gegen Osten, das ist gegen die soeben von uns verlassene glaciale Bodenerhebung, verlegt. Auf dem westlichen Ufer bemerken wir mehrere Terrassen, auf denen kleine Seen und Sümpfe die früheren Flußbette verrathen. Das östliche Ufer ist bedeutend höher und ziemlich steil.

Wir gelangen in eine traurige Sanddünenregion. Die bebauten Felder werden nach und nach durch die beweglichen Dünen verschüttet, ja man sieht sogar manchmal Häuser, die schon zum größten Theil im Sande verschwunden sind. Es wird da ein schwerer Kampf zwischen dem Menschen und der Natur geführt. Gelingt es die Dünen zu bewalden, dann hört ihre Bewegung auf, und der arme Landmann kann da nothdürftig sein Leben fristen, sonst aber greift die Wüste immer weiter um sich.

Bei Gorzyce erblicken wir zum ersten Male auf unserer Wanderung durch die Tiefebene eine ältere Formation anstehend. Es sind dies Silurschiefer, die einen ganzen Hügel (sogenannten Pgczek) bilden und die Fortsetzung des polnischen Silurs bei Sandomierz darstellen. Wir bemerken hier, daß der Sanfluß einst viel südlicher in die Weichsel mündete als jetzt, das alte Flußbett wird durch zahlreiche Seen und Sümpfe bezeichnet. Bei der Ortschaft Nadbrzezie, Endpunkt der Localbahn Dembica-Nadbrzezie, gelangen wir an die mächtige Weichsel, deren Ufer durch starke Dämme gegen Überschwemmung geschützt ist. Wir bewundern von weitem die auf dem linken Flußufer auf einer Anhöhe gelegene Stadt Sandomierz mit ihren alterthümlichen Gebäuden und begeben uns zurück nach der Landeshauptstadt, um von hier aus eine Tour längs des Südrandes der Tiefebene zu machen. Die galizische Carl Ludwig-Bahn, die sich gerade längs der südlichen Grenze unserer Tiefebene bewegt, bietet uns die beste Gelegenheit dazu und gewährt uns dabei den Vortheil, daß wir gleichzeitig eine ganze Reihe wichtigerer

Städte besichtigen können. Gleich hinter Lemberg, bei der ersten Station Zimnawoda gelangen wir in das Gebiet der Tiefebene, deren Charakter durch die Flugsandmassen und Föhrenwaldungen deutlich markirt ist. Bei der Bezirksstadt Gródek, in der Nähe das Bad Lubień, fesselt unsere Aufmerksamkeit ein schöner Teich, der wohl zu den größten Galiziens gehört; etwas weiter bei Sądowa Wisznia kommen wieder die traurigen Dünen und die Föhren der Niederung zum Vorschein.

Die langweilige Einförmigkeit der Gegend erleidet plötzlich eine willkommene Unterbrechung. Unser Eisenbahnzug braust durch eine gartenähnliche fruchtbare Gegend den sonnigen Hügeln zu, deren vorderster altersgraue Basteien durch das helle Grün seines Waldschmuckes durchschimmern läßt. Zahlreiche Thürme imposanter Bauwerke

Wieliczka.

winken uns entgegen, eine große Stadt bedeckt mit ihren Häusern die Abhänge der Hügel und spiegelt sich in den Fluten eines großen Flusses; starke Festungswerke umgeben den Glanzpunkt der ganzen Linie: die Stadt Przemyśl.

Die Karpathen verlassen hier ihr gewöhnliches Nord-West-Streichen und wenden sich in einem kühnen Bogen gegen Norden, unmittelbar an die Tiefebene herantretend. Diese eigenthümliche Lage der Stadt, die sich theils in der Niederung, theils auf den Gehängen der Vorberge aufbaute, ferner die Anwesenheit eines großen Flusses, des San, verleiht ihr einen landschaftlichen Reiz, dessen sich keine andere galizische Stadt rühmen kann.

Die Stadt Przemyśl, die 28.000 Einwohner (ohne die Besatzung von 10.000 Mann) zählt, ist die Residenz zweier Bischöfe, des römisch-katholischen, und des griechisch-katholischen, und bildet den Sitz zahlreicher Civil- und Militär-Behörden. Ihre ersten Anfänge sollen in das VII. Jahrhundert zurückreichen und ihre bewegte Geschichte ist mit der Geschichte Polens eng verbunden. Der erste Grundstein zur mächtigen Entwicklung der Stadt wurde von Kazimir dem Großen gelegt und König Ladislaus Jagello stattete dieselbe mit dem Magdeburger Recht und zahlreichen Privilegien aus.

Die römisch-katholische Kathedrale von Przemyśl, deren Bau bereits 1460 begonnen wurde, ist das schönste Baudenkmal gothischer Kunst in Ostgalizien. Zahlreiche andere Kirchen und Klöster wie z. B. die griechisch-katholische Kathedrale, das Bernhardiner-, ferner das Reformatenkloster u. s. w. verdienen auch, sowohl wegen ihrer Bauart, als auch wegen der Alterthümer, die sie beherbergen, unsere Aufmerksamkeit.

Schöne Spaziergänge in den schattigen Alleen am Sanflusse, im Parke des Schloßberges mit den gut erhaltenen und restaurirten Resten einer bereits zu Zeiten Kazimir des Großen erbauten Burg, reizende Excursionen in die weitere Umgebung, vor Allem nach Krasiczyn (Eigenthum des Fürsten Sapieha), wo ein prachtvolles, in italienischer Renaissance gehaltenes Schloß werthvolle kunsthistorische und geschichtliche Sammlungen enthält, machen den Aufenthalt in Przemyśl zu einem sehr angenehmen.

Unsere Reise führt uns an dem kleinen Marktflecken Radymno vorbei der Stadt Jaroslaw zu. Die Vorberge der Karpathen sind weit im Süden zurückgeblieben und grüßen uns noch von weitem in Gestalt eines blauen Saumes. Eine mächtige Lößdecke mit zahlreichen Schluchten bedingt das landschaftliche Aussehen des ganzen coupirten Terrains. Die Stadt selbst, die 18.000 Einwohner zählt, spielte in früheren Jahrhunderten als Festung und wichtiger Handelsplatz eine große Rolle.

Die kleinen Ortschaften, die wir da weiter passiren, Lezajsk und Przeworsk, sind nur durch ihre Kirchen, die bereits von weitem unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken, merkwürdig. Die Parrkirche in Lezajsk (italienische Renaissance) enthält eine kleine Bildersammlung altdeutscher, italienischer und flämischer Schule. Das nicht weit von der Kirche gelegene Bernhardinerkloster ist stolz auf seine Orgel, die die größte von ganz Polen sein soll. Nicht minder interessant sind die beiden gothischen Kirchen in Przeworsk.

Die nächste Station Łańcut, ein kleines unbedeutendes Städtchen, das im Lande eine gewisse Berühmtheit durch seine Fabrik ausgezeichneter Schnäpse und Liqueure besitzt, hat eine Sehenswürdigkeit aufzuweisen, nämlich das prachtvolle gräflich Potocki'sche Schloß, das große, von vielen Generationen gesammelte Kunstschätze enthält.

Wir überschreiten den Wisłokfluß und widmen einige Stunden der Besichtigung der Stadt Rzeszów. Das alterthümliche, festungsartige Schloß, das jetzt als Sitz der Behörden und als Gefängniß dient, die Kirchen und Klöster, vor Allem aber zwei alte im Barockstil gehaltene jüdische Tempel bilden die Sehenswürdigkeiten der reinlichen und freundlichen Stadt.

Die Bahn bewegt sich fortwährend an der Grenze zwischen der Tiefebene und den Vorbergen. Zu unserer Rechten haben wir die langweilige Niederung, zur Linken aber ein fruchtbares und fröhliches Hügelland, hinter dem von Zeit zu Zeit die höheren Gebirgszüge der Karpathen auftauchen. Noch einige Stationen und wir gelangen in das

Gebiet des Dunajecflusses, nach der Stadt Tarnów. Vielleicht in keiner der von uns besuchten Städte ist der Gegensatz zwischen Tief- und Hügelland so scharf ausgeprägt wie gerade in Tarnów. Mitten in der Stadt, im Park tritt man an große Granitblöcke und andere erratische Gesteine des Nordens, das Material, auf dem die Stadt aufgebaut ist, erweist sich als echte Gletscherbildung und in der unmittelbaren Nähe der Stadt findet man auf dem St. Martinsberge, einem beliebten Excursionsorte der Tarnower, bereits den geologischen Bau der Vorberge. Von der Höhe des erwähnten Berges (387 Meter),

Die Felsen von Mnikow (Juraformation).

dessen Gipfel ein hochinteressantes 800 Jahre altes Kirchlein aus Lärchenholz ziert, kann man genau die Lage und die Grenzen der ehemaligen nordischen Eismassen verfolgen. Die Hauptzierde der gegen 28.000 Einwohner zählenden Stadt sind ihre Kirchen, unter denen besonders die Kathedrale (Tarnów ist Sitz eines römisch-katholischen Bischofs) mit ihren kunstvollen Grabdenkmälern Beachtung verdient. Auch das gothische Rathhaus, das an die Tuchhallen in Krakau erinnert, ferner das bischöfliche Palais und Privathäuser aus dem Mittelalter mit offenen Fronthallen verdienen Beachtung.

Bei der Station Bochnia, einer sehr anmuthig zwischen den Salzthonhügeln gelegenen Salinenstadt, überschreiten wir den Rabafluß und nähern uns der Weichselebene. Während die Bahn nördlich der weltbekannten Salzstadt Wieliczka hinzieht,

erscheint auf dem Horizonte der Kościuszkohügel (333 Meter), zu seinen Füßen glänzen in der Abendsonne die Basteien des prächtigen Wawel und die zahlreichen Thürme der altehrwürdigen Königsstadt, noch ein Augenblick und wir halten unseren Einzug in das Großherzogthum Krakau.

Das Großherzogthum Krakau. Ein kleines, gegen 1200 Quadratkilometer umfassendes, aber herrliches Ländchen! In geologischer Beziehung ist das ein wahres Edelsteinkästchen, das in unscheinbarem winzigen Raume Reichthümer birgt. Angefangen von dem Devon findet man hier in einer höchst interessanten Lagerung Vertretungen sämmtlicher Formationen, von denen manche auch praktisch sehr wichtig sind, da sie Steinkohle und verschiedene Erze enthalten. Es ist ein weder in geologischer, noch in geographischer Beziehung abgeschlossenes Ganzes. Durch die politische Grenze wurde hier ein Theil des polnisch-schlesischen Gebietes abgeschnitten, der in jeder Beziehung sich an das letztere anlehnt.

Die Reliefformen des Ländchens sind im Großen und Ganzen genommen geologisch sehr alt. Die mächtige Weichsel hat an der Bildung ihres Thales fast gar kein Verdienst. Die großartige Erosion, wie wir sie z. B. bei den podolischen Flüssen zu bewundern Gelegenheit hatten, spielt da eine untergeordnete Rolle, denn die Thäler der Weichsel und ihrer meisten Nebenflüsse, wie denn überhaupt die gegenwärtig wichtigsten Gegensätze zwischen Höhe und Tiefe, waren hier bereits vor dem Eintritt des Tertiärmeeres vorgezeichnet.

Das Gebiet von Krakau zerfällt in orographisch-landschaftlicher Beziehung in drei Abschnitte. Der nördlichste, der die unmittelbare Fortsetzung des südpolnischen Gebirges bildet, stellt einen westöstlich verlaufenden, hügeligen Rücken dar, dessen südliche Grenze wir auf unserer Fahrt von Chrzanów nach Krakau von der Nordbahn aus ganz gut in der Gestalt eines unter die Ebene einfallenden Steilrandes verfolgen können. Die Bahn selbst bewegt sich in dem zweiten Abschnitte, in dem sogenannten Krzeszowicer Becken. Es ist ein großes, längliches Senkungsgebiet, das mit jüngeren, miocänen Bildungen ausgefüllt ist, während die älteren in der Tiefe verschwanden. Südlich davon erscheint der dritte Abschnitt in der Gestalt einer großen, zuerst östlich und dann südöstlich streichenden, vielfach zerstörten hügeligen Antiklinale, die in Podgórze bei Krakau in einer steilen Wand unter den Weichselalluvionen auf immer verschwindet.

Diesem letzteren Gebiete gehört unser erster Ausflug. Wir verlassen die herrliche, alterthümliche Königsstadt und begeben uns in westlicher Richtung längs des linken Weichselufers, um von der Höhe des von allen Seiten sichtbaren Wahrzeichens dieser Gegend, des Kościuszkohügels, eine Übersicht des Ganzen zu gewinnen. Wir besteigen die aus jurassischen Felsenkalken aufgebaute Anhöhe, passiren die mächtigen Festungswerke und erklimmen endlich den Hügel, den das dankbare polnische Volk dem Andenken seines Freiheitshelden errichtete.

Ein freundlicheres Bild als das, welches uns hier entzückt, läßt sich kaum denken. Östlich vor uns erhebt sich auf einem felsigen, von der Weichsel umspülten Hügel das wunderbare Königsschloß Wawel, zu dessen Füßen die vielthürmige Stadt ihre altersgrauen Kirchen, schönen Paläste und röthlichen Basteien erglänzen läßt. Aus dem Grün der zahlreichen Gärten, Wiesen und Felder lachen uns freundliche von den Flüssen und Bächen umspülte Ortschaften entgegen. Im Süden erhebt sich die blaue Kette des Beskid, hinter welchem die erhabene Tatra das ganze Bild abschließt, uns den letzten Gruß ihrer schneeigen

Porphyrsteinbruch von Miękinia (Dyasformation).

Granitgipfel sendend. Die fröhlichen Lieder der schönen, arbeitsamen und in malerische Tracht gekleideten Bevölkerung dringen aus dem Thale bis zu uns herauf. Wir lächeln und geben dem Burschen mit der keck auf das linke Ohr aufgesetzten viereckigen, rothen Kappe Recht, wenn er singt: „Es gibt nur einen Gott und eine Muttergottes im Himmel und nur eine Krakauer Gegend auf Erden".

Von der Höhe des Kościuszkohügels (über dem Meeresspiegel 333 Meter) überblicken wir einen bedeutenden Theil des Großherzogthumes und können uns überzeugen, daß das Relief des Landes keine besonders großen Contraste enthält. Der tiefste Punkt, das Weichselniveau bei Niepołomice, liegt 194, der höchste, die Ostrońska Góra bei Galmai,

nur 481 Meter über dem Meeresspiegel, somit beträgt der ganze relative Unterschied keine 300 Meter.

In der Nähe des Kościuszkohügels befindet sich in Wola justowska ein fürstlich Czartoryski'scher Palast mit einem schönen, auch für das Publikum zugänglichen Park; wir begeben uns jedoch südwestlich nach Bielany, wo das imposante, von einem herrlichen Walde umgebene Kamaldulenserkloster von der Höhe der jurassischen Felsen die ganze Gegend beherrscht. Die Lage des Klosters ist reizend, und es wäre wirklich nicht leicht, einen größeren Gegensatz zu finden als die ascetischen, weltentrückten Mönche, die die Nächte in ihren Särgen zubringen, und sich gegenseitig mit „memento mori" begrüßen, auf dem herrlichen Hintergrunde des lebensvollen, lachenden Weichselthales.

Einige Kilometer weiter westlich gelangen wir bei der Ortschaft Piekary in ein sehr malerisches Felsenthor, durch das die Weichsel sich ihren Weg bahnt. Auf dem rechten Flußufer erhebt sich aus den Fluten ein steiler, schroffer, jurassischer Kalkfels, gekrönt mit der Ruine des noch von Boleslaus dem Tapferen gegründeten Benedictinerklosters, von dem nur die im XV. Jahrhundert restaurirte Kirche und die äußere Umfassungsmauer sich erhalten haben. Ähnliche Felsen erblickt man auch auf dem linken Flußufer und es hat den Anschein, als ob dieser gewaltige Durchbruch durch die erodirende Kraft der Weichsel gebildet worden wäre. Bei näherem Studium erweist sich jedoch diese Voraussetzung falsch; denn wir finden überall in den Klüften und an den Felswänden bis zum Niveau des Weichselflusses Ablagerungen des miocänen Meeres, die somit den besten Beweis liefern, daß dieses Thal mit dem Felsenthore bereits vor Eintritt des miocänen Meeres existirte.

Nördlich davon kommen wir über Liszki nach Mników, dem beliebten Sommeraufenthaltsorte der Krakauer, vor Allem aber der Künstler, die in der reizenden Umgebung genug Anregung für schöne Landschaftsbilder finden. Die jurassischen Kalke bilden in einem Nachbarthale zahlreiche malerische riffähnliche Felsen, deren Höhlen interessante diluviale Säugethierreste bergen.

Ähnliche Felsen findet man auch weiter nördlich auf dem Wege nach der Eisenbahnstation Zabierzów längs des Rudawkabaches. Unsere Aufmerksamkeit nimmt vor allem Anderen der sogenannte „Kmita-Fels" in Anspruch, da nach der Volkstradition und nach der gereimten, auf dem Felsen angebrachten Inschrift hier der tapfere Ritter Stanislaus Kmita aus Liebesgram durch einen Sturz in die Tiefe den freiwilligen Tod fand.

Noch weiter westlich kommen wir bei Frywald und Zalas in das Gebiet der Melaphyre und bei Alwernia in das der Porphyre, die da ganze Hügel und Felsen bilden. In der Nähe des letztgenannten freundlichen Marktfleckens, der zum größeren Theil auf der Porphyrlava aufgebaut ist, befindet sich die Ortschaft Regulice. Die reichen Quellen, die hier als Abfluß eines großen, unterirdischen, triadischen Wasserbeckens zu

Tage treten, sind dazu auserkoren, die Stadt Krakau mit Trinkwasser zu versorgen. Nördlich davon gelangen wir in das bereits erwähnte Krzeszowicer Senkungsgebiet.

Durch einen ausgedehnten waldigen Sumpf, die sogenannte Dulower Wildniß, erreichen wir die anmuthige Gegend von Krzeszowice. Zu unserer Rechten erhebt sich der südliche jurassische Rand des Senkungsgebietes und hinter demselben gewahren wir bei Tenczynek eine bewaldete Melaphyrkuppe, deren Gipfel mit einer malerischen Schloßruine gekrönt ist. Vorüber an der Eisenbahnstation und dem schönen gräflich Potocki'schen Schloß und Park begeben wir uns in das nördliche Gebiet, das die südliche Fortsetzung des polnischen Gebirges bildet.

Nach den großartigen Ansichten des Hochgebirges und der podolischen Platte kommt uns die Gegend von Krakau als ein schönes und herziges Liliputenländchen vor. Sämmtliche Thäler, die in meridionaler Richtung das von uns betretene Gebiet durchschneiden, sind kaum einige Kilometer lang, ihre Uferwände sind nichts weniger als hoch, wie denn überhaupt in diesem Abschnitt der Niveau-Unterschied zwischen dem höchsten und dem tiefsten Punkte keine 200 Meter beträgt; es gibt hier keine einzige Stelle, die uns durch die Großartigkeit ihrer Natur imponiren würde und doch wandern wir hier mit wahrem Entzücken.

Das erste Thal, das wir nun betreten, ist die vielbesuchte Czernka-Eliaszowka. Nachdem wir die letzten Häuser von Krzeszowice hinter uns gelassen haben, kommen wir in eine reizende kühle Schlucht. Zu unserer Rechten bildet der Kohlenkalk malerische Felswände, während das linke, weniger steile Gehänge von einem schönen Laubwald bedeckt wird. Mitten in diesem Walde erscheint plötzlich hoch oben über der Schlucht das höchst romantisch gelegene, im Barockstil erbaute Kloster Czerna. Westlich von dem Kloster beginnen die Bildungen des triassischen Wellenkalkes, der in diesem Gebiete die Stelle der jurassischen Felsenkalke der nächsten Umgebung von Krakau vertritt und überall die jüngeren Triasbildungen mit einem Saum von gezackten und zerrissenen, höchst bizarr geformten Felsen umgibt. Einige Kilometer weiter nördlich bildet er an der russischen Grenze ein interessantes Felsenthor, durch das der Czernkabach das Krakauer Gebiet betritt.

Eine halbe Meile östlich liegen in Dębnik die großen Steinbrüche des schwarzen devonischen Marmors, der das Material zu den schönsten Monumenten und Königsgrüften in der Kathedrale am Wawel lieferte, und einige Kilometer westlich ist bei Miękinia die große Porphyrplatte in riesigen Steinbrüchen aufgeschlossen. Gleich bei dem Kloster Czerna beginnt auch das Gebiet der erzführenden Dolomite, die Zink-, Blei- und Eisenerze enthalten.

Das Thal, in dem wir uns befinden, bildet auch die Grenze des Krakauer Steinkohlenbeckens. Die Gegend des Hauptvorkommens der productiven Steinkohle zwischen

Szczakowa und Jaworzno zeigt einen besonderen landschaftlichen Charakter, der an die nordgalizische Tiefebene erinnert. Da hier nämlich sämmtliche Formationen durch die Denudation bis zu den Steinkohlenbildungen größtentheils abgetragen wurden, so sieht man das Ganze mit glacialen Sanden, Thonen und erratischen Blöcken bedeckt. Nur hier und dort erheben sich ältere, hauptsächlich Wellenkalkfelsen, die zwar nicht besonders schön sind, aber immerhin die traurige Einförmigkeit unterbrechen.

Die Bildungen der Eiszeit, vor Allem aber die erratischen Blöcke bedecken zwar das ganze Krakauer Gebiet, kommen aber zufolge der starken Entwicklung älterer Formationen nur selten als landschaftliches Element zur Geltung.

Wir befinden uns in dem äußersten Westen von Galizien, an der schlesischen Grenze, und somit ist nun unsere interessante Wanderung durch das große vielgestaltige Land, dessen Einwohner — gleich anderen Völkern des Reiches — unter der segensreichen und väterlichen Regierung des innigst geliebten Monarchen auf der Bahn der geistigen und culturellen Entwicklung rüstig fortschreiten, zu Ende.

Schloßruine Tęczyn bei Krzeszowice.

Die Höhlen von Mnitów und Funde der Steinzeit.

Vorgeschichte.

Die ältesten Spuren des Aufenthaltes des Menschen in prähistorischer Zeit auf dem Gebiete des heutigen Galiziens wurden in der Umgegend von Krakau entdeckt.

Der Gebirgszug der Jurakalkformation, welcher im südlichen Theile von Russisch-Polen beginnt und sich weiterhin über die Staatsgrenze nach Galizien hinzieht, enthält in allen seinen drei Ketten, in welche er zerfällt, zahlreiche

Höhlen, welche dem Menschen der entferntesten prähistorischen Epoche als Wohnstätte gedient haben. Der Boden dieser Höhlen war mit Lehmablagerungen bedeckt, dessen Schichten sich durch Hereinströmen des Wassers gebildet haben. Die unterste, zugleich älteste Schichte besteht gemeiniglich aus sogenanntem Mammuts- oder Diluviallehm, einem Niederschlag von gelblicher Farbe, welcher in der vorausgegangenen geologischen Periode, dem sogenannten Diluvium entstanden ist und reichliche Überreste der Fauna jener Zeit enthält, wie Mammut, Nashorn, Renthier, Elendthier, Eisbär, seltener Auerochs und dergleichen. Die höheren Schichten, über derjenigen, welche aus thonartigem schwärzlichen Erdreich zusammengesetzt ist und die ältesten Überreste der gegenwärtig lebenden Fauna enthält, haben schon das Gepräge der neuesten geologischen Epoche, des sogenannten Alluvium, und sind stufenweise gegen die Oberfläche zu immer jünger.

Ältere Steinzeit. Die Mehrzahl der durchforschten Höhlen, welche sich in der Umgegend von Krakau befinden, enthalten keine Spuren vom Menschen in der ältesten untersten Diluvialschichte; nur in einigen Höhlen des am meisten gegen Norden gelegenen Krakauer Gebirgszuges neben der Schlucht Ojców und ihren Verlängerungen und Verzweigungen sind Denkmale menschlicher Thätigkeit in der Diluvialschichte mit den Überresten der jener Zeit angehörigen Fauna entdeckt worden. Solche Spuren wurden nämlich in der sogenannten Mammutshöhle durch J. Zawisza und vorwiegend in der Maszycka-Höhle durch G. Ossowski gefunden.

Die Denkmale menschlicher Thätigkeit, welche in der genannten untersten Diluvialschichte der Höhlenablagerung gefunden wurden, bestehen ausschließlich aus Werkzeugen, welche aus Stein, Knochen oder Horn gearbeitet sind. Wir sehen hier große Messer verschiedener Form aus Feuerstein, auch sogenannte Schaber, welche vermuthlich zur Reinigung der Thierhäute gedient haben; ferner manche kleine Geräthe aus Feuerstein, welche wahrscheinlich zur Bearbeitung der Knochengegenstände gebraucht wurden. Von Letzteren findet man größere Mengen vor, alle ausschließlich aus Knochen der ausgestorbenen Diluvialfauna sehr sorgfältig verfertigt. Diese Gegenstände waren entweder zur Jagd und Bewaffnung, wie die Spitzen zu Lanzen und Wurfspießen, oder zu Werkzeugen wie die Pfriemen, Spateln und dergleichen bestimmt. Gewöhnlich sind diese Knochenerzeugnisse mit eingeritzter Linear-Ornamentik verziert.

Die geschilderten Spuren des Menschen in der Diluvialepoche unseres Landes, wiewohl unzweifelhaft authentisch, sind doch zu gering, um aus ihnen ein vollkommenes Bild vom Leben dieser ältesten Einwohner zu gewinnen. Nur durch die Vergleichung dieser Denkmäler mit denen anderer Gegenden Europas, besonders mit denen im nachbarlichen Mähren, ist es möglich, zu gewissen Schlußfolgerungen zu gelangen. Man darf darnach annehmen, daß der Mensch der Diluvialepoche, dessen Spuren man in

einigen Höhlen des Gebirgszuges nördlich von Krakau gefunden hat, in der letzten Zeit der Diluvialperiode gelebt habe, welche den Übergang zur nachfolgenden Epoche bildet, das ist zu der Zeit, wo die größten und bedeutendsten Thiere der Diluvialfauna wie Mammut, Höhlenbär ꝛc. in Europa schon ausgestorben oder nach Norden ausgewandert waren und nur noch das Renthier mit anderem Wild in den damals üppigen Wäldern dem Jäger reichliche Beute bot.

Der Mensch der Diluvialepoche ist in unsere Gegenden am wahrscheinlichsten aus dem mittleren Mähren eingewandert, wo man zahlreiche und viel ältere, bis an die Eiszeit reichende, Ansiedlungen desselben mit Knochen des Mammut entdeckt hat. Als das Klima in der Gegend von Krakau nach dem Abgange der Eismassen, welche vom Norden her bis in diese Gegenden reichten, schon wärmer geworden war, kam auch der Mensch und siedelte sich in den Höhlen nördlich von Krakau an. Ein Nomadenleben führend, ernährte er sich hauptsächlich von den Ergebnissen der Jagd. Feldbau und Viehzucht waren ihm noch unbekannt. Auch treffen wir in der diluvialen Schichte der Höhlen bei Krakau keine Gefäßscherben. Das erlaubt uns zu vermuthen, daß der palaeolithische Mensch der Krakauer Höhlen die Töpferei, ähnlich wie seine Zeitgenossen aus anderen Gegenden von Europa, noch nicht kannte. Nach den bis jetzt entdeckten Spuren seiner Thätigkeit zu urtheilen, besaß der palaeolithische Einwohner galizischer Höhlen sehr viele mit seinen Zeitgenossen in anderen Ländern Europas gemeinsame Merkmale. Ob er auch — was seine physische Beschaffenheit und besonders seinen Schädelbau anbelangt — seinen Zeitgenossen aus anderen Gegenden gleichartig oder verwandt gewesen, läßt sich heute noch nicht entscheiden, weil die bis jetzt entdeckten Überreste zu spärlich sind, als daß man auf ihnen ein gründliches wissenschaftliches Urtheil bauen könnte.

Jüngere Steinzeit oder neolithische Periode. Die langsame Umgestaltung der Diluvialperiode, verbunden mit der immer größeren Erwärmung des Klima und den Veränderungen der Fauna und Flora, ging in Europa stufenweise durch längere Zeit vor sich, bis sich endlich jene der gemäßigten Zone eigenthümlichen physiographischen Verhältnisse entwickelten, unter welchen wir gegenwärtig leben. Geologisch wird das die Alluvialepoche genannt. Den erwähnten Veränderungen auf dem Gebiete der Natur entsprechend gestalteten sich auch stufenweise die Existenzbedingnisse des Menschen und seine Lebensweise in Galizien um. Die Menschheit ist aus der sogenannten palaeolithischen in die sogenannte neolithische Periode, welche die zweite Hälfte der Steinzeit bildet, übergegangen.

In der Nähe von Krakau hat der Mensch der jüngeren Steinzeit noch längere Zeit hauptsächlich die Höhlen als Wohnstätten benützt. Später hat er sich hier ähnlich wie in anderen Gegenden des Landes, in welchen er sich ansiedelte und wo keine Höhlen vorhanden waren, auch andere Arten von Wohnstätten errichtet: Pfahlbauten oder Wallburgen,

ferner Hütten oder Wohngruben. Außerdem erscheint in der neolithischen Periode zum ersten Male ein neue früher unbekannte Kategorie von Denkmälern, nämlich die Gräber, welche von nun an das reichste archäologische Material liefern. Es ist wahrscheinlich, daß erst in dieser Epoche die religiösen Vorstellungen eines jenseitigen Lebens zu keimen begannen, was die Veranlassung gab, daß man den Todten die Gegenstände des alltäglichen Lebens mit ins Grab legte.

Von allen erwähnten Arten der Wohnungen des neolithischen Menschen in Galizien wurden bis jetzt am gründlichsten die Höhlenwohnungen in der Nähe von Krakau erforscht. Wir erkennen dort, daß die ältesten, am wenigsten ausgebildeten und sich am meisten den palaeolithischen nähernden Steinwerkzeuge in denjenigen Höhlen des Krakauer Gebirgszuges vorkommen, in welchen eben die Denkmäler des palaeolithischen Menschen getroffen wurden, sowie in den unmittelbar südlich benachbarten, also in den Höhlen: Maszycka, Mammutshöhle, Wierzchowska, Bęblowska u. s. w. Je mehr wir gegen Süden vorrücken, desto größeren Fortschritt erblicken wir. In den Höhlen zu Kobylany, Bolechowice oder Podskalany finden wir mehr ausgebildete Artefacte als in den früher erwähnten, und in den Höhlen der Gebirgsschlucht bei Mników Denkmäler noch höherer Cultur. Aus diesen Wahrnehmungen kann man schließen, daß die neolithische Bevölkerung in der Gegend von Krakau langsam von Norden gegen Süden vorrückte.

Die Steinwerkzeuge, deren sich der neolithische Einwohner der Maszycka, Wierzchowska und Bęblowska und anderer benachbarter Höhlen bediente, unterscheiden sich von denen der palaeolithischen Periode nur dadurch, daß sie kleiner und geschickter gemacht sind. Es kommen bereits manchmal — wiewohl noch selten — geschliffene Steinwerkzeuge, wie Steinhämmer und Steinbeile in Gestalt länglicher flacher Keile vor, welche vermittelst Bast oder Darm an einem hölzernen Schaft befestigt waren.

Durchbohrung und Glättung der Steine und Werkzeuge brachte man wahrscheinlich mit Hilfe von Sand, Wasser und einer entsprechenden Vorrichtung aus Holz und Darmsaiten zu Stande. Neben den Werkzeugen aus Stein waren wie in der vorangegangenen prähistorischen Periode auch Artefacte aus Hirschhorn, z. B. Hammer und Handgriffe, sowie aus Knochen, z. B. Pfriemen zum Nähen der Bekleidung aus Thierhäuten und dergleichen Geräthe im Gebrauch. Zum ersten Male kommen jetzt sogenannte Mühlsteine, das heißt große, ausgehöhlte Steinplatten zum Zermalmen der dürren Getreidekörner, sowie Thonscherben vor, ein Beweis, daß sich der Mensch in der Töpferei zu versuchen und Ackerbau sowie Viehzucht zu treiben begann.

Die Gefäße wurden aus Thon in der Hand ohne Hilfe einer Vorrichtung geformt. Sie haben überwiegend die Gestalt halbkugeliger Schüsseln oder Töpfe ohne Henkel. An einigen Gefäßen erblicken wir Verzierungen in Gestalt von Reihen kleiner Vertiefungen,

welche man durch Eindrücke in die noch weiche Oberfläche des Gefäßes vermittelst der Fingerspitzen oder mit Hilfe der Holzstäbchen und einer Bastschnur bewerkstelligte.

Die größte, wahrhaft erstaunliche Menge von Knochenartefacten wurde in einer Reihe von Höhlen, welche in der Gebirgsschlucht bei Mników südlich von Krakau liegen, gefunden. Diese Höhlen wurden von der neolithischen Bevölkerung viel später bewohnt als die mehr gegen Norden gelegenen Höhlen. Neben Werkzeugen aus Feuerstein und Knochen vom gewöhnlichen Typus wurden in jenen Höhlen bei Mników Tausende von Gegenständen aus Knochen der diluvialen und alluvialen Fauna, ja selbst Menschenknochen und zum Theil auch aus Höhlentropfstein verfertigte Gegenstände von ungewöhnlicher und oft ganz räthselhafter Gestalt und Bestimmung gefunden. Manche sehen wie Pfriemen, Nadeln, Messer, Weberschiffe, Töpferspateln, Gabeln, Näpfchen und dergleichen aus, andere konnten als Anhängsel zum Schmuck oder als Amulette dienen. Wir treffen dort ferner Nachbildungen von Thier- und Menschengestalten, eine Art von Idolen und eine große Anzahl phantastischer unverständlicher Gegenstände. Am häufigsten sind es kleine, runde oder eckige, unregelmäßige Platten mit zahlreichen durchbohrten Löchern und zackenartigen Ausschnitten an den Rändern.

Die zweite verhältnißmäßig jüngere Art der Wohnungen waren die sogenannten Pfahlbauten. Solche aus der neolithischen Zeit wurden in Galizien im Torfmoore im Dorfe Kwaczała bei Krakau entdeckt und erforscht. Was die übrigen Spuren der Pfahlbauten in anderen Gegenden Galiziens, nämlich bei Lezajsk in der Nähe von Jarosław, sowie bei Kobiernice im Bezirk Biała, betrifft, so kann man ohne nähere wissenschaftliche Untersuchung nicht beurtheilen, welcher Zeitperiode diese Denkmäler angehören, da Pfahlbauwohnungen auch in späteren prähistorischen Perioden üblich waren.

In dem näher erforschten Pfahlbau in Kwaczała hat man Werkzeuge aus Feuerstein und anderen Gesteinsarten vom gewöhnlichen Typus, wie Messer, Schaber, Hammer, Beile, Pfeilspitzen gefunden, ferner zahlreiche Scherben von in der Hand geformten Thongefäßen, manche sogar mit Ornamentik, zahlreiche Feuerherde und Spuren von Kohlen, Pflanzenkörner, Nüsse und dergleichen. Zur Ergänzung dieser Schilderung ist zu erwähnen, daß in der Nähe dieses Torfmoores neolithische Brandgräber und sogenannte Steingeräthwerkstätten auf angrenzender Anhöhe entdeckt wurden.

Steingeräthwerkstätten heißen solche Orte, an denen größere Mengen des künstlich gespaltenen Feuersteines, sogenannte Feuersteinsplitter, Feuersteinknollen, auch fertige Steinwerkzeuge, wie Pfeilspitzen, Messer, Steinmeißel, Schaber, Steinbeile und dergleichen angehäuft sind. Dabei kommen gewöhnlich Spuren von Feuerherden vor, viel Asche, Thonscherben und Küchenabfälle. Das sind die gewöhnlichsten Merkmale neolithischer Ansiedelungen, die in großer Anzahl an der Weichsel und in den benachbarten Gebieten

vorkommen. Fast eine jede solche Ansiedelung hat sich die steinernen Werkzeuge selbst erzeugt, wobei das nöthige Material öfters aus entfernterer Gegend herbeigeschafft wurde.

Neolithische Ansiedelungen wurden manchmal auf Anhöhen oder sonst schwer zugänglichen Orten angelegt und behufs Sicherung gegen feindlichen Überfall mit Erdwällen umgeben. Dies waren sogenannte Wallburgen. Auch in Galizien fehlt es nicht an solchen prähistorischen Befestigungswerken, die jedoch bis jetzt noch nicht gründlich genug durchforscht sind, um sicher beurtheilen zu können, welche darunter der Steinzeit angehören.

Neben den Wohnstätten der Lebenden bilden die Gräber eine zweite große und charakteristische Gruppe der Denkmäler aus dieser Periode. Sie sind gemeiniglich zweierlei Art, Skeletgräber oder Brand- und Urnengräber. Der erstere Typus ist der ältere oder besser gesagt der älteste in Europa, Brandgräber erscheinen erst in der zweiten Hälfte der neolithischen Epoche und sind verhältnißmäßig selten.

In den Skeletgräbern wurden die Todten überwiegend in sitzender, hockender, manchmal seitlich geneigter Stellung begraben. In ein solches Grab wurden gewöhnlich Gefäße, wahrscheinlich mit Nahrung gefüllt, wie auch Steinwerkzeuge gelegt. Das Grab in Węgrzce bei Krakau, mit einer großen Steinplatte überdeckt, enthielt ein Skelet, daneben ein Steinbeil, einen Steinhammer und drei Gefäße, zwei von blumentopfähnlicher, das eine größere von kugeliger Gestalt. Alle waren mit Reihen horizontaler Stichornamente, welche mit weißer Masse eingelegt waren, verziert. Gräber von diesem ältesten Typus wurden auch in der Gegend von Przemyśl, nämlich bei Orzechowce und Siedliska bei Erdarbeiten zu Fortificationszwecken entdeckt. Die Skelette fand man in hockender Stellung. In Orzechowce lag zur linken Seite des Kopfes ein Steinbeil, neben dem linken Fuße eine Steinaxt, bei den Hüften zwei Schaber und eine knöcherne Spatel. In Siedliska wurden mehrere solche hockende Skelette gefunden. Bei allen befanden sich steinerne Werkzeuge und Thongefäße, einige von diesen waren sehr klein. In einem Schädel steckten drei Steine, wahrscheinlich Bruchstücke prähistorischer steinerner Wurfgeschosse. Ein ähnliches Skelet in hockender Lage nach links geneigt, mit Steingeräthen, befindet sich seit kurzem im Dzieduszycki-Museum in Lemberg.

Zu derselben Gruppe der Denkmäler muß man auch die sogenannten Steinkistengräber, welche ziemlich zahlreich in Galizisch-Podolien (in den Bezirken: Złoczów, Tarnopol, Trembowla, Husiatyn, Borszczów, Zaleszczyki und Buczacz) vorkommen, zählen. Von den früher beschriebenen unterscheiden sie sich hauptsächlich dadurch, daß die Todten in hockender Stellung nicht unmittelbar in der Erde, sondern in einer in der Erde aus natürlichen Steinplatten erbauten Steinkiste beigesetzt sind, und daß das Grab mit einer großen Steinplatte überdeckt wurde. Bei den Skeletten in den Steinkistengräbern findet man

Steinwerkzeuge gewöhnlicher Art, manchmal (in Uwisła) Hammerbeile aus Hirschgeweih, Bernstein-Kreisel und charakteristische Gefäße aus lichtem, reinem Thon von krugähnlicher Form, geschickt gearbeitet, schwach gebrannt und mit einer eigenthümlichen eingeritzten Ornamentik verziert, in der Art von Fischschuppen, die in Gruppen dreieckiger Form von dem Halse der Gefäße nach unten herabhängen und mit weißer Masse gefüllt sind. In Uwisła und Czarnokońce hat man außerdem an den Hüften der Skelette knöcherne, flache, mit Linear-Ornamenten bedeckte Schmucksachen gefunden, welche wahrscheinlich als Schnallen an ledernen Gürteln dienten. In zwei zu Uwisła und Rakówkgt entdeckten Gräbern fand man je drei Skelette auf die Weise in der Steinkiste beigesetzt, daß zwei von ihnen, die den Typus der Langschädel zeigten, immer zu den Füßen des dritten, eines kurzköpfigen lagen und die Gebeine so zusammengedrückt waren, daß sie unmöglich anders als nach Beseitigung des Fleisches ins Grab gelegt werden konnten. Ähnliches hat man in vielen Gräbern derselben Epoche in Frankreich wahrgenommen, was den französischen Archäologen Anlaß zu Vermuthungen über einen eigenthümlichen Sepulcralritus gab.

Eine zweite verhältnißmäßig jüngere Gruppe von Gräbern neolithischer Epoche bilden die sogenannten Brand- oder Urnengräber. In der Gegend von Krakau sowie in den nahe der Weichsel gelegenen Bezirken: Chrzanów, Bochnia, Brzesko, Dgbrowa ꝛc. treffen wir zahlreiche Spuren neolithischer Brandgräber.

Nach der Verbrennung der Leiche an einem speciell zu diesem Zweck bestimmten Platze, wurden die verbrannten Gebeine sammt Asche in eine Urne aus Thon gesammelt und in die Erde vergraben. Die Größe dieses Gefäßes hing von der Menge der zur Beisetzung bestimmten Überreste ab. Neben der Urne stellte man ins Grab gewöhnlich kleinere Gefäße in Gestalt von Töpfen, Bechern, Schüsseln und dergleichen, welche wahrscheinlich mit Speisen gefüllt waren. Die Urne mit den Gebeinen wurde oft mit einer Art Schüssel überdeckt. Man mengte öfters zum Thone Sand und Granitkörner, wohl in der Absicht, den Gefäßen mehr Härte und Dauerhaftigkeit zu verleihen. Steinwerkzeuge und Schmucksachen treffen wir in diesen Gräbern nur selten.

Vom Sanflusse angefangen, der, wie man aus den bisherigen prähistorischen Ausgrabungen vermuthen kann, in der vorgeschichtlichen Zeit eine Art ethnographische Grenze gebildet hat, finden wir in ganz Ostgalizien hohe Erdaufschüttungen, sogenannte Kurganen. Nicht alle sind jedoch Gräber, manche bestehen aus Asche, harten Thonschichten vermengt mit Gefäßscherben und Küchenabfällen. So weit sich dies aus den bisherigen Forschungen erkennen läßt, enthält die überwiegende Zahl der Kurgane Gräber aus späteren prähistorischen Perioden. Neolithische Kurgane scheinen nur wenige vorhanden zu sein, und zwar vorzüglich in der Gegend zwischen Przemyśl und Lemberg. Auf dem am meisten gegen Osten gelegenen Gebiete des Landes, von den Flüssen Bug und Strypa angefangen, gehören fast alle

Kurgane schon der neuesten prähistorischen Epoche an. In der südlichen Hälfte des am meisten gegen Osten gelegenen Theiles Galiziens finden wir in 22 Ortschaften Spuren von ausgedehnten Urnenfeldern und neolithischen Ansiedelungen, welche mit sehr charakteristisch bemalten und sehr stark aus reinem Thon gebrannten, in der Hand geformten Gefäßen ausgestattet sind.

Der Sepulcral-Ritus, dessen sich jenes Volk, welches seine Todten in solchen Urnenfeldern bestattet hatte, bediente, mußte sehr eigenthümlich gewesen sein, denn in dem Hauptgefäße des Grabes, das heißt in der in der Mitte stehenden großen Urne, findet man immer ein kleines Stück von unverbrannten Knochen als Überrest, welches nach dem gründlichen Verbrennen der Leiche zu einer wahrscheinlich blos nur symbolischen Bestattung bestimmt war.

Die ersten Nachrichten, welche den archäologischen Charakter dieser Art von Alterthümern genauer zu beurtheilen erlauben, hat G. Ossowski geliefert, welcher in jüngster Zeit die Urnenfelder in Wasylkowce und Bilcze, sowie die große Höhlenwohnung daselbst wissenschaftlich untersuchte. Seine Forschungen in der Höhle Werteba in Bilcze haben bewiesen, daß das Volk, von dem das Urnenfeld mit bemalten Gefäßen herrührt, diese Höhle bewohnte. Daher besitzt die Höhle Werteba in Bilcze und die in ihr erhaltenen Denkmäler ein hohes wissenschaftliches Interesse, zumal die letzteren in fast unberührtem Zustande uns überliefert sind, da der Haupteingang seit Jahrhunderten verschüttet war. Wahrscheinlich ist dies unter dem Einflusse von Naturkräften geschehen, noch zur Zeit als die ausgedehnte Höhle von ihren ursprünglichen Einwohnern bewohnt war, welche, infolge eines Naturereignisses eingesperrt, sich nicht flüchten konnten und ähnlich wie die Einwohner von Pompeji dem Hungertode zum Opfer fielen. Darauf deutet die große Anzahl von menschlichen Skeletten verschiedenen Geschlechtes und Alters, welche in den langen, krummen Gängen dieser ungeheueren Höhle, zusammen mit einer Menge von typischen, bemalten Gefäßen und verschiedenen Geräthen und Werkzeugen, die aus Stein, Knochen oder Horn verfertigt sind, gefunden wurden (Abbildung S. 119). Es fanden sich hier auch, was das wichtigste ist, Figürchen aus Thon geformt vor, welche nackte menschliche, überwiegend weibliche Gestalten darstellen. Die Bearbeitung dieser Figürchen ist roh und unbeholfen. Beide Füße sind gewöhnlich in eine Stütze vereinigt, die Hände durch zwei an den Seiten nach oben hervorragende Stäbchen bezeichnet; der Kopf rundflach, in Gestalt eines Kreisels, hat eine dünn ausgezogene, abstehende Nase, die Augen sind durch zwei Löcher angedeutet. An dem Halse einer Figur sehen wir eine Art von Halsschmuck (Collier). Alle in der Höhle Werteba gefundenen Skelette sind langköpfig.

Die Denkmäler der bemalten Keramik in Ostgalizien sind bezüglich der Technik, ihrer Herstellung, Form und Ornamentationsweise verhältnißmäßig am ähnlichsten den

matt bemalten archäiſchen Thongefäßen, welche Schliemann in den älteſten Gräbern an der Burg zu Mykenä, in der ſogenannten ſteinernen Gräberrunde gelegen, gefunden hat. Der öſtliche Theil Galiziens, welcher ehemals von dem Volke, das ſich der bemalten Gefäße bediente, bewohnt war, fällt mit dem Gebiete, auf dem man die oben geſchilderten Steinkiſtengräber gefunden hat, zuſammen.

Bemalte Thongefäße der Steinzeit aus Oſtgalizien.

Kupferzeit. Das erſte Metall, mit welchem der Menſch näher bekannt wurde und das er am früheſten zur Verfertigung ſeiner Werkzeuge zu benützen begann, war das Kupfer. In manchen Ländern und unter ihnen auch in dem Galizien benachbarten Ungarn und Siebenbürgen befand ſich dieſes Metall in großer Menge und konnte durch das lebhafte Colorit, welches die Kupfererze im Naturzuſtande auszeichnet, leicht die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ſich lenken. Der Gebrauch des reinen Kupfers hat ſich jedoch infolge der geringen Härte und anderer techniſcher Mängel dieſes Materials nicht lange erhalten. In ziemlich kurzer Zeit hat es eine künſtliche,

aus neun Theilen Kupfer und einem Theil Zinn zusammengesetzte Legirung, Bronze genannt, ersetzt.

In Nordungarn, am linken Donau-Ufer, in der Nachbarschaft Galiziens bestand zwischen der Stein- und Bronzeperiode, wie uns zahlreiche aus Kupfer verfertigte Denkmäler beweisen, wahrscheinlich eine besondere vermittelnde Kupferzeit. Dieser Nachbarschaft hat man es wahrscheinlich zu verdanken, daß auch in Ostgalizien an mehreren unweit von einander entfernten Orten Kupferwerkzeuge gefunden worden sind; so in Stoboda rungurska eine einfache Kupferaxt mit Schaftloch, in dem benachbarten Korszów ein kupfernes Doppelbeil, weiter gegen Norden in Wiktorów bei Halicz eine einfache Axt, ähnlich jener in Stoboda rungurska und in Komarów im Schlamm einer Höhle eine ebensolche Axt, ein Messer und eine Fischangel, alles aus Kupfer, endlich in Lemberg ein kupfernes Flachbeil. In der Universitätssammlung zu Krakau befindet sich ferner ein kleines, sehr dünnes Kupferbeil aus Ostgalizien. Die topographische Lage der aufgezählten Ortschaften deutet den Weg an, auf welchem die Kupfererzeugnisse von Ungarn nach Ostgalizien importirt wurden. Es ist möglich, daß zur Belebung dieser Beziehungen wenigstens theilweise die in der Nähe von Stoboda rungurska und Korszów in Mołodiatyn und Utorop bestehenden Salzbergwerke, welche schon in prähistorischer Zeit bekannt gewesen sein mußten, da man in ihnen Steinwerkzeuge gefunden hat, beitrugen. Die erwähnten Kupferwerkzeuge ungarischer Abkunft in Galizien sind zugleich die ersten Spuren jener regen wechselseitigen Handelsbeziehungen, welche während der Bronzeperiode zwischen Galizien und Nordungarn bestanden haben.

Die Bronzegegenstände, welche nach Galizien von jenseits der Karpathen eingeführt wurden, dienten zu verschiedenen Zwecken. Die einen dienten der Hauswirthschaft, wie Messer, Sicheln, Meißel und verschiedenartige Äxte und Beile. Letztere konnten auch als Waffe gebraucht werden neben den Dolchen, Schwertern, Streitkolben, Lanzen und Pfeilen mit Spitzen aus Bronze. Zum Schmuck dienten Ziernadeln, Hand-, Arm- und Halsringe in Form von Reifen. Wir finden ferner bronzene Pferdemundstücke und verschiedene Zierbehänge zum Pferdegeschirr. Die Ansammlungen von Bronze-Alterthümern oder sogenannten Depotfunde, welche man an 14 Stellen in Galizien entdeckt hat, verdanken ihre Entstehung entweder der Absicht, derartige Bronzegegenstände, die als kostbar galten und eine Art von Vermögen bildeten, vor feindlichen Überfällen in der Erde zu bergen, oder wandernden Kaufleuten, welche einen Theil ihrer Waare bis zur Zeit ihrer Rückkehr in der Erde an sicherer, wohl vorgemerkter Stelle vergruben. Später, als die Kunst des Bronzegusses sich mehr verbreitete, bewerkstelligte der wandernde Kaufmann öfters selbst den Abguß; zu diesem Zwecke brachte er zerbrochene und verdorbene Bronzewerkzeuge an sich, die er für neue umtauschte und für den Augenblick in der Erde verscharrte, bis es sich der Mühe

Waffen, Schmuck, Geräthe ꝛc. der Bronzezeit.

lohnte, an ihren Umguß zu schreiten. Deshalb finden wir in den sogenannten Depotfunden oftmals neben neuen Gegenständen alte, gebrochene, z. B. in Stefkowa, Balice, Krechów, oder Klumpen roher Bronze, z. B. in Prelipce, in Kamionka wielka ꝛc. Die Werkzeuge werden immer passender gestaltet. Anfangs ganz glatt gegossen, werden sie später oftmals mit einem gravirten Linear-Ornament in Zickzack, schief gegeneinander geneigten oder schneckenartigen Linien und verschiedenartig combinirten Voluten verziert. Mit der Zeit bekommen die Enden der Hand-, Arm- und Halsringe, sowie der Nadeln die Form von flachen, manchmal sehr reichen Spiralen.

Obwohl die Hauptmasse der in Galizien gefundenen Bronze-Erzeugnisse die der ungarischen Bronzegruppe eigenthümlichen charakteristischen Merkmale trägt und unzweifelhaft von jenseits der Karpathen durch den Handel eingeführt worden ist, hat man doch in Galizien auch einige Bronze-Alterthümer von abweichendem Charakter gefunden, die offenbar aus anderen entlegenen Gegenden stammen. Hierher gehören die Bronzeschwerter, welche in Nieczajna und Jazłowiec gefunden wurden, sogenannte Antennenschwerter im Typus der schweizerischen Bronzen, wahrscheinlich von Westen importirt. Auch gehören hierher sehr große Bronzeringe, welche, mit einer gravirten Linear-Ornamentik bedeckt, in Mittelgalizien im Santhale zu Kańczuga und Sieniawa gefunden worden sind. Zu den fremden Denkmälern muß man ferner einen gegossenen Bronzereif in Form einer profilirten zackigen Krone mit Charnier, welcher in Ostgalizien zu Zalesie am Zbrucz gefunden wurde, zählen (Abbildung S. 121, Mitte). Dieser Typus kommt jenseits der Karpathen oder in Mitteleuropa gar nicht vor, ist aber in der Gruppe der skandinavischen Bronzen wohlbekannt. Das in Galizien gefundene Exemplar wurde unzweifelhaft auch vom Norden hergebracht.

Früheisenperiode oder Hallstattzeit. Als die Bronzeperiode in Nordungarn und Galizien noch in voller Blüte stand, begann in den zwischen den Alpen und dem nördlichen Balkan gelegenen Ländern, welche von dem uns nicht näher bekannten illyrischen Stamme bewohnt waren, der Gebrauch und die Bearbeitung des Eisens bekannt zu werden und mit demselben eine neue Gattung von Erzeugnissen, welche ihre eigenen Formen, Ornamentationsweise und Technik, oder kurz gesagt einen eigenen Stil besaßen. Es ist dies der nach der Ortschaft Hallstatt in Oberösterreich benannte Stil, wo man am frühesten eine große Anzahl ähnlicher Denkmäler entdeckte.

In Galizien hat man Bronzegefäße der Hallstattepoche an einigen Orten, überwiegend in dem östlichen Theile des Landes, wohin der wichtigste Handelsweg aus Ungarn führte, gefunden. So enthielt der Depotfund in Kunysowce am Dniesterflusse sieben sphärische, kesselartige Gefäße zum Tragen, sogenannte situlae in Gestalt verkehrt gestellter halbkugeliger Kegel. Zwei Tragreife sind mit dem Gefäße durch Öhren mit doppelkreuzähnlichen Untersätzen, die mit Nieten an dem oberen mit einem Streifen verzierten Rande befestigt sind,

verbunden. Eines von diesen Gefäßen ist an den Wänden in getriebener Technik verziert: zwischen den kreuzartigen Öhren laufen um das Gefäß zwei Reihen halberhabener Perlen und bilden gewissermaßen eine Verbrämung zu den unten vorgestellten Sonnendisken, welche mit paarweise symmetrisch gegenüber gestellten Schwanenhälsen abwechseln. Zwei ähnliche, sehr beschädigte Gefäße hat man in dem benachbarten Orte Jezierzany gefunden, ferner ein Fragment eines solchen Gefäßes in Gorzyce bei Tarnobrzeg; in Podsadki bei Lemberg ein beschädigtes Gefäß aus Bronzeblech in Form eines kleinen, gerippten, cylindrischen Eimers (sogenannte Cista). Der Depotfund in Ruda bei Rohatyn enthielt ebenfalls ein Gefäß mit Henkel aus getriebenem verzierten Bronzeblech. Die Bruchstücke eines ähnlichen hat man in Zabokruki entdeckt. Einige von diesen Gefäßen, z. B. die in Kunysowce gefundenen Bronze-situlae, waren durch langen Gebrauch beschädigt und daher mit Blechstücken ausgebessert, die man mit Nieten befestigte; denn die Kunst des Löthens war dieser Epoche noch unbekannt.

In der Bronze- und Hallstattperiode herrschte in Galizien ähnlich wie in anderen Ländern Europas die Sitte der Leichenverbrennung und Beisetzung der Asche in Urnen, deren Gestalt die beigeschlossene Illustration (S. 121) veranschaulicht. Sie gehören überwiegend dem Typus der sogenannten Buckelurnen an. Die zahlreichsten Urnenfelder dieser Periode haben sich in den Bezirken Tarnobrzeg und Nisko an der Mündung des San in die Weichsel erhalten. Die Skeletgräber dieser Zeit bilden sehr seltene Ausnahmen.

Die Urnenbrandgräber in der Gegend von Sącz und besonders das Urnenfeld in Świdnik waren verhältnißmäßig am reichsten ausgestattet mit bronzenen Schmucksachen, wie Hals- und Armringen, Ziernadeln, Alles mit strichartigen Einschnitten und spiralenförmig gewundenen Scheiben verziert. Wir finden hier ferner Fibeln oder Gewandspangen (Gewandnadeln) in zwei Typen: in Gestalt einer S-ähnlichen Doppelspirale oder in Gestalt eines Bogens, auf dem manchmal gläserne Perlen oder Anhängsel aufgereiht waren. Mit Rücksicht auf die erwähnten Typen der Bronzegegenstände, Messer und andere dort vorgefundene eiserne Erzeugnisse, sowie Schmucksachen aus buntem oder vergoldetem Glase, welche im Handel von Osten durch das Adriatische Meer in jene Gegenden kamen, muß man das Urnenfeld in Świdnik zur sogenannten Hallstattzeit zählen.

Von Skeletgräbern aus der Bronzezeit wurde ein Grab in Kwaczała entdeckt. Es fanden sich in ihm Schmucksachen aus Bronze und Eisen derselben Art wie in den naheliegenden Urnengräbern. In Ostgalizien fand sich ein ganz vereinzeltes Skeletgrab aus der Bronzezeit in Hłuboczek bei Tarnopol vor. In Rakówkąt am Zbrucz hat G. Ossowski zwei Skeletgräber der Bronzezeit entdeckt.

Skythische Alterthümer. Zur Zeit, als im heutigen Galizien die Bronzecultur blühte, entwickelte sich nach der Ansicht der russischen Archäologen in den benachbarten gegen Osten gelegenen Ländern, wo der Gebrauch des Eisens viel früher sich verbreitete, eine besondere Art der Cultur. Nach der Gruppe der Völker, welche jene Gegenden damals bewohnten, denen die Autoren des classischen Alterthums, wie Herodot, den allgemeinen Namen der Skythen beilegten, nennen wir diese Cultur die skythische. Zu ihrer Bildung haben zwei Elemente, das einheimisch-barbarische und das griechisch-classische, von den griechischen Colonien am Schwarzen Meere importirte, beigetragen. Deshalb sind von diesen Völkern Denkmäler dreifacher Art zurückgeblieben, nämlich: rein barbarische Erzeugnisse, deren Typen manchmal weit gegen Norden oder Osten sich verfolgen lassen, originelle griechisch-classische, durch den Handel von Süden importirte Objecte und die Mitte zwischen beiden haltende Erzeugnisse barbarischer Handwerker, denen jedoch griechische Typen in gewisser Hinsicht als Muster dienten. In einigen Ortschaften des am meisten gegen Osten gelegenen Theiles Galiziens hat man zu der sogenannten skythischen Gruppe gehörige Denkmäler gefunden. Man könnte daraus mindestens schließen, daß jene Gegenden in einem gewissen regeren Verkehr mit den skythischen Ländern gestanden haben. In Sapohów an dem Flusse Cyganka fand sich in einem Kurgan bei einem Skelet ein Bronzespiegel, den ein barbarischer Handwerker griechischem Muster nachgeahmt hat. Der Handgriff hat die Form einer flachen cannelirten Säule, die in einen Thierkopf, welcher an den Widder oder Steinbock erinnert, endet. Neben diesem lagen ein zweiter kleinerer mit einem erhaben gegossenen Stern verzierter Spiegel und dreiseitige bronzene Pfeilspitzen, welche man für specifisch skythisch hält. Der Bronzeguß dieser Gegenstände ist plump und roh. In der Nähe des erwähnten Kurgans fand man in der Erde einen großen, aus kupferreicher Bronze roh gegossenen Kessel mit zwei Henkeln und einem Fußständer, von dem nur ein Fragment an der Unterseite zurückgeblieben ist (Abbildung S. 125, links). Einen ähnlichen unten kugelförmig abschließenden Kessel hat man in dem berühmten Kurgan zu Kul Oba unweit von Kertsch zusammen mit vielen originellen griechischen Erzeugnissen des vierten Jahrhunderts v. Chr. entdeckt; einen etwas mehr verzierten, in dem berühmten Kurgan zu Czertomelyk am Dnieper bei Nikopol ebenfalls mit originellen griechischen Denkmälern des vierten Jahrhunderts v. Chr. Eine Reihe ähnlicher Kessel mit Fußständern wurden in verschiedenen Gegenden Rußlands bis nach Sibirien gefunden. Dreiseitige typisch-skythische Pfeilspitzen aus Bronze oder Eisen sind ferner zu verzeichnen aus Horodnica am Dniester, Mohilki und Nowosiółka am Zbrucz.

Reine Eisenzeit, La Tène- oder keltische Periode. Auf die Hallstattepoche folgte in Mittel-Europa die sogenannte reine Eisenperiode, welche sich durch eigenthümlichen Typus der Erzeugnisse kennzeichnet, unter denen das Eisen sein natürliches

Übergewicht erlangte. Dieser Stil ist im Westen Europas in Gallien entstanden und hat sich von dort durch die Wanderungen und Kriegszüge der keltischen Völker in verschiedene Länder Mittel- und Süd-Europas verbreitet. Von der Ortschaft La Tène am nördlichen Ufer des Neuburger Sees in der Schweiz, wo man eine große Menge von Denkmälern dieses Typus entdeckte, hat man der reinen Eisenzeit und dem ihr eigenthümlichen Stil in Mittel-Europa den Namen La Tène beigelegt.

Aus Galizien haben wir folgende Funde von Denkmälern der La Tène-Periode zu verzeichnen: in Jadowniki neben Siedliszowice (im politischen Bezirk Dąbrowa nahe der Weichsel) hat man ein typisches langes Eisenschwert gefunden (Abbildung S. 125, Mitte).

Funde: Skythisch, La Tène und römisch.

Der lange Griffdorn, welcher ehemals in Holz gefaßt war, ist von der Klinge durch einen charakteristischen Blechstreifen von glockenähnlichem Profil abgegrenzt. Außerdem wurden das Fragment einer Bronzefibel, zwei eiserne Lanzenspitzen, drei eiserne Messer, das Bruchstück einer Sichel und Thonscherben gefunden. Auch begegnen wir in dieser Epoche zum ersten Male dem Gebrauch der Töpferscheibe und der Kunst des Löthens der Metalle.

Alle übrigen La Tène-Erzeugnisse wurden in Ostgalizien auf dem Gebiete, wo das keltische Volk der Bastarnen wohnte, gefunden; so in Petryków am Dniester südlich von Halicz ein eisernes, dreifach gebogenes Schwert, wie dies in jener Periode bei Leichenbestattungen und Einlegen in die Graburne Sitte war, ferner eine Lanzenspitze, ein Paar Sporen des charakteristischen Typus mit dem Dorn und einer längeren Hälfte des Spornbügels. Die Sporen sind Erfindung jener Zeit und kommen damals zum ersten Male

zum Vorschein. In Kamionka wielka bei Kolomea hat man ein Urnenbrandgrab der La Tène-Zeit entdeckt, in welchem sich ein eisernes Schwert, charakteristisch gebogen, Lanzenspitze, Messer und Sporen befanden. Die Urne war mit einem charakteristisch zugespitzten eisernen Schildbuckel (Umbo), welcher ehemals in der Mitte des hölzernen Schildes zum Schutze des Handgriffes angebracht war, bedeckt. In Horodnica am Dniester, wo man eine große Menge prähistorischer Alterthümer fast aus allen Perioden vorfindet, hat man auch schöne La Tène-Erzeugnisse entdeckt, nämlich einen sogenannten Torques oder Halsring aus Bronze, eine große typische Gewandnadel, sogenannte Fibel aus Bronze mit dem charakteristischen zurückgebogenen Fuß, ferner einen kleinen Schildbuckel aus Bronze, Sporen und Ziernadel mit dem für diese Epoche charakteristischen durchbrochenen Ornament am Kopfe in Form eines Kreuzes mit gleichen Schenkeln. In Zieleńcze bei Trembowla fand sich eine ganze Sammlung von Armringen aus blauem, schnurartig gewundenem Glase vor, welche in der La Tène-Zeit häufig waren und in jenen Gegenden sich noch in der nachfolgenden sogenannten römischen Epoche erhalten haben. An verschiedenen Stellen von Ostgalizien fanden sich ferner keltische Münzen vor, fast ohne Ausnahme barbarische Nachahmungen der Münzen Philipps I. Königs von Macedonien.

Zu den Alterthümern der La Tène-Periode und Denkmälern der keltischen Cultur auf dem Gebiete Galiziens gehört vielleicht auch der berühmte reiche, doch bis jetzt leider nicht wissenschaftlich publicirte Goldschatz (Eigenthum des Dzieduszycki-Museums in Lemberg), welcher bei einer Erdabrutschung am Ufer eines Baches zu Michałków nahe dem Dniester im Jahre 1878 entdeckt wurde. Der Goldfund von Michałków besteht aus einer großen Anzahl von Gegenständen, welche man in zwei Gruppen theilen kann. Die größere Gruppe, zu welcher der überwiegende Theil der Fundobjecte gehört, besitzt die der La Tène-Cultur und ihrem Stil eigenthümlichen Merkmale, doch nicht die jenes Stiles, welcher in Mitteleuropa oder Gallien herrschte, sondern die jener besonderen provinzialen oder localen Abart, welche sich in Pannonien in der Nähe der Donau unter dem Einflusse der dort noch lebendigen Traditionen der sogenannten Hallstattcultur und der ihr verwandten etruskischen oder besser gesagt norditalischen Cultur ausgebildet hatte. Zu dieser Gruppe gehören in dem Goldschatze von Michałków vor Allem vier Gewandnadeln von dem Typus der sogenannten Bogenfibel mit segelähnlicher Nadelkapsel. An zwei größeren von 12 bis 13 Centimeter Durchmesser ist der Bogen mit eingereihten, eckigen, hohlen Goldperlen verziert; sie sind den zwei Fibeln des zu Fokoru in der Gegend von Pest gefundenen Goldschatzes sehr ähnlich. Zwei andere kleinere Fibeln des Goldschatzes von Michałków weisen an dem Bogen statt der Perlen nur eine dem Halbmond oder einem Kahn ähnliche hohle Verzierung aus Goldblech auf und gehören zu jener Abart der Bogenfibeln, welche gewöhnlich Kahnfibeln genannt werden. Die segelähnlichen Nadelkapseln der

beiden letzten Fibeln zeigen in den Ecken Ornamente in Gestalt gleichschenkliger kleiner Kreuze (so eigenthümlich der La Tène-Periode) in getriebener Arbeit. Hierher gehören ferner ein offener Halsring in Gestalt eines massiven runden Reifes, dessen Enden siegelstockähnlich sich ausbreiten, eine Eigenthümlichkeit des La Tène-Stils, und drei goldene Armringe, deren Enden mit zwei an die Hörner eines Widders erinnernden Voluten abschließen. Zwei von diesen Armringen sind aus massivem, rundem Goldstab, der dritte ist flach und hat ein gegossenes durchbrochenes Ornament, gebildet aus einer Reihe gleicharmiger kleiner Kreuze.

Zu dieser Gruppe gehört auch der goldene Abschluß einer pyramidenförmigen Kopfbedeckung, in Gestalt einer vierblättrigen, aus einem glockenförmigen Knopfe nach unten ausstrahlenden Blume. Ein zu Weißkirchen in Krain gefundener lederner Helm, welcher ebenfalls der La Tène-Zeit angehört, hat einen ähnlichen pyramidenförmigen Abschluß aus Metall und seine Seiten waren mit runden metallenen Platten, welche in der Zahl von 4 bis 5 rings um den Kopf gereiht waren, geschmückt. An der berühmten Bronze-situla aus dem Grabfelde zu Certosa bei Bologna, sehen wir eine Kriegerreihe, welche mit den oben geschilderten ledernen Helmen mit Verzierungen aus Metall ausgerüstet sind. Da wir in dem Goldfund von Michałków ebenfalls vier runde goldene Platten in der Art der etruskischen und römischen sogenannten Phalerae mit einem Öhr in der Mitte finden, kann man vermuthen, daß dieselben zusammen mit dem oben geschilderten goldenen Aufsatz (oberen Theile) zur Verzierung eines männlichen ledernen Helmes gedient haben.

In dem Schatze von Michałków befindet sich ferner ein dünnes goldenes Blech, gegenwärtig aus sieben Bruchstücken bestehend, welche zusammengestellt eine Art Gürtel oder Krone bilden. Das Blech ist fast sechs Centimeter breit und mit drei Reihen kleiner, getriebener Kreise, in jedem ein Dreieck mit eingezogenen Seiten (ein typisches La Tène-Ornament) verziert. Der eine Rand dieses goldenen Streifens (Bandes) hat ein dreieinhalb Centimeter hohes, aus Blech ausgeschnittenes Ornament, abwechselnd aus zwei Formen zusammengestellt, nämlich einem spitzigen Dreieck, dessen oberes Ende ein Halbmond abschließt und einer Art von Kreuz, dessen verticaler Balken am Fuße und an dem oberen Ende in zwei nach außen umgebogene Hörner gespalten ist. Wahrscheinlich diente dieses feine Blech, auf ein steifes, kostbares Gewebe genäht, zu einem weiblichen Kopfschmuck. Es ist zu bemerken, daß ein Streifen (Band) aus einem ebensolchen dünnen goldenen Blech, jedoch mit abgerissenem Rande und mit ähnlichem Ornament aus Kreisen mit Dreiecken und Vierecken, deren Seiten eingezogen sind, sich in dem Goldfunde aus Fokoru in Ungarn befindet und von den dortigen Archäologen für ein Gürtelblech angesehen wird.

Zum Goldschatze von Michałków gehören ferner zwei goldene, wahrscheinlich zum Behängen der Brust bestimmte Ketten. Die Glieder der einen bestehen aus einer kleinen

Röhre, an welcher drei goldene Platten in Form halber lorbeerähnlicher Blätter mit der mittleren Ader wie angewachsen sind. Eine ganz gleiche Kette wurde im Gebiete von Fehér in Ungarn gefunden, zusammen mit einer goldenen Phalera, deren, wie oben erwähnt wurde, vier auch der Goldfund von Michałków enthält. Die zweite Kette in diesem Schatze hat an den Röhrchen ihrer Glieder zwei halbkreisförmige Platten wie Flügel, deren Flächen mit einem gravirten Spiralornamente verziert sind.

Zu diesem Schatze gehört weiter eine große Menge goldener Perlen von runder oder dreieckiger Gestalt und verschiedener Größe, so daß man damit die ganze Brust behängen kann, darunter auch hohle, mit Spiralornament verzierte Perlen in der Größe einer Haselnuß sowie eine große Bernsteinperle und drei aus blauem Glase. Wir finden hier ferner eine goldene halbkugelige Schale von zwölf Centimeter Durchmesser, deren Seiten mit einer Reihe von der Mitte gegen die Außenseite getriebener Erhebungen verziert sind, und endlich zwei, wahrscheinlich von einer Fibel herrührende Fragmente.

Die zweite Gruppe der Denkmäler des Goldfundes von Michałków bilden vier dicke gegossene Platten, welche auf der einen Seite in Umrissen und erhabener Zeichnung vier phantastische vierfüßige Thiergestalten zeigen, während auf der anderen Seite die Platten mit einer ebenfalls goldenen Nadel versehen sind, also eine Art Fibel bilden. Die Contouren der größten ($16^1/_2$ Centimeter langen) dieser Fibeln und zweier anderer von $10^1/_2$ Centimeter Länge, die einander gleich, obwohl in entgegengesetzter Richtung gezeichnet sind (Pendant), erinnern an eine hockende Löwengestalt, die Zeichnung der vierten kleinsten Platte an einen Hund. Die Oberfläche dieser Thiere ist mit einem Ornament, bestehend aus kleinen und größeren flachen, knopfähnlichen Rosetten besetzt, die so gruppirt sind, daß jedes Auge und jede Biegung der Füße durch eine kleinere Rosette, deren Mitte ein Dreieck mit eingezogenen Seiten bildet, bezeichnet ist. Breitere Flächen des Thierleibes sind mit größeren Rosetten verziert, in deren Mitte sich ein dreitheiliges erhabenes Ornament (sogenanntes triquetrum), bestehend aus drei speichenartig mit den Hälsen verbundenen Thierköpfen im Profil, befindet. Jene aus Dreiecken mit eingezogenen Seiten und Triquetren bestehenden Ornamente gehören zu den typischen Merkmalen des La Tène-Stils, die Silhouette aber der besprochenen phantastischen Thiergestalten, ihre ungemein barbarische Zeichnung und ihr ebenso roher Abguß, sowie die Bestimmung dieser Fibeln von so ungewöhnlicher Gestalt sind dem La Tène-Stil und der keltischen Cultur in West- und Mittel-Europa vollkommen fremd.

Die Erklärung dieser Typen müssen wir in einer ganz anderen Gegend, weiter gegen Osten suchen, nämlich in den berühmten skythisch-sarmatischen Kurganen am Dnieper, genannt Luhowaja bei Jekaterinoslaw und Tokstaja Mogila bei Krasnokutsk, deren Entstehungszeit die russischen Archäologen in das dritte Jahrhundert v. Chr. zurückführen,

hat man an den Pferdeskeletten verzierte, vergoldete oder versilberte Kupferplatten gefunden, welche sehr ähnliche plump gezeichnete phantastische Thiergestalten vorstellen. Zwischen den Thierdarstellungen der erwähnten Kurgane und jenen des Michałkower Goldschatzes besteht der Hauptunterschied darin, daß hier die Außenseite mit den erwähnten Rosetten und Knöpfen bedeckt, die Kehrseite mit einer Nadel versehen ist, während die Objecte aus den Kurganen mit solchen Rosetten nicht verziert sind und an dem Pferdegeschirr vermittelst eines an der Kehrseite angebrachten Öhres befestigt waren.

Nach dem Gesagten kann man vermuthen, daß die Denkmäler der ersten Gruppe des Goldschatzes von Michałków verhältnißmäßig älter sind und wahrscheinlich außerhalb Galiziens in der Donaugegend (wo man ähnliche Erzeugnisse entdeckt hat) in pannonischer Abart des La Tène-Stils verfertigt und von dort vielleicht durch das keltische Volk der Bastarnen nach Galizien gebracht worden sind. Die Denkmäler der zweiten Gruppe, das heißt die Fibelplatten mit Thierdarstellungen und vielleicht auch jenes stillose Gefäß in Gestalt einer Schale wurden wahrscheinlich verhältnißmäßig später bereits in der Dniester-Gegend Galiziens nach dem Zusammentreffen mit den skythisch-sarmatischen Völkern, an welche die Bastarnen unmittelbar in Osten grenzten, hergestellt. Aus der flachen Gestalt dieser Thierfibeln, den großen Dimensionen, der paarweisen Zusammenstellung und der Analogie in den skythisch-sarmatischen Kurganen kann man vermuthen, daß sie auch zur Verzierung des Pferdegeschirrs und nicht des menschlichen Gewandes dienen sollten.

Wir sehen demnach, daß im Goldfunde von Michałków Gegenstände zum männlichen und weiblichen Costüm, sowie zum Pferdegeschirr sich befinden.

Römische Periode. Seit der Zeit der Unterwerfung Pannoniens durch die Römer zu Anfang der christlichen Ära näherten sich die Cultur und die Grenzen des römischen Weltreiches immer mehr den Karpathen, bis endlich im Jahre 106 n. Chr. nach der definitiven Eroberung Daciens durch Kaiser Trajan und der Einrichtung dieser Provinz, welche das heutige Siebenbürgen, Rumänien, Bukowina und einen Landstrich Galiziens bis zum Pruth und der Mündung des Zbrucz in den Dniestr umfaßte, die römische Staatsgrenze zum Theile die Karpathen überschritt. Die römische Cultur kam so in unmittelbare Berührung mit dem Gebiete des heutigen Galiziens und konnte auf dieses unmittelbaren Einfluß üben, bis auf Kaiser Aurelian, der, ermüdet durch die langen Kämpfe mit den Geten, Daken und anderen von Osten und Nord-Osten eindringenden Völkern (274 n. Chr.), Dacien räumte und die Staatsgrenze wieder an die Donau verlegte.

Während der Zeit ihrer Herrschaft in Dacien (im II. und III. Jahrhundert n. Chr.) mußten die Römer, nach den vorhandenen Denkmälern zu schließen, ziemlich regen Verkehr mit den diesseits der Karpathen gelegenen Gebieten, besonders mit der in nächster Nähe der Staatsgrenze gelegenen Gegend am Dniestr und Pruth gepflogen haben. In Horodnica

am Dniestr hat man auch römische Skeletgräber aus der späten Epoche, wo das Verbrennen der Leichen schon außer Gebrauch gekommen war, entdeckt, die man nach dem Typus der sogenannten Zweirollenfibel zu urtheilen an das Ende des III. Jahrhunderts n. Chr. versetzen muß. Man fand hier sehr zierlich auf der Töpferscheibe gearbeitete Thongefäße in Form von Krügen, Reiterfigürchen aus Thon, gläserne Becher, Carneol-Perlen und Stücke goldenen Gewebes auf Brust und Kopf der Skelette. Ähnliche Skeletgräber wurden auch in der Horodnica benachbarten Ortschaft Żezawa, sowie in Wierzchniakowce entdeckt. In Kamionka wielka und Słobódka polna bei Kolomea wurden römische Brandgräber gefunden, mit auf der Töpferscheibe hergestellten Aschen-Urnen, welche mit eisernen Schildbuckeln bedeckt und mit gebogenen, kurzen, typischen römischen Eisenschwertern umringt waren. Ein ähnliches vereinzeltes Grab ist aus Kapuścińce bei Zbaraż zu verzeichnen. In Lipica bei Rohatyn wurde ein großes Grabfeld mit Urnenbrandgräbern aus der römischen Periode entdeckt. Nach dem sogenannten provinzialrömischen-Typus der Fibeln muß man dieses Urnenfeld in das Ende des II. bis gegen die Mitte des III. Jahrhunderts n. Chr. verlegen. Neben zahlreichen Gewandfibeln wurden in diesen Gräbern Messer aus Eisen und, was das Merkwürdigste ist, auch aus Feuerstein, eiserne Gürtelschnallen, flache Thonringe, cannelirte gläserne Perlen, Beile aus Hirschgeweih und kleine Spiegel aus sogenannter Potinmischung gefunden.

Aus der Reihe zahlreicher Einzelfunde römischer Alterthümer, welche in Ostgalizien gemacht worden sind, verdienen erwähnt zu werden: eine kleine Bronzefigur aus Myszków, zwei geflügelte bronzene Fallusdarstellungen aus Kociubińczyki und Zalesie am Zbrucz, ferner römische Gewandfibeln aus Bronze, gefunden in Kałaharówka, Krylos und Wiktorów bei Halicz, Ditkowce und Sokal. Außerdem hat man in Ostgalizien an vielen Orten (Żabińce, Uwisła, Wasilkowce, Bilcze, Suchostaw, Siekierzyńce und Iwanie) Scherben von Thon- oder Glasgefäßen römischen Ursprungs entdeckt. Zu den römischen Denkmälern scheint ferner der sogenannte Trajanswall, eine hohe wallförmige Erdaufschüttung in Ostgalizien am Dniestr und Zbrucz zu gehören, deren Fortsetzung nach Russisch-Podolien und Bessarabien sich hinzieht. In dem mittleren Theile Galiziens, hauptsächlich in der Gegend des San werden, ähnlich wie in Ostgalizien, in der Nähe der Flüsse Dunajec und Raba, sowie in der Gegend von Krakau, das ist längs der drei alterthümlichen Handelsstraßen, welche von den Karpathen in das Innere des Landes führen, zahlreiche römische Münzen, überwiegend aus dem II., III. und IV. Jahrhunderte n. Chr., gefunden.

Völkerwanderungszeit. Als die Gothen in der zweiten Hälfte des II. Jahrhunderts n. Chr. von den Ufern des Baltischen Meeres in die Gegend des Dniepr am Schwarzen Meere übersiedelten, bildeten sie einen neuen charakteristischen Stil, welcher den Erzeugnissen der sogenannten Völkerwanderungszeit (hauptsächlich aus Gold) eigen ist

und zu dessen Entstehen neben den einheimischen germanischen Elementen und römischer Cultur, welche von den Ufern des Baltischen Meeres mitgebracht wurden, auch skythisch-griechische und andere nördliche, sogenannte altai-uralische, ferner pannonisch-römische Muster beigetragen haben. Durch die Wanderungen der germanischen Völker hat sich der erwähnte Stil in Mittel- und Westeuropa verbreitet und bei seiner weiteren Entwicklung in verschiedenen Ländern besondere Abarten gebildet, welche unter dem Namen des merowingischen, irischen, avarischen ꝛc. Stils bekannt sind.

Am Schwarzen Meere, in Bessarabien, Bukowina und Nordungarn hat man viele Denkmäler dieser Art selbst aus den frühen Jahren dieser Völkerbewegung gefunden. Man sollte demnach vermuthen, daß auch auf dem Gebiete Galiziens und besonders in dem östlichen Theile dieses Landes, durch welches in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends der christlichen Ära so viele Völker zogen, im Schoße der Erde mancher kostbare goldene Schatz bis auf unsere Tage sich erhalten habe. In Wirklichkeit haben wir für diese ganze Periode nur zwei Denkmäler aus Galizien zu verzeichnen. Das eine ist ein goldener Fingerring (Abbildung S. 136 unten links), gefunden bei dem Dorfe Uście biskupie in der Nähe von Michałków am Dniestr, der eine Verzierung in Form einer dreiseitigen Pyramide aus erbsengroßen hohlen Kügelchen, ein charakteristisches Merkmal der goldenen Erzeugnisse der nordungarischen Gruppe des IV. und V. Jahrhunderts n. Chr., trägt. Das zweite bekannte Denkmal aus der Völkerwanderungszeit ist ein großer silberner Halsring (Torques), gefunden zu Zalesie im Czortkower Kreise, mit einem ähnlichen Ornament von zu Dreiecken gruppirten Kügelchen (Eigenthum des k. k. Hofmuseums in Wien. — Abbildung S. 136 Mitte unten).

Sogenannte reinslavische Periode. Mit dem Abzuge der Avaren nach Ungarn in der Mitte des VI. Jahrhunderts erreichte für Galizien die Völkerwanderungsperiode ihr Ende und es folgt die letzte prähistorische, sogenannte rein slavische Epoche, in welcher die hier angesiedelten slavischen Völker sich selbständig fortentwickeln bis zur Begründung des Christenthums und zum Eintritt in die Geschichte. Aus dieser Zeit sind uns in Galizien, ähnlich wie in anderen slavischen Ländern, hauptsächlich zwei Arten von Denkmälern erhalten: befestigte, mit Wällen umringte Orte, sogenannte Wallburgen, und Gräber. Zwar hat man schon seit der neolithischen Epoche Festungen gegründet, indem man von Natur unzugängliche, besonders auf Anhöhen und in Mitte von Sümpfen gelegene Orte zur Sicherung vor feindlichen Überfällen mit künstlich aufgeschütteten Wällen umgab. Der größte Theil ähnlicher Wallburgen, deren Spuren wir auf dem Gebiete der slavischen Länder vorfinden, ist jedoch erst in der letzten prähistorischen Epoche nach der Völkerwanderungszeit entstanden.

In dieser Periode hat sich auch unter den slavischen Völkern ein besonderer und charakteristischer Typus der auf der Töpferscheibe hergestellten Keramik ausgebildet,

welcher von den Archäologen Burgwalltypus genannt wird. Diese Gefäße, mit in der Regel sehr kurzem Halse und stark nach außen gebogenem Rande versehen, sind gewöhnlich in ihrer oberen Hälfte mit parallelen, horizontalen und wellenförmigen Streifen, welche mit Hilfe eines kammähnlichen Werkzeuges in den feuchten Thon eingeritzt wurden, verziert. Auf vielen Wallburgen in Galizien wurden Thonscherben von Gefäßen dieses Typus gefunden. Dies beweist zwar, daß jene Wallburgen in der letzten prähistorischen Periode wirklich in dem Besitze der slavischen Bevölkerung sich befanden, beantwortet aber noch nicht die Frage, wann diese Wallburgen errichtet wurden und ob sie nicht vielleicht aus weit entlegeneren Zeiten herrühren. Die größte Anzahl dieser Wallburgen finden wir im östlichen Theile Galiziens an den beiden Ufern des Dniestr, so die Wallburgen in Dźwinogród, Bilcze, Horodnica, Chocimierz, Krylos bei Halicz, ferner prähistorische Umwallungen in Kolendziany, Kociubińczyki, Żnibrody und Wołkowce. Weiter gegen Norden liegen die Wallburg in Podhorce und Umwallungen in Wysock und Trościaniec bei Brody. In dem mittleren Theile des Landes ist die Wallburg in der Ortschaft Grodzisko in der Nähe von Leżajsk, ferner jene in Sielec an der Weichsel in der Gegend von Tarnobrzeg zu erwähnen. In Westgalizien befinden sich prähistorische Wallburgen in Chełm und Łapczyca bei Bochnia, in Lipowiec, Płaza und Bukowica in der Gegend von Chrzanów.

Die meisten Nachrichten über die Wallburgen wurden bisher in Horodnica am Dniestr und in Krylos gesammelt. Beide liegen an bedeutenden Anhöhen, sind sehr ausgedehnt und in Grundriß und System (Anlage) der Umwallungen einander ähnlich. Beide zerfallen in zwei Theile, in die eigentliche Burg, welche höher liegt, in Gestalt eines unregelmäßigen Vieleckes oder Halbkreises, und in die von ihr durch einen geraden Wall abgegrenzte Vorburg, welche an der Außenseite durch einen ähnlichen parallelen Wall gesichert ist, so daß sie die Form eines Rechteckes besitzt. An der Außenseite jedes Walles läuft ein tiefer Graben. In den Wällen an der Seite der Vorburg befinden sich Unterbrechungen wie Pforten, welche in das Innere führen. Die Hauptbestimmung der Wallburgen war unzweifelhaft Schutz vor dem Feinde, es ist jedoch möglich, daß auch zur Friedenszeit jene Wallburgen zur Unterbringung der religiösen Heiligthümer, für Volksversammlungen, Gerichtssitzungen und selbst als Wohnstätte und Residenz der Häuptlinge dienten. Manche Umwallungen, wie z. B. jene zu Kolendziany und Kociubińce, sind zu klein, um als Festungen benutzt zu werden. Solche Umwallungen waren wahrscheinlich nicht zu Kriegszwecken, sondern blos zur Begränzung eines Raumes für einen außergewöhnlichen, z. B. einen religiösen, gerichtlichen ꝛc. Zweck bestimmt. Die Wallburgen in Krylos, Podhorce, Chocimierz, Grodzisko bei Leżajsk, in Łapczyca bei Bochnia sind wahrscheinlich erst in der letzten prähistorischen Epoche entstanden, während die Wallburgen in Horodnica am Dniestr und Bilcze, wie die dort gefundenen Denkmäler beweisen, in einer weit entfernteren Periode errichtet wurden.

Die zweite Gruppe der Denkmäler der letzten prähistorischen Periode bilden die Gräber. Wir kennen dieselben bis jetzt nur aus Ostgalizien, wo sie infolge der bedeutenden Anzahl metallener Schmucksachen mit orientalischen Anklängen frühzeitig Aufmerksamkeit erregten. Die Skeletgräber der letzten prähistorischen Epoche in Ostgalizien sind entweder mit Kurganen oder mit großen Steinplatten überdeckt. Manchmal wurden die Leichen in Holztrögen oder in mit Nägeln beschlagenen Holzkisten begraben. Die Leichenverbrennung kam in dieser Zeit fast gänzlich außer Gebrauch. Bis jetzt wurde nur ein solches Grabfeld mit Brandgräbern aus der letzten Epoche in Uwisła (politischer Bezirk Husiatyn) entdeckt.

Im Allgemeinen bilden die erwähnten Skeletgräber in Ostgalizien nur die Fortsetzung der weiter gegen Osten und Nordosten verbreiteten Typen. Ein charakteristisches Merkmal der slavischen Gräber dieser Epoche bilden jene kleinen, offenen sogenannten Hackenringe aus Bronze, Zinn oder Silber, die, an dem einen Ende S-förmig nach auswärts zurückgebogen, in den Haaren, in der Schläfen- oder Ohrgegend als Schmuck getragen wurden. Solche Hackenringe wurden in vielen Skeletgräbern Ostgaliziens gefunden, nämlich in Bilcze, Czołhańszczyzna, Myszków, Hłuboczek, Żywaczów, Żezawa ꝛc. Außerdem finden wir in vielen dieser Gräber noch andere Arten von Schmucksachen, deren Typen die russischen Archäologen der sogenannten Merjanisch-Wladimirischen Gruppe, ferner den Gruppen von Mińsk oder Kijów zuzählen. In den galizischen Gräbern sind diese Typen vermischt. Sehr charakteristisch sind die Gräber aus den letzten Jahrhunderten der prähistorischen Periode, in welchen wie z. B. in den reich ausgestatteten Reihengräbern zu Podhorce in Ostgalizien schon die christlichen Symbole mit ganz heidnischen Gebräuchen und Beigaben vermischt sind (Abbildung Seite 136).

Zu dem sogenannten Merjanischen Typus gehören bronzene Anhängsel in Form von Halbmonden, ferner Finger- und Armringe aus dickem Draht, schnurartig gedreht; so zu Potoczyska, Siemakowce neben Horodnica, Horodnica am Dniestr, Torskie bei Zaleszczyki, in Żywaczów, Chocimierz, Żabińce, Dźwinogród am Dniestr, Semenów, Żnibrody, sowie Iśppowce in der Gegend von Tarnopol. Zu dem Typus von Kijów gehören metallene (aus Bronze oder Silber) Ohrgehänge in Form großer Drahtringe, auf welchen unten wenigstens drei glatte oder verzierte metallene kleine Kugeln oder eine längliche an eine Spinnwirtel erinnernde Perle aus Metall eingereiht ist. Schmucksachen der letzten Art aus Silber, welches das Lieblingsedelmetall dieser Epoche war, wurden in Wołkowce am Dniestr und in Boryszkowce (Bezirk Borszczów) gefunden. Ohrgehänge mit drei eingereihten Perlen wurden in Myszków, Zaścianka bei Tarnopol, Kryłos bei Halicz, Husiatyn, in Kalinowszczyzna, Szwarkowce in der Gegend von Czortków und Sokal entdeckt. Zu dem sogenannten Typus von Mińsk gehören ferner Perlen aus Metall, welche an Himbeeren erinnern, wie solche in Czołhańszczyzna, Horodnica am Dniestr und Żnibrody gefunden wurden.

Alle diese Umstände beweisen, daß die Bevölkerung von Ostgalizien in der letzten prähistorischen Periode in einem regeren Verkehr mit den Einwohnern der benachbarten östlichen und nördlichen Gebiete gestanden hat.

Alterthümliche Steinfiguren. Zu den prähistorischen Denkmälern Ostgaliziens gehören endlich verschiedene Bildsäulen oder Steinfiguren: die sogenannte Svantovit-Säule, gefunden am Grunde des Flusses Zbrucz in der Nähe von Liczkowce und Husiatyn, und die sogenannten Baby- (das sind Weiber-) Figuren, die in Ostgalizien zerstreut sich finden. Die Figur des sogenannten Svantovit ist eine vierseitige, 2 Meter 70 Centimeter hohe schlanke Säule aus Stein und auf allen vier Seiten mit Flachreliefs bedeckt, welche etagenartig vertheilt und durch breite Bänder von einander getrennt sind. Der untere 63 Centimeter hohe Theil stellt im Flachrelief auf drei Seiten eine robust aussehende knieende menschliche Figur männlichen Geschlechts mit gewaltigem Kopfe und Schnurrbart dar, die mit erhobenen Armen die Säule zu tragen scheint. Die vierte Seite der Säule ist in der unteren Etage glatt und schmucklos. Die mittlere, blos durch einen Querbalken von der unteren abgegrenzte, nur 46 Centimeter hohe Etage zeigt auf allen vier Seiten je eine kleine menschliche Figur mit verhältnißmäßig großem Kopf und langem, bis an die Knie reichendem Gewande. Die vier Figuren reichen sich gegenseitig an den Kanten der Säule die Hände. An zweien dieser Gestalten sind weibliche Brüste angedeutet. Die dritte obere Etage, welche 161 Centimeter hoch mehr als die Hälfte der ganzen Säule einnimmt, scheint die Hauptdarstellung zu bieten. Wir erblicken hier an jeder Seite eine stehende jugendliche, bartlose menschliche Gestalt, mit langem Gewande bekleidet und mit einem großen, runden Hut auf dem Kopfe. Die Hände sind an jeder Seite auf dieselbe Weise schematisch dargestellt, der rechte Unterarm gehoben, die Finger auf die Brust gelegt, der linke halb gesenkt. An einer Seite hält die Figur in der rechten Hand ein Horn, an einer anderen einen Ring, an den zwei übrigen Seiten ist diese Hand sowie die linke ganz leer. Auf einer Seite sehen wir ein Pferd und ein von dem Gürtel der Figur an zwei Riemen in schräger Richtung herabhängendes Schwert. Dieses ist gerade und scheint in einer hölzernen oder ledernen Scheide zu stecken, der Griff in einem stumpfen Winkel an die Klinge schräg angesetzt, die mit kleinen Knöpfen versehenen Enden der kurzen Parirstange ein wenig nach unten gebogen. Dieser Schwerttypus war, wie man aus den Ausgrabungen in Südrußland, Nordungarn und anderen mehr gegen Westen gelegenen slavischen Ländern schließen kann, vom Anfange des IX. bis zum Ende des XI. Jahrhunderts im Gebrauche. Daraus geht hervor, daß die sogenannte Svantovitbildsäule frühestens aus dem IX. Jahrhundert n. Chr. stammen kann.

In Folge der ziemlich großen Ähnlichkeit der besprochenen Figur mit der von mittelalterlichen Chronisten, besonders von Saxo Grammaticus geschilderten Bildsäule der slavischen Gottheit Svantovit, welche ehemals in Arcona auf Rügen gestanden hatte,

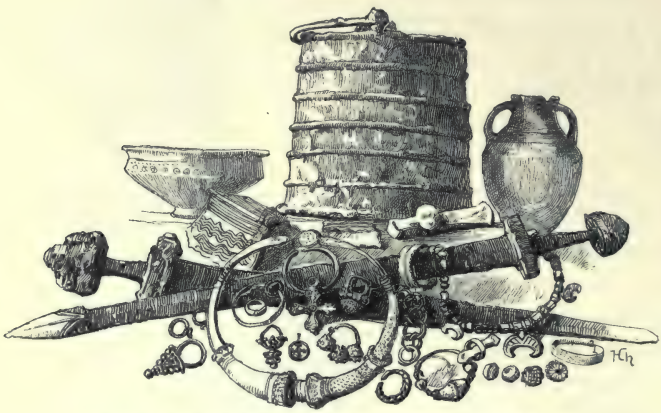
wurde die galizische Figur auch für Svantovits Darstellung angesehen. Die in Zbrucz gefundene Bildsäule unterscheidet sich von den steinernen sogenannten Baby-Figuren, welche sich bis gegen Sibirien zerstreut vorfinden, nicht nur durch bessere Bearbeitung, sowie durch die stehende Haltung, sondern hauptsächlich auch dadurch, daß sie in der Hand nicht den Becher, wie alle Baby-Figuren, sondern ein Horn hält. Die besprochene galizische Figur stimmt hierin mit einer ganzen Reihe prähistorischer roher Steinsäulen, die in den alten slavischen Ländern besonders in Preußen gefunden wurden, welche ebenfalls ein Horn in der Hand halten, überein. Manche haben sogar am Gürtel ein Schwert von dem Typus der letzten prähistorischen Epoche und wurden ebenfalls in Wasser versenkt gefunden.

Svantovit-Steinsäule aus dem Flusse Zbrucz in Ostgalizien.

Die deutschen Archäologen betrachteten in Berücksichtigung der Volks-Tradition und der Angaben der mittelalterlichen Schriftsteller (Saxo Grammaticus und Helmold) jene Figuren als die Darstellungen der alten slavischen Götter aus der letzten prähistorischen Epoche. Es spricht viel dafür, auch unsere im Zbrucz gefundene Figur als die Bildsäule einer slavischen Gottheit, welche bei der Einführung des Christenthums absichtlich ins Wasser versenkt wurde, anzusehen. In den drei Etagen würden die bei so vielen Völkern wiederkehrenden drei Reiche des Weltsystems zu erblicken sein: unten die Unterwelt, respective die Gottheit der Unterwelt, die wie Atlas die Erde und den Himmel auf ihrem Rücken trägt, in der Mitte die Oberwelt mit den Menschen,

welche im Verhältniß zu den Göttern klein und bescheiden erscheinen, und ganz oben die Gottheit des Himmels, die über Allem thront und an Macht und Größe alles Andere überragt.

Was endlich die steinernen Figuren der sogenannten Baby anbelangt, welche gewöhnlich sitzend und weiblichen, sehr selten männlichen Geschlechtes sind und immer einen Becher in der Hand halten, so hat man ihnen bald slavische, bald finnische oder gothische Abstammung zugesprochen. Nach den neuesten wissenschaftlichen Anschauungen, welche sich auf die Berichte mittelalterlicher Reisender und auf die topographische Verbreitung dieser Denkmäler stützen, rühren die Figuren aus der Zeit sowohl vor als nach Christi Geburt her und bilden eine Art Denkmäler, welche bei verschiedenen Völkern turko-tatarischer Abstammung auf Grabhügel gestellt wurden. Je mehr gegen Westen und Süden, desto roher und plumper sind die Figuren gearbeitet. Sie sind von der Grenze der Mongolei und Sibiriens bis nach Ostgalizien und Kalisz in Russisch-Polen verbreitet.



Funde aus der Zeit der Völkerwanderung und der sogenannten slavischen Periode.

Der Wawel.

Geschichte.

Das Gebiet von Krakau vor der Vereinigung.

So um die Mitte des X. Jahrhunderts tritt Polen in der Geschichte auf. Es wird von den Piasten beherrscht, einem Geschlechte, dessen Stammvater, der legendarische Piast, ein armer Bauer war. In Gnesen, in der Nähe der Burg des Fürsten Popiel, stand seine Hütte. Sein Sohn Ziemowit wurde nach dem tragischen Tode Popiels auf den Thron erhoben; Ziemowits Urenkel Mieszko kam zuerst mit den deutschen Markgrafen in Berührung, beugte sich unter die Oberhoheit des Reiches und nahm im Jahre 966 den christlichen Glauben an.

Es ist nicht zu ermitteln, wie weit sich die Herrschaft der ersten Piasten erstreckte. Höchst wahrscheinlich reichte sie kaum über das Stammgebiet der Polen (Polanie) an der Warthe, mit Gnesen und Posen als Hauptorten, hinaus. Die angrenzenden lechitischen Stämme, die Schlesier, die Kujawier, die Mazowier, wurden wohl erst im Laufe der Zeit dem Piastenreiche einverleibt. Dunkel ist der Ursprung dieses Reiches, welches bereits zu

Anfang des XI. Jahrhunderts in bedeutender Machtfülle dasteht. So viel scheint sicher zu sein, daß es dem kriegerischen Geiste der Piasten, welche den benachbarten Stämmen die Herrschaft der Polen aufgedrungen haben, sein Entstehen verdankte. Nach einem zeitgenössischen Berichte verfügte Mieszko über ein Gefolge, welches aus 3000 Kriegern bestand und von dem Herzog unterhalten wurde. Dieses Gefolge scheint eine Eigenthümlichkeit des Piastenreiches gebildet zu haben; es war wohl die Quelle der Kraft, welche die Nachbarstämme unter die Herrschaft der Polen gebracht hat und den Piasten die Mittel gewährte, sowohl im Innern strenge zu walten, als auch nach außen den Bestand des jungen Reiches in den Kämpfen mit den angrenzenden Mächten zu sichern.

Ein besonderes Stammgebiet bildete das Land an der oberen Weichsel, welches nördlich von dem Flusse Pilica umgrenzt, südlich bis an die Karpathenabhänge reichte. Die Benennung „Chrobaten", welche diesem Stamme beigelegt wird, mag auf einem Mißverständniß beruhen, wie jüngst behauptet wurde; jedenfalls war es ein besonderer lechitischer Stamm, und zwar von einer scharf ausgeprägten Individualität, welcher dieses Gebiet bewohnte. Krakau war dessen Hauptort. An Krakau knüpft sich ein Sagenkreis, der uns nur durch unlautere Überlieferung übermittelt wurde. Für die Geschichte ist kaum etwas aus jenen Sagen zu retten. Dem tapferen Krakus, welcher den Schrecken des Landes, den in einer Höhle des Wawelberges verborgenen Drachen tödtet, und der jungfräulichen Königin Wanda, die in den Fluthen der Weichsel ihren Tod findet, um sich der zudringlichen Bewerbung eines deutschen Fürsten zu erwehren, sind zwei Grabhügel gewidmet, die sich noch heutzutage als altehrwürdige Zeugen der heidnischen Vorzeit in der Nähe von Krakau erheben.

Die Zustände der lechitischen Stämme vor der Vereinigung derselben unter der Piastenherrschaft sind völlig in Dunkel gehüllt. Höchst wahrscheinlich waren einzelne Stämme in eine Anzahl kleinerer Verbände gegliedert, die keiner einheitlichen, das ganze Stammgebiet umfassenden Gewalt unterstanden. Näher sind uns die Verhältnisse der zwischen der Oder und der Elbe ansässigen Westlechiten bekannt, wo wir einer Reihe von Gaufürsten begegnen, die sich nur zeitweise, im Augenblick der Gefahr, unter der Obergewalt eines Stammesfürsten aneinanderreihen. So scheint es auch im Osten, in den Weichselgegenden, vor der festen Begründung der Piastenherrschaft gewesen zu sein. In den späteren Überlieferungen werden innerhalb des Krakauer Gebietes einzelne Burgen genannt, wie Tyniec und Wislica, von denen aus in der Vorzeit die alten Gaufürsten ihre Herrschaft über die Umgegend ausgeübt haben. Von einem solchen Dynasten des Weichsellandes wird zur Zeit des großmährischen Reiches berichtet, daß er von Svatopluk genöthigt wurde, sich unter dessen Herrschaft zu beugen und das Christenthum anzunehmen. In der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts war das Krakauer Gebiet

jedenfalls mit dem Piastenreiche noch nicht verbunden. Einer zeitgenössischen Quelle verdanken wir die sichere Kunde, daß Krakau neben Prag zu den Hauptorten des böhmischen Herzogthums gezählt wurde. Es war die Zeit, in der die beiden emporstrebenden Geschlechter der Piasten und Přemysliden die benachbarten Stämme unter ihre Botmäßigkeit zu bringen suchten. Sie hielten freundschaftlich zu einander, so lange sich die Eroberungskreise der Fürstenhäuser noch nicht berührten. Der Piaste Mieszko war mit Dubravka, der Tochter des Böhmenherzogs Boleslav des Grausamen, welcher der entscheidende Einfluß auf seine Bekehrung zum Christenthum zugeschrieben wird, verheiratet. Schwiegersohn und Schwiegervater waren enge verbunden, sie unterstützten gemeinschaftlich den Baiernherzog Heinrich in dessen Bemühungen um die Krone nach dem Tode Ottos I. Bald ist es aber zu einem Zusammenstoß gekommen; das zielbewußte Bestreben der Piasten, sämmtliche Lechitenstämme zu einem Ganzen zu vereinigen, machte den Přemysliden ihre Eroberungen streitig. Seitdem stehen sich die beiden slavischen Dynastien feindselig gegenüber und eröffnen der Kaiserpolitik weiten Spielraum zu wirksamen Eingriffen in ihre beiderseitigen Beziehungen, wodurch das Emporkommen der einen Macht durch die andere im Zaum gehalten wird. Gegen Ende des X. Jahrhunderts beginnen diese Kämpfe, indem das Krakauer Gebiet den Böhmen entrissen und dem Piastenreiche einverleibt wird.

Im Gegensatz zu dem eigentlichen Stammgebiete der Polen an der Warthe, zu Altpolen oder Großpolen, wird das neugewonnene Land an der oberen Weichsel als Neupolen oder Kleinpolen bezeichnet. Lange behalten die einzelnen Stammgebiete, welche von den Piasten zu einem Reiche verbunden wurden, ihr eigenthümliches Gepräge, besonders tritt aber der scharfe Gegensatz zwischen Großpolen und Kleinpolen hervor und bildet ein bedeutendes Moment in der polnischen Geschichte der nächsten Jahrhunderte. Der politische Gesichtskreis der Großpolen erstreckt sich gegen Westen und Norden, der Ostsee und den stammverwandten Westlechiten zu, während das Interesse Kleinpolens, an die südlichen und östlichen Grenzen gebunden, durch die Beziehungen zu Ungarn und dem ruthenischen Reiche vor Allem in Anspruch genommen wird.

Der Schwerpunkt des Reiches lag unter den ersten christlichen Piasten entschieden in Großpolen. Das Herrscherhaus fühlte sich dort heimisch, die Beziehungen zum Kaiserreiche und dessen Marken standen im Vordergrunde der politischen Angelegenheiten und erhöhten die Bedeutung des westlichen Grenzgebietes. Dort entstanden auch die ältesten Pflanzstätten des Christenthums, welches sich allmälig über andere Stammgebiete verbreitete. In Posen wurde das älteste polnische Bisthum errichtet, dem Magdeburger Erzbisthum untergeordnet. Im Jahre 1000, während der Pilgerfahrt des Kaisers Otto III. zum Grabe des heiligen Adalbert, welcher drei Jahre zuvor den Märtyrertod erlitten hatte, wurde in Gnesen das Erzbisthum begründet, dessen Sprengel die neuerrichteten

Bisthümer, je eines für ein jedes der neugewonnenen Stammgebiete, umfaßte. Unter den neuen Bisthümern hob sich Krakau zu besonderem Glanze empor und der Bischof Kleinpolens nahm neben dem Metropoliten von Gnesen den ersten Rang in der kirchlichen Hierarchie Polens ein.

Man hat sich in der letzten Zeit viel mit der Frage beschäftigt, woher die ersten Keime des Christenthums nach Polen gestreut wurden. Einige Andeutungen weisen auf das Kloster Corvei an der Weser, andere auf Fulda hin. Jedenfalls hängt die Verbreitung und Befestigung des Christenthums in Polen eng mit jener fruchtbaren Entfaltung des religiösen und culturellen Lebens zusammen, welches zur Zeit Otto's I. in den deutschen, namentlich sächsischen Stiftern und Klöstern so zahlreiche und rührige Pflegestätten gefunden hatte. Während die zwischen der Oder und der Elbe ansässigen Westlechiten dem Heidenthume treu, in starrer Hingebung an den Glauben der Väter zugrunde gingen, brachte das Piastenreich die Ostlechiten mit der abendländischen Christenheit in Verbindung, um aus dem Volke, zu dem sie mit der Zeit verschmelzen sollten, eine Vormauer derselben im Osten zu bilden. Die Beziehungen zum Kaiserthum und zu Deutschland waren vor Allem für die Entwicklung des Piastenreiches in dessen Anfängen maßgebend.

Mieszko I. (gestorben 992) wird in einem zeitgenössischen Berichte als „Freund des Kaisers" bezeichnet; anderwärts ist von einem Tribut die Rede, den er dem Kaiser zahlte. Im Kloster Fulda, zu dem der Neubekehrte in engen Beziehungen stand, wurde er Graf und Markgraf genannt — so fest war in den Augen der Zeitgenossen der Anschluß des Piasten an das Reich. Den eingegangenen Verpflichtungen kam er ehrlich nach und bekämpfte gemeinschaftlich mit den deutschen Markgrafen die stammverwandten heidnischen Westlechiten.

Sein Nachfolger, Bolesław Chrobry (992 bis 1025) begründete die Unabhängigkeit Polens. Unter ihm wurde der Ausbau des Piastenreiches vollendet: im Norden an die Ostsee gelehnt, überschritt es im Süden die Karpathen. Bolesław war nicht gesonnen, sich mit der abhängigen Stellung seines Vaters zu begnügen. Doch lag es ihm fern, gegen das Kaiserreich feindselig aufzutreten, solange er nicht dazu genöthigt wurde. Von glühendem Eifer für die Sache des Christenthums beseelt, hielt er es wohl für seine Pflicht, dem Kaiser, dem Haupt der Christenheit, treu beizustehen, wogegen er für seine Bestrebungen des Schutzes und der Unterstützung der kaiserlichen Gewalt theilhaft zu werden hoffte. Der Zeitpunkt war einer solchen Auffassung besonders günstig. Otto III., der jugendliche Schwärmer, glaubte in dem mächtigen Piasten einen Mann der Vorsehung gefunden zu haben, der ihm zum Mitarbeiter an der Erfüllung der idealen Aufgaben des Kaiserthums berufen schien. Während der Zusammenkunft in Gnesen (1000) wurde der Freundschaftsbund der beiden Herrscher befestigt. Höchst wahrscheinlich

sind dabei dem Piasten Aussichten auf die Königskrönung eröffnet worden, die sich wegen des baldigen Todes Otto's III. nicht verwirklichen sollten. Sein Nachfolger war nicht gesonnen, den idealen Aufgaben des Kaiserthums die nächstliegenden Interessen Deutschlands preiszugeben. In den inneren Wirren, welche die Thronbesteigung Heinrichs II. begleiteten, leistete ihm Boleslaw wesentliche Dienste und glaubte dafür auf Erkenntlichkeit rechnen zu dürfen. Bitter enttäuscht, fühlte er sich aller Rücksichten enthoben. Der Zusammenstoß wurde durch den Kampf um Böhmen eröffnet, welches Boleslaw nach der Vertreibung der einheimischen Fürsten mit seinem Reiche zu vereinigen suchte. Er wurde aus Böhmen verdrängt, behauptete aber im Laufe der langwierigen vierzehnjährigen Kriege seine Stellung als unabhängiger Fürst; viermal gelang es ihm, den Angriffen des Kaisers siegreich Trotz zu bieten, wiederholt rächte er sich durch Verheerung der Marken, bis er im Jahre 1018 sich einen ehrenvollen Frieden erkämpfte, indem ihm der Besitz des streitigen Gebietes, der Lausitz, zuerkannt wurde. Nach dieser Auseinandersetzung scheint er seine Ansprüche auf die Königskrone, um die er sich während der Kriegsjahre bei dem päpstlichen Stuhle bewarb, einstweilen aufgegeben zu haben; erst 1025, nach dem Tode Heinrichs II., vollzog er die langersehnte Krönung.

Nach dem Frieden von 1018 unternahm Boleslaw einen weiten Kriegszug, der ihm die Thore Kiews, der reichen Hauptstadt des ruthenischen Reiches, erschloß. Es galt, den Herzog Swiatopolk, der mit der Tochter Boleslaws verheiratet war und von seinem Bruder Jaroslaw gestürzt wurde, in die Herrschaft über das Nachbarland wiedereinzuführen. Boleslaw nöthigte aber seinen Eidam, den erwiesenen Dienst durch Abtretung der czerwenischen Burgen, eines lechitischen Grenzgebietes, welches im Jahre 981 von Wladimir dem Großen erobert worden war, zu vergelten. In solcher Machtfülle schloß er seine geschichtliche Laufbahn; sein Reich erstreckte sich von der Ostsee bis an das Waagthal, von der Elbe bis an den Dnjester, als eine bedeutende Macht, im Inneren befestigt, von der Abhängigkeit Deutschland gegenüber befreit, durch seine Krönung in die Reihe der christlichen Königreiche eingeführt.

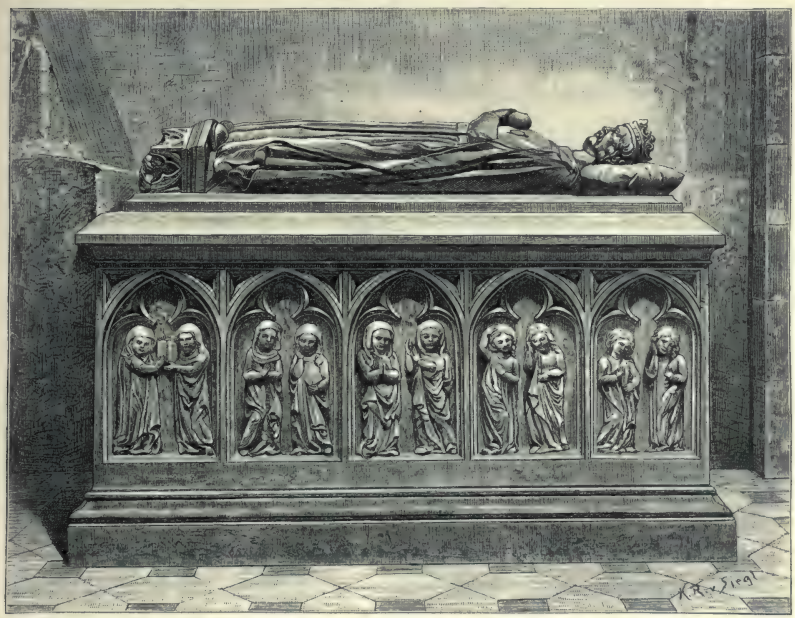
Boleslaw Chrobry war auch der Schöpfer jener sinnigen Einrichtungen, welche den Bestand des Piastenreiches für die Zukunft sicherten. Auf den weiten Gebieten, die er beherrschte, genügte nicht mehr das Ansehen, welches zu Mieszko's Zeit das herzogliche Gefolge dem Fürsten verlieh. Die Einrichtung der deutschen Grenzmarken scheint ihm als Vorbild vorgeschwebt zu haben. Den einzelnen Gauen wurden Stellvertreter der Fürsten vorgesetzt, Grafen (comites) oder Castellane genannt, welche die Gerichtsbarkeit über die Bevölkerung der Castellanei ausübten, die waffenfähige Mannschaft in den Krieg führten und die neue Ordnung, welche mit dem Christenthum eingeführt wurde, streng überwachten. Eine Schaar von Kämmerern und sonstigen Unterbeamten stand den

Castellanen zur Seite. Sie sorgten für die Eintreibung der Abgaben, sowie für die Leistung der Staatsfrohnden, welche auf der Gaubevölkerung lasteten. Zu denselben waren sowohl die freien Władyken als auch die auf herrschaftlichem Boden angesiedelten Leibeigenen verpflichtet. Die vielfachen Abgaben, welche in späteren Urkunden erwähnt werden, sind wahrscheinlich von Bolesław Chrobry, der möglicherweise einige Ansätze derselben vorgefunden hat, eingeführt worden; sie wurden zumeist in Rohproducten (Vieh, Thierfelle, Honig, Getreide) geleistet. Die Staatsfrohnden stellten nach Bedarf, zunächst für den Bau der fürstlichen Burgen und der Brücken sowie durch Beistellung von Fuhrwerken für den Transport des im Ertrage der Abgaben bestehenden fürstlichen Eigenthums die Arbeitskraft der Gaubevölkerung dem Fürsten zur Verfügung. Das starre System dieser Lasten bildete die Grundlage der fürstlichen Gewalt, die Quelle der Mittel und Kräfte, welche Bolesław und dessen Nachfolgern zu Gebote standen.

Bolesławs Sohn, Mieszko II., eröffnete seine Regierung (1025 bis 1034) durch die Krönung und kämpfte einige Jahre glücklich gegen Konrad II. Bald aber wurde Polen, von dem Kaiser besiegt, durch eine heidnische Reaction im Innern erschüttert, zu einer Beute der Böhmen, Dänen und Ruthenen. Der einzige Sprosse der Piasten, Kazimir I., welcher mit Hilfe Kaiser Heinrichs III. in das Erbe seiner Väter wiedereingeführt wurde (1040), mußte dasselbe mit der größten Mühe aus den Trümmern neuerdings aufrichten. Es war wohl die Rücksicht auf die wachsende Macht Böhmens unter Břetislav, die den Kaiser bestimmte, die Wiederherstellung Polens unter seinen Schutz zu nehmen. Kazimir gerieth dadurch in ein enges Abhängigkeitsverhältniß zu Deutschland und sogar Böhmen gegenüber mußte er sich die Rückgabe Schlesiens durch Tributzahlung erkaufen.

Grell aber reihen sich in jenen Zeiten die Momente blendenden Glanzes und tiefster Erniedrigung nebeneinander. Kazimirs Sohn, Bolesław der Kühne (1058 bis 1079), hob Polen wieder zu einer gebieterischen Stellung unter den Nachbarländern empor. Zweimal drängte er den Ungarn seine nächsten Verwandten zu Königen auf, zweimal führte er siegreich seinen Vetter auf den großfürstlichen Thron von Kiew, und wenn sein Eingreifen in die inneren Wirren Böhmens nicht von demselben Erfolge gekrönt wurde, so gelang es ihm doch, sich wenigstens von dem Tribut zu befreien, den sein Vater dem Böhmenherzog zu zahlen genöthigt worden war. Einen Theil der Eroberungen Bolesław Chrobrys, welche nach dessen Tode für Polen verloren gegangen waren, so Pommern und die czerwenischen Burgen, brachte er wieder unter die polnische Herrschaft. Durch diese Erfolge kühn gemacht, nahm er auch gegen Kaiser Heinrich IV. eine herausfordernde Stellung ein. Er verband sich mit den sächsischen Fürsten, die sich gegen Heinrich erhoben, und trat in nahe Beziehungen zum Papst Gregor VII., als dieser seinen welthistorischen Kampf mit dem Kaiser begann; am Weihnachtstage 1076, während der gebeugte Kaiser

sich auf dem Wege nach Canossa befand, ließ sich Boleslaw mit Genehmigung des apostolischen Stuhls zum König von Polen krönen. An äußerem Glanz überbot er seinen Urgroßvater, den er sich zum Vorbild genommen hatte; nur an jener Klugheit gebrach es ihm, mit der Boleslaw Chrobry die untergebenen Völker zu lenken verstanden. Durch weite Kriegszüge in Anspruch genommen, dem Genusse ergeben, hielt er sich monatelang in der üppigen ruthenischen Hauptstadt auf, vernachlässigte das Walten im Innern und suchte sodann durch Grausamkeit die Unordnung zu bezwingen, die während seiner Abwesenheit



Grabmal des Wladyslaw Lokietek in der Kathedrale zu Krakau.

entstanden war. So gerieth er in Streit mit Stanislaus, dem Bischof von Krakau, der, von dem Schwerte des Königs getroffen, den Märtyrertod erlitt. Hierauf erhob sich ein Aufstand, vor dem Boleslaw sich aus dem Lande zu flüchten genöthigt sah.

Unter der Regierung seines Bruders Ladislaus Hermann (1079 bis 1102) wird Polen wieder in die frühere bescheidene Stellung zurückgedrängt; es erkennt die Oberhoheit des Kaiserreiches an, verliert Pommern und die czerwenischen Burgen. Der kriegerische Boleslaw III. (1102 bis 1138) richtet das Piastenreich neuerdings auf, bezwingt die Pommern, befestigt mit starker Hand das Christenthum bei dem widerspänstigen Volke und

erwehrt sich siegreich der Angriffe Kaiser Heinrichs V., dem er sowohl die Huldigung als auch den Tribut versagt.

Mit dem Tode Boleslaws III. (1138) beginnt eine neue Epoche in der Geschichte Polens. Die einheitliche Monarchie zerfällt in Theilfürstenthümer, deren Grenzen größtentheils mit den alten Stammgebieten zusammenfallen. Den Verfügungen Boleslaws III. zufolge sollte freilich Polen nicht aufhören ein einheitliches Reich zu bilden: den einzelnen Fürsten wurden ihre Antheile als eine ihrem Range gebührende Ausstattung zugewiesen, während der Großfürst, dessen Oberherrschaft sich über alle Theilfürstenthümer erstreckte, zum Nachfolger der alten Beherrscher der Monarchie und Träger der Staatseinheit berufen war. Diese Stellung suchte auch der erste Großfürst Władysław zu behaupten, er unterlag jedoch im Kampfe mit den Theilfürsten, die an den Großen des Reichs Bundesgenossen gefunden hatten. Durch die Vertreibung Władysławs wurde das Ansehen des großherzoglichen Thrones gewaltig erschüttert. Durch das Testament Boleslaws III. wurde in Polen das Seniorat eingeführt; dem ältesten der Piasten sollte jeweilig die Oberherrschaft über sämmtliche Theilfürsten zustehen. Zur Residenz des Großfürsten war Krakau bestimmt; denn seit der Mitte des XI. Jahrhunderts, seit den Zeiten Boleslaws des Kühnen, hatte sich der Schwerpunkt Polens nach Kleinpolen verschoben, da die Beziehungen zu Böhmen, zu Ungarn und zu den ruthenischen Fürstenthümern in den Vordergrund der politischen Ereignisse traten.

Der bedeutendste unter den polnischen Fürsten des XII. Jahrhunderts war Mieszko der Alte, der drittälteste Sohn Boleslaws III., der als Senior der Dynastie im Jahre 1173 den Großfürstenstuhl von Krakau bestieg. Vorkämpfer des alten Fürstenrechts, scheute er kein Mittel, um sowohl den Theilfürsten gegenüber sein Ansehen zu wahren, als auch die emporgekommene Macht der Magnaten zu beugen. Aus verschiedenen Elementen war dieser Hochadel gebildet, den wir im XII. Jahrhundert in unausgesetztem Kampfe mit der fürstlichen Gewalt erblicken; theils waren es die alten Dynastengeschlechter, die einst von den Piasten aus der Stellung der Stammesfürsten verdrängt, theils Nachkommen der angesehensten Mitglieder des alten herzoglichen Gefolges, welche nach der Auflösung desselben mit reichem Grundbesitz ausgestattet worden waren. Hand in Hand mit ihnen schritten die Bischöfe, die größtentheils aus vornehmen Geschlechtern abstammten und mit den weltlichen Herren durch Blutsverwandtschaft verbunden waren. Mieszko umgab sich mit Emporkömmlingen, mit Männern aus dem Volke und ernannte sie zu seinen Beamten, weil er denjenigen, die ihm Alles verdankten, mehr Zutrauen schenkte. Durch peinliche Eintreibung und Erhöhung der Abgaben, sowie durch Münzverschlechterung suchte er den Staatsschatz zu mehren; mit größter Strenge forderte er die Leistung von Staatsfrohnden, zu denen die Leibeigenen der herrschaftlichen Güter verpflichtet waren,

am schwersten aber schädigte er das Interesse der Magnaten durch das Verbot neuer Ansiedlungen auf herrschaftlichem Grund und Boden, eine Maßregel, welche bei der fortschreitenden Zersplitterung des Grundbesitzes die materielle Stellung der Großen untergraben mußte. Ein Aufstand, der sich (1177) gegen Mieszko erhob, vertrieb ihn nicht nur aus Krakau, sondern auch aus Großpolen, welches bis zu seiner Erhebung zum Großfürsten sein Theilfürstenthum gebildet hatte. Bald aber bemächtigte er sich wieder des Gnesener Gebietes, von wo er noch dreimal, jedoch immer nur auf kurze Zeit zur Herrschaft über Krakau gelangte. Er starb im Jahre 1202 als Großfürst von Krakau, wurde aber zuletzt den Grundsätzen untreu, die ihn früher den Thron gekostet hatten, indem er sich denselben zuletzt durch ein Abkommen mit dem Haupte der Krakauer Aristokratie, dem mächtigen Palatin Nikolaus, erkaufte.

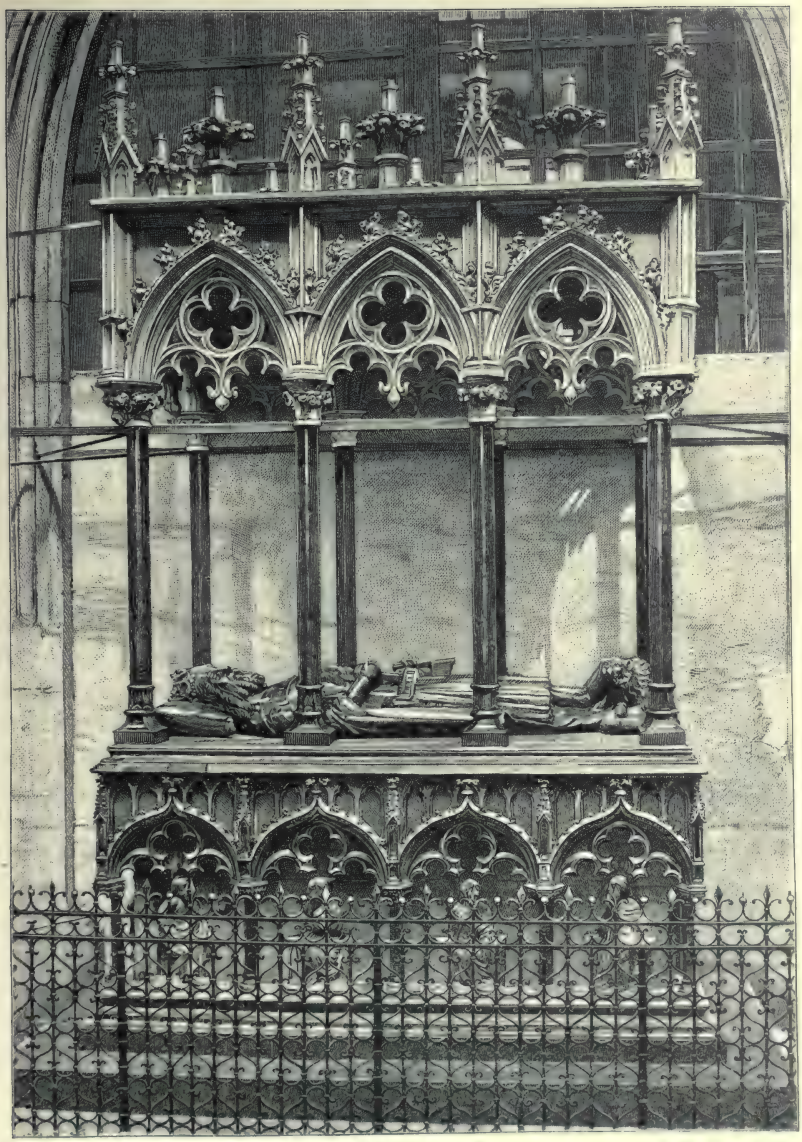
Die Großfürsten des XII. Jahrhunderts wagten es nicht mehr, ihren Vorfahren gleich, den Kaisern die Anerkennung der Oberherrschaft zu versagen. Konrad III. und Friedrich I. suchten die Wiedereinsetzung des vertriebenen Władysław auf den Großfürstenstuhl zu erzwingen (1146, 1157), begnügten sich aber mit Huldigung und Tributzahlung; erst nach dem Tode Władysławs wurde Schlesien auf Verlangen Kaiser Friedrichs I. den Söhnen des Verbannten als Theilfürstenthum zugewiesen (1163). Kazimir der Gerechte, welcher nach dem Sturze Mieszko's des Alten Großfürst von Krakau wurde, erwirkte von Kaiser Friedrich I. die Bestätigung seiner Stellung, die er dem Aufruhr der Krakauer Magnaten gegen seinen Bruder verdankte. Seitdem hören die unmittelbaren Beziehungen Polens zum Kaiserreiche auf; die letzten Staufer, durch italienische Angelegenheiten in Anspruch genommen, bekümmern sich nicht mehr um das getheilte Piastenreich, dessen Zersplitterung im Laufe des XIII. Jahrhunderts immer weiter fortschreitet.

Seitdem die Senioraterbfolge ihre Geltung völlig verloren hatte, wurde die Besetzung des Großfürstenstuhls zu einem Vorrechte der Magnaten des Krakauer Gebietes, welche thatsächlich nach Willkür über denselben verfügten. Umsomehr sträubten sich die Theilfürsten, die Oberhoheit desjenigen aus ihrer Mitte anzuerkennen, welcher der Gunst der Krakauer Ritterschaft seine Stellung verdankte. Die letztere war auch nicht geneigt, ihren Fürsten zur Erhaltung des ihnen gebührenden Ansehens zu verhelfen; im Gegentheil lag es vielmehr in ihrem Interesse, dem Landesherrn die Machtmittel zu entziehen, durch welche ihre eigene Stellung gefährdet werden konnte. So tritt schon unter Leszko dem Weißen (1202 bis 1227) das Herzogthum Krakau in die Reihe der übrigen Theilfürstenthümer, deren jedes sich zu einem besonderen Staatskörper ausbildet. Das Krakauer Land nahm jedoch unter den Theilfürstenthümern eine eigenthümliche Stellung ein. Während nämlich die verschiedenen Linien des Piastenhauses sich in der erblichen

Herrschaft über die Gebiete Großpolen, Schlesien, Mazowien und Kujawien festsetzten und die wiederholten Landestheilungen nur einen weiteren Zerfall der Theilfürstenthümer herbeiführten, gelang es keinem Zweige der Dynastie sich im Besitze von Krakau dauernd zu behaupten. So wurde das Krakauer Gebiet zu einem Zankapfel der ehrgeizigen Theilfürsten, welche die inneren Parteiungen unter der Landesritterschaft benutzten und in den Reihen derselben Beziehungen anzuknüpfen suchten, um sich einen Anhang zu bilden und im günstigen Augenblick mit Hilfe desselben die Herrschaft über Krakau zu erlangen.

In den Dreißiger-Jahren des XIII. Jahrhunderts erkämpfte sich die älteste schlesische Linie der Piasten durch bedeutende Gebietserweiterungen den Vorrang. Heinrich der Bärtige, Herzog von Schlesien, bemächtigte sich Krakaus und eroberte den ganzen westlichen Theil von Großpolen an dem linken Ufer der Warthe; so begründete er eine Hausmacht, welche schwer auf den übrigen Fürstenthümern lastete. Sie ging ungestört auf seinen einzigen Sohn Heinrich den Frommen über; die Fürsten der mazowischen und der großpolnischen Linie, die noch mit Heinrich dem Bärtigen im Kampfe gestanden, wagten es nicht mehr, seinem Erben die Herrschaft über Krakau und Posen streitig zu machen. Diese gebieterische Stellung der schlesischen Piasten war mit ernsten Gefahren für die nationale Entwicklung Polens verbunden. Sie stammten nämlich von jenem Władysław, dem ältesten Sohne Bolesławs III., der, von seinen Brüdern vertrieben, den Rest seines Lebens in Deutschland verbracht hatte; die Tradition ihrer Familie, durch Verschwägerung mit den Reichsfürsten aufrecht erhalten, verband sie eng mit Deutschland. Gerne eröffneten sie ihr Land deutschen Ansiedlern, deutsche Ritter fanden freundliche Aufnahme an ihren Höfen. In derselben Zeit, als die deutsche Kaiserpolitik ihre Pläne auf Polen völlig aufgegeben hatte, waren die polnischen Länder unter der Vorherrschaft der schlesischen Piasten der friedlichen Eroberung des Deutschthums erschlossen; das Schicksal, welches das stammverwandte Obodritenland unter seinen einheimischen, dem deutschen Einflusse ergebenen Fürsten erlebte, schien auch Polen beschieden zu sein. Zu gleicher Zeit setzte sich auch der Deutsche Orden, von Herzog Konrad von Mazowien zum Kampfe mit den heidnischen Preußen berufen, an den nordöstlichen Grenzen Polens fest (1228). Augenblicklich noch vollauf durch die Eroberung Preußens in Anspruch genommen, sollte der Ordensstaat bald zu einer für die nationalen Interessen Polens gefährlichen Macht heranwachsen.

Die Vorherrschaft der schlesischen Linie war aber nur eine vorübergehende Erscheinung, ihr Sturz wurde durch den ersten Einfall der Mongolen herbeigeführt. Am 9. April 1241 fiel Heinrich der Fromme in der blutigen Schlacht bei Liegnitz, und nach seinem Tode zerfiel die durch seinen Vater begründete Hausmacht. Seine Söhne vermochten sich weder



Grabmal Kazimir des Großen in der Kathedrale zu Krakau.

in Krakau noch in Großpolen zu behaupten. Dagegen entfremdete sich Schlesien, unter den Nachkommen Heinrichs durch neue Theilungen zu einer Reihe von kleinen Fürstenthümern zersplittert, immermehr dem polnischen Mutterlande.

Doch ist jene Vorherrschaft der schlesischen Linie, wenn sie auch nur von kurzer Dauer gewesen war, nicht ohne Einfluß auf ganz Polen geblieben. Die deutsche Colonisation, unter Heinrich dem Bärtigen in Schlesien schon weit verbreitet, eröffnete sich den Weg zu den übrigen polnischen Gebieten. Infolge der Verwüstungen, welche der erste Mongoleneinfall zurückgelassen, erschien besonders das Heranziehen von fremden Ansiedlern erwünscht. Der erste Antrieb hierzu war schon früher, namentlich von Seiten der Cistercienserklöster gegeben; jetzt wetteiferten Fürsten, Klöster, geistliche und weltliche Herren in Gründung deutscher Ansiedelungen. Die Colonisation, welche sich in solcher Weise über alle polnischen Länder verbreitete, war für dieselben eine wahre Wohlthat. Eine Menge frischer Arbeitskräfte wurde ins Land eingeführt, überall gestalteten sich die neuen Ansiedelungen zu Vorbildern emsiger, freier Arbeit, welche auch auf die einheimische Landbevölkerung einen wohlthätigen Einfluß ausübten. Bahnbrechend waren namentlich für die socialen Verhältnisse die volkswirthschaftlichen Vortheile, welche bald durch die Colonisation erzielt wurden. Überall begann man auch die alten polnischen Dörfer „nach deutschem Rechte auszusetzen", wodurch an die Stelle der Leibeigenschaft, unter welcher die Landbevölkerung verkümmerte, das freie Zinsverhältniß feste Wurzel faßte. Um die Mitte des XIII. Jahrhunderts wurde auch eine Anzahl deutscher Stadtgemeinden in den polnischen Ländern gegründet. Auch hierin ist Heinrich der Bärtige mit gutem Beispiele vorangegangen. Die deutschen Ansiedelungen und die nach dem Muster derselben umgestalteten polnischen Dörfer waren von sämmtlichen Lasten des polnischen Rechts, von Abgaben und Staatsfrohnden, sowie von der durch die Castellane ausgeübten fürstlichen Gerichtsbarkeit befreit.

Die Errichtung einer mit den Freiheiten des deutschen Rechts ausgestatteten Ansiedlung konnte nur auf Grund eines landesfürstlichen Privilegiums erfolgen. Die zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts bildet daher in Polen das eigentliche Zeitalter der Privilegien. Die Geistlichkeit erkämpfte sie zuerst; noch zu Anfang des Jahrhunderts war der polnische Episcopat mit dem Losungswort der „Exemption" aufgetreten, indem er von den Fürsten die Befreiung der geistlichen Güter von den Lasten des polnischen Rechts verlangte. Nach und nach wurden die Fürsten genöthigt nachzugeben, worauf bald auch die Ritterschaft die von der Geistlichkeit errungenen Privilegien für sich in Anspruch zu nehmen begann. Es vermehrte sich in allen Fürstenthümern mit jedem Jahrzehnt die Anzahl der eximirten Güter, so daß gegen das Ende des Jahrhunderts aus dem früheren System der fürstlichen Rechte nur noch klägliche Überreste vorhanden waren.

Der Zusammensturz der alten Verfassung wurde durch die Schwäche der Fürsten befördert, denen es an Machtmitteln fehlte, dem Verlangen nach Exemptionen kräftigeren Widerstand zu leisten. Um 1270 war Polen bereits in 12 Theilfürstenthümer gegliedert. Im Innern zerfallen, war es den Beutezügen der von Osten her eindringenden heidnischen Schaaren preisgegeben. Außer der Tatarennoth, von der die südlichen Gebiete nach 1241 in kurzen Zwischenräumen noch zweimal (1259 und 1287) heimgesucht wurden, war Mazowien fortwährend, manchmal aber auch Kleinpolen den Einfällen der Littauer und Jatwägen ausgesetzt. Im Westen hatten die Fürsten von Großpolen harte Fehden um ihre Grenzgebiete mit den Markgrafen von Brandenburg zu bestehen, in denen der ganze Landstrich an der Oder ihnen entrissen wurde. Ein jeder der Theilfürsten verfolgte seine eigenen Ziele; in den Kämpfen, welche nach dem Aussterben der Babenberger um den Besitz der österreichischen Lande ausbrachen, stritten die Herzoge von Krakau und Großpolen an der Seite Stefans IV. von Ungarn gegen die Fürsten von Schlesien, Sieradz und Kujawien, die sich dem König Ottokar von Böhmen angeschlossen hatten. Das einzige Band, welches das zerrüttete Land zu einem Ganzen vereinigte, bildete die Kirche unter dem Erzbischof von Gnesen, die sich über alle Theile Polens erstreckte. Der polnische Episcopat jener Zeit bestand aus einer Reihe hervorragender Männer, deren begeisterte Wirksamkeit auf dem Gebiete des religiösen und culturellen Lebens des Volkes reiche Früchte trug. Der Einfluß der Kirche war bedeutend gestiegen und gerade in den geistlichen Kreisen wurde zuerst die Sehnsucht nach der Wiederherstellung der Einheit laut. Der mystische Zug des Zeitalters brachte in der öffentlichen Meinung die Erniedrigung Polens mit der grausamen That in Verbindung, welche von dem letzten König an dem Bischof von Krakau, dem heiligen Stanislaus, verübt worden war; im Zusammenhang damit wurde die Heiligsprechung desselben als Wahrzeichen der herannahenden Wiedergeburt mit Begeisterung begrüßt. Es regte sich allmälig das nationale Selbstbewußtsein und dieses wurde durch die Gegensätze genährt, die in den Reibungen zwischen der Ritterschaft und den deutschen Städten des Landes hervortraten.

Jede Bestrebung, welche von der Einheitsidee durchdrungen war, wurde durch diese Stimmung begünstigt. So kam es dazu, daß der Herzog von Großpolen, Przemyslaw II., sich zu einer kühnen That entschloß, die an und für sich als ein unüberlegtes Wagniß gelten konnte und doch auf die weitere Entwicklung der Ereignisse von gewaltigem Einflusse war. Mit Ermächtigung des Papstes Bonifaz VIII. ließ er sich im Jahre 1295 von dem Erzbischof von Gnesen zum König von Polen krönen. Der feierliche Act, welcher den Schlußstein der Wiederherstellung des einheitlichen Reiches bilden sollte, wurde bei deren Grundsteinlegung vollzogen. Der neue König von Polen gebot über nichts weiter als über Großpolen und Pommerellen, welches nach dem Tode des kinderlosen Mestwin II.

auf Przemysław übergegangen war. Allerdings war diese Erwerbung von großer Bedeutung, indem sie dem erneuerten Königreich den Zutritt zur Ostsee gewährte. Über zwei Drittel der polnischen Länder herrschte aber eine Reihe von Fürsten, die weit davon entfernt waren, die Oberherrschaft des neugekrönten Königs anzuerkennen; Kleinpolen, mit Krakau und Sandomir, war gerade vor fünf Jahren unter das Scepter des Königs von Böhmen Wenzel II. übergegangen, vor welchem Przemysław aus Krakau gewichen war. Wenzel erhob auch Protest gegen die Anmaßung des großpolnischen Fürsten, indem er die Vorherrschaft über Polen für Krakau in Anspruch nahm. Ein Zusammenstoß schien unvermeidlich; da wurde König Przemysław, am 8. Februar 1296, wenige Monate nach seiner Krönung, auf einem Kriegszuge gegen die Brandenburger ermordet.

Jetzt trat der König von Böhmen in den Kampf um die Erbschaft Przemysławs ein. Er fand an Władysław Łokietek, dem Fürsten von Sieradz, einen unermüdlichen Widersacher. Władysław wurde jedoch bald aus dem Lande vertrieben, worauf sich Wenzel im Jahre 1300 im Dom von Gnesen zum König von Polen krönen ließ. Wäre der Königstitel durch die kühne That Przemysławs nicht der Vergessenheit entrissen worden, so würde Wenzel seine polnischen Besitzungen vermuthlich nur als Länder der böhmischen Krone betrachtet haben. So wurde aber das polnische Königthum aufrecht erhalten, und zwar in einer Personalunion mit Böhmen. Wenzel hatte unbewußt einem Anderen vorgearbeitet; nach seinem Tode (1305), und bald nachdem ihm (1306) sein einziger Sohn, Wenzel III., der letzte Přemyslide, im Tode gefolgt war, bemächtigte sich Władysław Łokietek der Gebiete, welche in Vereinigung mit Böhmen und unter der Herrschaft des böhmischen Königshauses das wiederaufgerichtete Königreich Polen gebildet hatten.

Władysław Łokietek hatte noch bei Lebzeiten Wenzels II. den Kampf begonnen. Er fand treue Anhänger unter der kleinpolnischen Ritterschaft, die, der Fremdherrschaft müde, sich um das nationale Banner zusammenschaarte. Dagegen war ihm die deutsche Bürgerschaft der Städte feindlich gesinnt. Im Jahre 1311 erhob sich ein gefährlicher Aufstand der kleinpolnischen Städte mit Krakau an der Spitze; er wurde zwar bewältigt, verhinderte aber Władysław dem Deutschen Orden entgegenzutreten, welcher sich Pommerellens bemächtigte. Als Vorkämpfer der nationalen Bestrebungen, im scharfen Gegensatz sowohl gegen die deutschen Elemente im Innern des Landes als auch gegen den Ordensstaat, der bereits als Vorposten Deutschlands im Osten seinen Kampf mit Polen eröffnete, begründete Władysław Łokietek das wiedergeborene polnische Königthum, indem er sich im Jahre 1320 in Krakau krönen ließ. Bezeichnend ist die Wahl des Krönungsortes. Die beiden Krönungen von 1296 und 1300 wurden in Gnesen vollzogen; Łokietek verschob den Schwerpunkt des neuen Königreiches wieder nach Süden und erneuerte den Vorrang der Hauptstadt Kleinpolens, der ihr schon vor zweihundert Jahren, zu Beginn der Theilfürstenthümerperiode,

zugestanden worden war. Dies hing wohl mit den Beziehungen zu Ungarn und zu Böhmen zusammen. Der enge Freundschaftsbund mit Karl Robert von Ungarn wurde nämlich zum Grundstein der äußeren Politik des neuen Königreiches, während in König Johann von Böhmen, der auf Polen als Erbschaft der Premysliden Ansprüche erhob, ein gefährlicher Widersacher erwuchs.

Thronsiegel der Königin Hedwig.

Władysław nannte sich König von Polen, Herzog von Krakau, Sandomir, Kujawien, Sieradz und Łęczyca. Dieser Titel entspricht vollkommen dem Wesen des neuen Königreiches. Es war gewissermaßen eine Personalunion von sechs Staatskörpern, deren jeder trotz der Vereinigung ein besonderes Ganzes zu bilden nicht aufhörte. In jedem der Fürstenthümer, aus denen das Königreich bestand, besaß der König als Landesherr einen besonderen Hofstaat, der nunmehr vor Allem dazu berufen war, die Sonderinteressen des Landes der Krone gegenüber zu vertreten. Mit der Zeit verwischte sich völlig der ursprüngliche Charakter jener territorialen Hofämter, sie behielten nur die alten Benennungen

(Kämmerer, Truchseß, Schwertträger u. s. w.), wurden aber zu Landesämtern umgestaltet. Dagegen entstand ein neuer königlicher Hof, welcher den Mittelpunkt der in der Gründung begriffenen Centralverwaltung bildete. Von den Gebieten der alten Piastenmonarchie lagen Schlesien, Mazowien und ein Theil von Kujawien außerhalb des Königreiches. Die Fürsten dieser Gebiete, der Einheitsidee abhold, erblickten im bloßen Bestehen des Königthums eine Gefahr für ihre Stellung und schlossen sich den Feinden desselben, Johann von Böhmen und dem Deutschen Orden, an.

Der Verlust Pommerellens war für den neuen Staat sowohl in politischer als auch in volkswirthschaftlicher Beziehung ein harter Schlag. Ohne Zutritt zum Meere, ohne die Weichselmündungen schien Polen aller Mittel beraubt, sich zu einem kräftigen Staatswesen zu entfalten. So betrachtete auch der Stifter des Königreiches die Wiedererwerbung Pommerellens als seine Lebensaufgabe. Vergebens suchte er dieses Ziel durch den Proceß zu erreichen, den er gegen den Deutschen Orden vor dem päpstlichen Stuhl führte; dem günstigen Urtheil, durch das ihm der Besitz des entrissenen Gebietes zugesprochen wurde, mußte erst durch die Waffen Geltung erkämpft werden. Der mächtige, reiche Orden, der in seinen zahlreichen Häusern in Deutschland eine so ergiebige Quelle der Erneuerung seiner Kräfte besaß, war Polen weit überlegen. Vier Jahre (1328 bis 1332) wüthete in den Nachbarländern der furchtbare Krieg, in welchem die Grenzen des Ordensstaates durch die Eroberung Kujawiens weit in die polnischen Länder vorgeschoben wurden. Mitten in den Rüstungen zur Fortsetzung des Krieges starb König Władysław am 2. März 1333.

Der Streit mit dem Orden wurde unter Kazimir dem Großen (1333 bis 1370) friedlich beigelegt. Der junge König erkannte richtig die Absichten des Ordens, der durch die Erwerbung polnischer Grenzländer für seinen Besitz an der Ostsee festen Halt zu gewinnen suchte. Dem gewaltigen Feinde, welcher mit den Luxenburgern und den mazowischen Fürsten im Bündniß stand, war Polen in seinem damaligen Zustande nicht gewachsen; die Fortsetzung des Krieges bedrohte den Bestand des jungen Königreiches. So war es die erste Sorge Kazimirs, den weiteren Eroberungen des Ordens Schranken zu setzen und wenigstens das Grenzland wiederzugewinnen, welches Polen in dem letzten Kriege verloren hatte. Es gelang ihm zuerst sich mit den Luxemburgern auseinanderzusetzen, nachdem er sie mittelst eines feinen diplomatischen Spieles durch seine Beziehungen zu den Wittelsbachern eingeschüchtert hatte. In dem Frieden, der 1343 mit dem Orden geschlossen wurde, verzichtete Kazimir auf Pommerellen, erwirkte aber die Rückgabe Kujawiens und gewann die Möglichkeit, seine Kräfte nach einer anderen Richtung zu entfalten, wo er für die im Westen erlittenen Verluste reichlichen Ersatz zu finden hoffte.

Es eröffneten sich nämlich an den südöstlichen Grenzen Polens weite Aussichten auf Erwerbungen, in deren Erhaltung und Ausdehnung Kazimir der Große seine Lebens-

aufgabe erblickte. Der Tod des letzten Fürsten von Halicz, Boleslaw Troydenowicz, hatte Kazimir noch im Jahre 1340 die Veranlassung gegeben, sich des herrenlosen Fürstenthums zu bemächtigen. Es galt jetzt, sich im Besitz der neuen Erwerbung zu befestigen und dieselbe gegen die Littauer sowie gegen die Tataren zu vertheidigen. Erst im Jahre 1347 wurde ein Abkommen geschlossen, infolge dessen die rothruthenischen Gebiete von Lemberg und Halicz Kazimir zuerkannt wurden, während sich Littauen in der Herrschaft über Wolhynien behauptete. Bald kam es jedoch zu neuen Kämpfen, welche mit Unterbrechungen bis zum Jahre 1366 dauerten. Kazimir erweiterte seine Herrschaft über die wolhynischen Gebiete von Belz, Chelm, Wladimir und Krzemieniec, indem er sie zwar littauischen Fürsten zu Lehen überließ, aber in den Burgen derselben polnische Truppen und polnische Starosten einsetzte. Wenn nicht Alles trügt, hatte sich Kazimir in jenen langwierigen Kämpfen noch weitere Ziele vorgesteckt. Im fernen Osten, hinter dem rothruthenischen Lande, lag das öde, herrenlose Gebiet von Podolien, dessen dünne Bevölkerung den Tataren tributpflichtig war. Podolien den Tataren zu entreißen, dessen fruchtbare Ebenen der polnischen Colonisation zu eröffnen und über Podolien hin bis an das Schwarze Meer vorzudringen, dies scheint die weitere Aufgabe gewesen zu sein, für welche die Erwerbung von Halicz die Vorbedingung bilden sollte. Auch hier kam aber Littauen dem König von Polen zuvor. Der Großfürst von Littauen Olgerd bemächtigte sich Podoliens nach dem Siege an den Blauen Wässern, den er über die Tataren erfochten hatte, und übergab seinen Neffen, den Koriatoviczen, das neugewonnene Land zur Verwaltung. Doch gelang es Kazimir wenigstens durch freundschaftliche Beziehungen zu den Gebietern Podoliens der polnischen Colonisation den Weg in das „gelobte Land" zu eröffnen.

Diese machte inzwischen in den rothruthenischen Gebieten bedeutende Fortschritte, und zwar sowohl auf den Krongütern als auch auf den Besitzungen der kleinpolnischen Herren, denen durch königliche Gunst große Latifundien zugewendet wurden. Die neue Erwerbung am Dnjester wurde für ganz Polen zu einer ergiebigen Quelle regen volkswirthschaftlichen Aufschwunges, an dem alle Stände reichlich theilnahmen. Das Land hatte von jeher keine geringe Rolle in den Handelsbeziehungen zwischen Osten und Westen gespielt und Lemberg, an einem Knotenpunkt wichtiger Handelsstraßen gelegen, war bereits zu einem ansehnlichen Marktplatz geworden. Seit der Erwerbung des Landes durch Kazimir den Großen und der Vertreibung der Tataren aus Podolien gewann diese Abzweigung des orientalischen Handels um so mehr an Bedeutung als auch die Beziehungen Kazimirs zu den Fürsten der Moldau und der Walachei, namentlich nach 1360, neue Wege zu den am Schwarzen Meere gelegenen genuesischen Colonien ebneten. Hieraus erwuchsen unermeßliche Vortheile für die polnischen Städte, die nunmehr zu einer angesehenen Stellung in dem großen Verkehr des Welthandels gelangten; ihr Interesse

verband sich innig mit denen des Staates, dessen Schutz sie ihren Aufschwung verdankten, und führte sie zu einem engen Anschlusse an das nationale Königthum, dem gegenüber sie noch vor kurzem eine so feindselige Stellung eingenommen hatten.

So gewann das Königreich Polen unter der Herrschaft Kazimir des Großen immer mehr an innerer Kraft. Neben der Sorge um die Hebung des Wohlstandes, neben der gewissenhaften und strengen Ausübung der Rechtspflege war der König vorzugsweise durch unermüdliche Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung in Anspruch genommen. Er war weit davon entfernt, dem Lande neue Gesetze aufzudrängen; mit größter Schonung des bestehenden Herkommens, von dem das Rechtsbewußtsein des Volkes durchdrungen war, wurde die Niederschreibung des nationalen Gewohnheitsrechtes in Angriff genommen, wobei man die bedeutendsten Unterschiede zwischen den Gewohnheiten einzelner Länder auszugleichen und somit der festeren Einigung des Staates vorzuarbeiten suchte. Kazimir hoffte auf eine Fortentwicklung des nationalen Gewohnheitsrechtes auf der von ihm erschlossenen Bahn; im Zusammenhang damit stand unzweifelhaft diejenige Schöpfung des großen Königs, welche alle seine Werke überdauerte, die im Jahre 1364 erfolgte Errichtung der Universität Krakau, an welcher, seinen Absichten zufolge, dem Studium des römischen und canonischen Rechtes die vornehmste Stelle eingeräumt wurde.

Eine der wichtigsten Aufgaben, welche das wiedergeborene Königthum zu lösen hatte, bestand in dem Ausbau des Staates, mit dem bedeutende Gebiete des ehemaligen Piastenreiches in keiner Verbindung standen. Kazimir verzichtete darauf, die schlesischen Fürstenthümer, die bereits seit langer Zeit Polen entfremdet, mit der einzigen Ausnahme von Schweidnitz, die Lehenshoheit der böhmischen Krone anerkannt hatten, unter die Botmäßigkeit Polens zu bringen. Dagegen gelang es ihm, Mazowien durch Einführung des Lehensverhältnisses dauernd mit dem Königreich zu verbinden. Es war die Frucht einer besonnenen, jahrelang mit Umsicht geführten Politik, durch welche er Kaiser Karl IV. die Ansprüche der böhmischen Krone auf die Lehenshoheit über Płock aufzugeben und die mazowischen Piasten zum festen Anschlusse an Polen bewog. Im Jahre 1355, nachdem die mazowischen Fürstenthümer zu einem Ganzen wieder vereinigt worden waren, empfing Ziemowit III. sein Herzogthum von der Krone Polen zu Lehen.

Durch die Erwerbungen im Osten und das kräftige Walten des weisen Königs im Innern war Polen zu einer bedeutenden Macht emporgestiegen. Kazimir wußte sein Ansehen den Nachbarmächten gegenüber zu bethätigen, indem er an den gegenseitigen Beziehungen der Luxemburger, der Habsburger und der verwandten Anjous keinen geringen Antheil nahm. Dadurch wurde Polen aus der bisherigen Absonderung herausgerissen und in unmittelbare Berührung mit den internationalen Angelegenheiten Mitteleuropas gebracht. Die Richtung der Politik Kazimir des Großen war durch sein enges Bündniß mit dem

Altarbild der heiligen drei Könige (angebliche Porträts der Könige Kazimir des Großen, Ludwigs des Großen und Wladyslaw Jagiellos).

ungarischen Hofe bestimmt. Er war ja selbst gewissermaßen ein Zögling desselben und verdankte so manches der geistigen Anregung jener Cultureinflüsse, welche mit den Anjous aus Neapel an die Donau verpflanzt worden waren. So glaubte er auch die Zukunft seines Reiches am sichersten zu begründen, indem er in Ermanglung eigener männlicher Erben seinen Neffen, den König Ludwig von Ungarn, zum Thronfolger bestimmte. Die Personalunion mit Ungarn, unter dem Scepter des mächtigen Königs, dessen politischer Gesichtskreis sich weit über die Balkanhalbinsel erstreckte und andererseits bis nach Neapel reichte, erschien ihm als die sicherste Bürgschaft für die Fortsetzung und Förderung der begonnenen Culturarbeit, sowie überhaupt für die weitere Entwicklung Polens in jener Richtung, die er der Schöpfung seines Vaters vorgezeichnet hatte. Auch die weitzielenden Aussichten, die Kazimir seinem Reiche gegen Südosten zu eröffnen suchte, schienen am leichtesten im Anschlusse an Ungarn ihre Verwirklichung finden zu können. Mit dem Tode Kazimir des Großen erlosch der königliche Stamm der Piasten (5. November 1370).

König Ludwig hatte ebenfalls keine männlichen Nachkommen; das letzte Jahrzehnt seiner geschichtlichen Laufbahn, in welches seine Herrschaft über Polen fällt, war hauptsächlich durch weitaussehende dynastische Pläne in Anspruch genommen, durch die er zugleich die Zukunft seiner Tochter und seiner Königreiche zu sichern suchte. In Polen waren seine Bemühungen vor Allem auf die Anerkennung der weiblichen Erbfolge gerichtet, die er sich durch die weitgehenden Zugeständnisse des Privilegiums von Kaschau (1374) von den Großen des Reiches erkaufen mußte. Während er die Krone von Ungarn für seine zweitgeborne Tochter Hedwig bestimmte und durch die Verlobung derselben mit Herzog Wilhelm von Österreich dem ungarischen Reiche die Aussicht auf Erwerbung eines Theiles der Länder der jüngeren Habsburgerlinie zu eröffnen suchte, sollte seine ältere Tochter Maria den polnischen Thron besteigen. Ihre Verlobung mit dem Markgrafen von Brandenburg, Sigismund, beruhte auch auf politischer Berechnung. Durch die Vereinigung mit Brandenburg und durch dessen Anwartschaft auf Pommern wäre Polen gegen Westen weit vorgeschoben worden, und zwar nicht ohne Aussicht, wieder den Zutritt zur Ostsee zu erreichen, von der es durch den Verlust Pommerellens abgeschnitten war. Es scheint, als wenn diese Pläne in einem gewissen Zusammenhang mit der politischen Strömung gestanden hätten, die für Sigismund unter den großpolnischen Herren starke Sympathien erweckte und noch im XV. Jahrhundert einen ähnlichen Gedanken in der brandenburgischen Candidatur um den polnischen Thron auftauchen ließ. Vom Standpunkte Ludwigs aber sind wohl seine Absichten in Bezug auf das „ruthenische Reich" nicht ohne Einfluß auf den Plan der brandenburgischen Heirat geblieben.

Nach dem Tode Ludwigs (11. September 1382) wurde unerwarteterweise Maria auf den ungarischen Thron erhoben, Polen fiel ihrer Schwester Hedwig zu. Zwei Jahre

dauerte das Interregnum, während dessen in Großpolen ein heftiger Bürgerkrieg entbrannte; erst im October 1384 kam die junge, vierzehnjährige Königin nach Polen. Die Verlobung Hedwigs mit Wilhelm von Österreich verlor ihre ganze politische Bedeutung, seitdem ihr anstatt Ungarns die Herrschaft über Polen beschieden war. Eine starke Partei, welche während des Bürgerkrieges den Piasten Ziemowit, Herzog von Mazowien, auf den Thron zu erheben suchte, war bestrebt, durch dessen Vermählung mit Hedwig dem angestammten Herrscherhause wieder die Krone zuzuwenden. In den Kreisen der kleinpolnischen Magnaten ist dagegen der kühne Gedanke aufgekommen, die junge Königin an den Großfürsten von Littauen, Jagiello, zu verheiraten. Littauen war noch ein heidnisches Land und auch dessen Gebieter ein Heide. Der größte Theil des littauischen Reiches bestand jedoch in ruthenischen Ländern. Sie wurden von Brüdern und Vettern des Großfürsten verwaltet, von Fürsten aus dem Geschlecht Gedymins, die sämmtlich der ruthenischen Kirche angehörten. Die ganze Dynastie stand unter einem starken Einflusse des ruthenischen Elements; Jagiello selbst scheint im Begriff gewesen zu sein, die Taufe in der ruthenischen Kirche zu empfangen und „den ruthenischen Glauben", wie man sich in jener Zeit auszudrücken pflegte, in Littauen einzuführen. Da erhielt er von Krakau aus die Einladung, um die Hand der schönen Königin von Polen zu werben, wobei selbstverständlich die Annahme des katholischen Glaubens als die erste Vorbedingung betrachtet wurde.

Die Krakauer Herren waren zu jenem Schritte besonders durch die Rücksicht auf das rothruthenische Gebiet bestimmt. Seit dem Tode König Ludwigs war dieses Land für Polen verloren; das Haliczer Gebiet wurde von Ungarn im Namen der Königin Maria verwaltet, während die wolhynischen Districte den Littauern freigegeben waren. Es gab nur ein Mittel, nicht nur die ruthenischen Länder, die von Kazimir erworben waren, wiederzugewinnen, sondern zugleich im Sinne der Bestrebungen des großen Königs die Grenzen Polens weit nach Osten, über Podolien hinaus, gegen Kiew und den Dnjeprstrom zu erweitern, und dieses Mittel bestand in der Berufung des Herrschers von Littauen auf den polnischen Thron.

Es war ein großartiger Gedanke, an dem wir wohl die politische Schule Kazimir des Großen zu erkennen berechtigt sind. Über die Gefühle der jugendlichen Königin, welche ihrem ritterlichen Bräutigam treu geblieben war, setzte sich die kalte, politische Berechnung rücksichtslos hinweg. Wilhelm, der bereits nach Krakau gekommen war, wurde genöthigt, zu weichen; nach langem Seelenkampfe entschloß sich Hedwig, dem Wohle ihres Volkes, der Sache des Christenthums ihr eigenes Glück zum Opfer zu bringen. Am 15. Februar 1386 empfing Jagiello im Krakauer Dom die Taufe; zum König von Polen gekrönt, brachte er alle die weiten Gebiete seines Reiches, die littauischen und die ruthenischen unter die Herrschaft der polnischen Krone.

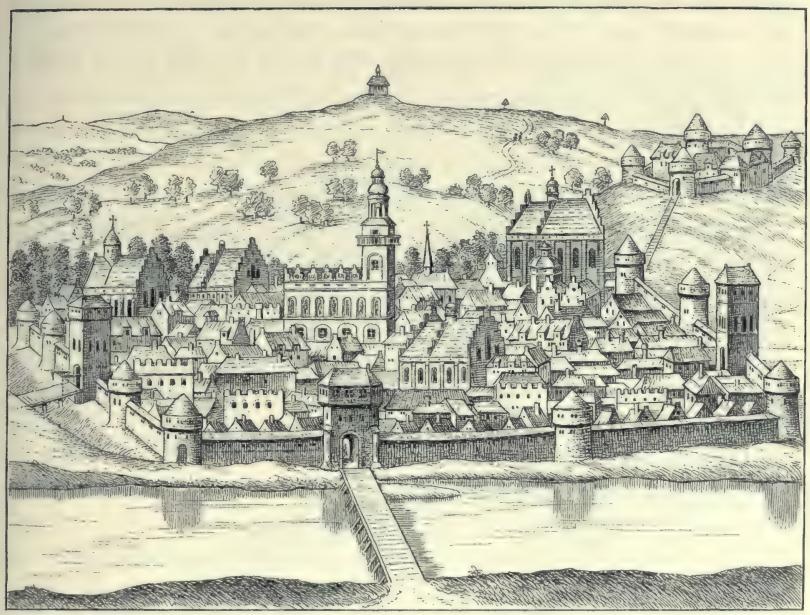
Ruthenische Theilfürstenthümer bis zur Vereinigung mit Polen 1387.

„Im Jahre der Welt 6489 (das ist 981 n. Chr.) zog Wladimir gegen die Lechen und nahm ihre Städte, Przemyśl, Czerwień und andere Städte, die auch noch heute zu den Ruthenen gehören." Diese Zeilen des ältesten slavischen Chronisten, Nestor, geben uns die erste Nachricht von dem heutigen Ostgalizien und seinen Städten. Das Land gehörte somit vor dieser Zeit den Lechen oder den Polen, bis es im Jahre 981 von Wladimir — es war der ruthenische Fürst Wladimir der Große — erobert wurde. Das hier erwähnte Ereigniß, mit welchem das Land in die Geschichte eintritt, ist für dessen ganze Zukunft symbolisch; es war schon bei seiner geschichtlichen Geburt, wie auch später, Gegenstand des Streites zwischen den beiden mächtigsten Völkern der Slaven, den Ruthenen und den Polen.

Im Jahre 981 schon strebten diese beiden Reiche mächtig auf. Das polnische entstand auf dem Wege der auch sonst gewöhnlichen Entwickelung: eine der zahlreichen von der Elbe und Saale bis über die Weichsel, theilweise bis über den Dnjepr, verbreiteten stammverwandten Völkerschaften, nämlich die Polanen an der Warta, vereinigten die mittleren ihrer Stammesbrüder zu gemeinsamem staatlichen Leben. Ihr Fürst war im Jahre 981 Mieszko I. aus dem Hause der Piasten, der fünfzehn Jahre früher durch die Annahme des Christenthums im römischen Ritus sein Reich dem westlichen Culturleben aufschloß. Das ruthenische Reich war das Werk einer fremden Eroberung. Die Normannen, hier Waräger genannt, von dem Stamme Ruß, unterjochten unter der Führung des Rurik und seiner Nachkommen, der Rurikowiczen, die östlichen slavischen und nicht slavischen Völkerschaften und gründeten auf diese Weise ein Reich, das von ihnen den Namen „Ruś" erhalten hat. Der schon in der Entstehung begründete Gegensatz zwischen den beiden Reichen wurde noch dadurch verschärft, daß die Ruthenen unter demselben Wladimir dem Großen, im Jahre 988, das Christenthum in der orientalisch-slavischen Form bei sich einführten. Indem die östlichen Slaven der orientalischen, die westlichen der römischen Kirche sich zuwandten, entstand schon vom Anbeginn eine tiefe Kluft in der Mitte der Slavenwelt, welche ihre Geschicke und ihr gegenseitiges Verhältniß für die ganze Zukunft bestimmte.

Unser Land oder, wie man es damals zu nennen pflegte, das Czerwenische, das Rothe Land, war in der Mitte zwischen beiden gelegen und lange war es ungewiß, welcher der beiden großen Völkergruppen es zufallen werde. Denn mit der Eroberung vom Jahre 981 war es noch nicht abgethan. Als Polen unter Boleslaw I. Chrobry einen gewaltigen Aufschwung nahm, die Slovakei, Mähren, Lausitz, Meißen, Pommern eroberte, kam im Jahre 1018 die Reihe auch an das Czerwenische Land, welches Boleslaw auf

seinem zweiten ruthenischen Zuge für Polen zurückgewann. Als jedoch mit Boleslaws Tode seine großartige Schöpfung in Trümmer zerfiel und gegen seinen Sohn Mieszko II. im Jahre 1031 eine große Coalition auftrat, da benützte dies der ruthenische Fürst Jaroslaw I., um die Czerwenischen Städte für sich in Besitz zu nehmen. Als sodann Polen sich aus dem Verfalle wieder erhob und der gleichnamige Urenkel Boleslaws I. sich stark genug fühlte, in die Fußstapfen seines Ahnherrn zu treten, versäumte er nicht, auf einem neuen ruthenischen Zuge (1070) das Czerwenische Land wieder an Polen zu bringen. Aber es blieb nicht bei



Przemyśl um das Jahr 1616.

Polen. Wie es wieder verloren ging, können wir zwar nicht sagen, aber gewiß ist, daß es siebzehn Jahre später, das ist 1087, ein besonderes Theilfürstenthum unter einem Seitenzweige der ruthenischen Dynastie, den Rostislawiczen, bildete und daß es seitdem durch dritthalb Jahrhunderte im ruthenischen Staatenverbande verblieb.

So wurde denn nach langem Schwanken die Zukunft dieses Landes für Jahrhunderte, ja gewissermaßen für immer entschieden. Es blieb bei dem Osten, es nahm das orientalisch-slavische Glaubensbekenntniß, mit ihm die slavische Schrift und die übrigen Culturelemente an, es wandte sich vorderhand ab vom Westen, um an dem eigenthümlichen östlichen

Geschichtsleben theilzunehmen. Auch den Namen theilte es seither mit den übrigen von den Warägern eroberten Ländern, indem es sowie jene „Ruś“, nur zur Unterscheidung „Czerwona Ruś“, das ist das rothe ruthenische Land genannt wurde. Nicht als ob dadurch Land und Volk mit allen übrigen Völkern der Rurikowiczen identisch geworden wäre. In dem ungeheueren Reiche derselben waren slavische und nicht slavische, meist finnische Völker vereinigt, welch letztere zwar auch mit der Zeit slavisirt wurden, nichtsdestoweniger sich ihrem ganzen Wesen nach von den ursprünglich slavischen Reichsgenossen unterschieden. Die Wissenschaft hat zwar darüber noch nicht ihr letztes Wort gesprochen, aber das untrüglichste Zeichen dieser Verschiedenheit ist das tief eingewurzelte Volksbewußtsein, indem der ruthenische Bauer es durchaus nicht zulassen wird, daß man ihn für identisch mit einem „Moskal“ (Moskowiter) halte. Aber das Glaubensbekenntniß, die Schrift und durch dritthalb Jahrhunderte auch die Geschichte zogen um alle diese Völker äußerlich ein solches Band der Gemeinsamkeit, daß die meisten europäischen Sprachen diesen Unterschied nicht einmal kennen. So faßt auch die deutsche Sprache alle Länder des einstigen Reiches der Rurikowiczen unter dem Namen Rußland auf, wobei sie höchstens Groß- und Kleinrußland unterscheidet, ohne sich dessen bewußt zu werden, daß das Wort „Rußland“ heute einen ganz bestimmten Staat bezeichnet, und daß diese Indifferenz in den Benennungen nothwendig eine Begriffsverwirrung nach sich ziehen muß. In neuerer Zeit ist zwar, wohl mit richtigem Taktgefühl, für die Bezeichnung des Volkes das Wort „Ruthenen“ aufgekommen, aber das Land dieser Ruthenen wird auch heute noch Rußland, Kleinrußland, Rothrußland, Weißrußland genannt und damit der Verwechslung immer ein offener Raum gelassen. Um das zu vermeiden, werden wir im Folgenden das Land der Ruthenen, entsprechend dem slavischen „Ruś“, „Ruthenien“ benennen, da sich einmal das Wort „Ruthenen“ in der deutschen Sprache eingebürgert hat.

Die Gründer der ersten Dynastie unseres Landes, der Rostisławiczen, waren die drei Söhne des Rostisław, eines Urenkels Wladimir des Großen, Rurik, Wołodar und Wasylko mit Namen. Ruthenien war damals in Theilfürstenthümer getheilt, über welche der Großfürst von Kiew die Oberherrschaft führte. Die unselige Senioratserbfolge, die hier auch auf die Theilfürstenthümer ausgedehnt wurde, beschwor unzählige Bruderkriege herauf, die Jahrhunderte währten und zugleich mit den Einfällen benachbarter Nomaden, namentlich der Polowcer, unsägliches Elend über das Land brachten. Auch die Rostisławiczen gehörten zu den enterbten Fürsten, sie schlugen sich daher lange nach einem Besitz herum, bis es ihnen endlich im Jahre 1087 gelang, das Czerwenische Land, wahrscheinlich von Polen, zu erobern.

Der erste regierende Fürst dieses Landes war Rurik Rostisławicz, seine Hauptstadt Przemyśl am San. Nach seinem baldigen Tode (gestorben 1092) theilten sich

seine Brüder in die Herrschaft; Wołodar nahm Przemyśl, Wasylko Trembowla. Aber der Besitz des Landes kostete sie noch harte Kämpfe, die von schweren Verbrechen begleitet waren. Rurik und Wasylko ließen ihren Gegner, Jaropełk von Wladimir, meuchlings ermorden, der Bruder des Ermordeten, Großfürst Światopełk zusammen mit David Igorewicz den Wasylko des Augenlichtes berauben, worauf sich der Großfürst auf das Land der Rostisławiczen warf und den Ungarnkönig Koloman zu Hilfe rief. Zum erstenmal zog der König von Ungarn — es war im Jahre 1099 — über die Karpathen, wurde aber von den Rostisławiczen und den herbeigerufenen Połowcern bei Przemyśl aufs Haupt

Ruine von Trembowla.

geschlagen. Erst seit diesem entscheidenden Siege blieben die Rostisławiczen unangefochten in dem Besitz des Czerwenischen Landes und konnten es, selbst dem Senioratsgesetze zuwider, auf ihre Kinder vererben.

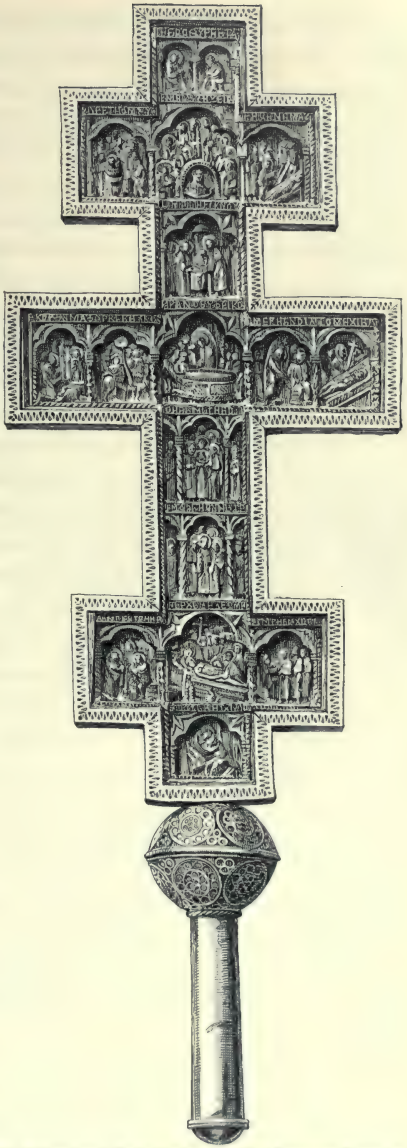
In dem südwestlichen Winkel des ruthenischen Staatengebildes, am San, Bug und Dniestr, entstand auf diese Weise ein kleines, aber bald anwachsendes Reich, das im Laufe der Zeit einerseits in die Geschicke der anderen ruthenischen Länder mit Nachdruck einzugreifen vermochte, anderseits vermöge der vielfachen Beziehungen zu den benachbarten Ungarn und Polen nicht aufhörte, ein Bindeglied zwischen dem Osten und Westen zu sein. Bald kam der Name auf, mit dem das Land jetzt benannt wird. Der zweite Sohn Wołodars, Wladimir I., der alle Agnaten der Dynastie beerbte und die fruchtbaren Länder von den

Flüssen Wisłok und San bis in die Moldau hinein unter seiner Herrschaft vereinigte, verlegte die Hauptstadt des Reiches von dem westlichen Przemyśl weiter nach Osten, nämlich nach Halicz am Dniestr. In einer Urkunde vom Jahre 1134 heißt schon dieses Reich „der Thron von Halicz", lateinisch Halicia oder Galicia.

Unter den ersten Rostislawiczen, Wołodar (1092 bis 1125), Rostisław (1125 bis 1126), Wladimir I. (1125 bis 1153), Jarosław Osmomysł (das ist dem Achtsinnigen, 1153 bis 1187), gelangte das Czerwenische oder das nunmehrige Haliczer Reich zu ziemlich bedeutender Macht und Blüte. Wohl waren die hergebrachten Bruder- und Bürgerkriege, in die sich auch die westlichen Nachbarn, die Polen und die Ungarn, einmischten, auch hier an der Tagesordnung. Aber die thatkräftigen Fürsten wußten sich nicht nur aller feindlichen Angriffe zu erwehren und der inneren Wirren Meister zu werden, sondern auch die Nachbarreiche, selbst die von Kiew, Ungarn und Polen, ihre Macht fühlen zu lassen. Aber was wichtiger war, unter der Regierung der Rostislawiczen kam in dem Lande das ruthenische Wesen zur ausschließlichen Herrschaft, da sie zu der Fürstenschaar der Rurikowiczen gehörten und das Land fortan ein Glied des ruthenischen Staatencomplexes bildete. In noch höherem Maße wurde die sich nun bildende Gemeinsamkeit durch die orientalische Kirche gefördert, die wohl damals erst in dem Lande feste Wurzeln faßte und ihre letzte Ausbildung erhielt. Alle ruthenischen Länder bildeten nämlich eine Kirchenprovinz, die in Bisthümer getheilt unter der Oberleitung des Metropoliten von Kiew stand. In Rothruthenien bestanden in dieser Zeit, ohne daß wir ihre Anfänge zu bestimmen im Stande wären, die orientalischen Bisthümer Przemyśl, Wladimir und Halicz, wozu später Chełm hinzukam. Diese Bisthümer gehörten nun auch der Kiewer Metropolie an.

Der Zustand des Landes scheint in jenen Zeiten, trotz vieler Stürme und Kriege, ein glücklicher gewesen zu sein. Zufällige Andeutungen der Quellen weisen auf einen bedeutenden Wohlstand des Volkes hin, auf blühenden Ackerbau und weit ausgedehnten Handel. Kaufleute aus Mesembrien erhalten Handelsprivilegien, ungarische und böhmische Waaren werden durch das Land geführt, auf der Donau segeln Haliczer Schiffe und Fischfänger. Der wachsende Wohlstand hat auch in der Literatur eine schöne Frucht gezeitigt. Gegen Ende des XII. Jahrhunderts entstand in den ruthenischen Ländern, wenn auch nicht in unserem Lande, ein Epos, welches mit hochpatriotischem Gefühl einen Zug des Igor Światosławicz, Fürsten von Putywl, gegen die Połowcer besang. Darin findet sich auch ein Aufruf an den achtsinnigen Jarosław von Halicz: Hoch sitzt er auf seinem aus Gold geschmiedeten Throne, er stützt die ungarischen Gebirge mit seinen eisernen Truppen und verlegt dem König den Weg; er sperrt die Donauthore ab, indem er Lasten durch die Wolken schleudert und Schiffe auf die Donau entsendet. Vor ihm fließen Schrecken über die Länder, er erbricht die Thore von Kiew und schießt von seinem goldenen Sitze Sultane herab.

Die Bevölkerung gliederte sich in analoger Weise wie in den westlichen Ländern in freie und unfreie Leute mit verschiedener Abstufung. In politischer Beziehung spielten nur die Großen oder die Bojaren eine, und zwar hervorragende Rolle. Die Haliczer Bojarenschaft war kein Adel im westeuropäischen Sinne. In der politischen Gestaltung des Gemeinwesens, das durch die warägische Eroberung entstand, hielten sich lange drei Factoren die Wagschale: die Gemeinde, der Fürst und die ursprünglich normännische Gefolgschaft. In dem zwischen denselben naturgemäß ausbrechenden Kampfe gewann in einzelnen Theilen des weitausgedehnten Reiches je einer von ihnen das Übergewicht: in dem weiten Osten siegte der Fürst und da ging das despotische Reich Moskau hervor; im Nordwesten neigte sich die Wagschale der Gemeinde zu und schuf die Republiken von Großnowgorod und Pskow; in dem südwestlichen Haliczer Lande endlich war es die Gefolgschaft, die in der uns beschäftigenden Zeit den Sieg zu erringen suchte und, schon längst ansässig, mit reichen Ländereien ausgestattet, ihre Fürsten mit einer Leidenschaft bekämpfte, die in der Geschichte ihres Gleichen sucht. Das waren die Haliczer Bojaren, die der Chronist „die bösen, gottlosen, arglistigen Haliczaner" nennt, so oft er auf sie zu sprechen kommt. Schon unter Wladimir I. und Jaroslaw hatten sie ihr Spiel begonnen.



Ein Vortragkreuz; Geschenk des moldauischen Wojwoden Alexander an das ruthenische Bisthum Przemyśl (1487).

Bald war es ein Prätendent, Wladimirs Bruderſohn Iwanko Berladnik, der ihnen zum Verrathe Gelegenheit bot, bald hatten ſie aus Anlaß einer Geliebten Jaroslaws, Naſtaſka (Anaſtaſia) Czargowa eine Verſchwörung angezettelt, in der ſie den Fürſten gefangen nahmen, die Czargowiſche Familie niedermetzelten und die unſelige Naſtaſka auf dem Scheiterhaufen verbrannten. Wladimir I. und Jaroslaw waren noch im Stande ſich ihrer Umtriebe zu erwehren, aber bald nahmen dieſelben einen ſolchen Umfang an, daß der Staat nahe war, darüber zu Grunde zu gehen. Infolge deſſen nahm auch die weitere Geſchichte des Haliczer Landes eine andere Richtung. Die Wühlereien der Bojaren waren nämlich zu großem Theile Schuld daran, daß in der nach Jaroslaw folgenden Zeit die weſtlichen Nachbarn immer mehr Einfluß in dem Lande gewinnen, ja dasſelbe zunächſt zeitweiſe, dann für immer unterwerfen konnten. Dadurch bereitete ſich aber auch die Zeit vor, in der das Land den weſtlichen Cultureinflüſſen, von denen es ſich ſeit einem Jahrhundert abgekehrt hatte, wiedergewonnen wurde.

Jaroslaws Sohn Wladimir II. (1187 bis 1198) war ein leichtfertiger Fürſt; ſeine wilde Ehe mit einer Popadia (Prieſtersfrau) veranlaßte eine neue Erhebung der Bojaren, in deren Folge Wladimir vertrieben und der Fürſt des benachbarten Wladimir, Roman Mſtiſlawicz nach Halicz berufen wurde. Fremde Fürſten ſäumten nicht, dieſe Wirrniſſe für ſich auszunützen. Zunächſt faßte König Béla III. von Ungarn, zu welchem Wladimir geflohen war, den Plan, hinter den Karpathen eine Secundogenitur Ungarns zu gründen. Er ſchob Wladimir einfach bei Seite, nahm ihn ſogar gefangen, zog ſelbſt nach Halicz, verdrängte Roman und ſetzte dort ſeinen zweiten Sohn Andreas ein (1188).

Die harte und unduldſame Herrſchaft der Ungarn, welche die ruthenischen Kirchen in Pferdeſtälle verwandelten, rief unverweilt in Halicz neue Bewegungen hervor. Fürſt Wladimir, der aus ſeinem Gewahrſam entfloh, gelang es, das Oberhaupt der weſtlichen Chriſtenheit, Kaiſer Friedrich I. für ſich zu gewinnen, mit deſſen Empfehlung er ſich zu dem Herzog von Polen, Kazimir dem Gerechten, begab. Aber auch dieſer hatte bereits auf die Polen benachbarten ruthenischen Grenzgebiete ſein Augenmerk gerichtet und nordwärts von Halicz namhafte Erfolge davongetragen. Er nahm ſich zwar Wladimirs an, vertrieb die Ungarn aus Halicz und ſetzte ihn dort ein (1189). Aber das war nur ein Wechſel der Oberherren; ſtatt der ungariſchen Herrſchaft war nun ein polniſches Übergewicht eingetreten: jedenfalls war es nicht mehr das Land ſelbſt, das ſeine Geſchicke beſtimmte.

Mit Wladimir II. (geſtorben 1198) ſtarb die Dynaſtie der Roſtiſlawiczen aus; zur Herrſchaft in Halicz gelangte nun mit polniſcher Hilfe der uns ſchon bekannte Fürſt von Wladimir, Roman Mſtiſlawicz (1199 bis 1205), der Begründer der zweiten hieſigen Dynaſtie, der Romanowiczen, welche die beiden Territorien, Halicz und Wladimir,

lateiniſch Galicia und Lodomeria, vereinigte. Grauſam, aber thatkräftig richtete Roman das Reich wieder mächtig auf. Zu Hauſe hielt er mit unmenſchlichen Strafen jedes Widerſtandsgelüſte der Bojaren nieder, denn er befolgte den Grundſatz, daß man vom Honig nicht eher koſten könne, bis man die Bienen erſtickt. Nach außen erhob er ſein Reich in erſtaunlich kurzer Zeit zum mächtigſten in Ruthenien, ſchob ſeine Grenzen weit nach Oſten in die Steppen der Połowcer hin, eroberte Kiew, die Hauptſtadt der ruthenischen Lande und befreite ſelbſt Conſtantinopel von den Walachen und Połowcern. Der Chroniſt nennt ihn „Selbſtherrſcher von ganz Ruthenien“. Natürlich duldete er auch keinen fremden Einfluß. Er verſchmähte mit ſtolzer Überhebung die ihm vom Papſt Innocenz III. angetragene Königskrone, und als ihm der Legat die Lehre des Papſtes von den zwei Schwertern auslegte, ſchlug er ſelbſtbewußt an ſein eigenes Schwert und ſagte: „Iſt denn des Papſtes Schwert ſo gut wie das da?“ Um den Einfluß Polens, das ihm den Thron von Halicz verſchafft hatte, zu beſeitigen, verband er ſich mit Ungarn. Als er aber den Polen die Grenzſtadt Lublin zu entreißen verſuchte, wurde er von ihnen bei Zawichoſt unvermuthet überfallen und verlor im Getümmel das Leben (1205).

Ein Kreuz aus Kupfer mit Email, gefunden bei den Ausgrabungen von Halicz.

Kaum war jemals für ein Land der Tod ſeines Fürſten verderblicher als der Tod Romans für Wladimir-Halicz. Da er nur zwei unmündige Söhne, den vierjährigen Daniel und den zweijährigen Waſylko hinterließ, ſo glaubte ſeine Witwe bei den Nachbarn einen Rückhalt ſuchen zu müſſen und ſchloß unverweilt mit dem König von Ungarn Andreas II. in Sanok einen Vertrag ab, kraft deſſen der König ihre Kinder in Schutz nahm und zu dieſem Zweck nach Halicz eine Beſatzung legte. Um welchen Preis er dies that, wird nicht überliefert, aber ſeit dieſer Zeit, das iſt ſeit dem Jahre 1206 findet ſich in ſeinen Urkunden der Titel: „Rex Galiciae et Lodomeriae“. Wohl trifft man den Titel „König von Galizien“ ſchon in einer Urkunde Stefans II. vom Jahre 1124, ſowie in einer Béla's III. vom Jahre 1190 an; da er aber in jenen Zeiten nur ganz vereinzelt vorkommt, ſo kann er nur vorübergehende Anſprüche zum Ausdruck gebracht haben, die keine weitere Bedeutung hatten. Seit dem Jahre 1206 aber finden wir ihn in jeder vollſtändigen Titulatur Andreas' II. ſowie ſeiner Nachfolger, was kaum anders erklärt werden kann, als daß auf jener Zuſammenkunft von Sanok die

bedrängte Frau die Oberhoheit Ungarns für Halicz und Wladimir anerkannt hatte, um den Thron dieser Länder ihren Kindern zu erhalten.

Aber dieses Opfer half ihr nicht viel. Es folgten nun vierzig Jahre voll furchtbarer Stürme, Thronumwälzungen, Wühlereien und Verschwörungen, die jeder Beschreibung spotten. Der Haß, den sich Roman durch seine Grausamkeiten bei den Bojaren zugezogen, ging nun auf dessen Kinder über, die zu wiederholtenmalen vertrieben, gegen deren Leben sogar Nachstellungen gemacht wurden. Die verschiedensten Fürsten wurden auf den Thron von Halicz erhoben und wieder gestürzt, oder Fremde, namentlich die Ungarn zu Herren des Landes herbeigerufen. Bis wie weit sich die Leidenschaftlichkeit der Bojaren verstieg, kann man an dem Beispiel der drei Igorewiczen, der Söhne des im Liede gefeierten Igor von Putywl ersehen, die, von den Bojaren selbst zu Fürsten berufen, als sie die Zügel fester zu ergreifen versuchten, von ihnen aufgehängt wurden. Wenn bei solchen Zuständen das Land nicht schon damals einem Nachbar zur Beute fiel, so hatte es dies nur der Unfähigkeit der damaligen Herrscher von Ungarn und Polen, Andreas' II. und Leszeks des Weißen, und ihrer Rivalität zu verdanken.

Aber das Jahr 1214 schien in dieser Beziehung eine Entscheidung herbeiführen zu sollen. Den Bojaren gefiel es damals, einen aus ihrer Mitte, Władysław Kormiliczyc, auf den Thron Romans zu setzen. Diese Anmaßung bewog die beiden Nebenbuhler, Andreas und Leszek, sich zu vergleichen; sie gingen unter einander den sogenannten Zipser Vertrag ein, wonach der fünfjährige zweitgeborene Sohn Andreas' II. Koloman die dreijährige Tochter Leszeks Salomea heiraten und beide Halicz als Königreich erhalten sollten. Man vertrieb den Usurpator und ließ das kleine Paar durch den Erzbischof von Gran zu Königen der Ruthenen oder Galiziens — denn so nannte sich Koloman — krönen (1214). Da man gleichzeitig das Land Wladimir den Söhnen Romans überließ, schienen die wichtigsten Ansprüche befriedigt und die weiteren Umwälzungen im Lande beseitigt.

Der Zipser Vertrag hatte aber auch eine allgemeinere Bedeutung. König Andreas schrieb damals an den Papst: „Wisse Eure Heiligkeit, daß die Fürsten und das Volk von Halicz, die unserer Botmäßigkeit unterworfen sind, uns demüthig ersucht haben, daß wir ihnen unseren Sohn Koloman zum König geben; sie wollen in Zukunft in Einheit und Gehorsam der heiligen römischen Kirche verbleiben, falls ihnen erlaubt werde, vom eigenen, dem griechischen Ritus nicht abzulassen". Das Reich Halicz sollte auf diese Weise der Bestimmung, die ihm seine geographische Lage zu bieten schien, näher treten, ein Beispiel der Vereinigung der Kirchen und Culturen geben, das auch für die übrige christliche Welt nicht ohne Bedeutung bleiben konnte.

Das große Werk kam damals nicht zu Stande. König Andreas brach aus kleinlicher Ländersucht schmählich den Vertrag von Zips und brachte so Alles aus den Fugen.

Die Przemyśler bischöfliche „Mitra".

Es folgten nun wieder lange Jahre der furchtbarsten Zerrüttung im Lande, bis endlich Daniel Romanowicz, zu reiferen Jahren gekommen, über alle gegen sein Haus entfesselten Elemente Meister zu werden, jeden Verrath und jede Verschwörung niederzuhalten, alle ungerechten Ansprüche abzuweisen und, unendlichemale vertrieben, sich schließlich doch in Halicz festzusetzen vermochte. Da er überdies noch andere nördliche Gebiete und auch Kiew an sich brachte, war am Ende das ganze Reich seines Vaters bis zu den Quellen des Niemen und Dniepr wieder in seinen Händen. Aber der Sieg des Romanowiczen war das Todesurtheil für Halicz. Der alte Stamm der Haliczer Bojaren wurde von Daniel fast vollständig ausgerottet; mit ihnen verschwand auf immer die alte Herrlichkeit von Halicz, das mit der Zeit zu einem unbedeutenden Städtchen herabsank.

Der Kampf um Halicz war noch nicht ausgefochten, als über das vielgeprüfte Land der furchtbare Mongolensturm heraufbrauste. Schon im Jahre 1223 bluteten die ruthenischen Fürsten in der Tatarenschlacht an der Kalka, darunter auch die beiden Romanowiczen. Als dann nach vierzehn Jahren die Barbaren unter Batuchan abermals gegen Westen zogen, ging der schreckliche Zug über Kiew, Wladimir, Halicz, die mit den anderen ruthenischen Städten in Schutt und Trümmer gelegt wurden. Daniel floh vor den Unmenschen nach Ungarn und von da nach Polen. Aber auch diese Reiche wurden vom gleichen Schicksal ereilt, wie ein Steppenbrand ging das Verderben über den ganzen Osten Europa's hin. Wenn aber Polen und Ungarn nach dem Verlöschen des Brandes sich bald zu neuem Leben erholten, so wurde den russischen und ruthenischen Ländern dieser Trost nicht zu Theil, denn sie verblieben seit dieser Zeit Jahrhunderte lang in der Knechtschaft der Tataren. Ein Fürst nach dem anderen ging nun zum Chan nach Seray, um sich von ihm seine Würde übertragen zu lassen. Im Jahre 1250 kam die Reihe an Daniel, denn der Chan schickte zu ihm und befahl: „Gib Halicz heraus!" Mit Verzweiflung im Herzen, erzählt der Chronist, sich Gott und dem heiligen Michael empfehlend, unter Gebeten des ganzen Landes, begab er sich auf den Weg, wie auf den des Todes, und mußte sich um die „Kusta" (einen Altar) herumführen lassen, die „Baschma" (Fußstapfe des Chans) küssen, den „Kumys" (Pferdemilch) trinken und sich noch glücklich fühlen, daß ihn der Chan als seinen tribut- und kriegspflichtigen Knecht anerkannte. Man kann dem Chronisten glauben, daß ein großer Jammer im Lande war, als Daniel so gedemüthigt heimkehrte.

Die Knechtschaft, in die nun Ruthenien verfiel, wurde für dessen ganze Zukunft entscheidend. Die russischen Fürsten lernten zwar bald sich in dieselbe fügen, ja nützten sie aus, um unter dem Schutze des Chans von Kipczak ihre Größe zu gründen — so erwuchs der Riesenstaat Moskau. Aber die ruthenischen Länder schlossen sich seit dieser Zeit entschieden an den Westen, an Polen, Ungarn und Lithauen an, mit denen vereint sie das

schimpfliche Joch abwerfen konnten. Auch Daniel vermochte die Demüthigung, die er erfahren, nie zu verschmerzen; seine und seines Volkes Befreiung war von nun an das Ziel, dem er nachstrebte und das er durch den Anschluß an die westlichen Staaten zu erreichen hoffte.

Vor Allem trachtete Daniel in dem furchtbar entvölkerten Lande Ansiedlungen durchzuführen und es durch Burgen und Städte zu befestigen. Eine Menge der letzteren wurden entweder aus ihren Trümmern wieder aufgerichtet oder neu gebaut. Unter diesen waren die bedeutendsten: Chełm, wohin Daniel auch seine Residenz verlegte, und die Stadt, die er seinem Sohne Lew (Leo) zu Liebe Lwów (Lemberg) benannte und die das erstemal im Jahre 1259 erwähnt wird. Zu Ansiedlern dieser neuen städtischen Gemeinden wurden besonders Deutsche und Polen herbeigerufen, infolge dessen das fremde Element im Lande überhandnahm und die ruthenischen Städte fortan ihren nationalen Charakter verloren.

Daniel war auch der erste der ruthenischen Fürsten, der ein aufrichtiges Begehren kundgab, in den Kreis der westeuropäischen Monarchen aufgenommen zu werden. Er lebte schon lange in freundschaftlichen Verhältnissen mit den Fürsten von Mazovien, jetzt schließt er Freundschaft auch mit dem Herzog von Krakau. Er knüpft ein intimes Verhältniß mit dem Beherrscher von Lithauen, Mendog an, der das römische Christenthum annahm, und vermählt seinen Sohn Szwarno mit einer Tochter desselben. Er versöhnt sich nun auch mit seinem Gegner Béla IV. von Ungarn, dessen Tochter Konstanzia sein Sohn Lew zur Frau nahm. Er strebt noch weiter hinaus, er vermählt seinen jüngeren Sohn Roman mit der Erbin der Babenberger Gertrude und kämpft wegen Österreich mit dem König von Böhmen Wenzel I., aus welchem Anlasse der ruthenische Chronist nicht umhin kann rühmend hervorzuheben, daß kein ruthenischer Fürst vor Daniel das böhmische Land bekriegt habe, weder Światosław der Tapfere noch Wladimir der Heilige.

Aber wenn Daniel unter den westlichen Fürsten Platz finden und von dort Hilfe erhalten sollte, so mußte er sich in die römische Kirche einführen lassen, denn ein griechischer Christ war nach den damaligen Begriffen kein Christ, sondern ein Schismatiker, einem Heiden gleich, dem gegenüber es keine Verpflichtungen gab. Das Volk war gewiß nicht dagegen. Es hatte ja schon einmal, wie wir wissen, seiner Bereitwilligkeit zur kirchlichen Union Ausdruck gegeben. Der Chronist, dem wir das Meiste, was wir von der Geschichte dieser Lande wissen, verdanken, ein hochgebildeter und patriotisch gesinnter Mann, dessen Ansichten wohl als der Ausdruck der damaligen öffentlichen Meinung gelten können, scheint die Beziehungen Daniels zum Westen und die kirchliche Union mit warmer Sympathie zu verfolgen. Auch Daniels Mutter drang in ihn, sein Bruder Wasylko war dafür, und da der päpstliche Legat Opizo, die polnischen Fürsten und Herren Hilfe gegen die Heiden versprachen, so entschloß sich endlich Daniel der Union mit der römischen Kirche beizutreten

worauf er von der Hand Opizo's in Drohiczyn die Königskrone erhielt (1253). „Er empfing den Kranz", sagt unser Chronist, „von Gott, von der Kirche der heiligen Apostel, von dem Stuhle des heiligen Peter, von seinem Vater dem Papste Innocenz und von allen seinen Bischöfen, worauf Innocenz diejenigen mit dem Banne belegte, die den orthodoxen griechischen Glauben schmäheten." Wie hoch aber das Volk dieses Ereigniß anschlug, mag aus dem Umstande geschlossen werden, daß es zu den äußerst wenigen gehört, die sich aus dieser Zeit im Volksandenken erhalten haben, indem eine gewiß grundlose Tradition besagt, daß die heutige Mitra der ruthenischen Bischöfe von Przemyśl eben die Krone sei, die einst die Schläfe des Königs geschmückt habe.

Warum das Werk auch damals nicht zustande kam, sagen unsere Quellen nicht. Der ruthenische Chronist weiß nichts von einem Abfall Daniels, auch aus den übrigen Quellen ist nichts anderes ersichtlich, als daß er sich später eine Rüge vom Papste zuzog. Die kirchliche Union fiel von selbst zusammen, als die politische Lage, die sie zur Voraussetzung hatte, umgestürzt wurde. Daniel begann unverweilt den Krieg gegen die Tataren, der anfangs von glücklichem Erfolge gekrönt war. Aber bald drangen dieselben mit furchtbarer Macht in das Land, Daniel entfloh wieder, sein Bruder und seine Söhne mußten auf den Befehl der Heiden alle ihre Städte zerstören und mit ihnen gegen die Lithauer und Polen ziehen. Ein Stoß der Tataren reichte aus, um das System auseinander zu werfen, das sich hier gegen sie zu bilden begann. Mit den Mauern der ruthenischen Städte ging auch die kirchliche Union zu Grunde.

Aber ohne Folgen waren diese Maßnahmen Daniels für die Kirche doch nicht geblieben. Damals werden die ersten Versuche gemeldet, auch den römischen Ritus in den ruthenischen Ländern einzupflanzen, Versuche, die sich an den Namen des heiligen Hyacinth, eines Krakauer Mönches des Predigerordens (gestorben 1257), knüpfen. Bald lesen wir von den ersten Ansiedlungen der Bettelorden in Halicz, Lemberg, Przemyśl, die namentlich die Gemalin Lews, die ungarische Königstochter Konstanzia begünstigte. Auch ruthenische Bischöfe römisch-katholischer Religion werden im XIII. Jahrhundert erwähnt, als deren Metropoliten sich die Bischöfe von Leubus ansahen. Sie scheinen freilich nur Titularbischöfe gewesen zu sein, aber ihr Vorkommen selbst neben den uns schon bekannten Thatsachen bezeugt zur Genüge, daß damals die Katholisirung des Landes schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte.

Daniel starb im Jahre 1266, ein heldenmüthiger, weiser, nie verzagender Fürst, ohne Zweifel der bedeutendste der rothruthenischen Herrscher, von dem man sagen konnte, daß er die Bedürfnisse seines Volkes verstand, der aber das Unglück hatte, das Reich, das er mit unsäglicher Mühe aus den Trümmern erhob, bei seinem Tode in schmählicher Knechtschaft zu hinterlassen. Auch bildete sein Reich keinen Einheitsstaat, sondern war in

kleinere Fürstenthümer getheilt, welche die Mitglieder der Dynastie innehatten. In Halicz folgte zunächst der Sohn Daniels Szwarno (1266 bis 1270) und nach dessen baldigem Tode dessen zweiter Sohn Lew I. (1270 bis 1301), den wir schon als denjenigen kennen, von dem die jetzige Hauptstadt von Galizien ihren Namen trägt. Lew war ein herrsch- und länderfüchtiger Fürst. Fern von den idealen Bestrebungen seines Vaters, suchte er zum

Romanisches Portal der Franciscanerkirche des heiligen Stanislaus in Halicz.

Ärger seiner Verwandten und des Chronisten, nach Art der russischen Fürsten, durch williges Zusammenhalten mit den Tataren seine Herrschsucht zu befriedigen. Er unternahm gerne mit ihnen vereint Raubzüge in die umliegenden Länder, die aber nur neues Elend für sein Land brachten, das die Tataren gleich dem Feindesland brandschatzten. Nach einem solchen Zuge gegen Polen (1285) ließ Lew seine Verluste zählen; es zeigte sich, daß ihm seine Freunde 12.500 Menschen entweder erschlagen oder in die Sklaverei abgeführt hatten.

In dem Bruderreich Wladimir herrschte damals sein Vetter Wladimir Wasylkowicz, der, von unheilbarer Krankheit befallen, ein überaus trauriges, aber gottergebenes, mildthätiges, den Betrachtungen über das Jenseits, der Wissenschaft und Kunst gewidmetes Dasein führte. An diesem den idealen Gütern zugewandten Hofe lebte unser Chronist, der Verfasser der sogenannten Wolhynisch-Haliczer Chronik, ein Freund und Verehrer des Fürsten Wladimir und Feind der Bojarenschaft, ein liberaler, humaner Mensch und gebildeter Kunstkenner, dessen Werk eine wahre Fundgrube politischer, socialer und kunstgeschichtlicher Nachrichten ist. Leider versiegt diese reichhaltige Quelle mit dem Jahre 1292 zum unersetzlichen Schaden der ruthenischen Geschichte; denn für den folgenden Zeitraum — und das ist eben der letzte Zeitraum der Selbständigkeit von Halicz und Wladimir — sind uns nur höchst dürftige Nachrichten hinterblieben.

Siegel des Herzogs Lew II. von Ruthenien, Galizien und Lodomerien (1316), Vorderseite.

Nach Lew I. folgte sein Sohn Georg I. (1301 bis 1308), nach diesem Andreas von Wladimir (1308 bis 1324) als oberster Fürst und Lew II. von Halicz (1308 bis 1324), mit deren Tode die Dynastie der Romanowiczen erlosch. So wenig wir von der Regierung dieser Fürsten berichten können, so scheint es doch gewiß zu sein, daß sich damals höchst wichtige Ereignisse in Ruthenien abgespielt haben. Vor Allem verdient die große Macht Beachtung, zu der sich Lithauen emporschwang, das außer dem Vertheidigungskampfe gegen den deutschen Orden sich die Ausbreitung in den ruthenischen Gebieten zur Aufgabe stellte. Schon Mendog herrschte in dem sogenannten Schwarzruthenien und in dem Lande Pokock. Besonders bedeutende Erfolge erreichte in dieser Beziehung einer seiner Nachfolger Gedymin (1315 bis 1341), welcher den Norden Wolhyniens an der Prypeć und Narew für Lithauen eroberte, durch eine Heirat seines Sohnes auch das Gebiet Witebsk in Weißruthenien für dasselbe gewann und auf diese Weise ein stattliches Reich bildete, das halb lithauisch, halb ruthenisch war, weshalb er sich denn auch den Titel: „König der Lithauer und Ruthenen“ beilegte. Die höhere ruthenische Cultur ermangelte dann nicht, ihren Einfluß auf Lithauen auszuüben; das ruthenische Element

wurde bald das tonangebende im Reiche, die ruthenische Schrift und Sprache kam im öffentlichen und Privatleben, bei den höheren Ständen und am fürstlichen Hofe in allgemeinen Gebrauch, so daß die lithauischen Herrscher fast für ruthenische gelten konnten. Es entstand somit in diesem Reiche für die Fürsten von Halicz und Wladimir ein mächtiger Nebenbuhler, welcher ihnen den ersten Rang innerhalb der ruthenischen Länder abzugewinnen im Begriff war. Auch im Westen und Süden entstanden ihnen neue Gefahren. Polen unter Wladislaus Lokietek und Ungarn unter der neuen Dynastie der Anjou erhoben sich zu neuem Leben und die verjüngte Kraft der beiden Reiche machte sich durch einen größeren Druck als sonst bei den Nachbarn fühlbar. Endlich lastete auf Halicz und Wladimir das Joch der Tataren, die schwere Abgaben forderten und jede freie Bewegung mit gewaltiger Hand niederhielten.

Siegel des Herzogs Lew II. von Ruthenien, Galizien und Lodomerien (1316), Rückseite.

So eingeengt und bedroht scheinen die beiden letzten Romanowiczen, Andreas und Lew, eine umsichtige und weitblickende Politik befolgt zu haben, indem sie mit den westlichen Nachbarn geflissentlich Freundschaft pflegten. Besonders sind die folgenreichen Heiratsbündnisse, die sie veranlaßten, bemerkenswerth. Ihre Schwester Maria wurde mit Troyden, dem Herzog von Mazovien, vermählt und der aus dieser Ehe geborene Sohn Bolesław zu ihrem Nachfolger in Halicz und Wladimir bestimmt. Eine andere Prinzessin dieses Hauses, Busza, heiratete Lubart-Demetrius, einen Sohn Gedymins von Lithauen. Da später jener Bolesław eine Tochter Gedymins, Euphemia, zur Frau nahm, deren Schwester, Aldona-Anna, Gattin des polnischen Thronerben und späteren Königs Kazimir des Großen war, so wurden die ersten Bande angeknüpft, welche in der Folge zu einer dauernden Vereinigung der drei Völker, Lithauens, Rutheniens und Polens, zu einem gemeinsamen Staatsleben führten. Dagegen scheinen Andreas und Lew ihre ganze Kraft gegen die Tataren verwendet zu haben, mit denen sie langwierige Kriege geführt haben müssen, da der polnische König Wladislaus sie „seinen unbezwingbaren Schild gegen das grausame Volk der Tataren“ nannte. Im Kampfe mit den Tataren fanden auch die

beiden letzten Romanowiczen im Jahre 1324 den Tod. Die Zeit von 63 Jahren, die nun folgte, stellt sich als ein Streit dar, in dem entschieden werden sollte, welchem der Nachbarn, den Lithauern, Polen, Ungarn oder den Tataren, Halicz-Wladimir zufallen werde, denn ein einheimischer Prätendent hatte sich nicht einmal eingefunden. Anfangs zogen die eben siegreichen Tataren das Land für sich ein und übergaben es zwei Baskaken, zum großen Schrecken des Königs von Polen. Als diese aber durch die Bojaren vergiftet wurden, übernahm die Regierung des Landes der Mazovier Bolesław Troydenowicz (1324

Siegel des Herzogs Boleslaw Georg von Ruthenien (1335), Vorderseite.

bis 1340). Dieser hatte als Thronfolger den orthodoxen Glauben und den Namen Georg angenommen; als Fürst lebte und webte er ganz in der westlichen Culturſphäre, wie viele Anzeichen, namentlich auch sein Siegel zeigt, das einen ganz abendländischen Charakter und eine lateinische Legende: „Georgius rex Russiae“ und „Dux Ladimeriae“ hat. Er trat endlich offen zur katholischen Religion über und suchte dieselbe im Lande zu verbreiten. Da riefen die Bojaren ihre Oberherren, die Tataren, zu Beschützern des orthodoxen Glaubens auf, wogegen sich Boleslaw-Georg den katholischen Mächten Ungarn und Polen in die Arme warf. Ein großer Kampf war ausgebrochen, in welchem die Tataren

Ungarn und Polen fürchterlich heimsuchten, als auch Boleslaw dem Gift seiner Unterthanen kinderlos erlag, den 7. April 1340.

Der nächste Erbe wäre nun Lubart von Lithauen, der Gemal der Busza gewesen. Allein noch vor dem Tode Boleslaws hatten die Könige von Ungarn und Polen, Karl Robert und Kazimir, die Zukunft Rothrutheniens entschieden. Im Jahre 1339 war nämlich zu Visegrad zwischen ihnen ein Vertrag zu Stande gekommen, wonach in dem Falle, daß Kazimir ohne Söhne aus dem Leben schiede, der Sohn und Kronerbe Karls,

Siegel des Herzogs Boleslaw Georg von Ruthenien (1335), Rückseite.

Kazimirs Schwestersohn Ludwig, außer Ungarn auch Polen erben und auf diese Weise beide Reiche zu ewiger Union vereinigen sollte. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so hatte man damals auch das Schicksal Rothrutheniens besprochen und beschlossen, dasselbe nach dem kinderlosen Ableben Boleslaws dem künftigen Doppelreiche Ungarn-Polen einzuverleiben, damit es nicht den Heiden, den Lithauern oder Tataren, zufalle. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man schon damals über die Grundsätze des Vertrages übereingekommen war, den wir aus der Fassung kennen, die man ihm später (1350) gab. Wenn es sich um Rechtsansprüche der beiden Kronen handelte, so konnte Ungarn nähere Anrechte als Polen

auf Halicz-Wladimir ausweisen; denn die alte Herrschaft Polens in dem Czerwenischen Lande war vergessen, wogegen ungarische Königssöhne nicht sehr lange vorher den Thron von Halicz innegehabt hatten und ungarische Könige seit langer Zeit und auch jetzt noch den Titel: „König von Galizien und Lodomerien" gebrauchten. Das Land wurde somit als zu Ungarn gehörig anerkannt, aber der König von Ungarn schenkte es dem König von Polen für dessen Lebzeiten; sollte der letztere noch einen Sohn bekommen, so fällt das Land nach seinem Tode an Ungarn zurück, nur würde Polen in diesem Falle eine Geldentschädigung erhalten. Kazimir von Polen mußte schon damals jede Hoffnung auf einen Sohn verloren haben, denn nur durch die Voraussicht der künftigen wirklichen und ewigen Vereinigung der beiden Kronen war es erklärlich, daß er auf diesen Vertrag einging.

Aber der Vertrag war geschlossen, als Boleslaw verschied. Kaum war daher die Nachricht davon eingetroffen, als sich beide Könige unverweilt mit den Truppen, die sie wohl gegen die Tataren bereit hatten, gegen Rothruthenien aufmachten. Kazimir als dem Näheren gelang es Lemberg zu überrumpeln und das Land, wahrscheinlich gemeinsam mit Karl, in Besitz zu nehmen (im Mai 1340). Aber nun erst begann der eigentliche Kampf sowohl mit den Bojaren, als mit den Tataren und Lithauern, ein hartnäckiges, von vielen Wechselfällen begleitetes Ringen, in dem sich die verbündeten Könige bald einem Bojaren, Demetrius Detko von Przemyśl, die Regierung des Landes zu überlassen, bald Theile desselben dem Lubart-Demetrius von Lithauen abzutreten gezwungen sahen, bis es erst nach 26 Jahren, als auf dem Thron von Ungarn schon längst Karls Sohn Ludwig saß, gelang, das ganze Lemberg-Haliczer Land und die westliche Hälfte Wolhyniens in dauernden Besitz zu nehmen.[1]

Seit 1340 hat Rothruthenien seine Selbständigkeit nicht wieder erlangt. Es gehörte zunächst zu Polen, bei dem es bis über den Tod Kazimirs hinaus, bis zum Jahre 1372, verblieb. Es war ein Glück für das Land, daß seine Einverleibung unter Kazimir stattfand, dem humanen Städte-Erbauer und Bauernkönig, dessen edle Sorgen um die materielle und geistige Hebung des Volkes nun auch der neuen Erwerbung zugewendet wurden. Ungeachtet des fast ununterbrochenen Kriegszustandes wurde im Lande eifrig gepflanzt, gerodet, gebaut, gearbeitet; viele neue Dörfer und Städte entstanden, die alten wurden mit dem Magdeburger Recht beschenkt und mit Mauern und Schlössern versehen, deren Trümmer noch jetzt zu sehen sind. Dabei wurde nur wenig an der althergebrachten Art, der Schrift und Sprache geändert; die Einheimischen wurden mit Ämtern und Würden bekleidet, die Bojaren an den Hof gezogen, die Bevölkerung durch Gnaden mit

[1] Die dem Herzog Lubart-Demetrius zugeschriebene und hier abgebildete Glocke vom Jahre 1341 trägt (in deutscher Übersetzung) folgende Inschrift: „Im Jahre 6849 wurde diese Glocke gegossen dem heiligen Georg unter dem Fürsten Demeter von dem Abte Euphemius"; unten wurde eingegraben: „und geschrieben hat Skora Jakob".

dem neuen Zustande versöhnt. Für die Verbreitung des Katholizismus im Lande war der König, wie zu erwarten stand, nicht unempfänglich; er begann auch die lateinische

Glocke vom Jahre 1341, dem Herzog Lubart Demetrius zugeschrieben.

Kathedralkirche in Lemberg zu bauen, die noch jetzt besteht. Wie wenig sich aber Kazimir in dieser Beziehung überstürzen ließ, zeigt der Umstand, daß auch jetzt die vom Papste für das Land ernannten katholischen Bischöfe ihr Amt nicht antreten konnten.

Dagegen war es Kazimir, der einen lange von dem ruthenischen Volke gehegten Wunsch zum Vortheil der hierländischen orthodoxen Kirche verwirklichen half. Seitdem nämlich die Fürsten von Wladimir an der Klasma und dann von Moskau sich die Großfürstenwürde zueigneten, verlegten auch die Kiewer Metropoliten dorthin ihre Residenz, infolge dessen alle ruthenischen Bisthümer in kirchenpolitische Abhängigkeit von Moskau geriethen. Daher trachteten die Fürsten von Halicz-Wladimir (Daniel, Georg I.) vom Patriarchen von Constantinopel die Errichtung einer besonderen Metropolie für Halicz zu erwirken, jedoch vergeblich. Erst Kazimir gelang es, den Patriarchen Philoteus dahin zu bringen, daß er einen gewissen Antonius zum Metropoliten von Halicz ernannte, der freilich erst nach Kazimirs Tode im Jahre 1371 von Constantinopel heimkehrte. Es ist uns ein griechischer Brief erhalten, den Kazimir mit einer Empfehlung für diesen Antonius an den Patriarchen richtete und dessen ehrerbietiger Ton kaum errathen läßt, daß er von einem katholischen König an das Oberhaupt der „schismatischen" Kirche geschrieben ist. Der König nennt sich hier ehrfurchtsvoll den Sohn des obersten ehrwürdigsten Patriarchen, er stellt ihm eindringlich vor, daß sein ruthenisches Land ohne Kirchengesetz zugrunde gehe, er bittet, der Patriarch möge dem Antonius seinen Segen ertheilen, damit der ruthenische Ritus nicht verfalle und verdorben werde, er schließt mit der Warnung, daß er sonst genöthigt sein werde, die Ruthenen im lateinischen Glauben zu taufen, da das Land ohne Gesetz nicht bestehen könne. Man kann sagen, Kazimir war mit dieser Auffassung seinem Zeitalter weit vorausgeeilt.

Kazimir starb im Jahre 1370, ohne Söhne zu hinterlassen, und König Ludwig von Ungarn erhielt nun Polen und mit ihm auch Rothruthenien. So entstand ein großes Reich, das die glänzendste Zukunft zu haben schien, das eine feste Schutzmauer gegen die Barbaren des Ostens werden konnte und seinen Monarchen eine civilisatorische Stellung im Osten in Aussicht stellte, die derjenigen der römisch-deutschen Kaiser im Westen Europa's gleichkam. Aber Ludwig hatte andere Pläne, indem er jede der beiden Kronen zur Ausstattung für je eine von seinen Töchtern bestimmte, infolge dessen künftighin die Union von Ungarn und Polen gelöst werden sollte. Dadurch entstand zugleich die Frage, zu welcher der beiden Kronen Halicz-Wladimir geschlagen werden sollte, eine Frage, die bei dem Vergleich von 1350, dessen Voraussetzung die ewige Vereinigung der beiden Reiche bildete, nicht vorhergesehen war. Ludwig stellte sich auf den Standpunkt dieses Vertrages und beschloß, das Land Ungarn einzuverleiben, gab es aber einstweilen, offenbar um die Polen nicht zu sehr zu reizen, seinem Vertrauten, dem Herzog Wladislaus von Oppeln zu Lehen, welcher auf diese Weise durch sieben Jahre (1372 bis 1379) Rothruthenien als Vasall Ludwigs verwaltete. Diese Verwaltung hat ein rühmliches Andenken hinterlassen, indem Wladislaus, im Geiste Kazimirs fortfahrend, eifrig bemüht war, den Wohlstand

des Landes zu befördern. Wladislaus und Ludwig waren auch die eigentlichen Gründer der katholischen Hierarchie in Rothruthenien, da auf ihre Veranlassung Papst Gregor XI. mit der Bulle „Debitum pastoralis officii“ vom 13. Februar 1375 die katholischen Bisthümer Wladimir, Chełm und Przemyśl, sowie das Erzbisthum Halicz errichtete, die von nun an ununterbrochen bestanden. Im Jahre 1379 wurde Wladislaus seiner Stellung enthoben und Halicz-Wladimir der Krone Ungarn unmittelbar einverleibt, zu der es auch unter der Nachfolgerin Ludwigs, der Königin Maria gehörte.

Unterdessen war weiter im Nordosten im Jahre 1386 das große Werk der polnisch-lithauischen Union zustande gekommen, indem zwei bisher fremde, ja feindselige Reiche sich vereinigten, um von nun an ein gemeinschaftliches Staatsleben zu führen — ein Culturwerk im großen Maßstabe, das ungeheuere Länderstrecken und zahlreiche barbarische oder halbcivilisirte Völkerschaften ohne Schwertstreich der römischen Kirche und der abendländischen Gesellschaft zuführte. Die Heirat des Großfürsten von Lithauen, Jagiełło, mit Hedwig, der Königin von Polen, war nur das äußere Band, das die beiden Reiche zusammenhalten sollte; in Wirklichkeit lag hier ein wohldurchdachter, lange vorbereiteter Plan zu Grunde, der von vornherein darauf ausging, aus den zu vereinigenden Völkern ein in religiöser, staatsrechtlicher und socialer Beziehung gleiches und gleichförmiges Gemeinwesen zu bilden. Diese Union, die auch die politische Lage im Osten Europa's von Grund aus verschob, konnte auf die Geschicke Rothruthenien's nicht ohne Rückwirkung bleiben; denn Jagiełłos Vater, Großfürst Olgierd, hatte durch den Sieg an den blauen Gewässern (Sine Wody) die letzten ruthenischen Länder, die noch unter dem Joch der Tataren seufzten, Ukraine und Podolien, für Lithauen gewonnen, so daß das Reich, das nun Jagiełło der Königin und der Krone von Polen als Brautschatz brachte, mehr ruthenisch als lithauisch genannt werden durfte. So war es denn natürlich, daß man, nachdem nun fast alle ruthenischen Länder außer Halicz-Wladimir zur Union gehörten, unverweilt beschloß, auch dieses letzte ruthenische Land für dieselbe zurückzugewinnen. Polen mit Lithauen und Ruthenien war nun groß, stark und glücklich, Ungarn aber durch einen furchtbaren Aufruhr in seinen Grundfesten erschüttert. So kam es, daß in den ersten Tagen des Jahres 1387, als Jagiełło von Krakau nach Lithauen zurückkehrte, um dort sein apostolisches Werk zu beginnen, gleichzeitig seine jugendliche Gemalin sich an die Spitze der Polen stellte, um das ihnen entzogene Rothruthenien von Ungarn zurückzufordern.

Man kann nicht anders sagen, als daß nun das ruthenische Volk die Königin von Polen mit Freuden aufnahm. Kaum war Hedwig in der Grenzstadt Jarosław angekommen, als ihr eine Deputation der nächsten Stadt, Przemyśl, entgegenkam, um ihr die Huldigung darzubringen und Treue zu geloben. Dies stellt die Königin selbst fest in einer damals, den 18. Februar 1387, ausgestellten Urkunde, womit sie zugleich die alten Freiheiten des

Landes bestätigt und vermehrt. Sie verspricht darin, daß sie das Land nie von der Krone Polen trennen, es keinem Fürsten noch Jemandem aus dem fürstlichen Geschlecht übergeben, sondern nur einen Polen oder Ruthenen zu seinem Starosten ernennen werde. Sie verspricht auch, die Przemysler Bischöfe, Prälaten, Domherren und beide Kapitel, sowohl des katholischen als auch des ruthenischen Ritus, wie nicht minder ihre Kirchen, Güter und Besitzthümer bei ihren alten Rechten und Gewohnheiten für ewige Zeiten zu erhalten. Dasselbe wiederholte sich bei dem Eintritt der Königin in das Lemberger Land, in Grodek. Die ersten Bojaren beeilten sich, der Königin zu huldigen, von einem Widerstand des Volkes, wie in den Vierziger-Jahren, ist nirgends eine Spur zu finden. Nur die ungarischen Besatzungen mußten selbstverständlich mit Gewalt zur Übergabe ihrer Burgen gezwungen werden.

Seit dieser Zeit verblieb Rothruthenien bei Polen oder eigentlich bei der lithauisch-ruthenisch-polnischen Union. Nachdem sein angestammtes Fürstenhaus ausgestorben war, hatte es augenscheinlich keine andere Wahl vor sich gehabt, als sich entweder mit dem Tatarenjoch zu befreunden oder einem der emporstrebenden Nachbarreiche anheimzufallen. Durch mehr als sechzig Jahre waren seine künftigen Geschicke in der Schwebe, es herrschten hier abwechselnd die Tataren, Bolesław von Mazovien, Lithauen, Polen und Ungarn. Als aber die polnisch-lithauische Union zustande kam, worin auch alle Jahrhunderte lang getrennten Länder ruthenischer Zunge sich wieder vereinigten, da war auch die Zukunft Rothruthenieus entschieden. Es schloß sich freudig dem Völkerbunde an, um im Verein mit seinen Stammesbrüdern und Verwandten ein neues geschichtliches Leben anzufangen.

Seit der Vereinigung.

Geschichte Polens von 1386 bis 1772. — Die Heirat des Großfürsten von Lithauen Jagiełło mit der Königin Hedwig von Polen im Jahre 1386 war von den größten Folgen für die beiden Länder begleitet. Jagiełło brachte als Brautgeschenk das weit ausgedehnte Reich von Lithauen mit. Nicht nur die eigentlichen lithauischen Fürstenthümer bildeten dieses Reich, sondern es stand auch die Mehrzahl der ruthenischen Fürstenthümer mit demselben in einem mehr oder weniger innigen Zusammenhange. Außerhalb des Verbandes mit Lithauen befanden sich nur die Republiken von Pskow und Nowgorod, sowie das Fürstenthum Moskau im fernen Norden. An der südlichen Grenze, an den Karpathen, lagen die sogenannten rothruthenischen Fürstenthümer, in deren Besitz sich zunächst Ungarn behauptete. Königin Hedwig beeilte sich aber gleich nach ihrer Vermählung mit Jagiełło die Gunst der Verhältnisse auszunützen, vertrieb die ungarischen Besatzungen aus diesem Gebiete und vereinigte das Land dauernd mit der polnischen Krone.

Die neue Großmacht sollte ihre ruthenischen Ländergebiete, welche sie dem Joche der Tataren entrissen hatte, vor deren weiteren Einfällen dauernd schützen, andererseits aber war sie berufen, die Macht des deutschen Ordens, welche sowohl Polen als Lithauen ernstlich bedrohte, zu brechen und den beiden Ländern die Küsten der Ostsee und die Mündungen der Weichsel und des Niemen zu erschließen. Die Lösung dieser zwei großen Aufgaben war jedoch den beiden vereinigten Reichen dadurch besonders erschwert, daß dieselben trotz ihrer Macht und Ausdehnung durchaus kein einheitliches Gefüge bildeten. In Lithauen selbst bestand ein großer Unterschied zwischen den ruthenischen und den eigentlich lithauischen Provinzen. Die ersteren waren infolge langjähriger Kämpfe und der Unterjochung durch die Tataren demoralisirt und geschwächt, besaßen aber ihre eigene aus Byzanz entlehnte Cultur und eine eigene Schriftsprache, welche sogar am Hofe des Großfürsten von Lithauen in Wilna und in dessen Kanzlei Eingang gefunden hatte. Die eigentlichen Lithauer waren noch Heiden und ihrem Reiche mangelte somit die Anerkennung in dem Völkerrecht des Mittelalters. Die deutschen Kreuzherren in den Ostseeprovinzen waren mithin nach den Begriffen dieses Rechtes vollkommen befugt, gegen Lithauen zur Ausbreitung des Christenthums einen Vernichtungskampf zu führen. Jagiełło erfüllte daher ein Gebot politischer Klugheit, als er sich mit dem Namen Ladislaus taufen ließ und gleich nach der Krönung sich nach Lithauen begab, um auch sein Volk zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Die polnische Geistlichkeit war berufen, dieses Werk der Bekehrung durchzuführen. Es wurden zwei neue Bisthümer in Wilna und in Troki errichtet und dem polnischen Erzbischofe von Gnesen untergeordnet. Die abendländische Cultur faßte hiedurch im eigentlichen Lithauen festen Fuß.

Der polnische Einfluß auf Lithauen konnte sich indeß unmöglich so rasch und so allgemein geltend machen, um die sofortige Einverleibung Lithauens zu ermöglichen. Um dies zu erreichen, mußten zuvor die heidnischen Lithauer wirklich vom Geiste des Christenthums durchdrungen werden, mußte die ganze politische und sociale Organisation des lithauisch-ruthenischen Reiches sich jener des polnischen wenigstens nähern. Mit der Übertragung der politischen Einrichtungen Polens auf diese Gebiete hat Ladislaus Jagiełło den Anfang gemacht, indem er in den lithauischen Provinzen die Organisation der polnischen Wojwodschaften und Castellaneien ins Leben rief. Mit der Übertragung der socialen Organisation hatte es noch seine weiten Wege. Die sociale Gliederung des polnischen Volkes war auf dem historisch entwickelten Principe der persönlichen Freiheit aufgebaut. Der Edelmann war Eigenthümer seines mehr oder weniger ausgedehnten Gutsbesitzes, der Bauer war persönlich frei und gegen Zinsentrichtung landsässig, die Kirche, der Adel in seinen Territorien, die durchwegs deutschen Städte und sogar die Landgemeinden erfreuten sich einer fast vollständigen Autonomie. Ganz anders in Lithauen und in dessen ruthenischen

Gebieten. Das sociale Gebilde des lithauischen Reiches war hier auf dem Principe der Abhängigkeit aufgebaut, welche sich in den unteren Schichten sogar bis zur vollständigen Knechtschaft steigerte. Der Landesherr war noch Eigenthümer des ganzen Grund und Bodens geblieben, den er als einen durchwegs abhängigen Besitz einzelnen Großen überließ, welche auf dieselbe Weise die gesellschaftlich niedriger gestellten Schichten belehnten. Die zwei politischen Stützen des polnischen Reiches, die begüterte Geistlichkeit und der mittlere Landadel, fehlten dort gänzlich, auch gab es keine autonomen Städte. Zwei Staatswesen von so verschiedener socialer Gliederung konnten daher unmöglich einen mehr als äußeren Bund eingehen. Jagiełło sah sich gezwungen, die Regierung in Lithauen zuerst seinem Bruder Skirgiełło, dann seinem Vetter Witold zu überlassen, demselben sogar den Titel eines Großfürsten zu gewähren und sich nur mit der Oberhoheit zu begnügen. Beide Reiche behaupteten ihre vollständige Selbständigkeit im Innern und waren nur auf gegenseitigen Schutz und Hilfeleistung angewiesen. Das Bündniß, welches sie eingegangen waren, verschaffte ihnen jedenfalls mehr Sicherheit nach außen und verbürgte im Innern eine stetige und rasche Entwickelung.

Der erste große Kampf, der gemeinschaftlich unternommen werden mußte, war gegen die Tataren gerichtet. Witold, als Herrscher von Lithauen, wollte durch einen kühnen Zug die Macht derselben brechen, ihren unausgesetzten Einfällen Einhalt gebieten und die südlichen Provinzen seines Reiches bis an ihre natürliche Grenze, das Schwarze Meer, ausdehnen. Das lithauische Heer wurde durch ein herrliches, nach westeuropäischer Art gerüstetes Hilfsheer der Polen verstärkt, erlag aber trotzdem der Übermacht der Tataren in der Schlacht an der Worskla im Jahre 1399. Das erwünschte Ziel wurde somit nicht erreicht, und die Tataren, welche sich in der Krim ansäßig gemacht hatten, blieben noch jahrhundertelang eine schreckliche Plage der südlichen Provinzen des Reiches, sie wagten es aber nicht mehr nach der Herrschaft über diese Provinzen zu streben. Vielmehr beginnt eben seit dieser Zeit das christliche Element gegen Osten vorzudringen; neue Ansiedlungen werden angelegt und immer mehr gegen Süden vorgeschoben, zu ihrem Schutze werden Burgen gebaut, unternehmende Geister unter dem polnischen Adel setzen sich in diesen Gegenden fest, ziehen aus den inneren Provinzen des Reiches Colonisten an sich und gründen in früher ganz öden Gegenden mitunter große Latifundien. Im Osten der rothruthenischen Fürstenthümer längs des Dniestr, entsteht nach und nach eine neue, rasch aufblühende Provinz: Podolien.

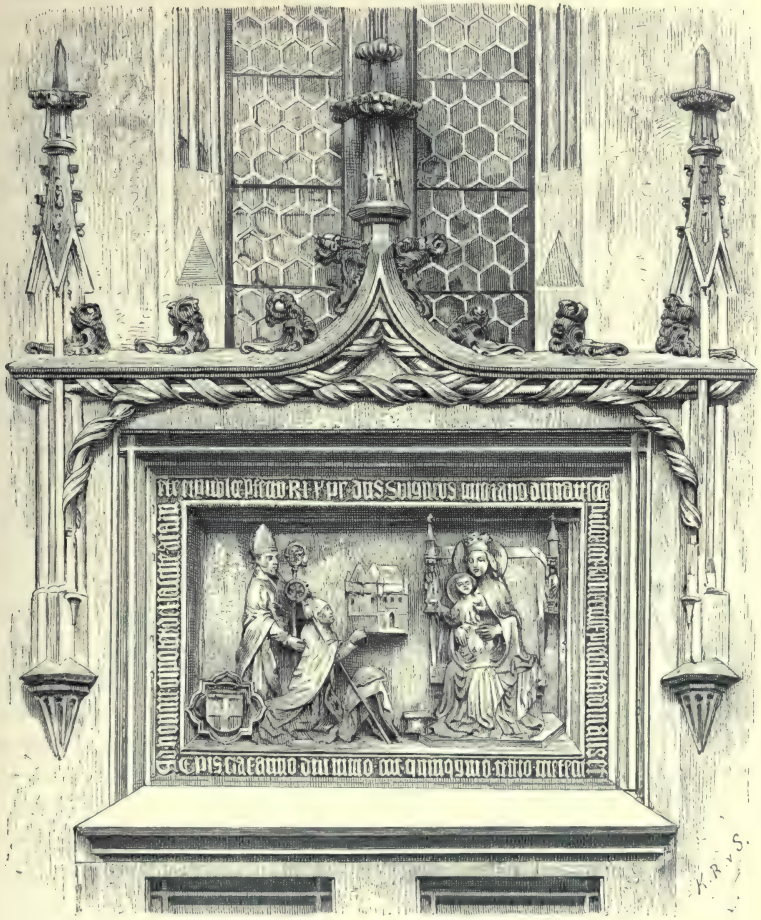
Viel schwieriger gestaltete sich für Polen und Lithauen die Lösung der zweiten gemeinsamen Aufgabe ihrer äußeren Politik, der Kampf mit dem Orden. Mehr als zwanzig Jahre nach der Berufung Jagiełłos zum Könige von Polen wurde der Friede zwischen Polen und dem Orden nicht gestört. Beide Mächte räumten verschiedene kleine Anlässe zum Streite aus dem Wege, in dem Bewußtsein, daß der Entscheidungskampf

Die sogenannte Husitendisputation (Christus im Tempel).

unausbleiblich sei und daß zu diesem Entscheidungskampfe alle Kräfte gesammelt werden müßten. Erst im Jahre 1410 brach der Krieg aus. Auf den Gefilden von Tannenberg kam es zu einer Schlacht, zu welcher sowohl die Polen und die Lithauer als auch die Ordensherren ihre ganze Macht aufgeboten hatten. Das Kriegsglück entschied nach hartnäckigem Kampfe für die Polen. Der Großmeister Ulrich von Jungingen und fast alle Ordens-Comthure und Ritter fanden im Kampfesgewühle den Tod. Das über 40.000 Mann zählende Kreuzheer wurde aufgerieben oder in die Flucht gejagt. In der Person des Comthurs Heinrich von Plauen trat für den Orden ein Retter auf, der es verstand, die entmuthigten Gemüther zur Vertheidigung der Städte und Burgen aufzumuntern, so daß das polnisch-lithauische Heer mit herannahendem Winter den Rückzug antreten mußte. Der Ordensstaat war gerettet und büßte in dem bald darauf geschlossenen Frieden nur geringfügige Territorien ein; aber die Macht des Ordens war unwiderruflich gebrochen. Seine eigenen Unterthanen, vor allen die preußischen Städte, wandten sich nach und nach von demselben ab und gravitirten nach Polen, welches für ihren Handel das natürliche Hinterland bildete und dessen Macht dem Orden gegenüber eine so glänzende Probe bestanden hatte. Der Orden, im Innern gebrochen, ging rasch seinem Verfalle entgegen. Dazu kam die moralische Niederlage, welche der Orden auf dem allgemeinen Concil in Konstanz erlitt. Vor diesem internationalen Schiedsgerichte wurde der ganze Streit zwischen Polen und dem Orden in regelrechter Proceßform ausgefochten. Das Streitobject bildeten die vor kurzem noch heidnischen Lithauer. Die polnischen Delegirten, aufgeklärte und im Kirchenrechte wohl bewanderte Juristen, an ihrer Spitze der Rector der Krakauer Universität, Paulus Vladimiri, stellten den Satz auf, daß die Heiden nur auf friedlichem Wege zu bekehren seien und verlangten, das Concil solle die Ausbreitung des christlichen Glaubens vermittelst des Schwertes verdammen. Das Concil war den Polen günstig gestimmt und schließlich gelang es denselben, eine günstige Entscheidung des Papstes für sich zu erwirken. Die öffentliche Meinung Europas entschied auf dem Concil jedenfalls gegen den Orden, weil die Thatsache der auf friedlichem Wege vollzogenen Bekehrung der heidnischen Lithauer zu Gunsten der Polen sprach. Der Orden büßte hiedurch seine geschichtliche Mission ein, um derentwillen ihm seit zwei Jahrhunderten die Geldmittel und die glänzendsten Streitkräfte des ganzen Abendlandes zugeströmt waren, und war seit dieser Zeit sich selbst überlassen.

Der innige politische Zusammenhang, in welchen Polen infolge dieser Ereignisse mit dem katholischen Abendland getreten war, war auch für dessen innere Entwicklung bestimmend und hat es vor einer gefährlichen Verirrung geschützt. Seit dem Verfalle der Krakauer Universität nach dem Tode Kazimirs des Großen war das intellectuelle Leben Polens, und insbesondere seiner Geistlichkeit hauptsächlich auf die Prager Universität

angewiesen, obgleich es Polen gab, welche ihre Bildung, wie früher, in Paris oder in Italien suchten. Im Jahre 1400 gründete Ladislaus Jagiełło als Vollstrecker des letzten



Denkstein des Cardinals Zbigniew Oleśnicki, Bischofs von Krakau.

Willens seiner frühzeitig verstorbenen Gemahlin Hedwig von neuem eine Universität in Krakau mit vier Facultäten. Obwohl die neue Universität im Wetteifer mit der Universität in Prag eine große Anzahl von Schülern nicht nur aus Polen, sondern auch aus

dem benachbarten Deutschland und aus Ungarn an sich zog, blieben doch die Beziehungen zu Prag rege, und das Hussitenthum, welches bald ganz Böhmen in Aufruhr brachte, fand auch in Polen um so lebhafteren Anklang, als die aufständischen Böhmen dem polnischen Könige Jagiełło die böhmische Krone mehrmals anboten. Aber so verlockend auch dieses Angebot war, so nahm doch die polnische Politik ihm gegenüber nach langem Schwanken eine entschieden ablehnende Haltung ein.

Die Entscheidung konnte auch kaum eine andere sein. Politische Fragen von größerer Tragweite wurden in Polen seit jeher in einer Versammlung entschieden, zu welcher der König periodisch die geistlichen und weltlichen Würdenträger des Reiches zu berufen pflegte. Die einen und die anderen bildeten durch Tradition und ausgedehnten Grundbesitz ein politisch geschultes, conservatives Element, welches mit der radicalen Richtung der hussitischen Bewegung und mit den durch dieselbe hervorgerufenen politischen und socialen Wirren unmöglich sympathisiren konnte. Die geistlichen Würdenträger, damals vor allem der Krakauer Bischof Zbigniew Oleśnicki, führten schon infolge ihrer höheren Bildung das entscheidende Wort. Sie wußten nur zu gut, welches Übergewicht Polen eben dadurch gewonnen hatte, daß sich seine Politik frei von jeder Ketzerei auf streng kirchlichem Boden bewegte. Zu einer Zeit, wo die Polen auf dem Konstanzer Concil den principiellen Streit mit dem Orden siegreich ausfochten, konnten sie doch unmöglich durch den Verdacht, daß sie mit der hussitischen Ketzerei sympathisirten, ihre Stellung schwächen und dem gedemüthigten, aber keineswegs aufgeriebenen Orden neue Waffen in die Hand spielen und eine neue Existenzberechtigung verschaffen. Trotz aller nationalen Sympathien für die Böhmen, trotzdem die hussitische Bewegung in den unteren Schichten des polnischen Adels und der Geistlichkeit mächtigen Widerhall fand, konnte sich die polnische Regierung niemals zu offenkundiger Unterstützung der hussitischen Bewegung entschließen. Bei den vielen Verhandlungen, zu welchen die Berufung Jagiełłos zum böhmischen Könige Anlaß gab, wurde polnischerseits die Rückkehr der Böhmen zur katholischen Kirche verlangt und in dieser Absicht mit den hussitischen Predigern öffentlich in Krakau disputirt. Da aber diese Bedingung nicht zu erreichen war, so lehnte Jagiełło die ihm angebotene Krone entschieden ab. Nur den heißblütigen Elementen in Polen wurde ein Zug nach Böhmen zur Unterstützung des zum böhmischen Könige gewählten lithauischen Fürsten Sigismund Korybut stillschweigend gestattet.

Eine Rückwirkung der hussitischen Wirren auf Polen ist jedoch schließlich nicht ausgeblieben. Im Jahre 1434 starb Ladislaus Jagiełło, und die Verwaltung des Reiches übernahm im Namen seines minderjährigen Sohnes Ladislaus III. der Krakauer Bischof Zbigniew Oleśnicki. Diesen Augenblick benützten die zurückgedrängten hussitischen Elemente, an deren Spitze sich ein Magnat, Spitek Melsztyński stellte, zum offenen Widerstande;

doch wurden sie im Jahre 1439 auf's Haupt geschlagen, wodurch die stramme Regierung des Oleśnicki noch an Ansehen und Kraft gewann.

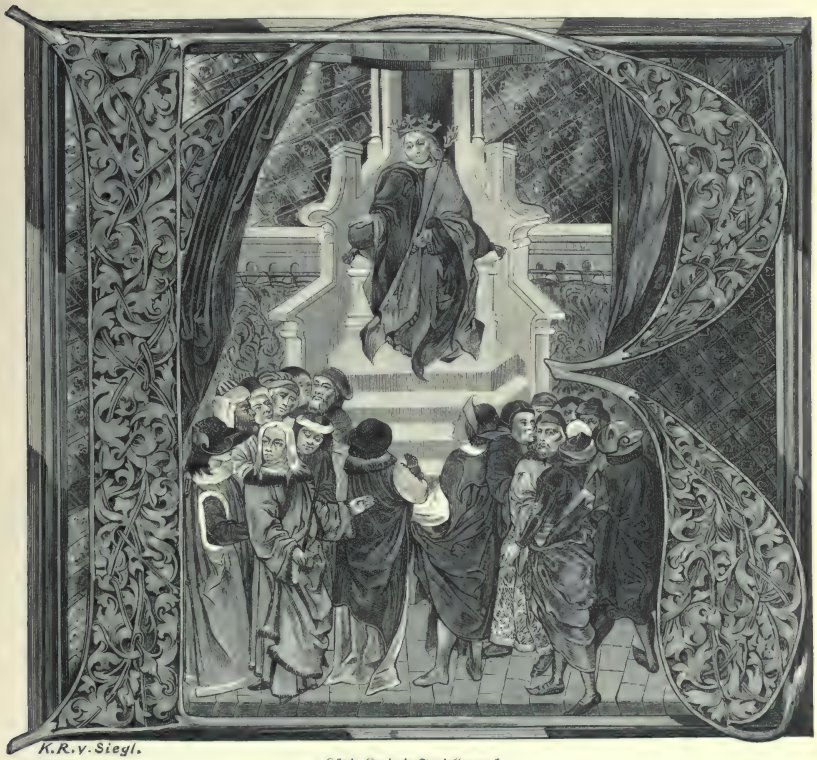
Gleichzeitig mit dieser inneren Frage spielte sich in Lithauen eine zweite nicht minder wichtige ab. Das in der Schlacht von Tannenberg gemeinsam vergossene Blut knüpfte Polen und Lithauen enger aneinander und das Nachspiel dieses Ereignisses bildete eine Zusammenkunft der polnischen und lithauischen Großen, welche im Jahre 1413 in Horodło zustande kam. Es wurde dort ein dauernder Bund zwischen Polen und Lithauen, die sogenannte Union von Horodło, geschlossen, kraft dessen man sich gegenseitig verpflichtete, immer in gemeinsamem Einverständnisse den König von Polen, beziehungsweise den Großfürsten von Lithauen zu wählen und gemeinsame Versammlungen abzuhalten. Um eine vollkommene Parität der beiden das Bündniß abschließenden Theile zu erzielen, mußten aber die lithauischen Bojaren den polnischen Großen gleichgestellt werden. Dies erfolgte durch eine Adoption der lithauischen Bojaren von Seite der angesehensten polnischen Adelsgeschlechter, wodurch auch die dem polnischen Adel zukommenden Freiheiten und Privilegien wenigstens auf die oberste gesellschaftliche Classe in Lithauen ausgedehnt wurden. Diese Wohlthat kam aber nur den als Katholiken getauften Lithauern zustatten; die ruthenischen Bojaren und Fürsten blieben als Schismatiker davon ausgeschlossen, was wohl dem Geiste jener Zeit entsprach, aber die Kluft zwischen dem lithauischen und ruthenischen Elemente erweiterte. Im Jahre 1430 starb Großfürst Witold, welcher besonders in seinen letzten Lebensjahren durch seine Gelüste nach Selbständigkeit den Polen mannigfache Verlegenheiten bereitet, jedoch die Zügel der Regierung mit starker Hand gelenkt und die widerspenstigen Elemente durch sein Ansehen im Zaume zu halten verstanden hatte. Zu seinem Nachfolger in Lithauen wurde der unruhige Bruder Jagiełłos, Świdrygiełło erkoren, der sich sofort auf die Seite der Ruthenen neigte, mit dem Orden ein Bündniß schloß und Polen mit der Losreißung Lithauens bedrohte. Um dieser Gefahr zu begegnen, stellten die Lithauer den Bruder Witolds, den Fürsten Sigismund, als Gegencandidaten auf, welcher die Union mit den Polen bekräftigte, und die in Polen regierende Hierarchie ging ihrerseits soweit, daß sie auch den schismatischen Ruthenen politische Gleichberechtigung versprach. Als auch dies nicht half, kam es zur Schlacht bei Wilkomierz im Jahre 1435, in welcher Świdrygiełło mit seinen Anhängern besiegt wurde und sich mit dem Theilfürstenthum Wolhynien unter lithauischer Oberhoheit begnügen mußte. Die im Jahre 1439 in Florenz geschlossene Union zwischen der abendländischen und der orientalischen Kirche erleichterte aber den Polen die vollständige politische Gleichstellung der Ruthenen, welche mittelst eines Privilegiums des Königs Ladislaus III. im Jahre 1443 erfolgte.

Während auf diese Art die inneren Fragen einer glücklichen Lösung zugeführt wurden, tauchten an dem Horizonte der polnischen Politik neue, großartige Pläne auf. Die ganze

Christenheit hatte das plötzliche Vordringen der Türken auf der Balkanhalbinsel in den höchsten Schrecken versetzt. Auf den Gefilden von Kosowa war das serbische Volk im Jahre 1389 nach heldenmüthigem Kampfe unterlegen, und Ungarn sah sich durch den Andrang der Türken unmittelbar bedroht. In dieser Bedrängniß suchte es in dem mächtigen Polen seine Stütze und bot im Jahre 1440 nach dem Tode Albrechts II. seine Krone dem jugendlichen polnischen Könige Ladislaus an. Oleśnicki bestimmte ihn zur Annahme dieser Krone mit Zustimmung der polnischen Großen. Polen unterzog sich hiemit kühn der großen historischen Aufgabe, die Türken aus dem christlichen Europa zurückzudrängen. Die Blüte des polnischen Adels zog mit dem Könige nach Ungarn und mit ihm zusammen bis auf das blutige Schlachtfeld von Warna, wo im Jahre 1444 das polnisch-ungarische Heer vernichtet und der König getödtet wurde.

Drei Jahre währte das Interregnum in Polen, während in Lithauen nach dem Tode des Großfürsten Sigmund der jüngere Bruder des Königs Ladislaus, Kazimir IV., zum Großfürsten erhoben wurde. In ihm trat auf den Schauplatz der polnischen Geschichte ein Mann, welcher berufen war, auf alle Verhältnisse bestimmend einzuwirken und dieser Geschichte eine neue Wendung zu geben. Vor allem besaß er ein tiefes Verständniß für die Nothwendigkeit eines innigeren Zusammenhanges zwischen Lithauen und Polen. Doch konnte dieses nur auf Grundlage vollkommener Parität durchgeführt werden. Nun aber bestanden zwischen den beiden Reichshälften Streitfragen, welche mit einem gewaltigen Bruche drohten. Das Streitobject bildeten die südlichen ruthenischen Provinzen Wolhynien und Podolien, welche von den Lithauern als zur Krone von Lithauen gehörend beansprucht wurden, während in Wirklichkeit der natürliche Schwerpunkt beider Provinzen infolge ihrer geographischen Lage sowohl in wirthschaftlicher Hinsicht, als auch in Bezug auf die Abwehr der Tataren in den rothruthenischen Fürstenthümern, beziehungsweise in Polen lag. Die Polen siedelten sich in diesen Provinzen, insbesondere in Podolien immer zahlreicher an, die Verwaltung und Vertheidigung ging immer mehr in ihre Hände über, und schließlich benützten sie den im Jahre 1430 erfolgten Tod Witolds, um Podolien mit Zustimmung des dortigen Adels unmittelbar mit der polnischen Krone zu vereinigen, während Wolhynien bei Lithauen blieb und in der Person des Świdrigiełło einen besonderen Lehensfürsten bekam. Während nun die Polen auch auf Wolhynien Anspruch erhoben, hörten die Lithauer nicht auf, Podolien zurückzufordern, und beide Theile verlangten vom Könige Kazimir, daß er den Streit nach ihrem Sinne entscheide. Nach dem Tode Ladislaus III. wollten die Polen die Krönung Kazimirs zum polnischen Könige von der ausdrücklichen Zuerkennung Wolhyniens und Podoliens abhängig machen. Deshalb zögerte Kazimir mit der Übernahme des polnischen Thrones, und selbst nachdem er sich hiezu im Jahre 1447 entschlossen hatte, fehlte es nicht an stürmischen Auftritten in der Versammlung der Großen des Reiches.

Kazimir ließ sich aber keine derartigen Bedingungen aufdrängen, er wußte den status quo zu erhalten, ließ den Streit unentschieden und machte allmälig denselben gegenstandslos, da es nach einer engeren Vereinigung der polnischen und der lithauischen Krone immer gleichgiltiger wurde, zu welcher von diesen beiden Kronen das eine oder das andere Land gerechnet werden sollte. Der polnische Einfluß auf die lithauischen und ruthenischen Landestheile machte sich



König Kazimir Jagiellonczyk.

immer mehr geltend, und die abendländische Cultur drang immer weiter nach Osten vor. Es wurden dort Städte nach Magdeburger Recht gegründet und theilweise mit deutschen Colonisten bevölkert, der Adel der rothruthenischen Fürstenthümer und von Podolien nahm bereits im Jahre 1456 alle polnischen Freiheiten und Einrichtungen und das polnische Recht an und erbat sich die Bestätigung derselben in einem besonderen Privilegium. Dagegen schaffte Kazimir während seiner langen Regierung die verschiedenen Theilfürsten ab,

in Lithauen jene von Wolyń und von Kiew, in Polen theilweise jene von West-Mazovien, wobei ihm das Aussterben der einzelnen Zweige der betreffenden Fürstengeschlechter zustatten kam.

Das auf dem Principe der territorialen Autonomie aufgebaute und dessenungeachtet so gewaltige Reich verfehlte nicht, nach außen hin eine große Anziehungskraft zu üben, vor allem auf die deutschen Städte und auf die deutsche landsässige Ritterschaft im Ordensstaate. Die den einzelnen Ständen und Territorien in Polen gewährleistete Freiheit bildete für jene ein Ideal im Vergleiche mit den Leistungen und Einschränkungen, welche ihnen der herrschende Orden auferlegte. Auch waren sie sich dessen bewußt, daß die Vereinigung mit Polen ihrem Handel und ihrem Gewerbe ein immenses Hinterland und ein wirthschaftliches Absatzgebiet eröffnen werde. Sie schlossen daher den sogenannten „Eidechsenbund", traten mit Klagen gegen den Orden vor dem Apostolischen Stuhle auf, und als ihnen keine Genugthuung zutheil wurde, unterwarfen sie sich (1454) freiwillig dem Könige von Polen. Kazimir nahm ihre Huldigung entgegen, die Incorporationsurkunde rief aber einen langwierigen Krieg mit dem Orden hervor. Der Krieg dauerte dreizehn Jahre, und da das polnische Massenaufgebot sich zur Erstürmung der Ordensburgen unzulänglich erwies, der Orden dagegen seine eigenen Unterthanen gegen sich hatte, so wurde beiderseits zumeist mit Söldnertruppen gekämpft. So führte die Entscheidung eigentlich das Geld herbei. Die Hilfsquellen des deutschen Ordens versiegten früher; als der Sold ausblieb, kündigte das vom Orden größtentheils in Böhmen angeworbene Söldnerheer den Gehorsam. Sein Anführer Ulrich Czerwonka übergab die wichtigsten Ordensburgen, darunter Marienburg, dem Polenkönige, der den aushaftenden Sold zu bezahlen im Stande war. Doch der Orden behauptete noch einige Burgen, vor allem Königsberg; erst nach einer schrecklichen Verwüstung des ganzen Landes wurde im Jahre 1466 der Friede zu Thorn geschlossen. Westpreußen fiel an Polen zurück. Ein Theil von Ostpreußen, die Diöcese des Bischofs von Ermeland, wurde als besonderes geistliches Fürstenthum der polnischen Oberhoheit unterworfen. Den Rest von Ostpreußen behielt der deutsche Orden, aber nur als Lehen der polnischen Krone. Polen erstreckte sich nun bis an das Meer, alle Hindernisse des Handels waren beseitigt und auf dem großen Handelswege, welchen die Weichsel bildet, strömten jetzt alle Producte Polens, Getreide, Holz, Honig, Wachs u. s. w., nach Danzig, um auf dem Seewege in das ferne Ausland zu gelangen. Die Folgen des Thorner Friedens waren daher für die wirthschaftliche Entwicklung Polens von der größten Tragweite und sein Ackerbau nahm einen ungeahnten Aufschwung, seitdem es ihm möglich geworden war, für die Ausfuhr zu produciren.

Die Anziehungskraft des polnischen Reiches machte sich aber auch im Westen und Süden geltend. Das durch langjährige Hussitenkämpfe geschwächte und zerrüttete Böhmen

Inthronisation des Königs Alexander.

hatte sich mit dem römischen Stuhle ausgesöhnt und suchte nach dem Tode Georgs von Podèbrad nach einer eigenen Dynastie. In dieselbe Lage kam später Ungarn nach dem Tode des Mathias Corvinus. Beide Länder wandten sich nach Polen, wo aus der glücklichen Ehe König Kazimirs mit Elisabeth von Habsburg sechs blühende Knaben entsprossen und gleichsam dazu auserkoren schienen, alle benachbarten Throne zu besteigen und um das polnische Reich herum ein immenses Gebiet jagiellonischer Klientelstaaten zu gründen. Die kühnsten Pläne für die Zukunft wurden in der Krakauer Wawelburg entworfen. Der älteste Sohn Kazimirs, Ladislaus, war zum böhmischen, der zweite, Kazimir, und nach dessen frühzeitigem Tode der dritte, Johann Albert, zum ungarischen Könige bestimmt; der vierte, Alexander, sollte in Lithauen regieren, dem fünften, Friedrich, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, war das Bisthum Ermeland und damit der maßgebende Einfluß auf den Orden, dem sechsten, Sigismund, der Hospodarenstuhl der Moldau und Wallachei zugedacht. Nicht alle von diesen Plänen wurden verwirklicht. Ladislaus wurde zwar im Jahre 1471 als König nach Böhmen berufen und wußte sich auf diesem Throne zu behaupten, dagegen mißlangen die Züge der Prinzen Kazimir und Johann Albert nach Ungarn, denn die Ungarn zogen es vor, mit den Böhmen eine gemeinsame Dynastie zu besitzen und riefen im Jahre 1490 den König Ladislaus von Böhmen zu ihrem Könige aus. Der Hospodar der Moldau aber huldigte dem polnischen Könige. Jedenfalls war dies der Augenblick der größten Entwicklung Polens nach außen.

Gleichzeitig mit dieser äußeren Machtentfaltung ging in der inneren Entwicklung Polens ein gewaltiger Umschwung vor sich. Der dreizehnjährige Krieg mit dem deutschen Orden hatte zur Genüge gezeigt, daß Polen mit seinem mittelalterlichen Heerwesen den neuen gewaltigen Aufgaben der äußeren Politik nicht mehr gerecht werden könne. Dazu war ein stehendes Heer und zu dessen Erhaltung eine allgemeine, ständige Besteuerung nöthig. Diese zog aber einen vollständigen Bruch mit der ganzen mittelalterlichen Verfassung nach sich, welche mittels Privilegien allen Ständen eine fast gänzliche Steuerfreiheit gewährleistet hatte, so daß die ordentlichen Staatsausgaben nur aus den Einkünften der großen Staatsdomänen gedeckt, außerordentliche Steuern aber nur mit Zustimmung der betreffenden Stände auferlegt werden sollten. Als nun während des dreizehnjährigen Krieges die Nothwendigkeit solcher außerordentlichen Steuern sich immer mehr geltend machte und als diese Steuern sich bald zu ständigen auszubilden drohten, blieb auch ein heftiger Widerstand der am meisten privilegirten Stände, insbesondere der Geistlichkeit, nicht aus. Während aber die Anhänger der alten Verfassung, der Privilegien, sich zu deren Vertheidigung immer mehr zusammenscharten, traten auf den Schauplatz des politischen Lebens neue Elemente, welche den Kampf für die neue Ordnung der Dinge aufnahmen. Vor allem fühlte sich der kleinere Landadel durch die Last der allgemeinen Wehrpflicht am meisten bedrückt,

da er gezwungen war, sich aus Eigenem auszurüsten und während der häufigen Feldzüge zu erhalten, also aus dem beginnenden Aufschwunge des Ackerbaues nicht den erwünschten Nutzen ziehen konnte. Dieser Stand hatte auch unter den Mißbräuchen des Gerichtswesens und der Verwaltung am meisten zu leiden und versprach sich das Beste von einer fürsorglichen königlichen Regierung und von der Schmälerung des Einflusses der geistlichen und weltlichen Hierarchie. Dieser Landadel war es auch, welcher auf dem Feldzuge nach Preußen im Jahre 1454 in dem Lager von Nieszawa den König um Abstellung verschiedener Mißbräuche bestürmte und von demselben das verbriefte Versprechen einer weitgehenden Reform empfing, unter anderen auch die Zusage, daß er den Adel der einzelnen Territorien zur Berathung in Steuer- und Kriegssachen berufen werde. Doch wären die Massen nicht im Stande gewesen, einen wirklichen Kampf gegen die Hierarchie zu eröffnen. Diese Aufgabe fiel einer Schar von Männern zu, welche, mitunter den angesehensten Geschlechtern entstammend, sich gründliche juristische Bildung an ausländischen Universitäten angeeignet hatten und als vom humanistischen Geiste angehauchte Legisten nach ihrer Heimat zurückgekehrt, die Ideale des römischen Rechtes nach Möglichkeit zur Geltung zu bringen suchten. In ihnen verkörperte sich die neue politische Richtung, welche im Abendlande, vor allem in Frankreich, zum Durchbruch gelangt war. Einer von ihnen, Johann Ostrorog, entwarf sogar das Programm einer vollständigen Reform des polnischen Staatswesens, welche in der Suprematie des Staates über die Kirche, in der Stärkung der königlichen Gewalt, in der Abschaffung der Privilegien und in der Auferlegung von Steuern gipfelte. Leute dieser Richtung, die sogenannten juniores, scharten sich jetzt um den König, traten theilweise in den Kronrath ein und verhalfen dem Könige zum Bruche der Privilegien, die bisher für unantastbar gegolten hatten. Der Geist der neuen Zeit blieb zwar auch auf Einzelne nicht ohne Wirkung; der geistliche Stand als solcher aber war keineswegs gesonnen, auf seine Privilegien freiwillig zu verzichten und gab oft erst Gewaltmitteln von Seite des Königs nach; die Autonomie der Domcapitel in der Wahl der Bischöfe wurde beseitigt. Die vom Könige ernannten Bischöfe erwiesen sich den Anforderungen des neuen

Medaille Sigismund I.

Staatswesens gefügiger, die Insassen der großen Kirchengüter wurden zu den allgemeinen Steuern verhalten. Die vom Könige öfters zusammenberufenen Versammlungen des Landadels in den einzelnen Territorien, die sogenannten Sejmiki, Landtage, bildeten sich zu einer ständigen Institution aus und dienten dem Könige als williges Werkzeug, wo es galt, den Widerstand der Großen des Reiches im Kronrathe zu lähmen. Ein weiterer Schritt in dieser Richtung lag darin, daß die von den einzelnen Landtagen gewählten Vertreter, die Landboten, zusammenkamen, um in ihrem Namen gemeinsam zu berathen und zu beschließen. Auf diese Art ist die sogenannte Landbotenkammer entstanden, welche zusammen mit dem bisherigen Kronrathe als zweiter Kammer den sogenannten Reichstag, Sejm Walny, bildete und über die wichtigsten Fragen ohne Rücksicht auf Privatrechte und Privilegien entschied.

König Kazimir IV. starb im Jahre 1492. Sein Nachfolger Johann Albert setzte das von ihm begonnene Werk der inneren Reform mit größerer Energie fort. Sein vertrauter Rathgeber war sein ehemaliger Lehrer Philipp Kallimach Buonacorsi, ein italienischer Humanist, welcher nach einer wechselvollen Vergangenheit in Polen eine Heimstätte fand und den jungen König zur Entschiedenheit in seinem autoritären Streben aneiferte. Johann Albert stützte sich offen auf den Landadel und auf die Landbotenkammer, beseitigte den Einfluß der Großen und regierte ziemlich unbeschränkt. Der willige Reichstag beschloß die geforderten Steuern, darunter auch eine Personaleinkommensteuer, welche alle Unterthanen ohne Rücksicht auf frühere Privilegien zu entrichten hatten, und der König plante einen großen Zug, angeblich gegen die Tataren, eigentlich aber zur Occupirung der Moldau. Der Zug kam im Jahre 1497 zustande, endigte jedoch, weil die Unterstützung seitens der Ungarn ausblieb, mit einem Rückzuge, in welchem das polnische Heer zum großen Theile aufgerieben wurde. Der König starb bald darnach im Jahre 1501, und die Wahl fiel jetzt auf seinen jüngeren Bruder Alexander, welcher seit dem Tode seines Vaters in Lithauen die Regierung geführt hatte.

Tiefere politische Rücksichten lagen dieser Wahl zu Grunde. Alexander hatte sich als Großfürst von Lithauen in einen Krieg mit Moskau verwickelt, welches nach der Eroberung von Pskow und Nowgorod bedeutend erstarkt war und auf die Eroberung der ruthenischen Provinzen des lithauischen Reiches immer deutlicher losging. Lithauen, auf sich selbst beschränkt, war diesem Kriege nicht gewachsen und suchte nun wieder eine innige Vereinigung mit Polen. Infolge dessen wurde Alexander, welcher schon Großfürst von Lithauen war, zum polnischen König gewählt. Er blieb aber in Lithauen, um den Krieg weiter zu führen, ernannte seinen Bruder Friedrich zu seinem Stellvertreter in Polen und erließ im Jahre 1501 in Mielnik ein Privilegium, in welchem er dem Kronrathe die meisten Regierungsrechte einräumte und mit der Politik seines Vorgängers vollständig brach.

Dieser Rückschlag war aber nur von kurzer Dauer. Der regierende Kronrath, jetzt gewöhnlich Senat genannt, führte die Staatsgeschäfte sehr unbeholfen, was besonders in der Vertheidigung der östlichen Provinzen gegen die Einfälle der Tataren zum Vorschein kam. In den weiten Schichten des Landadels wurde der Wunsch immer lauter, der König möge zurückkehren und die Regierungsgeschäfte persönlich übernehmen. Der König kehrte denn auch zurück und setzte auf den Reichstagen von 1504 und 1505 eine gründliche Reform des polnischen Staatswesens durch. Die Competenz der obersten Staatsämter wurde genau bestimmt, das Privilegium von Mielnik abgeschafft, die Competenz des Landtages auf die Änderung der Gesetze und Auferlegung von Steuern beschränkt. Die ganze Executivgewalt verblieb somit bei dem Könige. Der Urheber dieser Reform war der Unterkanzler Johann Laski, ein Mann von großer politischer Thatkraft und weiter Umsicht. Mit Moskau wurde ein Waffenstillstand geschlossen; die Tataren, welche einen großen Einfall nach Lithauen unternommen hatten, wurden von Michael Glinski bei Kleck vollständig aufgerieben.

Königin Bona Sforza.

Nach dem unerwarteten Tode Alexanders im Jahre 1506 kam sein Bruder Sigismund an die Reihe. Während dessen langjähriger Regierung (bis 1548) gelangten jene Keime zu vollständiger Entwicklung, welche bereits in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts aufgesprossen waren. Der durch die Eröffnung des äußern Exportes gehobene Ackerbau bewirkt einen gewaltigen Umschwung in den Sitten und in der Lebensweise des Volkes. Der Adel, welcher früher zwar auf dem Lande ansäßig, aber fast ausschließlich auf die von den Bauern entrichteten Zinse angewiesen war und sich nur um das Ritterhandwerk kümmerte, bleibt jetzt bei diesem nur in der Theorie, wird aber in der Praxis zu einer friedliebenden, ackerbautreibenden Classe. In allen Dörfern entstehen neben den bäuerlichen Besitzungen besondere Gutsbesitze, welche von den Gutsherren auf eigene Rechnung bebaut und verwaltet werden. Den Grundstock dieser Gebiete bilden die alten Schulzenhöfe, welche überall abgekauft und durch Rodung der Wälder und Urbarmachung von brach liegenden Fluren bedeutend vergrößert werden. Doch dem Gutsherrn fehlt es noch an Arbeitskräften, welche zur Zeit der Ernte sehr hoch zu stehen kommen. Da zögert der Adel nicht, das politische Übergewicht, das er auf den Reichstagen gewonnen hat, in wirthschaftlicher Beziehung auszubeuten. Vom Jahre 1496 an folgen nacheinander Reichstagsbeschlüsse, welche die Freizügigkeit der Bauern vollständig aufheben und den

Bauern auf dem Gutsgebiete an einem Tage in der Woche die sogenannte Robot zur Pflicht machen. Durch Entscheidungen des königlichen Gerichtes wird der Bauer mit seinen Klagen gegen den Gutsherrn abgewiesen und auf das Forum seines Herrn beschränkt. Die hiedurch dem Bauer auferlegte Hörigkeit war nur insoferne nicht drückend, als alle Gutsherren um den Bauer als Arbeitskraft in Wettbewerb traten. Trotz aller gesetzlichen Verbote blieb es dem Bauer möglich, von einem Herrn, der ihm zu große Lasten auferlegte, zu einem anderen zu fliehen, der ihn bereitwillig aufnahm und ihm ziemlich große Freiheiten gewährte. Der Drang nach Osten gewinnt nunmehr eine ungeahnte Stärke, die westlichen Provinzen des Reiches werden theilweise entvölkert und die Ansiedlungen im Osten rücken immer weiter vor. Die südlichen ruthenischen Provinzen gewinnen das Aussehen eines gemischtsprachigen Landes und verbinden sich immer inniger mit dem polnischen Volkswesen.

Trotz dieses theilweisen Abflusses der Bauernkräfte nach dem Osten hat doch der Landedelmann in Polen seinen Zweck erreicht und mehr oder weniger ausgiebige Arbeitskräfte für sein Gutsgebiet gewonnen. Der Absatz der eigenen Rohproducte auf dem Wasserwege nach Danzig machte ihn wohlhabend und den Einflüssen einer höheren Cultur mehr als früher zugänglich. Nicht nur Söhne der Magnatenfamilien, sondern der ganze Adel überhaupt besucht jetzt die Schulen, die Krakauer Universität gründet überall Gymnasien, sogenannte Colonien. An der Universität, welche sich einer nie geahnten Frequenz erfreut, finden die Classiker des Alterthums Eingang, und die mathematisch-astronomischen Wissenschaften gelangen zur Blüte. Ein Schüler dieser Universität, der Thorner Domherr Nikolaus Kopernikus veröffentlicht im Jahre 1543 sein Werk: „De revolutionibus orbium coelestium". Scharen polnischer Studenten ziehen nach ausländischen Universitäten, vor allem nach Italien. Werke der ausländischen Literatur verbreiten sich nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande, der Humanismus zeitigt seine Blüten.

Die deutsche Reformation findet in Polen einen hinlänglich vorbereiteten Boden und äußert ihre Wirkung vor allem darin, daß die heimische Literatur sich nicht auf lateinische Werke beschränkt, sondern immer rüstiger zur Herausgabe von polnischen Büchern schreitet. Die Gemahlin König Sigismunds, Bona, aus dem Hause der mailändischen Sforza, bringt einen glänzenden Hof von Künstlern mit, die italienische Renaissance verdrängt die bisherige deutsche Gothik, in Krakau wird an dem schönsten Kunstwerke Polens, der Jagiellonischen Kapelle am Wawel gebaut, und kirchliche und weltliche Magnaten wetteifern in ihren Burgen und Palästen mit dem Glanze des königlichen Hofes in Krakau.

Diese geistige Entwicklung ist aber leider nicht von gleichen Erfolgen auf dem Gebiete der Politik begleitet. König Sigismund zeigt sich in den ersten Jahren seiner Regierung als ein vorzüglicher Verwalter der Krondomänen und unternimmt auch wiederholt die

Durchführung von Reformen auf dem Gebiete des Steuer- und des Heerwesens. Eine allgemeine Taxation der Einkünfte wird geplant und beschlossen, ständige Steuern sollen die Gründung eines Staatsschatzes ermöglichen, das allgemeine Aufgebot des Adels in Kriegsgefahr soll durch eine begrenzte Wehrpflicht auch in Friedenszeiten ersetzt werden. Aber alle diese vom Reichstage bereits beschlossenen Reformen scheitern an dem Widerstande der geistlichen und weltlichen Aristokratie, welche ohne Sinn für das allgemeine Wohl

Polnischer Reichstag; aus dem Statute des Laski.

in der Gründung von großen Familiengütern ihre Hauptaufgabe sieht und in dem Aufwiegeln der untersten Schichten des unbemittelten Adels ein wirksames Mittel findet, den Staat und die königliche Gewalt zu untergraben. Eine im Jahre 1534 fachmännisch durchgeführte Codificirung des polnischen Rechtes wird abgelehnt, der ernste und bedächtige, aber unschlüssige und zu energischem Vorgehen nicht angelegte König verliert bei vorgerücktem Alter immer mehr an Thatkraft, seine Gemahlin Bona treibt eigenmächtig Politik, sammelt durch Verkauf von Ämtern Privatschätze und trägt zur allgemeinen Verwirrung vielfach bei. Das im Jahre 1536 in Lemberg versammelte Massenaufgebot

verwandelt sich in eine stürmische politische Versammlung, legt dem Könige Beschwerden vor, und dieser hat die größte Mühe, die aufwallenden Leidenschaften zu besänftigen.

Auch in seiner auswärtigen Politik glückte es dem Könige nicht besser. Wichtige Fragen standen auf der Tagesordnung: die Abwehr der Einfälle der Tataren und der Walachen, das Zurückdrängen des immer kühner vordringenden Moskau und vor allem die Aufhebung des Ordensstaates. Alle diese Fragen waren nur dann glücklich zu lösen, wenn es Polen gelang, inmitten der europäischen Staaten die ihm gebührende Stellung einzunehmen und dieselbe consequent festzuhalten. Zwei europäische Mächte traten damals in den Wettbewerb um das Bündniß mit Polen: Frankreich und das Haus Habsburg. Frankreich verbürgte ihm den Frieden mit der Türkei, welche damals, wenn auch nur von einer gewissen Ferne, Polen zu bedrohen schien; es bot ihm auch eine Stütze im Kampfe mit dem deutschen Orden, der noch immer in Deutschland einen Rückhalt hatte. Österreich konnte Polen schaden, wenn es den Orden begünstigte und mit Moskau gemeinschaftliche Sache machte, was aber Polen durch Unterstützung der Gegner des Hauses Habsburg in Ungarn vergelten konnte. König Sigismund vermochte sich aber für keines dieser Bündnisse zu entscheiden. Von seinen Ministern vertrat der eine, Laski, consequent das Bündniß mit Frankreich, der andere, Tomicki, neigte sich jenem mit Österreich zu, und zwischen diesen zwei Richtungen schwankte die polnische Politik Jahrzehnte lang, ohne aus einem dieser Bündnisse den entsprechenden Nutzen zu ziehen. Mit Moskau wurde gekämpft, aber trotz zweier glänzender Siege, welche Fürst Constantin Ostrogski bei Orsza erfochten hatte, gelang es doch dem Czaren Iwan, Smoleńsk zu erobern und zu behaupten. Die Walachen wurden von dem Kronfeldherrn Tarnowski bei Obertyn aufs Haupt geschlagen, die Tataren mehrmals besiegt, aber von weiteren Einfällen nicht abgehalten. Mit dem Hause Habsburg wurde im Jahre 1515 auf dem Congresse zu Wien ein feierlicher Vertrag geschlossen, in welchem König Sigismund in die wechselseitige Heirat Ferdinands von Österreich mit der Tochter des Königs Ladislaus von Ungarn, Anna, und des Sohnes des letzteren, Ludwig, mit der Enkelin Kaiser Maximilians, Maria, willigte. Doch brachte ihm dieser Vertrag nicht die erwartete Unterstützung in dem bald darauf entbrannten Streite mit dem deutschen Orden. Albrecht von Brandenburg, ein Schwestersohn Sigismunds von Polen, wurde zum Großmeister des Ordens gewählt, verweigerte aber den Huldigungseid. In dem aus diesem Anlasse ausgebrochenen Kriege drang das polnische Heer vor die Mauern von Königsberg, Sigismund verzichtete aber auf die Fortführung des Krieges und ließ sich in langwierige Unterhandlungen ein, welche damit endeten, daß Albrecht zum Protestantismus übertrat, den Ordensstaat in Preußen auflöste und mit Zustimmung Sigismunds ein weltliches, erbliches Fürstenthum Preußen gründete, welches der Krone Polens lehenspflichtig war. Im Jahre 1525 leistete Albrecht

Grabmal Sigismund I. in der Kathedrale zu Krakau.

mit seinen zwei Brüdern den Lehenseid auf dem Ringplatze von Krakau, aber der äußere Glanz dieses feierlichen Actes vermochte kaum die Gefahren zu verdecken, welche Polen bedrohten, indem an Stelle des morschen Ordensstaates ein erbliches Fürstenthum trat. Nach dem unvermutheten Tode Ludwigs, des Königs von Böhmen und Ungarn, bei Mohács (1526) mischte sich die polnische Diplomatie wiederholt in die inneren Verhältnisse Ungarns ein, jedoch ohne sichtbares Ziel und ohne Consequenz. Die Zerrüttung der Finanzen und des Kriegswesens und die Zerfahrenheit der Reichstage mögen wohl dazu beigetragen haben, daß Polen nicht im Stande war, eine thatkräftige Politik nach Außen zu führen.

Unter dem Bewußtsein dieser inneren Zerrüttung bildete sich in den letzten Regierungsjahren Sigismunds I. eine neue politische Partei, welche sich eine gründliche Besserung der herrschenden Zustände zum Ziel setzte. Diesmal zeigte sich der mittlere begüterte Adel fast einmüthig bestrebt, dem oligarchischen Treiben der weltlichen und geistlichen Großen ein Ziel zu setzen. Es war eine wohlhabende, in socialer Beziehung selbständige, aufgeklärte Gesellschaftsclasse, welche jetzt um politischen Einfluß rang. Humanismus und Reformation waren die Elemente, von denen ihr politisches Programm getragen war. Das Reformwerk sollte denn auch auf Beseitigung der kirchlichen Mißstände ausgedehnt werden.

Sigismund II. August verwirklichte die in ihn gesetzten Hoffnungen keineswegs. Bei dem Tode des Vaters im Jahre 1548 machte er gleich seine Ehe, welche er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Elisabeth von Österreich mit der einer mächtigen Magnatenfamilie in Lithauen entstammenden Barbara Radziwill heimlich eingegangen war, bekannt. Nur die Standhaftigkeit des Königs in der Vertheidigung dieser Ehe machte dem Ansturme, der gegen dieselbe auf dem Reichstage erhoben wurde, ein rasches Ende. Bald darauf, im Jahre 1550, entrollte die Landbotenkammer das neue politische Programm. Dasselbe ließ sich in vier Hauptpunkte zusammenfassen. Der König sollte: erstens alle widerrechtlich geschenkten oder verpfändeten Krongüter einziehen und deren Einkünfte zur Bildung eines stehenden Heeres verwenden; zweitens die bestehenden Gesetze in Ordnung bringen und erläutern und deren Durchführung sichern; drittens die Union mit Lithauen und mit Preußen in eine vollkommene Realunion verwandeln; viertens zur Abstellung der in der Kirche herrschenden Mißbräuche und zur Beilegung der zwischen dem Clerus und den weltlichen Ständen ausgebrochenen Differenzen das Nöthige veranlassen. Um dieses Programm entspann sich nun auf einer Reihe von Reichstagen ein erbitterter Kampf. Der Senat nahm gegen viele Punkte desselben eine mehr oder weniger ablehnende Haltung ein. Der König blieb vollkommen unschlüssig, erklärte sich nie dagegen, setzte sich aber auch für keinen Punkt des Programms mit der nöthigen Offenheit und

Sigismund II. August.

Entschiedenheit ein. Nur eine Frage ging trotz dieser unschlüssigen Haltung des Königs und theilweise auch infolge derselben einer Lösung entgegen. Der Adel verweigerte vielfach der Geistlichkeit die Entrichtung des Kirchenzehenten, die Geistlichen klagten vor den kirchlichen Gerichten, erlangten Urtheile, welche auf Excommunication lauteten, und verlangten nun nach altem Rechte die Vollziehung dieser Urtheile durch Sequestration der im Besitze der Excommunicirten befindlichen Güter von Seiten der weltlichen Obrigkeit. Dieses erbitterte den Adel derart gegen die Kirchengerichte, daß er sogar einzelne Geistliche in Schutz nahm, welche unter Mißachtung des Cölibates Ehen eingegangen waren und durch das Kirchengericht verfolgt wurden. Die Bischöfe sahen sich gezwungen, in ein Interim zu willigen, kraft dessen die Grodstarosten bis zur endgiltigen Regelung der ganzen Frage nicht mehr verhalten waren, das brachium saeculare anzuwenden und die Urtheile der kirchlichen Gerichte überhaupt zu vollziehen. Dieses öffnete der Glaubensneuerung in Polen alle Thore. Hervorragende Reformatoren, darunter der in der deutschen Reformationsgeschichte wohl bekannte Pole Johann Laski, ein Neffe des ehemaligen Erzbischofs von Gnesen gleichen Namens, kamen nach Polen, wo sie sich vor jeder Verfolgung sicher fühlten; es entstand plötzlich eine reiche Literatur im Geiste der Reformation, der König nahm selbst an dieser Bewegung regen Antheil, verkehrte mit hervorragenden Reformatoren persönlich und verhandelte über die Abschaffung des Cölibates und Einführung einer polnischen Liturgie mit Rom. Der Reichstag verlangte die Einberufung einer Nationalsynode, welcher sogar einige Bischöfe nicht abgeneigt schienen. Als aber der König sich hiezu, sowie zur Einführung der Nationalkirche nicht herbeiließ, nahm ein großer Theil des Adels und der Stadtbürger den Protestantismus eigenmächtig an. Polen büßte seine Glaubenseinheit und damit viel von seiner inneren Kraft ein. Der König wußte nicht nach dem Muster anderer Fürsten, sei es als Gegner, sei es als Förderer der Reformation, seine Regierungsgewalt zu stärken.

Indessen brach im Jahre 1557 der Krieg mit Moskau um den Besitz von Livland aus. Der Krieg, in den sich auch Dänemark und Schweden mischten, erheischte vor Allem die Bewilligung außerordentlicher Steuern von Seiten des polnischen Reichstages, wofür aber die Landboten ohne gleichzeitige Förderung ihres politischen Programmes nicht zu gewinnen waren. Deshalb änderte der König seine Stellung; er neigte sich seit dem Jahre 1562 zur Reformpartei und förderte auf den nächsten Reichstagen wenigstens einige Punkte dieser Reform. Zur Einführung der nationalen Kirche konnte er sich nicht entschließen, trotzdem jetzt sein persönliches Interesse damit verknüpft war. Nach dem Tode der Barbara Radziwill heiratete er eine Prinzessin aus dem Hause Habsburg, Katharina. Da ihm indeß diese keine Kinder gebar und da er als letzter Sprößling der Jagiellonischen Dynastie angesichts des in Polen herrschenden, bis jetzt mehr theoretischen Wahlrechtes,

besorgen mußte, daß sein Tod Polen in das größte Verderben stürzen könne, drängte er auf eine Scheidung seiner Ehe mit Katharina, und da sich die Curie dazu nicht herbeiließ, war er einen Augenblick nahe daran, mit Rom vollständig zu brechen. Es fanden sich aber bereits Männer in Polen, welche die katholische Gegenreformation anzubahnen wagten. Vor allem die Bischöfe Martin Kromer und Stanislaus Hosius, einer von den dem Tridentiner Concil präsidirenden Cardinälen. Zu ihnen gesellte sich der päpstliche Nuntius Commendone, dem es auch gelang, den König von der beabsichtigten Ehescheidung abzubringen. Der letztere war es auch, der die Beschlüsse des Tridentiner Concils nach Polen brachte und sich rühmen konnte, die schwankenden Gemüther der polnischen Bischöfe aufgerichtet und eine katholische Partei in Polen organisirt zu haben. Die Protestanten, die sogenannten Dissidenten, fortan sowohl durch die Stärkung der katholischen Partei als auch durch innere Uneinigkeit bedroht, schlossen im Jahre 1570 zu Sandomir (mit Ausschluß der Arianer) eine Union und verlangten staatliche Anerkennung und Maßregelung der Arianer. Beides wurde ihnen versagt und es wurde an dem Principe der vollkommenen Glaubensfreiheit festgehalten, welche jetzt der katholischen Kirche den meisten Nutzen versprach.

Das Zustandekommen der Realunion mit Lithauen erforderte viel Anstrengung und vorbereitende Schritte. Allerdings ging das XVI. Jahrhundert an Lithauen nicht ohne Einwirkung, vorüber. Die polnische humanistische Cultur eroberte nicht nur die eigentlichen Lithauer, deren Adel sich vollständig polonisirte, sondern sie rang auch nicht ohne merklichen Erfolg mit der byzantinischen Cultur der Ruthenen, welche jetzt, seitdem die Türken sich Constantinopels bemächtigt hatten, sich im Zustande völligen Verfalles befand. Bereits im Jahre 1530 gelang es Sigismund I., für Lithauen ein besonderes Gesetzbuch zu schaffen, an welchem Polen mitgearbeitet hatten und das viele Institutionen des polnischen, des deutschen und des römischen Rechtes enthielt. Sigismund August berief nun den lithauischen Reichstag und setzte auf demselben im Jahre 1566 eine gründliche Revision dieses Gesetzbuches im fortschrittlichen Geiste durch. Polnische Institutionen wurden in noch größerem Maße nach Lithauen verpflanzt, der mittlere Adel vielfach emancipirt und zum politischen Leben zugelassen. In diesem Adel gewannen die Polen den mächtigsten Bundesgenossen für das Werk der beabsichtigten Realunion, denn erst diese verhieß dem Adel in den lithauischen und ruthenischen Ländern eine vollständige Gleichstellung mit dem polnischen Adel in Bezug auf seine politischen Rechte. Widerstand leisteten nur die Magnaten, welche an der Selbständigkeit des lithauischen Staates hingen, weil dieselbe ihnen einen größeren politischen Einfluß und den Besitz wichtiger Kronämter verbürgte. Dieser Widerstand wurde jedoch durch einen theilweisen Compromiß auf dem gemeinsamen Reichstage von Lublin im Jahre 1569 beseitigt. Die südlichen Provinzen des

lithauischen Staates, Wołyń, Kiew, Bracław und Podlasie, gingen hiebei selbständig vor und schlossen sich unmittelbar der polnischen Krone an, indem sie sich nur jene Autonomie wahrten, welche ohnehin einer jeden Wojwodschaft in Polen zukam. Schließlich gaben auch die lithauischen Magnaten unter dem Drängen des Adels nach und beschworen eine Union mit Polen, laut welcher Polen und Lithauen einen gemeinsamen König und einen gemeinsamen Reichstag haben, in Bezug auf Hofämter, Heer-, Finanz- und Gerichtswesen aber besondere Staaten bilden sollten.

Die dritte Frage des politischen Programmes wurde wieder nicht gelöst. Die verschenkten und verpfändeten Krongüter wurden eingezogen und in zwei Kategorien getheilt: in Tafelgüter, welche nur zum Unterhalte des königlichen Hofes dienen, und in eigentliche Krongüter, welche vom Könige einzelnen Edelleuten in lebenslängliche Pacht überlassen werden sollen und zwar so, daß ein Theil des Pachtschillings, die sogenannte Quarta, zur Erhaltung einer, wenn auch kleinen, doch ständigen Landeswehr an der südlichen Grenze gegen die Einfälle der Tataren bestimmt wurde.

Weiter gingen aber die inneren Reformen nicht. Die Bemühungen der Landboten, eine Executivgewalt in den einzelnen Wojwodschaften und Bezirken zu schaffen, scheiterten an dem Widerstande des Senates und an dem geringen Verständnis, welches der König dieser Frage entgegenbrachte. Die Codificirung des bestehenden Rechtes und die Reform des Gerichtswesens kam nicht zustande, und das ganze Reich bot auch ein Bild der höchsten Unordnung, weil sich die Processe ins Unendliche zogen und die mühsam erlangten Erkenntnisse der Gerichte dem Stärkeren gegenüber nur selten vollzogen werden konnten. Dagegen gelang es dem Adel, sein zeitweiliges Bündniß mit Sigismund August zur Befriedigung seiner wirthschaftlichen Classeninteressen auszunützen. Seitdem die Bauern hörig geworden waren, sah der Adel nur noch einen Mitbewerber und vermeintlichen Gegner auf dem wirthschaftlichen Gebiete. Es waren dies die Städte. Seit dem XIII. Jahrhunderte hatten sich diese unaufhörlich entwickelt. Bis in die Zeit König Sigismunds, in welche der Höhepunkt ihres Aufschwunges fällt, behielten sie ihren deutschen Charakter, und erst im XVI. Jahrhunderte begann ihre Polonisirung unter dem Einflusse der aufblühenden polnischen humanistischen Literatur. Das in Innungen organisirte Gewerbe erfreute sich einer starken Entwicklung und befriedigte alle Bedürfnisse des Landes, im Kunstgewerbe wetteiferten sie mit den Städten des Westens, der ganze Zwischenhandel zwischen Orient und Westen lag in ihren Händen und bildete die Quelle des Reichthums einzelner Patricierfamilien, welche einen regen Verkehr mit dem Auslande unterhielten. Dem polnischen Volke aber stand das deutsche Bürgerthum in diesen Städten fremd gegenüber. In den Anfängen des polnischen Parlamentarismus zu Ende des XV. Jahrhunderts sahen die Städte für sich und für ihre Autonomie eine Gefahr, und trotzdem sie

Grabmal des Stefan Bathory in der Kathedrale zu Krakau.

von dem Könige mehrmals aufgefordert worden waren, die Reichstage zu beschicken, hielten sie sich mit Ausnahme Krakaus davon fern. Patricierfamilien fanden daher trotz ihrer Bildung und ihres Reichthums innerhalb des Bürgerthums kein Feld, um ihren politischen Ehrgeiz zu befriedigen, und zogen es vor, Landgüter zu erwerben, in die Reihe des Adels zu treten und nach adeligen Würden und Ämtern zu streben. Dadurch wurden die Städte ihrer besten Vertheidiger beraubt und geschwächt. Auch erweckte ihr Reichthum den Neid des Adels, welcher sich durch ihre verschiedenen Handels- und Gewerbeprivilegien für ausgebeutet hielt. Die Beseitigung dieser Privilegien war daher seit jeher ein Postulat des Landtages, welchem es denn auch zur Zeit Sigismund Augusts gelang, dasselbe durchzuführen und sogar über das Ziel zu schießen. Während der Adel bei der Veräußerung der Naturproducte für sich vollkommene Freiheit von allen Abgaben und Zöllen in Anspruch nahm, hinderte er das Bürgerthum an der freien Bestimmung der Preise der Gewerbeproducte, indem er 1564 bestimmte, daß diese Producte nur nach einer von den Wojwoden jährlich festzustellenden Taxe verkauft werden sollten. Hingegen wurde ausländischen Kaufleuten vollkommene Freiheit der Zufuhr und des Handels zuerkannt, infolge dessen Fremde das Land mit ihren Waren zu überschwemmen begannen. Nicht genug aber, daß den heimischen Bürgern dadurch die Concurrenz mit der fremdländischen Ware beinahe unmöglich gemacht worden war, erging noch an dieselben ein Verbot, nach dem Auslande zu fahren und sich mit dem Verkaufe fremdländischer Waren abzugeben. Der Adel ahnte nicht, daß er durch diese einseitige Agrarpolitik die Städte zu Grunde richten, den mächtigsten Consumenten seiner Naturproducte verlieren und das ganze Land wirthschaftlich schwächen werde.

Die politischen Stürme, welchen der Tod Sigismund Augusts im Jahre 1572 einen weiten Schauplatz eröffnete, nahmen den Adel vollauf in Anspruch. Da alle unter dem letzten Jagiellonen-König unternommenen Versuche einer Reform der Königswahl fehlgeschlagen waren, mußte jetzt, bei dem Mangel einer heimischen Dynastie nicht nur eine wirkliche Wahl vorgenommen, sondern auch die Form derselben endgiltig festgestellt werden. Ein besonderer Reichstag, der sogenannte Convocations-Reichstag, wurde zu diesem Zwecke einberufen. Nach heftigen Debatten gelang es dem Erzbischof von Gnesen als dem Primas des Reiches, die Stellung eines interrex während des Interregnums zu behaupten; die äußere Ordnung sollte durch besondere Landgerichte, sogenannte sądy kapturowe, welche nach Art der deutschen Landfriedensgerichte gebildet waren, aufrecht erhalten werden; an der Wahl des Königs sollte aber nicht der Reichstag allein, auch nicht ein verstärkter Reichstag, wie vielfach geplant wurde, sondern der gesammte Adel, auf einem Wahlfelde, unter freiem Himmel theilnehmen. Es zeigte sich aber nur zu bald, daß in einer so zahlreichen Versammlung, die an 100.000 Köpfe zählte, politisch denkende und

patriotische Elemente zu vollständiger Ohnmacht verurtheilt sind und daß das Wahlfeld zu einem Kampffelde für einzelne Oligarchen sich gestaltet. Fremde Mächte versäumten es auch nicht, dieses Chaos gründlich zu durchwühlen und hiebei ihre Interessen zu verfolgen.

Verschiedene Candidaturen tauchten auf. Die meisten Anhänger vereinigten sich um Erzherzog Ernst, einen Sohn Kaiser Maximilians II., und Heinrich von Valois, Bruder des Königs von Frankreich. Für den ersteren erklärten sich jene katholischen und aristokratischen Elemente, welche durch die Dynastie der Habsburger auf dem polnischen Throne den Katholicismus zu schützen und den aristokratischen Elementen des polnischen Gemeinwesens eine festere Gliederung zu sichern beabsichtigten. Der Mehrzahl der Wähler schien es aber, daß Polen dadurch an Selbständigkeit einbüßen würde. Es gelang auch dem französischen Gesandten Montluc, die Massen für seinen Herrn zu gewinnen, so daß Heinrich von Valois schließlich zum König von Polen proclamirt wurde. Freilich hatte man für ihn nach Art der Wahlcapitulationen der deutschen Kaiser besondere pacta conventa geschmiedet. Diese pacta enthielten die Anerkennung vollkommener Religionsfreiheit, dann eine Reihe von Artikeln, kraft deren die königliche Macht jeder Executiv-Gewalt beraubt und nur auf die Verleihung von Gnaden, Ämtern und Starosteien angewiesen wurde; schließlich enthielten die pacta auch Verpflichtungen des neuen Königs hinsichtlich der Vertheidigung des Reiches mit jenen angeblichen eigenen Mitteln, die er nach Polen mitbringen sollte. Der Taumel, welcher diesen ganzen Wahlact begleitete, mußte bald zu arger Enttäuschung führen. Heinrich von Valois kam nach Polen, ohne etwas mitzubringen, zeigte sich seiner Aufgabe nicht gewachsen, und das Schattenkönigthum gefiel ihm so wenig, daß er nach einigen Monaten Krakau insgeheim verließ und Polen seinem Schicksale überließ.

Das neue Interregnum war noch stürmischer als das erste. Die Candidatur eines Habsburgers gewann jetzt noch mehr Anhänger, insbesondere im Senate. Die Anlehnung an die Macht der Habsburger erschien vielen als Hort für das zerrüttete polnische Staatswesen. Diesmal wurde Kaiser Maximilian II. selbst zum Könige von Polen ausgerufen, aber nur ein Theil der Wähler erklärte sich für ihn; ein anderer unter der Führung des jungen Volkstribunen Johann Zamoyski rief die Schwester des Sigismund August, die fünfzigjährige Anna Jagiełłonka, zur Königin aus und bestimmte ihr zum Gemal den Wojwoden von Siebenbürgen, den kriegerischen Stefan Bathory. Da Maximilian mit seiner Reise nach Polen ungewöhnlich lang zögerte, ermöglichte er es seinem Gegner, nach Krakau zu gelangen und den Krönungsact (1576) vorzunehmen. Bald nahm den neuen König ein Krieg mit Moskau vollständig in Anspruch, den der Czar Iwan der Schreckliche mit einem verheerenden Zug nach Livland eröffnete. Er fand aber in Bathory einen überlegenen Gegner. Der Krieg wurde nicht blos von Lithauen, sondern von dem zu

einem Staatswesen vereinigten Polen-Lithauen geführt. Auf das Massenaufgebot wurde verzichtet, dagegen für bedeutende, durch den Landtag beschlossene Steuern ein beträchtliches Söldnerheer geworben. Anstatt aber mit Iwan um Livland zu kämpfen, beschloß Bathory direct gegen Moskau vorzugehen. Nach Erstürmung von Polock und Einschließung von Pskow kam es durch Vermittlung des Jesuiten Possewin 1582 zu einem Frieden. Moskau wurde von der Ostsee vollkommen zurückgedrängt.

Bathory beschäftigte sich nun eifrig mit der inneren Ordnung des Reiches und mit dem Plane eines neuen großartigen Kriegszuges, von dem es nicht ausgemacht ist, ob er gegen die Türken, gegen die Tataren oder gegen Moskau gerichtet werden sollte. Ihm zur Seite stand Johann Zamoyski als Kanzler und Kronfeldherr, dessen Feldherrntalent im Kriege gegen Moskau plötzlich erglänzte. Zur Befestigung der inneren Ordnung trug das vor dem Moskauer Kriege von dem Reichstage eingesetzte Krontribunal bei, vor welches alle Angelegenheiten des Adels, die sich auf Besitz, Leib und Ehre bezogen, in letzter Instanz gelangten. Politische Verbrechen waren der königlichen Judicatur während des Reichstages vorbehalten, und von diesem Rechte machte Bathory entschiedenen Gebrauch, indem er nicht zurückschreckte, sogar Mitglieder der angesehensten Geschlechter, welche sich politischer Umtriebe schuldig gemacht hatten, vor dieses Gericht zu laden und zu verdammen. Das Haupt des übermüthigen Samuel Zborowski fiel unter dem Beile des Henkers, und seine Brüder, Christoph und Andreas, wurden in die Acht erklärt. Einzelne Oligarchen traten gegen den König auf, aber dieser blieb standhaft, und die große Masse des Adels begann einzusehen, dass das starke königliche Regiment überall Ordnung und Ruhe stifte. Leider starb der thatkräftige König bereits im Jahre 1586.

Die Zeit seiner zehnjährigen Regierung bildet zugleich einen Höhepunkt in der Entwickelung der polnischen Wissenschaft und Literatur. Die katholische Gegenreformation macht jetzt, inmitten vollständiger Religionsfreiheit und durch diese unterstützt, große Fortschritte. Die Protestanten spalten sich in Secten und reiben sich gegenseitig auf, die Sache der Katholiken findet einen mächtigen Vorkämpfer in dem Orden der Jesuiten, in welchen gebildete, patriotisch gesinnte Männer eintreten. Die Jesuiten predigen Vaterlandsliebe und Gehorsam gegen den König, bei dem sie auch Unterstützung finden; eine Reihe von Schulcollegien der Jesuiten entsteht in allen Provinzen des Reiches, höhere Schulen gründen sie in Wilna und Polock. Zamoyski baut auf seinem Gute Zamość eine starke Festung zur Vertheidigung des Landes und gründet hier eine Universität mit vorwiegend juristischer Richtung mit Ausschluß der theologischen Studien.

Das dritte Interregnum nach dem Tode des Stefan Bathory sollte nicht nur zu einer Doppelwahl, sondern bereits zu einem Kriege führen. Polen theilte sich in zwei Lager. An der Spitze des einen stand Johann Zamoyski; sein Throncandidat war der

schwedische Prinz Sigismund Wasa, ein Neffe des letzten Jagiellonen Sigismund August. An die Spitze der Gegenpartei stellten sich die während der Regierung Bathorys gemaßregelten Zborowski; ihr Throncandidat war Erzherzog Maximilian, Sohn des Kaisers Maximilian II. Der von demselben unternommene Wahlzug nach Krakau mißglückte jedoch vollständig. Sammt seinen polnischen Anhängern in zwei Treffen von Zamoyski besiegt, gerieth Erzherzog Maximilian in Gefangenschaft und erhielt die Freiheit nur gegen Verzichtleistung auf die polnische Krone.

Sigismund III. stellte sich die Bekämpfung des Protestantismus zum Lebenszwecke und verfolgte sein Ziel ohne Rücksicht auf die ihm zu Gebote stehenden Mittel. Nach Polen gekommen, entfremdete er sich alsbald Zamoyski, dem er den Thron verdankte, sowie andere hervorragende Männer. Nach dem Tode seines Vaters fiel ihm im Jahre 1592 die schwedische Krone zu. Er mußte aber seinem Oheim Karl, Herzog von Sudermannland, als Statthalter die Regierung überlassen; dieser stellte sich an die Spitze der protestantischen Bewegung in Schweden und bedrohte, von großer Popularität getragen, den König Sigismund mit Enterbung. Sigismunds Politik war nun auf die Wiederherstellung des Katholicismus in Schweden und auf die Behauptung des schwedischen Thrones gerichtet; Polen sollte ihm dazu nur als Stütze dienen. Zu diesem Zwecke knüpfte er enge Beziehungen mit Österreich an, heiratete die österreichische Prinzessin Anna und nach deren Tode ihre Schwester Constanze und gerieth sogar in den Verdacht, daß er dabei die polnische Krone einem der österreichischen Erzherzoge zugesagt oder gar in eine Theilung Polens eingewilligt habe. Im Jahre 1598 zog Sigismund mit polnischen Hilfstruppen zum zweitenmale nach Schweden, wurde aber bei Linköping geschlagen und der schwedischen Krone für verlustig erklärt. Zu einer Anerkennung dieser Thatsache wollte er sich aber nicht bequemen und verwickelte Polen in einen langjährigen dynastischen Krieg mit den Schweden, an welchem beide Völker als solche nur ein geringes Interesse hatten. Den Schauplatz des Krieges bildeten die Ostseeprovinzen. Karl von Sudermannland erlitt im Jahre 1605 durch den polnischen Feldherrn Karl Chodkiewicz eine furchtbare Niederlage bei Kirchholm, doch der Krieg zog sich in die Länge. Gustav Adolf verlegte im Jahre 1626 dessen Schauplatz nach Preußen, nahm dasselbe ein und schloß im Jahre 1629 nur deshalb einen Waffenstillstand, um in den dreißigjährigen Krieg eingreifen zu können.

Der Mißmuth der Polen äußerte sich schließlich in einem Aufstande der Opposition unter Führung des Krakauer Wojwoden Zebrzydowski. Die Aufständischen wurden zwar bei Guzów (1607) aufs Haupt geschlagen, aber die königliche Partei unter dem Adel gestattete aus Mißtrauen dem König nicht, diesen Sieg zur Stärkung seiner Macht auszunützen. Daneben gelang es der Politik Sigismunds, Polen mit allen seinen Nachbarn zu verfeinden. Unter seinem Patronat kam in Krakau das Complot des falschen

Demetrius (Dymitr) zustande, welcher mit Unterstützung einiger polnischer Magnaten nach Moskau zog und den Sitz der Czaren einnahm, um nach kurzem Siegesrausche ebenso schnell von demselben gestürzt zu werden. So wurde Polen selbst in einen Krieg mit Moskau verwickelt. Der polnische Feldherr Zółkiewski schlug den Czaren Wasil Szujski bei Kluszyn, nahm ihn gefangen und besetzte Moskau, dessen Bojaren dem Sohne Sigismunds, Władysław, die Czarenkrone (1610) anboten. Sigismund zögerte aber aus religiösen Bedenken mit der Einwilligung zu dieser Wahl und begnügte sich mit der Eroberung von Smoleńsk. So kam es, daß die polnische Besatzung in Moskau niedergemetzelt wurde und die Dynastie der Romanow sich auf dem Czarenthrone festsetzte.

Bald brach aber der dritte und schrecklichste Krieg, der mit den Türken, aus. Solange die ganze Last der Türkenkriege auf Österreich-Ungarn und auf Venedig ruhte, bot sich zu einem Kriege mit der Türkei für Polen kein unmittelbarer Anlaß. Das enge Bündniß Sigismunds mit Österreich hingegen rückte jetzt die Gefahr eines Türkenkrieges näher, und der Anlaß fand sich in den Streifzügen der Kozaken.

Die Kozaken waren ein eigenthümliches Gebilde der polnischen Republik. Die seit Jahrhunderten fortschreitende Colonisation der Steppen am unteren Dniepr, in der sogenannten Ukraine, mußte eine kriegerische Organisation der dortigen Bevölkerung hervorrufen. So kam es, daß nicht nur der dortige, zum Theil eingewanderte polnische Adel, sondern auch die Bauern, Polen und Ruthenen, in das Kriegshandwerk eingeübt und von einem seltenen kriegerischen Geiste erfüllt waren. Vielen von ihnen gefiel friedliche Arbeit nicht mehr. Sie wählten sich einen Hauptmann und unternahmen verheerende Raubzüge gegen die Tataren, ja auf flinken Booten sogar in das Schwarze Meer gegen die türkischen Städte. Man nannte sie Kozaki. Bald gab es solche, welche sich auf kleinen Inseln am Dniepr ein befestigtes Lager gründeten und sich ausschließlich räuberischen Streifzügen hingaben. Das Lager hieß Sicz zaporoska und wurde schon zu Ende des XVI. Jahrhunderts dem in den südlichen Provinzen ansässigen Adel und Bürgerthum gefährlich. Es kam zu einem Kampfe. Die Kozaken wurden zwar von Fürst Constantin Ostrogski geschlagen und zur Ruhe gezwungen; der dortige Adel aber, der noch durchwegs ruthenisch war, sah sich durch die Kozaken fortwährend ernstlich bedroht, suchte daher seine Stütze immer mehr in Polen und entfremdete sich dem ruthenischen Volksthume. Der polnische Staat beeilte sich indessen keineswegs, die „Sicz“ mit seiner ganzen Macht zu unterdrücken. Kriegsleute solchen Schlages konnte der Staat in der Gefahr kaum entbehren; die Könige und die Republik trachteten vielmehr, die Kozaken zu organisiren und in ihren Dienst zu stellen. Es gelang ihnen dies zeitweise vortrefflich. In Sold genommene Kozakenscharen kämpften muthig und unverdrossen in allen Kriegen, welche König Sigismund führte. Die polnische Regierung war aber zu schwach, um diese Organisation der Kozaken

auch in Friedenszeiten zu erhalten und derselben eine ständige Grundlage zu geben. Auch wurde die Regierung durch die in der Ukraine ansässigen Magnaten daran gehindert, da dieselben nicht gern ihre Unterthanen missen wollten. So kam es, daß die selbständige Organisation der Kozaken in der Sicz sich immer mehr entwickelte und daß die Kozaken über das Schwarze Meer bis vor die Thore Constantinopels streiften und die Türken aus ihrem bisherigen Gleichmuthe brachten.

Im Jahre 1620 wandte sich die ganze Übermacht der Türken gegen Polen. Das kleine polnische Heer, welches an der Grenze stand, wartete vergebens auf Verstärkung, trat den Rückzug an und wurde bei Cecora aufgerieben, wo der tapfere Heerführer Zółkiewski fiel. Im nächsten Jahre wiederholte sich der Feldzug. Der Übermacht der Osmanen bot

Schloß Podhorce.

aber jetzt ein wohlausgerüstetes Heer die Spitze. Die Polen wurden von dem greisen Chodkiewicz, das Hilfsheer der Kozaken von dem berühmten Hauptmann Sahajdaczny befehligt. Bei Chocim schlossen sich die Vertheidiger in ein befestigtes Lager ein und widerstanden dem Anpralle der Türken solange, bis dieselben gezwungen waren, Frieden zu schließen.

Diese beständigen Kämpfe mit Schweden, mit Moskau und mit der Türkei bilden ein besonderes Merkmal der Regierung Sigismunds III. Der während des XVI. Jahrhunderts eingeschlummerte kriegerische Geist des Volkes lebte wieder auf, es bildete sich auch eine besondere Kriegstaktik aus, welche in dem kühnen Vordringen großer Cavallerie-Massen bestand. Glänzende Siege wurden auf allen Schlachtfeldern errungen, die Ostseeprovinzen wurden vertheidigt, neue Provinzen im Norden erobert. Doch richtete sich die

Aufmerksamkeit des Volkes immer mehr nach dem Osten; an dem Ringen der europäischen Mächte im dreißigjährigen Kriege nahm der polnische Staat keinen thätigen Antheil. Sigismund begnügte sich damit, daß er dem Kaiser Ferdinand II. gestattete, eine besondere Söldnertruppe, die sogenannten Lisowczyki, in Polen anzuwerben.

In der inneren Politik machte sich die Regierung Sigismunds durch einen ungewöhnlichen Aufschwung des Jesuitenordens bemerkbar. Diesem Orden gelang es auch, auf friedlichem Wege die protestantischen Adelsgeschlechter mit wenigen Ausnahmen zur Rückkehr zum Katholicismus zu bewegen, so daß Polen seine Religionseinheit wiedergewann. Nur die orientalische Kirche leistete noch dem Katholicismus Widerstand, trotzdem sie im Inneren das Bild vollkommener Auflösung darbot. Die Hoffnung war nicht unbegründet, daß sie der katholischen immer mehr Platz machen werde, da ja der ruthenische Adel bereits anfing, zum Katholicismus überzutreten. Doch weder der König noch die Jesuiten wollten diesen langwierigen Proceß abwarten; sie glaubten, das Werk durch eine Union der katholischen und der orientalischen Kirche in Polen beschleunigen zu können. Die Reminiscenzen der Union von Florenz lebten wieder auf, ruthenische Bischöfe fanden sich zur Annahme der Union bereit, weil sie von derselben eine Belebung ihrer absterbenden Kirche und eine Hebung ihrer Stellung erhofften. So kam auch ohne Schwierigkeit auf der Synode der ruthenischen Bischöfe in Brześć (1596) eine Union der ruthenischen Kirche mit dem römischen Stuhle zustande. Doch bei ihrer Durchführung tauchten verschiedene Schwierigkeiten auf. Das weltliche Element, welches in den Kirchenbruderschaften großen Einfluß auf die Kirche gewonnen hatte, zeigte sich an vielen Orten widerspenstig, einige Bischöfe fielen wieder ab, und so kam es, daß die Union nur in Lithauen feste Wurzel faßte, in den südlichen Provinzen aber sich nur mit Mühe behaupten konnte. Die lateinische Geistlichkeit verhalf ihr keineswegs zum Siege. Die polnischen Bischöfe widersetzten sich der Aufnahme der ruthenischen unirten Bischöfe in den Senat, wodurch die letzteren und die unirte Kirche erst zu vollständiger Gleichberechtigung und zu politischem Einflusse hätten gelangen können. Die Union blieb somit auf halbem Wege stehen und hatte erbitterte Kämpfe zwischen den Unirten und den Nichtunirten zur Folge.

Der älteste Sohn Sigismunds, Władysław IV., vermählt mit Cäcilia Renata, Erzherzogin von Österreich, folgte seinem Vater im Jahre 1632 auf dem Throne. Er beeilte sich vor Allem, die begonnenen Kriege zu Ende zu führen. Nach dem glänzenden Entsatze der Festung Smoleńsk, wobei das ganze russische Heer in Gefangenschaft gerieth, schloß er Frieden mit Moskau. Bald darauf verlängerte er den Waffenstillstand mit Schweden und erneuerte den Frieden mit der Türkei. Im Innern suchte er die aufgetauchten Gegensätze auszugleichen. So gestattete er denjenigen Ruthenen, welche zur Union in Opposition getreten waren, ihre geistliche Hierarchie wieder einzusetzen und gab ihnen ihre

von den Unirten eingenommenen Kirchen zurück. Die Dissidenten suchte er durch ein colloquium charitativum in Thorn zu gewinnen. Die unruhigen Kozaken wurden gebändigt, ihre selbständige Organisation wurde aufgehoben und ein von ihnen angestifteter Aufstand blutig niedergeworfen. Das Land erfreute sich nunmehr eines ungetrübten Friedens, der Ackerbau hob sich zu ungeahnter Blüte, die Ausfuhr über Danzig erreichte die höchste Stufe. Die Colonisation hatte längst die Ufer des Dniepr überschritten.

Władysław IV. entwarf aber weitreichende Pläne eines Offensivkrieges gegen die Tataren, eventuell auch gegen die Türken, um ihren Einfällen Halt zu gebieten und die Gestade des Schwarzen Meeres dauernd zu besetzen. Er knüpfte Unterhandlungen mit Rom und Venedig an, um eine Liga zu bilden. Er warb ein bedeutendes Heer an und trug auch kein Bedenken, die soeben niedergeworfenen Kozaken insgeheim zu organisiren und in seinen Dienst zu nehmen. An der Spitze einer selbständigen Streitkraft hoffte er nicht nur einen siegreichen Krieg führen, sondern auch durch einen Staatsstreich die königliche Macht heben zu können. Doch seine Pläne stießen auf den einmüthigen Widerstand der Magnaten, der Reichstag erklärte sich unbedingt für den Frieden und der König hatte nicht den Muth, den Krieg auf eigene Hand heraufzubeschwören. Er entließ die angeworbenen Truppen, war aber nicht im Stande, die von ihm selbst aufgewiegelten Kozaken wieder zur Ruhe zu bringen, zumal dieselben in dem polnischen Edelmanne Bogdan Chmielnick einen Führer von seltener Thatkraft und unbändigem Ehrgeize gewonnen hatten. Da der geplante Feldzug gegen die Tataren unterblieb, erhoben sich die Kozaken (1648), wandten sich, durch aufständisches Bauernvolk vermehrt, gegen das Innere des Reiches, ermordeten oder vertrieben den Adel und schlugen das durch Mangel an Disciplin geschwächte polnische Heer aufs Haupt. Im Augenblicke der höchsten Gefahr starb Władysław IV., während sich Chmielnicki mit den Tataren verband und bereits auf Lemberg und Zamość losging.

Der nach dem Tode Władysławs zum Könige gewählte Bruder desselben, Johann Kazimir, erbte nach ihm die Krone, die (zweite) Gemalin Maria Louise Gonzaga und auch den Bürgerkrieg mit den Kozaken. Polen vermochte nicht, diesen Aufstand zu bewältigen. Es bildeten sich zwei Parteien, von welchen die eine die Kozaken durch große Zugeständnisse, durch vollkommene Autonomie und Verleihung des Adels zur Ruhe bringen und dem Staate dienstbar machen wollte. Doch wurden die Bemühungen der Friedenspartei durch das Vorgehen der Gegenpartei immer gekreuzt, welche in den Kozaken nichts anderes als ein aufständisches Bauernvolk sah, das mit Waffengewalt niedergeworfen werden müsse. Andererseits waren auch Chmielnicki und dessen nächste Umgebung der großen Masse der von ihnen aufgewiegelten Kozaken und Bauern nicht immer Herr und außer Stande, aus diesen Elementen ein geordnetes Gemeinwesen zu bilden. So kam es,

daß Friedensverträge mit blutigen Schlachten wechselten. Trotz des von König Johann Kazimir in der großen Schlacht bei Beresteczko (1651) erfochtenen Sieges über Chmielnicki und die mit ihm verbündeten Tataren zog sich der Kozakenkrieg Jahre hindurch in die Länge. Den größten Vortheil hieraus erntete Moskau. Von Chmielnicki zu Hilfe gerufen, behauptete es trotz mancher Niederlagen Kiew und das rechte Ufer des Dniepr. Die größten Wunden brachte dieser Krieg dem ruthenischen Volksthum bei. Blühende Provinzen verwandelten sich in Schutthaufen, das ganze Land wurde durch Krieg, Hunger und durch den sogenannten jassyr, d. i. durch Wegschleppung vieler Tausende in die Sclaverei der Tataren entvölkert. Diese Kriege entfremdeten auch den ruthenischen Adel und das Bürgerthum dem ruthenischen Volke, und sogar die ruthenische Geistlichkeit begann sich der polnischen Art anzuschmiegen.

Während dieser Wirren reifte auch in Polen eine Institution, welche den letzten Grad der Auflösung der staatlichen Organisation bedeutete. Bereits in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts hatte sich das Recht ausgebildet, daß ein giltiger Reichstagsbeschluß nur durch Stimmeneinhelligkeit zustande kommen, daß der Reichstag nur durch sechs Wochen tagen und nur durch Stimmeneinhelligkeit verlängert werden konnte. Seitdem war es für die Minorität ein Leichtes, jeden unliebsamen Vorschlag zu vereiteln und sogar den Reichstag dahin zu bringen, daß er nach sechs Wochen unnützer Verhandlungen, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben, auseinander ging. Durch dieses Vorgehen zog sich aber die Minorität den Vorwurf unpatriotischen Handelns zu und lief immer bis zum Schlusse des Reichstages Gefahr, von Seiten des Königs und der Mehrheit terrorisirt zu werden. Im Jahre 1652 ereignete es sich nun, daß ein käuflicher Landbote die ganze Schande auf sich nahm und unter dem Vorwande, er sei in der freien Ausübung seines Mandates behindert, das liberum veto einlegte und dem Reichstag das Recht verweigerte, weitere Berathungen zu pflegen. Der Reichstag anerkannte dieses Vorgehen eines einzelnen Landboten und ging auseinander.

Diese Zeit der inneren Unruhen glaubten nun Schweden und Moskau zu ihrem Vortheil ausnützen zu sollen. Im Jahre 1654, nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, zog Karl Gustav von Schweden mit einem auserlesenen Heere nach Polen. Der Adel meinte, daß er dem Kriege ausweichen würde, wenn er seinen König im Stiche lasse und dem Eindringling sich unterwerfe. Warschau und Krakau wurden nach kurzem Widerstande eingenommen, während der russische Czar gleichzeitig Kiew besetzte und bis vor Wilna drang. Auch der Fürst Rákoczy von Siebenbürgen, Chmielnicki und der Kurfürst von Brandenburg zogen gegen Polen ins Feld. Eine Theilung Polens schien unvermeidlich. Johann Kazimir mußte sich nach dem österreichischen Schlesien flüchten. In diesem Augenblicke höchster Demüthigung und Gefahr erwachte aber der patriotische Sinn der Polen.

SERENISSIMA PRINCEPS D D
ELEONORA D G REGINA POLO:
NIÆ ARCHIDVX AVSTRIÆ &c

Leonore Maria von Österreich.

Die kleine Feste Czenstochau, wohin das Volk von altersher zu einem Gnadenbilde der Mutter Gottes pilgerte, leistete einer regelrechten Belagerung der Schweden glücklich Widerstand. Die Nachricht hievon flog durch alle Gaue Polens und zu dem Gefühle der Nothwendigkeit, das Vaterland zu vertheidigen, gesellte sich auch das der Pflicht, den katholischen Glauben zu wahren. Alles griff zu den Waffen, und es entstand überall ein hartnäckiger Guerillakrieg, welcher die Angreifer zwang, ihre Streitkräfte zusammenzuziehen und sich auf die Besetzung gewisser Punkte zu beschränken. Ein Nationalheld, Stefan Czarniecki, trat in diesem Kriege auf, und es gelang ihm, Karl Gustav bei Warka zu schlagen und zur Räumung von Warschau zu zwingen. Johann Kazimir kehrte nach Polen zurück und fand von Seiten des Kaisers Ferdinands III. kräftige Unterstützung. Ein österreichisches Heer vertrieb die Schweden aus Krakau und besetzte die angrenzenden Provinzen. Durch Vermittlung des Kaisers wurde mit Rußland ein Waffenstillstand geschlossen und der Kurfürst von Brandenburg dadurch gewonnen, daß man ihm für Preußen den Lehenseid erließ. Aus Polen vollkommen verdrängt, schlossen endlich die Schweden (1660) zu Oliwa bei Danzig einen Frieden, in welchem sie auf alle Eroberungen in Polen verzichteten, während Johann Kazimir seine Erbrechte auf die schwedische Krone aufgab.

Johann Kazimir, welcher bereits alt und überdies kinderlos war, wollte das Land vor den Wirren eines Interregnums bewahren. Hiezu schien ihm die Wahl eines Nachfolgers noch zu seinen Lebzeiten das geeignete Mittel. Als Throncandidat wurde der Herzog von Enghien auserkoren; seine Wahl sollte den französischen Einfluß in Polen begründen und der nothwendigen Reform des Staatswesens die Bahn eröffnen. Sie ward auch von der Gemahlin Johann Kazimirs, Marie Louise, einer Französin, eifrigst unterstützt. Diese Absichten riefen aber eine entschiedene und lärmvolle Opposition hervor, an deren Spitze sich der Kronmarschall Georg Lubomirski stellte. Die Opposition trat im Namen der sogenannten goldenen Freiheit auf, als deren Grundpfeiler die dem gesammten Adel eingeräumte Königswahl, die Einstimmigkeit der Reichstagsbeschlüsse und sogar das liberum veto gepriesen wurden, trotzdem eben diese Institutionen den polnischen Staat zu gänzlicher Ohnmacht verurtheilten und eine ernste Gefahr für dessen ferneren Bestand bildeten. Der unter dieses Banner gescharten Opposition gelang es, die Absichten des Königs auf dem Reichstage zu vereiteln, und als Lubomirski wegen seiner Verbindungen mit fremden Mächten in die Acht erklärt wurde, zettelte er einen Aufstand an und schlug das königliche Heer in zwei Treffen (1664). Trotz dieses Sieges sah sich Lubomirski veranlaßt, Polen zu verlassen, aber auch der König legte entmuthigt im Jahre 1668 die Krone nieder und begab sich nach Frankreich.

Die letzten Vorgänge hatten gezeigt, daß Polen in seiner inneren Politik die Selbständigkeit verloren hatte und zum Spielballe fremder Einflüsse geworden war.

Johann III. Sobieski.

Frankreich und Österreich waren es vornehmlich, welche Polen in das Geleise ihrer Politik lenken wollten; die zweite Hälfte des XVII. Jahrhunderts bietet vor Allem das Bild eines lebhaften Interessenkampfes zwischen diesen zwei Mächten auf polnischem Boden dar.

Nach der Thronentsagung Johann Kazimirs fiel die Wahl unverhofft auf den beim niederen Adel populären Fürsten Michael Wiśniowiecki, welcher die Schwester Kaiser Leopolds I., Eleonore, heiratete und sich unter den Einfluß Österreichs stellte. Es war die Zeit, in der die Eroberungssucht der Osmanen noch einmal aufzulodern und, begünstigt durch die in Polen herrschende Anarchie, auch gegen dieses Reich sich zu wenden begann. Es gelang ihnen, sich der stärksten Grenzfestung Polens, Kamieniec Podolski, zu bemächtigen, die südlichen polnischen Provinzen wegzunehmen und den Kozakenhetman Doroszenko zur Anerkennung ihrer Oberhoheit zu bewegen. In diesem Augenblicke der Noth trat aber in Polen ein genialer Feldherr, Johann Sobieski, auf, welcher im Jahre 1673 bei Chocim einen glänzenden Sieg über die Türken erfocht und infolge dessen nach dem gleichzeitig erfolgten Tode des Königs Michael zu dessen Nachfolger gewählt wurde.

Sobieski gehörte zur französischen Partei, war mit einer Französin Marie Kazimira d'Arquien vermählt, und seine Thronbesteigung erschien demnach als ein vollständiger Sieg der Politik Ludwigs XIV. Nach einiger Zeit verließ jedoch Johann III. das Fahrwasser der französischen Politik, lähmte durch entschiedenes Auftreten die Bestrebungen der französischen Partei und schloß ein Bündniß mit Kaiser Leopold I. Er that dies unter dem Einflusse des religiösen und kriegerischen Geistes, welcher die Polen zum Kampfe gegen die Osmanen im Namen ihrer historischen Mission beseelte; er that es aber auch in der Absicht, seine Dynastie auf dem polnischen Throne zu befestigen, was ja mit Hilfe des nahen Österreich viel leichter als mit jener des entlegenen Frankreich durchzuführen war. Als nun die Türken im Jahre 1683 gegen Wien anstürmten und die Hauptstadt Österreichs Gefahr lief, diesem Ansturme zu erliegen, zögerte Johann III. nicht, den Bestimmungen des Vertrages gemäß mit einem polnischen Heere in Eilmärschen zum Entsatze von Wien zu eilen. Vor Wien vereinigte er seine Truppen mit jenen des Herzogs Karl von Lothringen und das vereinigte Heer erfocht unter seinem Oberbefehle einen der glänzendsten Siege, durch welchen Wien befreit und die Macht der Osmanen zum erstenmale gebrochen wurde. Sobieski verfolgte noch die fliehenden Osmanen nach Ungarn, nahm an zwei Schlachten bei Párkány und an der Eroberung Grans theil, und auch nach seiner Rückkehr nach Polen hörte er bis zu seinem Lebensende nicht auf, die Türken und die Tataren zu bekämpfen. Im Jahre 1696 starb er, ohne aber seine dynastischen Absichten verwirklicht zu sehen. Die beabsichtigte Heirat seines Sohnes mit einer österreichischen Erzherzogin kam nicht zustande, die Ränke seiner Gemalin nach seinem Tode erregten allgemeines Ärgerniß, Jakob Sobieski

Gaſtmal zu Jaworów am 6. Juli 1684.

Giovanni III Sobieschi Rè (in der Mitte; hieran reihen ſich rechter Hand beginnend:) L' Ambasciòr Cesareo. — Il Vesc° di Varmia Pñpe Nip^e del Rè — Il Pñpe Lubomischi Gn. Mares^co del Regno — Il G^a : Gnāl del Regno — Il March^e di Bettunes Cognato della Regina, Gn Canc. del Regno — Nicolò Gavanis Sec° - Ven° : — Il Palatin di Cracovia — Sr Gerolino Morosini Nip^e del Ambas. Veneto — Il Paladin di Vilones — S. Filipo da Moli Nob^r Ven° — Il Paladin di Vimes — Sr Aluise Basadonna Nob^r Ven° — Il G^o Referendario del Regno — Giacomo Cavanis 2do Sec^r Ven° — Due Despotari Ambasc^ri. del Pñpe di Valachia — Mad^a. Const^le del G^n. Alfier del Regno — Mad^a Const^le del G^n Referendario — Mad^a Const^le del Palatin di Vimes — Mad^a Const^le del G^n Goṽ del Regno — Mad Const^le del G. Goṽ dl. Artigliā — La Pñpa Lubomischi Consorte del Gr Marescìalo — Sr. Amb: Ven^le Angelo Morosini R. P. — Luisa delle Grange d'Arquien la Rg^na — Il Pñpe Giacomo Fig^lo: M^r del Rè.

fand nicht die nöthige Unterstützung, und zum Könige von Polen wurde der Kurfürst von Sachsen als August II. gewählt, nachdem er sich vom lutherischen Glauben losgesagt und den katholischen angenommen hatte.

Der neue König besaß eine wirkliche Hausmacht und ein wohlorganisirtes, wenn auch nicht zahlreiches Heer; auf diese Kräfte gestützt, versuchte er aus Polen ein erbliches und absolutes Königreich für seine Dynastie zu machen. Unter dem Vorwande des Krieges mit der Türkei kam das sächsische Heer nach Polen. Als aber im Jahre 1699 infolge der vom Prinzen Eugen von Savoyen über die Türken erfochtenen Siege der Friede von Karlowitz zustande kam, verließen die Türken die Festung Kamieniec und überhaupt das polnische Gebiet. Das sächsische Heer wurde nunmehr nach Lithauen geführt, wo das mächtige Geschlecht der Sapieha einen Bürgerkrieg angefacht hatte. Die Sapieha wurden geschlagen und der König schickte sich an, seine Pläne durchzuführen. Indessen begann der nordische Krieg zwischen Karl XII. von Schweden und dem Czar Peter dem Großen. August II. nahm für Peter Partei und zog infolge dessen Polen in einen Krieg hinein, in welchem dasselbe nichts zu gewinnen hatte. Karl XII. wandte sich gegen Polen, und da der Krieg mit Schweden beim Adel äußerst unpopulär war, fand August II. von Seite der Polen keine Unterstützung, wurde mehrmals geschlagen und in dem Frieden von Altranstadt 1706 zur Abdankung gezwungen. Unter dem Einflusse Karls XII. wurde der Wojwode von Posen Stanislaus Leszczyński zum Könige gewählt. Doch ereilte Karl XII. im Jahre 1709 die Niederlage bei Poltawa, infolge deren August II. den polnischen Thron wieder erlangte. Als er aber an die Verwirklichung des beabsichtigten Staatsstreiches schritt, verband sich der seine Freiheiten vertheidigende Adel zur Conföderation von Tarnogrod (1715) und rief, von der Übermacht August II. bedroht, den Czar Peter den Großen zu Hilfe. Peter folgte dem Rufe, rückte in Polen ein und dictirte dem polnischen Könige einen Frieden, welcher im Jahre 1717 auf dem sogenannten Pacificationsreichstage zum Gesetze erhoben wurde. Ständige Steuern und stehendes Heer bildeten an diesen Beschlüssen das Gute, aber sowohl das Ausmaß dieser Steuern, als auch die Anzahl des Heeres wurde derart beschränkt (bis auf 20.000 Mann), daß es kaum zur Erhaltung der inneren Ordnung, nicht aber zur Vertheidigung des Reiches ausreichen konnte. Polen war seit diesem Reichstage zu vollständiger Ohnmacht verurtheilt und behielt eigentlich nur einen Schein von Selbständigkeit. Der russische Einfluß gewann seitdem die Oberhand und wurde nur dadurch in Schranken gehalten, daß andere Mächte, vor allem Österreich und Frankreich, später auch Preußen es nicht gestatteten, Polen in eine russische Provinz zu verwandeln. Der lange Friede, welcher nun Polen zutheil wurde, erschien als ein Trost nach den vielen äußeren Kriegen und inneren Kämpfen, die es bis jetzt zu bestehen hatte; auch die Tatareneinfälle hörten auf,

seitdem Rußland gegen die Ufer des Schwarzen Meeres siegreich vorgedrungen war. Doch brachte der lange Friede Polen keine wirkliche Erholung und Stärkung, selbst nicht auf wirthschaftlichem Gebiete. Es fehlte überall an Unternehmungsgeist und wahrem Fortschritte, nicht nur die staatlichen Institutionen, sondern auch das einst so rege polnische Gemeinwesen erstarrte. Der Bauer gerieth erst jetzt, da die weitere Colonisation unterblieb, in wirkliche Hörigkeit. Für die Städte ist diese Zeit eine Periode des größten Niederganges. Die einzige Ausnahme bildete Warschau, wohin bereits Sigismund III. seine Residenz aus Krakau verlegt hatte und welches sich infolge dessen einer größeren Entwicklung erfreute. Das städtische Gewerbe beschränkte sich auf die allergewöhnlichsten Producte, der kleine Handel ging in die Hände der Juden über, der früher so rege Kunstsinn schwand dahin, Kirchen und Bürgerhäuser gingen dem Verfalle entgegen. Der Adel war auch weit davon entfernt, sich wirklich mit dem Ackerbau zu befassen. Der Export sank und das bare Geld wurde im Lande immer seltener.

In diese Erstarrung, von welcher das politische und wirthschaftliche Leben Polens jener Zeit ergriffen war, versank schließlich auch dessen geistiges Leben. Das Volk erlangte seine religiöse Einheit, dank der unermüdlichen Thätigkeit des Jesuitenordens, welchem dafür das Monopol der öffentlichen Erziehung zutheil wurde. Nur die Krakauer Universität setzte diesem Monopole gewisse Hindernisse entgegen und hintertrieb die Gründung einer neuen Hochschule. Diese Streitigkeiten zeigten aber, daß die Krakauer Universität, in welcher die scholastische Richtung wieder die Oberhand gewonnen hatte, nicht mehr im Stande war, mit dem Jesuitenorden den Wettkampf aufzunehmen. Es fehlte keineswegs an Schulen, aber, nach einer einzigen Schablone eingerichtet, beschränkten sich dieselben auf eine rein formelle Bildung. Sie sanken zu Werkzeugen des herrschenden politischen Systems herab und verherrlichten dessen Auswüchse in den Augen der Jugend. Die gedruckte Literatur war, was die Anzahl der Bände anbelangt, zwar nicht im Niedergange begriffen; an Werth konnte sie sich aber mit der früheren keineswegs messen.

In dieser Zeit tiefsten Verfalles keimten jedoch bereits die Sprossen einer Wiedergeburt. Sie zogen ihre Säfte aus der französischen Cultur. Mit dieser war Polen bereits im XVII. Jahrhunderte, das zwei Französinnen auf dem Throne sah, in nähere Berührung getreten. Adelige Jünglinge zogen nicht mehr auf die italienischen Universitäten, welche übrigens auch dem Verfalle entgegen gingen; desto häufiger begaben sie sich nach Paris, wenn auch öfters nur zu dem Zwecke, sich französische Manieren anzueignen. Französische Sprache und Literatur verbreiteten sich wenigstens in den höheren Schichten der polnischen Gesellschaft, und bereits in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts fanden sich Dichter, welche unter dem Einflusse der französischen Literatur standen. Dem neuen Geist, der aus Frankreich kam, verhalf der Orden der Piaristen zum Durchbruch;

derselbe gründete besondere Schulen und Convicte und trat in Concurrenz mit den Jesuiten-Collegien. Ein Mann von hervorragender Bildung und großem Patriotismus, der Piarist Stanislaus Konarski, stellte sich an die Spitze dieser Bewegung, indem er in politischen Schriften die herrschende Anarchie nicht ohne Erfolg bekämpfte; aus seiner Schule gingen die Männer hervor, welche den Kampf immer kühner aufnahmen.

Ihre Bemühungen waren aber nur von geringem Erfolge begleitet. Zwei adelige Geschlechter, die Potocki und die Czartoryski, traten jetzt in den Vordergrund und scharten alles um sich, was von Bedeutung war. Beide versuchten das Vaterland zu retten, aber jedes auf eigene Hand und auf anderem Wege. Die Potocki waren mehr volksthümlich, sie verstanden es, sich zu Führern der großen Masse des Adels aufzuschwingen, wollten an der bestehenden Staatsform und an der „goldenen Freiheit" keineswegs rütteln und suchten nur das russische Übergewicht in Polen durch eine Massenauflehnung, womöglich mit französischer Hilfe zu brechen. Der Tod des Königs August II. (1733) schien ihnen der geeignete Augenblick zur Verwirklichung ihrer Pläne. Nun setzten sie die Wahl des ebenfalls volksthümlichen Stanislaus Leszczyński durch, welcher seit seiner Abdankung in Frankreich weilte und dessen Tochter Marie als Gemahlin des Königs Ludwig XV. den französischen Thron bestiegen hatte. Der Sohn Augusts II., August III., mit Marie Josefa, Erzherzogin von Österreich, Tochter Josefs I., vermählt, wollte aber keineswegs auf den polnischen Thron verzichten. Er fand in Polen eine wenn auch nicht zahlreiche Partei, welche ihn zum König erkor, und zur Durchsetzung seiner Wahl verschmähte er es nicht, die Hilfe Rußlands anzurufen. Nun zeigte es sich aber, daß der von den Potocki geführte Adel keineswegs gesonnen war, gegen Rußland und Sachsen einen ernsten Kampf aufzunehmen. Russische und sächsische Heere nahmen bald das ganze Land ein, nur Danzig, in welchem sich Leszczyński einschloß, leistete heftigen Widerstand, mußte aber schließlich die Waffen strecken. Leszczyński floh nach Frankreich. Ludwig XV. unternahm zwar den sogenannten polnischen Erbfolgekrieg, in welchem aber polnische Interessen nur zum Vorwand dienten und der damit endigte, daß Leszczyński seiner Krone entsagte und das Herzogthum Lothringen bekam; von dort übte er durch Heranziehung und Bildung junger Polen einen überaus wohlthätigen und belebenden Einfluß auf sein Vaterland aus. Das ganze Unternehmen der Potocki endigte zum großen Nachtheile für die Unabhängigkeit Polens, da es die sächsische Dynastie auf dem polnischen Throne schwächte. August III. hatte ihn Rußland zu verdanken, und Polen wurde desto mehr von dieser Macht abhängig.

Mit dieser Thatsache rechnete die Familie der Fürsten Czartoryski, welche jetzt in den Vordergrund trat. Michael und August Czartoryski waren Männer von höherer politischer Bildung. In die Adelsmassen setzten sie kein Vertrauen und hatten die Hoffnung

Stanislaus August.

verloren, daß Polen im Stande sei, durch eigene Kraft zu einer Reform seines Staatswesens zu gelangen. Jeder Reichstag war seit Jahren durch das liberum veto gesprengt worden und ging, ohne etwas zu beschließen, auseinander. Die Czartoryski unternahmen nun ein höchst gewagtes Spiel: sie knüpften enge Beziehungen mit dem russischen Hofe an und versuchten es, eine Wiedergeburt und Ordnung des polnischen Staates mit Rußlands Hilfe durchzusetzen. Rußland ging auf ihre Absichten theilweise ein.

Im Jahre 1764, nach dem Tode August III., rückten russische Heere zur Unterstützung der Czartoryski in Polen ein. Unter ihrem Drucke wurden auf den einzelnen Landtagen durchwegs Anhänger der Czartoryski in den Reichstag gewählt. Der sogenannte Convocations-Reichstag beschloß wirklich eine ziemlich weitgehende Reform des polnischen Staatswesens. Das liberum veto wurde, wenn auch nicht ausdrücklich, beseitigt, bei Beschlüssen über ökonomische Angelegenheiten Stimmenmehrheit gesetzlich eingeführt, das Gerichtswesen geordnet, eine Geschäftsordnung für den Reichstag beschlossen und zur Verwaltung des Finanz- und Heerwesens zwei ständige Commissionen eingesetzt. Diese wenigen Reformen bewirkten schon einen durchgreifenden Umschwung in der ganzen späteren Entwicklung Polens, welche seit dieser Zeit, wenn auch mit gewaltsamen Unterbrechungen, doch langsam vor sich ging. Zum Könige von Polen wurde der von der Kaiserin Katharina empfohlene Stanislaus Poniatowski, ein Neffe der Czartoryski, gewählt.

Nach seiner Thronbesteigung zeigte es sich aber nur zu bald, daß Rußland nicht gesonnen war, Polen erstarken zu lassen. Es stellte an den König und an die Czartoryski Forderungen, welche dieselben kaum zu erfüllen vermochten; es wandte also seine Gunst von ihnen ab und fand in dem Adel Elemente, die bereit waren, sich unter russischen Schutz zu stellen, um das Reformwerk der Czartoryski zu zerstören. Es bildete sich eine Conföderation zu Radom unter dem Vorsitze des Fürsten Karl Radziwill. Der hochgebildete, aber charakterlose König trat ihr bei, das Reformwerk der Czartoryski wurde auf dem Reichstage vom Jahre 1768 theilweise rückgängig gemacht und die beabsichtigten weiteren Reformen durch ein Staatsgrundgesetz, dessen Garantie Rußland übertragen wurde, ausgeschlossen. Der russische Gesandte in Warschau gewann solchen Einfluß, daß er alles dictirte und Stanislaus Poniatowski zu einem Schattenkönige herabsank. Dies erregte im Lande allgemeine Entrüstung und führte (1768) zur Conföderation von Bar (einem podolischen Städtchen), welche es sich zur Aufgabe stellte, die Unabhängigkeit von Rußland mit den Waffen zu erzwingen. Der Aufstand breitete sich über alle Provinzen des Reiches aus, mehrere Jahre hindurch wurde ein hartnäckiger Partisanenkrieg mit den russischen Truppen geführt, der von Seite Frankreichs durch Entsendung von Officieren thätige Unterstützung fand. Österreich verhielt sich dem Aufstande gegenüber so wohlwollend, daß die Leitung der Conföderation in einer schlesischen Stadt ihren Sitz hatte. Einen wirklichen Erfolg konnte aber der Aufstand nicht erzielen. Der König und die Regierung traten dem Aufstande nicht bei, und die irregulären Scharen der Aufständischen waren den russischen Truppen nicht gewachsen. Die Conföderation von Bar stürzte somit das Land nur in die größte Verwirrung und bot Rußland und Preußen den Anlaß zur ersten Theilung Polens. Als sich beide Mächte über dieses Project geeinigt hatten, trat ihm auch Maria Theresia bei. So kam im Jahre 1772 die erste Theilung Polens zustande,

kraft deren Rußland die ruthenischen Provinzen Lithauens, Preußen aber Westpreußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn und einen Theil von Großpolen, Österreich endlich die südlichen Bezirke von Kleinpolen erhielt. Der Rest des polnischen Reiches bekam (1775) eine neue Regierungsform, vermöge deren die Regierungsgewalt einem ständigen Rath anvertraut wurde, in welchem der König den Vorsitz führen sollte.

Geschichte Galiziens seit 1772. Das bei der ersten Theilung Polens von Österreich occupirte Gebiet am Nordabhange der Karpathen besaß gegen den Norden keine natürliche Grenze und hatte bisher in der administrativen Eintheilung und geschichtlichen Entwicklung Polens kein in sich geschlossenes Ganze gebildet; es mußte erst nach seiner Einverleibung in Österreich einen besonderen Namen erhalten und wurde, unter Auffrischung historischer Reminiscenzen an die ehemaligen Fürstenthümer Halicz und Wladimir, Königreich Galizien und Lodomerien genannt. Als solches trat es in die Reihe der verschiedenen Kronländer, aus welchen die österreichische Monarchie geschichtlich entstanden war. Die auf eine einheitliche Gestaltung der Monarchie gerichtete Politik Maria Theresias und noch mehr jene Josefs II. bot für eine Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten des neu erworbenen Landes keinen Raum und äußerte sich vielmehr in dem Bestreben, dasselbe in allen seinen Einrichtungen den übrigen Ländern möglichst anzupassen und demselben alle jene Reformen, welche dem ganzen Staate zugedacht waren, zuzuwenden.

Galizien gelangte an Österreich nach einem langjährigen inneren Kriege ohne Schwertstreich, und dessen Pacificirung bereitete Österreich keine Sorge. Nach Einführung der in Österreich allgemein geltenden Steuern und des stehenden Heeres bildete es bald eine neue Quelle der Macht für den österreichischen Staat. Aus dem Systeme der unbändigen Freiheit ging es in das des absoluten Regimentes über und wurde von Wien aus verwaltet. Ursprünglich bekam es zur Wahrung seiner Interessen einen Hofkanzler, aber dieses Amt wurde bald abgeschafft, und die galizischen Angelegenheiten wurden den allgemeinen Hofämtern überwiesen. An der Spitze der Civilverwaltung des Landes stand ein Gouverneur, und die ganze Verwaltung war rein bureaukratisch. Da für dieselbe einheimische Elemente nicht genug vorgebildet waren oder nicht genug Vertrauen einflößten, so wurde die gesammte Beamtenschaft, mit wenigen Ausnahmen, aus anderen Ländern herbeigezogen. Die Amtssprache war ursprünglich lateinisch, wurde aber zur Zeit Josefs II. durch die deutsche ersetzt; die lateinische blieb nur in einigen Zweigen des Gerichtswesens. Maria Theresia setzte zwar im Jahre 1775 für Galizien einen besonderen ständischen Landtag ein, welchem das Recht eingeräumt wurde, über die Art der Ausführung der kaiserlichen Verordnungen zu berathen und etwaige Wünsche vorzubringen; dieses Patent kam jedoch nicht zur Ausführung. Der Gouverneur stand an der Spitze eines Collegiums, welches sich in zwei Senate, einen politischen und einen Gerichtssenat theilte; aus dem letzteren wurde bald ein besonderes

Appellationsgericht gebildet. Das ganze Land war in 6, später in 19 Kreise eingetheilt, zu denen noch im Jahre 1786 die Bukowina als ein besonderer Kreis hinzukam. An die Spitze eines jeden Kreises wurde ein besonderer Beamter, der Kreishauptmann, gestellt, welcher mit Hilfe von Subalternbeamten die administrativen Angelegenheiten in erster Instanz leitete. Besondere Gerichtshöfe und besondere Criminalgerichte wurden errichtet und allgemeine Gesetzbücher allmälig eingeführt. Die allgemeine Gerichtsordnung und das bürgerliche Gesetzbuch erhielten in Galizien bereits im Jahre 1780, beziehungsweise 1797 Gesetzeskraft.

In socialer Beziehung wurde dagegen an dem Bestehenden möglichst wenig gerüttelt. Das Gemeinwesen blieb nach Ständen geordnet. Der Adel behielt seine bevorzugte Stellung, er wurde nur in zwei Classen getheilt. Die eine, der Magnatenstand, mußte erst durch Verleihung von vielen Grafentiteln geschaffen werden, den anderen, den Ritterstand, bildete der übrige begüterte Adel. Die Städte büßten ihre frühere Autonomie ein, indem an Stelle des wählbaren Stadtrathes die von der Regierung ernannten Bürgermeister traten, welche mit Hilfe der sogenannten Magistrate sowohl die Verwaltungsgeschäfte als auch das Gerichtswesen in der Stadt besorgten. Die Verhältnisse des Bauernstandes wurden thunlichst geordnet. Das allgemeine Unterthanenpatent vom Jahre 1781 räumte den Bauern das Freizügigkeitsrecht ein und beschränkte das Strafrecht der Grundherren. Die Bauerngüter wurden für besondere Rusticalgüter erklärt, welche von der Grundherrschaft nicht mehr eingezogen werden konnten; in denselben wurde die Erbfolge nach der Primogenitur eingeführt. Die grundherrlichen Lasten, die Robot, wurden etwas beschränkt, dem Bauer das Recht der Klage gegen den Grundherrn zuerkannt und alle aus den bäuerlichen Verhältnissen entspringenden Streitigkeiten an die Kreishauptmannschaft verwiesen. Sonst aber blieb der Grundherr bei seiner früheren Patrimonialgewalt über die ihm unterthänigen Bauern; es wurde ihm die Einhebung der Steuern und die Aushebung der Rekruten überwiesen, er mußte nur zur Besorgung der Amtsgeschäfte einen besonderen Beamten bestellen.

Die größte Umwälzung erfolgte auf dem Gebiete des Kirchenwesens. Dasselbe büßte infolge der bekannten Reformen Josefs II. seine frühere Selbständigkeit ein. Eine Unzahl von Klöstern wurde in Galizien aufgehoben; ihr ausgedehnter Landbesitz, sowie auch viele Besitzthümer der Bischöfe wurden incamerirt und aus denselben wurde ein besonderer vom Staate verwalteter Fond, Religionsfond genannt, gebildet, dessen Einkünfte zur Aufbesserung der Gehalte der niederen Geistlichkeit verwendet werden sollten. Während der späteren Kriege wurden aber viele von diesen Gütern, sowie auch die ungeheuren Staatsdomänen größtentheils veräußert. Das alte Educationssystem wurde vollständig aufgehoben, was um so leichter geschehen konnte, als der Jesuitenorden, welcher

die Erziehung in seiner Hand hatte, im Jahre 1773 aufgehoben wurde. Das gesammte Unterrichtswesen wurde nun vom Staate organisirt und geleitet. Volksschulen in größeren Städten, einige Gymnasien und die von Josef II. im Jahre 1784 gegründete Universität in Lemberg vermittelten die Bildung. Die Unterrichtssprache war die deutsche, theilweise die lateinische, der Unterricht war hauptsächlich auf die Heranbildung von Beamten berechnet.

Die so organisirte Verwaltung verbürgte wohl dem Lande äußere Ordnung und inneren Frieden, war aber nicht darnach angethan, die natürlichen Kräfte des Landes und seiner Bevölkerung zu heben und dieselben, sei es in wirthschaftlicher, sei es in cultureller Beziehung zu entwickeln. Die durchgeführte Ordnung der bäuerlichen Verhältnisse blieb auf halbem Wege stehen, so sehr sie auch den Bauern zugute kam, und verursachte unliebsame Reibungen zwischen den beiden im Lande dominirenden Gesellschaftsclassen. Der Bureaukratie, der die Rolle eines Schiedsrichters zwischen diesen Ständen zugefallen war, räumte

Medaille auf die Gründung der Lemberger Universität.

sie zwar eine fast unbeschränkte Machtvollkommenheit ein, bürdete ihr aber eine Aufgabe auf, welcher diese auf die Dauer nicht gewachsen war. Die Regierungspolitik Josefs II., welche in den österreichischen Erbländern vielfach Mißmuth und Opposition hervorrief, war auch nicht geeignet, das neu erworbene Land an die Monarchie durch mehr als äußere Bande zu knüpfen.

Diese Thatsache entging nicht der Einsicht Leopolds II., welcher seinem Bruder Josef auf dem Throne folgte und Galizien gegenüber eine andere Politik beobachtete. Gleich nach seinem Regierungsantritte knüpfte er mit hervorragenden Persönlichkeiten unter dem galizischen Adel Verhandlungen an, welche den Zweck hatten, die Wünsche des Landes möglichst zu befriedigen und die galizischen Polen dauernd an Österreich zu fesseln. Das von den galizischen Delegirten vorgelegte Project einer besonderen Verfassung für Galizien bildete auf Befehl des Kaisers den Gegenstand eingehender Prüfung im Schoße der Regierung und gewann nach mehrmaliger Umgestaltung eine immer concretere Gestalt. Die absolute

Regierungsform wurde zwar gewahrt, aber dem Volke in einem ständischen Landtage die Möglichkeit eingeräumt, seine Anliegen und Beschwerden zu äußern. Die rein bureaukratische Organisation der Ämter sollte durch eine gemischte Organisation, in welcher die autonomen Elemente beinahe vorherrschten, ersetzt werden.

Diese organisatorischen Arbeiten befanden sich in vollständigem Einklange mit der äußeren Politik, welche Leopold II. dem nach der ersten Theilung noch übrig gebliebenen polnischen Staate gegenüber einschlug. Der erschütternde Eindruck der ersten Theilung hat das Werk der nationalen Wiedergeburt jedenfalls beschleunigt. Ein geordnetes Gerichtswesen und ein wenn auch kleines, ständiges Heer machten der alten Anarchie ein Ende. Der im Jahre 1775 eingesetzte ständige Rath arbeitete trotz seiner Schwerfälligkeit mit sichtbarem Erfolge auf dem Gebiete der staatlichen Verwaltung. Dieser Erfolg machte sich insbesondere in der Volkswirthschaft bemerkbar: Handel und Gewerbe fanden eine kräftige Unterstützung, und das Bürgerthum in den Städten, insbesondere in Warschau, entwickelte sich zu einer Macht, welche auch auf den Gang der politischen Ereignisse nicht ohne Einfluß war. Die Rückwirkung auf den Ackerbau blieb auch nicht aus, und es tauchten immer häufiger Versuche auf, die bäuerlichen Verhältnisse auf einer anderen Grundlage zu ordnen. Der größte Aufschwung vollzog sich aber auf dem Gebiete des Unterrichtswesens und der Literatur. Die nach der Aufhebung des Jesuitenordens eingesetzte „Educations-Commission" verwendete die Einkünfte des immensen Jesuitenbesitzes für Unterrichtszwecke, und es gelang ihr, die Universitäten gründlich zu reformiren, eine Reihe von Mittel- und Volksschulen zu schaffen und dem ganzen Werke der nationalen Erziehung eine aufgeklärte, politisch vernünftige Richtung zu geben. Die Zahl derjenigen, welche den Verfall Polens tief beklagten und bereit waren, für die politische Wiedergeburt des Landes zu wirken, war so beträchtlich, daß sie bereits auf dem Reichstage vom Jahre 1789 die führende Rolle spielten. Ihre Politik war gegen Rußland gerichtet, welches nach der ersten Theilung eine präponderante Stellung in Polen gewonnen hatte. Sie nützten den zwischen Rußland und Preußen ausgebrochenen Antagonismus zu einem Bündnisse mit Preußen aus, das insoferne auch gegen Österreich gerichtet war, als die äußere Politik Josefs II. sich eng an die russische angeschlossen hatte. Als aber das von Josef II. gepflegte Einvernehmen Österreichs mit Rußland in die Brüche ging, suchten und fanden die polnischen Patrioten eine feste und aufrichtige Stütze ihrer Bestrebungen in Leopold II., welcher die Bedeutung einer Consolidirung des polnischen Staatswesens für Österreich vollkommen würdigte. Mit Wissen und mit Aufmunterung Leopolds II. kam die polnische Constitution vom 3. Mai 1791 zustande, in welcher Polen den anarchischen Institutionen seiner Vergangenheit ausdrücklich entsagte, die Freiheit des Adels zügelte, dem Bürgerstande politische Rechte zusprach, den Bauernstand unter den Schutz des öffentlichen Rechtes stellte, eine erbliche Monarchie

einsetzte und dem sächsischen Fürstenhause die Thronfolge anbot. Leopold II. war bemüht, dieser neuen Staatsverfassung Polens allgemeine Anerkennung in Europa zu verschaffen und derselben zur Verwirklichung zu verhelfen. Sein unerwarteter Tod (1792) machte diesen Plänen ein jähes Ende, zumal Europa gleichzeitig in die Wirren der französischen Revolution hineingezogen wurde und die Beziehungen der Mächte zu einander sich anders gestalteten.

Russische Heere drangen in Polen ein, bewältigten die noch nicht genügend organisirten polnischen Truppen, und im Jahre 1793 kam die zweite Theilung Polens zwischen Preußen und Rußland zustande. Der Nachfolger Leopolds, Kaiser Franz I., nahm diesem Ereignisse gegenüber eine passive Haltung ein. Der unmittelbar darauf

Medaille auf die Gründung des Ossolińskischen National-Instituts in Lemberg im Jahre 1817.

unter Führung Kościuszko's ausgebrochene Aufstand wurde durch Rußland und Preußen blutig niedergeworfen und bot den Anlaß zur dritten Theilung Polens im Jahre 1795, an welcher Österreich sich betheiligte, wodurch ein großes, nördlich von Galizien gelegenes Gebiet bis zu den Flüssen Pilica und Bug an Österreich gelangte. Es wurde Westgalizien benannt und ähnlich wie das in der ersten Theilung erworbene Galizien organisirt.

Die bis zum Jahre 1815 andauernden Kriegsereignisse gestatteten nicht, die Reformpläne Leopolds II. aufzunehmen, und zwar umso weniger, als die Polen sich auf die Seite Napoleons stellten und überall unter seinen Fahnen fochten. Das im Jahre 1807 aus dem preußischen Theile Polens errichtete Herzogthum Warschau bedeutete sogar eine unmittelbare Gefahr für den Besitz Galiziens und betheiligte sich auch an dem bald darauf im Jahre 1809 zwischen Österreich und Napoleon ausgebrochenen Kriege. Ein österreichisches Heer

unter Erzherzog Ferdinand d'Este zwang das polnische Heer unter dem Fürsten Josef Poniatowski nach einem hartnäckigen Kampfe bei Raszyn zum Rückzuge und besetzte Warschau. Als aber Poniatowski längs des rechten Ufers der Weichsel einen kühnen Zug unternahm und Lemberg occupirte, zwang er den Erzherzog zum Rückzuge und besetzte schließlich auch Krakau. Der Wiener Friede setzte diesen Kämpfen ein Ende, und Österreich trat Westgalizien an das Herzogthum Warschau, die zwei ostgalizischen Kreise Tarnopol und Zaleszczyki an Rußland ab. Die weltbekannten Ereignisse der Jahre 1812 bis 1815 versetzten wieder alle Theile des ehemaligen Polens in die heftigste Erregung und zogen sie in das Kampfgewühl hinein. Bei dem Wiener Congresse behauptete sich Österreich nur in dem Besitze des ursprünglichen Galiziens, während das Herzogthum Warschau als Königreich Polen unter russisches Scepter kam und Krakau einen Freistaat bildete. Die Kreise Tarnopol und Zaleszczyki kehrten wieder zu Österreich zurück.

Die Geschichte Galiziens in den nächsten drei Jahrzehnten nach dem Wiener Congresse, unter der Regierung der Kaiser Franz I. und Ferdinand I. bietet wenig Abwechslung. Das von dem Fürsten Metternich inaugurirte Regierungssystem war auf die Conservirung des Bestehenden gerichtet und wurde in Galizien consequent befolgt. Der im Jahre 1817 eingesetzte und periodisch einberufene ständische Landtag erlangte keinen Einfluß auf die Entwicklung des Landes. Selbst seine mehrmals geäußerten Wünsche nach Aufhebung des bäuerlichen Unterthanenverbandes wurden nicht erledigt und erst im Jahre 1841 gelang es den Landständen, die Errichtung der Bodencredit-Gesellschaft zu erwirken. Die Lemberger Universität, im Jahre 1805 aufgehoben, wurde im Jahre 1817 mit drei Facultäten und einer Schule für Chirurgen wieder eröffnet, spielte aber in dem geistigen Leben des Landes keine führende Rolle. Das gleichzeitig in Lemberg errichtete Ossoliński'sche National-Institut beschränkte seine Wirksamkeit auf die Erhaltung einer reichhaltigen Bibliothek und auf die Sammlung verschiedener Antiquitäten. Die polnische Bühne erhielt sich in Lemberg seit dem Jahre 1795 und erlangte in der gräflich Skarbek'schen Stiftung im Jahre 1842 eine materielle Stütze. Die Literatur fand keine Bedingungen zu einer gedeihlichen Entwicklung, und das geistige Leben schöpfte seine Nahrung nur aus Büchern, die aus dem Auslande kamen und theilweise infolge der damaligen Censurverhältnisse eingeschmuggelt wurden. Das benachbarte Königreich Polen und später, nach der Bewältigung des in demselben ausgebrochenen Aufstandes vom Jahre 1830, die polnische Emigration in Paris, übten einen ziemlich nachhaltigen Einfluß auf die Gemüther. Die freiheitlich-nationalen und die revolutionären Strömungen wurden aber durch das herrschende Regierungssystem niedergehalten und das Land blieb in Ruhe, bis es durch die traurigen Ereignisse des Jahres 1846 plötzlich in Aufregung gerieth. Der seit den Reformen Josefs II. aufrecht erhaltene sociale Bau der Gesellschaft wurde durch die

blutigen Bauernunruhen in einigen Bezirken Galiziens gewaltsam zertrümmert, eine grundlegende Reform erschien unabwendbar, und die bäuerlichen Lasten wurden bereits im Jahre 1846 von Kaiser Ferdinand I. aufgehoben.

Dieses Jahr erlangte in der Geschichte Galiziens auch durch die Einverleibung des Freistaates Krakau seine Bedeutung. Dem kleinen Freistaate, welcher unter den Schutz der drei Theilungsmächte gestellt worden war, fehlten alle Lebensbedingungen. Nur die in Krakau bestehende polnische Universität bildete eine Stätte, an welcher die

Das Landtagsgebäude in Lemberg.

polnische Wissenschaft und Literatur gepflegt werden konnten. Krakau wurde mehrmals zum Zufluchtsorte für politisch aufschäumende Elemente, der im Jahre 1846 dort ausgebrochene Aufstand endigte aber damit, daß ein österreichisches Heer einrückte und das Gebiet des Freistaates unter dem Namen des Großherzogthums Krakau unter das österreichische Scepter überging.

Die Ereignisse des Jahres 1848 und der Regierungsantritt Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph I. bedeuteten auch für Galizien einen vollständigen Bruch mit dem bisherigen System. Die freiheitlichen Elemente, welche solange zurückgedrängt waren, traten jetzt in den Vordergrund des politischen Lebens. Mit jugendlichem Enthusiasmus,

welcher durch politische Erfahrung nicht gezügelt war, nahmen sie lebhaften Antheil an allen Verfassungskämpfen, welche Österreich in den nächsten Jahren zu bestehen hatte. Die freiheitlichen Bestrebungen vereinigten sich mit dem ungestümen Drange nach Erlangung der seit langer Zeit vorenthaltenen nationalen Rechte. Zum erstenmale wurde ein Pole, Wenzel Ritter von Zaleski, mit der Verwaltung des Landes betraut und im August 1848 zum Gouverneur ernannt. Das Jahr 1851 brachte zwar für die Verfassungskämpfe einen längeren Stillstand, aber die Folgen des Jahres 1848 ließen sich nicht mehr rückgängig machen. Ständische Anschauungen und Verhältnisse waren verschwunden, die ganze Verwaltung mußte auf neuen Grundlagen aufgebaut werden, das Unterrichtswesen konnte von der neuen Bahn, auf die es gelenkt worden war, weder zurückweichen, noch die nationale Grundlage, welche ihm einmal gegeben worden, vollkommen verlieren. Einheimische Elemente wurden von den öffentlichen Ämtern, insbesondere von dem Lehr- und Richteramte nicht mehr ganz zurückgedrängt. Obwohl das neue Ministerium eine centralisirende und absolutistische Richtung befolgte, so blieb doch die Landesregierung, auch nach dem Rücktritte Zaleskis, seit dem Jahre 1849 bis 1859 in den Händen eines Polen, des Grafen Agenor Gołuchowski.

Wichtige Reformen wurden in dieser Zeit durchgeführt. Kraft kaiserlichen Patentes vom 15. April 1849 wurden die bäuerlichen Unterthansverhältnisse vollständig aufgehoben. Die Bauern bekamen die von ihnen besessenen Grundstücke in volles Eigenthum, ohne jedes Entgelt, die Grundherren aber wurden durch besondere Grundentlastungs-Obligationen, zu deren Verzinsung und Amortisirung Staat und Land beitrugen, entschädigt. Die der bisherigen Patrimonial-Jurisdiction der Grundherren obliegenden richterlichen und administrativen Aufgaben wurden jetzt öffentlichen Ämtern, den sogenannten Bezirksämtern überwiesen. Die ganze Verwaltung und das Gerichtswesen bekamen eine vollkommen neue Gestalt, wobei auf den Unterschied der Standesclassen keine Rücksicht genommen wurde. Das ganze Land war in zwei selbständige Regierungsbezirke eingetheilt, und Krakau wurde zum Sitze einer besonderen Regierungs-Commission und eines Appellationsgerichtes für den westlichen Theil des Landes erhoben. Allgemeine österreichische Gesetzbücher erhielten in dem Gebiete des ehemaligen Freistaates geltende Kraft, Krakau aber wurde durch Verlegung der Centralämter sowie durch seine Universität zum Brennpunkte des geistigen und politischen Lebens für den ganzen westlichen Theil Galiziens.

Die größte Reform vollzog sich auf dem Gebiete des Unterrichtswesens. Auf den Universitäten fand die Lehrfreiheit Geltung und verfehlte nicht, ihnen größeren Einfluß und Ansehen zu verschaffen. Manche bedeutende Männer, Deutsche und Polen, wirkten an denselben. Die größte Tragweite für die geistige Entwicklung der neuen Generation übte aber die durch den Organisationsentwurf vom Jahre 1849 bewirkte Reform des

Gymnasialstudiums. Die deutsche Sprache war die Unterrichtssprache, aber auch die Landessprachen bildeten einen Lehrgegenstand, und einheimische Lehrkräfte kamen nach und nach in Verwendung. Die nationale Literatur, welche im Jahre 1848 in Galizien offenen Eingang fand, bekam in Krakau und Lemberg zwei neue Pflegestätten. Das Ossolińskische Institut in Lemberg und der wissenschaftliche Verein in Krakau vereinigten die zerstreuten Kräfte und Galizien begann an der Entwicklung der polnischen Wissenschaft und Literatur immer regeren Antheil zu nehmen, obgleich der Schwerpunkt dieser Literatur noch immer im Auslande sich befand.

Das im Jahre 1848 erfolgte allgemeine Erwachen des nationalen Geistes kam in Galizien insbesondere dem ruthenischen Volke zugute. Infolge der geschichtlichen Ereignisse war das ruthenische Volksthum hauptsächlich auf den Bauernstand beschränkt, welcher, mit dem polnischen stark gemischt, den östlichen Theil des Landes bewohnte. Selbst die ruthenische Geistlichkeit war stark polonisirt, und die polnische Sprache wurde vielfach als Amtssprache der ruthenischen Kirchenbehörden verwendet. Im Jahre 1848 erwachte nun das nationale Gefühl innerhalb der ruthenischen Geistlichkeit und Intelligenz und fand von Seiten der Regierung lebhafte Förderung. Den Ruthenen wurde durch eine Widmung des Kaisers Franz Joseph I. die Errichtung eines Nationalinstitutes „Narodny Dom“ in Lemberg ermöglicht. Eine ruthenische volksthümliche Literatur, welche schon früher einige Vertreter besaß, begann sich jetzt zu entwickeln und die ruthenische Sprache fand Berücksichtigung in den Volks- und den Mittelschulen. Die größte Schwierigkeit bildeten für die Entwickelung der Ruthenen die unter ihnen herrschenden widerspruchsvollen Anschauungen über das Wesen ihrer Nationalität und Sprache. Wenige von ihnen vertraten den Standpunkt, daß man sich an die ruthenische volksthümliche Literatur anlehnen und auf dieser Grundlage die ruthenische Sprache zu einer selbständigen nationalen Schrift- und Literatursprache entwickeln solle. Die Mehrzahl der ruthenischen Intelligenz in Galizien war bestrebt, eine ruthenische Schriftsprache künstlich, mit Berücksichtigung der kirchenslavischen und der russischen Sprache auszubilden. Manche von den galizischen Ruthenen verloren sogar die Hoffnung, jemals zu einer besonderen ruthenischen Schriftsprache zu gelangen, und es tauchte die Anschauung auf, daß die ruthenische Volkssprache in Galizien nur einen Dialect der russischen Sprache und das ruthenische Volk nur einen Zweig des russischen Volkes bilde.

Das Octoberdiplom vom Jahre 1860 eröffnete dem politischen Leben in Galizien eine freiere Bahn. Während der allgemeinen Kämpfe um die Verfassung, welche erst gegen Ende des Jahres 1867 in der Erlassung der Staatsgrundgesetze ihren Abschluß fanden, gelangte bei den Polen in Galizien jene politische Richtung zum Durchbruche, welche auf der Überzeugung beruht, daß Österreich ihrer Religion und ihrem Volksthum sicheren Schutz biete und daß nur ein mächtiges Österreich diesen Schutz gewähren könne.

Diese politische Richtung vertrat sowohl im Lande als auch der Centralregierung gegenüber am wirksamsten der neuerdings zum Statthalter ernannte Graf Agenor Gołuchowski. Der galizische Landtag erklärte im Jahre 1866 nach dem unglücklichen Kriege in einer Adresse an die Krone: „Bei Euerer Majestät stehen wir und wollen wir stehen!“ Diese einfachen, aber aus der Tiefe des Herzens gesprochenen Worte sind zum politischen Programme des ganzen Landes und seiner parlamentarischen Vertretungen geworden. Die galizischen Abgeordneten traten für alles ein, was die innere Festigung und die äußere Machtstellung der Monarchie erheischte, gleichzeitig aber errangen sie für das Land jene Bedingungen, welche für dessen Selbstverwaltung und für eine ersprießliche Entwicklung seiner nationalen und wirthschaftlichen Interessen erforderlich waren. In diesem Streben hat das Land den mächtigsten Gönner in der Person Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph I. gefunden und dessen Allerhöchster Huld hatte es zu verdanken, daß seine Wünsche in kurzer Zeit in Erfüllung gingen.

Im Jahre 1867 wurde kraft kaiserlicher Verordnung die Leitung aller Mittel- und Volksschulen in Galizien einem Landesschulrathe überwiesen, in welchem neben Regierungsbeamten auch Vertreter autonomer Körperschaften Sitz und Stimme erhielten; gleichzeitig aber wurde ein Landesgesetz sanctionirt, welches in allen Volks- und Mittelschulen Galiziens die polnische, beziehungsweise ruthenische Sprache als Unterrichtssprache einführte. Dasselbe verfügten etwas später kaiserliche Verordnungen hinsichtlich der beiden Universitäten und der technischen Hochschule. Eine kaiserliche Verordnung vom Jahre 1869 führte die polnische Sprache mit entsprechender Berücksichtigung der ruthenischen als Amtssprache bei allen politischen, Finanz-, und Justizbehörden in Galizien ein. Infolge dessen wurde den einheimischen Elementen, Polen und Ruthenen, nicht nur die Möglichkeit zu Theil, sich in ihrer Muttersprache auszubilden, sondern es wurde auch die Verwaltung des Landes in ihre Hände gelegt.

Die nächsten fünfundzwanzig Jahre bilden nun für Galizien den Zeitraum eines ungehofften Aufschwunges in jeder Beziehung. Dem Schulwesen wurde die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Auf Grund der im Jahre 1873 erlassenen Landes-Schulgesetze wurden die bestehenden Volksschulen vollkommen reorganisirt und um das Doppelte vermehrt, und obwohl auf diesem Gebiete noch vieles zu thun übrig bleibt, so ist doch die Volksaufklärung bis in die untersten Schichten gedrungen. Die Zahl der Mittelschulen hat sich desgleichen vermehrt und deren Schülerzahl ist auf das Dreifache gestiegen. Neben Gymnasien und Realschulen entstand auch eine Reihe von besonderen Gewerbeschulen und landwirthschaftlichen Lehranstalten, welche auf die ökonomische Entwicklung des Landes nachhaltigen Einfluß ausüben. Die beiden Universitäten und die technische Hochschule haben sich durch Vermehrung der Lehrkanzeln und Errichtung und Ausgestaltung

Seine Majestät Kaiser Franz Joseph I. auf der Reise durch Galizien (1880).

von Instituten und Laboratorien mächtig entwickelt, die Lemberger Universität wurde durch Errichtung einer medicinischen Facultät (1894), die Krakauer durch Errichtung eines landwirthschaftlichen Studiums (1891) ergänzt. Die technische Hochschule in Lemberg erhielt eine neue Ausgestaltung und im Jahre 1875 eine Erweiterung durch Errichtung einer Maschinenbauschule. Eine Reihe von literarischen und wissenschaftlichen Vereinen fördert das geistige Leben, und die im Jahre 1872 in Krakau gegründete und von Seiner kaiserlichen Hoheit Erzherzog Karl Ludwig persönlich eröffnete kaiserliche Akademie der Wissenschaften ist zu einem Brennpunkte ernster wissenschaftlicher Arbeit geworden. Während früher das wissenschaftliche und das geistige Leben der Polen in Galizien aus dem Auslande Kraft und Anregung schöpfte, hat sich in den letzten Jahren der Schwerpunkt dieses Lebens nach Galizien selbst verlegt.

Eine ähnliche Erscheinung hat auch das geistige Leben der Ruthenen zu verzeichnen. Seit dem Jahre 1861 trat bei der ruthenischen Intelligenz eine Klärung der divergirenden Ansichten über ihre Nationalität und Sprache immer sichtlicher zu Tage. Ruthenische Volks- und Mittelschulen und ruthenische Lehrkanzeln an der Lemberger Universität, sowie mehrere literarische Vereine haben das Bewußtsein der nationalen Selbständigkeit des ruthenischen Volkes mächtig gefördert. Die Literatur hat sich an die volksthümliche ruthenische Literatur der Ukraine angelehnt, und die ruthenische Schriftsprache auf dieser Grundlage durch Schulbücher, Zeitungen und literarische Arbeiten selbständig entwickelt.

Ein großer Umschwung vollzog sich auf dem Gebiete der allgemeinen Verwaltung des Landes. Im Jahre 1867 wurde der Grundsatz der Trennung der Justiz von der politischen Verwaltung durchgeführt, die Statthaltereicommission in Krakau sammt den Kreishauptmannschaften aufgehoben und die ganze politische Verwaltung der Statthalterei und 74 neu organisirten Bezirkshauptmannschaften überwiesen. Die staatliche Verwaltung gab ihre früher zurückhaltende Stellung auf und begann mit immer regerem Eifer und mit stets wachsendem Aufwande die natürlichen Quellen des Reichthums im Lande zu ordnen und neue zu erschließen. In dieser Thätigkeit fand sie aber jetzt einen mächtigen Bundesgenossen in der Selbstverwaltung, welche dem Lande durch die neue Verfassung zutheil geworden war. Die Landesordnung vom Jahre 1861 hat bereits einen vom Landtage gewählten Landesausschuß eingesetzt, welchem neben der Vorbereitung der vom Landtage zu beschließenden Landesgesetze viele Agenden, insbesondere auf dem Gebiete der Landescultur und der Gesundheitspflege überwiesen wurden. Der Landesausschuß fand aber erst im Jahre 1866 in den ebenfalls auf autonomer Grundlage organisirten Gemeinderäthen und Bezirks-Vertretungen seine natürliche Ergänzung. Diese neuen Verwaltungskörper bildeten einen gemeinschaftlichen Boden, auf welchem sich verschiedene, früher von einander getrennte Volksclassen zum einträchtigen Wirken für das allgemeine Wohl zusammenfanden.

Alte Vorurtheile und Gegensätze schwanden allmälig, die Bevölkerung hörte auf, sich ausschließlich auf die Thätigkeit der Regierungsorgane zu verlassen und wurde an Selbsthilfe und Selbstverwaltung gewöhnt. Das ganze Land gewann ein wesentlich anderes Aussehen.

Der größte Fortschritt ist gewiß auf dem Gebiete des Communicationswesens zu verzeichnen. Ein ganzes Netz von Eisenbahnen wurde gebaut, welches weite, von dem Weltverkehre ziemlich entlegene Gebiete in einen unmittelbaren Zusammenhang mit demselben brachte, und in einer Reihe von Land-, Bezirks- und Communalstraßen seine Ergänzung fand. Nach Maßgabe der Eröffnung neuer Absatzgebiete für landwirthschaftliche Producte ist auch der Werth des Bodens mehrfach gestiegen.

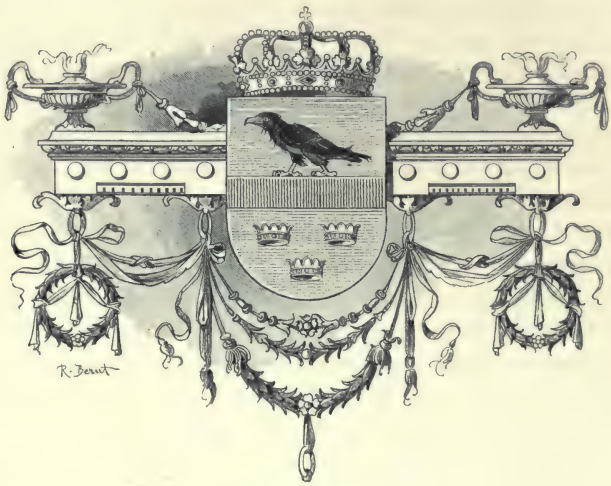
Dank den fortgesetzten Bestrebungen aller autonomen Factoren, welche vom Staate wirksam unterstützt wurden, offenbarte sich auf dem Gebiete des Ackerbaues und der Viehzucht, sowie auf dem der landwirthschaftlichen Industrie ein gewaltiger Fortschritt.

Neue Quellen des Reichthums sind auch erschlossen worden, vor allem die Naphtha-Industrie, welche sich von bescheidenen Anfängen infolge großer Capitalsanlagen und Vervollkommnung der Technik zu einer nicht geahnten Höhe emporhob.

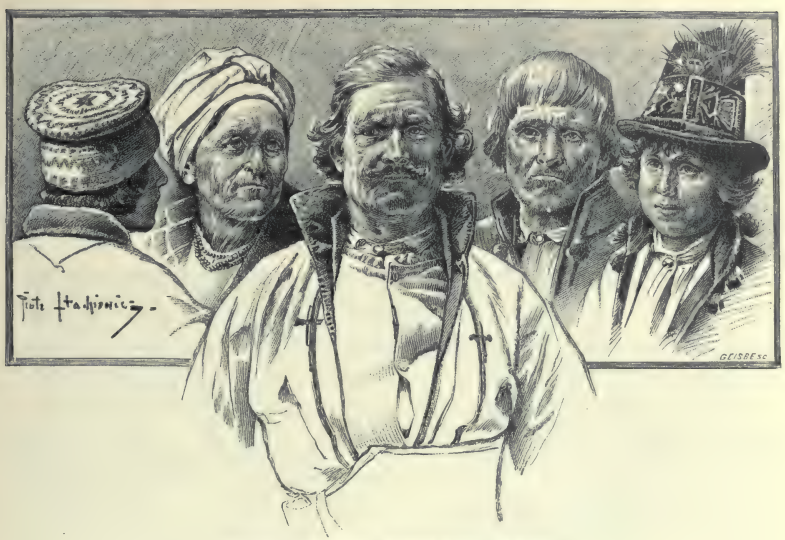
Die Selbstverwaltung, die fortschreitende Volksaufklärung und die mächtig entwickelte productive Arbeit haben auch nicht verfehlt, auf die sociale Gliederung der Bevölkerung einen mächtigen Einfluß auszuüben. Die Einwohnerzahl der Städte ist bedeutend gestiegen. Ein Bürgerthum beginnt sich zu entwickeln, an welchem es früher beinahe gefehlt hat und dasselbe gestaltet sich zu einem wichtigen Factor auf dem Gebiete des geistigen und des materiellen Lebens. Die bäuerliche Bevölkerung wirkt nicht nur in der communalen und Bezirksverwaltung thätig und verständnisvoll mit, sondern sie nimmt auch durch ihre Vertreter im Landtage an allen Fragen der Gesetzgebung und Verwaltung thätigen Antheil.

Die ganze Bevölkerung Galiziens ist sich aber dessen bewußt, daß sie die Möglichkeit und die Bedingungen dieser nationalen Entwicklung, dieser friedlichen Arbeit und dieses Fortschrittes auf dem Gebiete der geistigen und materiellen Cultur der besonderen Huld und Gnade Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph I. und dem mächtigen Schutze der österreichisch-ungarischen Monarchie verdankt. So sind auch zwischen dem Lande Galizien und dem Allerhöchsten Kaiserhause sowie der Monarchie die innigsten Bande der Anhänglichkeit und der Dankbarkeit geknüpft worden, und jeder Besuch Seiner Majestät des Kaisers, sowie der Mitglieder der kaiserlichen Dynastie im Lande gestaltet sich zu einem Freudenfeste, weil er der gesammten Bevölkerung des Landes die Gelegenheit bietet, ihren Gefühlen der Treue und der Dankbarkeit begeisterten Ausdruck zu geben. Huldvolle Worte, welche bei dieser Gelegenheit Allerhöchsten Ortes dem Lande zutheil werden, gestalten sich zu geflügelten Worten und geben der weiteren Arbeit einen sicheren Halt. Die Geschichte

Galiziens wird auch der bedeutungsvollen Worte allzeit gedenken, welche der Kaiser während seines letzten Besuches in Galizien bei Entgegennahme der Huldigung des Landesausschusses, der Delegirten sämmtlicher Bezirksvertretungen sowie der Vertreter von 30 Städten des Landes am 7. September 1894 an den Landmarschall gerichtet hat: „Sie haben einen Beweis geliefert, daß die Berücksichtigung nationaler Eigenthümlichkeiten und die Schonung der historischen Traditionen das Band zwischen dem Staate und dem Lande nur noch fester geknüpft hat.“



Das Wappen von Galizien.



Volkstypen (Bauernfamilie aus der Gegend von Krakau).

Volkskunde.

Physische Beschaffenheit der Bevölkerung.

Der Bevölkerung Galiziens hat man außer den eigentlich Einheimischen, den Polen und Ruthenen, auch die Juden zuzuzählen, welche sich im Laufe der Jahrhunderte in Galizien so sehr vermehrt haben, daß ihre Zahl, nach der im Jahre 1890 in der österreichischen Monarchie vorgenommenen Volkszählung, im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung einen Procentsatz von 11·69 neben 42·26 Ruthenen, 45·36 Polen und 0·69 anderen Nationalitäten ergibt.

Die mittlere Lebensdauer der Eingeborenen, namentlich der Polen, beträgt nach den 1869 bis 1871 durch die akademische anthropologische Commission auf Grund der Magistrats- und Kirchenbücher angestellten Berechnungen von der Geburt an gerechnet in Krakau, sowie in einigen kleineren damals einer Berechnung unterzogenen Städten und Dörfern 29 bis 30 Jahre, steigt jedoch zur Zahl 49, wenn man Kinder unter 6 Jahren

nicht in die Berechnung einbezieht. Es ist dies also eine mittlere Lebensdauer, welche derjenigen der ganzen österreichischen Monarchie nahezu gleichkommt. (Kitz, Zeitschr. d. preuß. stat. Bur., 1881.) Die Berechnungen, welche der Stadtphysikus Dr. Buszek über einen Zeitraum von 22 Jahren gemacht hat, ergeben für Krakau eine etwas niedrigere Durchschnittszahl. Unter 1000 in ganz Galizien verstorbenen Personen jeglichen Alters und beiderlei Geschlechts hatten, laut dem Sterblichkeits-Ausweise von 1890, 344 das 60. Lebensjahr überschritten, und zwar 153 Männer und 191 Frauen.

Dieses Verhältniß wäre offenbar ein viel günstigeres, wenn man Kinder unter 6 Jahren aus der Zahl der Verstorbenen ausgeschieden hätte. In solcher Weise kommen, nach meinen in den jüngst verflossenen 15 Jahren aus ganz Galizien zusammengetragenen Daten, auf je 1000 Verstorbene beiderlei Geschlechts 718 solche, welche das 60. Lebensjahr überschritten hatten, und zwar 376 Männer und 342 Frauen.

Wenn man aus dem Ausweis eines Jahres (1862) Schlüsse ziehen könnte, so käme von den Personen, welche das 100. Lebensjahr überschritten haben, in ganz Galizien 1 auf 9231 Verstorbene; in Krakau allein jedoch wäre dieses Verhältniß nach einer zehnjährigen Berechnung (1859 bis 1868) 1 : 1230.

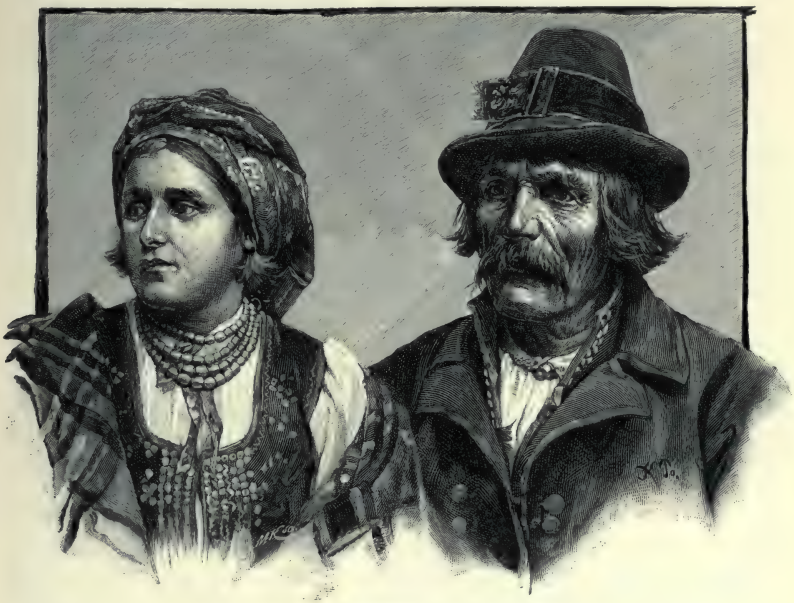
Im Nachfolgenden sollen alle drei oben bezeichneten Nationalitäten, jede im Einzelnen berücksichtigt werden, soweit uns dies die im ganzen Lande in dieser Richtung vorgenommenen und durchgeführten Untersuchungen der anthropologischen Commission gestatten. Die erste dieser Untersuchungen wurde im Jahre 1875 gelegentlich der Rekrutenaushebungen, die zweite im Jahre 1884 unter Mitwirkung der Bezirks-, Spitals- und Gefängnißärzte durchgeführt. Die erste Serie umfaßte demnach nur Männer im Alter von 20 bis 23, ausnahmsweise bis zu 25 Jahren, die zweite hingegen zog beide Geschlechter bis zum 50. Lebensjahre in Betracht.

Diese Untersuchungen ergaben folgende Resultate: Größe: die mittlere Größe der Polen im 20. Lebensjahre beträgt 160·9, der 25jährigen 164·2 Centimeter. In diesem Lebensjahre ist das Wachsthum nahezu vollendet, denn von hier bis in das 30. Lebensjahr nimmt es entweder gar nicht mehr oder nur um minimale Centimetertheilchen zu. Ohne Berücksichtigung des Alters betrüge das Körpermaß der Polen 162·3 Centimeter. — Bei den früheren Berechnungen (1872 und 1873) hat man nicht hinlänglich der Nationalität Rechnung getragen; denn nicht nur hat man die Juden gar nicht ausgeschieden, sondern man hat auch die Polen und Ruthenen aus den Gegenden mit gemischter Bevölkerung nicht gesondert angemerkt und hat, je nachdem in diesen Gegenden die eine oder die andere Nationalität vorherrschte, alle Steuerzahler ihr zugerechnet.

Nach den Berechnungen der anthropologischen Commission über die polnische Bevölkerung, ihrem Körpermaße nach eingetheilt, entfällt die größte Ziffer, und zwar 329·31

auf 1000 auf das Maß von 160 und 165 Centimeter. Der Rest vertheilt sich auf höhere und geringere Ziffern, als diese Durchschnittsziffern sind, und zwar so, daß im 20. Lebensjahre die Zahl der Kleineren jene der Größeren überwiegt, im 21. bis 23. Lebensjahre dieser Unterschied fast gänzlich verschwindet, und im 25. Jahre verhält sich die Zahl derjenigen, welche größer sind als das Mittelmaß, zu den Kleineren wie 100 : 95.

Was nun das Mittelmaß in den einzelnen Bezirken anbelangt, so gehören zu jenen, wo das niedrigste Maß ist (152·6 bis 159·3 Centimeter), Saybusch, Bochnia und



Krakowiake I.

Kolbuszowa, zu den Bezirken, welche die größte Bevölkerung aufweisen (165·5 bis 170 Centimeter), Kamionka strumiłowa, Brody und Neu-Sandec.

Was die Goralen (Bergbewohner) anlangt, im Vergleiche mit den Bewohnern der Ebenen und Niederungen, oder, wie sie diese nennen, den Lachen, so ist die mittlere Größe der Goralen im 20. Lebensjahre eine bedeutend geringere als die der letzteren, steigt aber mit dem 22. Lebensjahre so rasch an, daß sie im 25. Jahre ein Übergewicht erlangt, welches sich im Verhältniß von 164·5:163·8 ausdrückt. Dies entspricht übrigens dem allgemeinen, in Bezug auf das Heranwachsen erwiesenen Gesetze, daß, je niederer das

Körpermaß im 20. Lebensjahre ist, desto größer, bei normalen Verhältnissen, der Zuwachs der späteren Jahren sein wird.

Das mittlere Körpermaß der Ruthenen ist ein höheres als das der Polen, sowohl in jedem Lebensjahre von dem 20. bis zum 25., als auch ohne Rücksicht auf das Alter im Allgemeinen. Dieser Unterschied beträgt circa zwei Centimeter. Die Zahl der Personen, welche dem Mittelmaß (162 bis 165 Centimeter) entspricht, beträgt 312 auf 1000, das heißt etwas weniger als bei den Polen. Dagegen aber ist das Übergewicht jener, welche über das Mittelmaß hinausgehen, gegen die darunter Zurückbleibenden bei ihnen ein bedeutend größeres; ihr Verhältniß zu den unter dem Mittelmaß stehenden ist nämlich nach vollendetem Wachsthum = 206 : 100.

In Bezug auf das Mittelmaß standen in den einzelnen Bezirken am niedrigsten (155 bis 160) jene von Gorlice, Bohorodczany, Drohobycz; am höchsten (167 bis 168) Brody und Kamionka, welche in den nordöstlichen Theilen Galiziens am Bug und Styr gelegen sind. Die Bevölkerung dieser Gegend überragt an Körpermaß alle übrigen Einwohnerschaften Galiziens.

Das Maß der Juden stimmt sehr mit jenem der Polen überein, sowohl in Bezug auf das graduelle Wachsthum im Verhältniß zur Alterszunahme, als auch in Bezug auf das Mittelmaß im Allgemeinen ohne Rücksicht auf das Alter, da das Übergewicht nach der einen oder der anderen Seite blos zwischen 1 bis 6 Millimeter schwankt. Auf das Mittelmaß, welches dieselben Grenzen hat wie das der Polen, kommen 291 auf 1000 Seelen. Das Verhältniß der über dem Mittelmaß Stehenden zu den unter demselben Befindlichen ist 100 : 99.

Es zeigt sich also, immer die männliche Bevölkerung in Betracht gezogen, daß bei den Polen die Zahl der Personen, welche das Mittelmaß überschreiten, derjenigen solcher, welche darunter bleiben, sehr nahe, die der Juden fast vollständig der Zahl der unter Mittelmaß Stehenden gleichkommt, während bei den Ruthenen zweimal mehr solche, die das Mittelmaß überschreiten, als solcher, die unter diesem zurückbleiben, vorkommen.

Was die Frauen anbelangt, so ergäbe sich aus den nicht zahlreichen Messungen (die nur an 347 Personen vorgenommen wurden), daß das Mittelmaß der Polinnen um nahezu 11 Centimeter hinter demjenigen der Polen zurücksteht. Die ruthenischen Frauen des Mittelmaßes sind um 7 bis 8 Millimeter größer als die Polinnen, jedoch um 12 Centimeter kleiner als die Ruthenen. Das Größenverhältniß der Juden und Jüdinnen zu einander kommt jenem der Polen gleich.

Haar-, Augen- und Hautfarbe. — Im Jahre 1880 ist in der österreichischen Monarchie eine statistische Aufzeichnung der die Schule besuchenden Kinder in Bezug auf Augen-, Haar- und Hautfarbe durchgeführt worden. Die aus diesen Zählungen erhaltenen

Krakowiaken II.

Resultate können jedoch, da sie auf Kinder und Halberwachsene Bezug haben, keine Vorstellung darüber geben, wie es sich damit bei dem erwachsenen Theile der Bevölkerung verhält, wo sich jene Farben schon consolidirt haben. Auf diese Altersstufe beziehen sich die Beobachtungen, welche die anthropologische Commission gesammelt hat.

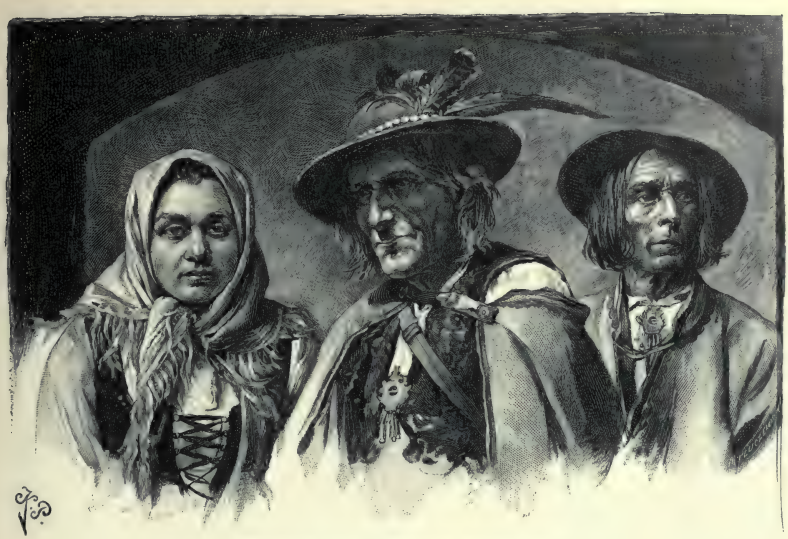
Wenn man vorerst mit Ausschließung der kleineren Schattirungen alle Farben, sowohl der Augen als der Haare und der Haut, nur in helle und dunkle scheidet, dann in eine Abtheilung alle Fälle nimmt, wo allerorten helle Farben sich fanden (Haare: blond, Augen: entweder blau oder grau, Haut: weiß), in die zweite Abtheilung jene Fälle, wo sich in ähnlicher Weise dunkle zusammenfanden (Haare: braun oder schwarz, Augen: braun oder schwarz, Haut: brünett); wenn man endlich eine dritte Abtheilung macht, wohin Personen gemischter Farben kommen (z. B. bei schwarzen Haaren blaue Augen, bei blonden Haaren schwarze Augen und brünette Haut u. s. w.), so entstehen drei Typen: der helle, der dunkle und der gemischte. Die Bevölkerung wird, in diese drei Typen und in die drei Nationalitäten getrennt, zu je 1000 Seelen in folgendem Verhältniß stehen:

Polen:	heller Typus	354,	dunkler Typus	194,	gemischter Typus	452;		
Ruthenen:	„	„ 240,	„	„ 262,	„	„ 498;		
Juden:	„	„ 143,	„	„ 247,	„	„ 610.		

Auf diese Art kamen auf 100 Personen des dunklen Typus je 182 Polen, 91 Ruthenen, 58 Juden des hellen Typus. Das Verhältniß des hellen Typus auf je 1000 Seelen erweist sich in den verschiedenen Bezirken bei den Polen höher als das dargestellte allgemeine Mittelverhältniß, besonders in den Bezirken von Bircza, Grodek, Rohatyn und am höchsten (771) von Bochnia; niedriger ist es in den Bezirken von Jasło, Limanowa, Nowytarg (Neumarkt), Skałat und besonders von Lisko (91). Bei den Goralen sinkt der helle Typus bedeutend; der dunkle Typus hat aber kein bedeutendes Übergewicht, da der gemischte Typus beide überwiegt.

Sowohl bei den Polen als auch bei den Ruthenen zeigt sich überall, wo sie Ebenen bewohnen, ein Vorherrschen des hellen Typus im Gegensatze zu jenem der Goralen. Bei den Huzulen von Bohorodczany traf man nicht eine einzige Person mit den Merkmalen des hellen Typus an. Bei den Juden zeigen die Bezirke von Brody und Bohorodczany genau dasselbe Verhältniß des hellen Typus zum dunklen, wie es in der ganzen jüdischen Bevölkerung Galiziens sich findet, das heißt 143. Es hebt sich bedeutend im Bochnier Bezirke und ist in jenem von Bircza bei der Hälfte der dort ansäßigen jüdischen Bevölkerung zu finden. Jedoch läßt in den verschiedenen Districten der Wechsel der Wohnorte, wie ihn die Juden der Handelsvortheile wegen vornehmen, diese Aufzeichnungen als sehr unsicher erscheinen.

Der in allen Nationalitäten am häufigsten vorkommende Typus ist jedoch der gemischte, in dessen Zusammensetzung bei den Polen und Ruthenen die Combination der



Goralen aus Zakopane (Bewohner der hohen Tatra).

hellen Augen bei dunklem Haar, bei den Juden jene der hellen Haut mit dunklen Augen und Haaren vorwiegt. Beachtung verdienen die rothen Haare bei den Juden, denn, so selten sie auch sonst überall sind, so kommen sie bei den Juden doch nahezu viermal so oft vor als bei Polen und Ruthenen zusammen.

Wenn zur Abweichung des hellen Typus der Polen und Ruthenen, falls er jemals allgemein gewesen ist, die dunklen Haare am meisten beigetragen haben, so haben sich die Juden als sehr ausdauernd erwiesen, ihre ursprüngliche dunkle Farbe zu bewahren; hingegen sind bei Jenen die Augen sowie die Haut sehr ausdauernd in der Erhaltung ihrer hellen Farbe, während sie bei diesen aus dunklen helle geworden, in der Zusammensetzung des gemischten Typus sehr merklich hervortreten; die Augen jedoch in viel geringerem Maße als die Haut, so zwar, daß sie, für sich betrachtet, den dunklen an Zahl noch nicht gleichkommen. Unter den Frauen scheint das Farben-Verhältniß ein dem der Männer ähnliches zu sein, nur viel ausgiebiger im Vorwalten der hellen Hautfarbe gegen die dunkle sowie der dunklen Augen- und Haarfarbe gegen die helle.

Charakteristik der Schädel und Gesichter. — Das grundlegende kraniologische Merkmal jeder der drei Nationalitäten ist der sogenannte Rundkopf (brachycephalia), welcher jedoch nicht in einem gleichmäßigen Grad und Maßverhältniß zum Langschädel (dolichocephalia) steht.

Wenn man die allgemeine Gestalt der Köpfe nach dem Verhältniß eines Längenmaßes der Schädel von 100 zu ihrer Breite schätzt, so verhält sie sich in ihrem Durchschnittsmaße bei der gesammten galizischen Bevölkerung wie 100 : 83·3. Dieses Verhältniß der Breite zur Länge stellt den sogenannten Haupt-Index des Schädels dar, so daß, je niederer er ist, der Schädel desto mehr das Merkmal des Langkopfes an sich trägt. Wenn wir daher zum Merkmal der langen Schädel einen Index annehmen, der niedriger ist als 75, jene Schädel aber, deren Index die Zahl 85 übersteigt, als Rundköpfe annehmen, so wird sich zeigen, daß die Bevölkerung jeder dieser drei Nationalitäten im Durchschnitt weder einen ausgiebigen Typus von Langkopf, noch einen richtigen Rundkopftypus aufweist, sondern zwischen beiden in verschiedenen Graden schwankende Typen. So kommen dann auf je 1000 Personen jeder Nationalität:

Rundköpfe (brachycephali) (Index von 85 und mehr): Polen 323, Ruthenen 361, Juden 192;
Rundliche Köpfe (subbrachycephali) (81 bis 84): Polen 391, Ruthenen 412, Juden 421;
Mittelköpfe (mesocephali) (78 bis 80): Polen 210, Ruthenen 160, Juden 220;
Längliche Köpfe (subdolichocephali) (75 bis 77): Polen 60, Ruthenen 52, Juden 61;
Langköpfe (dolichocephali) (unter 75): Polen 16, Ruthenen 15, Juden 106.

In jeder Nationalität fällt also der größte Procentsatz auf die rundlichen oder halbrunden Köpfe, verringert sich jedoch stufenweise in dem Maße, als er sich den Langköpfen nähert, mit Ausnahme der Juden, bei welchen der langköpfige Typus bedeutend hervortritt.

So ist denn die Bevölkerung Galiziens sowohl in Bezug auf Körpergröße und Farben als auch hinsichtlich des Schädelbaues eine gemischte Race. Ob es wohl einmal anders gewesen? Darauf ist die Antwort schwer zu finden. Sicher ist, daß wie überall, so auch hier, in den Überresten der Gräber aus der Steinzeit die Langschädel vorherrschen, nichtsdestoweniger auch Rundschädel, namentlich aber der Rundform sich nähernde, rundliche sich finden, jedoch in dem Maße seltener, in welchem hinwieder heute die Langschädel nahezu zu den Ausnahmen gehören. Der Schädel der Polen weist bei gleicher Breite in der Mitte im Vergleich zu jenem der Ruthenen eine etwas schmälere Stirne sowie einen etwas schmäleren Hinterkopf auf. Der Schädel der Juden hingegen ist überhaupt schmäler als der jener anderen und hat demgemäß auch proportional schmälere Stirne und schmäleren Hinterkopf. Blonde und Brünette unterscheiden sich, die Juden nicht ausgeschlossen, in keiner Weise durch die Gestalt ihres Kopfes von einander. Ebenso gibt es kein fixirtes Verhältniß zwischen dem Körpermaß und der Schädellänge, so daß in den Bezirken von gleichem mittleren Körpermaß der mittlere Index der Schädelmaße bedeutend schwankt.

Was das Gesicht anbelangt, so läßt sich auf Grundlage der durch die anthropologische Commission angestellten Messungen so viel mit Bestimmtheit sagen, daß die

kurzen Gesichter die langen weitaus überwiegen. Im Besonderen genommen aber ist das runde und breite Gesicht bei den Polen weitaus allgemeiner als bei den Ruthenen und Juden. Die Form der Nase ist bei allen eine vorherrschend gerade; bei den Juden ist die gekrümmte Nase öfters anzutreffen als bei den anderen Nationalitäten.

Was das Verhältniß je nach der Bodenbeschaffenheit der verschiedenen Landestheile anlangt, so ist bei den polnischen Goralen (Beskiden, Podhale) der Typus der Rundköpfe mit dem Index 84 bis 86 bedeutend ausdauernder zu finden als bei den von ihnen so genannten Lachen (den zu Füßen der Berge, in den Ebenen und Niederungen Wohnenden),

Podhalanen.

welche den Index von 83 bis 84 aufweisen. Bei den Goralen nämlich kommen die langen und länglichen Köpfe viermal seltener vor und sogar das Procent der Mittleren ist zweimal so nieder als bei den Lachen. In Bezug auf die Gesichtsform sind die runden und breiten Gesichter bei den Goralen weit allgemeiner als bei diesen letzteren. Die Nasen sind bei allen vorwiegend gerade, gekrümmte waren noch am öftesten bei den Podhalanen anzutreffen.

Unter den Ruthenen tritt der Typus des Rundkopfes bei ihren Goralen mit dem Index 84·8 bis 85 ganz wie bei den polnischen Goralen in jeder Beziehung deutlicher und ausdauernder auf als bei den Bewohnern des flachen Landes mit dem Index von 82·9. Das Gesicht ist bei jenen runder und breiter als bei diesen, die Nase vollkommen gleich.

Der Schädel der Frauen ist im Vergleich zu dem der Männer bei den Polinnen und Ruthenenninnen um 5 bis 6 Millimeter kürzer und um 6 bis 7 Millimeter schmäler. Bei den Juden jedoch erreicht dieser Unterschied in der Länge 8, in der Breite 9 Millimeter. Daher ist, wie gewöhnlich, der Schädel der Frauen im Allgemeinen kleiner als jener der Männer. Unter den Polinnen haben die Lachenfrauen im Vergleich zu den Goralinnen einen um ein Weniges, höchstens 2 Millimeter längeren und breiteren Kopf. Unter den Ruthenenninnen ist der Typus der Rundköpfe um 12 Procent seltener als bei den Ruthenen.

Der größte Unterschied der Geschlechter, was den Schädeltypus anbelangt, zeigt sich bei den Juden. Hier trifft man nämlich den Typus des Langkopfes zweimal so oft bei den Frauen an als bei den Männern, im Übrigen jedoch tritt jeder Schädeltypus unter ihnen in ziemlich bedeutendem Procentsatz auf, so daß es schwer zu bestimmen ist, in welchen von ihnen sie eigentlich einzureihen wären. Was die Form der Stirne und des Hinterkopfes anlangt, so tritt der Unterschied der Geschlechter nur bei den Ruthenen etwas deutlicher hervor; hier nämlich kommt bei den Frauen die schmale Stirne zweimal, der schmale Hinterkopf dreimal so häufig vor als bei den Männern. Das Gesicht ist bei den Polinnen im Durchschnitt um 13 Millimeter, bei den Jüdinnen um 10 Millimeter, bei den Ruthenenninnen aber kaum um 2 Millimeter kürzer als das der Männer. Die Breite desselben ist im Durchschnitt um je 7 bis 9 Millimeter geringer als die bei den Männern der betreffenden Nationalität.

Beurtheilt man die physischen Eigenthümlichkeiten des galizischen Volkes nicht sowohl nach den genauen Berechnungen der durchgeführten Messungen als nach dem Haupteindruck, den man durch den Augenschein erhält, so kann man sagen, daß der Körperbau sowohl der Polen als der Ruthenen in seinem mittleren — bei den Ruthenen etwas höheren — Maße wohlproportionirt, bei den Bewohnern der Ebene im Vergleich mit den Goralen und umsomehr mit den Juden breitschulterig, ihre Muskulatur kräftig, ihre Arbeitskraft ausdauernd ist, sowie daß ihre Bewegungen bei den Lachen, namentlich jenen aus der Krakauer Gegend, lebhaft, bei den Ruthenen langsamer, bei den Goralen besonders behende sind. Ihr Gesicht ist oft mit einem meist herabhängenden Schnurbart geziert, immer aber im Gegensatz zu den Juden ohne Vollbart. Im Allgemeinen ist es angenehm, was das Geschlecht anbelangt, jedoch öfter bei den Männern als bei den Frauen schön zu nennen. Dies trifft ganz besonders die Goralinnen, deren überwiegende Mehrzahl vom Ideal der Schönheit bedeutend abweicht, was neben den zumeist schönen Gesichtern der Goralen umsomehr ins Auge fällt.

Der hier gegebene Umriß der äußeren Beschaffenheit der galizischen Bevölkerung schließt auch auffallende, wenn auch glücklicherweise sehr seltene Ausnahmen ein.

Huzulen.

Es ermangeln nämlich gewisse Gegenden keineswegs der Individuen von ausdrücklichem Cretintypus, welche das dortige Volk Karłaken nennt.

Vor 50 Jahren beschäftigte sich mit ihrer Erforschung der Professor an der Jagiellonischen Universität Doktor Kozubowski und die von ihm gelieferte Beschreibung berechtigt in genügendem Maße zu ihrer Bezeichnung als Cretins, wenn auch glücklicher Weise nicht des höchsten Grades. Als Muster kann die Beschreibung eines Karłaken aus dem Dorfe Peim im Myślenicer Bezirk gelten. Seine Körperhöhe betrug im 17. Lebensjahre 112 Centimeter, die Stirne war niedrig schief zurückgeneigt, mit einer Haut bedeckt, die sich namentlich beim Lachen sehr faltete, der Kopf war groß, viereckig, sein Umfang sammt dem kurzen Haar betrug 55 Centimeter, das Gesicht war kurz, breit, aufgeschwollen, von leichenhafter Blässe und blödem Ausdruck; die Lippen wulstig, die Kiefer stark vorstehend, die Zähne schütter und schiefgestellt, die Zunge war dick, die Nase breit und bei der Wurzel sehr tief eingesunken; das Gehör war stumpf, die Sprache undeutlich, die Geisteskräfte waren so sehr geschwächt, daß kaum die Hausgenossen sich mit ihm verständigen konnten. Er hatte keinen Kropf, jedoch kommt ein solcher auch oft bei anderen Cretins vor.

Nach der Volkszählung im Jahre 1890, bei welcher auch die Zahl der Cretins angezeichnet wurde, kommen auf je 10.000 Seelen 4·3 Cretins. Fast die gleiche Anzahl, 4·5 auf je 10.000 Einwohner, gibt auch Kitz (Österreichische Statistik, Band 5) an. Wie gewöhnlich, trifft man sie auch hier zumeist in Gebirgsgegenden oder in solchen Gegenden, die am Fuße der Berge gelegen sind und alpinen Charakter haben. In absoluter größter Anzahl, 22·8, fand man sie im Bezirk von Grybów, über 10 in jenen von Gorlice, Myślenice, Neu-Sandec, Neumarkt und Żydaczów; mit der Durchschnittszahl gleich (4·3) in den Bezirken von Sniatyn, Nadworna, Ropczyce, Turka, Bochnia, Dolina, Mielec und Lemberg; in geringster Anzahl, weil nur mit Decimalzahlen auszudrücken, fanden sie sich in den Bezirken von Buczacz, Kolbuszowa, Sambor, Tłumacz und Złoczów. Es möchte demnach scheinen, daß sie in jenen Gegenden, wo die ruthenische Bevölkerung der polnischen vorherrscht, seltener vorkommen. Man kann jedoch diesen Schluß, der sich auf die Gegenden bezieht, nicht auch mit der Nationalität ihrer Bewohner in Verbindung bringen, da sich in dem westlichen oder polnischen Theile des Landes ruthenische Ansiedelungen befinden, welche sich im Gebirge bis in den Sandecer Bezirk an den Poprad erstrecken, in den östlichen Gebieten hinwieder, welche hauptsächlich von Ruthenen bewohnt werden, sich nicht nur in Städten und Städtchen, sondern in Dörfern viele Polen finden. Bei der oben erwähnten Volkszählung jedoch sind sie in Bausch und Bogen ohne Unterscheidungen aufgenommen worden. Im Allgemeinen aber gehören die Cretins, wie dies das dargestellte Verhältniß von 4·3 auf 10.000 Seelen aufweist, in Galizien zu den äußerst seltenen Ausnahmen.

Juden aus Krakau und Umgebung.

Das Volksleben der Polen.

Volkscharakter. — Es gibt außer den Spaniern vielleicht kein zweites Volk auf der Erde, bei welchem die Nationalität und der Katholicismus so enge miteinander verschmolzen wären, wie bei den Polen. Ihre Geschichte ist eine ununterbrochene Kette blutiger Kämpfe gegen die Ungläubigen, und in der Literatur spricht das am tiefsten zur polnischen Seele, was nationale Empfindung am innigsten mit dem religiösem Gefühle verbindet. Die polnische Ritterschaft wurde im Gegensatze zu den Türken und Tataren, mit denen sie Jahrhunderte lang im Kampfe lag, „Wiara“ (Glauben, Glaubensritter) genannt und beim polnischen Landmanne heißt noch heute der katholische Glaube polnischer Glaube. Katholik und Pole sind ihm eines und dasselbe; ja das Gefühl der Religiosität überwiegt im Volke jenes der Nationalität. Am Halse des polnischen Bauers hängt ein Kreuzchen, ein Medaillon, ein Rosenkranz oder ein Skapulier; in seinem Hause steht auf einem Fenster die Pasyjka[1] und die Wände sind mit Heiligenbildern behängt. An allen Feldwegen stehen Figuren, Heiligenstatuen oder Kapellchen. Unternimmt der Bauer eine Fahrt, so macht er vorher mit der Peitsche auf dem Erdboden vor den Pferden das Zeichen des Kreuzes; nie geht er an einem Wanderer oder Arbeitenden vorüber, ohne ihn mit einem passenden Gottesworte zu begrüßen; erwähnt er im Gespräche eines Dahingeschiedenen, so fügt er sofort den Wunsch hinzu, Gott möge ihm das himmlische Königreich leuchten lassen.

Aus diesem tiefen Glauben fließen viele werthvolle Eigenschaften des polnischen Volkes. Das Familienleben ist makellos, Meineid fast unerhört, Laster und Verbrechen sind erstaunlich selten trotz der niedrigen Culturstufe des Volkes. Treue und Redlichkeit ist in seltenem Grade vorhanden, das Pflichtgefühl stark entwickelt. Selbst der Tod erscheint dem polnischen Bauer nicht schreckhaft. So ist es Gottes Wille, sagt er, und bereitet sich mit voller Ruhe dazu vor. Ist ja doch jenseits des Grabes ein neues Leben, nur ein viel schöneres, ein Leben ohne Sorgen und Kränkungen; wird er ja doch dort alle jene wiedersehen, die ihm hienieden die theuersten sind und wird sich mit ihnen des himmlischen Glanzes freuen. Daher auch sein wohlbekannter Muth, der sich in allen Kriegen bewährte, die Österreich in den letzten hundert Jahren geführt. Der Jugend ist das Leben wohl theuer, allein wo die Pflicht ruft, dort schwindet jeder Schrecken, und wo der Muß ist — sagt ein Sprichwort — dort hilft auch das „Heiliger Gott“-Rufen nichts. Es gibt übrigens eine Philosophie, der sich der polnische Landmann in solchen Fällen zu bedienen pflegt. „S' ist schwer“ — sagt er sich — „einmal wird der Mensch geboren, einmal muß er sterben“, oder, was seine Natur noch besser charakterisirt und in Kürze ausdrückt: „Einmal muß die Ziege sterben.“ So ist denn der polnische Bauer ein

[1] „Kleine Passion“ = aus kleinen Figuren dargestellte Leidensgeschichte Jesu Christi.

vortrefflicher Soldat, umsomehr, als er blind gehorcht, den Führern anhänglich und in allen Mühen und Beschwerden außerordentlich ausdauernd ist.

Er liebt Musik und Gesang, doch nicht so wie der Böhme, vielmehr wie ein Soldat, der ohne Trommel- und Trompetenschall nicht marschiren, ohne Pfeifen, Singen, Tanzen, Musik oder Prügelei keinen freien Augenblick verbringen kann. Es muß ihm immer etwas in den Ohren klingen, wenn nichts anderes, so doch wenigstens Gespräch oder menschliches Treiben. „Polen stumm machen", hat einmal einer der größten Dichter gesagt, „das heißt Polen deutsch machen." So wäre auch Musik und Tanz für dieses Volk gar nichts, wenn es nicht selbst sänge. Die Musik muß die Melodie aufnehmen, die er ihr vorsingt und danach tanzt er. Mit den Füßen stampft er aber jeden Augenblick so heftig, daß die Dielen krachen; ohne dieses Stampfen gäbe es keine Lustbarkeit für ihn, wäre es kein polnischer Tanz. Das Lied ist kurz und ungekünstelt, die Melodie sehr einfach, doch ist alles kernig, männlich hart; während die Jungen singen und springen und mit den Füßen stampfen, unterhalten sich die Alten lärmend. Dieser Lärm ist specifisch polnisch und etwa dem Getümmel in einem Lager zu vergleichen.

Dieser tiefe Glaube und die daraus fließende seelische Gesundheit in Verbindung mit dieser Soldaten-Bravour, mit dieser jugendlichen Heiterkeit des Gemüths, mit dieser offenen lärmenden Fröhlichkeit, mit diesem unbefangenen Lachen: das ist die polnische Kalokagathie, die umso schöner und werthvoller ist, als an ihr nichts Unnatürliches und sie in eine gewisse ernste Würde gehüllt ist, die das polnische Volk in dieser Hinsicht am meisten dem deutschen Volke nähert. Nebst der Arbeitsamkeit, den wirthschaftlichen Kenntnissen und der Aufklärung ist es gerade dieser Ernst des Deutschen, welcher dem polnischen Bauer am besten gefällt, denn er ist ihm gleichsam ein Widerschein seiner eigenen Art und Weise. Es verbindet sie außerdem eine große Geradheit des Charakters, sie sind beide ohne Lug und Trug. Darum hat auch der polnische Bauer kein Vorurtheil gegen den deutschen Landmann, welches ihre gegenseitigen Beziehungen erschweren würde, zumal sie eines und desselben Glaubens sind. Der Pole anerkennt sogar neidlos im Deutschen etwas Besseres und Höheres; nur möge Gott es verhüten, daß ihn der Deutsche aus diesem Grunde etwa geringschätze; dann ist's mit der Freundschaft aus, denn dann schwindet die Empfindung, daß der Andere ihm gleich edel sei und jene persönliche Würde, die sogar im ärmsten und ungebildetsten Polen unglaublich lebhaft ist, findet sich sofort verletzt. Hinters Licht führen und betrügen kann man den polnischen Bauer leicht genug, denn er ist harmlos und setzt bei Niemandem ihm feindselige Instincte voraus; allein aus eigenem Antriebe wird er nie etwas Leichtsinniges und Oberflächliches unternehmen. In dieser Beziehung ragt er sogar über die aufgeklärteren Schichten der Nation hinaus. Daraus läßt sich auch vor Allem der schwache Antheil der polnischen Landleute an

bewaffneten Aufständen erklären; das Volk hat diese immer als abenteuerliche Unternehmungen angesehen. Der gesunde Verstand des Bauers ist denn auch bei den Polen sprichwörtlich geworden. Die Lebhaftigkeit des Temperaments läßt ihn im Streite leicht das Gleichgewicht verlieren und im Zorn ist er im Stande, sich selbst unverzüglich Gerechtigkeit zu schaffen. In solchen Fällen kann er sogar sehr unüberlegt und furchtbar sein; doch geht die Raserei schnell vorüber; es folgt Reue und der heiße Wunsch, das Geschehene gutzumachen. Gehässigkeit und langgenährte Rachsucht kennt dieses Volk nicht. Beleidigungen verzeiht es schnell und leicht; dagegen bewahrt es lange in treuem Andenken alles Gute, das es je von irgendwem erfahren hat.

Dem Kaiserhause ist der polnische Landmann mit ganzem Herzen und aus voller Seele ergeben. Von den früheren Herrschern ist es besonders die edle Gestalt der Kaiserin Maria Theresia, welche dem Volke in dankbarer Erinnerung blieb und in dessen Traditionen überging. Ihr Name ist sogar sprichwörtlich geworden; denn wenn er ausdrücken will, daß in Galizien etwas schon lange geschehen sei, so sagt der polnische Bauer, es sei aus der Zeit Maria Theresias. Und was die Liebe zur Person des uns gnädig beherrschenden Kaisers betrifft, so darf man kühn behaupten, daß kein ureigener polnischer Herrscher ein treueres und hingebenderes Volk sein eigen nennen könnte. Zahlreiche Erzählungen rühmen seine Frömmigkeit, seine Barmherzigkeit und jenen ritterlichen Edelmuth, welchen auch das einfachste polnische Herz so wohl nachzuempfinden versteht! Umsomehr ruft die jedesmalige Ankunft des geliebten Monarchen ungeheure Freude und die Sehnsucht, ihn zu sehen, hervor. Der Ausdruck „österreichisch“ schließt hier gar nichts in sich, was als fremd angesehen würde; man sagt hier immer und beständig „unser Kaiser“, „unser Monarch“, „unser Militär“, „unsere Monarchie“, und diese Ausdrucksweise ist der Ausfluß tiefer Überzeugung. Diese loyalen Gefühle haben sich wohl hauptsächlich in Worten und Handlungen der galizischen Szlachta geäußert; allein man muß wissen, daß hinter der Szlachta eine kolossale Volksmasse steht, welche dieselben Gefühle hegt.

Der Militärdienst ist dem Ackerbauer immer beschwerlich, weil er ihn von seinen gewohnten Arbeiten abruft; diese Erscheinung sieht man auch hier. Allein der polnische Landmann hat, wie dieses ganze Volk, etwas Militärisches im Blute; so gewöhnt er sich leicht an den Dienst und gewinnt ihn lieb. Ein Volkslied sagt: „Im Feldzug ist's gar nicht so schlecht, als die Leute meinen.“

„Wer fleißig nur betet, hat im Kriege keine Noth,
Es schießt der Soldat und die Kugel trägt Gott.“

Beim Militär zu dienen gilt übrigens als eine nicht geringe Ehre und ist in einem gewissen Sinne, wie ein Volkslied sagt, die Vollendung der Erziehung.

„Ein Bursch bin ich, erzogen,
Vom Vater wohlgewogen,
Die Mutter hat's gewendet,
Der Kaiser hat's vollendet.“

Ausgebildete politische Überzeugungen hat das polnische Volk in Galizien nicht, allein es hat feste politische Instincte. Es ist conservativ, wie selten eines, und in seinen Familienbeziehungen und seinem Lebensbezirke aristokratisch; dabei ist der Bauer eingefleischter Monarchist und unversöhnlicher Feind der republikanischen Staatsform, „denn", sagt er, „wo sechs Köche sind, ist nichts zum Essen da".

Der polnische Bauer ist gewöhnlich von mittlerem Wuchse, kräftig und sehnig gebaut, breitschulterig, hat einnehmende, oft sogar schöne Gesichtszüge und besitzt eine reiche geistige Begabung. Er denkt langsam, zeigt jedoch über Dinge, welche er versteht, ein gesundes Urtheil. Seine Aufklärung, sowie sein ökonomischer Zustand stehen noch hinter denen glücklicherer Kronländer Österreichs zurück, doch ist seit dem Beginn der constitutionellen Ära ein sichtbarer, ja riesiger Fortschritt zu verzeichnen. Die Mehrzahl der Bauernsöhne, welche höhere Schulen besuchen, wendet sich dem geistlichen Stande zu, da es die Eltern am liebsten sehen. Doch fehlt es auch nicht an höher gebildeten Bauernsöhnen in anderen Fächern, von der niedersten bis zur höchsten Stufe des Dienstes. Jene, welche mit der Volksschule ihre Schulbildung schließen und beim Feldbau verbleiben, bilden sich mit Hilfe der Bücher und Schriften der landwirthschaftlichen Gesellschaften und Verbindungen selbständig weiter. Der ausdauernde Arbeiter ist ungemein auf Grundbesitz erpicht und seiner Heimatsgegend unendlich zugethan. Um Brod zu gewinnen, wird er auch nach Amerika gehen, hat er aber einige Groschen zusammengescharrt, kehrt er sehnsüchtig nach dem Vaterlande zurück. Die Zeiten sind überhaupt vorüber, da er sich um den kommenden Morgen nicht bekümmerte.

Eine Schattenseite des polnischen Volkes ist ein gewisses Mißtrauen gegen die gebildeten Schichten der Nation. Dieses Mißtrauen trifft auch den auf dem Lande wohnenden Edelmann, wendet sich aber vor Allem gegen die Städtebewohner. Der geringere Grad der Religiosität, die leichteren Sitten, der Dünkel, die Sucht, Andere auszunützen, alles dies mißfällt dem Landmanne. Das städtische Element erscheint ihm wie der Sand am Wege, mit welchem der Wind nach seiner Lust umgeht, den er einmal hierhin, einmal dorthin treibt; ein schwaches, gegen Mühsale nicht ausdauerndes, mit dem Maul tapferes, vor dem Schrecken erbebendes Element.

Die Gastfreundschaft, die das Sprichwort vortrefflich in die Worten zusammenfaßt: „Ein Gast im Haus, Gott im Haus" ist auch dem polnischen Volke eigen, doch wie ehemals bei dem Landadel in die Vorliebe für langdauernde Lustbarkeiten bei jedem häuslichen Anlaß, z. B. Hochzeiten, Kindstaufen ꝛc. sowie in den Hang, sich auf Jahrmärkten und Zusammenkünften herumzutreiben ausgeartet, was Zeit- und Geldverluste nach sich zieht. Dies war namentlich in den vorconstitutionellen Zeiten verderblich, da Trunksucht stark grassirte.

Wie für den Polen überhaupt der polnische Edelmann typisch ist, so drückt sich die Natur des polnischen Landvolkes im Krakowiaken aus. Was in diesem bis zur höchsten Stufe entwickelt ist, das findet man in höherem oder geringerem Grade auch bei allen Anderen. Der Gorale, welcher ums Brod weit in die Welt hinaus wandert, ist verschlossener, gewandter, realistischer, der Mazure, der gegen Ruthenien vorgeschoben ist, hat einen Anflug von Melancholie, von sanfter Langsamkeit, von Mißtrauen und ist weit weniger hurtig und unternehmend.

Trachten. — Es gibt drei Haupttypen der Landestrachten, welche auf den ersten Blick leicht wahrzunehmen und zu unterscheiden sind: den Krakauer-, den Goralen- (Gebirgs-) und den Mazurischen Typus; doch hat ein jeder von ihnen hunderterlei Varietäten. Fast in jedem Dorfe begegnet man etwas Abweichendem: in der Farbe, im Schnitt, im Fehlen oder Hinzukommen verschiedener Details, endlich sogar in verschiedener Art des Tragens eines und desselben Gewandstückes.

Der Übergang von einem Typus in den anderen ist gleichfalls ein sehr allmäliger; dieses trägt ebenfalls zur Bereicherung der ohnedies schon großen Mannigfaltigkeit bei. Endlich kommt es auch vor, daß auf dem Terrain einer bestimmten Tracht irgend etwas ganz Abweichendes auftaucht, das zu keinem der Haupttypen gehört, das ein polnisches, aber kleinstädtisches und nicht etwa ländliches oder fremdartiges, durch Colonisten importirtes Gepräge hat. In dieser Hinsicht ist das mazurische Terrain sehr bemerkenswerth. Und schließlich trägt auch der Stoff, aus welchem die Tracht verfertigt wird, nicht wenig dazu bei, sie mannigfaltig zu gestalten. Diese reiche Vielfältigkeit ist indessen durchaus kein unverständliches Chaos, es ist Ordnung und Gesetz darin; man kann deutlich sehen, wie sich ein Typus aus dem andern entwickelt und wenn man nach den Ursachen der auffälligsten Unterschiede forscht, so begreift man bald, warum etwas so und nicht anders gerathen ist.

In den Gebirgsländern ist die Schafwolle vorherrschend, da das Klima dort rauher ist; in der Ebene hingegen, wo es wärmer ist, Hanf und Lein zugänglicher sind, herrscht das Leinengewebe vor. Die Bewohner der Ebene gefallen sich in langen, faltigen Gewändern, die Goralen lieben kürzere und knappere Gewandung.

Allein auch in der Ebene kann es verschiedene Lebensbedingungen geben, denen sich die Tracht anpassen muß. In einer Waldgegend muß die Volkstracht jener der Bergbewohner nahekommen und es ist in der That interessant, unter diesem Gesichtspunkt den Goralen der Karpathen mit dem Lasowiaken (Wäldler), dem Mazuren der Sangegend, zu vergleichen. Das Oberkleid des Lasowiaken ist zwar länger als das des Goralen, doch kürzer als das des Bewohners der freien Ebenen. Im Winter ist es tiefer Schnee, im Sommer der Thau auf den Gräsern, oder es sind diese Gräser selbst, verschiedenes Gestrüpp, abgefallene Äste, umgestürzte Baumstämme, welche eine längere Gewandung unbequem

Trachtentypen von Krakowiaken und Goralen.

und überflüssig machen. Sie reicht also beim Lasowiaken kaum bis zu den Knien, ja sie ist noch kürzer, im Gegensatz zum Bewohner des Flachlandes, dessen Gewand bis an den Boden reicht. Im Berglande bedingt das Terrain freie Arme und Beine; darum trägt hier der Bewohner das Oberkleid nicht anschließend, sondern hängt es bloß über die Achseln. Derselbe Grund dürfte Veranlassung sein, daß der Gorale das Hemd nicht über das Beinkleid herabfallen läßt, wie dies bei allen Bewohnern der Ebenen und Wälder der Fall ist. Für den Goralen sowie für den Lasowiaken sind Stiefel zu schwer und ungeeignet, so ist denn die gleichsam natürliche Beschuhung der einen wie der anderen der Chodak.[1] Diesen Chodaken sind bei den einen wie bei den anderen enge Beinkleider angepaßt. Je näher einer größeren Stadt, um so kostbarer und reicher wird die Volkstracht, je mehr ein Winkel der Civilisation entrückt und je mehr er mit „Brettern vernagelt" ist, desto einfacher und bescheidener wird dieselbe sein.

Die kleidsamste und geschmackvollste Tracht ist unzweifelhaft jene der Krakowiaken. Seinen Kopf bedeckt der Krakowiake mit der berühmten Krakuska, welche auch Rogatywka oder Rogatka (Hörnerkappe), nach den vier an ihr ersichtlichen Hörnern, heißt. Unten herum läuft ein schwarzer Lammfellstreif, die Mütze selbst ist mit carminrothem Tuche überzogen und gewöhnlich mit Pfauenfedern geschmückt. Eine nicht weniger charakteristische Kopfbedeckung des Krakowiaken ist sein schwarzer, unten breiter, nach oben zu schmäler werdender Filzhut mit schmalem Rande, vielfärbigem Schmuck und Pfauenfedern, wie die Mütze sie hat. Die Krakuska findet man auch bei den Mazuren, wenn auch von etwas verschiedener Form und Farbe, einen solchen Hut aber trägt Niemand als der Krakowiake. Sein Obergewand besteht aus einer langen Sukmane aus weißem Wollenstoff, die mit rothen Stickereien und ebensolchen Quasten geschmückt ist, einen Stehkragen hat und gewöhnlich vorne nicht geschlossen wird. Unter dieser Sukmane, oft auch ohne sie, tragen sie einen Kaftan aus granatfarbenem Tuch, der roth gefüttert und ärmellos bis zu den Knien reicht und mit kleinen Knöpfen, mit gestickten Zieraten, Quasten, Fransen und kleinen Wollbüscheln von zumeist rother Farbe geschmückt ist. Dieser Kaftan wird meist, die Sukmane nur selten, mit einem Lederriemen umgürtet, der je nach dem Anlasse breiter oder schmäler, jedoch gewöhnlich mit Weißblechplättchen, Nägelchen, kleinen Münzen beschlagen und mit messingenen klirrenden Rädchen behängt ist. Unter dem Kaftan befindet sich das Hemd aus weißer Leinwand mit einem kleinen Kragen, der oft mit Stickerei geschmückt ist und vermittelst einer Stecknadel, eines rothen Bändchens, einer Schleife oder kleinen Kokarde zusammengehalten wird. An den Ärmeln sind auch weiße, mit Stickerei geschmückte Besetze, die mit Knöpfen zu schließen sind. Ein Halstuch trägt der Krakowiake niemals, wie übrigens auch sonst kein polnischer Bauer. Seine Beine bekleidet

[1] Chodaki sind vom Bauer selbst genähte Schuhe aus ungegerbtem Leder; die aus Bast heißen Kurpie.

der Krakowiake mit weiten Hosen, zumeist aus Perkail mit rothen, blauen oder lilafarbigen Streifchen auf hellem oder weißem Grunde, die er in die Stiefelschäfte steckt. Die juchtenen Röhrenstiefel gehen bis zum Knie und sind an den Absätzen mit hohen eisernen Beschlägen versehen, mit welchen er beim Tanze so heftig den Tact schlägt, daß die Wände der Schenke davon erzittern. Im Winter trägt man bei größerem Froste anstatt der Sukmane einen weißen nicht mit Tuch überzogenen Schafpelz, dessen Schnitt und Ausschmückung dem der Sukmane gleichen.

In dem Maße als man vom Krakauer Gebiet gegen die Karpathen vorschreitet, sieht man wie die weiße Krakauer Sukmane allmälig ihren Schnitt ändert, wie sie immer kürzer wird, wie der charakteristische Krakauer Kaftan und Hut verschwinden und wie an ihre Stelle kurze Westen und niedere, runde, wenn auch ebenfalls aus Filz verfertigte Hüte treten, wie die weiten Krakauer Beinkleider enger werden, die pompösen Krakauer Stiefel und die grellen Farben allmälig schwinden und wie ein gewisses Etwas immer mehr zunimmt, was der Krakauer Erde, ja sogar den heimatlichen Urelementen fremd zu sein scheint. Wenn wir endlich bei den Podhalanen anlangen, so sehen wir schon einen ganz veränderten Typus der Volkstracht. Wenn der Gorale Stiefel trägt, so geschieht dies höchstens zum Kirchgang, oder zu einer festlichen Gelegenheit. Diese Stiefel reichen übrigens, was Schönheit und Form anbelangt, den Krakauer Stiefeln nicht das Wasser. Des Goralen natürliche und täglich benützte Beschuhung sind die Chodaki, welche er mit einem dem Slovakischen entlehnten Namen Kierpce nennt, was mit dem echt polnischen Worte Kurpie identisch ist. Die Beinkleider sind wärmer als die der Krakauer, aus weißem Tuch verfertigt und anschließend, an den Nähten nur mit einem rothen Schnürchen geziert. Das Hemd ist gewöhnlich aus grober Leinwand, am Halse mit einer großen Messingnadel zusammengehalten, kurz und in das Beinkleid gesteckt. Die Lenden umgibt ein breiter und nur hierin dem Krakauer ähnlicher Gürtel aus grobem, hartem Leder, welcher vorne durch eine lange Reihe messingener Schnallen geschlossen wird und in dem sich das Geld, Tabak, das Feuerzeug und andere Kleinigkeiten befinden. Über dem Hemde trägt der Gorale eine kurze, kaum bis zum Gürtel reichende Tuchweste, oder wenn es sehr kalt ist, einen ebensolchen Pelz ohne Ärmel. Sein Oberkleid bildet eine kurze, aus weißem oder braunem Tuche verfertigte Sukmane, Gunia genannt, in deren Ärmel man nur bei Regen oder Frostwetter schlüpft, während sie gewöhnlich bloß über die Achseln geworfen und am Halse vermittelst einer Schnur zugebunden wird. Den Kopf bedeckt der Gorale mit einem kleinen, runden, mit einer Schnur kleiner Seemuscheln umwundenen Hute mit schmalem oder, je nach der Gegend, übermäßig breitem Rande. Ein unzertrennlicher Begleiter und gleichsam eine Ergänzung seiner Erscheinung und Tracht ist sein wie eine Axt geformter oft mit schönen Zieraten geschmückter Stock, den er Ciupaga nennt.

Von der Raba an gegen Osten zu verschwindet die weiße Krakauer Sukmane und taucht die dunkelbraune auf. Diese Farbe der Sukmane sehen wir bei allen Mazuren; sie ist das sicherste Zeichen, daß wir in ihr Gebiet eingetreten sind. Allein wenn sich schon die Krakauer- und Goralentrachten durch eine große Anzahl von Abweichungen auszeichnen, so ist in den mazurischen Trachten der Mannigfaltigkeit kein Ende. Innerhalb dieser Mannigfaltigkeit lassen sich gleichwohl vier Typen unterscheiden. Der erste dieser Typen ist bei den Bewohnern von Szkalmierz, Proszów und Sandomir jenseits der Weichsel im Königreich Polen heimisch. Diese Tracht nähert sich in vielen Beziehungen derjenigen der Krakauer. Das Oberkleid, ob es nun aus Linnen gefertigt, ob es Sukmane oder Pelz ist, ist ebenso lang wie das der Krakowiaken und unterscheidet sich auch im Schnitt nicht viel von diesem. Der Kragen ist gewöhnlich auch stehend, jedoch in manchen Gegenden am Pelz oder an der Sukmane mit Zwickeln versehen und fällt tief auf die Schultern herab. Der Kaftan des Krakauers fehlt; er wird zumeist durch eine kurze, bis zum Gürtel reichende blaue Tuchweste ersetzt. Der Gürtel ist fast ganz so wie der Krakauer Gürtel, sogar mit den Messingrädchen versehen, nur daß er über dem Obergewand getragen wird. Die Hörnerkappe ist hier keine Seltenheit, nur hat sie größere Hörner als jene und pflegt auch manchmal aus blauem Tuche verfertigt zu werden. Den hohen Krakauerhut vertritt hier im Sommer ein niedriger Strohhut mit breitem Rande und flachem Kopfe, versehen mit einem farbigen Bande und nicht selten mit Pfauenfedern geschmückt. Die Beinkleider, gewöhnlich aus weißem Hanfstoff, sind nicht so weit wie die Krakauer und, wenn sie von Tuch sind, meist blau mit einem ziemlich breiten rothen Besatz um die Taschen herum; sie werden immer in die Stiefelschäfte gesteckt. Die Stiefel sind ebenfalls mit Eisen beschlagen. Auch Stickereien und verschiedenen Nahtenbesatz gibt es bei dieser Tracht; nur die Quästchen und Büschel der Krakauer Tracht fehlen. Dieser Typus findet sich in den allermannigfaltigsten Spielarten auf einem großen Ländergebiete, von der Raba nach Osten über Tarnów bis in die Gegend von Sędziszów an der Linie der Karl Ludwigbahn, längs der Weichsel bis zur Umgebung von Baranów im Tarnobrzeger Kreise und im Osten von der Weichsel bis tief in den Bezirk von Sokołów.

Den zweiten mazurischen Typus stellen die Trachten der Landleute aus dem Kreise von Tarnobrzeg dar, von der Gegend von Baranów knapp am Weichselufer angefangen bis nach Sandomir. Die Sukmane ist selbstverständlich tiefbraun, da sie mazurisch ist, aber kürzer als im vorgenannten Typus und von verschiedenem Schnitt, genau so geformt wie die sogenannte polnische Czamara (der verschnürte Rock des polnischen Städters oder Adeligen). Der mäßig große Umlegekragen wird mit Bändchen oder Schnürchen zugehalten, rückwärts ist das Gewand in Falten gelegt. Besatz, Bändchen oder Schnürchen, alles ist von schwarzer Farbe. Fast ganz gleich ist der Schnitt des Pelzes und der Leinensukmane.

Das Hemd, welches gleichfalls mit einem Umlegekragen versehen ist, wird am Halse gewöhnlich mit einer blanken Nadel zusammengesteckt. Der Gürtel ist von mäßiger Breite, schwarz und glänzend. Auf dem Kopfe sitzt eine Mütze aus weißer Schafwolle, die man Sadłak, auch Magierka, nennt. Sie ist auch im Krakauer Gebiet nicht unbekannt, doch ist ihre Form hier schöner. Im Sommer ein Strohhut eigener Mache, im vorgenannten Typus, nur ist er zierlicher. Die Beinkleider sind wie dort aus weißer Leinwand oder aus irgend einem dunklen Stoffe verfertigt. Auch hier werden sie in die Stiefelschäfte gesteckt. Die Stiefel haben Eisenbeschläge, sind aber schöner, als die des Krakauer Bezirkes.

Nicht ganz eine halbe Meile gegen Osten von diesen Weichselanwohnern, gegen den San zu, beginnt das Gelände der Lasowiaken, so genannt nach den ehemals ungeheuren Wäldern der Sandomir'schen Wildniß, von welcher noch heute beträchtliche Flächen übrig sind. Der Lasowiake stellt hinsichtlich seiner Tracht sowie auch in vielen anderen Beziehungen einen sehr ausgeprägten mazurischen Typus dar. Wie den Goralen und den Krakowiaken, so kann man auch den Lasowiaken sofort an seiner Tracht erkennen. Erstens trägt heute auf dem ganzen Erdenrund Niemand eine der seinigen ähnliche Mütze. Sie heißt Magierka, was heißen soll Węgierka (von Wengier = Ungar), denn noch im XVI. Jahrhundert nannte man einen Ungarn auf polnisch einen Magier (vermuthlich von Magyár). Auch Bátorówka wird eine solche Mütze genannt, woraus zu schließen ist, daß diese Mütze zuerst mit Stefan Bathory, dem Könige von Polen (1576 bis 1586), bekanntlich Fürsten von Siebenbürgen, herübergekommen war. Es ist dies eine Mütze aus grobem dunkelbraunen Tuche, wie es immer dem Mazuren zur Sukmane dient. Sie ist ziemlich hoch und flach, nach oben zu auf einer Seite breiter werdend, oben mit einem rothen Schnürchen benäht. An der breiter werdenden Seite befindet sich, von unten bis hinauf laufend, das „Blümchen", auch „Kukuruz" genannt, ein vier Finger breiter Aufputz, welcher aus den aufgekrempelten Fäden einer rothen Schnur hergestellt und hie und da mit einigen Steppstichen an die Mütze befestigt ist. In manchen Gegenden ist diese Magierka rund und hat anstatt dieses „Kukuruz-Aufputzes" einige blaue Blümchen, welche hie und da an die oben herumlaufende Schnur angeheftet sind. Der selbst verfertigte Strohhut unterscheidet sich wenig von jenem der beiden anderen Typen. Die Sukmane ist aus grobem dunkelbraunen Tuche, ihr Schnitt ein solcher, wie er etwa schon zu Zeiten Miecislaus I. oder Boleslaus des Tapferen üblich sein mochte. Der Kragen ist stehend, ganz schmal, oben und unten mit einem blauen Schnürchen besetzt; außer dem Besatz mit blauem Schnürchen vorne und rückwärts, sowie blauen Ärmel-Aufschlägen hat dieses Gewand keinerlei andere Zier. Seitentaschen fehlen; nach unten zu, durch von den Hüften ausgehende sogenannte Zwickel sich erweiternd, reicht es kaum bis an die Knie. Der Pelz sowie die Leinensukmane sind von demselben

vorsintfluthlichen Schnitt und gleichfalls ohne alle Verzierung; der Pelz ist mit weißem gegerbten Leder besetzt, der Kragen nur bei der Leinensukmane mit blauem Tuch überzogen. Der Gürtel ist weiß, bei Kindern roth gegerbt, ohne allen Zierat. Das Hemd, mit einem schmalen Stehkragen versehen, wird am Halse mittelst eines Schnürchens oder farbigen Bandes, manchmal auch einer blanken Nadel, zusammengehalten. Das Beinkleid wird unten zusammengebunden und ist entweder weiß und aus Hanf oder Linnenstoff gefertigt so wie das Hemd, oder es ist bei sonst gleicher Tracht, aus blauem Tuche und um die Taschen herum mit rothem Tuche benäht. Als Fußbekleidung trugen sie ehedem gleich den Goralen Chodaki aus Leder, zur Sommerszeit aus Lindenbast, die man Kurpie nennt. Heutzutage sind Röhrenstiefel üblich geworden, die wohl nicht so prächtig wie die an den Ufern der Weichsel oder im Krakauer Gebiet verfertigten, aber auch mit Stiefeleisen beschlagen sind.

Die Tracht der Lasowiaken hat natürlich viele Variationen. Die Grębowiaken z. B. benützten an Feiertagen zu meiner Zeit anstatt der Ledergürtel solche, die aus rother Schafwolle gewebt und so geschlungen wurden, wie wir es in den Trachten des polnischen Adels sehen. Sie gefallen sich auch in den rothen Hörnerkappen der Krakauer. Den San entlang kommt diese Tracht der Lasowiaken bis in die Nähe von Rzeszów vor, wo der vierte Typus der mazurischen Trachten beginnt, den wir den Rzeszów-Typus nennen können. Man trifft ihn in zahlreichen Variationen auf jenem beträchtlichen Gebiete Westgaliziens an, welches von Rzeszów aus gegen Nord, Ost und West sich ausbreitend, bis in das Bergland sich erstreckt. Es ist dies eine farbenreiche und schöne Tracht. Der Hut aus Filz ist schwarz, mit breitem Rande, mit abgerundetem oder flachem Kopfe; ihn umgibt ein schwarzes, zwei bis drei Centimeter breites Sammtband und schmückt ein Strauß künstlicher Blumen und eine Pfauenfeder. Im Sommer ist ein eben solcher weißer Filz- oder Strohhut üblich. Die Sukmane, auch das „schwarze Kleid" genannt, ist aus grobem, dunkelbraunem Tuche, wie die masurische gewöhnlich ist. Der Kragen ist hoch, stehend, um ihn ein rother und blaßgelber ausgezackter Streifen in dreifachen Wellenlinien genäht. Derselbe Besatz läuft unterhalb des Kragens um den Halsausschnitt der Sukmane, geht über die Achseln, läuft auf der Brust an jeder Randseite bis zum Gürtel hinab und ist außerdem mit drei Reihen kleiner, aus rother und gelber Wolle geformter Knöpfe geschmückt. Die Sukmane wird mittelst sogenannter „Hafteln" geschlossen. Die Leinen-sukmane sowie der Pelz sind von ähnlichem Schnitt, ein Unterschied besteht nur im Aufputz. Unter der Sukmane ist die Tuchweste, deren Schnitt nahezu, deren Farbe vollkommen der des österreichischen Uhlanen-Waffenrockes gleicht. Auch ihre Länge ist fast dieselbe, wie die der Uhlanenröcke. Sie wird mit und ohne Ärmel getragen, immer aber ohne Kragen, ist vom Halse an bis zum Gürtel mit Hafthaken geschlossen und vorne,

wie die der Uhlanen, mit drei Reihen glänzender Metallknöpfchen geschmückt, welche querüber durch rothe Schnürchen miteinander verbunden werden, die an jedem Knopfe der Außenseite mit Quäſtchen abschließen. An den Seiten befinden sich mit Klappen versehene Täſchchen. Diese Klappen sind mit einem rothen Streifen und Knöpfchen besetzt. Mit einem gleichen Streifen sind die Schöße versehen. Das Futter ist aus rothem Tuche. Diese Weste erinnert lebhaft an den Krakauer Kaftan. Sie reicht manchmal nur bis zum Gürtel, mit demselben Schmuck von Knöpfchen, Schnürchen und Quäſtchen. Der Gürtel ist schmal, mit kleinen Knöpfchen beschlagen, mit Rädchen versehen und wird mit Recht Krakauer Gürtel genannt, da er in der That ein solcher ist. Die Beinkleider sind aus demselben Tuche wie die Weste, um die Taschen herum ornamentmäßig mit rothem Tuche ausgenäht und werden, wie überall bei den polnischen Bauern, in die Stiefelschäfte gesteckt. Die Stiefel sind hier nicht weniger schön als die Krakauer und auch mit Eisenbeschlägen versehen. Nach der Krakauer Volkstracht ist diese wohl die schönste. Demselben mazurischen Terrain gehört auch die Tracht der Gluchoniemcy an. Sie ist mit der Zeit polnisch geworden, und was sich noch von altersher erhalten hat, scheint nach Szujski's Annahme an die Trachten der Siebenbürger Sachsen zu erinnern. Die Trachten der Beskidy- und Pioniny-Bewohner sind eine Abart Goralen-Trachten.

Die Trachten der Frauen zeigen eine nicht minder große Mannigfaltigkeit als die der Männer, gleichwohl sind sie mit dieser stets in engem Zusammenhange; denn der Schnitt des Überkleides der Frauen unterscheidet sich sehr wenig von dem des männlichen Übergewandes. Das Überkleid der Frauen bilden allgemein: die Gornica oder Plotnianka, der Żupan und der Pelz. Die Gornica ist sowie beim Manne aus weißem Hanf- oder Leinenstoff und wird zur Sommerszeit sowohl an Feiertagen wie an Wochentagen getragen. Der Żupan vertritt die Stelle der Sukmane, ist von Tuch in verschiedenen Farben, je nach der Gegend, gefertigt, gewöhnlich aber granatfarben oder blau in verschiedenen Schattirungen. Die Pelze der Männer werden aus weißen Schaffellen gemacht, die weiß, seltener gelb gegerbt sind. Die Pelze der Frauen sind gleichfalls Schafpelze, aber gewöhnlich von zarteren Thieren, schwarz und mit Tuch überzogen, das von der Farbe des Żupan ist. Natürlich fehlt es nicht an Aufputz auf diesem Übergewande. Die Stelle der Westen nehmen Leibchen, Jäckchen, Mieder ꝛc. ein. Alles dies in den mannigfachsten Farben und Verzierungen. Die Hemden, immer mit Ärmeln, sind mehr als die der Männer geschmückt und von etwas abweichendem Schnitte. Sie sind reich ausgenäht, namentlich auf den Achseln und den Säumen. Die Krägen sind bald umgelegt, bald stehend, je nach der Gegend. Am Halse tragen sie eine beträchtliche Menge von Perlenschnüren, besonders lieben sie Korallen und Bernsteinkugeln. Röcke, Schürzen und Schürzchen sind entweder aus weißer selbstgesponnener Leinwand, oder aus Perkail, Barchent, Flanell, Mousseline oder Battist

in den allermannigfaltigsten Farben. Sie tragen Stiefel, die wohl zarter als die der Männer gemacht, aber auch mit Eisen versehen sind, oder Gamaschen; dort, wo die Männer Chodaki tragen, wie beispielsweise die Goralen, tragen sie auch die Frauen. Als Kopfbedeckung dienen Tücher der verschiedensten Farben und Stoffe. Die Mädchen flechten ihr Haar zumeist in einen Zopf zusammen, die Frauen schneiden sich in manchen Gegenden das Haar so ab, dass sie es unter der Haube unterbringen können; dieser Hauben gibt es eine große Menge, von den allerprimitivsten bis zu den reich geschmückten und schönen. Das Überkleid deckt gewöhnlich noch ein großes Tuch von weißer oder anderer Farbe. Die Mädchen haben viel Gefallen an den verschiedenartigsten Bändern, Kokarden und Flitterwerk. Zur Trauung gehen sie, einen Kranz auf dem Kopfe, mit aufgelöstem Haar, das von verschiedenfarbigen Bändern reich durchschlungen ist, in der schönsten Tracht, welche in der Gegend üblich ist. Die weibliche Feiertagstracht fällt im Allgemeinen durch ihre Einfachheit und ihren Farbenreichthum angenehm auf; die schönste darunter ist unzweifelhaft die Krakauer Tracht.

Es ist die höchste Zeit, daß man sich mit einer detaillirten Erforschung, Beschreibung und Illustrirung der Volkstrachten Galiziens beschäftige, da sie immer mehr von der alles nivellirenden Weltmode verdrängt werden. Es gibt Gegenden, wo sich das Volk heute schon seiner Nationaltracht nur bei außergewöhnlichen Festanlässen bedient, ähnlich wie der polnische Adel. Vor nicht langer Zeit noch stellten auch die kleinstädtischen Trachten Galiziens ein sehr interessantes Object für ethnographische Studien dar. Niemand hat sich damit beschäftigt und heute ist kaum eine Erinnerung an alles dies zurückgeblieben.

Ortsanlagen, Wohnungen und Beschäftigungen. Die Namen der polnischen Dörfer stammen bald vom Hof oder dem Schlosse ihres Besitzers, bald zeigen sie an, wessen Eigenthum sie gewesen, bald tragen sie den Namen eines Stammes, der sie bewohnte, bald charakterisiren sie die Örtlichkeit, die ein Dorf einnimmt, bald bezeichnen sie die Bestimmung einer Ansiedlung, oder sie drücken einfach aus, dies sei das Dorf so und so, eine Colonie von da oder dort, oder auf welche Bedingungen hin sie angelegt sei.

Das äußere Bild eines polnischen Dorfes hat im Allgemeinen etwas sehr Anmuthendes, namentlich dort, wo sich ein Herrenhof und ein Pfarrhof befinden. Aus der Ferne gesehen, erscheint eine solche Ansiedlung wie ein Hain, durch dessen Grün die weißen Mauern des Edelhöfchens und der Bauernhäuser hindurchschimmern, und über den hinaus sich der Kirchthurm oder hie und da das Dach eines Gebäudes erhebt. Ringsum Felder und Wiesen, welche das Auge durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben entzücken und alles dies hebt sich, vom Flüßchen oder Bächlein, von Feldwegen oder der Heerstraße durchschnitten, welche durch Kreuze und Kapellchen gleichsam geheiligt sind, anmuthig vom Hintergrunde der nahen Wälder, Hügel oder Berge ab. Die Mauern

Trachten der Podhalanen.

des Edelhofes sind in der Regel weiß getüncht. Der Krakowiake findet ganz besonders Gefallen daran und tüncht sein Häuschen, mag es das allerärmste sein, weiß. Der Mazure umrahmt, wenn er nicht sein ganzes Haus weiß tüncht, wenigstens die Fenster mit weißer Farbe oder er bringt doch um die Fenster herum einige weiße Pinselflecke an. Nur dem Lasowiaken und dem Goralen ist es leid um die äußere Ausschmückung des Hauses mit Kalktünche; dagegen bekommen hier die Hauswände aus Fichten-, Weiß- und Rothtannenholz unter der Einwirkung der Sonne allmälig eine kräftig rothe Farbe.

Vor allem andern zieht die Kirche mit dem Pfarrhofe und der daneben befindlichen Schule die Aufmerksamkeit auf sich. Die Kirche befindet sich gewöhnlich auf einer Anhöhe und ist von einem beträchtlichen, rings eingefriedeten Rasenplatze, dem sogenannten „Friedhofe", umgeben. Ungeheure Linden, hier und da Birken oder andere Laubbäume bieten reichlichen Schatten und schützen das Gotteshaus vor heftigen Stürmen und Wettern. Das alterthümliche Dorfkirchlein ist, wenn aus Holz gebaut, meist aus Lärchenholz gezimmert, und sein Dach, ebenso wie seine Wände, von oben bis unten mit Schindeln gedeckt. Auf dem First ist ein kleines Thürmchen mit einem Glöckchen angebracht, auf dem das Kreuz sichtbar ist. Ganz abgesondert steht auf dem Kirchhof der sogenannte Glockenthurm, eine Art viereckigen Thurmes, der nahezu die Höhe der Kirche hat, ebenso wie diese aus Holz gezimmert und von oben bis unten mit Schindeln gedeckt ist. Das Innere der Kirche ist einfach, aber nett, voll vergoldeter Altäre und Bilder, die nicht immer von Meisterhand herrühren, vielmehr gewöhnlich wie alles aus den oft ungeübten Händen einheimischer Kleinstadt-Künstler hervorgegangen sind, welche auch den Gesichtern und Trachten der Heiligen nicht selten einen ganz localen polnischen Charakter verleihen. Die Schule, wenn sie nicht eine gewöhnliche Bauernhütte ist, trägt den schablonenhaften allgemein bekannten Styl zur Schau, ebenso der Herrenhof, nicht aber ohne irgend welches specifisch polnisches Gepräge, besonders wenn er aus älterer Zeit stammt und einem einheimischen Architekten seine ursprüngliche Anlage verdankt. In letzterem Falle kann man unschwer zahlreiche Analogien zwischen seiner Structur und derjenigen der Bauernhäuser herausfinden, aus deren Structur jene der Höfe durch Vervollkommnung entstanden ist. Zum Edelhofe, welcher sich gewöhnlich in einiger Entfernung vom Dorfe befindet, führt eine Straße, die zu beiden Seiten von großen Linden beschattet oder von hohen Pappeln gesäumt ist; der Hof selbst aber verliert sich, gleich dem Dorfe, in dem Grün seiner Gartenbäume und der Linden oder Pappeln, die ihn unmittelbar umgeben.

Die Gestalt des Dorfes hängt vollkommen von dem Terrain ab, auf welchem es erstanden ist. In den Bergländern liegen die bäuerlichen Anwesen zerstreut, im Flachlande eng aneinander gebaut; hier aber, so wie dort, ist die Breite der Ortsanlage sehr gering

Goral und Goralin aus Szlachtowa bei Szczawnica.

im Verhältniß zu ihrer Länge. Eine Art von Ringplatz hat sich hier und dort nur durch Zufall gebildet, etwa infolge einer Eigenthümlichkeit des Bodens, oder des Zusammenwirkens anderer Umstände, welche dazu nöthigten, diesen Platz frei zu lassen. In der Regel geht das ganze Dorf entlang eine Straße, welche durch die zu beiden Seiten befindlichen eingefriedeten bäuerlichen Anwesen gebildet wird. In den größeren Dörfern laufen parallel mit der Hauptstraße eine oder zwei Nebengassen, welche wieder durch kleine Quergäßchen miteinander verbunden sind. Die Gassen tragen keine Benennungen und werden einfach

Wege genannt; hier und dort wird noch der sehr alterthümliche Ausdruck Gać gebraucht. Eine Reihe von Häusern oder Einfriedungen längs des Weges wird Połać genannt; es ist also rechts am Wege entlang eine, links die zweite Połać.

Ein Anwesen ist von dem andern durch eine Umzäunung getrennt und heißt ein Umgang (Obyście) oder aus dem Deutschen „Platz". Je nach dem Besitzstande des Eigenthümers ist diese Umzäunung bald ein Bretter-, bald ein Staketenzaun, bald ein geflochtener, bald ein Stangenzaun. An der Frontseite, wo sich das Thor oder der Thorweg befindet, ist dieser Zaun besser gehalten als weiter davon. Zum Schutze der Gebäude, namentlich gegen Feuer, wenn ein solches in der Nachbarschaft ausbrechen sollte, fehlt es nicht an Bäumen auf der einen oder der andern Seite des Umgangs. Die Häuser sind meist mit der Schmalseite der Straße zugekehrt, selten mit der Front oder der Rückseite. Vor dieser mit einem oder zwei Fenstern versehenen Schmalseite des Hauses befindet sich ein kleiner Blumengarten, auf der andern Seite dem Garten gegenüber befindet sich der Brunnen mit dem Brunnenschwengel oder dem Schöpfrad. Vor dem Hause ist gewöhnlich ein freier Platz, und dieser ganze Theil des „Platzes" oder „Umganges" wird Hof, Hofraum (Podwórze) genannt. Darauf folgt die Obora, wo die Stajnia (Pferdestall), der Chlew Viehstall) und Chlewek (Schweinstall) sich befindet, der Schuppen zur Unterbringung der Wagen und landwirthschaftlichen Geräthe, das sogenannte Natonie (Holzplatz), eine Art Schuppen oder freier Raum, wo der Klotz zum Spalten des Brennholzes, das Holzlager für Bau- oder andere Zwecke sich befindet. Hinter der Obora ist das Gumno (Scheunenplatz) mit der Komora, dem Speicher, wo die Vorräthe an Getreide, Samen, Rauchfleisch, sowie die Truhen mit dem Feiertagsstaat, den Kostbarkeiten und dem Gelde sich befinden. Weiterhin ist der Schuppen für Heu und Stroh oder Heuschober, und in bedeutender Entfernung von allen diesen Gebäuden steht die Stodoła, die Tenne, mit der Frontseite der Straße zugekehrt und fast die ganze Breite des „Platzes" einnehmend, diesen gleichsam nach hinten zu abschließend. Einen gewissen Theil des „Umganges" nimmt bei einem sorglichen Hauswirth der Nutzgarten ein. Es gibt Dörfer, wo hinter jedem „Umgang" sich in langen Streifen die Felder des Eigenthümers hinziehen, gewöhnlich aber pflegt der Landbesitz in kleinere oder größere Stücke innerhalb des Gemeindebezirkes auseinandergeworfen zu sein.

Das Wohnhaus heißt gewöhnlich Dom (Haus), jedoch auch Chałupa und Chata (Hütte). Es ist immer nur ebenerdig. Es wird wie alle anderen Bauten aus Holz, das gewöhnlich gezimmert ist, oder auch aus Rundhölzern aufgestellt (Ziegel finden erst in der neuesten Zeit hie und da Verwendung), die Fugen werden mit Moos verstopft, oft mit Lehm verklebt, welcher an vielen Orten mit Kalk überstrichen wird, was zur Folge hat, daß man längs der Wände so viele weiße Streifen sieht, als dieselben Balken zählen.

Wie wir schon oben erwähnten, findet man viel Gefallen an einer Übertünchung der Außenseite des ganzen Hauses; in diesem Falle sieht es wie ein gemauertes aus; besonders die Krakowiaken, aber auch die Mazuren und die Goralen, lieben dieses Anweißen, welches erst bei den Lasowiaken und den auf die höchsten Gebiete hinaufgerückten Goralen, z. B. den Podhalanen, vollständig verschwindet. Eine Untermauerung findet selten statt. Das erste Holz, welches Przycieś (Unterzug) oder Legar (Lagerbaum) heißt, stützt sich hauptsächlich auf Eichenklötze oder Steine und liegt gewöhnlich direct auf der Erde, das letzte Holz, welches den Blockbau abschließt, wird Płatwia (Dachbalken) genannt; an diesen werden die Dachsparren sowie die Querbalken gestützt, welche von einer Wand zur andern gehen und auf welche hinwieder die Zimmerdecke aus Holzschwarten befestigt wird. An die Sparren nagelt man die Dachlatten an und der Dachstuhl ist fertig. Die Dachbedeckung ist bei den Bewohnern der Ebenen aus Stroh, welches in Garben gehörig zubereitet und entweder ganz eben oder stufenförmig an die Latten befestigt wird. Diese Thätigkeit nennt man das „Benähen" (Poszycie), die so hergestellte Bedachung Strzecha (Strohdach). Manchmal ist der Okap (Traufe) allein aus Schindeln hergestellt. Die Goralen decken ihre Häuser mit Schindeln oder dünn gespaltenen, nicht gesägten Brettern. Es kommt auch vor, daß der obere Theil des Daches aus Schindeln, der untere aus Spaltbrettern hergestellt ist. Auf beiden Hauptseiten des Daches werden manchmal Öffnungen angebracht, welche gegen Niederschläge von oben aus gedeckt sind und Dymniki (Rauchlöcher) heißen. Der Dachgiebel wird Kalenica genannt, der unterste Theil jedoch, welcher unmittelbar über den Wänden hervorsteht, heißt Okap (Traufe). Damit von unten her keine Kälte in die Stube eindringe, befindet sich um die Wände rings herum ein Erdaufwurf (Przyzba genannt), welcher bis zur Höhe des Unterlegers (ersten Balken) und noch höher hinauf reicht und von außen durch ein kleines Bretterzäunchen, oder wie im Gebirge durch Steine, festgehalten wird. Bei den Lasowiaken jedoch heißt er ganz poetisch Miesączka (Mondscheinchen), ein Vergleich mit dem Schein, welcher die Köpfe der Heiligen in Gestalt eines Kreises umgibt und in altpolnischer Sprache Miesiączek genannt wurde.

Die innere Eintheilung des Hauses zeigt keine große Mannigfaltigkeit; in dieser Hinsicht kann man nur zwei Haupttypen unterscheiden. Bei dem einen ist die Eingangsthüre in der Mitte, durch diese tritt man in den Flur, welcher das Haus in zwei gleiche Hälften theilt. Auf der einen wie auf der andern Seite befinden sich Wohnstuben. Den zweiten Typus zeigt das Haus, welches nur eine einzige Wohnstube, selten mit Erkerstübchen, besitzt, welche den größten Theil, und einen Hausflur, welcher den kleineren Theil des Gesammtraumes einnimmt. In diesem Falle führt die Eingangsthüre

gleichfalls in den Flur (von dort in die Wohnstube), sie ist aber nicht in der Mitte der Frontwand angebracht. Der erste Typus gilt im Gebirgs-, der zweite für das Flachland als Regel.

In der Wohnung des Goralen befindet sich auf der einen Seite des Flurs die schwarze Stube, auf der anderen die weiße und daneben die Kammer, wo man Gewänder, Lebensmittel und gewisse kleinere Wirthschaftsgeräthe aufbewahrt. In der schwarzen Stube wird gekocht und werden die häuslichen Arbeiten verrichtet. Hier haben Zutritt das Kalb, das Ferkel und unbedingt die jungen Lämmer, um Schutz vor der Winterkälte zu finden. In der weißen Stube sind die Schlafstätten und hier wird auch das Webgeräthe aufgestellt. Die Wände sind glatt gehobelt und ganz mit Heiligenbildern behängt, wie dies überall beim polnischen Landmann der Fall ist. In einer gewissen Höhe läuft rings um die Wände ein kleines mit kunstreich geschnitztem Rande versehenes Regal, auf welches man verschiedenfärbig glasirte Schüsseln, Teller, Töpfchen und kleine Krüge stellt, welche oft von sehr origineller Form sind. Fehlt das Regal, so hat man statt dessen demselben Zwecke dienende Schränkchen mit Glasscheiben, welche auf Schubladeschränken oder anderen Schränken im Genre der städtischen Credenzkasten ruhen. Die Wanduhr gehört hier nicht so sehr zu den Seltenheiten wie auf dem Flachlande. An der Fensterwand ist die Bank zum Sitzen befestigt und davor, zwischen den Fenstern, steht der ungemein glatte Ahorntisch. Außer der Bank findet man auch einige tragbare Bänkchen oder sesselförmige Schemel. Das Bett, das manchmal schön, immer aber geräumig ist und der gewöhnlich blütenweiße Ofen nehmen den übrigen Raum ein. Über dem Bette hängen, ebenso wie bei den Bewohnern der Ebene, auf einer passend an die Decke befestigten Stange die Pelze, Tuchröcke und andere Gewandstücke. Die Festtagsgewänder, namentlich die der Frauen, werden gewöhnlich in Truhen gelegt, die von einheimischer Arbeit und originell bemalt sind und in der Kammer ihren Platz haben. Die Stuben sind hoch, hell und fast immer mit Dielenböden versehen, was im Flachlande zu den Seltenheiten gehört. Die Häuser der Goralen haben gewöhnlich keine Rauchfänge; der Rauch tritt aus der Deckenöffnung auf den Dachboden und von da durch die Rauchlöcher, wenn solche vorhanden sind, oder durch die Ritzen des Daches in's Freie.

Wie wir schon oben sagten, besteht das Wohnhaus der Ebene aus zwei Theilen: der Stube und dem Hausflur. Die innere Eintheilung der Stube entspricht der Goralischen schwarzen Stube. Bei dieser Stube befindet sich manchmal eine zweite kleinere, die man Alkierz (Erkerstube) nennt. Wenn der Flur das Haus in zwei Hälften theilt, so spielt die eine Stube die Rolle der weißen Goralischen Stube, die zweite die der schwarzen. Nur die Einrichtung ist verschieden, wie auch sonst das Haus selbst und seine Einwohner ein ganz anderes ethnographisches Bild zeigen.

Vor dreißig Jahren hatten auch in der Ebene die Häuser, wie heute bei den Goralen, keine Rauchfänge, die beim Dach hinausragen. Der Gorale sieht keine so dringende Nothwendigkeit ein, irgend etwas an dieser seiner Einrichtung zu ändern, da der Rauch ihn nicht so beläſtigt, wie den Bewohner der Ebene. Dagegen konnte der Rauch der Häuser im Flachlande aus dem Ofen nicht durch Öffnungen in der Decke auf den Dachboden entweichen, da dieses, aus Stroh hergestellt, sich leicht hätte entzünden können; der einzige Abzugsweg des Rauches war also die Thüre; allein infolge dessen ward die ganze Stube mit Rauch angefüllt und mußte geöffnet bleiben, solange es brannte und bis der Rauch entwichen war. Zur Winterszeit war dies also eine sehr unbequeme, stets aber eine unangenehme Sache.

Die ländliche Bevölkerung theilt sich in Hauswirthe oder Landwirthe (Gospodarz), in den Bergen Gazda genannt, Häusler (chałupniki), Einleger (komorniki) und Taglöhner (wyrobniki). Die Hauswirthe und Gazdas sind Besitzer von Grund und Boden unter 100 Morgen. Die meisten aber sind solche, welche von 5 bis 10 Morgen besitzen. Der Häusler besitzt ein Haus und etwas Grund; die gleiche Bedeutung haben der Einleger und der Taglöhner, obwohl ihre Benennung besagt, daß der Einleger bei anderen auf der Stube wohnt und der Taglöhner von seiner Hände Arbeit lebt. Leute, welche ganz ohne Grund und Haus sind, ergreifen ein Handwerk, gehen in die Edelhöfe in Dienst oder ziehen als Arbeiter in Städte und Fabriken. Solcher, die bei anderen Insassen sind und einen Erwerb haben, gibt es im Dorfe sehr wenige. Ländliche Taglöhner sind jene Eigenthümer, welche nur ein Haus und sehr wenig Grund besitzen. Diese treiben außer der Hauswirthschaft entweder ein Handwerk, wie die Schusterei, Schneiderei, Weberei, das Radmacher-, das Zimmermanns-, das Schmiedehandwerk, oder sie verdingen sich sammt ihrer Familie zur Feldarbeit, sowohl beim Herrenhofe als auch bei den wohlhabenderen Hauswirthen. Solange es noch keine Eisenbahnen gab, bildete bei der Bevölkerung der Weichselufer das Flößergewerbe eine eigene Einnahmsquelle. Es wurden nämlich verschiedene Landesproducte, unter anderen Getreide und Hölzer auf den sogenannten Tratwy (Holztraften) und Galary (Galeeren) nach Danzig geflößt. Obwohl das Flößergewerbe heute gesunken ist, so wird es doch noch ausgeübt und hat für die, welche es betreiben, im Verhältniß zum einförmigen Leben des Landmannes einen eigenthümlichen Reiz. Es gibt auch auf dem Floße schwere Arbeit genug, allein wie viel angenehmer wird sie durch ihre Verschiedenheit von dem alltäglichen Leben und Treiben, dann durch den Anblick so vieler neuer Gegenden, Dörfer und Städte. Außerdem fehlt es, wenn man ans Ufer stößt, auch nicht an anderen Vergnügungen. Einer und der andere von den Flößern versteht es, auf der Geige oder einem andern Instrumente zu spielen, da klingt es dann wider von Musik und Gesang. Auch kann man sich im nächsten Dorf oder Städtchen

lustig unterhalten. Der Verdienst der Flößer ist indessen nicht gleich. Anders wird der gemeine Bootsknecht (Oryl) entlohnt, anders der Lootse (Retman), jener erfahrene Bootsman, welcher, selbst auf einem Kahn fahrend, in einer bedeutenden Entfernung eine ganze Reihe von Tratwen oder Galeeren führt und ihnen den gefahrlosen Weg zeigt. Von seiner Reise bringt der Flößer außer den Rubeln gewöhnlich Stiefel von weithinberühmter Vortrefflichkeit aus dem Königreich Polen und einer Verwandten oder seiner Liebsten Bernsteingeschmeide aus Danzig. Auch zu erzählen gibt es genug.

Die Landwirthe oder Hauswirthe beschäftigen sich mit dem Bebauen der Felder und der Sorge um das Inventar. Zu diesem gehören: Hornvieh, Pferde, Schafe und Federvieh. Das Hornvieh, ein durchaus einheimischer Typus, ist in der Ebene Gegenstand ganz besonderer Sorgfalt, dann auch das Borstenvieh, als eine wichtige Unterlage der Wirthschaft und des Unterhaltes; aber eine ganz besondere Vorliebe hegt jeder Pole für das Pferd, dessen einheimische Race der Landmann durch Pflege zu vervollkommnen trachtet. Mit Pferden bearbeitet er sein Feld, springt er auch bei anderen in Arbeit ein, auch fährt er gern auf den Jahrmarkt oder an Feiertagen in die ferner gelegene Kirche, wenn keine im Ort ist. In solchem Falle gibt es auch keine Hochzeit und keine Kindstaufe ohne Pferde und da liebt es der polnische Bauer, sei es mit dem Wagen, sei's auf dem Schlitten fahrend, zu zeigen, was für schnelle Pferde er hat und wie er zu fahren versteht.

Die Goralen im Tatragebirge beschäftigen sich mit besonderer Vorliebe mit der Schafzucht. Ihre Schafe weiden mit dem Hornvieh während der kurzen Sommerszeit auf den hochgelegenen Weideplätzen des Berglandes, welche sie Halen nennen. Im Herbste aber, namentlich vom halben August angefangen, weiden sie auf den tiefer gelegenen abgemähten Wiesen. Die Schäferei auf den Halen hat ihren ganz eigenartigen Charakter und Reiz. Sogar Dörfer, welche drei und vier Meilen entfernt sind, haben ihre Halas im Tatragebirge. Wenn nun die Zeit des Austriebs des Viehs, das heißt der Kühe und Schafe, herannaht, wählen sie einen Gazda (Hauswirth), welcher das allgemeine Vertrauen besitzt und ihm übergeben sie die Herde. Ein solcher Oberschäfer wird Bác genannt, was wohl aus dem ungarischen Worte Bács, Schafhirte, stammt. Der Bác trifft mit den Besitzern der Polanen, das heißt der in den Bergeshöhen gelegenen offenen Weideplätze, sein Übereinkommen und wählt sich Gehilfen, sogenannte Juhás aus. (Juhás ist ungarisch und heißt Schäferknecht.)

An dem bestimmten Tage, wie ein Augenzeuge erzählt, treiben alle Gazdas ihre Herden auf einen Platz, zählen mit dem Bác die Stücke und übergeben sie seiner Verantwortung. Der Bác besprengt die ganze Herde (Kierdel, vom deutschen Herde) mit Weihwasser, macht mit seiner Ciupaga (axtförmiger Stock) ein Kreuz auf den Weg und es beginnt der Aufstieg unter dem Brüllen des Hornviehs, dem Blöken der Schafe,

dem Klingeln der Schellen, dem Bellen der Hunde und dem Musiciren der Juhás auf ihren Hirtenpfeifen, Sackpfeifen oder Geigen. So wandern sie über steinige Pfade, durch dunkle Wälder, über Bergesgipfel und Klüfte, waten durch Berggewässer, immer höher hinauf zu den Koliben (Feldhütten) der Hala. Es rückt die weiße Herde der Lämmer mit den schwarzen Flecken darin, den Widdern, hinan, es folgt das Hornvieh mit den ungeheueren Messingschellen läutend, Pferde tragen auf ihrem Rücken verschiedene Haus- und Melkgeräthe. Und hinter dem allen schreitet der Bác mit seinem langen,

Trachten der Powiślanie.

gekräuselten Haar, den, wie ein Mieder breiten, von eingeschlagenen Knöpfen und Messingschnallen glänzenden Gürtel fest um den Leib geschnürt, neben ihm ein weißer, zottiger Schäferhund; dann die Juhás mit ihren schwarzen fettgetränkten Hemden, den Hüten, die von Fett und Schmutz wie Wachstuch glänzen, in ihren, vom Unwetter und dem Rauch der Feldfeuer fuchsig gewordenen Cuhas (eine Art Tuchkittel) mit den gelb gewordenen weißen anschließenden Hosen und den ungeheuren Wollschnappsäcken mit den langen Fransen. Die Juhásky (Schäfermägde) in orangegelben Tüchern, im knapp anschließenden Serdak (eine kurze, sehr kleidsame Tuch- oder Pelzweste ohne Ärmel) in

ihren granatfarbenen Röcken und gleich dem Bác und den Juhás in Kierpzen (selbstgenähten Fellschuhen). Ein seltener Anblick!

Innerhalb dieses eingefriedeten Sommerlagers steht die Koliba, das heißt eine niedere aus Blöcken zusammengeschlagene Feldhütte ohne Fenster, Fußboden und Decke, mit Brettern bedeckt, auf welchen große Steine liegen, um zu verhindern, daß der Wind sie zerstöre. Diese Koliba ist in zwei Hälften getheilt. In der größeren Abtheilung flammt nahe an der durch eine große Steinplatte geschützten Wand ein nie erlöschendes Feuer. Über diesem hängt ein Kessel zur Bereitung der Molken; neben dem Feuer schlafen auf dem nackten Boden die Juhás, denn die vorhandenen Bänke reichen kaum für Zwei. Im kleineren Raume werden die Milch- und Buttergefäße aufbewahrt; hier werden auch auf Gestellen die Käse getrocknet. Die Schafe und Kühe weiden den ganzen Tag über auf der offenen Wiese oder Hala, von den Juhás und den großen, weißen Hunden gehütet. Der Bác hütet nichts. Zur Nachtzeit, selbst bei dem ärgsten Unwetter bleiben die Schafe unter freiem Himmel, in eingefriedeten Räumen, die koszary (Hürden) genannt werden (vom ungarischen kos = Schaf). Die Juhás hüten sie mit den Hunden, weil auch manchmal Wölfe herzukommen. Die Kühe treibt man in die Ställchen, welche gewöhnlich sehr elend und oft nur aus Geäst, niederem Rothholz, Moos und Steinen zusammengemeistert sind. Die Hürde wird während des Sommers von einem Ort zum andern verlegt und auf diese Weise vollzieht sich die Düngung der polana (Hutwiese). Zu Anfang des Sommers, da die Weide noch reichlich ist, werden die Schafe dreimal täglich, später nur Morgens und Abends gemolken. Die frischgemolkene Schafmilch wird in die Putras, das heißt hölzerne Gefäße, geschüttet, welche vom Bác verfertigt werden. Der Ausdruck „Putra", in ganz Polen in der Form Putnia bekannt, ist, wie es scheint, aus dem deutschen Worte „die Butte" gebildet. In diese in der Putra befindliche Milch wird etwas Lab geschüttet (das ist Säure des in Wasser geweichten Kälbermagens), wodurch bewirkt wird, daß sich der Käsestoff der Milch von der Molke absondert. Diese Flüssigkeit heißt, nachdem sie gekocht ist, erst eigentlich Molken und diese, sowie Hafergrütze, Sauersuppe und Milch bilden durch einige Wochen die Nahrung des Bác und der Juhás. Einen Theil der Schafkäse gibt der Bác den Eigenthümern der Schafe ab und diese Anzahl wird auf folgende Weise bestimmt: Einige Zeit nach dem Auftrieb der Herden zur Hala kommen ihre Eigenthümer, jeder von ihnen milkt seine Schafe und mißt mit einem Stäbchen die Tiefe der Milch in dem dazu bestimmten Gefäße. Darauf wird die Milch ausgegossen und ebenso viel Wasser in das Gefäß gethan und abgewogen. Das Gewicht dieses Wassers gilt als Einheit für das Abwägen des Käses und heißt auch „Wasser". Der Bác gibt also so viele Pfund Käse ab, als die verabredete Menge von Wassereinheiten wiegt. Wenn der Sommer ein früher und warmer, die Weide eine reichliche ist, so gibt der Bác zehn bis elf Wassereinheiten ab,

wenn der Sommer trübe ist und die Weide spärlich, kaum acht. Was nach der Abgabe der bedungenen Menge von Käse übrig bleibt, ist Eigenthum des Bác und zum Theil auch der Juhás. Es ist dies Schäferleben ein hartes Leben, doch ist es voll Reiz und Poesie.

Mythen, Märchen und Sagen. — Die polnische Literatur besitzt ziemlich reichhaltige Sammlungen von Volksmythen, Märchen und Sagen, aber es wird noch lange dauern, bis diese Quelle erschöpft sein wird, da das polnische Volk noch immer in jener Zauberwelt lebt, wo ewige Wahrheiten in greifbaren Gestalten einherwandeln, Gedanken in übernatürlichen Erscheinungen zu Tage treten und Wahn sich mit der Wirklichkeit verwebt. Hier sind es Wolken, die mit Hilfe des Regenbogens das Wasser der Meere, Flüsse, Seen und Teiche trinken, von irgend welchen Riesen an der Leine gezogen; der Donner, das ist der furchtbare Schuß eines Menschen, der diesen Namen trägt und den geheimnißvollen Vogel, den Nachtvogel (Latawiec) jagt, auf ihn schießt und ihn nie erlegen kann. Die Sonne ist ein wunderbares Wesen, welches sich am Dreifaltigkeitstage im Osten dreimal vor dem urewigen Gotte verneigt; der Mond ist der Sitz eines verbrecherischen Bauers, welcher am Weihnachtstage seinen Stall ausgemistet, sich aber auf die Zinken der Mistgabel gespießt hat und daran dort aufgehängt schwebt und für seine Sünde büßt, ein zweiter Prometheus; die Sterne sind Gesellschafterinnen des menschlichen Lebens und wenn ein Mensch stirbt, so fällt auch sein Stern vom Himmel. Gott im Himmel ist etwa ein allerweisester, heiligster und gütigster Hausvater, der einen prächtigen Palast bewohnt. Die Thüren dieses Palastes werden manchmal in der Nacht geöffnet und von dorther schlägt eine Helligkeit hervor, welche das menschliche Auge zu ertragen nicht imstande ist. Als der Polenkönig Johann Sobieski sich Wien näherte, um das Christenvolk zu retten, da sah das ganze Heer eine solche Erscheinung und konnte wahrnehmen, was sich dort hinter dem geöffneten Himmelsthore zutrug. Sobald ein Türke dort ankam, bums, sofort in die Hölle mit ihm; kam aber ein christlicher Ritter, so führten ihn Engel mit Musik in den Himmel ein. Stirbt ein Mensch und verurtheilt ihn der Herr zu ewiger Verdammniß, so bleibt der Unglückliche auf der Schwelle der Hölle stehen und von ihrem Anblick entsetzt, schreit er: „Jesus, Maria und heiliger Josef!“ Der Teufel aber, welcher diese Namen nicht hören kann, stößt ihn auf die Erde zurück und der Todte kehrt zum Leben wieder. Was erzählt ein Solcher dann nicht alles vom jenseitigen Leben, von der Hölle und dem Himmel! Wälder, Felder und Wiesen, Flüsse und Quellen, Thäler und Berge, alles ist voll von geheimnißvollen Mächten oder Geistern, welche sich entweder dem Menschen geneigt zeigen oder ihm schaden, und aus diesem Verhältnisse des Menschen zur Natur entwickelt sich die Macht des Aberglaubens, der Zaubereien, der Märchen und Sagen. Hierzu muß man noch eine große Anzahl herrlicher Legenden aus dem Leben der heiligen Familie, Jesu Christi und der Apostel, der Gottesmutter und der Heiligen,

namentlich der polnischen, fügen, sowie eine nicht geringere Anzahl von Sagen, welche sich auf mythische oder historische Gestalten und Orte beziehen und man wird wenigstens annäherungsweise einen Begriff bekommen von der Phantasie dieses Volkes und ihren Schöpfungen.

Einige dieser Schätze mögen wohl aus dem grauen Alterthume herstammen, andere sind uns unzweifelhaft von fremden Völkern zugekommen, das Übrige jedoch ist heimatlich Erworbenes. All' dieses Zusammengetragene oder Hergeflogene hat jedoch polnischen Charakter und polnische Gestalt angenommen und es ist meist unmöglich, es von den Heimatssagen zu unterscheiden. Frommer Geist, moralische Gesundheit und Humor, spinnt sich wie ein goldener Faden durch alle polnischen Mythen, Märchen und Sagen.

Wenn man die polnischen Mythen, Märchen und Sagen auf die Quellen hin erforscht, aus denen sie geflossen, so wird man sehen, daß es vor allem die Natur mit ihren Erscheinungen ist, welche dem Volke einen großen Vorrath an Motiven zu ihrer Darstellung geliefert hat. Woher dies und jenes entstanden, warum dieses und nicht ein anderes vorhanden, weshalb dieses oder jenes geschieht, während es dem Menschen doch scheint, daß es sich anders ereignen sollte, das sind die Fragen, deren Beantwortung die Phantasie in der Form von Sagen zu finden gesucht hat. Wenn man in der Ferne Störche sieht, welche auf einer Wiese einherstapfen, so scheint es, als seien es mähende, zu dieser Arbeit bis auf die Weste ausgekleidete polnische Bauern. Außerdem hält sich dieser Vogel immer in der Nähe der Bauernwirthschaften und nährt sich seltsamer Weise von Fröschen und anderem häßlichen Gethier. Was hat das zu bedeuten? Dieses: Als Gott der Herr die Welt erschuf und alle Thiere darin, da bemerkte er, daß da zuviel Gethier und Geziefer sich vermehrt habe, welches den Menschen belästigen kann. Da er nun den Menschen diese Plagen erleichtern wollte, befahl er den Fröschen, in einen ausgebreiteten Sack zu kriechen, ebenso den Eidechsen, den Vipern und allerlei anderem Gethier und Gewürm. Es kroch eine schwere Menge hinein und der Sack wurde geschlossen. Als dies geschehen war, rief Gott einen Bauer heran und sprach: „Da, nimm ihn auf den Rücken, trag' ihn zum Wasser und wirf ihn hinein. Nur binde mir den Sack ja nicht auf, merke dir's!" Der Bauer nimmt den Sack und trägt ihn fort, dennoch aber läßt ihm die Neugierde keine Ruhe. „Was kann da wohl drinnen sein?" denkt er bei sich. „Ich muß doch schauen." Er sah sich ein-, zweimal um, nein, der liebe Herrgott ist nirgends zu sehen. Er versteckt sich hinter ein Gebüsch und bindet den Sack auf. Da aber: myk, myk, fru, fru, fru! — alles war gleich fort. Der Bauer blieb ganz verdutzt stehen und in diesem Augenblick hat ihn der Herrgott in einen Storch verwandelt, welcher jetzt bis an's Ende der Welt alles Gewürm und Gethier und Ungeziefer auflesen muß.

Mehr noch als der Storch ist die Lerche dem Landmann ein lieber Genosse. Sie schwingt sich ob seinem Haupte in die Lüfte und singt so herrlich, man meint gar nicht anders als sie bete. Und so geht es vom frühesten Morgen bis in den Abend hinein. Ihre Geschichte ist folgende: Als unser Urvater das Paradies verlor, da mußte er die harte Erde bebauen, um sich und die Seinen von ihren Früchten zu ernähren. Ihm war traurig zu Muthe. Als er nun einmal so da stand, träumend und über seine Sünde und

Trachten der Lasowiaken.

das Unheil nachdenkend, das daraus entstanden war, da näherte sich ihm der Schöpfer und sprach: „Adam! wie geht es dir denn?“ „Schlecht, Herr!“ antwortete der Kummervolle „schwer ist's mir, die Strafe zu tragen und traurig auch, weil ich gar niemand mehr über mir habe.“ Da erbarmte sich Gott seiner, las ein Klümpchen Erde auf und warf es in die Höhe. Aus diesem Klümpchen wurde ein Vogel, so grau wie die Erde, fing an mit den Flügelchen zu schlagen und begann über Adams Haupte zu singen. Als aber der Herr Jesus noch auf der Erde wandelte und lehrte, da brachte die Lerche täglich der heiligen Gottesmutter Nachrichten von ihm, damit sie in Ruhe lebe.

Wenn sie einsam in ihrem Kummer weinte, da tröstete ihr Liedchen sie im Garten und athemlos flog sie vor dem Sohne einher mit der Botschaft, daß heute die Lehre vorüber sei und sie zwitscherte: „Herrin, trockne die Thränen, Dein Sohn kehrt heim!“ Und als auf Golgatha die Erde darob erbebte, daß Gott auf dem Kreuze verscheide, da flog die Lerche an die heilige Schläfe heran und zog mit dem Schnabel einen Stachel aus der Dornenkrone, damit nur um ein Tröpfchen Blut weniger aus seinen Wunden vergossen werde. „Dann hat sie ob des Heilands Haupte geweint, daß er die Dornenkrone müsse tragen, daß Stachel auch in seine Schläfen drückten dieselben Hände, die ihn ans Kreuz geschlagen, dann nahm die Gottesmutter, die Schützerin der Kleinen, die kleine Schmerzenszeugin mit in Himmel, wo sie nun Sängerin ist der Ewigreinen.“ Vor der Jungfrau Throne singt sie früh und abends den englischen Gruß und wenn auch die irdischen Glocken verstummen, so strömt noch immer ihre Seele in Liedern aus und sie verliert sich so ganz in dem entzückten Sange, als ob im Lied allein nur Leben wäre. Die Gottesmutter aber lauscht sinnend dem Liede ihrer Sängerin und träumt . . . sie träumt von den Menschen und wie ihrer Erdennoth zu steuern . . . Wer aber ihrem Vögelchen auf Erden ein Unrecht zufügt, den verurtheilt der Herr und den straft er schwer.

Auch die Sperlinge sind überall da, wo es Bauern gibt; aber das sind Schadenstifter und es werden ihrer so viele, daß sie den Landmann zugrunde richten würden, wenn sie nicht irgendwo umkämen. Am Tage der heiligen Apostel Simon und Juda, zu Ende October, zeigen sich keine Sperlinge auf den Feldern, weil an diesem Tage der Teufel diese Vögel in einen ungeheuren Scheffel einfängt und sie in die Hölle ausschüttet. Er läßt nur so viele auf der Welt zurück, als übrig bleiben, wenn er den vollen Scheffel streicht.

Sowie jeder Vogel seine eigene Geschichte hat, so verhält es sich auch mit den Bäumen.

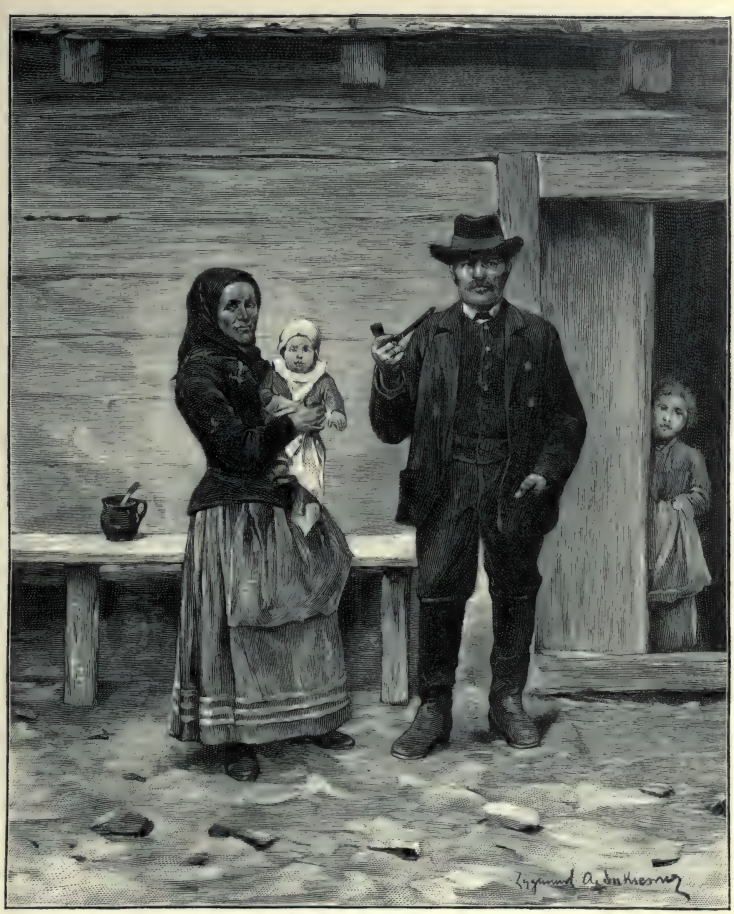
Zur Zeit, als Christus der Herr mit dem heiligen Petrus in der Welt wanderte, lebte ein Weib des Namens Kalina. Sie war so schön wie eine Rose; aber sie kränkte sich darüber, daß sie keine Nachkommenschaft hatte und sterben sollte, ohne auch nur eine Spur ihres Namens zurückzulassen. Da erbarmte sich der Herr Jesus ihrer und schuf einen Strauch mit Beeren so herrlich wie ihr Gesicht und nannte ihn Kalina (Berberisbeere, Berberize) für alle Zeiten.

In der Nacht vom grünen Donnerstag auf den Charfreitag bezeugen alle Bäume des Waldes durch ein dumpfes Brausen ihren Schmerz ob der schrecklichen Martern Jesu Christi; der Hagedorn allein klagt mit menschlicher Stimme und weint. Die Ursache davon ist folgende: Als Christus der Herr leiden sollte, da sandte man Soldaten in den Wald, welche die Marterwerkzeuge verfertigen sollten. Beim Anblick der Kriegsleute mit den Beilen errieth die Bäume, um was es sich handle. Es erfaßte sie ein furchtbares Wehe, denn keiner von ihnen wollte ein Marterwerkzeug für seinen Erschaffer werden. Der ganze

Wald begann wie unter einem Sturmwind zu schaukeln und erbrauste fürchterlich. Die Soldaten blieben mittlerweile am Waldesrande stehen. Als sie anfingen Umschau zu halten, was sie denn abschneiden sollten, da hörten die Bäume gar auf zu brausen, da Angst ihnen den Athem benahm. In einiger Entfernung stand ein Eichenbaum in grauem Mantel, gleichsam der Beherrscher des Waldes. Der konnte den Schmerz nicht aushalten und rief: „Menschen, Menschen! was habt ihr doch für steinerne Herzen, daß ihr Euren Erlöser und Schöpfer kreuzigen wollt!“ „Aus dem da wird das Kreuz gemacht!“ riefen die Soldaten und begannen ihn zu fällen. „Gott, mein Gott!“ rief der Eichbaum, „erbarme dich meiner!“ „Du mußt mit mir gehen!“ rief eine Stimme vom Himmel hinab, „dafür wirst du große Kraft und ein langes Leben erlangen.“ „Gott, mein Gott! erbarme dich meiner!“ „Du mußt mit mir gehen, auf daß erfüllet werde das Wort der Propheten, und auf daß die Welt erlöset werde.“ „Erbarme dich meiner, o Herr, denn ich bin nicht würdig, deinen heiligen Leib zu tragen!“ „Unergründlich, aber auch unabänderlich sind Gottes Beschlüsse.“ „Gott, mein Gott! nicht mein Wille, sondern dein heiligster Wille geschehe!“ rief der Eichbaum und fiel stöhnend zur Erde nieder. Ganz nahe an der Eiche stand eine Espe. Sie gefiel den Soldaten, denn sie sah wie eine Dame aus unter den ländlichen Bäumen. Die Espe erbebte an allen Gliedern und vermochte kaum: „Heiligste Gottesmutter, rette mich!“ hervorzulispeln. Die Mutter Gottes hatte Erbarmen mit ihr. „Ihr Holz ist zu weich“, bemerkten die Soldaten und gingen weiter. Aber die arme Espe war so erschrocken, daß sie seit jener Zeit zittert und mit den Blättern lispelt, wenn auch kein Wind zu verspüren ist. Neben der Espe stand eine geschmeidige Haselnußstaude, gleichsam die Tochter neben der Mutter. Diese schüttelte sich ganz, als sie hörte, um was es sich handle und weinte schwere, große Thränen. Die Soldaten schnitten sie ab und machten ein Scepter für den Herrn Jesu daraus. Das arme Ding flehte wie es nur konnte, allein des Herrn Beschlüsse mußten erfüllt werden. Zum Andenken an ihre inbrünstigen Thränen hieß Gott sie ihre Früchte, die Haselnüsse, tragen. Nicht weit davon stand eine schlanke, hohe, stämmige Buche im weißen Gewande, gleichsam ein Bauer im Leinwandkleide. Als die Soldaten angefangen hatten, die Eiche zu fällen, da versuchte es die Buche, sich von der Erde loszureißen, über sie zu fallen und sie mit ihrem ungeheuren Leibe und ihren harten Ästen zu zerschmettern. Sie konnte sich jedoch nicht von der Erde losmachen; da hörte ihr das Herz fast zu schlagen auf, sie wurde nur bleich und verstummte. Erst als die Soldaten das junge Haselholz zu schneiden begannen, kreischte sie auf: „Schufte! — auch dieses arme Ding verschont ihr nicht!“ Da erblickten die Soldaten die Buche. „Das gibt gute Pflöcke, um das Kreuz zu stützen“, sagten sie und fingen an, sie abzuhauen. „Jesus, Maria und Josef!“, schrie die Buche und fiel umgehauen zu Boden. Neben der Buche stand die bäuerliche Birke, die konnte kein Wort hervorbringen, sie zog nur ihre Zweige an sich, als sollte sie in's Grab steigen und flüsterte,

heftig schluchzend, immer fort: „Ach heiligste Jungfrau! erbarme dich, erbarme dich meiner! Ich werde dafür den Kinderchen Streiche geben, so oft sie die Leiden und Lehren deines einzigen Söhnchens vergessen.“ Die heilige Gottesmutter erbarmte sich ihrer, da gingen die Soldaten an ihr vorüber. Hinter der Birke stand der Hagedorn, von Dornen starrend, hoffärtig und frech in seiner Jugendfülle. „Was soll ich denn fürchten?“ sagte er bei sich, „wozu könnten sie mich denn gebrauchen?“ „Seht einmal!“ rief in diesem Augenblick einer der Kriegsleute, „was für ein prächtiger Strauch zu einer Krone!“ Da hieben sie den Strauch ab, flochten eine Krone aus seinen Dornen und aus seinem Holze machten sie das Heft einer Geißel, womit sie den Leib des Weltheilands schlagen sollten. Daher kommt es, daß in der Nacht vom Gründonnerstag auf den Charfreitag, wenn alle Bäume des Waldes ihren Schmerz in dumpfem Rauschen bezeugen, der Hagedorn allein mit menschlicher Stimme wehklagt und weint.

Viele Leute denken darüber nach, wie man die Armut aus der Welt schaffen könnte; allein daraus wird nichts, denn die Armut ist ewig. Das geschah aber so. Als der heilige Petrus noch auf Erden ging und zur Bekräftigung der Lehre des Heilands Wunder wirkte, da traf es sich einmal, daß ihn die Nacht überraschte und er um ein Nachtlager bitten mußte. Zu diesem Zwecke trat er bei einem armen Häusler ein, der „Armut“ hieß. Armut, der schon viel vom heiligen Petrus reden gehört hatte, wurde verlegen. „Womit kann ich Euch denn hier bewirthen, werther Herr?“ sagte er, „ich besitze nur diese elende Lehmhütte mit faulem Streulager und meine Nahrung besteht in Schwarzbrod und Wasser.“ — „Das ist hinreichend, Du mein Braver, wenn Du mich nur über Nacht behalten willst, so bin ich's wohl zufrieden.“ — „Wenn dem so ist“, sagt Armut, „so will ich Euch sehr gerne aufnehmen, denn Ihr könnt in der finstern Nacht unmöglich weiter gehen.“ Am anderen Morgen rüstet sich der heilige Petrus zur Reise und sagt beim Scheiden: „Gott lohne Dir Deine Gastfreundschaft, Du guter Mensch; Gold und Silber habe ich nicht, aber stelle irgend eine Bitte an mich und sie wird um Deines guten Herzens willen erfüllt werden.“ — „Wenn ich um etwas bitten soll“, antwortet Armut, „so ist's eine einzige Sache. Hier vor meinem Hause steht der Birnbaum, den Ihr seht, der mir alljährlich wohlschmeckende Früchte trägt; das ist mein einziger Leckerbissen und meine ganze Freude bei meiner schweren Arbeit; was nützt es aber, wenn immer irgend Jemand, sei's bei Tage oder bei Nacht, die Früchte davon abreißt. Wenn Ihr es doch so machen könntet, daß, sobald Jemand auf den Baum steigt, er nicht herunterkönne, ehe ich ihn befreie.“ — „Es geschehe nach Deinem Wunsche“, antwortete der heilige Petrus und ging seiner Wege weiter. In der folgenden Nacht erwacht Armut plötzlich, da Jemand vor dem Hause schrecklich schreit und wehklagt. Armut eilt hinaus und erblickt einen Missethäter, der auf seinem Birnbaum sitzt und auf keine Weise herunter kann: irgend eine unsichtbare



Trachten der Gluchoniemcy.

Macht hält ihn fest. Da fleht er also und bittet, man möge ihn befreien. — „Höre, Du Nichtsnutziger", sagt Armut, „ich will Dich befreien, aber unter der Bedingung, daß Du nimmermehr hierherkommst." — „Oh! Niemals mehr will ich Euch das anthun", antwortete der Schadenstifter. Und so wurde Armut in kurzer Zeit alle Birnendiebe los und der Baum stand viele Jahre lang in Ruhe. Endlich wurde Armut sehr alt und erkrankte schwer. Da kam der Tod und stellte sich vor ihm auf. Armut glaubte vor ihm nicht zittern zu dürfen, denn er hatte ja auf dieser Welt nichts Gutes kennen gelernt, dennoch sagte er

zum Tode: „Ich weiß es ja, daß ich mich mit nichts loskaufen kann, allein ehe Du mich fortnimmst, hole mir doch einige Birnen von jenem Baume dort, der vor dem Hause steht. Ich möchte doch zum letztenmale von diesen irdischen Leckerbissen verkosten, die mich mein Leben lang gelabt haben.“ Der Tod springt auf den Birnbaum, reißt und reißt da Birnen ab und will sie endlich dem Kranken bringen. Es geht aber nicht! Er kann sich nicht rühren, nicht herunter, dreht und wälzt sich, stößt mit seinen häßlichen Knochen herum — alles umsonst; er schreit mit durchdringender Stimme, bittet um Erlösung, umsonst! Endlich erhebt sich Armut auf seinem Bette und fängt an mit ihm zu handeln. „Wenn Du niemals mehr hierherkommst, um mich zu holen, so will ich Dich befreien“. — „Niemals mehr!“ antwortete der Tod. Und in der That, als er befreit war, machte sich der Tod so schnell als möglich aus dem Staube und Armut blieb zurück.

Einstmals sandte Gott einen seiner Engel zu einer armen Witwe, damit er ihre Seele zu sich nehme. Der Engel trat in die armselige Hütte, wo er fünf kleine Kinder fand, die am Bette der sterbenden Mutter heiße Thränen weinten. Ein großes Mitleid preßte sein Herz zusammen, zwei große Thränen traten in seine Augen und er kam mit leeren Händen in den Himmel zurück. „Warum hast Du die Mutter nicht hergebracht?“ fragte der liebe Gott. — „Urewiger Gott und Herr aller Zeiten! Ich konnte mir nicht das Herz fassen, dieses Weib mit mir zu nehmen; es ist eine arme Witwe und an ihrem Lager weinen fünf kleine Kinder so, daß es herzzerreißend ist.“ — „Hier hast Du einen Stab“, erwidert Gott darauf, „gehe hin an das Meer und schlage damit auf's Wasser. Das Meer wird sich vor Dir zurückziehen und auf seinem Grunde wirst Du einen Stein erblicken. Diesen Stein zerschlage und dann komme wieder zu mir und sage mir, was Du darin gesehen hast.“ Der Engel ergriff den Stab, ging an das Meer, schlug darauf, das Wasser trat zurück und er erblickte einen kleinen Stein. Er zerschlug ihn und kehrte zu Gott zurück. „Was hast Du also gesehen?“, fragt ihn der Herr. — „Ich habe“, antwortete der Engel, „als ich den Stein auseinanderschlug, ein so kleines Würmchen darin gesehen, daß man es kaum mit dem Auge wahrnehmen konnte.“ — „Siehst Du“, sagte da der liebe Gott, „ich weiß also um dieses kleine Würmchen am Meeresgrunde, das in einem Stein eingeschlossen ist, die Kinder aber sollte ich vergessen? Gehe und hole die Mutter!“ So erzählt der Mazure diese Legende. Der gröbere Geist des Goralen setzt den Tod an Stelle des Engels. So wie dieser hat auch der Tod Mitleid mit den Kindern. Er bekommt einen Schlag ins Gesicht und geht, um den Stein zu holen, zum „Meerauge“ (im Tatragebirge). Nachdem er ihn gebracht, muß er ihn aufbeißen und um die Mutter „holpern“.

Der Geschichten von verzauberten Prinzessinnen, von Teufeln, Hexen, Ungeheuern und Riesen, von Soldaten, welchen ungewöhnliche Abenteuer zustoßen, gibt es natürlich sehr viele. Die Stelle Fausts nimmt hier der Hexenmeister Twardowski ein, welcher

der Sage nach auf dem Krzemionki (ein vermuthlich wegen seines Kieselbodens so benannter Vorort Krakaus) in einer noch heute von Fremden besichtigten Höhle wohnte.

Vieles Andere dient nur zur Aufheiterung oder zum Spaß. Es sind dies gewöhnlich mehr oder minder scharfe Satyren oder witzige Anekdoten. Vom Mazuren sagt der Ruthene, daß er neun Tage nach der Geburt blind ist; das soll heißen, daß der Mazure dumm ist, wie ein Klotz. Um also Gleiches mit Gleichem zu vergelten, erzählt der Mazure folgende Geschichte vom Ruthenen: Ein Ruthene erblickte eines Tages im Walde, hoch auf einer Tanne sitzend, eine Eule. Er kommt ins Dorf und erzählt, daß dort auf einem Baum der „Herrgott" sitze. Die Ruthenen beschlossen nach langen Berathungen, diesen „Herrgott" ins Dorf zu schaffen, das werde ihnen in Allem Glück bringen. Da that sich eine große Menge Bauern zusammen; sie nahmen eine Leiter und machten sich auf den Weg. So lange sie über's Feld gehen, so geht alles gut; wie sie aber in den Wald kommen, so bleiben sie stecken, denn sie tragen die Leiter der Quere, nicht der Länge nach. Wie sollten sie also damit durch den Wald kommen? Sie hieben also den Wald aus, so lange die Leiter war und gelangten endlich zum Baume, auf welchem die Eule saß. Sie versuchten nun die Leiter anzulegen, aber vergeblich; sie war zu kurz. Was fängt man nun an? Sie warfen die Leiter fort, wählten den allerstärksten unter sich aus und stellten ihn unter den Baum. Ein Zweiter stieg auf ihn hinauf, ein Dritter kletterte auf diesen und so stieg immer einer auf den letzten, bis der Allerletzte auf den Achseln seines Vorgängers stand, mit einer Hand einen Ast erfaßte mit der anderen nach dem „Herrgott" langte und schrie: „Ich hab' ihn, den Herrgott, ich hab' ihn!" Nun will also Jener, welcher zu unterst steht, so schnell als möglich den „Herrgott" erblicken, er springt beiseite und so fallen Alle auf den Boden, wie die Birnen vom Baum herunter. Alle sind zerschlagen, am schlimmsten geht es aber dem, welcher sich an den Ast gehängt hat; er hängt in der Luft und man kann ihn auf keine Weise zur Erde herunterbringen. Was thun unsere Ruthenen? Einer von ihnen, der geschickt im Schleudern war, warf sein Beil hinauf und traf den Hängenden in den Kopf (anstatt die Hand, wie er gewollt hatte) und so schnitt er ihn vom Baum ab, während der „Herrgott" inzwischen davon flog.

Ebenso abergläubisch wie der Ruthene ist auch der Pole, nur daß dieser letztere gewisse abergläubische Vorurtheile nicht hat, ja sich sogar dagegen kehrt, wie die nachfolgende kleine Satyre beweist. Einstmals weckte ein Landwirth seinen Knecht in aller Früh und sagte: „Füttere die Pferde, Wojtek, denn wir fahren in den Wald. Der Winter ist streng und in der Hütte geht das Holz zu Ende." Der Wojtek hat die Pferde gefüttert und eingespannt; sie setzen sich auf den Schlitten und „Hüoh!" in den Wald. Kaum sind sie aus dem Dorfe hinaus, so kommt ein Weib mit Wasserkrügen daher und geht ihnen über'n Weg. „Weißt Du was", sagt da der Landmann zum Wojtek, „bleib einmal stehen!"

„Was gibt's denn?" antwortet Wojtek. — „Wir kehren um." — „Ja, warum denn?" — „Wir fahren nicht weiter, denn ein Weib ist uns über'n Weg gelaufen, da hätten wir also heute kein Glück." Gut, der Wojtek hat den Schlitten gewendet und sie sind leer nach Hause gekommen. Am anderen Tage hat der Bauer den Wojtek noch früher aufgeweckt, der Wojtek hat die Pferde gefüttert, den Schlitten hergerichtet und nun geht es wieder in den Wald. Schon waren sie nahe am Waldeseingang, da läuft ihnen ein Hase über den Weg. Der Bauer ruft sofort den Wojtek an: „Sieh'st Du's! Besser ist's, wir kehren um, denn wenn ein Hase Einem über'n Weg läuft, so bedeutet das ein sicheres Unglück." — „Gestern ein Weib" — sagt der Wojtek — „heute ein Hase, werden wir immer so viel Zeit vergeuden?" — „Was geht's Dich an" — versetzte der Bauer — „wenn ich Dir's schaffe, so kehr'st Du um. Es ist besser, vorsichtig sein, als in irgend einen Unfall hineinkommen." — „Wenn Ihr Euch etwa auf mich ausreden solltet, daß Ihr in's Unglück gekommen seid, so will ich schon lieber umkehren." So kamen sie denn abermals leer nach Hause zurück. Am dritten Tage, das Holz fing schon an, gar zu werden, mußte man durchaus in den Wald fahren. Der Wojtek fütterte die Pferde und sie fuhren beide wieder hinaus. Sie fahren schon in den Wald hinein, da kommt ein Wolf über ihren Weg gelaufen. Der Wojtek sagt zum Bauer: „Hört, Bauer, mir scheint, das ist ein wirkliches Unglück; ich habe schon lange davon gehört, daß, wenn man diesem Vieh begegnet, das ein wirkliches Unglück bedeutet. Ich rathe Euch umzukehren und nach Hause zu fahren." — „Wenn ich Dir aber sage, das bedeutet Glück", sagt der Bauer, „so ist's Glück, fahr' zu und damit Punktum." Sie kamen in den Wald, der Knecht gab den Pferden Heu und ging dann mit seinem Herrn tiefer hinein, um den Baum zu fällen. Die Pferde aber blieben allein zurück. Als sie fertig waren, sagt der Bauer zum Wojtek: „Geh' doch hin, Wojtek, und schau nach, ob die Pferde sich nicht verwickelt haben." Der Wojtek geht hin und schaut und da liegen nun beide Pferde umgeworfen auf der Erde, das eine sogar am Rücken, die Beine in der Luft und der Wolf frißt geschäftig an seinem Rumpf. Wojtek eilt so schnell als möglich zum Bauer und ruft: „Bauer, Bauer! gebt mir das Beil und kommt nur schnell, denn das „Glück" ist in die Wamme eines der Pferde hineingekrochen und frißt!" Der Bauer packt das eine Beil, der Knecht packt das andere und läuft voraus, stürzt sich auf den Wolf und erschlägt ihn im Inneren des Pferdes. „Nun, Bauer, Ihr habt gesagt, das ist Glück, jetzt habt Ihr's also!" Das zweite Pferd war ganz verwickelt und wäre sicher erstickt, wenn Wojtek die Stränge nicht durchschnitten hätte. Sie schleppten sich spät Abends nach Hause und sogar das „Glück" hatten sie mit auf den Schlitten geladen.

Was die Chronisten uns von der heidnischen Mythologie der Polen überliefern, beschränkt sich fast nur auf einige Namen, welche indessen die wissenschaftliche Kritik in Zweifel zieht. Hingegen weiß die mündliche Volks-Überlieferung von vielen mythischen

Wesen zu berichten: Von Riesen, welche die Wolken nach sich ziehen, wie auch vom Donner. Diese Riesen sind Luftgestalten, ebenso, scheint es, der Donner, welcher indessen auch auf der Erde wandelt. Der Donner ist der Jäger, welcher den geheimnißvollen Nachtvogel jagt. Es ist schon mehrmals vorgekommen, daß jemand sowohl diesen Jäger als auch diesen Vogel gesehen hat. Ein großer Herr z. B. liebte es, an jedem Sonntag vor der heiligen Messe auf die Jagd zu gehen. So ging er nun auch einmal auf die Jagd und streifte herum und konnte nichts erjagen. Mittlerweile war es Zeit geworden zur Messe zu gehen, da zeigt sich plötzlich eine schwarze Wolke am Himmel und es beginnt in der Ferne zu donnern. Der Herr schaut auf und sieht am Ufer des Flusses einen seltsamen großen schwarzen Vogel, der traurig und mit hängenden Flügeln auf einem Steine sitzt. Er denkt bei sich: hab ich gar nichts erjagt, so will ich wenigstens dieses Thier erlegen. Da erinnert er sich, daß er schon seit sieben Jahren eine geweihte Kugel in seiner Jagdtasche bei sich trägt. Er zieht also das frühere Geschoß aus seiner Flinte und ladet sie mit der geweihten Kugel, dann drückt er los: Paff! da liegt auch schon das Vogelthier auf der Erde. Er kommt näher heran, hebt den Vogel auf und betrachtet ihn von allen Seiten, denn er hat noch niemals einen solchen gesehen. Er denkt bei sich: Schade um das Geschoß! ein so häßliches Thier ist's. Da schreit plötzlich Jemand hinter ihm: „Bedaure es nicht, Herr! Schon sieben Jahre gehe ich ihm nach und konnte ihn nicht erjagen, obwohl ich doch so oft nach ihm geschossen. Wie du auf ihn gezielt hast, so habe ich nach dir gezielt, und hättest du ihn nicht erlegt, so hätte ich dich gefällt." Da erschrack der Herr fürchterlich; er sieht sich um und da erblickte er vor sich einen Bauer, so groß wie ein Baum, mit einer Flinte, so groß wie ein Baumklotz. Das war der Donnerer, der immer nach diesem häßlichen Gevögel jagt, und diese Vögel heißen „Latawce", weil sie ungemein schnell fliegen (latać = fliegen). Der Donnerer nahm jenen Herrn bei der Hand und sprach noch lange mit ihm. Sie besahen gegenseitig ihre Flinten, dann sagte er dem Herrn, er möge nie mehr am Sonntag auf die Jagd gehen und flog davon wie der Wind. Wer die Flinte des Donnerers versuchen wollte, der könnte es wohl thun, nur müßte er sich vorher einen eisernen Reif um den Kopf legen, sonst würde dieser infolge des Knalles in Stücke zerspringen.

Der Volkshumor hat sich jedoch Donner und Blitz ganz anders erklärt. Jesus hatte einstmals dem heiligen Petrus auf das Strengste aufgetragen, keinen einzigen Ketzer in den Himmel einzulassen. Bald darauf starb der erste Ketzer. Er kannte den Richterspruch des Heilands sehr wohl, daß, wer sich auf Erden von ihm losgesagt habe, der auch im Himmel nicht mit ihm thronen könne. Aber ein Ketzer ist eben ein Ketzer, dünkelhaft, also geht er ganz munter auf das Himmelsthor los und hämmert, daß es ein Gräuel ist. Der heilige Petrus, das Alterchen, öffnet das Thor (denn wer könnte erwarten, daß ein Ketzer so dreist

an das Himmelsthor anklopfen würde, wie an seine eigene Chaluppe?) Der Ketzer aber, Husch! ist er in den Himmel geschlüpft. Der heilige Peter ruft, läuft hinter ihm her, aber der Ketzer jagt durch den Himmel, daß es hinter ihm ordentlich stäubt. Der Ketzer ist im Himmel! Der heilige Petrus ist vor Schrecken starr und stumm; denn was wird der Herr Jesus dazu sagen? Zum Glück hat das der heilige Michael im Fluge bemerkt und darauf den himmlischen Soldaten etwas zugeflüstert. Der Ketzer hat es gleich gemerkt (denn er ist furchtbar gerieben), daß es ihm hier an den Hals geht, also läuft er noch schneller. Die Engel setzen sich auch in Bewegung und jagen dahin und dorthin ihm nach, daher der Lärm, welchen wir Donner nennen. Nun ist es eine bekannte Sache, daß der Himmel viel größer ist als unsere Erde; so ist genug Raum zum Fliehen und Jagen und es ist auch leicht begreiflich, daß der furchtbare Lärm einmal hier und einmal dort zu hören ist. Manchmal entfernen sich die Engel, nach dem Ketzer jagend, so weit von uns, daß man den Donner einige Monate hindurch gar nicht vernimmt. Einmal oder das andere mal kommt es denn wieder vor, daß die Engel den Ketzer erreichen; da öffnet gleich einer von ihnen den Himmel und daher kommt das Leuchten, welches die Menschen Blitz nennen. Ein anderes Mal packt ein Engel den Ketzer beim Kragen, um ihn mit dem Kopf zu unterst beim Himmel hinaus zu werfen. Aber dieser entwischt den Händen des Engels wie ein Aal und die Himmelspforte wird mit entsetzlichem Gepolter zugeschlagen — und wir nennen das „Einschlagen". So werden die Engel auf Gottes Befehl den Ketzer für seinen Dünkel und seine Frechheit bis an das Ende der Welt verfolgen. Erst am Tage des jüngsten Gerichts wird der hochmüthige Ketzer in den höllischen Abgrund stürzen.

Der Geister, welche auf Erden wohnen, gibt es sehr viele. Zumeist sind sie dem Menschen übel gesinnt. In den Wäldern wohnen die „wilden Menschen", allein die Tradition von ihnen ist schon im Erlöschen. Wildfräulein (Dziwożony), die „Wunderfrauen" oder „Mittagweiber" (Południce) genannt werden, sind Bewohnerinnen der Wiesen und Felder, ebenso die „Mamonen", Geschöpfe von schöner Körperbildung, aber von großer Bosheit, welche die Gabe besitzen, die Menschen zu verzaubern und zum Bösen zu verleiten. Die Mittagweiber haben ihren Namen daher, weil sie zur Mittagszeit inmitten der Felder und Wiesen auftauchen und Kinder fortnehmen, wenn sie solche irgendwo allein antreffen. Dasselbe vollführen auch die „Wunderweiber", nur daß es nicht gerade um diese Zeit geschieht. Die „Wunderweiber" gehen hauptsächlich darauf aus, ganz kleine Kinder von der Mutterbrust zu reißen und unbemerkt ihre eigenen unterzulegen. Wenn die „Wunderweiber" irgendwelche Kinder erwischen, so schlagen sie sie mit Ruthen und werfen diese auf den Kehricht, damit die Mütter erfahren, was mit ihren Kindern geschehen sei. In solchen Fällen muß die Mutter trachten, das „Wunderweib" zu fangen, ihr die Mütze abzunehmen und sie ihr nicht zurückzugeben, so sehr sie auch bitten sollte. Dann gibt sie

das Kind zurück. Aber an diesem Kinde erlebt man keine Freude mehr, es wird entweder ein Säufer daraus oder eine Buhlerin.

Die wilden Menschen, wie: „Wunderweiber", „Mittagweiber" und „Mamonen", sind Taggeschöpfe; Nachtgeschöpfe hingegen sind die „Nachtmännchen" (Zmory), die „Truden" (Gniotki) und der „Alte" (Wiek). Sie erscheinen, um den schlafenden Menschen zu quälen. Die Nachtmännchen schicken ihm furchtbare Träume auf den Hals, die „Truden" und „Alten" pflegen sich über den Schlafenden zu werfen und ihn zu drücken. Die „Trude" quält

Trachten der Beskidy- und Pieniny-Bewohner.

auf diese Weise gewöhnlich die jungen, der „Alte" die alten Leute. „Trude" oder „Alter" sind durchaus nicht von hohem Wuchse, nur stämmig und äußerst schwer. Wenn man einer solchen „Trude" oder dem „Alten" die Mütze wegnähme, so würden sie viel Geld herbeitragen. Es ist dies sehr schwer zu bewerkstelligen, doch ist es schon mehr als Einem gelungen.

Im Wasser leben die „Ertränker" (Topielce).[1] Ein Ertränker ist nicht sehr groß, aber äußerst stark; er vermag auch den stärksten Bauer zu bezwingen und ertränkt ihn,

[1] Topielez = eigentlich „Ertrunkene". Im Volksmunde erlangt jedoch oft ein solcher Namen die Bedeutung der Eigenschaften, die das Volk seinem Träger zuschreibt. So ist auch hier „Ertränker" für „Ertrunkener" gebraucht und zu verstehen.

wenn dieser etwa dort badet, wo er sitzt. Diese Wassergeister kriechen manchmal aus dem Wasser und gehen auf der Erde umher.

Außerordentlich reich ist der Antheil der Legende am Sagenschatz des polnischen Volkes. Die heilige Familie, Jesus Christus, die Apostel und namentlich der heilige Petrus, die Gottesmutter, die Heiligen beiderlei Geschlechts und vornehmlich die von polnischer Herkunft, wie der heilige Stanislaus, die heilige Kunigunde, der heilige Jazek, Johann Kanty, der heilige Kazimir, ferner die durch Abläße oder Wunder berühmt gewordenen Orte, das sind die unerschöpflichen Quellen der frommen Legenden.

Einer ganz besonderen Ehrung erfreut sich im polnischen Volke die heilige Gottesmutter. Sie ist Königin der polnischen Krone; das erste polnische Lied, das der heilige Adalbert auf sie verfaßte, wurde viele Jahrhunderte hindurch als Schlachtgesang von den polnischen Rittern vor jedem Kampfe gesungen. Darum hat auch das polnische Volk diese Königin des Himmels und der Erde mit ganz besonderer Liebe umfangen und tausendfältige Legenden über sie geschaffen. Ein kleiner Bruchtheil davon ist, als besondere Sammlung unter dem Titel „Die Königin des Himmels“ in der Bearbeitung von Gawalewicz und mit herrlichen Illustrationen von Stachiewicz versehen, soeben erschienen. Wir haben diesen Gegenstand bereits zuvor berührt, hier also nur eine kleine Ergänzung.

In alten Zeiten ging es den Menschen gut, da das Getreide ganz anders gedieh, als heute. Die Ähren reichten vom Boden hinauf bis zur Spitze und es gab keine leeren Halme. Allein wie der Überfluß die Menschen immer verdirbt, so geschah es auch hier. Die Leute vergaßen auf Gott und auf die Armen. Die heilige Gottesmutter, barmherzig wie sie immer war, wollte sich davon überzeugen, ob denn die Menschen wirklich so schlecht seien. So begab sie sich denn mit dem Jesukindlein auf dem Arme in ein Dorf und ging dort um Almosen bittend von Haus zu Haus. Überall wurde sie abgewiesen und Mancher rief ihr auch noch ein böses Wort nach. Da ging die heilige Gottesmutter sehr betrübt zum Dorf hinaus und über den Feldweg zum nächsten Dorfe, im Glauben, daß dort die Leute wohl besser sein würden. Aber Jesus wußte wohl, daß in diesem zweiten Dorfe die Leute ganz ebenso gottlos und verhärtet sein würden als sonst wo, als überall. So sagte er: „Man muß ihnen das Brod weniger werden lassen, dann werden sie besser werden.“ Und schon wollte der Herr das Getreide in Gras verwandeln oder nur leere Halme wachsen lassen, allein die heiligste Mutter fühlte noch immer Erbarmen mit den Menschen und da faßte sie gerade in diesem Augenblicke eine Weizenähre oben mit ihrem Händchen an. Was sie mit der Hand umfangen hielt, das blieb Ähre, das Übrige verwandelte sich in einen Halm und seither haben die Feldfrüchte nur in ihren obern Theilen Ähren und nicht so wie ehemals vom Boden aus bis hinauf.

Obgleich sieben Schwerter ihr Herz durchbohrten, obwohl man ihren einzigen Sohn an das Kreuz geschlagen, hat diese Herrin doch keine Bitterkeit in ihrer Seele weder gegen die Welt, noch gegen die Menschen, sie ist ihre Beschützerin, ihre Wohlthäterin und Fürsprecherin geblieben und wird es in alle Ewigkeit bleiben. Sogar dort, in der anderen Welt, eilt sie rettend den unglücklichen Seelen zu Hilfe. Namentlich kommt es vor, daß ganze Schaaren von Seelen klagend umherirren und nirgends eine Zufluchtstätte finden können. Sie kommen auf den Friedhof und flehen: „Friedhof, birg uns in deinen Gräbern, auf daß wir Ruhe haben bis zum jüngsten Tage.“ Der Friedhof aber sagt darauf: „Ich kann nicht, ich kann nicht, denn Ihr seid ohne Beichte hingegangen.“ Darauf gehen sie zur Kirche und bitten: „Kirche! laß uns ein, wir werden unter Deinen Bogengewölben wohnen und an Deinem Altare knien bis zum jüngsten Tage.“ Die Kirche aber sagt darauf: „Ich kann nicht, ich kann nicht!“ Sie gehen zu den Wäldern und rufen wehklagend: „Wald, o Wald! birg uns in deinem Dickicht, bedecke uns mit deinem Schatten und letze uns mit deiner Kühle, denn wir dürsten nach Ruhe und Stille.“ Der Wald aber antwortet mit Brausen: „Ich kann nicht,

Ein Kleinstadtbote.

ich kann nicht." Sie gehen zum Feuer, sie gehen zum Wasser und wiederholen überall die gleiche Bitte, aber überall hören sie die furchtbaren Worte: „Ich kann nicht, ich kann nicht." Endlich stehen sie vor der Höllenpforte. Diese öffnet sich rasselnd und aus dem Höllenfeuer hören sie eine Stimme rufen: „Kommt herein!" Sie aber jammern, vom Anblick des entsetzlichen Abgrundes erschreckt, unter Thränen: „Heiligste Jungfrau, rette uns, ach rette! Denn Du bist unsere Mutter und Fürsprecherin und Erlöserin!" Da erscheint die heilige Mutter, macht vor ihnen das Zeichen des Kreuzes und breitet, sie beschützend, ihren Mantel vor dem Höllenschlunde aus. Allein die von der Sünde Befleckten können nicht in den Himmel eingehen; so geleitet sie denn die heilige Mutter auf einem steinigen, dornenvollen Pfade über den Abgrund. Blut rinnt von ihren Sohlen, sie schreiten aber weiter, denn sie wissen, daß ihnen der Herr Jesus so viele von ihren Sünden ablassen wird, als sie Blutsthränen vergießen.

Und wie ist die Litanei zur heiligen Mutter Gottes entstanden, jenes schönste Gebet, welches das polnische Volk mit so inniger Inbrunst spricht? Also: Da der Herr Jesus noch ein junges Knäblein war, da hätschelte er oft sehr zärtlich sein allerheiligstes Mütterlein. So kam es, daß, als er einmal auf den Knien der heiligen Jungfrau liebkosend saß, er ihren Hals mit seinen kleinen Ärmchen umfing und anfing, ihr allerlei schöne und liebkosende Titel zu geben. Er sprach: „Heilige Maria, heilige Gottesgebärerin, heilige Jungfrau über alle Jungfrauen . . ." und so weiter, bis er alle die Namen genannt hatte, aus welchen heute die Litanei zur allerheiligsten Jungfrau besteht. Die heilige Mutter wollte das Jesukindlein nicht unterbrechen und lauschte mit unsagbar süßer Wollust dem lieben Geplauder ihres Söhnchens. Sie lächelte nur und freute sich. Erst als Jesus zu den Worten gekommen war: „Königin der polnischen Krone", durch seine göttliche Kraft aber im Herzen der heiligen Jungfrau das ganze Unglück dieser Krone gegenwärtig werden ließ, alle die Thränen, die Unfälle, das Unrecht, das ihr durch die Verfolger des Glaubens zugefügt werden sollte, da zog sich das Herz der Gottesmutter schmerzlich zusammen und es brachen Thränen in ihren Augen hervor, sie drückte das Jesukind innig an ihr Herz und rief mit herzlicher Bitte aus: „O Du Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, erhöre mich, o Herr! O Du Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, vergieb ihnen, o Herr! O Du Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, erbarme Dich ihrer, o Herr!" Und der Herr Jesus antwortete auf diese innige Bitte seiner heiligsten Mutter mit feierlicher Stimme: „Amen!"

Die Legenden der Heiligen behandeln größtentheils ihre Wunderwerke. Als Beispiel führen wir hier nur die der heiligen Kunigunde an, der Tochter des Ungarkönigs Béla IV. und Gattin des polnischen Königs Boleslaus des Schamhaften (1243 bis 1279), welcher so genannt wurde, weil er in vollkommener Reinheit neben seiner frommen Gemalin lebte.

Die Legende nennt diese gottesfürchtige Königin die Veranlasserin der Entdeckung der berühmten Salzbergwerke in Wieliczka und Bochnia, zum Theil auch als die Beschützerin des Volkes zur Zeit des ersten Einfalles der Tataren in Polen (1241). Eine dieser Legenden erzählt, daß die Königin, welche später das Kloster der Clarissinnen in Alt-Sandec gründete und dort als Nonne starb, mit dem armen Volke vor den sie verfolgenden Tataren nach Ungarn hinüber floh.

Zu den Bergmannssagen gehört auch die Sage von dem im Bergwerke von Wieliczka verschütteten Knappen. Sie ist ein Beweis von der tiefen Frömmigkeit, durch welche sich die Bergleute von Wieliczka und Bochnia immer ausgezeichnet haben und ist zugleich auch geeignet, uns vom Standpunkt der Geschichte aus zu interessiren. Die Lehrmeister der polnischen Knappenschaft waren Deutsche gewesen, und so ist auch die Sage, von welcher wir berichten wollen, mit der ursprünglich deutschen Familie der Bonar verknüpft. In jenem Theile der Stadt Krakau, welcher der Kazimierz (Kazimir) genannt wird, steht die Kirche der heiligen Katharina, ein bewunderungswürdiges, von König Kazimir dem Großen (1333 bis 1370) im gothischen Style errichtetes Bauwerk. In dieser Katharinenkirche auf dem Kazimierz befindet sich ein wunderthätiges, auf eine der Wände gemaltes Frescobild Christi des Erbarmers, und nahe an diesem ein ähnlich ausgeführtes Bild Mariä vom Troste. Die Geschichte dieser Bilder ist mit dem Leben des Jesaias Bonar verknüpft, welcher in Krakau im Jahre 1380 geboren, ebenda im Jahre 1471 gestorben und in der Katharinenkirche beigesetzt worden ist, wo sich bis auf den heutigen Tag sein Grabmal befindet. Die angesehene Familie der Bonar, auch Boner genannt, war aus deutschen Landen, wahrscheinlich aus den Niederlanden nach Polen gekommen. Zu König Kazimirs des Großen Zeiten war sie schon in Polen ansässig, hatte im Krakauer Gebiete zahlreiche Besitzungen und war durch verwandtschaftliche Bande mit den vornehmsten Familien des Landes verbunden. Der seliggesprochene Jesaias war ein Sohn Florian Bonars und der Bronisława de Brzezie Lanckorońska. Seine Universitätsstudien vollendete er im Jahre 1406 in Krakau, erhielt den Doctorgrad und trat darnach in den Orden der Augustiner am Krakauer Kazimierz ein, wo er ständig verblieb. Er stand im Rufe großer Heiligkeit, tiefer Gelehrsamkeit und einer mächtigen Beredsamkeit. Dies war auch Ursache, daß er an der polnischen Gesandtschaft bei dem Concil zu Constanz theilnahm, wo er die Lehren Johann Hus' bekämpfte und die Gattin eines Constanzer Bürgers, eines gewissen Johann Körner, von der Ketzerei bekehrte. Er hat auch ein lateinisches Werk religiösen Inhaltes hinterlassen, dessen Handschrift im Jahre 1556 in Krakau verbrannte; doch soll es in den Augustinerklöstern Deutschlands vielfach verbreitet und sehr geschätzt gewesen sein. Dieser Mönch war es eben, welcher die Ausführung jener beiden Gemälde in der Katharinenkirche veranlaßte, deren wir oben Erwähnung thaten und welche später als

wunderthätig berühmt wurden. Da war nun ein Bergmann aus Wieliczka (wie die Sage erzählt, auf welche sich Stachiewicz's Gemälde bezieht), der, so oft er nach Krakau kam, vor dem Bilde des Erbarmers inbrünstig zu beten, eine Kerze zu kaufen pflegte, die er davor anzündete und Brod als Almosen unter die Armen vertheilte. Eines Tages wurde der Bergmann in seinem Schachte verschüttet, und zwar so, daß man ihn als verloren betrachtete und sich nicht einmal bemühte, ihn gleich ans Tageslicht zu fördern. Allein die Gattin des Unglücklichen verlor den Muth nicht. Sie ging oft nach Krakau, betete vor dem Bilde des barmherzigen Jesus, kaufte Kerzen und gab Almosen, genau so, wie ihr Mann dies gethan hatte. Und ihre Hoffnung betrog sie nicht. Nach einem Jahre wurde der Bergmann ausgegraben; er war aber gesund und heil geblieben, wie dies Zeugenschaften bekräftigten. Er selbst aber, darüber befragt, auf welche Weise er hatte weiterleben können, gestand, daß ihm der Christus aus der Katharinenkirche täglich erschienen sei und ihm täglich einen Laib Brod gespendet habe. Dieses Ereigniß hat sich vor sehr langer Zeit zugetragen, allein die Erinnerung daran hat sich in der Familientradition des Geretteten erhalten, welche Familie seit jener Zeit bis nahezu auf den heutigen Tag vor dem wunderthätigen Bilde des barmherzigen Jesus gebetet, Kerzen angezündet und Brod als Almosen vertheilt hat. Zur Aufklärung des Zusammenhanges zwischen der Katharinenkirche und den Bergleuten von Wieliczka, welches ziemlich weit von Krakau entfernt ist, müssen wir hinzufügen, daß einer aus der Familie Bonar sich zur Zeit König Sigismund des Alten (1506 bis 1548) für alle Zeiten in der vaterländischen Geschichte Polens dadurch ausgezeichnet hat, daß er das Finanzwesen des Landes ordnete und die Bergwerke von Wieliczka zur vollen Blüte brachte, wo es bis heute noch Schachte gibt, welche den Namen Bonarschacht führen. Das mußte wieder den Bergleuten von Wieliczka die um ihrer Wunderthätigkeit willen berühmten Gemälde des seligen Jesaias Bonar in der Katharinenkirche lebhaft in Erinnerung bringen.

Die historischen Sagen beziehen sich zumeist auf die Anfänge des Volkes. Das polnische Volk war ehemals aus einigen Stämmen zusammengesetzt, welche den gemeinsamen Namen der Lechiten führten. Diese Benennung gerieth seit der Zeit in Vergessenheit, als jener Theil der Lechiten, welche in den Gegenden von Gnesen und Posen wohnten und sich die Polanen nannten, die Oberhand über die übrigen Stämme gewann und seinen Namen dem ganzen Volksstamm aufdrückte. Die Sage erzählt, daß König Lech der Urvater des polnischen Volkes war. Dieser kam zu einer nicht näher bekannten Zeit mit seinem Volke in die Ufergebiete der Warthe, wo es damals noch große Wälder gab. In einem dieser Wälder fand er und sein Rittergefolge ein Nest weißer Adler und nahm dies seiner Seltenheit wegen als ein gutes Omen an. Hier wo er das Nest (polnisch Gniazdo) gefunden hatte, ließ er sich eine Residenz bauen; vom Worte

Gniazdo nannte er die Stadt Gniezno (Gnesen) und den weißen Adler wählte er zum Wappenthier des Reiches.

Zu jener Lechitenzeit herrschte in der Gegend des heutigen Krakau der Fürst Krak (lateinisch Krakus). Unter seiner Regierung tauchte in einer Höhle des Berges Wawel ein Drache auf und richtete furchtbares Unheil an, indem er Menschen und Thiere verschlang. König Krakus bezwang das Ungeheuer, dessen Höhle man noch heute den Besuchern des Wawel zeigt. Sodann baute sich Krakus auf dem Wawel ein Schloß und um das Schloß eine Stadt, die er, nach seinem Namen, Kraków (Krakau) nannte. Er zeichnete sich auch durch kühne Kriegsthaten aus, so daß er nach seinem Tode vom ganzen Volk mit großen Ehren zu Grabe getragen und ihm auf seinem Grabe bei Krakau im Vororte Krzemionki ein hoher Hügel aufgerichtet wurde, welcher noch heute unter dem Namen Grabhügel des Krakus besteht.

Da Krakus keinen männlichen Leibeserben hinterließ, so ergriff nach seinem Tode Wanda die Zügel der Regierung, welche Fürstin durch Schönheit und Geist weithin berühmt war. Daher strebte ein deutscher Fürst, namens Rüdiger nach ihrer Hand; allein Wanda wollte sie ihm nicht reichen, da sie fürchtete, es könnte ihr Volk dadurch unter fremde Herrschaft gelangen. Der beleidigte Fürst beschloß durch Gewalt zu erreichen, was er anstrebte und erklärte ihr den Krieg. Wanda erschrak keineswegs, sondern erschien an der Spitze ihrer Kriegsscharen auf dem Schlachtfelde; der Kampf war sehr erbittert, endlich aber wurden die deutschen Kriegsrotten besiegt und stoben auseinander. Rüdiger aber stürzte sich in sein eigenes Schwert und endete so sein Leben. Aber auch Wanda wollte durch ihre Person das Vaterland keiner Gefahr mehr aussetzen. Nachdem sie den Göttern geopfert hatte, sprang sie in die Weichsel und fand ihren Tod in den Fluthen. Das ganze Volk beweinte ihren Verlust und ehrte sie, wie ihren Vater, durch die Errichtung eines hohen Grabhügels. Dieser Hügel besteht noch heute unter ihrem Namen in der Nähe Krakaus, dort, wo man der Sage nach ihren Leib aus dem Flusse gezogen und wo später das Dorf Mogiła (Grabhügel) entstand, das eben von Wandas Grabhügel seinen Namen trägt. Nach Wandas Tode kam die Herrschaft des Gebietes von Krakau an zwölf Wojewoden, bis dieselbe endlich an die Polanen überging.

Nach König Lech hatten die Polanen mehrere Herrscher gehabt, unter anderen Popiel II., welcher höchst grausam war. Dieser lud einmal seine Vettern zu einem Gastmahle ein und vergiftete sie auf Zureden seiner Gemahlin. Ihre Leiber aber ließ er in den Goplosee werfen, da sein Königsschloß sich auf einer Insel dieses Sees befand. Aus den Leibern der Vettern krochen jedoch eine solche Menge von Mäusen, daß sie sein Schloß überflutheten und den mordgierigen König auffraßen. Von dem Schlosse Popiels blieb nur der Thurm zurück, welcher noch heute der Mäusethurm genannt wird.

Damals lebte in Kruszwica am Goplosee ein armer Landmann, Namens Piast, welcher auch das Radmacherhandwerk betrieb. Als die Beschneidung seines Sohnes Ziemowit gefeiert wurde, da traten zwei Reisende, es waren wohl Engel, in sein Haus, welche von Popiel abgewiesen worden waren. Da sie freundliche Aufnahme fanden, vermehrten sie in wunderbarer Weise die Speisen und den Meth und verkündeten dem Piast eine große Zukunft. Piast wurde zum Könige gewählt; sein Geschlecht nahm den polnischen Thron ein und erlosch erst mit dem Tode Kazimirs des Großen (1370). Ein Urenkel Piasts war Miecislaus I., der erste Herrscher Polens in historischer Zeit. Die Sage erzählt, daß er blind auf die Welt gekommen und erst bei seiner Beschneidung in seinem siebenten Lebensjahre durch ein Wunder sehend geworden sei. Die anwesenden heidnischen Priester weissagten dem Vater daraus, daß durch Miecislaus ein großes Licht sich über Polen ergießen werde. Das bewahrheitete sich, da der König die Taufe annahm und sein ganzes Volk dem Christenthume zuführte.

Auch von den späteren Polenkönigen wurde mehr als Einer zum Gegenstand der Volkssagen. Zu den populärsten unter ihnen gehörten Kazimir der Große (1333 bis 1370) und Johann III. Sobieski, der Befreier Wiens (1674 bis 1696). Aus den Zeiten nach der Theilung Polens sind Kościuszko und Fürst Josef Poniatowski im Volksliede verherrlicht worden.

Von Napoleon I. sagt der Volksmund, daß er ein großer „Kusijas" (Verführer) Gottes und der Menschen war.

Heute steht das Schloß auf dem Wawel sowie auch die Kathedrale, wo so viele Königsgräber und Denkmäler sich befinden, verödet. Allein unter diesem Schlosse befindet sich im tiefsten Herzen des Wawel, in der Erde, der Volkssage nach, ein ebensolches Schloß, nur ist es nicht so düster und gruftmäßig wie jenes ober dem Erdboden, es ist hell, heiter, prächtig, so wie es das andere ehemals war. Darin befindet sich ein großes Gewölbe, gleichsam eine Kirche, und da gibt es viel Gewaffen, Schilde, Säbel, Banner und jegliches Rüstzeug. In der Mitte steht ein Tisch und um denselben sitzen alle polnischen Könige in ihren Krönungsgewändern: Lech, Krakus, Wanda, Piast, Miecislaus, Boleslaus der Tapfere, Kazimir der Große, Stefan Báthory, Sobieski und alle anderen. Einmal im Jahre hört man unterirdisches Pferdegetrabe, Trompetenschall und Getümmel, dann steigt einer der Herrscher, der Annahme nach Boleslaus der Tapfere, um Mitternacht aus der unterirdischen Veste, schreitet mit eisernem Schritt über die großen Höfe des verödeten Schlosses, in der Hand ein gleißendes Schwert, so groß, wie das eines Erzengels. Wer gut ist, vermag den so dahinschreitenden König zu erblicken und empfindet im Herzen unaussprechliche Freude; wer aber böse ist, der wird den König gar nicht gewahr und ein solcher Schreck erfaßt ihn, daß er als Leiche umsinkt.

Aberglaube. — Einige Einzelheiten aus der Dämonologie wurden schon berührt. Zu den Luftgeistern gehören außer dem schon erwähnten „Donnerer“ die „Planetenleute“ (Planetnicy). Die Planetenleute (wir wollen sie Planetiden nennen) sind gewöhnliche Menschen, nur daß sie eben „zu solcher Stunde“ geboren werden. In Pierzchów z. B., unweit Bochnia, lebte vor Jahren ein junger Bursche, ein Schäfer, welcher es immer vorher wußte, wann ein Regen oder Sturm kommen werde. Er wurde auch in Sachen des Wetters der Prophet der umwohnenden Bevölkerung. Als er aber sein zwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, verschwand er mitten in einem Gewitter spurlos; er war eben ins Gewölk, unter die Planetiden gegangen. Die Planetiden

Gasse in Baranów an der Weichsel.

wohnen in den Wolken. In verschiedenen Gegenden sind verschiedene Vorstellungen über ihre dortige Thätigkeit im Gange. In der Vorstellung der Lasowiaken ziehen sie die Wolken an Schnüren; nach den an der Raba Wohnenden haben die Planetiden mit Wasser angefüllte Boote, welche sie an silbernen Kettchen ziehen, von Nebeln umgeben, welche sich uns als Wolken darstellen. Die Boote werden durch den Regenbogen mit Meerwasser gefüllt, wenn aber die Planetiden dieses Wasser „auspritscheln“ und keine Zeit vorhanden ist, bis ans Meer zu treiben, so senkt sich der Regenbogen zu den Teichen und Flüssen und trinkt. Würde jemand in der Nähe am Ufer stehen, so könnte der Regenbogen ihn einschlucken, wie er es mit den Fröschen thut, welche dann mit dem Regen auf die Felder niederfallen.

Den Hagel spalten die Planetiden aus dem Eise, das sie aus dem Eismeer in die Wolken führen. Ehemals stießen die Planetiden dieses Eis in der Stampfmühle, allein mit der Zeit erfanden sie den „Perler", eine Maschine, mittelst welcher ihnen die Arbeit rascher und besser gelingt. Die Planetiden altern in den Wolken, so wie die Menschen auf der Erde; von ihrem Tode jedoch wissen die Volksüberlieferungen nichts zu erzählen. Die Planetiden können den Landwirth vor Hagelschaden schützen; auch können sie Eis und Hagel im Handumdrehen bereiten, indem sie das Wasser irgend eines Teiches oder Sees frieren machen. So erzählt man z. B., daß ein an der Raba wohnender Bauer einmal „Reißen" in den Füßen hatte. Er wendete „alles" dagegen an, allein nichts half. Da rieth ihm jemand, er solle in die Berge gehen und dort im „Meerauge" seine Füße baden. Er ging hin, setzte sich an das Ufer und tauchte die Füße ein. Da kommen ein paar bärtige Kerle in zerrissenen Kitteln, mit ungeheuren Stöcken bewaffnet, herbeigelaufen — wie die Räuber. „Was machst Du da?" rufen sie, da sie den Bauer erblicken. „Was sollt' ich denn machen," sagt er, „in den Füßen reißt's mich und ich bade sie." „Gleich nimm diese Füße aus dem Wasser," rufen sie, „denn es wird ein Frost kommen, der würde sie Dir einfrieren machen." Erschreckt zog er die Füße aus dem Wasser und wartete, was weiter geschehen würde. Die Planetiden aber umkreisen einmal nach dem andern das „Meerauge" und rufen dabei: „Holla! holla! holla!" und so oft sie das rufen, so oft schlagen sie mit ihren Stöcken ins Wasser. Im Nu war schon dickes Eis über das ganze „Meerauge" gebreitet. Die Planetiden zerschlagen dieses nun mit ihren Stöcken, nehmen Stücke davon heraus, legen sie in die Stampfe und auf den „Perler" und verarbeiten sie zu Hagel. Der Bauer, welcher, da sie ihm weiter nichts gesagt hatten, Muth bekommt, fragt die Planetiden, wozu sie das thun. Er erfährt mit Schrecken, daß sie vorhaben, sein Dorf durch Hagelschlag zu bestrafen, weil dort eine Magd ihr Kind auf freiem Felde und nicht in geweihter Erde begraben habe. Nun fängt er an, die Planetiden anzuflehen, sie mögen doch wenigstens seine Felder verschonen, da er arm und krank und zur Arbeit untauglich sei. Nach langem Bitten ließen die Planetiden sich endlich erweichen, hießen ihn aber so schnell als möglich in sein Dorf zurückkehren und an allen vier Ecken seines Feldes Lindenzweiglein einpflanzen. Kaum war der Bauer in sein Dorf zurückgekommen und hatte es so gemacht, als auch schon ein furchtbares Unwetter ausbrach und der Hagel bis aufs Letzte alles zerschlug; nur sein Feld blieb unberührt.

Zu den Geistern, welche auf der Erde leben oder in gewissen Augenblicken erscheinen, müssen außer den schon erwähnten „Ertränkern", den „Wunderweibern", den „Mittagfräulein" und „Mamonen", welche man auch „kleine Göttinnen" (Boginki) oder „Teufelinnen" nennt, den „Truden" und dem „Alten" noch die „Schrecken" (Strachy) aller Gattungen gerechnet werden. Dazu gehören natürlich vor allem die „Teufel", aber auch der „Tod" und die „Büßerseelen".

Der Teufel hat menschliche Gestalt, ist aber natürlich kohlschwarz, gleich einem Thier mit einem Fell bedeckt, hat hinter den Ohren hervorragende Hörner, sprühende Augen, an den Händen ungeheure Krallen, rückwärts einen Schwanz, die Füße in Pferdehufe oder in Klauen auslaufend, namentlich in Schweinsklauen. Mit dem Schwein steht er überhaupt nicht auf dem allerbesten Fuße. Wenn er „heirathet" und dabei auf Straßen und Chausseen herumtanzt und ganze Wolken von Staub aufwirbelt, kann man ihm gleich das Spiel verderben, wenn man ihm zuruft: „Möchtest du dir lieber einen Schweinsnapf auf den Schädel setzen und keinen Staub aufwirbeln!" Nicht immer jedoch zeigt sich der

Aus dem Dorfe Miechocin, zwischen Tarnobrzeg und Baranów an der Weichsel.

Teufel in dieser seiner gewöhnlichen Gestalt. Er kann sich auch in einen Bauer oder einen Herrn oder Jüngling verwandeln, oder sich in den Körper irgend eines Thiers, z. B. einer Katze „hineinwerfen". Die Teufel sind gewöhnlich sehr schlau, allein es gibt unter ihnen gescheitere und dümmere, gerade wie bei den Menschen. Am öftesten begegnet er einem Betrunkenen, der auf irgend einem öden, menschenleeren Wege heimkehrt. In diesem Falle führt ihn der Teufel vom Wege ab und zieht ihn herum, weiß Gott auf welchen Wegen, die ganze Nacht hindurch. Indessen kann man auch in nüchternem Zustande dem Teufel leicht begegnen, und das ist, ob dieser nun gescheit oder dumm ist, immer gefährlich und schrecklich. Darum fürchten sich auch Viele,

den Namen des Teufels auszusprechen und wenn sie fluchen, so sagen sie: „Daß dich doch alle . . . . . holen“; das Wort „Teufel“ aber sprechen sie nicht aus. Anstatt „alle“ (wszyscy) wurde ehemals (noch im XV. und XVI. Jahrhundert) im Polnischen der Ausdruck „wsciornasci“ (alle) gebraucht. Dieser Ausdruck ist aus der Literatursprache verschwunden und nicht Jeder weiß heute, daß er existirt und was er bedeutet hat. In vielen Gegenden flucht indessen der Bauer noch immer „daß dich wsciornasci holen“ und gibt dadurch naiven Ethnographen Anlaß zu glauben, daß es einstmals bei den heidnischen Polen einen Gott namens Wsciornastek mit einer ganzen Familie von Wsciornastki gegeben habe, offenbar einen Gott des Bösen, da sein Name sich im Fluche erhalten hat.

Den Tod stellt sich das polnische Volk als ein weißgekleidetes Weib, bald ohne alle Attribute, bald mit einer Sense, bald, außer der Sense, mit Säge, Schaufel, Harke und Besen bewehrt, vor. Es sind dies Symbole: der Tod durchschneidet mit der Sense das Leben, mit der Säge stellt er den Sarg her, mit der Schaufel gräbt er das Grab, mit der Harke verstreut er die morschen Überreste und mit dem Besen kehrt er sie zusammen wie den Staub der Straße. Den Tod hat schon mehr als Einer gesehen, denn wo jemand sterben soll, dort erscheint der Tod in manchen Nächten. Sie (die weiße Frau) steht knapp am Hause entweder ganz still da, oder sie pocht dreimal an das Fenster und ruft den mit Namen, den sie holen will. Wenn er sich meldet und frägt „was ist's?“ so ist er verloren. Man soll nicht antworten, sondern schnell und laut „Gegrüßet seist Du, Maria!“ sagen.

Die Beziehungen zwischen den Lebenden und den Dahingeschiedenen sind sehr lebhaft. Namentlich sind es die Eltern, welche zur Nachtzeit ihre Kinder heimsuchen. Der Vater sieht zu, wie seine Wirthschaft geführt wird, die Mutter sieht nach den Kindern. „Da schlafe ich einmal so am Ofen“ — erzählte dem Schreiber dieses ein ihm bekannter Landmann — „da knurrt es, die Thüre geht auf und es tritt meine selige Frau herein, ganz so angekleidet, wie ich sie begraben habe und so weiß, wie Papier. Sie hat sich in der ganzen Hütte umgeschaut, hat auf den Ofen, auf mich geschaut, ist dann zu jedem der Kinder hingegangen, bei einem jeden stehen geblieben, und hat es lange angeschaut und endlich hat sie sich bis zur Wiege hingeschoben, wo das Kleine lag — denn bei dem Kleinen ist sie gestorben — und hat sich mitleidig, als wollte sie ihm die Brust reichen, darüber hingebeugt. Da bin ich mit beiden Füßen aufgesprungen und habe sie begrüßen wollen, aber wie oft ich auch die Hände ausstreckte, um sie an mich zu ziehen, so war es immer, als ob ich Luft gehascht hätte und ich habe sie nicht greifen können; da hat mich ein Schrecken erfaßt und ich habe ausgerufen: „Jadwiś, theueres Weib!“ Da ist sie so wie zusammengeschauert, der Hahn hat zu krähen angefangen und — fort war sie.“ Die Todten soll man nicht lange betrauern, denn das beschwert ihre Seele im ewigen Leben. Am Allerseelentage, wenn um Mitternacht

die Seelen zum Gebet in die Kirche wandeln, kann man sehen, wie einige von ihnen große Krüge tragen, das sind eben die um ihretwillen vergossenen Thränen.

Die armen Seelen büßen die verschiedenartigsten Sünden ab und das an den verschiedensten Orten: in verödeten Schlössern und Häusern, an Kreuzwegen, in der Nähe der Friedhöfe, in wüsten Einöden, ja sogar in Bäume eingeschlossen. In letzterem Falle wimmern sie, wenn ein solches Holz sich im Feuer befindet. Von den büßenden Geistern müssen wir wenigstens die Strzygonen oder Vampyre und die Irrlichter nennen.

Ein Strzygon ist ein Mensch, welcher gestorben ist, aber oft zur Nachtzeit aus seinem Grabe steigt. Man kann aus verschiedenen Ursachen ein solcher Strzygon oder Vampyr werden; sicher aber wird, wer, als er lebte, nicht „gefirmt" worden ist, nach seinem Tode ein Vampyr. Die Taufe eröffnet den Menschen den Weg zum Himmel, sie allein aber vermag nicht zu erlösen, wenn man nicht die zweite Taufe, das heißt die „Firmungstaufe", empfangen hat. Der Strzygon erscheint den Menschen in jener Gestalt, die er in den letzten Augenblicken vor seiner Erkrankung oder seinem Tode hatte. Es ist darum auch sehr schwer, ihn von einem gewöhnlichen, lebenden Menschen zu unterscheiden. Gewöhnlich qualmt höllisches Feuer aus seinem Munde; Leute aber, welche viel mit den Strzygonen zu thun gehabt haben, sagen, daß dies nicht immer der Fall sei; doch darin stimmen alle überein, daß schon der Hauch eines solchen Vampyres allein, sei er nun feuersprühend oder nicht, unbedingt den Tod herbeiführe, ja manchmal sofort, auf der Stelle. Es ist dem Vampyr auch an nichts so sehr gelegen, als daran, irgend jemandem in den Mund zu „hauchen" und so ihm das Leben zu rauben. In dieser Absicht fällt er zur Nachtzeit die Leute an, und aus diesem Anlaß hat schon mancher Bauer mit dem Vampyr eine heftige Schlägerei gehabt. Den Vampyr von rechts her schlagen hilft gar nichts; wer ihn besiegen will, muß ihn „von links her" prügeln. Allein, wenn ein Mensch den Vampyr auch besiegt hat, so darf er nicht denken, daß ihm dieser nichts angethan habe; der Vampyr konnte ihm nämlich in den Mund hauchen, als er eben von seiner Vertheidigung in Anspruch genommen war und den tödtlichen Hauch gar nicht spürte. Es ist also auf jeden Fall eine sehr gefährliche Sache, mit einem Strzygon oder Vampyr auch nur zusammenzutreffen. Doch ist es sehr schwer, ihm auszuweichen, namentlich wenn kein Höllenfeuer ihm aus dem Munde qualmt. Denn woran sollte man ihn denn erkennen? Man sagt, er habe einen blauen Fleck auf dem Rücken, es fehlen ihm die Haare in den Achselhöhlen; allein, wer wird ihn denn auskleiden und so genau untersuchen? Manchmal wird übrigens irgend eine geliebte Person ein Vampyr, z. B. der Vater, der Gatte, der Bruder. Er kommt zur Nachtzeit, das Höllenfeuer qualmt ihm nicht aus dem Munde, er ist ganz so, wie er ehemals war; er hilft bei der Arbeit, er wird das Vieh betreuen, Holz spalten, Erbsen stampfen ꝛc. Vor Tagesanbruch kehrt er in sein Grab

zurück und kommt zur Nacht wieder; er haucht niemandem gewaltsam in den Mund, um ihn zu tödten. Wie soll man ihn da nicht aufnehmen, nicht mit ihm verkehren? Und dennoch; obgleich er niemandem gewaltsam in den Mund haucht, obgleich er bei der Arbeit behilflich ist, so ist seine Nähe doch sehr, ja äußerst schädlich. Das bloße Einathmen der gleichen Luft, die er athmet, wirkt schon tödtlich. Jene, welche mit ihm verkehren, erbleichen, wie wenn das Blut allmälig aus ihnen flöße und magern ab. Am besten ist es also, mit den Vampyren niemals etwas zu thun zu haben. Da es nun verschiedene Arten von Vampyren gibt, so gibt es auch verschiedene Arten, sich ihrer zu entledigen. Damit er niemals aus dem Grabe steige, muß man durchaus dieses Grab ausfindig machen. Dazu gibt es verschiedene Mittel. Man muß dem Vampyr einen Faden in die Kleider nähen. Sowie der Hahn kräht, kehrt er zu seinem Grabe zurück und man braucht nur dem Faden zu folgen, um das Grab zu finden. Er wird nicht mehr heraussteigen, wenn man ihm nun ein Blättchen mit dem darauf geschriebenen Namen „Jesus“ zwischen die Zähne legt und ihn im Sarge mit dem Gesichte nach unten kehrt. Wie aber, wenn das Blättchen herausfällt, oder die Mäuse es abnagen? Da wäre er imstande, auf's Neue herauszusteigen und Schaden anzurichten! Darum muß man, wenn jenes nicht hilft, dem Vampyr den Kopf abschneiden und unter den Arm legen. In jedem Falle wird der Pfarrer am besten wissen, was mit diesem oder jenem Vampyre zu geschehen habe; man muß ihm nur alles ganz genau erzählen.

Ehemals hatte man nur von Vampyren gehört, doch ist es sicher, daß es auch Vampyrinnen gibt. Vor einer solchen Dame (denn von Vampyrinnen aus dem Bauernstande hat der Schreiber dieses nie etwas gehört) ist sogar ein Gendarm einmal zum Feigling geworden, wie Herr Swiętek in seinem Werke „Das Volk an der Raba“ berichtet.

In der Gestalt von Lichtern, welche zur Nachtzeit umher irren, büßen ungetaufte Kinder, so wie auch jene, die zu Lebzeiten jemand ein Unrecht angethan und dieses Unrecht vor dem Tode nicht gut gemacht haben. Die ersten dieser Lichter irren solange umher, bis sie irgend jemand tauft, die andern so viele Jahre, als es Gott ihnen vorgeschrieben hat. Ihre Qualen können die Erben abkürzen, wenn sie den Geschädigten Genugthuung leisten. Das zugefügte Unrecht kann verschiedener Art sein, z. B. das Bebauen fremden Grundes, Diebstahl auf dem Felde oder im Haus, den Feldern durch Vieh bereiteter Schaden, körperliche Verletzungen. Ein solches Büßerlicht irrt dort umher, wo der Mensch, als er lebte, sein Unrecht beging. Er klagt und ruft: „Ackere den Rain ab, pflüge das Ackerbeet!“ u. s. w. Die Irrlichter der ungetauften Kinder sind am allerlästigsten. Sie können nicht sprechen, daher bedrängen sie den Menschen überall, damit er errathe, daß sie nach der Taufe verlangen. Zu fürchten ist ein solches Lichtchen durchaus nicht, es handelt sich nur darum, die Taufe zu vollziehen. Man spricht: „Ich taufe Dich im Namen des Vaters,

des Sohnes und des heiligen Geistes; bist Du ein Knabe, so sei Dein Name Adam, bist Du ein Mädchen, so sollst Du Eva heißen." Man macht nach allen vier Weltgegenden hin das Zeichen des Kreuzes, dann muß man das Hemd, das man auf dem Leibe trägt, zerreißen und eine Hälfte davon ohne Ärmel dem Lichtlein „auf Windeln" hinwerfen. Sowie sich dieses vollzieht, erlischt das Irrlicht sofort. Wenn jemand die Taufe vollzöge, aber das Stück Hemd für die Windeln nicht hergäbe, so würde sich das Irrlicht auf ihn werfen, ihm sein Hemd zerreißen und aus Unachtsamkeit auch noch die Augen ausbrennen.

Die Holzkirche zu Dembno im Sandecer Kreis.

Auch gewisse leblose Dinge können eine außerordentliche Kraft in sich tragen, verschwinden und auftauchen wie Geister. Hierher gehört z. B. der Inclus, eine Münze, welche, so oft sie auch ausgegeben wird, immer wieder in die Tasche ihres Eigenthümers zurückkehrt. Ein Inclus kann jedes beliebige Geld werden; man muß es nur in das Ende des linken Stiefels unter die dritte Zehe legen und den Stiefel neun Tage tragen, ohne ihn bei Tag oder bei Nacht abzulegen und dabei immer an den Inclus denken. Während dieser Zeit darf man sich auch nicht waschen, noch das Vaterunser beten. Ein so gewonnener Inclus hat auch die Fähigkeit, anderes Geld, mit welchem er sich beisammen findet, anzustecken: wenn er davonläuft, nimmt er auch dieses mit sich und bringt es in den Sack

seines „Pflegers“. Gewisse Krankheiten, wie z. B. der Koltun (Weichselzopf) oder das Gościec (Gliederreißen) sind gleichfalls böse Geister, welche den Leib des Menschen befallen. Der Weichselzopf kündigt sich durch das Einfilzen der Haare auf dem Kopfe an und ist nur ein äußeres Zeichen davon, daß der Gościec in ihm sitzt. Würde man den Weichselzopf auseinanderkämmen, so würde der Gościec böse; es entsteht ein entsetzliches Reißen in den Gliedern und der Mensch kann sterben. Es ist daher am besten, den Weichselzopf in Ruhe zu lassen, bis er sich ordentlich einzieht und ablöst. Dann erst darf man ihn abscheeren, und zwar zur Mittagszeit an einem vollkommen heiteren Tage. Den abgeschnittenen Weichselzopf trägt man in einem Säckchen auf der Brust bis zum Charfreitag oder Charsamstag. Am Charfreitag kann man ihn in einen Sumpf einsenken, am Charsamstag aber unter einer Saalweide vergraben. In beiden Fällen muß man ihm eine gewisse Münze ins Säckchen beigeben oder ihn mit Branntwein besprengen. Auf diese Art läßt der begütigte Koltun (Weichselzopf) den Menschen in Ruhe und theilt sich dem Sumpfe oder der Weide mit, welche dann auch verdorrt.

Man hat den Koltun oftmals gesehen, wie er sich in diese oder jene Hütte einschlich, wo er in jemanden hineinfahren wollte. Er sieht aus, etwa wie ein großer Maulwurf oder wie eine große Maus. Man fängt ihn jedoch am leichtesten durch die Beschwörungen irgend eines durchwandernden bösen Menschen, oder indem man ihn aufschreckt, wenn man ihn im Sumpfe oder unter der Weide findet, wohin ein Anderer ihn geworfen. In diesem letzteren Falle darf man weder über ihn steigen, noch das bei ihm befindliche Geld wegnehmen, noch auch ihn auf irgend eine andere Art berühren, denn er wird sich rächen und in den Menschen hineinkriechen. Einst nahm ein junger Bursche dem Koltun einen Kreuzer auf eine Cigarette; aber kaum hatte er diese ausgeraucht, so fing es sofort an, ihn in den Gliedern zu reißen. Es war noch gut, daß der Hauswirth des Burschen das erkannte und diesen anhielt, dem Koltun Abbitte und Genugthuung zu leisten, denn sonst wäre der Bursche zeitlebens ein Krüppel geblieben. Seine Abbitte lautete nun folgendermaßen: „Liebes Koltunchen, ich habe Dir aus Dummheit den Kreuzer weggenommen, ich weiß aber schon, was das bedeutet und bedaure es sehr; erbarme Dich meiner, da hast Du anstatt dieses einen Kreuzers gar fünfe und laß mich nicht zu Schaden kommen.“

Zauberer und Zauberinnen gibt es natürlich ohne Zahl. Die Zauberinnen sind namentlich dadurch schädlich, daß sie den Kühen die Milch entziehen oder verderben, und zwar durch ihre Verbindungen mit den Teufeln. Die Zauberinnen kennen sich untereinander, denn an jedem Freitag vor Sonnenaufgang halten sie an den Dorf-, Feld- oder Hutweidegrenzen Versammlungen und Berathungen ab. Auch haben sie einmal im Jahre gemeinschaftlich mit den Teufeln eine Hauptversammlung, und zwar am Charfreitag vor Sonnenaufgang. Bei dieser Zusammenkunft brauen sie verschiedene Kräuter und

unterrichten einander, wie man am besten und wirksamsten fremde Kühe verzaubere. Auf die Berathungen folgt ein Hexensabbath, da die Hexen mit den Teufeln tanzen und sich unterhalten. Zu diesen Hauptversammlungen kommen die Hexen auf Pferden herangeritten, welche in Form und Farbe angebrannten Schürstöcken, Besen oder Schaufeln gleichen, da diese ihre Pferde bei Tage eben jene Geräthschaften sind. Die Pferde der Teufel, denn auch diese kommen zu Pferde, sind pechschwarz und unterscheiden sich von gewöhnlichen Pferden nur dadurch, daß sie weder Mähnen, noch Schwänze haben. Die Begrüßung beim Kommen und Gehen besteht in einem Kusse, und diese Küsse sind es eben, wovon die Hexen so häßlich werden.

Die Hexen beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Sammeln der ihnen nöthigen Kräuter auf den Weideplätzen, Feldrainen und Feldern. Es sind dies Kräuter, wie: die Glockenblume, der wilde Polei, der gelbe Hahnenfuß, der Wegwart, der wilde Thymian, das Hufkraut. Während sie die Kräuter sammeln, wiederholen sie unaufhörlich: „Ich sammle den Nutzen, doch nicht den ganzen.“ Diese Kräuter kochen sie, und mit ihrer Hilfe entziehen sie allen Kühen, welche an diesen Stellen weiden, die Milch. Wer die Hexen sehen will, der muß am Tage vor dem heiligen Adalbertstag vor Sonnenaufgang sich an jene Orte begeben, wo das Vieh auf die Weide getrieben wird, und er wird gewiß dort irgend welche Weiber zu sehen bekommen. Besonders am Charfreitag eilt jede Hexe vor Sonnenaufgang auf die Weideplätze, um Kräuter zu sammeln. Um zu erfahren, welche Weiber im Dorfe Zauberinnen oder Hexen sind, gibt es verschiedene Mittel; man kann sogar durch Anwendung eines entsprechenden Mittels eine Hexe dazu zwingen, sich im Hause des Beschädigten zu stellen. Die Kühe der Hexen haben natürlich einen großen Milchreichthum; allein wenn eine Hexe Kühe hält, so geschieht dies nur, um „nicht merken zu lassen“, daß sie eine Hexe ist, da sie ja nur irgend einen Gegenstand, z. B. eine Leiter, eine Krippe, einen Pfahl, einen Karren, eine Trense, zu verzaubern braucht, ein Gefäß unterstellt und soviel Milch aus dem Gegenstande fließt, als sie nur will.

Außer den Hexen gibt es noch Zauberer, und auch Leute, die, ohne Zauberer zu sein, Mittel besitzen, womit sie außergewöhnliche Dinge vollbringen. Es gibt z. B. in der Fledermaus ein Knöchelchen, welches den Menschen unsichtbar machen kann. Man muß es nur verstehen, dieses Knöchelchen aus der Fledermaus heraus zu bekommen, wofür es eine ausführliche Vorschrift gibt. Wer dieses Knöchlein besitzt, braucht es nur zwischen die Zähne zu nehmen, so wird er sofort für Andere unsichtbar, während er sie selbst vortrefflich sieht. Ein ebenso wunderwirkendes Knöchlein ist auch in der Katze vorhanden, doch nur in einer so schwarzen Katze, daß nicht ein einziges weißes Fleckchen an ihr ist. Die Blüte des Farrenkrautes öffnet jedes Thür- und Vorhängeschloß und hilft Schätze entdecken. Eine ähnliche Beschaffenheit hat auch das Kraut, welches man „Dieb“ nennt.

In manchen kleinen Dörfern gibt es „Wolken-Glocken", welche auf dazu bestimmten Pfählen angebracht sind, und Läuter, welche von der Gemeinde erhalten werden. Diese Glöckchen haben die Macht, Wetterstürme zu vertreiben und den Hagel von dem Dorfe, ja sogar bis zu einer gewissen Grenze von Nachbardörfern, abzuwenden. Der Läuter muß sehr gut Acht haben, daß zur rechten Zeit angeschlagen werde, sonst kann die Wolke „über die Grenze" und das Läuten wäre ganz nutzlos. Die Planetiden sind sowohl auf diese Glöckchen, als auch auf ihre Läuter sehr böse. Oft ist es vorgekommen, daß der Planetide dem Läuter das Seil aus der Hand gerissen und gerufen hat: „Laß aus, laß aus!" Ein solches „Wolken-Glöcklein" einzuweihen ist eine sehr schwere Sache. Der Priester, welcher diese Handlung vollbringen wollte, müßte neun Tage und Nächte unausgesetzt mit sehr „schweren" Gebeten und Beschwörungen zubringen, und während dieser ganzen Zeit dürfte er weder ein Auge schließen, noch Speise und Trank zu sich nehmen.

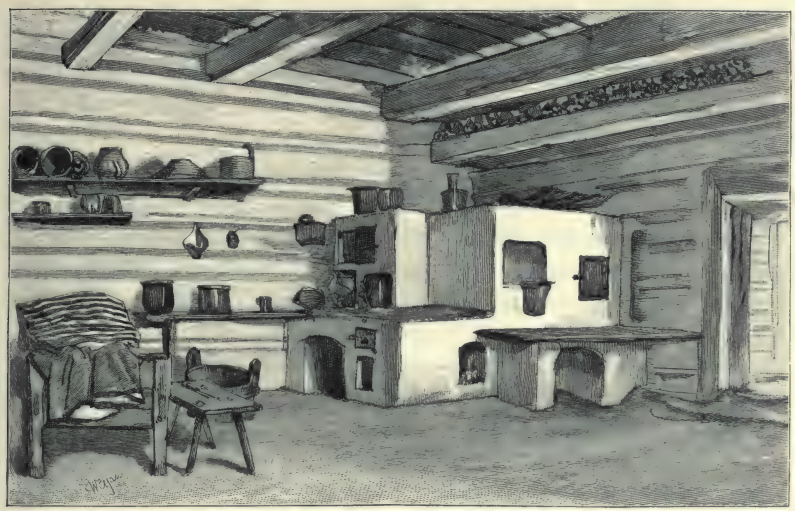
Interessant sind auch die Vorstellungen von den Wechselbeziehungen zwischen Thier und Mensch. Die Katze z. B. hütet nur bis zu ihrem siebenten Lebensjahre das Haus ihres Herrn; später treibt sie sich in verschiedenen Häusern, ja sogar in verschiedenen Dörfern herum, und bei Nacht geht sie an verödete Orte und tanzt dort mit den Teufeln. Der Storch beschützt das Gehege, in welchem er nistet, vor Feuer und Blitzschlag; darum soll man ihm auch nicht einen Possen spielen, etwa sein Nest zerstören oder seine Jungen tödten, sonst rächt er sich; er bringt im Schnabel einen Feuerbrand herbei und steckt die Gebäude in Brand.

Unter der Weltregierung „Gottes des Vaters" waren die Menschen Riesen gewesen. Zu einem Peitschenstecken brauchte der Bauer damals eine Fichte, wie sie heute sind, und zur Peitsche drehte er hundert Bündel Hanf. Als unter der Regierung „Gottes des Sohnes" die heutigen Menschen aufzutauchen begannen, so wunderten sich die anderen ungeheuer darüber. Einer von ihnen nahm einen heutigen Pflüger in den Finger seines Handschuhs, um ihn daheim seiner Gattin zu zeigen und das sammt dem Pfluge, der Egge, dem Wagen, dem Treiber und einem Paar Pferden. Nach der Herrschaft „Gottes des Sohnes" kommt das Reich „des heiligen Geistes", dann aber werden so kleine Menschen auf die Welt kommen, daß sie in unseren Öfen dreschen werden.

Feste und Bräuche. — Den christlichen Festkalender eröffnet das Weihnachtsfest. Der Tag vor dem ersten Weihnachtsfeiertage, „Wilia" (von Vigilie) genannt, ist für alle Schichten der polnischen Gesellschaft ein sehr festlicher, für das Volk aber noch überdies voll geheimnißvoller Bräuche. Der Culminationspunkt des Festes ist die Fastenmahlzeit, welche man im Familienkreise in weihevoller Stimmung um die Dämmerstunde einnimmt, und zwar ebenso der Magnat in seinem Palaste, wie der Landmann unter seinem Strohdache. Bis dahin bringen die Landleute den Tag „trocken" zu,

das heißt, ohne etwas zu sich zu nehmen, es sei denn ein Stückchen trockenen Brodes. Daher der Ausdruck für dieses Fasten: „Trocknen“.

Was sich an diesem Tage ereignet, das wird das ganze Jahr hindurch geschehen; man hat daher jegliche Traurigkeit fernzuhalten, sonst würde man das ganze Jahr hindurch traurig sein. Man hütet sich vor Krankheit, um nicht in der Folge immer krank zu sein; die Kinder hüten sich, Schläge zu bekommen, um nicht das ganze Jahr hindurch geschlagen zu werden. An diesem Tage soll man nichts ausbessern, nichts zu leihen nehmen, es soll kein kränklicher Mensch in das Haus eintreten und, im Falle er einträte,



Das Innere einer Bauernhütte in Radziszów bei Krakau.

muß man, so wie er es verläßt, ihm eine Zwiebel nachwerfen, damit seine Krankheit sich nicht im Hause einniste. Man soll auch nirgends in Pelz gehüllt eintreten, weil man sonst Geschwüre mitbringt. Wenn hingegen an diesem Tage irgend etwas gelingt, so kehrt das Glück für das ganze Jahr ein. Darum versuchen auch Diebe und Nichtdiebe „ihr Glück“ am Vorabende der „Wilia“. Der Nachbar entführt dem Nachbar, den er necken will, irgend etwas, um es in der folgenden Nacht wieder an den Ort zu bringen, von wo er es genommen. Es kommt vor, daß die Dorfburschen einem Bauer den Karren bis auf den Dachfirst hinauf schleppen und dort stehen lassen. Der arme Teufel sorgt sich um seinen Karren, während alle, die an seinem Gehöft vorübergehen, in lautes Lachen ausbrechen, bis er endlich selbst unmittelbar vor dem Abendmahl gewahr wird, daß sein Karren auf dem Dache steht.

Die Hausmütter sind vom frühen Morgen an mit Kochen und Backen für die Abendmahlzeit beschäftigt. Wenn die Dämmerung eintritt, sind sie mit allem fertig. Nun tritt der Hauswirth mit einem Bündelchen Heu und einer kleinen Garbe Weizenstroh in die Stube. Bei seinem Eintritt sagt er: „Gelobt sei Jesus Christus!", worauf die Hausgenossen antworten: „In Ewigkeit, Amen." Darauf bringt er aus jeder Getreidegattung ein wenig vom Schönsten seiner Fechsung in Halmen und Körnern herein, und die Hausfrau breitet dieses Getreide und dieses Heu auf dem Tische aus, den sie dann mit einem weißen Tischtuche bedeckt. Sodann legt sie einen Laib Brod und Oblaten darauf, mit welch letzteren sie der Küster schon früher für einige Tage versorgt hat. Die Kinder schauen jeden Augenblick bald zum Fenster hinaus, bald laufen sie in den Hof, um zu sehen, ob sich der erste Stern noch nicht am Himmel blicken läßt, denn das Auftauchen des ersten Sternes ist das Signal zum Beginn des Abendmahles. So wie dieses beginnt, tritt im Hause lautlose Stille ein. In tiefer Sammlung knieen nun der Hausvater und die Mutter, die Kinder, die Dienstleute und wer sonst noch da ist, nieder und beten das Vaterunser, wo noch der Hauswirth gewöhnlich hinzufügt: „Großer Gott! ich danke Dir auch, daß Du gestattet hast, daß wir diesen heiligen Abend erleben, und ich bitte Dich, Du mögest uns in diesem kommenden Jahre Glück und Segen verleihen." Nachdem er aufgestanden, nimmt der Hausvater eine geweihte Oblate vom Tische, bricht sie mit der Frau, den Kindern und allen Hausgenossen nacheinander und bringt dabei einem jeden seine Wünsche dar; an manchen Orten spielt sich dieser Vorgang ohne Glückwünsche, unter andächtigem Schweigen ab. Wenn irgend jemand aus der Familie fehlt, so unterläßt man nie, seiner mit Bedauern, ja oft unter Thränen zu gedenken. Sodann bringt die Hausfrau die Gerichte auf den Tisch, alle setzen sich um denselben herum und es beginnt die Vigilien-Mahlzeit, die man ganz richtig „Postnik", Fastenmahl, nennt, da alles nach den strengsten Fastenvorschriften ohne Butter, ja sogar ohne Milch, nur mit Öl zubereitet ist. Der Gerichte sind nicht wenig, da der Sitte nach nichts von allem dem fehlen darf, was man in der betreffenden Gegend das ganze Jahr hindurch an Speisen genießt. Der Hausherr segnet jedes Gericht, das man aufstellt, und nimmt den ersten Löffel voll davon. In manchen Gegenden sagt er, indem er den ersten Löffel ausfaßt: „Komm' Wölflein, mit uns faste, komm' Bettler, iß und raste." Der Wolf ist natürlich nicht fürs Fasten eingenommen; es spricht daher der erste Vers den Wunsch aus, daß durch den Wolf kein Schaden geschehe. Der zweite Vers bezieht sich auf den alten Brauch, da man zur „Wilia"-Mahlzeit auch die Bettler einlud, was auch heutzutage, wenn auch nicht immer aus Gutherzigkeit, jedoch der alten Sitte halber noch vorkommt.

An der Mahlzeit muß vor allem eine gerade Zahl von Tischgenossen theilnehmen, sonst würde Einer von ihnen das nächste Jahr nicht erleben. Wenn also Einer zur

Ausgleichung der Anzahl fehlt, so lädt man irgend einen Armen ein. Das Essen beginnt mit dem berühmten polnischen „Barszcz“, welcher diesmal mit Schwämmen zubereitet ist, danach kommen abwechselnd Kartoffel, Kraut, Felderbsen, Hafergrütze, Pirogi mit Zwetschkenmuß (analog den österreichischen „Powidltatschkerln“) Heidegrütze, gelbe Rüben, Hirsebrei, Mohnnudeln und endlich „Pampucki,“ das ist eine Art aus Weizenmehl bereiteter Krapfen, die in Öl gebacken, mit Zucker bestreut und mit Honig bestrichen werden. Es ist nicht gebräuchlich, während dieses Fastenmahles Bier, Branntwein oder andere geistige Getränke zu sich zu nehmen. Man trinkt Wasser oder den gekochten Saft gedörrter Pflaumen oder Birnen. In manchen Gegenden trinkt man bei diesem Mahle gar kein Wasser und behauptet, daß man im entgegengesetzten Falle das ganze Jahr hindurch von Sodbrennen geplagt würde. Beim Verzehren der verschiedenen Gerichte gibt es in den verschiedenen Gegenden mannigfaltige Bräuche. So z. B. wenn man Kraut zu essen beginnt, versetzt der Hausherr dem ihm zunächst Sitzenden einen leichten Schlag auf den Kopf und spricht dabei: „Falte dich, Kräutchen, falte dich!“ Das wird von den anderen der Reihe nach wiederholt. Wenn sie Erbsen essen, ziehen sie einander ein wenig an den Haaren und sagen: „Winde dich, Erbschen, winde dich!“ oder „Binde dich, Erbschen, binde dich!“ Außerdem faßt der Hauswirth einen Löffel voll Erbsen aus der Schüssel und wirft sie zum Fenster hinaus, indem er spricht: „Da, Wölfchen, nimm die Erbsen wahr, komm' nicht zu uns vor'm neuen Jahr.“ Beim Essen des Hirsebrei's schlagen sie einander auf die Köpfe und sagen: „Büschle dich, Hirschen, büschle dich!“ (wachse in Büscheln). Bei den Kartoffeln sagt man: „Keimt, Kartoffel, keimet!“ Bei Mehlspeisen heißt es: „Vermehr' dich, Getreide, vermehr' dich!“ Wenn man Kraut ißt, so darf man den Löffel nicht davon abschlenkern, da sonst die Raupen im nächsten Jahre das Kraut abnagen würden. Man beobachtet, wessen Schatten während der Mahlzeit der längste und schärfste sei; das Urbild desselben wird am längsten leben.

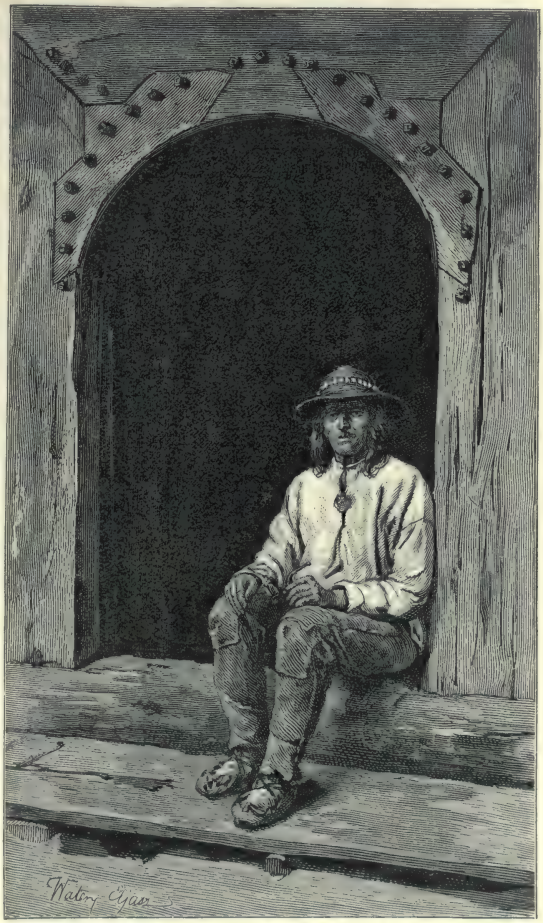
Sobald das Mahl beendet ist, knieen alle abermals zum Gebete nieder und danken Gott dafür, daß er ihnen gewährte, diese Vigilie zu erleben, oder sie stimmen eine „Kolenda“, das heißt ein für die Weihnachtszeit bestimmtes Lied an. Die ganze Hütte, das ganze Dorf erdröhnt von diesen Gesängen, daß es ordentlich „schüttert“. Dann verstummt der Gesang auf eine Weile, denn es muß noch Vieles vollbracht werden; der Hauswirth löst die Strohgarbe oder deren zwei oder drei, wie viele er eben hereingebracht hat, auf und wirft sammt den jungen Burschen Händevoll davon nach dem Gebälk und der Zimmerdecke; je mehr Strohhalme zwischen den Tragbalken und der Decke haften bleiben, um so reicher wird die Ernte des kommenden Jahres sein. Die Mädchen laufen in den Hof hinaus und rufen: „Holla ho!“ Von welcher Seite nun das Echo zurückhallt, von dort her wird der Zukünftige kommen. Andere laufen bis an den Bach hinaus und

tauchen mit den Händen bis an den Boden. Welche von ihnen ein Stück Leder herausfischt, deren Gatte wird ein Schuster sein; ein Nagel kündet einen Schmied an, ein Stück Holz einen Tischler, ein Klumpen Erde den Landwirth. Übrigens ist es für Jeden gut, nach der Abendmahlzeit ins Freie hinaus zu gehen und gegen die Berge und Wälder hin zu hauchen, auf diese Weise schützt man sich vor Halsschmerzen. Inzwischen hat der Hauswirth mit den Knechten Strohseile bereitet. Er ergreift ein Beil, die Burschе nehmen die Seile und alle begeben sich zu den Obstbäumen. Nun gehen sie der Reihe nach von einem Baum zum anderen. Bei welchem sie stehen bleiben, an den schlägt der Bauer dreimal heftig mit dem Beile an und spricht dabei: „Ich fälle dich, weil du nicht tragen willst." Die Burschе antworten bittend: „Oh fällt ihn nicht, fällt ihn nicht, denn er wird noch tragen." „Wenn es so ist" — sagt der begütigte Bauer — „so ist's gut" und er umwindet den Stamm mit dem Strohbund; dieser bleibt nun darauf, bis er von selbst herunterfällt. Wer nun nach der Vigilie des Weihnachtsfestes durch ein polnisches Dorf kommt, der kann leicht solchergestalt bekränzte Bäume erblicken.

Auch die Thiere sollen fühlen, daß heute Vigilie ist; darum erhalten sie zur Nachfütterung, was es nur Bestes für sie gibt. Die Pferde, welche gewöhnlich Heu und Häckerling bekommen, haben diesmal mehr davon und noch obendrein Hafer erhalten; die Kühe reichlicheres und besseres Grünfutter, sogar die Schweine bekommen ihren Fraß mit Körnerfrucht vermengt. Die Thiere sprechen in dieser Nacht in menschlicher Sprache miteinander; man könnte da viele merkwürdige Dinge von ihnen erfahren, allein das Belauschen ist gefährlich. Ein Bauer hatte sich, ohne vom Vieh gesehen zu werden, unter eine Krippe gelegt, um zu horchen. „Wir werden" — sagten die Ochsen zu den Kühen — „bald eine schwere Arbeit haben." „Was für eine denn?" fragten die Kühe. „Fragt doch nicht danach" — antworten die Ochsen — „wir werden unseren Bauer auf den Friedhof hinausführen." So geschah es auch, denn am nächsten Tage war der Bauer gestorben. Doch geht man nach der Bekränzung der Bäume von einer Stallthüre zur anderen, schlägt überall dreimal stark an und stellt gewisse Fragen. Die Schweine werden gefragt, ob das Jahr reich an Eicheleckern sein wird, das Hornvieh fragt man, ob es viel Gras geben wird, die Pferde, ob „wir auf eine Hochzeit fahren werden". Wenn sich die Thiere im Stalle bewegen, so ist das ein günstiges Zeichen; das allergünstigste wäre es aber, wenn das Schwein grunzen, der Ochse brüllen, das Pferd wiehern würde.

Auf diese Weise ist nun auf dem Hofe schon alles abgemacht, und bleibt höchstens noch übrig (wenn dies nicht schon vor dem Abendmahl geschehen), alles herunterzunehmen, das etwa in der Luft hinge und schwer an Gewicht wäre; denn an einem so hohen Feste wie das Weihnachtsfest, soll auch gar nichts arbeiten und nichts beschwert sein. Die Gewichte der Uhr müssen abgenommen werden, der Brunnenschwengel, wenn er frei hängen sollte,

wird auf den Brunnenrand gestützt u. s. w. Nun versammeln sich Alle wieder in der Stube und wieder durchklingen die geliebten Weihnachtslieder jede Stube, jedes Dorf, jeden Edelhof, jeden Palast des Hochadels, jede Stadt, sofern sie katholisch ist, und so besingt und preist die Geburt Christi ganz Polen in seinen Gebreiten, sowie jeder Pole, wo immer er sich in diesem Augenblick befindet, auf dem Festlande oder auf dem Meere, sei es inmitten der sibirischen Eisfelder, sei es in den Gluthen Brasiliens, sei es nun in Deutschland oder in der Türkei, in Frankreich oder in England. Und so dauert dieser Gesang fort, bis der Glockenschlag die zwölfte Stunde verkündet und das Glockengeläute zur Hirtenmesse ruft. Da eilt alles, was nur kann, zur Kirche; niemand denkt an Schlaf und Ruhe: „Man schläft sich schon noch lange genug aus.“ Wenn man von der Messe zurückkehrt und auch dann nicht mehr schläft, desto besser, da wird man im ganzen kommenden Jahr von der Schlafmütze nicht übermannt. Genau um die zwölfte Stunde wird das Wasser jedes Brunnens zu Wein; da läuft dann wohl mancher vor dem Eintritt in die Kirche noch schnell zum Brunnen, ob es ihm wohl gelänge, gerade diese glückliche Minute zu treffen und einen Eimer oder eine Kanne voll Wein



Ein alter Bergbewohner in der Thüre seines Hauses zu Zakopane.

heraufzuschöpfen. Allein das ist keine leichte Sache; denn erstens weiß man nicht, ob es gerade Mitternacht ist, wenn die Uhr darauf weist und zweitens darf man in seinem Leben keine Todsünde begangen haben, wenn man dieses Wunder wahrnehmen und von solchem Weine kosten soll. Genau um die Mitternacht der Vigilie gehen auch andere geheimnißvolle Dinge vor. Es blüht z. B. der Haselstrauch auf und seine Blüte verschwindet augenblicklich. Wenn ein Mädchen diese Blüte erlangen kann, so werden alle Burschen in Liebe zu ihr vergehen und sie wird, wen sie will, zum Mann bekommen. Auch ein Bursche kann ein solcher Glücklicher werden. Wer übrigens von dieser Blüte Besitz ergreift, der wird auch reich.

Der Weihnachtstag ist ein so hohes Fest, daß es sogar ungehörig ist, den Fußboden der Stube auszukehren, welcher am Vorabend mit Stroh belegt worden war. Auch macht man an diesem Tage keinerlei freundschaftliche oder nachbarliche Besuche. Fast der ganze Vormittag vergeht mit dem Gottesdienste in der Kirche, Nachmittags aber ist die Vesperandacht und am Abend werden wieder Weihnachtslieder gesungen, worauf man frühzeitig zur Ruhe geht. Ehemals war es in ganz Polen Sitte, am Weihnachtstage zur Kirche zu reiten. Dieser Brauch hat sich noch bei den Lasowiaken erhalten, namentlich in den Dörfern Stale und Mokrzyszów, wovon das erste ungefähr dreiviertel Meilen von der Kirche in Tarnobrzeg entfernt ist, das letztere etwa eine halbe Meile. Schon einige Wochen vor Weihnachten werden die Pferde besser gefüttert und gepflegt, damit man keine Schande aufhebe, wenn man sich mit ihnen zeigt. Am Weihnachtstage um acht Uhr morgens sitzen die jungen und die alten Stalowiaken auf und versammeln sich bei der Heiligenfigur auf der Straße nach Mokrzyszów. Sobald der Dorfälteste zu ihnen gestoßen ist, setzt sich der Troß von etwa zweihundert Reitern in Bewegung und reitet ohne Sattel im Trab nach Mokrzyszów. Hier erwarten sie an der Wegsäule mindestens ebensoviele Reiter. „Gelobt sei Jesus Christus!“ rufen die Stalowiaken. „In Ewigkeit, Amen“ antworten die andern. Beide Schwadronen vereinigen sich und machen sich auf den Weg nach Tarnobrzeg. Anfangs reiten sie im Trab, bald aber hört man einzelne Stimmen: „Haltet euch gut, Burschen!“ Da entsteht ein rasender Galopp. Da schont niemand sein Pferd, denn auf dieser Strecke von einer halben Meile muss es sich zeigen, wer bessere Pferde hat, die Stalowiaken oder die Mokrzyszower und wer das Beste in seiner eigenen Schar besitzt. Da geht jeder ins Zeug, es ist ein Ritt auf Tod und Leben. Wer vom Pferde fällt, und den Milchbärten geschieht das leicht, der wird nachher von den Weibern tüchtig verlacht. Man läßt die Pferde in der Vorstadt von Tarnobrzeg bei den Bauern von Dzików und geht in die Kirche. Nach dem Gottesdienste Heimritt und die gleiche Wettjagd. Wenn man auf dem Rückwege vom Pferde fällt, so gilt das nicht mehr als so große Schande wie vorher. Allein die Ehre zu zeigen,

wer bessere Pferde hat, ist doch nicht der eigentliche Zweck dieses Ausrittes zur Kirche. Man reitet zur Kirche, sagen die Lasowiaken, weil es eine Sünde ist, einen Wagen zu beladen und darauf zu fahren, und weil übrigens die Pferde dadurch gut gehalten werden. Derselbe Brauch, am Weihnachtstage zum Gottesdienst zu reiten, besteht auch unter der polnischen Bevölkerung Westpreußens, mit dem Unterschiede, daß hier der Priester die Pferde segnet.

Mit dem Stefanstage beginnt ein bewegtes Treiben. Zur Erinnerung an die Steinigung des heiligen Stefan wird an vielen Orten während des Hochamtes Hafer geweiht, womit man den Priester und dann sich gegenseitig bewirft. Vom Abende dieses Tages an beginnt auch das sogenannte „Kolendiren" (Singen der Weihnachtslieder) und dauert bis zu Maria Lichtmeß. Es thun sich in jedem Dorfe zehn bis zwölf kleine Burschen zusammen, welche Abends von Haus zu Haus gehen und die Lieder singen, die man Kolenda nennt. Sie singen draußen vor den Fenstern oder auch auf des Hausherrn Wunsch in der Stube. Dafür erhalten sie gewisse Gaben an Geld oder anderen Dingen, das auch Kolenda heißt. Die Sänger gehen entweder allein oder mit dem Tur (Auerochs) anders Toruń, der Ziege (Koza), der Krippe (Szopka) und, vom Fest der heiligen drei Könige angefangen, mit dem Stern (Gwiazda) herum.

„Toruń" und Ziege ist eines und dasselbe. Das Ding, auch Mis, d. h. Bär genannt, wird dargestellt durch einen Buben, der sich bis zum Gürtel vorneigt und mit einem Kotzen oder einer groben Decke bedeckt ist, welche an einen geschnitzten, gehörnten Thierkopf befestigt, über einen Stecken geworfen wird, den der gebückte Bursche unter derselben in der Hand hält, und welcher ihm zugleich als Stütze dient. Der Kopf ist mit Kalb- oder Rehfell überzogen und mit Hörnern versehen; der Unterkiefer ist beweglich und klappert mit dem Oberkiefer zusammen, wenn der verdeckte „Toruń" nach Bedarf mit dem Schnürchen manipulirt, das er in der Hand hält. Das Maul ist mit rothem Tuche ausgeschlagen, die Stelle der Zähne vertreten Hufeisen, wodurch das Klappern sehr laut wird. Außerdem trägt der „Toruń" ein Glöckchen am Halse, das bei jeder seiner Bewegungen läutet. Einer der Sänger führt den Toruń an einer Schnur, ein anderer trägt eine kleine Laterne; dazu gehören ein Geiger und einige Sänger und der Zug ist fertig. In die Stube eingelassen, singen sie vorerst irgend eine Kolenda, sodann beginnen die Späße mit dem Bären. Auf Befehl seines Führers begrüßt er bald den Hauswirth, bald die Hausfrau, neigt sich vor ihnen und thut als küßte er ihnen die Hände. Die Kinder laufen natürlich davon. Nun spielt der Musikant etwas auf und Petz beginnt possirlich zu tanzen. Nach dem Tanze befiehlt man ihm, wenn erwachsene Mädchen im Hause sind, diese zu küssen oder ihnen die Stiefel auszuziehen. Da gibt es denn ein Laufen, Lärmen, Kreischen, Lachen! Darauf singen sie noch irgend

eine Kolenda, danken für die Geschenke und ziehen ab, wobei derjenige, welcher den „Toruń“ führt, spricht:

„Komm! Petzchen, nun weg,
Steh' niemand im Weg,
Warst hier nicht erschaffen,
Wirst hier auch nicht schlafen.“

Die Krippe, obwohl überall gekannt, ist in der Krakauer Gegend am meisten beliebt. Man baut sie hier in der Form einer Kirche mit zwei Thürmen. Im Innern derselben befinden sich Figürchen oder in Ermanglung dieser Bildchen, welche im Hintergrunde die Gottesmutter mit dem Kinde Jesus, den heiligen Josef, einen Ochsen und einen Esel darstellen. Im Vordergrunde erscheinen Figürchen, welche Opfergaben herbeitragen. Der hinter der Krippe verborgene Knabe recitirt bei jedem neuen Auftreten eines Figürchens Worte, welche die betreffende Person charakterisiren und allgemeine Heiterkeit hervorrufen. Unter den Figürchen befindet sich ein Mazure, ein Ruthene, ein Ungar, dann die Vertreter der verschiedenen Gesellschaftsschichten als: ein Schuster, ein Landmann, ein Hirte, ein verliebtes Paar, Betrunkene, ein Jude und eine Jüdin, eine Hexe, der Teufel und endlich der König Herodes und der Tod mit der Sense.

Das Herumziehen mit dem „Stern“ beginnt mit dem Tag der heiligen drei Könige und dauert bis zu Lichtmeß. Ein aus buntem Papier ausgeschnittener, auf Pappe geklebter Stern ist derart auf einem Stab befestigt, daß er sich darauf mit Leichtigkeit herumdrehen kann. An dem Stab ist auch ein kleiner Leuchter mit Kerzen angebracht, welche den Stern beleuchten sollen. Der mit dem Stern herumziehende Troß hält vor den Fenstern und singt Kolenden, wofür er Geschenke erhält. Manchmal vereinigen sich der Toruń, die Krippe und der Stern zu combinirten Vorstellungen.

Das Weihnachtsfest heißt auch die Vertragsfeiertage (Swięta godne); dies kommt daher, weil am Stefanstage der Vertrag mit den Dienstleuten für das kommende Jahr abgeschlossen wird. Außer einer Bewirthung erhält der Dienstbote ein Geldgeschenk als Sicherstellung, daß er am Dreikönigstag seine fernere Bereitwilligkeit, im Dienste zu bleiben, erklärt. Daher das Sprichwort: „Am Stefanstag ist jeder sein eigener Herr.“

Am Neujahrstage, sobald der Morgen graut, ziehen in vielen Gegenden ganze Haufen von jungen Burschen mit über die Achsel gehängten Taschen von Haus zu Haus um die sogenannten „Szczodraki“. Es sind dies sehr kleine Brode, welche am Vortage eigens zu diesem Zwecke gebacken wurden. Nachdem diese „Schtschodrakschaken“ (Szczodraczarze) in die Stube getreten, sagen sie:

„Gelobt sei Jesus Christus,
Viel Glück und Segen zum neuen Jahr,
Bleibt stets von allen Schmerzen bar,
Roggen und Weizen soll Euch gedeih'n,
Vom Winterkorn führt auch viel ein,
In jedem Winkel soll's Zehnfache sein.
In Kammer und Stall, in Speicher und Scheun',

Euch werd' gebor'n
Wie ein Trog das Korn,
Der Weizenschoß,
Wie ein Fäustling groß,
Die Bohnenrippe
Wie 'ne Futterkrippe,
Der Hafer rund
Wie ein Eimer und
Der Lein so stramm
Wie ein Eichenstamm."

Nachdem sie die Brode erhalten haben, folgt die Danksagung in der Form eines Glückwunsches zum neuen Jahr.

Am Dreikönigstage wird in der Kirche die Einweihung der Kreide, des Weihrauchs und der Myrrhen vorgenommen. Nach dem Gottesdienste schreibt man mit der geweihten Kreide auf alle Thüren der Bauernhöfe die Anfangsbuchstaben der drei Könige und setzt das Zeichen des Kreuzes darunter. Hier und dort zieht man auch mit der Kreide eine „Kette" um das ganze Haus herum, damit das „Böse" keinen Zutritt habe. Auch Myrrhen und Weihrauch schützen vor dem Bösen, dienen zum Beräuchern des Viehes, ehe man es auf die Weide treibt und als Arzneimittel etwa gegen plötzlichen Schreck.

Der zweite Februar (Maria Lichtmeß) heißt das Fest der „Muttergottes von den Kerzen", da an diesem Tage das Weihen der großen Wachskerzen vor sich geht, welche man Gromnice nennt, da sie, zur Zeit eines Gewitters angezündet, vor Wetterschlag (Grom) schützen. Man legt sie auch Sterbenden in die Hände. Wenn man eine solche geweihte Kerze in einen kleinen Kübel befestigt, sie anzündet und in ein fließendes Wasser läßt, so kann man leichter als sonst einen Ertrunkenen auffinden; Kühen, welche mit einer Gromnica beräuchert wurden, kann eine Hexe nicht beikommen. Nach dem Feste der „Muttergottes von den Kerzen" wird das Umherziehen mit dem Toruń, der Krippe und dem Stern und jegliches Kolendiren eingestellt.

Der Carneval (Zapusty), auch Mięsopusty[1] und Ostatki (Überbleibsel) genannt, wurde ehemals sehr geräuschvoll begangen: „Wenn schon Fasching ist," sagte man, „dann ist Fasching: 'rein mit zwei Speckseiten ins Kraut, Weib!" Man bewirthete einander in den Häusern reichlich mit Speck und Würsten, in den Schenken trank man auf Tod und Leben und tanzte „zum Umfallen". Welche Hausfrau im Fasching nicht tanzte, der gedieh dann weder der Hanf, noch der Lein. Das waren kostspielige und fast immer Ärgerniß gebende Dinge. Der heutige Carneval hat keine Ähnlichkeit mehr mit dem einstigen. Sehr selten sieht man heutzutage die sogenannten Bekusy (Bachuse), welche noch vor dreißig Jahren so allgemein waren. Es war dies ein Trupp von jungen Leuten in seltsamen Verkleidungen: darunter ein Bettler, ein Jude, ein Türke, ein Weib, ein Fräulein, ein Drahtbinder, ein Zigeuner mit einer Zigeunerin, der Teufel und der Tod; dazu eine ganze Hochzeit sammt den Musikanten, ein Gendarm mit einem Dieb, ein Sequestrator mit einem Polizeibeamten

[1] Ungefähr Fleisch-Ausgelassenheit, von Mięso = Fleisch und puścić = loslassen.

und ein Bauer zu Pferde. Dieser ganze Troß, sachgemäß charakterisirt und in seine Rolle eingeübt, zog im Dorfe von einem Bauernhof zum andern und nahm Geschenke entgegen, der Bettler an der Spitze, mit seinem Stabe gleichsam den Weg durch die Haufen der Zuschauer bahnend. Man nannte diese Schaustellung daher auch „den Zug mit dem Bettler". Dieser Letztere trägt einen nach außen gekehrten Schafpelz, der mit einem Strohseil gegürtet ist. Im Gürtel steckt ein Rosenkranz aus Kartoffeln, auf dem Kopfe trägt er eine hohe Mütze aus Pappe, welche mit färbigem Papier überklebt und mit einem Strauß von Fichtenreisig und Bändern geschmückt ist. Er schreitet gravitätisch einher und spricht dabei ein aus allerlei Witzen und Sinnlosigkeiten zusammengesetzes Paternoster, das allgemeines Gelächter erregt. Es herrscht großer Lärm und doch will jeder ihn hören; da entsteht denn ein großes Gedränge. Er aber erhebt seinen Stecken und theilt Hiebe aus. Der Zigeuner und die Zigeunerin wahrsagen, „bereden" verschiedene Krankheiten und produzieren sich von Zeit zu Zeit im Tanz. Der Drahtbinder ruft fortwährend: „Töpfe her zum Binden!", zerschlägt aber alle Töpfe, die man ihm reicht. Bräutigam und Braut gehen gleichsam zur Trauung, die Musik spielt auf, also haben die Brautführer und Brautjungfern bald zu tanzen, bald zu singen. Der Teufel mit einer großen Heugabel und der Tod mit seiner Sense gehen Arm in Arm wie gute Bekannte einher und tanzen ab und zu. Der Gensdarm eskortirt einen gefesselten Dieb, welcher ein Felleisen mit gestohlenen Sachen trägt, macht dabei Recherchen und notirt Angaben, der Sequestrator mit dem Polizeibeamten schreiben, so oft sie in eine Bauernwohnung eintreten, die Federbetten, die Pferde und Kühe, als für Steuer und Schulden verpfändet, auf, der angeheiterte Bauer reitet hin und her und stößt in die Trompete. Das Pferd ist natürlich ein künstliches, der Gestalt des Bauers angepaßtes. Kopf, Hals und Hintertheil sind aus Holz geschnitzt, der Bauch ist aus einer Futterschwinge hergestellt und mit zwei Löchern versehen, durch welche die Beine des Reiters gehen; das Pferd ist weiß, da es mit weißem Segeltuch überzogen ist. Dieser Aufzug wurde auch „das Herumgehen mit dem Fasching" genannt, wobei der Bettler den Fasching repräsentirte. In manchen Gegenden ziehen sie nur mit dem Bettler und dem Schreiber umher, in anderen nur mit dem Reiter, welcher Konik (Pferdchen) genannt wird. Die Bursche, welche das Pferdchen begleiten, singen:

„Springe Pferdchen, springe,
Über'n grünen Rain,
Wo unser Pferdchen springet,
Da's Früchtchen wird gedeih'n,
Wo's nicht vorüber springet,
Da wird's auch nicht gedeih'n."

Das oben geschilderte Schauspiel wurde gewöhnlich am Faschingsdienstag abgehalten. Mit dem Aschermittwoch oder „Eingangs-Mittwoch" (wstępna środa) beginnt das Fasten, ein sehr strenges Fasten, da sich das Volk in dieser Zeit sogar vom Genusse der Milchproducte enthält, so daß Öl das einzige Fett ist, dessen man sich zum

Schmalzen der Speisen bedient, und zwar ist dieses ein aus Lein- oder Hanfsamen bereitetes Öl. Das Fastenbrechen, wenn auch nur an gewissen Tagen, „durchlöchert", wie das Volk sich ausdrückt, die großen Fasten; „durchlöcherte" Fasten aber müssen für den lieben Gott dasselbe sein, was für einen Menschen das Geschenk eines durchlöcherten Kleides ist. Es fällt jedoch schwer, so unvermittelt vom lustigen Carnevalsleben zu einem Leben voll Kasteiung überzugehen; so hörten denn, obwohl mit diesem „Eingangstage"

Wagenfahrt im Sommer.

die strenge Fastenzeit thatsächlich begann, sogar an diesem Tage die Belustigungen noch nicht auf.

Die Lieblingsspeise des polnischen Volkes ist der saure Żur (sprich jur) oder auch Barszcz, das heißt eine Suppe, welche aus gegohrenem Mehl bereitet wird. Diese Sauersuppe vertritt die in anderen Ländern beliebten Getränke, wie Kaffee, Thee ꝛc. und macht zur Fastenzeit und während des Advents das Hauptgenußmittel des Volkes aus. Von den Fischen ist es der Häring, welcher am häufigsten zur Nahrung dient. So erschien denn am Aschermittwoch der „Carneval" als Reiter zu Pferde und hielt in der Hand ein mit Asche gefülltes Säckchen, an welches ein Häring angebunden war, während das ihn

begleitende Gefolge von Hausfrauen gekochte Sauersuppe in einem Topfe einhertrug. Während man so im Dorfe einherzog, besang man bald den „Carneval", bald die Sauersuppe. Der Carneval wurde folgendermaßen besungen:

„Herr Fasching sitzt zu Pferde,
Die Hausfrau'n unterdessen,
Die sorgen, was da sein wird,
Zur Fastenzeit zum Essen?
Ein Häringfaß zum Schmause
Ei, eßt und bleibt zuhause!
Ein Faß voll Bier daheim steht,
Ei, trinkt so viel hineingeht,
Herr Fasching sitzt am Wagen,
Das Fleisch band er mit Stricken,
Der Strick der reißt indessen,
Das Fleisch die Pferde fressen."

Auf den Żur, aus dem man einen Edelmann Żurowski gebildet hatte, sang man:

„Wie geht's Euer Liebden, o Herr von Żurowski?
Euch schmauset sogar jetzt der edle Krakowski?
Ich schaffe Euch an, mein' lieber Żurowski,
Strümpfchen hochrothe,
Eine grüne Kapote.
So habt Ihr ja dann, mein lieber Żurowski,
Der Arbeit genug durch die Fasten,
Und könnt am Charsamstag erst rasten.
Der Aschermittwoch kommt heran,
Den Żur kocht die Frau Mutter dann
Und der Herr Vater sitzt im Loch —
Ei, Herr von Żur, wie geht's Euch doch?
Vivat! Vivat! Vivat!"

Herr Krakowski nannte man den jedesmaligen Castellan von Krakau, welcher im polnischen Senat den ersten Stuhl einnahm. Die im Liede erwähnten Farben des Żur, roth und grün, haben durchaus nichts mit der Darstellung des Frühlings und Mai zu schaffen, wie Kolberg meint, sondern beziehen sich auf die Zubereitung der Suppe aus dem Saft der rothen Rüben und der Zuthat von Grünzeug.

Eine noch mehr verbreitete Aschermittwochs-Belustigung war das Schleppen des Klotzes (Kloc). Einer der Hauswirthe, welcher, als Bettler verkleidet, den Aschermittwoch darstellen sollte, hatte einen Häring an seinen Stab gebunden und führte den Zug der Knechte an, welche einen großen Klotz an einer Kette oder mittelst eines Wagens schleppten und auf der Straße jeden einfingen, den sie nur trafen, ihn einspannten und unter allgemeinem Gelächter und Gespötte mitziehen hießen bis zur Schenke, wo er sich durch eine Bewirthung loskaufen mußte. Die Strophen des Alten erklären, warum man in den Klotz gespannt wurde:

„Der Aschermittwoch heut' antritt,
Bringt' schweren Klotz und Armut mit;
Hat Sauersuppe viel gemacht
Für uns und unsre Knecht' und Magd.
Ich aber führ' von weitem her,
Führ' euch den Klotz, so groß und schwer,
Auf daß ihr von ihm lernen wollet,
Wie Ihr es gleichfalls machen sollet:
Die Söhn' vermählen Mann für Mann
Und die Töchterchen sodann."

Auf diesen Tag bezog sich eine später in den Carneval verlegte ausschließlich Krakauer Belustigung, welche „Zomber" (Comber) genannt wurde. Es war das ein Fest

der Krakauer Marktweiber und Höckerinnen, zu welchen sich auch das übrige Volk gesellte. Eine Musikbande mit Gefolge zog auf den Marktplatz hinaus und es begannen verschiedene Tänze. Wer nur immer des Weges daher kam, wurde in die allgemeine Belustigung hineingezogen, wer aber nicht tanzen wollte, der mußte sich loskaufen. Sogar Höflinge und hohe Würdenträger wurden im Vorbeifahren aufgehalten, sie mußten aussteigen, sich loskaufen und konnten erst nachher unter Schreien und Hochrufen wieder weiter fahren. Gegen Mittag schleppte man aus der Vorstadt Piasek einen mit Stroh ausgestopften Popanz unter lustigem Geschrei an einem Strick durch die Straßen der Stadt bis auf den Ringplatz vor die Sukiennice, wo man ihn in Stücke zerriß. Diese Belustigung dürfte durch die deutsche Bevölkerung, welche hier im Mittelalter vorherrschend war, nach Krakau gekommen sein. Dies bekräftigt auch schon der Name derselben, welcher sich wohl auf die Zurufe bezieht, die zum Loskauf aufforderten: „Zum Bier!"

Vom Aschermittwoch bis zur Mittfastenzeit und dem Palmsonntag fließt das Leben ernst und ruhig dahin. Am Mittwoch, welcher dem Mittfasten-Sonntag vorangeht, hatte man den Brauch, die Mittfasten auszuschlagen. In der Nacht dieses Tages, wenn das ganze Dorf in Schlaf versunken war, zerschlug man alte Zurtöpfe an den Hausthüren, zum Zeichen, daß die halbe Fastenzeit vorüber sei. In den Städten pflegten die Jünglinge vor den Mädchen und diese hinwieder vor jenen mit Asche angefüllte Töpfe auf die Erde zu werfen. Nachdem sie solchermaßen den Vorübergehenden mit Asche bestäubt hatten, riefen sie, indem sie davonliefen: „Mittfasten, edler Herre!" und „Mittfasten, Jungfräulein!"

Am Palmsonntag herrscht bis heute überall die Sitte der „Palmenweihe", das heißt das Segnen von Reisigsträußchen und Baum-, meist Weidenknospen oder „Kätzchen". Mit dem heimgebrachten Palmsträußchen geht der Hirte oder die Hirtin in den Stall, gibt den Kühen einen Schlag damit und ermahnt sie: „Gieb viel Milch und schlag' nicht aus! Friß' ordentlich und laß' dich melken!" Nach dieser Ermahnung steckt man das Sträußlein hinter das „Gebälk", damit die Hexe sich vom Stalle fernhalte.

Der Teufel schaut das ganze Jahr nicht in die Kirche hinein, am Palmsonntag aber muß er durchaus beim Evangelium zugegen sein. Da sind denn alle Schätze, die der Böse bewacht, ohne Aufsicht, arbeiten sich aus dem Erdinnern an die Oberfläche herauf und „brennen sich an" (Przepalają się). Angebranntes Geld kann man dem Teufel entwenden; man muß sich aber sehr beeilen, damit er nicht vorher aus der Kirche herzukomme, denn er reißt dem Betreffenden den Kopf ab und trägt ihn in die Hölle. Wer also in der Kirche am Palmsonntag während des Evangeliums ins Freie hinaussieht und ein flammendes Feuer auf dem Felde erblickt, der soll so schnell als möglich zu dieser Stelle hinlaufen und irgend einen Bestandtheil seiner Kleidung über das Feuer werfen: einen Ring, die Mütze, Stiefel, den Gürtel, kurz was immer. Dann muß er graben, so wird er den Schatz unter der

Erde finden. Hat er einen Ring darübergeworfen, so muß er „fingertief“ graben, hat er Stiefel hingeworfen, so gräbt er „bis an die Knie“, einen Gürtel, „bis an den Gürtel“, hat er aber die Mütze geworfen, so muß er in der Höhe eines Menschen graben.

Zur Erinnerung an Christi Einzug nach Jerusalem waren ehemals Schaustücke gebräuchlich, welche, wie viele andere, nachdem sie von der Schuljugend ausgegangen waren, auf das Volk im allgemeinen übergingen und unter dem Namen „Puherniki“ und „Koniarze“ bekannt waren. Die „Puherniki“ (pueri) waren närrisch verkleidete Bauernknechte. Sie gingen am Palmsonntag von Haus zu Haus, sagten lustige Ansprachen her und erhielten Geschenke. Die „Koniarze“ unterscheiden sich von den Vorhergehenden nur dadurch, daß sie anstatt zu Fuße zu gehen auf künstlich gezimmerten Pferden geritten kamen. Wie aus den erhaltenen Ansprachen hervorgeht, traten die Puherniki, sowie auch die Koniarze anfangs in Begleitung von zwei oder mehreren Personen auf, welche den ihnen zugetheilten Rollen angemessen verkleidet und eingeübt waren.

Die Osterwoche gab hinwieder Anlaß zu vielen Schaustücken und Gebräuchen, welche sich bis zum heutigen Tage erhalten haben. So machen sich am letzten Mittwoch zur Zeit der Frühmette, wenn nach Absingung eines jeden Psalmes eine Kerze am Altar ausgelöscht wird und die Priester mit den Brevieren an die Bänke schlagen, übermüthige Bursche vor der Kirche einen Spaß „mit der Katze“. Schon vorher hatten sie einige Töpfe auf einen Baum gehängt. In einem davon aber, den sie mit Asche angefüllt haben, ist eine Katze eingeschlossen. Nun wirft Einer aus der übermüthigen Schar die Töpfe auf die Erde. Sie zerbrechen mit großem Getöse und die erschreckte Katze nimmt Reißaus unter dem Lachen und Lärmen der halbwüchsigen Burschen.

Am Gründonnerstag gab es das Spiel mit dem „Judas“. Die jungen Bursche machten einen mit Leinwand überzogenen Strohmann und hängten ihn in dieser Nacht an einen Baumast vor der Kirche auf. Nach der Mette „schnitten sie ihn ab“, schleppten ihn durch die Gassen, schlugen ihn und ertränkten ihn endlich im Bache. Dieser Brauch hatte sich bis in die jüngste Zeit im Ropczycer Bezirk erhalten, und er war es auch wohl, welcher den polnischen Chronisten (Dlugosz, Bielski) zu einer Sage Anlaß gab, aus welcher einige kritiklose Ethnographen gar zu weitgehende Folgerungen ableiteten, wie z. B. daß diese Belustigung ein Überbleibsel aus heidnischer Zeit sei, die Grablegung des Winters und zugleich die Begrüßung des Frühlings darstelle.

Am Charfreitag wird in allen Kirchen das heilige Grab aufgerichtet, wohin sich die Andächtigen eifrig drängen, um ihre Gebete zu verrichten.

Zu Mitternacht zwischen dem Gründonnerstag und dem Charfreitag reiten die Hexen, auf Spaten sitzend, dreimal rücklings um die Kirche herum, damit es ihnen bei der Milchwirthschaft glücke. Abergläubige waschen sich zwischen der ersten und der zweiten

Chromoxylographie von Hermann Paar.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Polnische Trachten aus der Gegend von Krakau.

Nachmitternachtsstunde Kopf, Hände und Füße, um sich vor Aussatz zu bewahren. Um das Vieh vor dem „Unreinen“ zu beschützen, graben die Hauswirthe am Charfreitag vor Sonnenaufgang auf ihrem Felde je neun Würzelchen Klee für jedes Thier aus und geben es ihm dann zu fressen.

Am Charsamstag findet nach dem Gottesdienste auf dem Kirchhof die Feuer- und Wasserweihe statt. Zu diesem Zwecke wird ein ungeheuer großer Wasserkübel hingebracht

Schlittenfahrt.

und von Schlehdornzweigen ein Feuer angemacht. Nach der Ceremonie des Weihens schöpfen die Gläubigen mit Krügen und Flaschen von dem Wasser und nehmen auch erloschene Kohlen und halbverbrannte Dornenzweige mit sich. Mit dem Wasser besprengt man das ganze Haus ringsum, dann die Hausgenossen und das Vieh. Die Dornenzweige und Kohlenreste steckt man in den Acker, da dies vor dem Hagel schützen soll.

Übrigens geht der Charsamstag den Hausfrauen unter den Vorbereitungen für die Feier des „Święcone“ (das Geweihte) hin, eine Feier, die in keinem polnischen Hause fehlt. Das „Geweihte“ besteht aus Eiern, dem verschiedensten Backwerk, Geräuchertem,

Spezereien und Getränken, welche man an den Osterfeiertagen genießen soll. Je wohlhabender die Familie, um so großartiger ist das „Geweihte“. Bei den Bauern besteht es zumeist aus Eiern, Speck, Würsten, Brod, Osterflecken, Käse, Butter, Kren und Salz. Die Hausfrauen tragen alles dieses am Samstag Nachmittag an einen bestimmten Ort, oder wenn sich eine Kirche im Orte befindet, in diese, um es durch den Priester weihen zu lassen. In den Städten pflegen die Geistlichen von Haus zu Haus zu gehen und weihen dort das Vorbereitete, da dessen so viel ist, daß es schwer wäre, damit in die Kirche zu wandern. Dasselbe gilt von den Edelhöfen auf dem Lande.

Die Osterfeiertage. Sofort nach der Messe erfolgt am ersten Feiertag das Essen des „Geweihten“. Man beginnt mit den Eiern, welche man miteinander theilt, wobei man sich gegenseitig, wie bei der Vigilie, Glückwünsche darbringt. Das zweite Gericht ist ein Żur, aber nicht mehr eine magere Fastensuppe, sondern eine solche, die mit Eiern, Wurst- und Speckstücken zubereitet ist.

Als Beweis für das Gepränge, mit welchem man seit alten Zeiten in Polen das „Geweihte“ herstellt, möge hier eine Beschreibung aus dem XVI. Jahrhundert dienen. Es ist dies ein Brief des Nikolaus Pszonka, eines Cavaliers Jan Tarnowskis, welcher sich in jungen Jahren in den Kriegen Kaiser Carl V. ausgezeichnet, von diesem den Grafentitel erhalten hatte, später in der Heimat den höchsten militärischen Rang, den eines Hetmans, einnahm und sich durch denkwürdige Thaten, sowohl im Frieden, als im Kriege, mit Ruhm bedeckt hat. Diesen hervorragenden Hofwürdenträger hatte ein Krakauer Bürger namens Chroberski zum „Geweihten“ eingeladen und der ihn begleitende Höfling hat diesen Besuch in einem Briefe an seine Gattin folgendermaßen beschrieben: „Ich werde es nicht auszusprechen, oder Euer Liebden, meiner herzallerliebsten Salusia, davon ein Bild zu geben vermögen, was für eine Schwelgerei hier vorgeht zur Zeit der österlichen Auferstehung unseres Herrn! Hat man doch dergleichen nicht gesehen oder gehöret in unserer Gegend. Hier kann sich ein Bürger stolz halten, wie der Herr Wojewode selbst, denn er hat auch Grund dazu. Du tritt'st in die Kemnate, wie in ein Schatzhaus. An den Wänden glänzen reiche Tapeten, die Schreine sind mit Schüsseln angefüllt, mit Krügen, Bechern, silbernen Kelchen, daß Dir die Augen übergehen! Die Herrin selber mit Ohrringen von Rubinen, Brillanten; Perlen am Halse, wie die größesten Erbsen und das nicht nur ein Paar, sondern fünf, sechs, acht Schnüre und eine der anderen gleich, wie Thränen. Ich werde Euer Liebden jene seidenen Gewänder nicht beschreiben, da Ihr selbst mit Gottes Hilfe genug davon habt, um es anzulegen. Die Jungfrauen, das muß ich Euer Liebden gewissenhaft gestehen, sind zierlich wie Dianen und eine schöner wie die andere. Die reichsten Bürger gehen meist schwarz gekleidet. Ach! wenn Euer Liebden nur die Busennadeln sehen könnte! Die Busennadeln an dem Halse dieser Krösusse!

Da muß ja, Gott verzeihe die Sünde, der Teufel ihnen Geld dazu geben! Sie treiben aber Handel mit der halben Welt, kein Wunder, trägt denn das wenig ein? Aber es ist schon hohe Zeit, daß ich Euch alles beschreibe, denn das wird Euch ein liebliches Lesen sein; und bei Gott kann ich's betheuern, daß alles die reine Wahrheit ist, wie ich es selbst gesehen und genossen habe bei der geweihten Tafel des wohledlen Herrn Nikolaus Chroberski, des Rathsherrn, wahrhaft ehrenwerthen und hier sehr angesehenen Bürgers, für den es nichts Besonderes ist, sogar bei des Königs Gnaden Majestät gesehen zu werden. Er hat also seine Gnaden den Herrn Hetman, unsern Principal, zum geweihten Imbiß eingeladen, sammt einigen von uns, gradaus nach der Messe in der Marienkirche, wo unser gnädiger Herr der allerdurchlauchtigste König mit seiner allerlieblichsten Königin Basia (so sagt er immer zu ihr), dem ganzen Hofstaat und den vornehmsten Herren sich am Ostermontag befanden, allwo der geistliche Herr Petryzy, ein, wie man hört, großer Favorit des allergnädigsten Herrn, die heilige Messe celebrirte. Wie also das heilige Amt unter Gottes Segen glücklich zu Ende gegangen war, fuhren unsere Hochgeboren Excellenz in ihrer Carrosse gradaus zum Haus des wohledlen Herrn Chroberski auf der Brazkerstraße (Brüderstraße) und wir zu Pferde ihm nach. Wir treten in die große Stube, und das an des Herren Seite, denn dieser war an diesem Tage gar seltsam gütig und gnädig; denn das trifft sich bei ihm nicht immer, allein wenn er schon einmal gut ist, da wolltest du ihn unter die Engel setzen. An der Schwelle wurde er von Ihrer Gnaden der Dame Chroberska begrüßt, hat ihr eine wunderschöne Reverenz gemacht und ihre Tochter, die wohledle Jungfrau Agnes, so gleich einer Rosenknospe im Erblühen dastand, hat er auf das Gütigste auf die Stirne geküßt und hat gleich den Schnurbart gedreht und mit dem Auge nach ihr hingeblitzt. Anjetzten wurde eine zweite mit Ebenholz und Perlmutter eingelegte Eichenthüre geöffnet und ich habe förmlich meine Augen dort vergessen, obwohl es mir nichts Neues ist, Reichthümer zu sehen; nur daß dieses bei einem Bürger war und daß man noch nicht gesehen hatte, was Krakau ist! Hier also, daß Ihr es vor Euch sehen könnt: ein Eichentisch mitten in der Stube, so daß hundert Menschen bequem daran sitzen und essen können. Ein einziges großes Tischlaken darauf, aber kreuzweis zusammengenäht so, daß man das kaum unterscheiden konnte, wenn man nahe hinsah. Darauf stand was ich hier beschreiben will, denn ich habe mir ein jegliches Ding gut gemerkt, um Euer Liebden eine wahrhaftige Relation geben zu können. Auf sechs silbernen Schüsseln von herrlicher Arbeit waren geräucherte Schweinskeulen. Auf andern sechs Schüsseln waren zu sehen zwei kugelrunde Ferkel, Würste von einer Länge von vier Ellen zum wenigsten, von herrlichem Dufte, von der Farbe des dunkeln Krokus, umgeben von Reihen geweihter und bemalter sowie beschriebener Ostereier in allen Farben, aber zumeist in krebsrother Farbe. Das Fleisch hatte einen herrlichen Überzug von Fett, das in die

Rosenfarbe hineinspielte. Zwischen diesen Schüsseln standen Figuren von köstlichem Teige bereitet, welche seltsam kurzweilige Geschichtchen darstellten. Da zog z. B. Pontius Pilatus dem Mohammed Würste aus der Tasche heraus; und es ist doch bekannt, daß Juden und Türken kein Schweinefleisch essen, das war also ein lustiges Epigramm auf sie. In der richtigen Mitte auf dem Tische, da stand ein wunderschönes Lämmchen aus Butter, von der Größe eines natürlichen Schäfchens; ich aber hätte alles, was auf dem Tische war, gerne für seine Augen gegeben, denn es waren das zwei Brillanten, so groß wie die Haselnüsse und in schwarzer Fassung, nämlich es waren Ringe, die in der Butter also versteckt waren, daß nur zu sehen war, was die Augen darstellte. Dieses Lämmchen, dessen Wolle aus Butter von der wirklichen gar nicht zu unterscheiden war, hatte Jungfrau Agnes selbst mit ihres Vaters Hilfe kunstreich verfertiget. Der Herr Hetmann hat es lange betrachtet; aber was bedeuten ihm denn die Brillanten, dieweilen er deren einen vollen Griff an seiner Karabela besitzt? Nur die Arbeit war es, die ihm wohl gefiel, da er dann nicht viel aß, sondern nur immer darauf und auf die wohledle Jungfrau Agnes hinschaute. Der Alte rückte mehrere Male seine Karabela zurecht, was bei uns bedeutet, daß er zufrieden ist und voll Affecten. — Weiterhin haben silberne vergoldete Krüglein mit Essig und Öl gestanden, und vier große Kannen mit altem Meth gefüllt standen auf silbernen und vergoldeten Brettern, von ebenfalls vergoldeten Kelchen umstellt. Weiters waren da silberne Schiffchen mit Confect von jeglichem Obst, das nur der Herr hat im Lande gedeihen lassen; alles dieses aber war von der wohlehrbaren Jungfrau Agnes im Herbste eingekocht worden, denn dieses allerliebste Kindchen gleicht einem Bienchen, das bei Zeiten für alle Bedürfnisse vorsorget. Da stand auch Wein in Karaffen, die freilich von Glas waren, aber sie standen in silbernen, vergoldeten Körbchen und hatten in silberne Schrauben passende Köpfchen und das Glas war rein wie Schnee und von herrlich glattem Schliffe. Ich übergehe andere kleinere Dinge dieser Art, denn es ist schon Zeit an die allerwichtigsten heranzutreten, daran auch Ihr, Herzallerliebste, nicht wenig Gefallen findet, das ist an die Kuchen, Plätzchen, Eierkuchen, Mohnflecken und alles Gebäck von Gott weiß was für Namen, die seltenen Dinglein, welche den großen Hauptkuchen umgaben. Dieser war von ovaler Form und hatte einen Umfang von acht Ellen, wenn nicht mehr. Eine Höhe hatte er von zwei Schuh, und als wir in die Stube traten, da hat er uns schon mit seinen Gewürzen entgegen geduftet. An seinen Rändern standen verschiedene Figürchen: die zwölf heiligen Apostel, so schön gebildet, wie wenn sie lebten, alles aus Teig gemacht, der Judas hat mich sehr erlustieret. Erinnert sich Euer Liebden Salusia an jenen Herrn Giełbatowski, an jenen schändlichen Roßtäuscher, der mir für meine trächtige Stute einen blinden Klepper angehängt hat, und mir bei Gott geschworen, daß er gar keinen Defect hat und der mich dabei küßte? Ganz genau ein solcher Fuchsbart

und Safrangelber war es. In der Mitte stand unser Erlöser, der Herr Jesus Christus mit einem Fähnchen in der Hand und über ihn, mit einem Drähtlein unscheinbar an dem Kronleuchter der Stube befestigt, schwebte ein Engel, so daß man meinte, er komme vom

Ein Hirte (Juhász) in der Tatra.

Himmel herabgeflogen; aus seinem Munde aber kamen die Worte: Resurrexit, sicut dixit. Alleluja! Andere Kuchen stellten ebenfalls solche Schaustücke dar. Besonders erlustieret hat mich das Bad, denn das war auch ein Kuchen, der in seiner Mitte einen Behälter,

mit weißem Honig angefüllt, hatte, aus welchem Fischlein und betende Nymphen heraus-schauten und ein Cupido schoß von einem Bogen Pfeile auf sie ab. Aber anstatt auf das Herz zielte das Ungeheuer, Gott verzeih mir, auf ihre wunderschönen Äuglein, die sie schamvoll zu beschatten suchten. Diese Arbeit war sehr kunstreich, und ich muß sagen: nichts Ähnliches habe ich jemals selbst bei den großen Herren gesehen. Da fing man denn, nach dem Sprechen der üblichen Gebete, an, von den Gottesgaben zu genießen. Seine Excellenz der Herr Hetman, der, wie ich oben sagte, sehr fröhlich gestimmt war, hat gebeten, daß man ihn nach seinem eigenen Willen hantiren lassen sollte. Von allem hat er nur ein wenig gegessen und hat Meth getrunken; Wein wollte er keinen und sagte: „Wollte Gott, wir würden ihn nicht kennen, gar vieles verschuldet dieser Trank!" Auf diese Worte ist der wohledle Herr Chroberski feuerroth geworden, denn es war ihm damit zu verstehen gegeben, daß Überfluß bei uns nicht als Ehre gilt — er hat auch Recht. Nachher hat seine Gnaden der Herr Hetman einem Jeden vom geweihten Ei herumgereicht und ohne Umschweife damit bei der ehrsamen Jungfrau Agnes angefangen, welche ebenfalls erröthet ist und nach einer bescheidenen Danksagung ein wenig davon gegessen hat. Wir anderen, wie sich Euer Liebden vorstellen können, warteten mit großer Reverenz, bis uns Seine Gnaden der Herr Hetman gestattet, an den Tisch heranzutreten, was auch bald geschah, denn er sagte: Genießet, ehrenwerthe Herren, der Freigebigkeit des Wirthes, aber bescheiden und honeste; er selbst aber verneigte sich und, nachdem er abermals Jungfrau Agnes auf die Stirne geküßt und ihr gesagt hatte, sie möge ihr liebliches Angesicht vor des Königs Majestät verhüllen, nahm er von allen gnädigen Abschied und fuhr nach dem Schlosse. Jetzt erst fingen wir an zu repetiren, was Gott gegeben. Honig und Kuchen gingen am reißendsten fort. Ich habe vergessen Euer Liebden zu sagen, daß in dem Kuchen an die drei Stein Käse verarbeitet waren, Honig ebensoviel, die anderen Zuthaten gar nicht zu rechnen, und daß er wunderbar wohlschmeckend war. Herr Sniatycki hat so gegessen, daß er fast daran erstickt ist. Endlich sind auch die Schüler mit den Ansprachen daher-gekommen, die, Gott helfe uns, voll von Unsinn waren, so daß man sie gar nicht anhören konnte, was ihnen alles die Herrn Dominikanermönche hingeschmiert hatten. Diese Hungerleider haben sich alle fünf Finger abgeleckt, sind aber auch nicht mit leeren Händen fortgegangen. Ein jeder von ihnen hat einen ganzen Leib Brod bekommen, ein Töpfchen Preßhonig, ein Stück von plus minus einer halben Elle harter geräucherter Wurst mit Mostrich, je ein Stück von der Schweinskeule, nach Gottes Gebot gepfeffert. Herr Ocieski Kazimir hat wie ein Toller über ein Bürschchen gelacht, das als Pilatus verkleidet war, einen Bart aus Flachs und Augenbrauen aus Birkenmoos hatte. Herr Milecki klagte seine Gnaden den Herrn Hetman an, daß er anstatt auf das geweihte Mahl auf das Jung-fräulein Agnes großen „Merk" gerichtet hatte, so, als ob er sie hätte aufessen wollen,

er ahmt darin den Herrn Hetman würdig nach; wenn es nur in allem so wäre! In Aufrichtigkeit, Offenheit und altpolnischer Wohlgeneigtheit haben wir also dieses katholische Gastmahl zur Ehre der göttlichen Vorsehung abgehalten. Jeder hat genossen, was er gewollt hat; niemand hat sich betrunken, sondern wir sind unter fröhlichem Alleluja! auseinandergegangen und nachdem jeder sein Pferd bestiegen hat, in Gottes Namen nach dem Schloß geritten, wo eine große Freude über die Auferstehung des Herrn geherrscht hat; alle Cavaliere Seiner königlichen Gnaden und der hohen Herren aßen und tranken miteinander in den unteren Stuben, aber hüteten sich vor jedem Übermaß Angesichts der Feierlichkeit dieses Festes des Herrn."

So großartig sieht heute das geweihte Ostermahl nicht aus, doch wird auch heute der Ausländer nicht ohne Verwunderung hier oder dort, und sei es auch in einem kleinen Bürgers- oder Beamtenhause diesen Brauch betrachten und vielleicht nicht ohne Vergnügen in einer Gesellschaft verweilen, wo man das „Święcone" einnimmt.

Wie in der Stadt und den Edelhöfen, so ist es auch unter den Landleuten Sitte, sich an diesen Festtagen gegenseitig zu besuchen und unter sich zu theilen, „was Gott gegeben hat". Die Dorfleute nennen das: „bei jemand zum Geweihten" sein, die Städter sagen „zum Smigus sein". Dieser Ausdruck ist von den Städten aus in einige Dörfer übergegangen, ebenso der Brauch, daß die jungen Bursche an dem ersten und dem zweiten Feiertage von Haus zu Haus nach dem „Smigus" laufen, passende Kirchenlieder singen und dafür Gaben erhalten.

An dem zweiten Osterfeiertage wird in ganz Polen in allen Schichten der Gesellschaft der Gebrauch geübt, daß man sich gegenseitig unvermuthet mit Wasser beschüttet. Aus diesem Anlasse herrscht in den Dörfern zur Nachmittagszeit eine große Bewegung. Überall tummeln sich die jungen Knechte, mit Handspritzen, Krügen und Kannen bewaffnet, herum. Da kann Jeder ein Bad bekommen; besonders aber haben sie es auf die Mädchen abgesehen. Wer sich von ihnen vor dem Hause zeigt, wird begossen, so daß kein trockner Faden an ihr bleibt. Manchmal läuft die Bespritzte mit einem Topf oder Kübel voll Wasser hinaus und zahlt es den Angreifern doppelt heim. Sie muß sich jedoch sehr in Acht nehmen, denn wenn man sie fängt, so hält man sie am Brunnen fest und begießt sie von oben bis unten mit dem Wassereimer, oder, wenn der Bach in der Nähe ist, so wirft man sie hinein. Dies ist eine auch für die Bursche nicht ganz unbedenkliche Sache; denn in einem solchen Falle zieht das Mädchen sehr leicht einen der Burschen nach sich und taucht ihn ganz unter. Für sie ist's ein Ruhm, zum heiligen „Lejek" (etwa Gießer) ein solches Stück ausgeführt zu haben, für ihn aber auf das ganze Jahr hinaus eine Schande.

Am dritten Osterfeiertage wird in Krakau die „Rękawka" gefeiert, eine Feierlichkeit, deren Ursprung bis heute noch nicht aufgeklärt ist. In der Nähe von Krakau befindet

sich jenseits der Stadt Podgórze jene felsige Anhöhe, auf welcher sich der Grabhügel des Krakus, sowie eine kleine Kapelle befindet. In dieser Kapelle wurde in alten Zeiten am dritten Ostertage ein Gottesdienst abgehalten, zu dem sich die Landbevölkerung der umliegenden Ortschaften drängte, die dann auch bis zum Abend dort verweilte. Am Nachmittage kam das Volk von Krakau dazu und es fanden verschiedene Spiele statt, sowie auch das Vertheilen der Überreste vom „Geweihten" an die Armen. Die Sage erzählt, daß die „Rękawka" zur Ehrung des Krakus gefeiert werde, namentlich aber zur Erinnerung daran, wie vor Jahrhunderten das Krakauer Volk seinem guten Fürsten den Grabhügel aufgeschüttet habe, indem es die Erde dazu in der Hand (ręka) oder dem Ärmel (rękaw) herbeitrug.

Pfingsten. Nach dem Weihnachts- und dem Osterfeste ist das Pfingstfest jenes, das mit der größten Feierlichkeit begangen wird. So schmückt in der Stadt und auf dem Lande Jeder sein Haus mit frischem Grün. Zwischen das Stroh der ländlichen Hausdächer steckt man Wermuth (bylica), eine Pflanze, welche beim polnischen Volke von altersher eine gewisse symbolische Bedeutung hat, die Hausthüren werden mit grünen Zweigen bekränzt, die Dielen mit Kalmuslaub bestreut. Auch die Kirche ist mit frischem Laube geschmückt. Außer dieser Ausschmückung von Kirche und Haus sieht man bei den Mazuren und Góralen nicht viel besonderes. Anders bei den Krakowiaken, wo namentlich am zweiten Pfingsttage volles und bewegtes Leben pulsirt. Krakau selbst geht darin den anderen Städten voran. Alles, was leibt und lebt, eilt an diesem Tage nachmittags nach dem felsigen Hügel, den man Bielany nennt, von wo aus man einen großartigen Blick auf Krakau und seine herrliche Umgebung hat. Hier läßt sich zu Tausenden eine bunte Menschenmenge nieder, macht sich's mit ihren Familien, Freunden und Bekannten bequem und genießt der Freiheit und Kurzweil des Tages, ein Jeder nach seinem Stande, seiner Intelligenz und seinem Geschmacke. Hier gibt es ein Gelage, dort ein Fangspiel, weiter wieder ein Tänzchen nach der Musik einer Harmonika, Spectakel, Lachen, Schreien, Scheibenschießen, Vivatrufe, Peitschenknallen ꝛc. So vergeht die Zeit bis zum Abend.

Der Abend ist in den Dörfern der Krakauer Gegend nicht minder lärmend und fröhlich. Wenn es zu dunkeln beginnt, werden auf unübersehbare Weite hinaus Tausende von Feuern angezündet. Die näheren dieser Feuer spiegeln sich in dem Wasser der ruhig dahinfließenden Weichsel wieder, die ferneren erreichen sogar das Karpathengebiet und blitzen durch die Ferne gleich nebelumhüllten Sternen. Manche erscheinen einzeln, andere zu zweien und mehreren zugleich angezündeten Feuerstätten. Von einer Anhöhe gesehen, namentlich im Mondschein, bereiten sie einen zauberhaften Anblick. Diese Feuer brennen einige Stunden hindurch am ersten wie am zweiten Feiertage, zuweilen auch eine längere Reihe von Tagen nacheinander. Gewöhnlich pflegen die Bursche eine Hand

voll Stroh auf den Feuerstellen zu entzünden, sie an lange Stäbe zu befestigen und laufend damit herum zu fuchteln oder sie in die Luft zu werfen, womit dann diese Ceremonie ihr Ende findet. Andere wieder werfen Strohbündel auf die Erde und stecken sie unter Gesängen und Springen an. Dieses Höhenfeuer, das man das Brennen der Sobotki (Samstags-Brennen) nennt, und dessen Beschreibung aus dem Jahre 1835 stammt, war einst in Polen allgemein verbreitet, heute verschwindet diese Sitte immer mehr, sogar bei den Krakowiaken, und sie wird in manchen Gegenden nicht zur Zeit der

Milchtransport aus dem Gebirge.

Pfingstfeiertage geübt, sondern am Tage des heiligen Johannes des Täufers, das ist am 24. Juni.

Die Gelehrten erklären diesen Brauch in der allermannigfaltigsten Weise; doch sind sie allgemein der Ansicht, daß er heidnischen Ursprungs sei. Indeß ist sicher, daß die Benennung Sobotka desselben Ursprungs ist, wie Sobota (Sabbath), und für den christlichen Ursprung dieser Feier zeugt, wie auch das Krakauer Volk betont, daß es die Sobotki zum Andenken an die Sendung des heiligen Geistes abbrennt, welcher in der Gestalt feuriger Zungen über den Häuptern der Apostel geschwebt habe. Ebenso beweisen die Lieder, welche bei diesem Anlasse gesungen werden, durchaus nicht, daß das Fest der Sobotki aus heidnischer Zeit stamme.

Das Frohnleichnamsfest und seine Octave, die manchmal mit der Vigilie des Johannistages zusammenfällt, oder um diesen Tag herum endet, wird in Polen, wie anderswo mit feierlichen kirchlichen Handlungen und Processionen begangen. Bei den Processionen streuen kleine Mädchen dem das Allerheiligste tragenden Priester Blumen auf den Weg, größere tragen Heiligenbilder, alle sind wie Bräute gekleidet. Frauen tragen keine Bilder, und auch von Mädchen dürfen nur solche Bilder tragen, welche unbefleckte Jungfrauen sind. Das Symbol jungfräulicher Reinheit ist der Kranz, diesen verlieren, heißt unter dem Volke die Unschuld verlieren. Daher dürfte wohl die Sitte stammen, welche sich in manchen Gegenden bis heute erhalten hat, daß am Vorabend des Frohnleichnamstages die jungen Mädchen, die Töchter aus den kleinen Edelhöfen nicht ausgenommen, ganz kleine Kränzchen aus duftenden Kräutern und Blumen winden (jede zwölf an Zahl), sie mit Zeichen versehen, an denen sie dieselben wieder erkennen, und am Frohnleichnamstage auf den Altar legen oder in der Kirche aufhängen. Dort bleiben dieselben bis zur Octave, an welchem Tage sie durch den Kaplan gesegnet werden, worauf jedes Mädchen die ihren mit nach Hause nimmt. Sie sollen die Kraft haben, vor Gewitter und Ansteckung des Viehes zu schützen. Man hängt sie auch über die Thür der Hütte und die des Stalles auf. In den Gegenden an der Raba gebraucht man diese Kränzchen auch zur Auffindung Ertrunkener. Zu diesem Behufe legt man ein solches Kränzchen, an das man ein angezündetes Lichtlein angebracht, auf eine Schüssel und läßt diese zur Dämmerstunde auf das Wasser. Das Kränzchen soll nun dahinschwimmen, bis es an die Stelle kommt, wo auf des Flusses Grunde der Todte ruht. Dort hält es an und dreht sich nun im Kreise herum. Einen durchaus anderen Zweck hat das Schwimmenlassen der Kränzchen in anderen Krakauer Gegenden am Vorabend des heiligen Johannestages, allein auch dieses bleibt unzweifelhaft in Verbindung mit dem Kränzewinden in der Octave des Frohnleichnamsfestes.

Es ist natürlich, daß die jungen Mädchen wissen wollen, was für ein Los ihr zu Frohnleichnam geweihtes Kränzchen in der Zukunft erwarte. Also in's Wasser mit den Kränzen! Dreht es sich lange an einer und derselben Stelle herum, so heißt es noch lange auf den Gatten warten; schwimmt es sofort zu Thal, so wird die Hochzeit bald stattfinden. Ein sicheres Unglück ist's, wenn es untersinkt oder wenn sein Lichtlein erlischt. Es konnte nicht anders sein, als daß die Bursche wußten, was die Mädchen unternahmen. Wenn diese also zur Dämmerstunde die Kränzchen mit den Lichtern, auf Brettchen befestigt, hinabließen, so tummelten sie sich, jeder auf einem Boote, im Flusse den Kränzen nach, um jenen zu erhaschen, den man eben haben wollte. So verlief dieses Fest ehemals in den Dörfern sowie in Krakau selbst. Erst seit der Mitte des laufenden Jahrhunderts ward ihm in Krakau sein ursprünglicher, geheimnißvoller Reiz genommen, indem man es mit einem

wohl großartigen, aber doch mehr theatralischen Effectstück vertauschte. An den Ufern der Weichsel, unterhalb der Mauern des Königsschlosses am Wawel stehen Tribünen, von dichten Menschenmengen besetzt, die zugleich mit unabsehbaren Massen Volks durch ein mächtiges Raketensignal zusammengerufen wurden. Musikbanden spielen Volkslieder, Feuerwerke werden abgebrannt, Beifallsklatschen, Lärm überall! Auf der Weichsel schwimmen Kränze, in den verschiedensten Zusammenstellungen und mit Lichtern versehen, stromabwärts, während die männliche Jugend auf Booten und Kähnen hinterher ist. Endlich kommt ein mächtiges Boot majestätisch herangeschwommen, das mit Kränzen und Wimpeln geschmückt ist. Aus Mädchen und jungen Leuten zusammengesetzte Sängerchöre sind darauf in zauberischer Beleuchtung gruppirt und führen Gesänge auf. Die Lieder erbrausen, es folgt Beifallsklatschen und Rufen, der Feuerwerker entwickelt seine ganze Kunstfertigkeit, bis endlich das Boot den Augen der Zuschauer entschwindet und die Feier beendet ist.

Mit dem Frohnleichnamsfeste verbindet sich in Krakau noch eine andere Volksbelustigung. Am letzten Tage der Octave nämlich eilen die Massen nach der Procession in die Vorstadt Zwierzyniec. Von dort kommen ihnen bald andere Volksmassen unter dem Klange einer quickenden Musik, unter Trommelwirbel und Paukenschlag entgegen. Mitten in diesem Gewühle tummelt sich ein in tatarische Tracht verkleideter Mensch mit Turban und gelben Stiefeln und gibt vor, er reite gleichsam ein scheu gewordenes Pferd, das indessen nur ein zu diesem Zwecke hergestellter Popanz ist, in welchem er seine Sprünge macht. In der Hand hält er einen tüchtigen Kommandostab, mit welchem er denen Hiebe austheilt, die ihm im Wege stehen. Neben ihm gehen einige andere Tataren mit Feldzeichen und vor ihm schreitet einer mit einer großen Fahne einher. Ehemals producirte sich dieser Zug nur im Klosterhofe der Norbertinerinnen auf dem Zwierzyniec, später erst begann er bis zu dem erzbischöflichen Palast in Krakau aufzumarschiren, heute aber stellt er sich auch auf dem Ringplatze vor dem Hause des höchsten Repräsentanten des Staates auf. Hier, sowie vor dem erzbischöflichen Palaste werden Fahnen und Standarten zum Zeichen der Huldigung geneigt, worauf der Tatar sein Pferd tummelt, das heißt, die verschiedensten Sprünge macht, wobei er auf den drängenden Troß einhaut. Nachdem er die erwarteten Geschenke erhalten hat, kehrt der tatarische Haufen nach dem Zwierzyniec zurück, wo er sich ein bescheidenes Gastmahl gestattet. Diese Volksbelustigung wird von den Gebildeten „das Zwierzyniecer Pferdchen" (Konik zwierzyniecki), vom Volke aber „Lajkonik" genannt. Die Überlieferung erzählt, daß dies eine Erinnerung an den Sieg bedeute, den die Bewohner der Vorstadt Zwierzyniec über die Tataren errungen haben, welche vor Jahrhunderten gerade während der Frohnleichnamsprocession in Krakau eingefallen waren. Von so einem Siege der Zwierzyniecer weiß jedoch die Geschichte gar

nichts und dieses Pferdchen ist vermuthlich dasselbe, das auch sonst (siehe oben S. 314 und 318) gebräuchlich war. Die Bewohner Krakaus, welche deutscher Abstammung waren, nannten es in ihrer Sprache „Leibpferd“ und es entstand sicher daher im Volke das doppelt verstümmelte Lajkonik (Konik = Pferdchen), wie bei den Lasowiaken aus dem Worte Oberförster das Wort Oberleśnica[1] entstand.

In einigen Gegenden besteht auch der Brauch, die Strohdächer am Vorabend des Johannesfestes mit Wermuthkraut zu schmücken, wie dies an anderen Orten am Vorabend des Pfingstfestes geschieht. In der Nacht vom 23. auf den 24. Juni soll auch das Farrenkraut blühen. Wer diese Blüte erlangen könnte, würde alles erreichen, was er sich nur wünscht. Man glaubt allgemein, daß in dieser Nacht der heilige Johannes das Wasser segne, und daß man erst von da ab baden dürfe, da früher die bösen Geister noch Gewalt haben und man leicht ertrinken oder eine Krankheit davontragen kann. Dieser Glaube ist durch Verordnungen der Kirche entstanden, welche in der Sorge um das Wohlergehen der Gläubigen sie von einem zu frühzeitigen Gebrauch der Flußbäder abhielt. In manchen Gegenden (so bei den Lasowiaken) hat sich bis in die letzten Zeiten der Brauch erhalten, und bei den Ruthenen unter der russischen Herrschaft besteht er noch heute, daß in der Nacht der Vigilie vom Johannesfeste ein Generalbad mit Spielen und Gesängen abgehalten wird, wobei man den heiligen Johannes „Kupała“ feiert, was im Polnischen Johannes „Kąpała“ klingen würde und so viel heißt als: Johannes der Badbereitende. Manche Archäologen haben aus dem Namen „Kupała“ einen niemals vorhanden gewesenen slavischen Gott „Kupała“ gemacht, zu dessen Ehre diese Feierlichkeit begangen werde. In Verbindung mit dem Glauben an die Segnung des Wassers durch den heiligen Johannes ist auch der Brauch, die Brunnen an diesem Tage zu reinigen.

Das Fest Mariä Himmelfahrt. Dieses Fest hat im Munde des polnischen Volkes auch den Namen: „Das Fest der Mutter Gottes von den Kräutern“, da an diesem Tage (dem 15. August) nach Beendigung der Ernte während des Gottesdienstes die Segnung von allerlei Getreide und Kräutern vorgenommen wird. Hat man eingeheimst, was Gott gegeben hat, so ist es auch angezeigt, dasselbe nunmehr einzuweihen, damit es dem Menschen wohl bekomme. An diesem Tage wird auch nach dem Gottesdienste das sogenannte Okrężne[2] auch Dożynek (Schnitt-Ende) oder Wieńcowiny (etwa Bekränzungsfest) genannt, begangen. Diese Unterhaltung bereitet gewöhnlich das Herrenhaus allen Jenen, die beim Schnitt gearbeitet haben; die Vorbereitungen dazu jedoch werden von den Schnittern selbst, vor allem von den Schnitterinnen getroffen. Am Vorabende des Festes

[1] Leśnica, pop. Förster, von las = Forst, leśny = waldig adj. Wald.

[2] Okrężne = das Erntefest; übertragene Bedeutung des Umgangs von okrążyć (okręg) Umzirkeln (Kreis), welcher bei diesem Feste gebräuchlich ist, auf dieses selbst.

windet man einen Erntekranz aus dem schönsten und edelsten Getreide, das die Gegend hervorbringt, meistens aus Weizen. Dieser Kranz wird im Hause jenes Mädchens gewunden, welches beim Schnitt den Vorrang hatte; diese wählt sich Helferinnen, die Anordnung aber hat eine ältere Frau zu leiten, welche hierin schon erfahren und gewandt ist. Das Gerippe des Kranzes bilden drei Reifen, wovon einer die Unterlage herstellt, während die beiden anderen, kreuzweise übereinander gelegt, die Krone bilden. Die Mädchen, welche den Kranz winden, heißen Kranzjungfern, die älteren Frauen, welche man dazu einlädt, heißen Brautmütter (eigentlich Brautwerberinnen), die Hauswirthe: Brautwerber. Beim Kranzwinden singen die Kranzjungfern passende Lieder. So z. B. im Ropczycer Bezirk:

„Du Weizchen, wind' und streck' Dich!
Du aber Reifen, deck' Dich!
Doch flechtet nun auch Ihr
Und reichet, Mädchen, mir
Vom Weizchen immer.

Und Jede breche heut'
Die Blumen mir zur Zeit,
Und reich' sie her gewunden,
Auf Stäbchen aufgebunden,
Zum Kranz mir immer.

Aus Rosen macht Sträuße,
Hochrothe und weiße,
Mit Bändern umschlingt sie
Und hieher bringt sie
Zum Kranz mir immer."

Am folgenden Tage wird der Kranz, gewöhnlich auf einem vierspännigen Gefährt, zur Kirche gebracht; die Kranzjungfern tragen Blumen im Haar, die Pferde sind mit Reisig geschmückt, der Fuhrmann knallt heftig mit der Peitsche, die Mädchen aber singen:

„Zur Kirche feierlich führt man den Kranz gemach,
Die Jungfern neben ihm, die Mütter kommen nach,
Vom Westen wehet her ein Lüftchen auf den Kranz,
Jetzt nimm ihn ab, o Jüngling, und bring' zur Kirch' ihn ganz,
Ihr aber Jungfern steiget vom Wagen nun herunter
Und mit dem Kranze führet zur Kirch' den Jüngling munter."

Vor der Kirche wird der Erntekranz vom Wagen herabgehoben und einer der Jünglinge, welche mit den Jungfern zugleich herbeigekommen waren, nimmt ihn auf den Kopf und trägt ihn in die Kirche. Zu beiden Seiten begleiten ihn die Kranzjungfern, hinterher gehen die „Mütter". In der Kirche befindet sich eine Menge solcher Kränze, wenigstens so viele, als es in dieser Pfarre Edelhöfe und Vorwerke gibt.

Von der Kirche heimkehrend singen die Jungfern:

„Ein Kranz gehöret mein',
Wem soll er geben sein?
Von Raute ist der Kranz
Geb' Dir ihn, Liebster, ganz,
Ich geb' ihn Dir, ja Dir!

Ein Kranz gehöret mein,
Wem soll er geben sein?
Von Sinngrün ist der Kranz
Dir geb' ich ihn, mein Hans,
Ich geb' ihn Dir, ja Dir!"

So kommen sie singend zum Herrenhaus heran. Zu ihrer Begrüßung geht der Gutsherr mit Frau und Kindern ihnen entgegen. Jener Jüngling oder die Anführerin der Mädchen nähert sich, den Kranz auf dem Kopfe, mit ihrem ganzen Gefolge den Hausleuten. Es folgen Gesänge, in welchen die Herrschaft, ihre Familie, ihre Wirthschaft gepriesen werden. Der Herr nimmt den Kranz in Empfang, beschenkt die Schnitter und ladet sie auf den Nachmittag zum Erntefest ein, zu dem sich fast das ganze Dorf versammelt.

Der Allerseelentag. In den Städten herrscht der Brauch, Kränze auf die Gräber niederzulegen und diese mit zahllosen Lampen zu beleuchten. Die Dorfbewohner legen weder Kränze nieder, noch zünden sie Lampen auf den Gräbern an; statt dessen lassen sie Messen lesen und beschenken die Armen reichlich. Wie bei den Deutschen, so ist auch im polnischen Volke der Glaube verbreitet, daß die Seelen der Abgeschiedenen, die sich im Fegefeuer befinden, an diesem Tage die Lebenden besuchen und um Mitternacht in die Kirche gehen. Verstorbene Priester lesen Messen, verstorbene Knaben ministriren, ein verstorbener Alter läutet mit dem Glöckchen, verstorbene Gläubige beten. Wer muthig ist, kann das alles sehen, kann es aber auch leicht mit dem Leben bezahlen. Das deutsche Stück „Der Müller und sein Kind" hat sich daher auch auf der polnischen Bühne eingebürgert.

Die Vigilie des heiligen Andreastages (29. November). Die Nacht vor dem Andreastage ist eine Nacht der Horoskope für die Mädchen. Durch die verschiedenartigsten Mittel trachten sie ihr künftiges Schicksal zu erforschen. Sie brechen z. B. einige Ästchen von einer Besenruthe ab und gießen geschmolzenes Wachs durch dieses Bes'lein auf kaltes Wasser. Aus den Gestalten, die sich durch diesen Guß bilden, leiten sie verschiedene Folgerungen ab und rufen dabei die Mitwirkung des heiligen Andreas an. Bald bringen sie einen Arm voll Holzscheite in die Stube und zählen die Stücke ab, ist die Zahl eine gerade, so wird bald Hochzeit gemacht. Dann werden Nähnadeln in ein Gefäß mit Wasser gethan, wessen Nadel zuerst untersinkt, der wird zuerst sterben. Wenn ein Bursch und ein Mädchen je eine Nadel ins Wasser legen und diese schwimmen auf einander zu, so ist das ein Zeichen, daß die Beiden sich mit einander vermählen werden.

Die Taufe wird gewöhnlich einige Stunden nach der Geburt des Kindes vorgenommen. Sofort beginnt die dazu bestellte Frau mit den Vorbereitungen zum Taufschmaus, während der Hausvater seine Bekannten bittet, Pathenstelle zu vertreten. Wenn man das Kind dem Pathen etwa durch das Fenster hinaus reichen würde, so wäre ihm keine Gesundheit beschieden. Man soll es auch nicht auf dem linken Arm tragen, es würde sonst ein Linkhand werden. Auf dem Wege zur Kirche sollen die Pathen viel reden, lachen und singen, damit das Kind heiter und muthig werde. Weint das Kind während der Taufhandlung, so wird es gedeihen und eine klangvolle Stimme haben. Wenn es gelänge, das Gesichtchen des

Kindes dabei mit einem Kirchenhandtuche abzuwischen, so hätte es sein Lebtag kein „Weh". Auch die Heimkehr aus der Kirche ist gewöhnlich lustig, es muß dabei gesungen werden, denn wer würde sonst errathen, daß da Taufgevattern vorbeifahren. Gewöhnlich hört man sagen: „Ja, meine Frau Gevatterin, wir fahren aus der Kirche, hin brachten wir 'nen Heiden, zurück kommt jetzt ein Engel". Vor dem Hause angelangt, bricht die Taufpathin ein Zweiglein von einem Baum und versetzt damit dem Kinde dreimal einen leichten Schlag, damit es gehorchen lerne und brav werde. Inzwischen haben sich schon die Gäste im Hause versammelt. Jeder derselben hat irgend ein Geschenk für die Wöchnerin mitgebracht; dieser Butter, jener Käse oder Wurst, ein anderer wieder ein Stück Speck ꝛc. Sobald die Pathen mit dem Kinde zurück sind, beginnt das Gastmahl und die Unterhaltung, das heißt das Saufgelage, Gesänge und lärmende Reden. In den Gegenden an der Raba besteht überdies die Sitte, daß die Pathen einen Zopf flechten, wenn der Täufling ein Mädchen, und einen Dreschflegel verfertigen, wenn er ein Knabe ist. Der Zopf wird aus Stroh geflochten, der Dreschflegel aus Stecken zusammengebunden. Während des Zopfflechtens singen sie:

„Wir flechten, Zöpflein, in dich ein
Für's Taufkind Stärke und Gedeihn.
Ach wären wir so geschickt zugleich,
Daß ihr der Zopf zur Erde reich'."

In die Flechten des Zopfes stecken sie einige Kreuzer „auf Bänder", worauf der Taufpathe auf einen Baum vor dem Hause klettert und den Zopf zuhöchst befestigt. Die Pathin aber singt mit den anderen Frauen im Chore:

„Am Apfelbaum der Apfel,
Bald fällt er schon herunter;
Am Weichselbaum im Gärtchen
Häng' ich das Zöpflein munter.
Ich häng' dich liebes Zöpflein
Am Pflaumenbaum wohl auf,
Marysia wachse glücklich
Und lang' zu dir hinauf.
Das Äpfelchen am Baume,
Das rothe fällt herab;
So pflück's doch schnell, du Hänschen
Und gib's Marysia ab."

Während man die Dreschflegel bindet, singt man:

„Machet nur recht feste Flegel,
Denn es werden feste Bursche,
Macht ihr nur recht feste Flegel,
Dreschen viel Getreid' die Bursche."

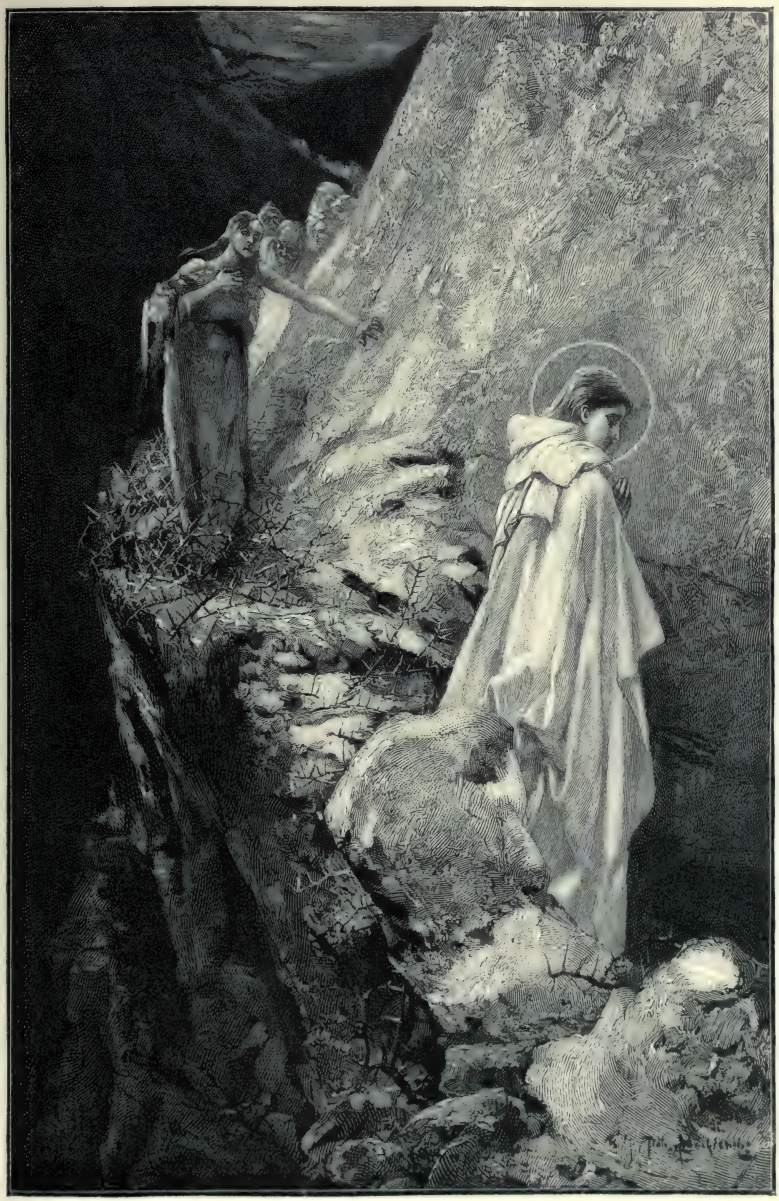
Die Flegel trägt man auf die Kalenica (Dachfirst) oder hängt sie auch auf einen Baum.

Das Hochzeitsfest hat eng umschriebene und durch die Sitte geheiligte Formen. Je nach den Gegenden machen sich einzelne Unterschiede bemerkbar, das Ganze aber ist überall gleich. Man kann jedoch folgende Theile unterscheiden: das „Versprechen" (Zmówiny), das „Ruthenflechten" (Rózgowiny), das „Aufzöpfen" (Rozpleciny), die „Trauung" (Slub), die „Heimführung" (Przenosiny) und die „Behaubung" (Czepiny).

In seiner ganzen Ausdehnung wird dieses Ceremoniell noch heute bei den Lasowiaken ausgeführt; dieses ist es auch, das wir hier in allgemeinen Zügen wiedergeben, nicht ohne hie und da bemerkenswerthe Einzelheiten aus anderen Gegenden hinzuzufügen.

Sobald die Eltern mit ihrem Sohne darin übereingekommen sind, aus welchem Hause sie sich eine Schwiegertochter wünschen, theilen sie dies einem „weisen Hausvater", gewöhnlich irgend einem der Verwandten mit, der in diesen Angelegenheiten bewandert ist, und bitten ihn, die „andere Seite" auszuforschen, ob man mit der Verbindung einverstanden und was für eine Mitgift zu geben man gesonnen sei, wobei auch mitgetheilt wird, was für ein Vermögen der Freier von seinen Eltern zu erwarten hat. Sowie diese Verhandlungen glücklich zu Ende geführt sind, folgt das formelle „Versprechen" (Zmówiny).

Zu diesem Besuche ladet man auch eine „weise Hausmutter" ein. Diese und der „weise Hausvater" führen den gemeinschaftlichen Namen: „Dziewosłęby" (Brautwerber). Aus dem Hause des Junggesellen nehmen sie eine mit irgend einem Getränke gefüllte Flasche, welche die weise Hausfrau mit einem Bande, das ihr der Bräutigam gibt, umwindet, worein sie ein Sträußchen Raute steckt; hierauf brechen sie mit diesem nach dem Elternhause der Braut auf. Vorerst tritt nur das Brautwerberpaar ins Haus ein, der Freier jedoch beobachtet vor dem Fenster, was weiter vorgehen wird. Diese Formalität des „Versprechens" geht immer zur Nachtzeit vor sich. Die Eltern der Braut wissen bereits, um was es sich handelt, sie thun jedoch so, als wüßten sie nicht einmal, wer die Leute sind. Die Brautwerber sagen, sie hätten sich verirrt und seien gekommen, um ein Nachtlager zu bitten, sie seien ihres Zeichens Kaufleute und hätten gehört, es sei hier eine „junge Kalbin" zu verkaufen. Sie würden dieselbe erwerben, sie aber dann einem Anderen abtreten. Die Antwort lautet, daß es besser wäre, wenn man die Sache ohne Mittelspersonen abmachen könnte und wenn der Käufer sich in eigener Person vorstellen würde. Da dieser nun eintritt und die vermeintlichen Kaufleute erklären, daß eben dieser der Käufer sei, sagt der Vater der Braut: „Höre mein Lieber, anstatt diesen Leuten ein paar Gulden für die Abtretung zu geben, kannst Du ja selbst der Käufer sein." Nach diesen Worten folgt das „Fußfassen", das heißt, die jungen Leute neigen sich tief zur Erde und fassen mit den Händen nach den Füßen der Anwesenden, zuerst der Eltern, dann der Brautwerber und endlich aller Übrigen, zum Zeichen des Dankes. Hierauf verkündet der Bräutigam, daß man den „Litkup" (Leihkauf) trinken müsse, damit die, welche ihn hierhergebracht, ihm nicht zürnen. Die „weise Hausfrau" stellt nun die Flasche auf den Tisch und der Vater der Braut sagt jetzt zu dieser: „Fange Du an, denn auf Dir steht das Fundament." Das Mädchen trinkt dem Bräutigam zu und schenkt ihm das zweite Kelchglas ein. Hat er getrunken, so stellt sie die Flasche auf den Tisch und löst das Band davon herunter, als erste Gabe des Bräutigams. Nun bewirthen die Älteren einander gegenseitig,



Die Gottesmutter führt die büßenden Seelen über die Dornenpfade.

worauf sie die Eltern des Bräutigams, die beiderseitigen Verwandten einladen. Nach Ankunft der Letzteren beginnen die Verhandlungen über die Vermögensangelegenheiten, die Bewirthung und heitere Gespräche, die bis zum Morgengrauen dauern.

Vor dem „Ruthenflechten" (Rózgowiny) werden alle kirchlichen und amtlichen Formalitäten abgemacht. Sowie das Aufgebot im Gange ist, beginnen die Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste. Wenn die Braut eine „Arme" ist und die Hochzeit nicht auf eigene Kosten bestreiten kann, so bittet sie eine Frau, welche an diesem Feste ihre „Köchin" sein soll und geht mit ihr von Haus zu Haus um „Beisteuer". Wo immer sie eintreten, spricht die Köchin: „Gelobt sei Jesus Christus" und fügt hinzu: „Die Braut bittet um eine Beihilfe", die Braut macht allen die Knieumfassung;[1] sie sagen darauf: „Gebe Dir Gott Glück und Segen" und beschenken sie je nach ihren Kräften. Gleichzeitig erfolgt die Zusammenstellung des Hochzeitsgefolges, das heißt, der Brautwerber und Werberinnen, der Brautjungfern und Brautführer und der Musikanten. Die Musik geht den Bräutigam an. Ist er wohlhabend, so bestellt er zwei Geigen, eine Clarinette und eine Baßgeige, der Ärmere bestellt nur eine Geige und einen Baß. Die Brautjungfern sind meistens acht an der Zahl, Brautführer neun, Brautwerber und Brautwerberinnen je sieben.

Unter den Brautjungfern nimmt nach der Braut die erste Stelle „die älteste Brautjungfer" ein; unter den Brautführern fällt sie dem „ältesten Führer" zu. Dieser ist zugleich „Hochzeitsmarschall" und hat einen Stellvertreter in der Person des „Untermarschalls". An der Spitze der Swaty (Brautführer) steht der „älteste Swat", welcher gleichzeitig der Starost des Festes ist, an der Spitze der Swaszki (Brautwerberinnen) steht die „älteste Swaszka" oder „Starostin", welche gleichzeitig „Kranzelträgerin" ist, das heißt, zwei ganz kleine Kränzlein und auch Trauringe, wo sie im Gebrauche sind, zur Trauung in die Kirche trägt.

An den zwei dem ersten Aufgebot folgenden Sonntagen zeigt sich die Braut in Begleitung der ältesten Brautjungfer in der Kirche. Beide tragen aus Singrün und Raute geflochtene Kränze auf dem Kopfe und eine Unzahl buntfarbiger Bänder flattern ihnen vom Haar auf die Schultern herab. Wem immer sie auf dem Heimwege von der Kirche begegnen, seien es Bekannte oder Unbekannte, dem erweisen sie die Knieumfassung als Gruß, was hier ein Zeichen ist, daß die Braut um den Segen bittet, darum muß auch Jeder, dem sie diesen Gruß darbrachte, sagen: „Gott gebe Dir Glück und Segen."

Das Hochzeitsfest selbst beginnt nach dem letzten Aufgebote am Montag zur Zeit der Abenddämmerung, und zwar mit dem „Ruthenflechten" (Rózgowiny). Der Bräutigam bringt in Gesellschaft des „Ältesten" die Musikanten vor seines Vaters Haus.

[1] Das oben beschriebene „Knieumfassen" oder „Haschen" nach den Knieen ist die übliche ehrerbietige Begrüßung des polnischen Bauers.

Hier musiciren sie so lange, bis sie der Vater einläßt. Nachdem sie aufgenommen und bewirthet worden, beginnen sie aufs Neue ihre Arbeit, wozu die jungen Leute, die sich indessen versammelt haben, tanzen. Indessen bereitet die Braut mit den Brautjungfern in ihrem Hause die Kräuter her (Raute und Singrün), aus denen die Ruthe gewunden werden soll. Dies vollendet, begibt sie sich mit der ältesten Brautjungfer, welche seit dem Tage des zweiten Aufgebotes und während der ganzen Dauer der Festlichkeiten ihre unzertrennliche Begleiterin ist, in das Haus des Bräutigams. Hier wieder „Knieumfassen" aller Anwesenden, mit der Bitte, sie mögen alle in das Haus der Braut nachkommen. Sie erhalten aus den Händen des Bräutigams die Ruthe, welche eben im Hause der Braut umwunden werden soll. Und so bewegt sich der Zug unter Gesang und Musik nach dem Hause der Braut. Die „Ruthe" hatte einer der Brautführer, welcher in derlei Dingen bewandert ist, für den Bräutigam vorbereitet. Er hatte im Wald ein junges Eichenstämmchen von beiläufig zwei Zoll Dicke abgeschnitten und daraus einen Stab von der Länge einer Elle verfertigt, den er durch eine Kerbe in zwei gleiche Theile theilte, wovon er den oberen in sieben Sprossen spaltete, eine in der Mitte und je drei zu beiden Seiten. Dies bedeutet gleichsam den Lebensbaum, der übrigens auf die mannigfaltigsten Arten in den verschiedenen Gegenden hergestellt wird. Sobald die Musikanten im Hause der Braut ihre Plätze eingenommen und die jungen Leute ein wenig getanzt haben, stellt die Braut in der Nähe des Lichtes einen Tisch auf, auf den Tisch stellt sie einen Backtrog, in den Backtrog legt sie einen Brotlaib, in dessen Mitte steckt sie den Stiel der „Ruthe". Dann wendet sie sich zu den Brautjungfern, macht jeder von ihnen die „Knieumfassung" und ladet sie zum „Ruthenwinden" ein. Die Mädchen stellen sich im Kreise um den Tisch und singen alle einstimmig: „Fang' an, du liebe N., fang' in der Mitte an vom Kreise, denn bei dem Mütterchen bist du schon eine Waise, eine Waise." Auf diesen wehmüthigen Ruf ergreift die Braut ein Sträußlein von Singrün und beginnt die mittlere Sprosse damit zu umwinden; die älteste Brautjungfer führt das Winden zu Ende, während die übrigen singen. Wenn die älteste Brautjungfer ihre Arbeit vollendet hat, treten sechs andere Mädchen an die Ruthe heran und jede „windet" eine Sprosse derselben unter dem Gesange aller Anwesenden, bis die ganze Ruthe umwunden ist.

Nachdem diese Arbeit vollendet ist, singt man: „O Mütterchen, o Herzchen, zur Ruthe gieb Geschmeide, ein Tüchlein und ein Streiflein, zum Kranz ein Band von Seide." So bringt dann die Mutter der Braut diese Gegenstände aus der Kammer: ein weißes Tüchlein, ein gelbes „Streiflein" (Frauengürtel) und ein rothes Band zum Rautenkranz, der schon früher gewunden, unter den Kräutern bereit gelegen, und übergibt dies alles der ältesten Brautjungfer. Diese bindet zuerst das Tüchlein, dann den Gürtel um das untere Ende der zerspaltenen Ruthe, so daß die Enden bis zum Fuß des Stämmchens

niederhängen und zuletzt legt sie ebenfalls am Fußende der Ruthensprossen, oberhalb des Tuches und Gürtels, das Rautenkränzchen darüber, befestigt das rothe Band daran und die Ruthe ist fertig. Nun singen die Brautjungfern:

„O Bräutigam, du Lieber!
Thu' uns doch diese Ehre,
Bring' uns herbei doch schnell
Voll Wasser eine Kanne!
Wir bringen Dir für's Wasser,
So frisch wie eine Beere
Die N. (hier der Name der Braut) zur Stell'."

Nach dieser Aufforderung bringt der Vater des Bräutigams einen Krug Bier herbei und bewirthet die Mädchen. Nachdem sie getrunken haben, singen sie:

„Schon ist's Bier ganz ausgetrunken
Und die Ruth' ist schon gewunden,
Wollen jetzt uns dreh'n im Kreise
Spielt uns auf die lust'ge Weise."

Nun erfaßt die älteste Brautjungfer mit der rechten Hand die Ruthe, welche indessen noch ebenso, wie unter dem Winden derselben im Brotlaib steckte, der sich im Backtrog befindet; zu ihr tritt eine zweite, welche die Ruthe mit der Linken anfaßt und die Rechte der Ältesten um die Mitte schlingt, die anderen Brautjungfern stellen sich ebenfalls paarweise auf, und so treten alle Paare, die ersten Brautjungfern an der Spitze, zu den Musikanten heran und sagen: „Gelobt sei Jesus Christus!" „In Ewigkeit, Amen!" antworten die Musikanten. Dann fragen die Mädchen: „Gefällt Euch unsre Arbeit, oder gefällt sie Euch nicht?" Die Musikanten antworten, daß sie ihnen sehr gefällt, worauf sie singen:

„Also sei Er hoch gelobet und jetzt gehn wir tanzen,
Unsre Füßchen sind ganz krumm schon, woll'n sie grade tanzen.
Unser Jesus sei gelobet, heilig sei sein Namen,
Tretet her zu uns und sagt: „In alle Ewigkeit und Amen!"

Wenn es ihnen in der Stube zu enge wird, was gewöhnlich der Fall ist, so singen sie: „Geht Ihr lieben Leute, die Stube ist zu enge, daß wir mit dem Kränzlein nicht kommen in's Gedränge." Nachdem man ihnen Platz gemacht hat, gehen sie paarweise im Schritt rings um die Stube, bleiben dann bei den Musikanten stehen, singen, vor ihnen stehen bleibend, ein bestimmtes Liedchen und tanzen einmal herum, worauf sie abermals stehen bleiben und das vorgeschriebene Liedchen singen, abermals einen Rundtanz machen und so fort eine gute Stunde lang. Nachdem dieser Tanz beendet ist, treten Bräutigam und Braut an Jenen heran, welchen sie sich zum Staroſten erkoren haben, machen die „Knieumfassung" und bitten ihn, er möge diese Würde annehmen. Dieser nimmt die Würde an und setzt sich neben die Musikanten. Zu ihm treten nun die Brautjungfern, denn er ist es, dem sie die Ruthe zu übergeben haben, und sagen: „Lieber Herr Staroſt, wir bitten um Befreiung (Annahme der Ruthe); unser Kränzlein ist blühend und keimend, ist voll und ist sicher."

Zur Sage vom verschütteten Bergmanne.

Sie heben die Ruthe in die Höhe und schütteln sie in der Luft, der Staroſt wehrt sich deſſen, sie anzunehmen und spricht: „Noch habt Ihr zu wenig getanzt, als daß ich euch befreien ſollte.“ Sie antworten ihm darauf ſingend, daß er gar nicht zum Staroſten tauge. Nichtsdeſtoweniger bitten ſie abermals um „Befreiung“ in Wort und Weiſe wie zuvor, indem ſie jener Bitte noch die Worte hinzufügen: „ſchüttelt den Sack über unſerer Schachtel“, wobei die älteſte Brautjungfer die Schürze hinauf hält, gleichſam einen Loskauf für die Ruthe verlangend. Darauf wirft ihr der Staroſt einige Scherben eines zerbrochenen Topfes in die Schürze. Die Mädchen ſtellen ſich erzürnt, und ſagen, daß ſie ſolches Geld nicht kennen und nicht nehmen wollen. „Freilich kennt ihr es nicht“ — ſagt der Staroſt — „denn es iſt Geld von einem andern König“; darauf entſteht ein allgemeines Gelächter, worauf die beleidigten Brautjungfern wieder zu ſingen anfangen. Sie wiſſen ſehr wohl, ſagen ſie, daß das Scherben ſeien, daß er zu dieſem Mittel ſeine Zuflucht nehme, weil er keinen rothen Heller beſitze und übrigens, auch wenn er was beſäße, niemand was geben würde; denn er ſei ein ſelbſtſüchtiger Menſch, gewohnt, allein zu leben, alles allein zu verſchmauſen und auszutrinken. Sie thun als gingen ſie von ihm fort und ſingen: „Vivat, vivat, unſerer erſten Führerin!“ Da aber der Staroſt die Ruthe mit Wohlgefallen anſieht, fügen ſie hinzu: „Wie ſchaut der Staroſt auf unſer Kränzlein hin!“ Sie kehren zu ihm zurück und tragen zum dritten Male mit denſelben Worten und in derſelben Weiſe ihre Bitte vor, wie die zwei anderen Male. Nun wirft der Staroſt der Anführerin einige Kreuzer in die emporgehaltene Schürze und will die Ruthe ergreifen. Vergebens! ſie wollen dieſe nicht herausgeben und ſingen: „Ich geb' nicht, ich geb' nicht den Rautenkranz ſo ſchön, noch hab' ich, noch hab' ich kein'n Becher ja geſeh'n.“

Da bringt denn der Bräutigam einen Krug Bier herbei und übergibt ihn dem Staroſten. Der Staroſt bewirthet die Brautjungfern und will die Ruthe ergreifen. Allein auch diesmal vergebens. Die Mädchen ſingen: „Ich geb' nicht, ich geb' nicht die grüne Ruthe her, bis ſich nicht vor uns noch N. (der Name der Braut) neiget ſehr.“ Nun nähert ſich ihnen die Braut, macht bei allen die Knieumfaſſung und der Staroſt erhält endlich die Ruthe. Alle treten nun auseinander, der Staroſt geht, die Ruthe in der Hand haltend, gravitätiſch rund um die Stube, die Brautjungfern aber ſingen: „Unſer Schulze geht zum Tanze, ſpielt ihm auf, ihr Geigen, warten müßt Ihr, Burſch' und Mädchen, nicht unterbrecht den Reigen!“ Nach einer Weile ſetzen ſie wieder an: „Unſer Schulze geht zum Tanze, mit ihm tanzt das Rüthchen grün, ſtell' ſich unter, ſtell' ſich unter eine junge Sünderin.“ Dieſe junge Sünderin iſt vorerſt die älteſte Brautjungfer, dann eine jede der Übrigen, mit denen er der Reihe nach einmal um die Stube tanzt. So oft eine von ihnen zu ihm tritt oder nach dem Tanze ſich von ihm entfernt, macht ſie das „Kniefaſſen“, ſich vor ihm zur Erde neigend. Der Staroſt iſt ſelbſtverſtändlich ein älterer Mann und Hausvater.

Nachdem dieser Tanz beendet ist, beginnt das „Hinausführen" der Ruthe in die Kammer der Eltern. Das Zeichen hiezu geben die Brautjungfern mit folgendem Gesange:

„Hinein, du grüner Kranz, hinein,
In Vaters, Mutters Kammer hinein!
Mach' auf, o Mutter, 's Kämmerlein
Und heb' mir auf die Ruthe fein,
Zum neuen Haus mach' auf die Thür
Heb' auf mein Rautenkränzlein hier!"

Während dieses Gesanges bewegt sich der ganze Hochzeitszug, die Musik und den Starosten an der Spitze, in die Kammer und legt dort die Ruthe für diese Nacht nieder. Damit endet das „Ruthenflechten"; wer aber Lust hat, der tanzt bis zum Morgen.

Am Dienstag, früh Morgens, spielen die Musikanten das Lied „Stern des Ostens" (Stella maris) zum Preise der Gottesmutter. Darauf gehen die Braut mit der ältesten Brautjungfer, sowie auch die Brautführer einzeln im Dorfe umher, die Leute zur Hochzeit einzuladen. Es ist dies nur eine Formalität, da ja ein Jeder schon vorher vielmals geladen wurde, dennoch ist dieselbe nöthig, denn ohne sie wären die Betreffenden imstande, nicht zu kommen. Sobald nun Alle versammelt sind und bewirthet wurden, geben die Brautjungfern durch Gesang das Zeichen, daß das Brautpaar die Hochzeitsgewänder anlegen soll. Bis nun war der Bräutigam nur feiertäglich gekleidet, die Braut hingegen so, wie am Sonntag während des zweiten Aufgebots. Jetzt unterscheidet sich der Anzug des Bräutigams von seinem früheren Anzuge dadurch, daß ein „Trauerband", das heißt ein bläuliches Bändchen das Hemd am Halse verbindet, und daß er einen Strauß an der Mütze und einen „Lappen", nämlich ein mehrfach zusammengefaltetes weißes Tuch in den Gurt gesteckt hat, welches bis an die Knie reicht. Auch die Braut ist gekleidet wie vorhin, nur daß jetzt auch das „Trauerband" am Halse hinzugekommen und vom Kopfe jeglicher Putz verschwunden ist; das Haar ist glatt gekämmt und in einen oder zwei Zöpfe geflochten, welche über die Schultern herabfallen. Sobald das Brautpaar, also geschmückt, eintritt, stellt die älteste Brautjungfer ein Stühlchen in die Mitte der Stube, gerade unter den Mittelbalken der Decke, da, wo sich die Jahreszahl des Hausbaues eingeschnitten findet, die übrigen Kranzjungfern umringen diesen Stuhl und theilen durch einen gefühlvollen Gesang mit, daß die Ceremonie des „Aufflechtens" beginnen wird. Nun setzt sich die Braut auf das Stühlchen, die Anführerin beginnt ihr die Zöpfe aufzuflechten, worauf alle andern Brautjungfern der Reihe nach antreten und dies fortsetzen, bis das Haar vollkommen aufgelöst ist. Indessen hat die Mutter schon der ältesten Brautwerberin (Starostin) den für die Braut bestimmten Kopfschmuck übergeben. Es ist dies ein entsprechend gefaltetes weißes Tuch, an welchem ein Aufputz von Raute und Singrün, sowie eine Anzahl farbiger

Bänder angebracht ist. Diesen Schmuck befestigt nun die Staroſtin auf dem Kopfe der Braut, während die Brautjungfern singen:

„Mutter richte her den Schleier
Und du Brüderlein umwinde
Deine Schwester zu der Feier,
Rund um sie den Schleier binde.
Schmückt sie so das Brüderlein,
Weinet heiß das Schwesterlein."

Die Scene des „Aufflechtens" ist in der That sehr rührend. Die Mutter reicht dem ältesten Bruder der Braut den gewünschten „Schleier" (Podwika), das ist ein weißes, seiner Länge nach mehrfach zusammengefaltetes Tuch. Der Bruder schlingt das Tuch um den Hals der Schwester, bindet es über der Brust mit dem Trauerbande, während die Enden des Tuches lose bis zu den Knieen herabhängen. Nun erhebt sich die Braut von ihrem Sitze, vollzieht zum Zeichen des Dankes das „Kniefassen" an ihrer Mutter, der „Staroſtin", den Brautjungfern und dem Bruder, worauf die Mädchen wieder zu singen beginnen:

„Mach auf, o Mutter, das Kämmerlein
Und gib heraus die Ruthe fein;
Vom neuen Haus mach' auf die Thür
Und gib heraus mein Kränzlein mir!"

Nach dieser Aufforderung bewegt sich der ganze Hochzeitszug mit dem Staroſten und der Musik an der Spitze vor die Kammer, die Mutter der Braut bringt die Ruthe von dort heraus und überreicht sie dem Staroſten. Die Mädchen singen:

„Der Schulz geht über's Brückchen
In seinem langen Röckchen,
Der Schulz hat sich zum Flur gewandt,
Das Rüthlein grünt in seiner Hand."

Die Musik spielt und der Zug kehrt in die Wohnstube zurück. Hier heben die Brautjungfern sofort an: „Tretet an Ihr Eltern, tretet an und segnet die Kinder zur Trauung." Auf diesen Ruf hin nehmen die Eltern der Braut am Tische Platz, der Staroſt, die Ruthe immer in der Hand, heißt das Brautpaar sich neben ihn aufstellen und beginnt, sowie sie den Eltern gegenüber beisammen stehen, die „Abbitte", das heißt er hält eine Anrede und, wenn er es selbst nicht kann, so thut dies ein Gewandterer für ihn. Solcher Abbittreden gibt es viele, in Prosa sowohl, als auch in Reimen verfaßte. Bei den Laſowiaken wird zumeist folgender Text gebraucht: „Ich bitte Euch alle, Freunde, Nachbarn, Brüder und Schwestern um Aufmunterung . . . . Gelobt sei Jesus Christus! Du aber Bräutigam und Du Braut, macht Euch auf den Weg zur heiligen Kirche, zum Eheſtande, zur ewigen Vermählung. Diese Eure Eltern hier haben Euch dazu auferzogen und Euch beschenket nach Möglichkeit. Wenn Du sie einmal beleidiget und nicht um Verzeihung gebeten hast, so thue ihnen Abbitte. Ihr aber, Eltern, verzeihet Euren Kindern von ganzem Herzen, aus Eurer ganzen Seele und segnet sie für ihren künftigen Lebensweg. Wenn Gott immer in Eurem Herzen und Gedächtniß sein wird, wenn Ihr Euch gegenseitig achten werdet, so wird es Euch gedeihen in der Kammer und im Speicher, im Hause und auf dem Felde.

Und jetzt komm' Du Braut und Du Bräutigam und umfasset der Eltern Knie, damit Ihr erhaltet ihren Segen auf Euren Lebensweg, Amen!" Nun händigt der Staroſt dem „Hochzeitsmarſchall" die Ruthe ein und die Brautjungfern ſingen:

„Spiel' auf Muſik, ſpiel auf recht friſch nun wieder,
Und Du N. (Name der Braut), Du neige Dich zur Erde nieder.
Spiel' auf Muſik, ſpiel auf recht friſch nun wieder,
Und Du N. (Namen des Bräutigams), Du neige Dich zur Erde nieder."

Die Muſik ſpielt auf, das junge Paar macht die „Knieumfaſſung" an den Eltern, welche gewöhnlich unter Thränen antworten: „Gott, gebe Dir Glück und Segen!" Iſt die Braut eine Waiſe, ſo ſingen die Brautjungfern noch während der Knieumfaſſung:

„Ach Mutter komm' hernieder,
Vom Himmel ſteig' herab,
Man brauchet hie Dich wieder,
Laß Dich am Strahl herab,
Am gold'nen Sonnenſtrahle,
Mit Dir die Heiligen alle!

Da ging das Mütterlein
Und bat das Jeſulein:
‚Zur Hochzeit komm' es morgen'.
Doch weiß das Jeſulein
Und ſagt's dem Mütterlein:
‚Daß Freunde ſie beſorgen'."

Dieſe tiefe Verneigung machen die Brautleute zu dreien Malen vor den Eltern und gehen dreimal von rechts nach links um den Tiſch herum, an welchem Jene ſitzen. Wenn dies vorüber iſt, ſingen die Brautjungfern:

„Dreh Kränzlein Dich im Kreiſe,
Um Vaters Tiſch herum;
Ich muß ja wohl im Kreiſe
Mich drehen, rund herum,

Um Vaters Tiſch mich treiben,
Weil man auf keine Weiſe
Mich länger hier läßt bleiben."

Jetzt ſchwingt der „Marſchall" die Ruthe in der Luft und ruft: „Mir nach!" und geht, vom Brautpaar und der Muſik gefolgt, dreimal, von rechts nach links ſchreitend, um den Tiſch herum, der ganze Hochzeitszug hinter ihnen drein, während die Mutter der Braut oder die älteſte Werberin alle mit Weihwaſſer beſprengt. Auf dem Tiſche liegen Brodſchnitten, von denen jeder Vorüberziehende eine nimmt, um ſie dem vor dem Hausflur ſtehenden Bettler zu geben. Nach dreimaligem Umſchreiten des Tiſches verläßt der Zug in derſelben Ordnung die Stube. Die Braut bleibt an der Schwelle zum Hausflur ſtehen, der Bräutigam außen an jener des Hauſes und beide machen die Knieumfaſſung an jedem der Hinausgehenden (ſei er groß oder klein), um von Jedem das freundliche „Gott gebe Dir Glück und Segen!" zu vernehmen. Im Hofe, vor dem Hausflur bleiben alle ſtehen. Hier übergibt der Feſtmarſchall die Ruthe auf eine Weile ſeinem Stellvertreter, dem Vicemarſchall, und bewirthet die Feſtgäſte mit dem Inhalt einer ihm vom Brautvater gereichten Flaſche. Nachdem alles ausgeſchenkt und getrunken worden, wirft er die Flaſche

und den Kelch über das Hausdach, die Musik spielt einen „Tusch", hie und da werden aus dem Hinterhalte Pistolen- oder Flintenschüsse abgefeuert und jetzt nimmt der Marschall wieder die Ruthe aus den Händen seines Stellvertreters. Nun nähert sich ihm die älteste Brautjungfer, steckt an jede von deren Sprossen einen Apfel, bindet dem Marschall ein schönes Band um den Hals und befestigt einen Strauß an seine Mütze. Die Mädchen singen:

„Heiliges Kreuz, Du uns geleite,
Die gute Stunde gib uns heute,
Geleite uns, heilige Marie,
Nicht groß ist unsere Compagnie!"

und der ganze Zug setzt sich zu Fuß nach der Fahrstraße in Bewegung. Während dieses Ganges spielt die Musik und die Brautjungfern singen leise die vorgeschriebenen Lieder. Auf der Fahrstraße stehen schon die Wagen bereit. Auf dem ersten Wagen nehmen Platz: das Brautpaar, der Festmarschall, die älteste Brautjungfer, der Starost und die älteste Werberin, auf dem zweiten die übrigen Brautjungfern, auf den übrigen Wagen der Rest des Zuges und die Musikanten. (Bei den Krakowiaken sitzen die Brautführer zu Pferde.) Während des Platznehmens singt der Marschall, gegen die Braut hingewandt, Folgendes:

„Setz' Dich jetzt N. herauf,
Dein Zöpflein steck Dir auf;
Steck' Dir daraus ein Rädchen,
Bist nimmermehr ein Mädchen."

Die Braut klettert auf den Wagen, setzt sich jedoch nicht nieder, denn sie muß stehend fahren, sei es nur drei Feldlängen weit, und währenddessen Strohhalme und Heu aus dem Wagen auf den Weg streuen — „man weiß nicht, zu welchem Andenken". Die Musik spielt auf, Gesang erschallt und die Wagen jagen dahin, „was das Zeug hält". Wenn man vor einer Bildsäule oder einem Kapellchen vorbeifahren muß, bekreuzen sich die Brautjungfern und singen: „Brautführer und Brautwerber, nehmt ab die Mützen hie, denn hier ist Christi Leiden und der Jungfrau Marie." Vor der Trauung legen die Brautleute ihre Beichte ab und treten an den Tisch des Herrn. Nach der Trauung nimmt der Marschall die Äpfel von der Ruthe herab, weil sie „ihm zukommen". Nur den „Mittleren", das heißt jenen, welcher auf die Mittelsprosse gesteckt war, übergibt er der jungen Frau.

Nach Hause kehrt man in derselben Ordnung zurück als man zur Kirche gekommen war. Hier erfolgt die Bewirthung des Hochzeitszuges mit einem frischen Trunke, und wenn dies abgethan ist, fordern die Mädchen den Marschall zum Tanze auf. Nun beginnt die Musik die Polonaise zu spielen. Der Marschall, die Ruthe in der Rechten, geht in Begleitung der Brautführer einmal um die Stube herum, worauf er die älteste Brautjungfer bei der Hand faßt und einen Rundgang mit dieser macht. Sodann übergibt er sie dem ihm zunächst folgenden, und so gehen der Reihe nach alle Brautjungfern und zuletzt die Werberinnen von Hand zu Hand um die Stube herum. So oft der Starost seine Tänzerin wechselt, singen die Zurückbleibenden: „Unser Marschall geht zum Tanze,

Weihnachtsritt bei den Laſowiaken.

tanzt mit ihm das Rüthlein grün, unter'm Rüthlein, unter'm Rüthlein geht ein schönes Mägdlein hin." Nach dieser „Polonaise" stellt der Marschall die Tische auf, die „Köchin" hat die Gerichte aufgetragen und die Mädchen geben singend das Zeichen zum Festmahle. Dem jungen Paare wird nur Hirsebrei, und dieser ohne Salz gereicht, „damit es lerne, Salz und gute Nahrung zu verdienen". Dafür bekommen die übrigen Hochzeitsgäste alles, was nur die ländliche Küche ersinnen kann. Auch das Festmahl verlauft nicht ohne Gesang. Die armen Brautjungfern kommen nicht zu Athem; kaum sind sie auf eine Weile verstummt, so fangen sie wieder von neuem an. Bald schmähen sie mit der jungen Frau, daß sie nicht genug guten Barszcz gegeben hat, bald necken sie die Werberinnen und werfen ihnen vor, daß sie, „was sie nicht fertig essen und fertig trinken, unter die Arme stecken". Ist es endlich Zeit vom Tische aufzustehen, so singen die Mädchen „Lieb' Marschällchen, lieb' Marschällchen, führ' hinaus die Mädchen, denn verknittert sind die Schürzchen worden hinter'm Tische." Die Musik spielt die „Polonaise" und der Marschall führt den Reigen an, wie nach der Ankunft aus der Kirche. Man trägt die Tische hinaus und nun setzt sich das Singen, Spielen, Tanzen und die Bewirthung bis in die späte Nacht hinein fort.

Auch den folgenden Tag über dauert die Unterhaltung, bald im Hause der Braut, bald bei der ältesten Werberin, bald bei der ältesten Brautjungfer. Überall Trinken, Essen, nach dem Essen die „Polonaise" und darnach andere, nicht vorgeschriebene Tänze. Erst am Abend findet die „Heimführung" statt. Der ganze Zug hat sich im Hause der Braut versammelt, um die Neuvermählte in das Haus des Gatten zu geleiten. Allein sie hat sich irgendwo versteckt, weshalb die Brautjungfern den Brautführern vorwerfen, daß sie nicht genug aufgepaßt haben:

„Euch trifft die Schuld, Ihr Junker,
Daß uns're (N.) ist fort!
In Wald ist sie gegangen,
Verloren ist sie dort."

Sie fügen jedoch sofort hinzu:

„Die (N.) müßt Ihr nicht suchen,
Nicht an ihr Fenster pochen,
Sie kommt von selbst zurücke,
Wie's Schäfchen zu der Krippe."

Allein die Junker (Brautführer) laufen in alle Winkel, in alle Nebengebäude und suchen theils die Braut, theils solche Gegenstände, die sie aus deren Elternhause für die junge Hausfrau mitnehmen könnten. Findet man endlich die Braut, welche sich manchmal sogar in einem anderen Hause verborgen hatte, so führt man sie herbei und überantwortet sie dem Marschall. Der Vice-Marschall hat unterdessen das Stühlchen gefunden, das der Ceremonie des „Behaubens" dienen soll; die Mutter hat dem Starosten das Bettzeug der Braut übergeben, die Brautführer ergreifen nun alles, was ihnen beim Suchen der Neuvermählten in die Hände gefallen war, der Vater hat dem ganzen Zuge zugetrunken;

nun ist alles bereit; also stimmen die Brautjungfern Klagelieder an, worin sie im Namen der Braut vom Elternhause Abschied nehmen, und so verläßt der Hochzeitszug das Haus und macht sich auf den Weg. Die Mädchen singen:

„Trüb sind worden, trüb sind worden die Wänd' in Vaters Haus,
Fort geflogen, fort geflogen ist ein buntes Vöglein d'raus,
Hell sind worden, hell sind worden am Himmel alle Sternelein,
Denn der (N.) er führt die (N.) bei sich ein."

Die Braut weint, reißt aus, aber vergebens! Zwei so festen Burschen, wie der Marschall und sein Stellvertreter sind, kann auch das findigste Mädchen nicht entkommen. Endlich bleibt der Zug an der Einfriedung vor des Bräutigams Hause stehen; denn das Gitterthor ist verschlossen. Da singen die Mädchen:

„Verschlossen ist das Pförtlein | Wer schließt es uns wohl auf?
Mit einem gold'nen Ringlein, | (N.) spring herbei im vollen Lauf!"

Der Bräutigam kommt heraus und öffnet das Gitter, worauf der Hochzeitszug vor der Hausthür abermals Halt macht. Auch diese ist verschlossen, so bitten denn die Mädchen die Mutter des Bräutigams singend um Einlaß. Die Mutter öffnet die Thüre, und die Brautjungfern ermahnen die Neuvermählte, sie möge die Schwelle mit dem rechten Fuße zuerst überschreiten, damit Glück und Gottes Ehre mit ihr einziehe.

An der Hand geführt überschreitet die Braut die Schwelle und tritt in die Stube ein. Die Mutter des Bräutigams hat indessen Salz und Brod auf den Tisch gestellt und um diesen Tisch führt nun der Bräutigam seine Braut dreimal nach rechts herum. Die Mädchen aber, nachdem sie den gerechten Tadel ausgesprochen, daß die Schwelle zu hoch sei, daß man sich leicht daran die Füße brechen könne, singen: „Wie froh wird doch, wie froh wird doch des (N. N.) Stube sein, es flog herein, es flog herein ein buntes Vögelein."

Inzwischen hat der Bräutigam seine Gattin dem Marschall übergeben. Dieser stellt sich mit ihr vor die Musik auf und stimmt ein Lied an. Nachdem er gesungen und einmal herum getanzt hat, übergibt er sie dem nächsten Brautführer und so einer dem andern bis hinunter zum Letzten, und jeder singt dabei das vorgeschriebene Liedchen und tanzt einmal um die Stube herum. Diese Liedchen schildern die schwere Arbeit des Landmannes, die Sorgen des Lebens, die häufigen Unannehmlichkeiten, welche von Seiten des Mannes und die noch häufigeren, welche von Seiten seiner Mutter kommen. Einer der Brautjunker thut, als ob er nicht singen könnte; er besinnt sich lange, endlich singt er:

„O Heuchen, Du Heuchen von der Sense gemäht, | O Heuchen, gar feucht ist unter Dir ja der Grund,
Jetzt wirst Du von N. auch um und um noch gedreht. | Uns're N. ist wie ein Beerchen, so frisch und so rund!"

Hierauf kommen die Brautjungfern an die Reihe, von der ältesten angefangen bis zur letzten; jede singt und tanzt einmal mit der Braut herum. Die Lieder, welche sie singen,

sind meist schön und rührend. Bald nehmen sie für immer Abschied von der Freundin, mit welcher sie so viel verkehrt haben und drücken Bedauern über den Verlust der Freiheit aus, welche nun unwiederbringlich dahin ist, bald sprechen sie die Hoffnung aus, daß der Ehestand ihr Glück bringen werde und loben dabei oder necken auch den Bräutigam, Alles dies rührt die Neuvermählte bis zu Thränen; so singt die letzte der Brautjungfern zu ihr gewendet:

„Wein' nicht! um's Kränzlein sei N. Dir nicht leid,
Spend' eine Messe, dem Herren geweiht,
Dem Herrn Du Dich weih' und Seinem Mütterlein,
Und fern wird Dein Lebtag das Böse Dir sein."

Während dieses letzten Gesanges und Rundtanzes richten die Brautjunker ein strenges Augenmerk auf Thür und Fenster; denn es soll die „Behaubung" stattfinden. Also ist die Neuvermählte geneigt, davon zu laufen; allein der Marschall hat sie schon aus den Händen der letzten Brautjungfer in Empfang genommen und der Vicemarschall hat schon das Stühlchen in die Mitte der Stube gestellt. Die Braut reißt sich los, wirft den Schemel einmal, zweimal um; doch setzt sich der Marschall endlich selbst auf den Stuhl und setzt sie sich mit Hilfe des Vicemarschalls auf die Knie. So ist sie nun von der Übermacht bezwungen und die Brautjungfern geben das Zeichen zur „Behaubung".

„Nun heißt's fort, meine N., nun heißt's fort,
Mit den Zöpfchen unter's Kästchen; nimm die Haube dort!
Kukuk hat geschrie'n beim Pfühlchen
Und geweint hat N. am Stühlchen.
Kukuk schrie am Baum unzählig
Und geweint hat N. glückselig,
Kukuk schrie, hat aufgehört.
Was hat dir der Herr gewährt?
Allerschönster Lohn ward mir gewähret,
Dem Waldvöglein ward grünes Gras bescheeret."

Die älteste Werberin, die Starostin, ist nun zur jungen Frau getreten, hat ihr den Haarschmuck abgenommen und will sie behauben. In manchen Gegenden schneidet man der Braut den Zopf ab und legt ihn in die Haube. Bei den Lasowiaken ist dies nicht der Fall. Hier hebt die Starostin den Zopf in die Höhe und bemüht sich der Braut die Chemelka, das heißt einen hölzernen Reif, auf den Kopf zu stecken, um welchen man den Zopf herumwindet, worauf man die aus ungebleichtem Zwirn verfertigte Haube setzt. Allein, ehe ihr dies gelingt, hat die Braut mehrere solcher Chemelki zerbrochen, und es wäre sicher nicht möglich, ihr den Kopfschmuck aufzusetzen, wenn der Starostin nicht auf ihr Bitten von den Brautjunkern dadurch geholfen würde, daß sie die Hände der Braut festhalten. Über die Haube hat die Starostin endlich das weiße Tuch gelegt, wie es die Frauen zu tragen pflegen und damit ist die Ceremonie der „Behaubung" vollendet. Allerdings äußert der Marschall singend, daß die Starostin die Braut „schief behaubt" habe, allein sie schenkt dem keine Aufmerksamkeit; sie antwortet ihm ebenfalls singend, daß die Braut dessenungeachtet eine Frau und der Bräutigam ihr Mann sei. Endlich stellt sie sich mit der Braut vor die Musik hin und erzählt singend, sie sei auf dem Jahrmarkt

gewesen, habe sich eine junge „Kalbin“ gekauft und frägt, ob sich nicht Einer fände, der sie kaufen wolle. Das ist die wieder aufgenommene Komödie, mit welcher das „Versprechen“ begonnen hat. Es meldet sich der Bräutigam, die Starostin überantwortet ihm die Neuvermählte, damit er sie, ehe er zahlt, „herumführe“. Der Bräutigam will nun mit ihr tanzen, sie aber thut als ob sie hinke und halbblind wäre. Da das der Bräutigam sieht, erklärt er der Starostin, daß er ein solches Geschöpf nicht brauchen könne; die Starostin aber zeigt sich aufgebracht darüber, wie er nur so etwas erfinden könne, nimmt ihm die

Herumgehen mit Tur.

Braut wieder ab und fängt an mit ihr zu tanzen, indem sie singt: „Weder blind ist sie, noch krumm, seht nur, wie sie springt herum“. In der That zeigt sich bei der Braut keine Spur eines Gebrechens. So will denn der Bräutigam abermals mit ihr tanzen, allein es wiederholt sich dasselbe Spiel; erst nach dem dritten Versuche fängt die Braut an prächtig mit ihm zu tanzen. Nachdem er sich nun überzeugt hat, daß der Gattin nichts fehle, sagt er: „Wohlan, jetzt will ich sie Euch schon bezahlen.“ Er bringt irgend ein Getränk und bewirthet zuvörderst die Starostin, dann den ganzen Hochzeitstroß. Die Mutter des Bräutigams hat ein Nachtessen aufgestellt, während der Marschall dergleichen thut, als kehre er mit der Ruthe alle Winkel der Stube aus, darauf bindet er die Krajka (Gürtel) und das Band von der Ruthe los, nimmt sich den Gürtel, gibt dem Vicemarschall

das Band und händigt die Ruthe dem jungen Paare ein. Dieses dankt ihm durch das „Knienmfassen“, die Ruthe aber wandert unter die Familien-Reliquien. Bei Tische fällt der jungen Ehegattin bereits die Rolle der Hausfrau zu, womit das Hochzeitsfest seinen Abschluß findet, namentlich da die Musikanten nicht mehr aufspielen wollen, weil es „ihr Recht ist, nur bis zur Behaubung zu Diensten zu stehen“. Am nächsten Tage kommt, wer es noch aushält, zur Nachfeier und unterhält sich gegen die Mittagszeit, natürlich ohne Musik, da diese schon vom Bräutigam fortgeführt worden. „Man leert die Fässer“, heißt es, „bis an den Boden, die Werberinnen essen die Würste zu Ende, die Mädchen die Brösschen, die Starosten nagen die Knochen und die jungen Tröpfe haben schwere Köpfe.“

Abläſſe. Das polnische Volk pflegt zu bestimmten Zeiten nach jenen Orten zu wallfahrten, welche durch Wunder oder Abläſſe geheiligt sind. Ein solcher Ort findet sich nahezu in jedem Landbezirke. Nach diesen nähergelegenen Orten pilgert das Volk mit Fahnen und Heiligenbildern, oft auch mit seinen Geistlichen an der Spitze, nach den entfernteren und berühmteren Wallfahrtsorten, wie Lezajsk oder Kalwaria Zebrzydowska in Galizien, wie Czeſtochowa im Königreich Polen, gelangen die pilgernden Massen unter der Leitung von Führern, welche der Wege und der an Ablaßorten üblichen Ordnung kundig sind. Sie machen den Weg zu Fuße und besuchen auf der Pilgerfahrt alle bedeutenderen Kirchen, an welchen sie vorüber kommen. Unterwegs singen sie andächtige Lieder, wobei der Anführer vorher jede Strophe des zu singenden Liedes laut ansagt. An den berühmteren Orten kann man 30.000 bis 50.000 Wallfahrer sehen, in Czeſtochowa jedoch ist auch die Zahl von 100.000 keine außergewöhnliche Sache.

Die Leichenbeſtattung. Der Tod wird durch gewisse außergewöhnliche Zeichen angekündigt: Durch das Winseln eines Hundes, den Schrei einer Eule, das Stehenbleiben einer Uhr ohne sichtbare Veranlassung, das Erscheinen des „Todes“ selbst, der sich entweder in der Nacht vor den Fenstern, oder direct dem Kranken zeigt. Erscheint der Tod zu Häupten des Kranken, so muß dieser unbedingt sterben, zeigt er sich bei den Füßen desselben, so geschieht diesem nichts. Wem es einmal beschieden ist zu sterben, dem helfen keine Ärzte. Wenn es mit dem Kranken schlecht steht, so ruft man den Priester herbei, und liegt er in der Agonie, so bettet man ihn auf „grades Stroh“, das heißt, auf den Fußboden der Stube, auf welchen man einen Bund geraden, unzerknitterten Strohs gebreitet hat, und zündet eine geweihte Kerze an. Der Sterbende sieht seinem Ende mit großer Ruhe entgegen; ist er im Stande zu reden, verbittet er sich das Wehklagen der Angehörigen, theilt Ermahnungen aus, nimmt Abschied von den Seinen und von den Freunden und im letzten Augenblicke macht er noch mit der Hand das Zeichen des Kreuzes, so wie er es gemacht hatte, als er aus dem Hause ging oder fuhr, wenn er sich nach einem entfernten Orte auf den Weg machte. Nur ohne Beichte zu sterben ist ihm schrecklich,

es sei denn, daß man im Kriege, in der Schlacht falle; da genügt es wohl, wenn man sich bekreuzt und zu Gott hinauf seufzt. Ein solches Heldenthum im Augenblicke des Todes vermag nur ein starker Glaube zu verleihen.

Der Sarg wird aus einfach abgehobelten Brettern in Gestalt einer Kiste ohne allen Zierat verfertigt. Er wird nicht bemalt und auf dem Deckel wird nur ein mit Kohle gezeichnetes Kreuz angebracht. Man wäscht den Verstorbenen und bekleidet ihn mit seinem „Sterbegewand". Für einen Mann näht man das lange Sterbehemd aus weißer Leinwand, mit schwarzem Gürtel, und ein Beinkleid, wie er es immer trug, aus weißem Leinenstoff. Der Kopf ist bedeckt oder auch nicht, die Füße sind mit Socken, seltener mit Stiefeln bekleidet. Unter dem Kopfe befinden sich Späne von den abgehobelten Sargbrettern. Die Frau wird mit dem Gewande bekleidet, das sie im Sommer zum Kirchengange trug, es fehlt nur das Tuch, das sie gewöhnlich überwarf. Ein Mädchen wird, wie zur Trauung angekleidet, den Kranz im Haar, in den Sarg gelegt. Außerdem legt man ein Skapulier, einen Rosenkranz dem Verstorbenen auf die Brust und, wenn er des Lesens kundig gewesen war, das Gebetbuch, aus welchem er gebetet hat, in die Hände. Die Hobelspäne, welche nicht zur Kopfunterlage des Verstorbenen verwendet worden sind, wirft man über die Umzäunung des Hauses hinaus, damit die Vorübergehenden sie erblicken und ein „Gott gebe ihm die ewige Ruhe" sprechen.

Solange sich der Verstorbene noch im Hause befindet, kommen Verwandte und Bekannte und beten für die Seele des Abgeschiedenen. Wenn man den Sarg aus dem Hause trägt, berührt man mit demselben dreimal die Schwelle und spricht dabei: „Friede sei mit diesem Hause". Solange die Kirchenglocken noch nicht läuten, wohnt die Seele des Hingeschiedenen, heißt es, noch in seinem Leibe und hört und sieht alles, was um sie herum vorgeht. Erst mit dem Anschlagen der Glocken eilt sie vor Gottes Richterstuhl. Das Trauergefolge pflegt sehr zahlreich zu sein. Als Führer functionirt ein Mann, der in diesen Dingen bewandert ist. Er stimmt die Gesänge an. Er ist es auch, der „abbittet", das heißt die Abschiedsworte spricht, entweder bei dem Aufbrechen des Leichenzuges aus dem Hause, wenn die Kirche sich im selben Dorfe befindet, oder vor der letzten Bildsäule des Dorfes, wenn die Kirche des Sprengels an einem anderen Orte ist. Der Texte zu diesen Reden gibt es viele, der Inhalt derselben ist jedoch überall nahezu derselbe. Zuletzt läßt der Vorbeter drei Vater Unser und dreimal den Englischen Gruß für die Seele des Abgeschiedenen beten, und endlich tritt Jeder an den Sarg heran, wie dies auch in Niederösterreich der Brauch ist, und umfängt ihn mit den Armen zum Zeichen des Abschiedes. Wenn man einen Todten in das Grab hinunter senkt, wirft jeder der Anwesenden ein Klümpchen Erde auf den Sarg. In manchen Gegenden thun es die Verwandten nicht, weil es Schaden bringen soll. Auf die Gräber werden Kreuze gesetzt

oder Bäume gepflanzt oder sie bleiben auch ohne jedes Zeichen. Nach dem Begräbniß pflegt im Todtenhause eine bescheidene Bewirthung stattzufinden.

Volkslied. Die polnische Volkssprache kennt den Ausdruck „Poesie“ nicht. Das Wort wiersz (Vers) aber bedeutet soviel, als „Zeile“ und darf nicht, wie dies manchem Ethnographen begegnet, mit wiersza verwechselt werden, das aus der Volksdichtung bekannt ist und ein bis heute bei den Lasowiaken und anderwärts bekanntes Werkzeug zur Fischerei bezeichnet. Alles, was nicht Prosa ist, wird vom polnischen Volke „Lied“ genannt; und das mit Recht, da außer den gereimten Sprichwörtern und Räthseln alles als Lied, das heißt Gesang, fortlebt.

Erst in unserem Jahrhundert hat sich die Aufmerksamkeit der Forschung der urwüchsigen Volksdichtung zugewendet. Seit 1820 ungefähr werden in allen Theilen Polens Lieder und Erzählungen gesammelt und veröffentlicht. In Galizien ist diese Richtung hauptsächlich durch einen Mann repräsentirt, welcher in der Geschichte dieses Landes sich einen rühmlichst bekannten Namen gemacht hat. Wenzel Zaleski, in seinen letzten Lebensjahren k. k. Statthalter, war ein eifriger Liebhaber und Sammler des Volksliedes, und ließ unter dem Pseudonym Wacław z Oleska eine Sammlung derselben erscheinen, die in jenen Jahren die reichhaltigste war und für immer verdienstvoll bleiben wird.

Das Volk unterscheidet „weltliche“ das heißt profane, und „fromme“, das heißt religiöse Lieder oder vielmehr Gesänge; unter den weltlichen wieder śpiewki („Liedlein“, „G'stanzeln“) und Lieder im eigentlichen Sinne. Die letzteren sind, wie die frommen Lieder, ausschließlich für den Gesang, die „Liedlein“ außerdem zum Saitenspiel und Tanz bestimmt. So sind denn die śpiewki eigentlich Tanzlieder oder Tanzweisen.

Das Tanzlied bildet den Löwenantheil der polnischen Volkspoesie, nicht nur um seines fast unerschöpflichen Reichthums willen, sondern auch darum, weil es im eigentlichsten Sinne Volkspoesie, das heißt eine wahrhaftig aus dem Herzen des Landvolkes geschöpfte Poesie ist, weil es dieses Volk und mit ihm die ganze Nation am getreuesten wiederspiegelt. Da es dazu bestimmt ist, vor den Musikanten abgesungen zu werden und zumeist vor ihnen komponirt wird, so ist das Tanzlied der Natur der Sache nach kurz, zwei- oder vierzeilig (selten länger). Da aber der Musikant es dem Gehör nach spielen soll, damit der Sänger mit seinem Dirnlein tanzen könne, was ihm beliebt, so ist sein Rhythmus und seine Melodie der Rhythmus und die Melodie der polnischen Tänze.

Es kann nichts Anmuthigeres geben, als dieses Ablauschen, und im Fluge Erfassen des Volkscharakters, wie er sich da ohne den geringsten Vorbedacht oder Vorsatz gibt.

Wenn der Bauernknecht mit seiner Tänzerin vor den Musikanten steht und singt:

„Bin ein schlanker Bursche,
Fürchte keine Prügel;
Wer die Prügel fürchtet
Bleibe hinter Schloß und Riegel.“

oder: „Todt ist Maciek, maustodt, liegt schon auf der Diele,
Thät man ihm was geigen, spräng' er auf beim Spiele;
Denn Mazur hat solch' ein Leben
Wer auch todt ist, muß sich regen."[1]

so ahnt er gar nicht, daß er in Geberde und Tone, sowie in den Worten seines Liedchens dem Zuschauer und Hörer das eigentlichste Mark der polnischen Natur offenbart,

Wenzel Zaleski.

Seelenheiterkeit, lebhaftes Temperament, militärische Strammheit, Tüchtigkeit und Frische, bei alledem aber ein goldenes, der edelsten Gefühlsausbrüche fähiges Herz. Derselbe kriegerische, schneidige Ton, dieselbe frische, heitere, aber abgerissene, gleichsam commandoartige Melodie herrscht auch dann vor, wenn das verwundete Herz weint und das Auge

[1] Hier, wie an anderen Stellen ist der Übersetzer mit dem Reim etwas frei umgegangen, wie dies auch in der ungezwungenen Form der Originale oft vorkommt. Er hat sich indessen bemüht den Hauptaccent auf den Rhythmus der verschiedenen Tänze zu legen, wo sich dies mit dem Accent des deutschen Metrums vereinen ließ, hat aber sonst, wo dies nicht anging, den Tanzaccent, welcher sich ohnedies nur im $^2/_4$- oder $^3/_4$-Tact wiederkehrend bewegt, der Ungezwungenheit des Ausdrucks aufgeopfert.

sich mit Thränen füllt, auch dann, wenn der Gedanke unter schweren Kümmernissen Trost und Hilfe im Himmel sucht. Die Melancholie ist hier ein seltener, fast nie gekannter Gast.

So wie das Volk selbst mit der Natur eng verbunden und für ihre Erscheinungen empfänglich ist, so geht auch in seinen Liedern gewöhnlich irgend ein der Natur entlehntes Bildchen vor, worauf der Gedanke folgt, den der Sänger auszudrücken wünscht; auf diese Art entstehen oft wahre Perlen von Gedanken, Empfindungen, Scherz, Muthwillen, Satyre in der goldenen Fassung einer anmuthigen Form:

„Die Weichsel fließt und fließet, läßt hinter sich kein Zeichen,
Und ein artig Mädchen schilt nicht auf Ihresgleichen.

„Die Weichsel fließt und fließet, und braust über's Gestein,
Und wer nicht fleißig schafft, der heimset Armut ein."

„Pferdchen trink' kein Wasser, denn trüb ist's Wässerlein,
Du trau ja keinem Burschen, sonst wirst betrogen sein."

„Es rauscht der Wald, es rauscht der Wald, es rauscht das Zweigelein;
Ich seh' ihn nicht, ich hör' ihn nicht, den Allerliebsten mein."

„Wo es hell sollt' werden, hat sich's schwarz umzogen,
Schon ist unsre Liebe mit dem Wind verflogen;
Mit dem Wind verflogen, mit dem Fluß verronnen,
Als wär' diese Lieb' nie in die Welt gekommen."

„Einer Stalowianka ist es schlimm ergangen,
Denn ihr ist aus Liebe das Herz entzwei gegangen,
Wollt' ihr's Herzlein flicken ein Drähtler wohlgeübt,
Kaum hat er begonnen — ist er schon verliebt."

„Bin ich erst ein Pfarrer, viel ich kopulir',
Welches Mädel schön ist, das behalt ich mir."

„Wüßtet Ihr's, Ihr Mädel, wüßtet Ihr es nur,
Was ein alter Bursch ist für 'ne Creatur!
Soll er Feuer machen: brennt den Bart er an,
Soll er Wasser holen: hinken wird er dann."

„Geht hinauf, ihr Schäfchen, Böck' bleibt unten fein;
Von Rudow die Bursche haben krumme Bein'.
Denn sie gehn zum Tanze, wie vom Bock das Horn,
Hinten krumme Füße und der Bauch steht vorn."

Und der Inhalt dieser „Lied'ln"? Er ist offenbar so mannigfaltig als das Leben. Das Liedl ist wie ein reiner Wasserspiegel, in welchem der Landmann seine Gestalt, seine Seele, alle seine Freuden und Leiden, seine Mühen und Sorgen erblickt, alles was er liebt oder nicht liebt, alles was er erhofft und begehrt und was er vermeiden möchte.

Die Mutter singt an der Wiege:

„Lulu, Kindchen, lulu, du mein Kleines, schlaf',
Daß man es nicht schlage, werde 's Kindchen brav:
Schlafe Kindchen, schlafe, wachse wie die Riesen,
Treibst dann bald, mein Falke, Gänschen auf die Wiesen".

Wasserbegießung zur Osterzeit.

Auf der Weide singt man:

„Treib' die Schafe nicht, o Hirtin, in den Thau, ja Thau,
Naß machst Du die nackten Füßchen, schau wie naß, ja schau!
Treib' die Ochsen nicht in's Feld, mag Dich nicht sehn, nicht sehn,
Mit den meinen werden Deine nimmer gehn, nicht gehn."

Der Verliebte:

„Du mein liebes Mädchen, Du mein Schwarzaug' hier,
Springt mir aus dem Leibe schier mein Herz zu Dir."

Die Glückliche:

„Es strahlt der Mond, er strahlet, es helfen ihm die Sterne,
Bin häßlich ich, so haben die Bursche mich doch gerne."

Einer, dem die Zeit beim Pflügen lang wird, weil man ihm kein Frühstück bringt:

„Ach mein Gott, ach mein Gott!
Kleine Lerche pflüget,
Wachtel treibt sie, Wachtel treibt,
Wo nur 's Frühstück bleibt!"

Er fürchtet sich vor dem Militärdienst:

„Du Kaiser, o Kaiser, hol' zum Krieg uns nimmer
Denn die Mütter weinen, daß die Erde wimmert."

Da er genommen worden:

„So spielt mir auf, Ihr Leute, diesen Krakowianen,
Denn sie nahmen gestern mich zu den Uhlanen,
Gestern zum Uhlanen, heute zum Wojaken,
Spielt mir auf, Ihr Leute, diesen Krakowiaken."

In böser Stunde:

„Fing ich mit dem Mädel erst an zu scharmuziren,
Kommt ein Blatt geflogen, fort muß ich marschiren."

Sie heiratet:

„Fröhlichkeit, Fröhlichkeit, auf vier Wochen Zeit,
Kümmerniß und Trauer dann auf ew'ge Dauer."

Man lacht den Mazovier (Mazuren) aus, weil er dumm ist, er aber macht sich nichts daraus, weil er kräftig ist:

„Hast Du jemals schon gesehen,
Wie 'n Mazure kommt zur Welt?
Sieben Tag' kann er nicht sehen
Und am achten geht der Held.
Hast Du jemals schon gesehen
Wie so ein Mazure lebt?
Seine Freunde liebt er innig,
Prügelt seinen Feind unsinnig."

Der Krakowiake:

„Bin ein solcher, bin ein strammer,
Strammer Krakowiak', strammer Krakowiak'.
Rothe Mütze, rothe Mütze,
Zolldick der Beschlag,[1]
Weiß ist die Sukmane,
Dane, meine Dane."[2]

Unter den Goralen:

„Ging mein Mädchen einmal hin zu den Goralen,
Hat sie schön gebeten um eine Schnur Korallen.
Gaben ihr das Schnürchen, wollten auch daneben
Noch ein schönes Bändchen ihr zum Schmucke geben;
Noch ein schönes Bändchen und die zweite Schnur,
Wenn gefreit der Bräut'gam ihre Tochter nur;
Die Tochter ward gefreit, doch hin sind die Korallen,
Denn es sind gar geizig immer die Goralen."

[1] Bezieht sich auf die hufeisenförmigen Beschläge der berühmten Krakauer Stiefel.

[2] Dane, ein in den polnischen Volksliedern oft wiederkehrendes, offenbar aus euphonischen Bedürfnissen entstandenes Füllwort.

Alle diese kleinen Tanzweisen ergreifen die Dinge im Fluge, sowie nur etwas Neues auftaucht. Es sind nun auch schon Bosnien und Herzegowina darin wiedergespiegelt, sowie die Kriegsereignisse, welche sich dort zugetragen haben.

Ein Mittelglied zwischen diesen Tanzweisen und den eigentlichen Liedern bilden die längeren Weisen, die nicht zum Tanze bestimmt sind, aber dennoch die Melodie und den Rhythmus der Tanzlieder tragen.

Sobótka-Feier.

Überboten:

„Lieb' Schusterlein, Schneiderlein, arbeit nur frei
Und Stiefelchen mach' mir aus Ochsengeschrei."
„Wohl mach' ich aus Ochsengeschrei Dir die Schuh,
Du dreh mir den Pechdraht aus Regen dazu."
„Ich dreh' Dir aus Regen das Pechdrähtlein schon,
Du näh' mir ein Mieder aus hochrothem Mohn."
„Das Mieder aus hochrothem Mohn ich Dir näh',
Du bett' mir ein Lager auf wogender See."
„Das Lager auf wogender See bett' ich dann,
Schlaf' aus Dich darauf, doch komm' dran nicht an."

Mückenunglück: (in Szujski's Übersetzung.)

„Welch' ein Getöse in dem Wald,
Daß es im Dorfe wiederhallt!
Die Mück' ist von der Eich' gekrochen,
Sie fiel, das Rückgrat ist gebrochen!
Die Schenkel sind entzwei gesprungen,
Sie hat beschädigt auch die Lungen!
Wie es die Fliegen nun erfahren,
Da kommen sie in großen Scharen.
Sie gehen hin, sie geh'n zurücke:
„Willst Du den Arzt, Du liebe Mücke?"
„Wozu unnöthig Geld verprassen?
Den Prior soll man kommen lassen!"
Groß war das Wehe, stark das Weinen.
Sämmtliche Fliegen stöhnen, greinen.
Schön das Begräbniß, seltene Pracht,
Die Fliegen haben es gemacht,
Fliegen den Grabstein auserlesen.
Gar traurig ist es dort gewesen.

Die Lieder im eigentlichen Sinne, welche ausschließlich für den Gesang bestimmt sind, sind größtentheils Dumki, Romanzen, Balladen oder Legenden. Manche darunter sind von den bedeutendsten polnischen Dichtern benützt worden. Das Lied, welches mit den Worten beginnt:

„Es ist uns Kunde worden,
Den Herren thät die Frau ermorden,
Hob ihn im Gärtchen auf
Und pflanzte Sinngrün d'rauf".

hat Mickiewicz die Unterlage für seine Ballade „Die Lilien" gegeben. Auf das Lied von den zwei Schwestern, deren eine die andere beim Himbeerpflücken erschlug, um die Gattin eines mächtigen Herrn zu werden, hat Słowacki seine Tragödie „Balladyna" aufgebaut. Diese beiden Lieder sind sehr alt; nicht minder alt ist aber auch das Lied vom „Bettelsoldaten", der „durch Brach und Wälder geht und vor Hunger oft vergeht, endlich fällt er vor'm treuen Pferdchen nieder und das Pferd gräbt mit den Füßen ihm sein Grab."

„Scharrt mit Füßchen und voll Mitleid schaut's hinab.
Steh' auf, Herrchen, junges Herrchen, blutjung Herrchen,
Bin dein Pferdchen, Dein getreues, treues Pferdchen.
Als mein Herrchen auf mir saß noch, auf mir saß noch,
Reines Körnchen da ich aß noch, da ich aß noch;
Jetzt ich auch kein Häcksel habe, Häcksel habe,
Bald zerreißt mich Kräh' und Rabe, Kräh' und Rabe.
Schwesterlein hat das vernommen, das vernommen,
Heiße Thränen sind ihr kommen, sind ihr kommen."

Der Soldat, welcher im Kriege fiel, und von der Schwester, Mutter oder Geliebten beweint wird, ist ein sehr beliebtes Thema. Nicht minder auch die betrogene Liebe. Zu dieser Gattung von Liedern gehört das in ganz Polen gesungene Lied von „Kasienka":

„Jas' die Pferde tränkte, Kasia Wasser holte.
Jas' hat sie beredet, daß sie wandern sollte,"

und ehe sie sich auf den Weg macht „Silber und Gold genug mitnehme". Kasia thut dies auch und sie entfliehen zusammen. Anfangs haben sie nichts miteinander gesprochen,

dann werden sie dreister. Jas' hat ihr das Gold und das Silber und das noch viel kostbarere Kränzlein abgenommen und nun befiehlt er ihr, nach Hause zurückzukehren. Sie wollte nicht, da

„Faßt Jas' die Kasia um die Mitte und
Wirft sie in's Flüßchen, in den tiefsten Grund."

Nun fleht Kasia den Jasienko, den „Falken", um Rettung an, er aber antwortet barsch:

„Nicht warf ich Dich hinein, um wieder Dich zu retten,
Doch daß dein Zopf sich sollt' im tiefen Grunde betten."

Zum Glück befinden sich einige Fischer in der Nähe, welche Kasia's Stimme vernommen haben und sie nun vom unvermeidlichen Tode erretten. Nun kehrt sie in die Heimath zurück.

„Nun ging sie zur Kirche, steht vor der Thüre draus,
Und sieht sie die Mädchen, bricht in Thränen sie aus,
Da seht doch Ihr Mädchen, Ihr Frauen desgleichen,
Gar schlecht ist 's, dem Vater, der Mutter entweichen,
Dem Vater, der Mutter, den Seinen dazu,
Was ist aus mir worden, Gott, Einziger Du!"

Allein nicht jedes Fräulein kann man so leicht besiegen wie Kasienka und nicht jede Liebe endet so traurig. Davon erzählt ein anderes größeres Lied voll poetischer Anmuth, das, so wie jenes, allgemein bekannt ist und gesungen wird. Es ist das Lied, darin der Liebende immer wiederholt: „Doch wirst Du die Meine sein, meinem Willen Dich ergeben", worauf sie immer antwortet: „Nie werd' ich die Deine sein, Deinem Willen mich ergeben"; sie möchte sich ihm entwinden, und wünscht, bald „ein kleines Vögelchen zu werden, das sich im dichten Gebüsch verbirgt", bald „ein goldener Ring, der auf dem Wege dahinkollert", bald wieder „ein Fischlein, das im reißenden Fluß dahinschwimmt", dann wieder „ein Sternlein am Himmel, das den Menschen strahlt"; allein er hat zum Fällen der Sträucher Beile, zum Erblicken des dahinrollenden Goldringes hat er Falkenaugen, dichte Netze, um das Fischlein einzufangen, mit seinem Pfeil aber wird er sogar das Sternlein am Himmel erreichen. So gesteht sie denn zuletzt:

„Ach! nun seh' ich, 's ist nach Gottes Wort,
Wo ich mich wende, Du findest mich dort.
Also muß ich die Deine sein,
Und mich Deinem Willen weih'n."

Hocherfreut erwidert er hierauf:

„Spielt Musikanten, auf allen Geigen,
Nun wird Gott Lob doch ein Weibchen mein eigen.
Nun also wirst Du die Meine sein,
Meinem Willen Dich auch weih'n."

Ein sehr rührendes Lied ist auch das von der Waise, das man überall hört, wo man polnisches Landvolk findet. Eine junge Waise wandert durch ein Dorf und wird von Hunden angefallen. Da ihr Niemand zu Hilfe kommt, so erscheint „der Herr Jesus selbst vom Himmel" und „beschützt sie mit einem Stückchen Brot". Er befiehlt ihr dann, nach dem

Kirchhof zu gehen und am Grabe der Mutter Zuflucht zu suchen. Sie wird es finden, denn es wachsen darauf drei Zweiglein. Eines soll sie ausreißen und es über dem Grabe schwenken, da wird sich die Mutter sicherlich melden. Die Mutter hat sie gehört, und, als sie erfahren, daß es ihre Tochter sei, meint sie, sie würde dieselbe gerne in ihrem Grabe aufnehmen, doch weiß sie nicht, wovon das arme Kind im Grabe leben könnte. Die Waise versichert ihr, sie werde Würzelchen essen, durch Gottes Gnade leben. Die Mutter ist nun soweit beruhigt, sie wünscht nur, daß die neue Mutter dem Kinde das Hemdchen wasche. Das erschütternde Bild ihres Elends jedoch, wie es die kleine Waise schildert, überzeugt die Mutter bald, daß diese die Stiefmutter vergeblich bitten würde. Da erscheinen drei Engel, welche das Waisenkind in den Himmel führen, während gleichzeitig der Teufel kommt, um die Stiefmutter hinter die Höllenpforte zu bringen. Nun:

„Die Stiefmutter schauet herum weit und breit,
Da sieht sie die Waise im Himmel schon weit;
Da schauet die Wais' in die Höll' weit und breit,
Die Stiefmutter sieht sie tief unten zur Zeit."

Nun verlangt die Stiefmutter heftig, zur Erde zurückzukehren, sie würde nun ganz anders mit dem Stiefkinde verfahren, das ist aber vorbei. Das Lied schließt mit den Worten:

„Umsonst ist's, Du Böse! so rechne Du nicht!
Das Kindlein zu pflegen, war früher Dir Pflicht;
Doch Du hast der Waise nur Böses gethan,
Darum in der Hölle, so brenne fortan."

Unter den frommen Liedern sind die Kolendy, das heißt die Lieder, welche die Geburt des Herrn besingen, wahre Schätze der Volkspoesie; und zwar nicht etwa durch die Vortrefflichkeit ihrer Form, denn gerade die manchmal bis zur äußersten Grenze gehende Einfachheit ist ihr besonderes Merkmal; auch nicht durch das Außergewöhnliche ihres Inhaltes, denn es sind gar keine außergewöhnlichen Ideen darin zu finden, sondern dadurch, daß sie zugleich religiös und volksthümlich sind. Ein heißer, naiv-kindlicher Glaube hat hier jener jugendfrischen Poesie, welche zum erstenmal in die Gotteswelt heraustritt, die Hand gereicht, um mit ihr vereint ein Bild des Charakters, Lebens und Denkens eines Volkes zu schaffen. In diesen Liedern ist alles, von der Melodie angefangen bis in das kleinste Detail herab, polnisch, sogar die Allerheiligste Familie, wie sehr sie auch von göttlicher Majestät umflossen ist; wie ist es erst das Ställchen, in welchem der Heiland das Licht der Welt erblickt, wie sind es erst die Leute, welche mit Spenden herankommen, den neuen Herrn zu begrüßen, ihre Gaben, und ihre Lieder!

Es bricht die Nacht herein, in welcher die „Lilie, die unbefleckte Maria, erblühen soll". Die Familie ist auf der Wanderung; der heilige Josef eilt, allein Maria bittet ihn, langsamer zu gehen. Endlich geht der Alte voraus, sich um eine Herberge umzusehen und nimmt einen Krug für Wasser mit. Allein weder eine Herberge noch Wasser wird ihm zu Theil und obendrein wird er gescholten und beschimpft. Josef, das Alterchen, neigt kummervoll sein graues Haupt und weiß nicht was anzufangen, bis endlich ein Bürgersmann

von Mitleid ergriffen und um nicht in Ewigkeit verdammt zu werden, ihm den Weg zum Ställchen weist, dorthin wo es hell war. Dieses ärmliche Ställchen ist Gegenstand mehrerer Weihnachtslieder von ungewöhnlichem poetischen Reize, von Holz gebaut, schlecht mit Stroh bedeckt und so wacklig, daß Josef es mit Stützen befestigt; dabei Kälte, Frost. Vom Strohdach niederhängende Spinnengewebe sind der Schmuck dieses Palastes, in welchem Jesus anstatt des Bettchens eine kleine Krippe hat, anstatt zarter Flaumen stechendes Heu und

Konik Zwierzyniecki in Krakau.

wo die Armuth anstatt in Purpur und kostbare Perlen Ihn in elende Windeln bettet. Armes Ställchen; aber trotz alledem, wie prächtig ist es durch den, welcher in ihm zur Welt gekommen:

„Ein Ställchen erbärmlich,
Verlassen und ärmlich,
Erfüllt ist's mit himmlischem Glanze,
Hier schlummert stille
In armer Hülle
Kind Jesus im Strahlenkranze.
Mit weißem Gefieder
Kniet vor ihm nieder
Der Engel Schaar, die vorüber gezogen,
Ihr Goldhaar strahlet
Und darüber malet
Sich farbig ein Regenbogen."

Von diesem Ställchen geht ein solcher Glanz aus, daß „der ganze Himmel davon glüht", und die Engelchöre, die darüber schweben, musiciren und singen so laut, daß man

es weit und breit hört. In der Umgebung befinden sich „Hirten", getreu nach der Natur copirte polnische Bauern. Es ist Nacht, ein Jeder von ihnen schläft nach der Arbeit fest, jeder, wo er eben in seiner Müdigkeit hinfiel; auf dem Heuhaufen, auf dem Schober, im Schuppen, in der Scheune. Auch sie haben das Singen und Musiciren der Engel gehört. Einer von ihnen erwacht und meint, es sei heller Tag. Er ruft also den Kuba, den Maciek, den Kazimir, sie sollen so schnell als möglich aufstehen und das Vaterunser beten. Sie raffen sich auf, aber gemächlich; einen oder den anderen hat man sogar „beim Schopf" nehmen müssen. Dieser Moment des Erwachens der Hirten, dann ihres Hineilens zum Ställchen, ihres Darbringens von Gaben und ihres Verweilens an der Krippe hat der humoristischen Behandlung ein reiches Feld eröffnet und ist das Lieblingsthema vieler Kolendy. Nach einem anderen Texte z. B. scheint es den aufwachenden Hirten, daß ein Feuer ausgebrochen sei, „wer weiß, ob nicht die ganze Welt brennt." Da bemächtigt sich ihrer ein ungeheurer Schrecken und in dieser Angst kollert einer oder der andere vom Heuschober oder dem Heuberg auf die Erde herab. Sobald sie zu sich gekommen sind, erklärt der älteste und gescheiteste unter ihnen, welcher gewöhnlich Bartosz genannt wird, was das zu bedeuten habe und räth ihnen, ein jeder möge zusammenraffen, was er nur könne und nach Bethlehem eilen, um das „Gottkind" zu begrüßen. Es wird auch gut sein, die Musikinstrumente nicht zu vergessen. Alle machen sich eiligst auf den Weg. Sie nehmen „Butter, Wecken, Hühnchen mit für's kleine Kindchen; kleine Käse, Quark, frisch und fein, für das junge Fräulein, Birnen, Pflaumen, Äpfelchen für Josef, das Alterchen" und zudem alles, was nur Küche und Vorrathskammer oder das Ställchen des polnischen Landmannes besitzen mag: Würste, Speck, Eier, Gänse, Enten, Hühner, Putenhähne, Erbsen, Grütze, Honig, Milch, Rahm, Krebse und dergleichen. Überdies:

„Lief Kuba zur Heerd', einen Hammel zu fangen,
Will nicht ohne Gabe zum Herren gelangen,
Der Stasiek, der packt ein Schaf bei den Beinen,
Dem Bartek eine Ziege will besser scheinen,
Faßt sie bei den Hörnern, der Jasiek ein Schäflein,
Der Jacek, der schreit: lauft mir doch nicht davon,
Auch ich will mit Euch, ich komme ja schon,
Laßt mich schnell nur beschlagen die Schuh,
Dann wandre ich mit Euch immer zu,
Um der Gesellschaft willen.

He, Jacek Du Tropf, schnell beschlag Du die Schuh
Und komm mir herbei und zu Hilfe im Nu,
Daß die Ziege mich nicht auf ihre Hörner spieße,
— Ei! schlag mit dem Stecken ihr zwischen die Füße,
Da wird sie nicht stoßen. —
— Auch Du Simonchen, komm mit uns im Verein!
Ach ich ergeh's nicht, mich schmerzt ja mein Bein!
— Wir setzen auf die Ziege Dich auf dann selbander,
Da bleiben wir alle so schön bei einander
In Gesellschaft."

Auf der Wanderung ist es natürlich nicht ohne Abenteuer abgelaufen. Mathies z. B., das Alterchen, lief schnell hinter den andern her und hat „den Wolf gesehen!" Er ist so erschrocken, daß er die Quarklaibchen verlor. Es war noch ein Glück, daß er außerdem noch etwas Graupen bei sich hatte und eine „fujarka" (Querpfeife), denn sonst wäre

er mit leeren Händen gekommen und hätte höchstens „das Kind aufhalten“ können. Dem Lorenz ist das Zicklein vom Strick ausgerissen und „als er hinterher lief, da hat er seine messingene Hirtenpfeife aus dem Sack verloren.“

„Aber Iwan
Faßt den Krug an,
— Ein wenig Rahm war drin —
Lauft ihnen gach
Auf dem Fuße nach
Wie toll zum Ställchen hin,
Gar nicht umgürtet.
Maciek und Wojtek, die kommen zu spät,
Die hatten am Weg sich beim Kragen,
Da haben selbander
Die Zwei miteinander
Ein ganzes Schock Eier zerschlagen!“

Was aber pilgert nicht alles zu diesem Ställchen des Jesukindes! Mazuren, Ruthenen, Lithauer — ganz Polen in allen seinen Volksschattirungen; zugleich mit ihnen aber auch der Ungar und der Deutsche, der Holländer, der Italiener, der Franzose der Spanier, der Däne und der Engländer, der Portugiese — endlich der Zigeuner. Alle aber sprechen in ihren Dialecten und zwar mit solchen Worten, welche sie gerade charakterisiren.

Der Mazure spricht:

„Ei, du mei,
Komm herbei
Zur Salmei
Und zur Hirtenpfeife;
Wollen dem Kindlein singen,
Sön und lieb soll's klingen,
Daß das kleine Herrchen
Sich mit uns freue!“

Der Ruthene singt:

„Halleluja
Pomyluja!
Die Einen ruft herbei,
Die Andern bittet frei,
Sollen schnell her springen,
Klöße, Knödel bringen,
Alles das für's Herrchen sei!“

„Aus dem Wald der Lette
Läuft wie eine Klette,
Springt da um die Wette;
Macht ein Mangold-Süppchen
Für das liebe Püppchen.
Die Kakucha theilt mit Fingern er,
Die Kadiucha stellt er auf mit Schmer
Wiotalis Keptas!“

„Ungar, Stutzer kommt mit Salben
Und mit Ölen in den Schoppen;
Fangt erst hier zu singen an;
Legem, legem, maletana,
Bring ich, hát, für kleine pana
Jse Oel und zunde Tropfen.“

„Der deutsche Mann
Marschirt sodann
Hinter ihnen ebenfalls,
Singt aus vollem Hals:
„Ach, ach, meine Kinder,
In sehr großem Winter
Ist geboren, auserkoren,
In der Krippe nicht erfroren
In Bethlehem im Stall!“

„Den Franzos rief niemand hin,
Dennoch aber sah man ihn,
Mon Dieu, was geschieht?
In Betleem der 'Immel glüht!
Notre Dame, 'eilig Mädken
Jk begrüßen 'ier dein Knäbken,
Bon jour, o bon Dieu!“

Im Innern des Ställchens entfaltet sich anfangs ein Bild inbrünstiger Andacht. Man bittet das kleine Jesukind um seinen Segen, man beklagt es, daß der Herr der ganzen Welt so arm auf die Erde gekommen; dies alles wird in den verschiedensten Tönen und Weisen mit wahrhaft poetischer Anmuth gesungen. Noch geht das Darbringen der Opfergaben mit großer Schüchternheit vor sich, allein nach und nach dringt Heiterkeit hervor und es wird eine Art polnischer Tauffeier daraus. Nachdem man die Spenden niedergelegt hat, beginnt man zu singen. Allein gleich die erste Probe ist durchaus nicht gelungen. Kuba namentlich hatte keine Spende, um sie dem Herrn darzubringen, „so hieß man ihn singen." Er sang denn auch!

„Holt herauf die Stimme, meckert wie ein Schaf
Daß den alten Josef großer Schrecken traf!
Spricht zu ihm der Alte: sing nicht gar so schön,
Könnt vor lauter Schrecken dem Kindchen was geschehn;
Lieber spielt zu Gottes Ehr,
Das gefällt uns mehr,
He, Kolenda! Kolenda!"

Da beginnt nun im Ställchen das Musiciren, es wird getanzt und ohne Trinken geht es auch nicht ab. Es entsteht ein so lustiges, ein so durch und durch typisch polnisches Bild, daß nur die wörtliche Wiedergabe einer der Kolenden ein bestimmtes Bild davon zu geben vermag.

„Heissa hei, heissa hei!
Kommen Leutchen,
Hirtenleutchen,
Mit den Flöten,
Mit den Pfeifchen.
Heissa hei, heissa hei!
Sie verlassen ohne Weile
Ihre Herden und in Eile
Nach Betlehem sie zieh'n.
Heissa hei, heissa hei!
In der Mitte
Vor der Hütte
Walek dudelt;
Stach, der hudelt
Auf dem Horn zu Gottes Ehr'.
Heissa hei, heissa hei!
Diese spielen, jene singen,
Andere tanzen um und springen
In der Hütte hin und her.
Heissa hei, heissa hei!

Den alten Mathes
Dort, den hat es!
Er geigt ohne Ende,
Ihm zittern die Hände.
Heissa hei, heissa hei!
Auf der anderen Seit'
Steht der Marek breit,
Greift in bester Laune,
Gar zu der Posaune.
Heissa hei, heissa hei!
Du kleiner Bub',
Geh' die Cymbel schlagen
Und Ambros, Du
Sollst die Ziegen verjagen.
Heissa hei, heissa hei!
Jan Grybowik vor sich hin
Bläst die Flöt' durch dick und dünn.
Heissa hei, heissa hei!
Der Tuba, der tutet
Gar wohlgemuthet,

Krakauer Bauernhochzeit.

In's Horn stößt Bolz,
Als hackt' er Holz.
Heissa hei, heissa hei!
Mark, an der Linken hält ein Ferkel,
Mit der Rechten dreht er 's Werkel.
Heissa hei, heissa hei!
Der Michel trinkt,
Der Fedko springt,
Der Eine schlägt die Pauk' in Ruh
Und der Klimek weint dazu.
Heissa hei, heissa hei!
Simon, Lorenz als ein Paar
Blasen auf der Sackpfeif' gar.
Heissa hei, heissa hei!
Aus der Hütt' mit Sack und Pack,
Holt sich Wojtek den Dudelsack
Und mein Lukas auf der Flucht
Schnell noch seine Trommel sucht.
Heissa hei, heissa hei!
Andres, Jacek, beide munter,
Fideln sich die Schnurbärt' runter.
Heissa hei, heissa hei!
Josef lobet, rufet heiter:
Immer weiter, immer weiter!
Geigt und fidelt immer bunter,
Frisch mir ein' Mazur herunter.
Heissa hei, heissa hei!
Orgel dreht mit flinker Hand
Gregor, Antek lauscht gespannt.
Heissa hei, heissa hei!
Und der Kaspar mit dem Jacek,
Sowie Sobek, Stach und Wacek,
Alle steh'n auf einem Flecke,
Binden Saiten an die Egge.
Heissa hei, heissa hei!
Christian Lerchlein auch, so jung,
Macht vor Freude einen Sprung.
Heissa hei, heissa hei!
Ludwig's Stimme hat 'nen Schall
Wie von einer Nachtigall,
Andres Stimme klingt nicht still,
Wie vom Ochsen das Gebrüll.
Heissa hei, heissa hei!
Immer mehr und and're kommen,
Dominik hat 's Horn genommen.
Heissa hei, heissa hei!
Hat's in Mund gar nehmen müssen,
D'rauf die Zähne zugebissen,
Als er hört die frohe Weise,
Wie sie singen laut und leise.
Heissa hei, heissa hei!
Gar die Skrupulanten sprangen,
Als die Harfentön' zu ihnen drangen.
Heissa hei, heissa hei!
Und auf's G'radwohl aus dem Töpfchen,
Trinken Wein so Tropf als Tröpfchen,
Trinken, springen,
Lachen, singen:
Heissa hei, heissa hei!
Kamen alle her wie toll,
Und stäubten auch die Hütte voll.
Heissa hei, heissa hei!
Und ist nimmer auch ein Zweifel,
Daß die lieben armen Teufel
Niemals rochen eine Prise,
Dennoch gab es ein Geniese.
Heissa hei, heissa hei!
Jeder nicht dem Herrn kann dienen,
Josef treibt sie jetzt von hinnen:
Heissa hei, heissa hei!
Schlafen, schlafen geht nur alle,
Geht hinaus mir aus dem Stalle,
Es ist genug und hohe Zeit
Und vorbei die Lustbarkeit.
Heissa hei, heissa hei!"

Eine andere Kolenda erzählt uns, wie dieses Völkchen vor seinem Fortgehen den kleinen Jesus in den Schlaf singt:

„Lulu, Du Jesus, Perlchen mein,
Du Allerliebstes, schlafe nur ein,
Lulu, mein Kindchen, mein Jesulein,
Mütterchen Du, mach' daß es nicht wein'."

Und in dieser Melodie und Tonart singen sie weiter, nennen das Jesukind „ein wunderhübsch's Engelchen", „das anmuthigste Blümchen der Welt", „das allerzierlichste Röslein", „die allerlieblichste Lilie," „ein den Augen angenehmes Sternchen", „die allerreinste Weltsonne" und versprechen ihm „süße Beeren", „Butterbrödchen", „schöne Äpfelchen" und alles, was sie nur als allerbestes kennen, damit es nur schlafe. Jesus hat sie mit seinen kleinen Händchen gesegnet, Josef, der Alte, will sie schon verabschieden, indem er ihnen für ihre reichlichen Gaben und die Belustigung das polnische: „Gott möge euch das vergelten", ausdrückt; allein es wird ihnen allzuschwer, fortzugehen. Sie zögen es vor, für immer hier zu bleiben.

Außer den Hirten und Bauern kommen auch die verschiedensten Handwerker zur Krippe und ein Jeder verspricht, irgend eine Spende zu bringen: Der Schneider „ein Hemdchen" und „ein Kleidchen", der Kürschner „ein Pelzchen", der Bäcker „einen Laib hellen Brodes." Ein schmerzliches Gefühl bemächtigt sich der heiligen Jungfrau, da der Seiler einen Strick darbringt und der Schmied Nägel spendet; allein die Kolenda darf nicht so schmerzlich ausklingen, so wird denn die Geschichte mit dem Schuster eingeflochten. Diesen will man anfangs gar nicht einlassen, weil er „nach Theer riecht." Endlich läßt man ihn ein, doch behauptet Josef, daß Jesus „keine Stiefelchen mag." Da geht nun der arme Teufel ganz desperat hinaus und sagt zu sich:

„Du lieber Gott,
Es ist eine Noth!
Auch nicht ein Stiefelchen
Hilft mir beim Herrgottchen."

Selbstverständlich haben die Kolenden auch das Auftreten der drei Könige aus dem Morgenlande sich nutzbar gemacht. Herrlich im Hinblick auf Melodie und Inhalt ist jene Kolenda von den drei Königen, welche mit den Worten beginnt:

„Weltenherrscher ihr und Weise,
Wohin eilet ihr so schnelle?
Seid ihr, Könige, auf der Reise
Nach des Kindchens Lagerstelle?
Keinen Thron hat's in der Hütte,
Hält kein Scepter in der Hand
Und schon zieht prophet'sche Kunde
Seines Tod's von Land zu Land."

In dem Bestreben, die Wichtigkeit des Augenblicks zu schildern, wie die Geburt des Erlösers eine ist, malt die Phantasie des Volkes eine völlige Umwälzung der Natur aus und führt jegliches Gethier und Gevögel in die Hütte ein.

„Auch die Bäume wissen's schon,
Früchte bringen sie verkehrt:
Äpfel tragt der Eiche Kron',
Tann' mit Birnen ist beschwert."
„Löwen führen Holz selbander,
Bären pflügen unterdessen,
Haf' und Hund ruh'n bei einander
Und aus einer Schüssel fressen."

Eine ungeheure Menge von Thieren und Vögeln hat die Hütte angefüllt:

„Mehr von allem hier nun gar
Als in Noah's Arche war;
Dort nur paarweis kam's heran,
Hier war alles, was nur kann
Die Erde geben, die Erde geben."

Mit den herbeigekommenen Gästen machte sich der Hahn, als ein der Wirthschaft Kundiger zu schaffen. Er ist's, welcher weiß, wohin man Jeden unterbringen soll, damit er Nahrung finde. Es folgt dann Musik und Gesang. Der Bär, welchem es vollkommen an musikalischem Talente gebricht, hat wenigstens ein Vaterunser gebetet; unter den Vögeln führt natürlich die Nachtigall den Reigen an.

„Nachtigall fängt im Diskant an,
Stieglitz singt den Alt fürbaß,
Den Tenor bringt Staar gewandt an
Und die Taube girrt im Baß, girrt im Baß.
Sperling auch, das arme Seelchen,
Piepst erfroren aus dem Kehlchen,
Seht, seht, seht, seht welch' ein Wunder
Zu uns kam Gott herunter, Gott herunter.
Haubenlerch' mit ihren Jungen
Hinter'm Ofen hat gesungen:
Zirp, zirp, zirp, zirp, Herr, Du Lieber,
Eh' der Frost nicht ist vorüber, nicht vorüber."

Wiewohl die Kolenden in den Hütten sowie in Edelhöfen und Palästen mit gleicher Liebe gepflegt werden, so besitzen wir doch bis heute noch keine vollständige Sammlung derselben. Sie sind im Laufe der Zeit entstanden und tragen auch die Spuren verschiedener Zeitalter. Ihr Anfang reicht bis in das Mittelalter hinauf; im XVI. Jahrhundert aber werden sie schon von Dichtern nachgebildet. Die meisten unter den allgemein bekannten Weihnachtsliedern sind im XVII. und XVIII. Jahrhundert entstanden. Es ist durchaus irrig, wenn man das Wort Kolenda mit dem bei den Slaven nie vorhanden gewesenen heidnischen Gotte „Kolend" oder „Kolad" in Verbindung gebracht hat. Der Ausdruck „Kolenda" bezeichnet in der polnischen Sprache ein dargebrachtes Geschenk, und zugleich ein Lied über die Geburt des Herrn und stammt von dem lateinischen Ausdruck „Calendae" ab. Zu Neujahr, lateinisch Calendis Januariis genannt, herrschte und herrscht so wie überall, auch in Polen die Sitte, daß man einander Glückwünsche darbrachte und gegenseitig Geschenke gab. Die Schuljugend richtete bei diesem Anlasse Ansprachen an weltliche und geistliche Würdenträger und pflegte auch Lieder zu singen, welche die Geburt des Herrn behandelten und auch eine Art Geschenk d. i. Kolende waren. Die Krippenspiele thaten das Übrige, die Sache kam unter das Volk, und dies ist der Beginn der „Kolenden". Sie sind durch christliche Cultur entstanden und nicht durch Vermittlung irgend einer heidnischen Gottheit.

Volksschauspiel. Bei dem polnischen Volke hat sich das Schauspiel in zweifacher Weise ausgebildet: als Faschingsspiel, von dem bereits die Rede war, und als Krippenspiel. Die Krippenspiele, welche nach unserer Meinung den Faschingsspielen als Muster vorangegangen waren, sind von den Schulen und Klöstern herzuleiten, welche den Gläubigen die Geburt des Heilands im Bilde darstellten. Die älteren Texte, welche unter den Kolenden in sogenannten Kantiken (Kirchengesängen) auf uns gekommen sind, bestehen aus zwei Haupttheilen. Der erste Theil stellt den Augenblick dar, da einer der „Hirten",

Polnischer Nationaltanz in Podolien.

welcher zur Nachtwache ausersehen war, eine „ungeheure Brandröthe“ am Horizont erblickt, die anderen weckt und sie aufstehen heißt, und wie nun diese im größten Schrecken von ihrem Lager aufspringen und ein wunderbares Spielen und Singen vernehmen. Das ist das Zeichen, welches ihnen die Engel von der Geburt Christi geben, indem sie dieselben zugleich auffordern, nach Bethlehem zu eilen, um ihn zu begrüßen. Sie begreifen das nicht, denn sie haben bisher nichts von Christus gehört; allein der Älteste von ihnen erklärt ihnen dieses große Ereigniß und so machen sie sich denn mit Opfergaben, Kolenden spielend und singend, auf den Weg. Der zweite Theil stellt die Hirten vor dem Ställchen des Christkindes dar. Hier legen sie in tiefster Demuth ihre Gaben nieder und singen und spielen dabei Kolenden; doch gibt es auch Texte, worin noch keine Kolenden vorkommen. Die Hirten, welche sich nach Bethlehem begeben, bitten hier nur den Weisesten unter ihnen, er möge ihr „Orator“, ihr Redeführer, sein. In Bethlehem wird also anstatt der Kolenden eine Anrede in Prosa gesprochen, welche sie im Chore nach dem Anführer wiederholen. Diese Stücke sind durchaus volksthümlich; die Namen der Personen, ihre Spenden, die Art ihres Ausdrucks und ihres Verhaltens, alles ist durchaus polnisch. Aus den Schulen und Klöstern dringt die Sache unter das Volk und wird noch charakteristischer durch die Einführung neuer Figuren, wie: des Krakowiaken, des Mazuren, des Goralen, des Lithauers, Ruthenen, Juden und Zigeuners; kurz, es ist hier ganz Polen ethnographisch dargestellt.

Mit der Zeit wurde zu den zwei obenerwähnten Theilen des Stückes ein dritter gefügt, welcher den König Herodes vorführt, später aber erweitert auch als selbständiges Stück aufgeführt wurde. Herodes und die drei Könige, welche bei ihm erscheinen, geben Anlaß zum Auftreten von Ministern, von Militär, eines Rabbiners, des Todes, des Teufels, einer Hexe ꝛc. Der Verlauf des Stückes ist gewöhnlich folgender: Herodes, durch verschiedene Berichte beunruhigt, will in Erfahrung bringen, wo Christus geboren worden und sendet seine Höflinge nach einem schriftkundigen Rabbiner aus. Der herbeigeführte Rabbiner verweigert die Aussage, allein durch Gewaltmittel gezwungen nennt er Bethlehem als den Geburtsort Jesu. Gleichsam als eine Bekräftigung der Worte des Rabbiners kommen die drei Könige an. Herodes ordnet den Kindermord an, allein, kaum haben die Höflinge ihm die Kunde gebracht, daß seine Befehle vollzogen sind, als ein Engel erscheint, welcher ihm verkündet, daß seiner ein trauriges Ende harre. Es taucht nun auch ein schrecklicher Zug mit dem Tode, dem Teufel und der ihm ergebenen Hexe auf. Herodes möchte sich der Gefahr irgendwie entziehen; er verspricht dem Tod Erhöhung, den Purpur, endlich den Thron, aber alles vergebens. Da flüstert der Teufel dem Herodes zu: „Du Dummkopf, soll dich der Tod aus dieser Welt wegraffen, entleibe dich lieber selbst!“ Der Teufel siegt offenbar, denn er hüpft vor Freude und singt:

„Von Lysa Góra bin ich der Teufel
Reiß' mir des Königs Haut in Streifel
Auf Gürtel!"

Der Tod, welcher dies bemerkt, geht ab. Herodes ersticht sich wirklich, nach ihm thun dies seine Höflinge; nun eilen mehrere Teufel herbei und helfen ihren Genossen die Leichname hinaustragen, wobei sie singen:

„Hu, hu, hu!
Wer in diesem Hause lebet,
Der soll die Kolenda geben!"

Der Räubertanz in der Hohen Tatra.

Hier kommt der heilige Josef mit einer Büchse hervor und sammelt Geld von den Zuschauern, während die Engel und nach ihnen die drei Könige hinter der Scene Kolenden singen.

Tänze. Die polnischen Tänze sind auch außerhalb der Grenzen Galiziens bekannt. Ein Theil derselben nahm seinen Ursprung gleichsam in der Gesammtheit des Volkes, andere wieder nahmen den ihren in den einzelnen Volks-Individualitäten und wurden erst mit der Zeit gleich jenen Gemeingut. Zu den ersteren gehören: die Polonaise, bei dem Volke „polnischer Tanz" genannt, und die Polka; zu den letzteren: der Krakowiak, der Mazur, der Oberek oder Obertas, der kleine Tanz, der Räubertanz und wie sie

sonst noch heißen mögen. Der Obertas ist, wie dies Kenner schon lange bemerkt haben, nichts anderes als ein in hüpfendem Tempo getanzter Mazur, ebenso der „kleine Tanz“ und der Räubertanz. Letzterer ist ausschließliches Eigenthum der Goralen des Tatragebietes, der „kleine“ hingegen, wiewohl er bei ihnen auch sehr beliebt ist, auch anderswo bekannt.

Es besteht natürlich ein großer Unterschied zwischen der Art und Weise, wie ein und derselbe Tanz von den gebildeten Classen und jener, wie er von der ländlichen Bevölkerung ausgeführt wird; allein das Grundprincip bleibt hier und dort das gleiche. Beim Volke stellt man sich immer im Kreis zum Tanze und tanzt auch im Kreise, wobei der Tänzer des ersten Paares Anführer ist. Dies ist durchaus nothwendig, da eigentlich jeder Tanz beim Volke fast nur eine Figur hat, es also nicht nöthig ist, einen Figurenwechsel anzusagen; dafür aber wird hier der Reihe nach innerhalb einer Tanzpartie mehrmals herumgetanzt; bei jedem Wechsel des Tanzes aber muß einer der Tänzer der immer nur nach dem Gehör spielenden Musik durch Gesang die gewünschte Melodie angeben. Wenn der Anführer schon bei mehr als einer Hochzeitsfeier gewesen und „Brod aus mehr als einem Ofen gegessen hat“, so hält er gewöhnlich in einer Tanzpartie folgende Ordnung der Tänze ein: Polonaise, Mazur, Obertas, Krakowiak.

„Ich kenne keinen Tanz“, sagt ein französischer Schriftsteller, welcher um das Jahr 1645 in Polen weilte, „der Liebenswürdigkeit, Würde und Anmuth so sehr in sich vereinte, wie die Polonaise. Es ist dies der einzige Tanz, welcher den ehrwürdigsten Personen und den Monarchen, sowie der ritterlichen Tracht wohl ansteht. Der Charakter dieses Tanzes hat seine Poesie und seine nationale Eigenartigkeit, deren Hauptmerkmal eine feierliche Würde ist. Er drückt nicht Leidenschaft aus, sondern tritt auf als ein feierlicher Festzug.“ So ist die Polonaise bis heute geblieben und dieselbe Würde kennzeichnet sie auch bei dem Landvolke, das sie, wenn auch mit geringerer Kunstfertigkeit tanzt. Dieser Tanz geräth leider bei dem Landvolke in Vergessenheit, so zwar, daß, wo er nicht einen fest vorgezeichneten Platz in einer Hochzeitsceremonie einnimmt, wie etwa bei den Lasowiaken, man ihn nicht einmal dem Namen nach kennt und er zu einem fast gedankenlosen Herumgehen zwischen zwei Tänzen oder vor Anfang des Tanzens herabsinkt.

„Im Mazur“, sagt ein Kenner, „treffen alle Grundelemente des Tanzes zusammen. Es ist vieles vom kriegerischen Element darin. Sein Schritt allein stellt uns sehr nachdrücklich gleichsam einen sich auf seinem Pferde herumtummelnden Reiter vor; das Stampfen mit dem Fuße — das ist das Stampfen des ungeduldigen Renners, der Hołubiec (das Umsichselbstdrehen des Tänzers oder Paares mit dem lauten Aneinanderschlagen der Absätze) — das ist der dem Pferde gegebene Sporenstreich; der lebhafte mehr springende als gleitende Schritt des Tänzers — stellt bald den Galopp,

bald den Trab, bald den Schritt des Pferdes vor. Die Kopfbewegungen sind gleichsam das Herumdrehen des Renners. Bald wirft sich der Reiter geschickt herum, bald wieder hält er im vollen Lauf ein, bleibt stehen und schlägt die beschlagenen Absätze aneinander. Der Jüngling, welcher mit seiner Rechten ein Mädchen an ihrer Linken hält, zieht sie mit Leichtigkeit mit fort, als entführte er sie zu Pferde. Sie hingegen zieht ein wenig zurück, gleichsam einen Liebeskampf mit der unseren Frauen eigenthümlichen Beschämtheit durchführend. Endlich faßt sie, nach einer nicht allzu langen Flucht, der Ritter um die Mitte und schließt den Tanz, indem er sich mit ihr wie ein Wirbel im Kreise dreht und mit scharfen Hołubcy die Figur abschneidet; ein Zeichen der Vereinigung und der erfüllten Gelübde — des Familienkreises." Im Mazur des mazurischen und Krakauer Landvolkes kommt nur das Tanzen im Kreise sammt dem Stampfen der Füße und dem funkensprühenden Schlagen der Absätze vor. Der Tanz wird dadurch monoton wie das Leben des Mazuren und ziemlich gemächlich wie die Natur des Mazuren; allein er ist nicht ohne Nachdruck und Kraft.

Was die Goralen aus dem Mazur gemacht haben, das wird uns die Beschreibung des „Kleinen" und des „Räubertanzes" lehren. Der „Kleine" heißt dieser Tanz, weil er in lebhafterem Tempo getanzt wird, als der Mazur, welcher in vielen Gegenden „Der große Tanz" genannt wird. Hier folgt eine Beschreibung des „Kleinen", welche wir einem hervorragenden Kenner des goralischen Wesens (Witkiewicz) verdanken: „Der Bursche, welcher mit einem Mädchen diesen Tanz ausführt, stellt in einem kurzen aber tollen Moment der Raserei die ganze Geschichte der Liebe dar. Die Lockrufe der Vögel, das Kollern des Täuberichs, das Umkreisen der Taube durch den Tauber sind diesem Tanze vollkommen ähnlich. Das Mädchen läuft, steif gleichgiltig, mit kleinen Schritten, von einem Ende der Stube zum andern und weicht immer dem Burschen aus, welcher mit gesenktem Kopfe, vorgebeugt, stampft, sich schüttelt, sich um sich herumdreht, sich wie ein Toller herumreißt, neben ihr kleine Kreise zieht, während er dabei in die Hände klatscht oder diese nach ihr ausstreckt. Endlich ergibt sich das Mädchen; da macht der Bursche einen Luftsprung, als würde er von irgendwo herausgeschossen, und beide stürzen sich mit heftiger Bewegung einander in die Arme. Es kann gar nichts mit der Kraft, Leidenschaft und rasenden Heftigkeit dieses durch den Tanz ausgedrückten Romanes verglichen werden."

Es ist charakteristisch, daß sich ein ebensolcher Roman eines ritterlichen Menschen nur eben in vornehmer Form sowohl in der Polonaise, als im Mazur, dem Krakowiak und dem Obertas ausgedrückt findet. Nur im „Räubertanz" verschwindet der Liebesroman gänzlich; er wird nur von Männern getanzt. Jeder von ihnen, einer nach dem andern, stellt sich, nachdem er vorerst seine „Ciupaga" (das dem Goralen als Stock dienende Beilchen) in die Erde gepflanzt, vor den Musikanten, so wie das die polnischen Bauern

gewöhnlich vor dem Tanze thun, singt vor und beginnt einen „Kleinen“. Endlich sind alle nacheinander in den Kreis gekommen und „da“, wie sich derselbe Autor ausdrückt, welcher den „Kleinen“ beschrieben hat, „da beginnt eine Art Raserei, ein Tanz von Verrückten und Besessenen, in welchem auf dem Hintergrunde eines allgemeinen, bestimmten Rhythmus, jeder Einzelne seinem Temperament und seiner rhythmischen Begabung entsprechende Bewegungen und Sprünge verschiedener Art improvisirt. Dieser, ein sanfter Blonder, schlank und geschmeidig, schließt die Beine, hält sich die Seiten, wirft sich, gestreckt, in die Luft und läßt sich seitwärts auf die Erde fallen wie ein ungeheurer Nagel. Jener mächtige Kerl mit dem rothen, in Schweiß gebadeten Gesichte, wirft sich klafterhoch in die Luft, zieht die Kniee ein, klatscht im Fluge mit den Händen an die Fersen und stürzt polternd nieder. Jener andere trippelt, an seiner Stelle bleibend, mit außerordentlicher Eleganz und Zierlichkeit herum, vorgebeugt, als sei er von den eigenen Füßen entzückt. Ein anderer schlägt wüthend mit dem Fuße auf den Fußboden, als wollte er damit ein Loch in denselben schlagen, oder die eigene Ferse zerschmettern. Jener läßt seinen ganzen Körper schwer zur Erde niederfallen und schnellt sich plötzlich in die Luft, wie eine Rakete. Der andere dort reibt sich die verwirrt blickenden Augen, die Haare stehen ihm zu Berge, er fuchtelt mit den Händen über dem Kopfe und scheint verrückt, von irgend einer Tollheit berauscht zu sein; seine Füße aber bewegen sich, ohne sein Wissen und Wollen an Ort und Stelle zitternd in blitzartigen zickzackmäßigen Schwingungen. Alle schreien auf, reißen sich herum, stampfen, schleudern Hände und Füße um sich, scheinen die Zähne eines Rades zu sein, das sich in rasendster Schnelle dreht. Dann wieder läßt die Musik etwas nach, die Geberden werden etwas langsamer, die Tanzenden ergreifen ihre Ciupagi (Beilstöcke), haken die Schneiden aneinander, indem sie sie hoch in der Luft halten und tanzen langsam in der Runde, gleichsam als wollten sie ausruhen. Allein plötzlich zieht der Geiger die buschigen Brauen über die tiefliegenden, von dem wie eine Dachtraufe hervorstehenden Stirnbein beschatteten Augen, drückt wie convulsivisch die Geige an sich und geigt in noch rasenderem Tempo drauf los, während die ganze Bande der Tänzer mit noch größerer Unbändigkeit zu tollen und zu wüthen beginnt. Hände, Beine fliegen in der Luft, der Stahl der Beile wirft Blitze, alles mischt sich und brodelt durcheinander wie ein Chaos. Es ist offenbar, daß, wenn Hände und Füße so wirr in der Luft herumfliegen sollen, jenes leidenschaftliche und stürmische Temperament sie tragen muß, welches in den Goralen lebt. Die Raserei, welche sie bei diesem Tanze ergreift, ist so gewaltsam, daß, wenn sie sich vor den Geiger hinstellen, auch die festesten Kerle mit krebsrothen Lippen vor Erregung kreidebleich werden.“

Der Obertas ist, wie der „Kleine“ beim Volke, nur ein in schnellerem Tempo getanzter Mazur. Er wird auch, ähnlich dem Mazur, im Kreise getanzt. Die Musik dazu

ist feurig, schneidig voll strammen Geistes. Seinen Charakter, sowie seinen Rhythmus malen am besten seine Tanzliedchen:

„Ah, sik, mig Obertaßik
Hab' vertrunken Mütz' und Gürtel
Fort ist Mütze, fort der Gürtel
Teufel holt den Obertaßik.

Obereczek schlimmes Täschlein
Schüttelst das Geld all hinaus, ja!
Aber ich hab' dir ein Schätzlein,
Flickt mir's zusammen durchaus ja!"

Den Krakowiak tanzt das Volk wie den Mazur und den Obertas, indem es sich im Kreise bewegt, mit dem Unterschiede, daß jene im Dreivierteltact gehen, der Krakowiak aber im Zweivierteltact gehalten ist, und zwar mit einer solchen Verve und einem solchen Feuer, daß ihm weder Mazur noch Obertas gleichkommen. Wenn das ihn charakterisirende Tanzliedchen sagt:

„Tanz ich frisch und munter
Krakowiak herunter,
Dröhnt's wie beim Gewitter,
Fliegen Spähn' und Splitter!"

so ist das gar keine Übertreibung. Wenn man den Krakowiaken zuschaut, wie sie beim Tanze mit den Füßen im Tacte stampfen, aus den Absatzbeschlägen Funken schlagen, so wundert man sich thatsächlich, wie diese Stiefel und dieser Dielenboden das aushalten, wie diese Stiefel nicht in Fetzen, und diese Dielen nicht in Splitter auseinanderfliegen. Dazu füge man noch das Klingen der Hunderte von Metallringen an den Gürteln, die grellen Trachten der Leute beiderlei Geschlechtes, die kühnen, herausfordernden, nahezu frechen Mienen der Tänzer, so wird man ein Bild erhalten, wie man es außerhalb Polens schwerlich zu sehen bekommt. Wenn der Mazur gleichsam das Bild der einst schwer bewaffneten polnischen Waffe, der Husaren, ist, so stellt der Krakowiak die leichte Cavallerie (Uhlanen) vor, welche mit der Gewaltsamkeit und Schnelle des Sturmwinds über den Feind herfällt.

Nur die Polka hat gar nichts Kriegerisches an sich und ist auch nach der Ansicht der Kenner eher ein weiblicher und dazu ein städtischer Tanz.

Es ist leicht zu sehen, wie in alledem sich das Volk selbst zeichnet, die Polonaise, das ist der Gipfel der Civilisation, des Verstandes, des Ernstes und der Würde; der schneidige Mazur und Krakowiak, der flinke Obertas, der leidenschaftliche Kleine, der wilde „Räuberische", das sind verschiedene Grade von Temperament und Cultur.

Von fremden Tänzen kennt das Volk den ruthenischen Kozak und den Steirer, welcher nichts anderes ist, als der deutsche Walzer, den man offenbar hier als aus Steiermark kommend bezeichnet, wie dies sein Name sagt. Annähernd an jene Figur des

Mazur und Obertas, welche das Landvolk in Polen tanzt, hat sich ein Tanz eingebürgert, von dem ein kleinbürgerliches Tanzlied, den Walzer charakterisirend, sagt:

„Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei
Alles auf den Zehen,
Was doch die Deutschen
Im Walzer wohl sehen?"

Es fehlt dem Walzer natürlich dieses auf den Boden stampfen mit den Fersen, dieses Funkensprühen der Absätze, welches den polnischen Tänzen eigenthümlich ist, und das ist es eben, was den Polen so sonderbar erscheint.

Das Volksleben der Ruthenen.

Charakter. — Die Ruthenen oder richtiger Russinen (Rusyný, wie sie sich selbst nennen) in Galizien bilden einen Theil der zweitgrößten slavischen (über 20 Millionen zählenden) Nation, welche außer dem genannten Lande in einem geschlossenen Ganzen noch den nordwestlichen Theil der Bukowina, das nordöstliche Ungarn und den südwestlichen Theil des europäischen Rußlands bewohnt. Ungeachtet der mundartlichen Abweichungen in der Sprache, der Mannigfaltigkeit der Sitten, Bräuche und Trachten und der Verbreitung auf weiten Länder- und Staatsgebieten sind die Ruthenen ein einheitlicher, selbständiger slavischer Volksstamm. Sowohl die weite Ausbreitung des ruthenischen Volksstammes und die daraus sich ergebenden örtlichen Einflüsse, als auch die Berührung mit verschiedenen Nachbarvölkern haben selbstverständlich auf denselben eine wesentliche Wirkung geübt; trotzdem aber finden wir so viele gemeinsame Züge, daß dieser Volksstamm unverkennbar als ein eigenartiger bezeichnet werden muß.

Die Wohnsitze der Ruthenen in Galizien (wo dieselben nach der Volkszählung vom Jahre 1890 2,835.674 betragen) erstrecken sich in einem geschlossenen Ganzen von der Grenze der Bukowina über den östlichen Theil von Galizien im Tiefland bis an den unteren Lauf des Wisłok und San, während im Hochland die ruthenische Bevölkerung mit einem keilförmigen Streifen den Popradfluß und den Fuß des Tatragebirges berührt.

Durch den Einfluß der Civilisation wurden in den höheren Volksschichten die früheren charakteristischen Merkmale mehr oder weniger verwischt und auf diese Weise haben dieselben ihre alten Sitten und Bräuche, ihre Tracht und Lebensart eingebüßt. Nur die Landleute, welche die zahlreichste Volksschichte in Galizien bilden, und zum Theile die Kleinbürger, haben ihre ursprünglichen ethnographischen Eigenheiten in Sitte, Tracht, Sprache, ja sogar in dem physischen Körperbau und in der Sinnesart bis heute bewahrt. Daher werden bei der Schilderung des Volkslebens der Ruthenen zumeist die untersten Volksschichten in Betracht gezogen.

Der Ruthene ist im Allgemeinen von hohem und schlankem Wuchs, fast vorwiegend blauäugig, das Haar ist nur mit der Zeit durch Schmieren mit Fett dunkel geworden, während die Kinder hellblonde Köpfe zeigen. Von Natur aus ist er langsam und bedächtig, aber so ausdauernd, daß er auch unter schwierigen Umständen das nöthige Gleichgewicht zu behalten weiß. Ungeachtet seiner angeborenen Gutmüthigkeit und Sanftmuth wird er doch ungestüm, wenn man ihn kränkt oder reizt. Die traurige Vergangenheit, wiederholte Streifzüge feindlicher Horden, die seine Wohnstätten gar oft in Schutt und Trümmer verwandelten, jahrhundertelange Leibeigenschaft, sowie Sclaverei und Gefangenschaft, welcher insbesondere die Bevölkerung der den tatarischen und türkischen Gebieten angrenzenden ruthenischen Länder anheim fiel, haben dem Ruthenen ein ganz eigenthümliches Gepräge gegeben. Er erscheint daher melancholisch, in Gedanken vertieft, verschlossen und mißtrauisch, zugleich aber sorglos um die nächste Zukunft, abergläubisch und fatalistisch. Andererseits ist er so leichtgläubig und unbeholfen, daß er sehr oft Wucherern, Schenkwirthen oder gewissenlosen Auswanderungsagenten zum Opfer fällt.

Ein ruthenischer Kirchenbesucher.

Der Ruthene hält fest an dem Hergebrachten, verschließt sich aber dem Fortschritte nicht, wenn er nur die Überzeugung gewinnt, daß seine Bemühungen zum Ziele führen. Es mangelt ihm durchaus nicht an Geistesanlagen; er zeichnet sich durch gesunden Menschenverstand und Empfänglichkeit für tiefere Gedanken und Gefühle aus. Die Bestrebungen der Geistlichkeit und der Volksaufklärungsvereine haben in den letzten Jahrzehnten schöne Früchte gezeitigt und in den Volksmassen den Sinn für Cultur und Fortschritt, für Sparsamkeit und Nüchternheit geweckt. Das Nationalbewußtsein hat in den Volksmassen ziemlich tiefe Wurzeln geschlagen; aber bei allem Nationalgefühl ist der Ruthene doch nicht unduldsam gegen andere Nationalitäten und Glaubensbekenntnisse. Er lernt gerne andere Sprachen, wobei

Halbgebildete nicht selten, besonders in Städten, in den Fehler verfallen, mit der fremden Sprache zu prahlen und sich dadurch unter der Volksmasse hervorthun wollen.

Der Ruthene zeichnet sich durch tiefe Religiosität aus, wovon die zahlreichen Kirchen und Kapellen, Bildstöcke und Kreuze, die an allen Straßen und Wegen zu sehen sind, Zeugniß geben. Er bringt dem Seelsorger großes Vertrauen entgegen, welcher daher auf ihn den größten Einfluß zu üben vermag. Gastfreundschaft und Barmherzigkeit bilden von altersher ein charakteristisches Merkmal des Ruthenen. Der Fremde findet in jeder ruthenischen Bauernhütte gastliche Aufnahme und einen gedeckten Tisch mit Brod und Salz als Symbolen der slavischen Gastfreundschaft. „Hist' w dim, Boh z nym!" (Der Gast ins Haus, Gott mit ihm!) lautet das ruthenische Sprichwort. Ebenso findet auch der Arme oder vom Unglück Getroffene jederzeit hilfreiche Unterstützung.

Bei aller Friedensliebe ist der Ruthene ein tapferer Soldat. Die ruthenischen Regimenter haben auf vielen Schlachtfeldern glänzende Beweise der Treue und Anhänglichkeit an das angestammte Kaiserhaus und an das Reich, sowie ihrer Entschlossenheit und Aufopferungsfähigkeit geliefert. Den Tod fürs Vaterland stellt der Ruthene im Volksliede einer Hochzeit gleich, und der auf dem Schlachtfelde sterbende Soldat gibt seiner Mutter Kunde durch den dahinfliegenden grauen Adler:

„Sag der Mutter: Dein Sohn im Dienste stand . . . .
Hat durch den Dienst gewonnen eine Königsmaid,
Eine Todtengrube auf kahler Haid."

Unter dem Einflusse verschiedener Verhältnisse, der durch die Natur bedingten Lebensart und Ernährungsweise, sowie der Berührung und Mischung mit benachbarten und fremden Volkselementen, hat der ruthenische Volksstamm in Galizien ein mannigfaltiges Gepräge erhalten, so daß es daselbst mehrere ethnographische Gruppen gibt, welche sich von einander durch Typus, Tracht, Bräuche und Mundart unterscheiden und nicht selten diesen Umständen ihre besondere Benennung verdanken. Ebenso hat die Bodenplastik des ruthenischen Gebietes von Galizien, nämlich das Hochplateau von Podolien, die nördliche San-Bug-Styr-Niederung, die Dniesterebene und das Karpathengebirge, nicht unwesentlich zur ethnographischen Mannigfaltigkeit der Einwohner beigetragen.

Weniger Mannigfaltigkeit bietet die Bevölkerung des Hoch- und Niederlandes dar, wo dieselbe von einander wenig geschieden in regem Verkehr stand und mit Rücksicht auf Sprache, Sitten und Lebensart häufiger in Berührung kam. Dagegen wurden hier Verhältnisse und Charakter der Bevölkerung mächtiger von den geschichtlichen Ereignissen beeinflußt, als in unzugänglichen Gebirgsgegenden, wo die Bevölkerung in ihrer Entwicklung fast ausschließlich unter dem Einflusse der Natur stand.

Krämerladen; Jahrmarktsscene aus Ulaszkowce in Podolien.

Die Niederung am linken San-Ufer und am Bug wird von einem uralten ruthenischen Volksstamm, den Bužány (vom Bugfluß genannt) bewohnt, welche bereits der Chronist Nestor erwähnt. Der schöne slavische Typus der dortigen ruthenischen Bevölkerung wurde stellenweise durch die hier angesiedelten Tataren entstellt. Von den jetzt leider zum großen Theile vernichteten Urwäldern kommt auch die Benennung der dortigen Einwohner Polisiuký oder Poliščuký, das ist Waldbewohner.

Das podolische Hochplateau bewohnen Podolány, nach den steppenartigen Gefilden Podoliens auch Opolány genannt, während die Bezeichnung für die am oberen Styr bis an die Quellen des Zbrucz ansässigen Bewohner Wołyniány, Wołyniuký an die Zugehörigkeit zu dem ehemaligen Fürstenthume Wołynien erinnert. Im Dniesterthal und an dem dasselbe umsäumenden steilen Hochlandgesenke haben sich Poberéžci (Uferbewohner) oder Nistrowiány (Dniesterbewohner) angesiedelt.

Die Bewohner der San- und Bug-Niederung, die Bužány, sind ein schlanker, hochgewachsener, behender Volksschlag von länglichem mehr blaßem Gesicht und ausgeprägt ruthenischem Typus. Der Podolier ist dagegen stark gebaut und kräftig, obwohl mager, von mehr ovalem Gesicht und frischer Gesichtsfarbe. Seine Statur ist gedrängt, sein Gang schleppend mit vorwärts gebogenen Knien. Die Weiber zeichnen sich oft durch ausnehmende, doch schnell vergängliche Schönheit aus, die Kinder, welche sich im bloßen Hemd herumtreiben, haben hellblondes Haar, das mit der Zeit dunkel wird. Der angenehme Gesichtszug, das klare, sanfte Auge des Podoliers ist meistens von Schwermuth beschattet, so daß nur selten ein heiteres Lächeln im Gesicht aufleuchtet. Er ist ein Freund der Musik und des Gesanges, der die weiten, meistens einförmigen Fluren Podoliens belebt.

Trachten. — Der Podolier pflegt, so wie überhaupt das ruthenische Volk nach von Alters hergebrachter orientalischer Sitte, den Kopf bis auf den buschigen Scheitel, nach Kozakenart oseledeć genannt, zu rasiren und hierauf mit dem Haarschopf zu bedecken, so daß das Haar rückwärts bis an den Hals herabwallt, während es vorne bis zur Hälfte der Stirne rundlich abgestutzt ist. Er rasirt auch den Bart und trägt nur einen kurz abgestutzten Schnurbart. Das Haupt bedeckt er im Sommer mit einem selbstgeflochtenen breitkrämpigen Strohhut, im Winter mit einer hohen Mütze aus Lammsfell, gewöhnlich mit einem blauen tuchenen Deckel und drei Seitenbändern, welche den Schlitz an der Rückseite der Mütze zusammenhalten (szapka na zawisach). Seine gewöhnliche Kleidung bildet ein grobes Leinwandhemd, an welchem der Kragen durch einen Messingknopf oder durch ein rothes schmales Band (harasiwka) mit herabfallenden Enden zusammengehalten wird. Die weiten, weißen oder blau gestreiften Beinkleider steckt er in bis an die Knie reichende Röhrenstiefel, welche oben auf eine Handbreit umgestülpt und nur selten mit Absätzen versehen, häufiger mit einem halbmondförmigen Eisenstück beschlagen sind. Über dem Hemd

trägt der Podolier einen weißen nahezu bis an die Kniee reichenden Kittel, in die Kirche oder in die Stadt wird ein längeres tuchenes Oberkleid mit Stehkragen und Kapuze (boródycia) oder auch im Hochsommer der als Nobelkleid geltende lange weißgegärbte

Volksgruppe aus Krogólec (Bezirk Husiatyn).

Schafpelz angelegt. Der dunkelgraue, in manchen Gegenden dunkelbraune Tuchrock (opanczá) wird mit einer aus rother Wolle gedrehten Schnur, der Schafpelz mit rother und grüner Seide benäht. Der Auslagekragen und die Brustklappen sind gewöhnlich mit

blauem Tuch verbrämt, was sehr an das ruthenische Fürstencostüm des Swiatoslawschen Sbornik im XI. Jahrhundert erinnert. Ein lederner Gürtel (czéres), an welchem ein kleines Schnappmesser und eine kleine Ledertasche für Tabak, Schwamm und Feuerstein befestigt sind, oder ein meistens roth oder tiefblau gefärbter oder gestreifter wollener Gurt (pójas) mit langen Franzen vervollständigt die Tracht des Podoliers.

Die Frauen und Mädchen tragen aus Hausleinwand gemachte Hemden, in manchen Gegenden aber an Sonn- und Festtagen feinere Hemden aus Perkal. Hemdärmel und Kragen sind mit rothem, tiefblauem, gelbem oder schwarzem Zwirn gestickt; zahlreiche Schnüre von Korallen (namýsto) mit Silber- oder Goldmünzen (dukaczi), bei den Minderbemittelten Schnüre von Glasperlen (paciórky) schmücken die Büste der Frauen und Mädchen. Ein blau gestreifter, leinener, bei den Wohlhabenderen ein granatfärbiger tuchener Kaftan mit blauen oder rothen Aufschlägen bedeckt den schlichten linnenen, mit bunten Streifen und Blumen bedruckten (dýmka) oder auch aus baumwollenem oder wollenem bunten Stoffe verfertigten Unterrock (spidnýcia). Oberhalb des Unterrocks tragen sie gewebte bunte, wollene Schürzen (zápaska), die Mädchen meistens aus weißem oder buntbedrucktem Perkal (kartušók), welche mit einem schmalen, farbigen, aus Wolle gewebten Gürtel zusammengehalten werden. Im Winter tragen Frauen und Mädchen weiße, in manchen Gegenden dunkelgraue oder dunkelbraune lange Tuchröcke, ohne Kapuze (sirák), die Wohlhabenderen dagegen weißgegärbte Schafpelze (kożúch). Die verheiratete Frau bedeckt den Kopf mit einer weißen, nach uralten Mustern gewebten Haube;[1] darüber wird ein buntes Kopftuch turbanartig gewunden, an Festtagen aber ein künstlich zusammengelegtes weißes Linnentuch (perémitka oder rańtúch), welches den nicht selten bildschönen Kopf umschließt und an den Nonnenkopfputz erinnert. Die schmal zusammengelegten Enden der Peremitka hängen rückwärts über die halbe Schulter herab. Die Mädchen theilen ihr Kopfhaar in zwei Flechten, welche sie kreisförmig um den Kopf legen. In diesen Haarkranz stecken sie an Festtagen Natur- oder Kunstblumen, meistens Wintergrün, in manchen Gegenden Podoliens mehrere aus schmalen rothen Bändern (harasiwka) künstlich geformte Büschel (czubký). Hierauf wird um den Kopf ein buntes, wollenes, spannbreit zusammengelegtes Tuch in Form eines Turbans gewunden. In den nordwestlich von Lemberg gelegenen Bezirken von Ostgalizien, wo wegen der sumpfigen Niederungen die Schafzucht weniger getrieben, dagegen viel Hanf und Flachs gebaut wird, ist anstatt des Tuchrockes das weiße, lange Leinenkleid (połotniánka) vorherrschend, welches auch im Winter über dem Schafpelz getragen wird und das die Ruthenen von den in diesen Bezirken ziemlich zahlreich ansässigen mazurischen Colonisten entlehnt haben. In den sandigen Gegenden

[1] Nach Louise Schinnerer „Antike Handarbeiten", Wien 1895, ist in der Herstellung dieser Frauenhauben und Männerschärpen noch heute allgemein die Technik der uralten ägyptischen Mützen eingehalten.

Volksgruppe aus Bogdanówka (Bezirk Zbaraż).

der nördlichen Niederungen sind anstatt der Stiefel Bastschuhe (łápti) im Gebrauch, weshalb die dortigen Bewohner Łapótnyky genannt werden.

In manchen Städten und Märkten von Ostgalizien hat auch der ruthenische Bürger seine historische Tracht bis auf den heutigen Tag behalten, welche freilich immer mehr der fabriksmäßig erzeugten und modernisirten weicht, so daß die althergebrachte Tracht nicht selten in Bürgersfamilien nur als antiquarische Reliquie aufbewahrt wird. Die Tracht der

ruthenischen Bürger unterscheidet sich von der der Landleute durch den Stoff. Gewöhnlich fertigen sie ihre Kleider aus feinerem fabriksmäßig erzeugtem Tuch an, tragen lange granat- oder blaufärbige Tuchröcke mit enger (żupán) oder mit weiter Taille (kapóta) mit Steh- oder Aufschlagkragen. An der Brust, am Rücken und an den Falten bei den Seitentaschen werden diese Tuchröcke mit Bändern ausgenäht und an der Brust mit Schlingen zusammengehalten. Der Tuchrock wird durch einen seidenen mit Gold durchwirkten breiten Gürtel mit Franzen (łytyj pas) zusammengehalten. Im Winter tragen sie einen mit grauem oder granat- und blaufärbigem, auch grünem Tuch überzogenen Schafpelz (tulúp) mit enger Taille und einen breiten, mit grauem Krimschaffell verbrämten Kragen. Die Kopfbedeckung bildet eine hohe, aus grauem Krimschaffell gemachte Mütze (szápka) mit blauem Sammtdeckel, in manchen Städten eine kegelartige, aus schwarzem Lammsfell (kúczma), im Sommer ein schwarzer oder grauer Filzhut.

Das ruthenische Bürgercostüm der Frauen und Mädchen unterscheidet sich bedeutend von dem der Dorfbewohner, und besteht fast ausschließlich aus fabriksmäßig hergestelltem Stoff. Ein feines Perkalhemd mit großem Auslagekragen, ein wollener, feingefalteter Rock, welcher vorne mit einer weißen oder buntfarbigen Schürze bedeckt ist, ein langer wollener Kaftan (kaftán, katánka) aus himbeerfarbigem Stoff mit großen Klappen und ebensolchem Auslagekragen, schwarze Stiefel oder Schuhe (czobitký, czerewýky), an Festtagen gelbe oder rothe Safianstiefel oder Schuhe bilden die Kleidung einer ruthenischen Bürgersfrau oder eines ruthenischen Mädchens. Von besonderer Bedeutung ist der Hals- und Brustschmuck, welcher aus einigen Schnüren von haselnußgroßen Korallen, inmitten mit einer Goldmünze im Werthe von 50 bis 100 fl. besteht, so daß der ganze Halsschmuck der wohlhabenden Bürgersfrauen in Uhnów, Buczacz und anderen Städten nicht selten einen Werth von 700 bis 1000 fl. repräsentirt. Die Frauen bedecken das kurzgeschorene Kopfhaar mit einer Haube, um die sich ein turbanartig zusammengelegtes wollenes oder seidenes Kopftuch windet, mit rückwärts herabhängenden Enden, welche die herabwallenden Haarlocken bedecken. In manchen Städten hüllen die Frauen ihr Haupt nach Art der Dorffrauen in ein weißes Linnentuch (perémitka). Die Mädchen lassen den langen Haarzopf mit einem eingeflochtenen Seidenband rückwärts herabhängen. Im Winter tragen Bürgersfrauen lange mit blauem oder grünem Tuch überzogene Schafpelze (bekésza) mit enger Taille. Der breite Auslagekragen und die großen Klappen sind mit grauem Krimlammsfell oder mit Fuchsfell verbrämt, die Brustseite und die Rückennaht mit bunten Bändern, manchmal sogar mit echten Goldborten benäht.

Die Dniesterbewohner (Nistrowiány oder Poberéżci, das ist Uferbewohner) bilden den Übergang von der Bevölkerung der nordostgalizischen Niederung und des podolischen Hochplateaus zu den Gebirgsbewohnern und ihre Tracht ist der ihrer

Chromolithographirt von Hermann Paar. Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Huzulentrachten aus Mikuliczyn (Bezirk Nadworna).

Volksgruppe aus Uhnów-Rawa-Poddubce.

Nachbarn ziemlich ähnlich, so zwar, daß die am linken Ufer Ansässigen in ihrem Äußeren sich mehr den Podoliern anschließen, während sich am rechten Dniester-Ufer der Einfluß des Hochgebirges in Typus und Tracht Geltung verschafft hat. Sowohl Männer als Frauen tragen als Oberkleid schwarze, bis an die Knie reichende Tuchröcke eigener Erzeugung, ohne Kapuzen und Falten, die aber statt dessen an den unteren Rückseiten mit keilförmigen Einsätzen versehen sind und an der Brust mittelst lederner Knöpfe und wollener Schlingen zusammengehalten werden. Tuchröcke von ähnlichem Zuschnitt (sirák, serdák) werden auch in Südpodolien getragen. Das ziemlich lange Hemd aus grober Leinwand tragen die Dniesterbewohner über den Beinkleidern, welche im Winter aus grobem, weißem oder dunkelbraunem Tuch angefertigt sind. Die Kopfbedeckung bildet ein breitkrämpiger hoher, mit Glasperlen, Gefieder der Hausenten oder Pfauenfedern geschmückter Strohhut. Im Winter tragen sie helmartig geformte, mit Fuchsfell verbrämte Mützen aus rothem oder dunkelblauem Tuch (klepánia), welche das Gesicht haubenartig umgeben und über die Ohren gezogen werden. Einen nothwendigen Bestandtheil der Männerkleidung bildet die viereckige, aus farbiger Wolle gewebte Reisetasche (tájstra, dziobénka), die an einem breiten orangegelben Wollbande über der rechten Schulter nach links umgehängt wird.

Frauen und Mädchen tragen Hemden, welche am Kragen und an den Ärmelenden gestickt und gefaltet sind und an den Achseln breite, mit Wolle oder Seide in grüner, rother, gelber und schwarzer, selten in blauer Farbe, gestickte Einsätze von charakteristischen Mustern erhalten. Anstatt des Unterrocks tragen Frauen und Mädchen an Werktagen die sogenannte fóta oder óbpynka, óbhortka, welche etwa zwei Meter breit aus schwarzer Wolle mit rothem Einschlag, oder aus rother Wolle mit schwarzen Streifen und Goldfäden gefertigt und enganschließend um die Hüften gewunden wird. Um diese fóta schlingt sich ein buntfarbiger, gewebter Wollengürtel derart, daß die reichgezierten Enden der fóta über die Schürze zu liegen kommen. An Festtagen tragen wohlhabendere Frauen blaufärbige Wollenunterröcke, welche am unteren Rande mit einer Gold- oder Silberborte benäht sind. Vorne über der fóta oder dem Wollenunterrock tragen sie lange, schmale, wollene oder Leinwandschürzen.

Verheiratete Frauen tragen das Haar bis zu den Schultern gekürzt und bedecken dasselbe mit einem aus Wolle seilartig geflochtenen Reife, über den eine netzartig geflochtene Haube gezogen wird. An Festtagen wird der Kopf wie bei den Podolierinnen in ein weißes leinenes Kopftuch (perémitka) gehüllt, sonst aber mit einem farbigen Baumwollentuch umwunden. Der Kopfputz der Mädchen ist malerisch. Das in zwei über den Rücken herabhängende Zöpfe geflochtene Kopfhaar wird mit rothen, gelben und grünen Wollfäden, die den oberen Kopftheil umrahmen und über den Schultern in Bündeln

herabwallen, reich geschmückt. Am Halse tragen Frauen und Mädchen mehrere Reihen buntfarbiger Glasperlenschnüre, die Mädchen besonders in großer Anzahl aneinandergereiht. Die Fußbekleidung besteht aus Stiefeln, welche für Festtage aus gelbem oder rothem Saffianleder angefertigt werden. Häufiger aber kommen in diesen Gegenden lederne, in einen Spitz auslaufende schwarze oder gelbe Schuhe (kápci, postoły) vor, welche mit Schnüren aus Ziegenwolle (wołoký) geschnürt werden und ihrer Form nach an die mittelalterliche Fußbekleidung erinnern.

In den gegen die Karpathen ansteigenden Gegenden, z. B. südlich von Stanislau, Halicz, Dolina bemerken wir in der Tracht eine bedeutende Ähnlichkeit mit jener der Huzulen. Männer und Frauen tragen in diesem Landstrich einen im Gürtel anschließenden Lodenrock aus schwarzem, hie und da aus weißem Tuch, welcher an den Nahtstellen mit rothen und grünen Wollschnüren benäht ist. Besonders aber werden Kragen, Brusttheil, Seitentaschen und Nahtstellen am Rücken reich verziert. Anstatt des Pelzes findet man hier bei Männern und Frauen den kiptár (Pelz ohne Ärmel), eine Art Gilet, der ebenfalls aus Tuch angefertigt wird. Stehkragen und Brusttheil des Kiptar sind gewöhnlich mit rother und grüner Seide ausgenäht. Die Männer tragen einen breiten, mit metallenen Scheibchen oder Messingknöpfchen reich geschmückten ledernen Gürtel (czéres), die Frauen und Mädchen Ohrgehänge, und am Halse Glasperlenschnüre. In der Kopfbedeckung der Mädchen und in der Verzierungsart der Frauenhemden bemerkt man eine gewisse Mannigfaltigkeit.

Das Karpathenhochland weist in der Tracht der dortigen Bewohner einen eigenartigen Typus im Schnitt und Geschmack auf, da der Gebirgsbewohner einer kürzeren und mehr anliegenden Kleidung zum bequemeren Bergsteigen bedarf.

Unter den Gebirgsruthenen verdienen zwei Typen besonders hervorgehoben zu werden: die Huzulen (Huculý) und die Bojken (Bojký). Die ersteren bewohnen die südöstlichen Waldkarpathen von den Quellen des Dniesternebenflusses Limnycia bis über die Landesgrenze nach Ungarn und der Bukowina hinaus, während die Bojken die Waldkarpathen westlich von der Limnycia bis zum Sannebenfluß Solinka besiedelt haben, wo sie mit den Grenzruthenen Lémki (sogenannt wegen der bei ihnen gebräuchlichen Partikel łem = nur) benachbart sind.

Die Lémki, welche sich selbst Rusnáky, das ist Ruthenen nennen, bewohnen den niederen Beskid bis über die Landesgrenze hinaus und erinnern durch Tracht, Typus und mundartliche Eigenthümlichkeiten an die benachbarten Slovaken.

Der Huzule unterscheidet sich von dem Bojko sowohl durch körperliche als geistige Eigenschaften. Der erstere ist gewöhnlich kräftig gebaut, von hoher schlanker Statur und zeichnet sich durch männliche Gesichtszüge, gebräunte Hautfarbe, schwarze Augen und schwarzes langes Haar, schöne Adlernase und langen Schnurrbart aus. Der Bojko

dagegen ist von mittlerer Statur, weißer Gesichtsfarbe, ist grauäugig, hat dunkles, gewöhnlich um den Scheitel rasirtes Haar, und einen kurzgestutzten Schnurbart.

Das Costüm der Huzulen und Bojken zeigt im einzelnen viel Eigenartiges, aber im Allgemeinen einen und denselben Typus. Daher wollen wir die Tracht dieser beiden Gruppen zusammen behandeln und nur die wichtigeren Unterschiede derselben hervorheben.

Die Tracht der Bojken ist einfacher und bescheidener, während die Huzulentracht, besonders die malerische Sonntagstracht sich durch reiche Verzierungen auszeichnet, welche einen ausgeprägten Sinn für Glanz und Farbenharmonie bekunden. Als Kopfbedeckung trägt der Huzule im Sommer einen runden, breitkrämpigen, schwarzen Filzhut (krysánia), welcher mit einer Borte aus dünnem gelben Blech, außerdem aber noch häufig mit eingesteckten Pfauenfedern geziert ist. Im Winter tragen sie gewöhnlich, wie die Dniesterbewohner, helmartig geformte, mit Fuchsfell verbrämte Mützen (kłepánia). Daneben kommt bei den Huzulen, besonders aber bei den Bojken, als Kopfbedeckung eine conische Lammsfellmütze (kúczma) vor, welche stark an die im Alterthum bekannte phrygische Mütze erinnert. Den Überwurf bildet ein aus grobem, dunkelrothem, seltener dunkelbraunem Tuch ohne Falten und ohne Taille gemachtes kurzes, an das Knie reichendes, frei über die Schultern geworfenes Oberkleid (serdák), welches mit einer Schlinge unter dem Halse zusammengehalten wird. Das Oberkleid ist mit blauen, wollenen, mit Goldfäden angenähten Schnüren und Quasten verziert. Unter dem Oberkleid trägt der Huzule einen kurzen Pelz ohne Ärmel (kiptár), welcher mit kurzhaarigem Lammfell verbrämt, an Kragen und Brusttheil mit farbiger Seide ausgenäht und mit rothem Saffian ausgestattet ist. Das nicht ganz bis zum Knie reichende Hemd des Huzulen ist gewöhnlich aus feiner Hausleinwand gemacht, an den Rändern bunt gestickt und wird am Halse mit einer Schnur leicht gebunden. Auf der Brust kreuzen sich zwei dicht mit Nägeln beschlagene und mit messingenen Schnallen versehene Riemen, an welchen eine mit Metallschmuck verkleidete Ledertasche (tobiłka oder tászka) und ein Pulverhorn (porosznyci) umgehängt werden. Das Pulverhorn ist entweder aus Holz kugelförmig geformt, mit Messingblech, eingelegtem Messingdraht und Perlmutter geziert oder aus einem gabelförmigen Hirschgeweih gemacht und mit Messingblech reich verziert. Außerdem schmückt die Brust ein großes Messingkreuz. Das Beinkleid ist aus rothem, blauem, schwarzem oder auch weißem Tuch. Als Fußbedeckung gebraucht der Huzule aus ungegerbtem, braunem Leder verfertigte Sandalen (postóły), welche oberhalb des Knöchels mit Lederstreifen oder mit einer wollenen Schnur gebunden werden. Den Fuß umwickelt er mit einem rothen oder weißen Tuchlappen, worüber erst die Sandalen kommen. Die Huzulinnen tragen gestrickte Strümpfe. Seltener werden hohe Stiefel gebraucht.

Jeder Huzule trägt einen fußbreiten Gürtel aus rothem Juchtleder, der mit Schnallen festgehalten wird. An demselben befinden sich eigenartig geformte Messingscheibchen als

Volksgruppe aus Sokal-Poturzyca.

Zierrath und ein Messer, Feuerzeug und eine reich ausgeschmückte, originell geformte Tabakspfeife aus Messing als unzertrennliche Begleiterin des Huzulen, welche aber in neuerer Zeit durch das Cigarettenrauchen aus dem Gebrauch kommt. Im Gürtel wird in zierlicher Scheide ein dolchartiges Messer (rohatyna) oder eine Pistole mit reicher Messingverzierung am hölzernen Schaft, auf der Schulter ein ebenso schön verziertes Gewehr (kris), jedoch derzeit nur bei feierlichen Anlässen, nämlich bei Hochzeiten, bei der

Auferstehungsfeier und dergleichen getragen. In der Hand trägt der festlich gekleidete Huzule einen scharfschneidigen oder einen stumpfen Hackenstock (toporéć-bártka oder toporéć-kélev). Die Hacke ist von Stahl oder Messing, der Stiel aus Holz, mit Messingblech und Messingdraht reich verziert. Seine Geschicklichkeit im Gebrauche des Hackenstockes, welcher ihm auch als Waffe dient, ist bewunderungswürdig. Bei schlechtem Wetter, oder wenn der Huzule bei feierlichen Anlässen reitet, wirft er einen breiten weißen, mit einer messingenen Schnalle versehenen Mantel ohne Ärmel (gúgla, džúgla) um. An Werktagen gebraucht er anstatt des serdák aus braunem Tuch ein blusenartig geformtes Oberkleid aus schwarzem Tuch (peték oder bajbarák). Die Tracht der Huzulen ist anders an Werk-, anders an Feiertagen oder zur Zeit der Trauer.

Die Mädchen flechten die Haare in zierliche Zöpfchen mit rothen Bändchen (úplitka) und rother Stickwolle (wolíczka) und winden dieselben kranzförmig um den Kopf, so daß dieselben auf die Schultern herabwallen. Außerdem tragen sie auch als Stirnschmuck ein auf rothem Harrasband mit rother Stickwolle befestigtes Band (naczilký) aus Messingblech (lelitký) oder ein hohes Diadem mit Pfauenfedern. Die Huzulinnen tragen aus weißer Leinwand gefertigte und auf den Achseln mit schwarzen, rothen, orangegelben und grünen Schaf- oder Baumwollfäden reich und geschmackvoll ausgeführte Stickereien. Als Schmuck dienen verschiedenartig geformte Ohrgehänge (kowtký) aus Messing; am Halse und auf der Brust tragen die Mädchen Glasperlen, Kreuze aus Messing oder Silbermünzen. Es kommen auch Halsbänder mit kleineren Kreuzen, in der Mitte mit einem großen Kreuz mit dem Christusbilde (chreszczykówe namýsto) vor.

An Festtagen tragen die Huzulinnen, ähnlich wie die Männer, ein rothes Oberkleid und darunter einen kurzen Pelz ohne Ärmel, welcher aber in weit bunteren Farben ausgenäht ist. Bei festlichen Anlässen tragen sie auch Unterröcke von blauer Farbe mit Goldborten am unteren Rand, sonst aber, um das Reiten zu ermöglichen, zwei schmale, im Gürtel befestigte Schurzbinden (zapaský) und im Winter Hosen aus weißem Tuch. Die Schurzbinden, gewöhnlich von brauner oder schwarzer Farbe mit rothen Streifen, werden aus Schafwolle erzeugt. Ebenso die Schürzen, welche rothfärbig und braun gestreift und nicht selten mit Goldfäden durchwirkt, sehr zierlich aussehen und ziemlich theuer sind. Die Schurzbinden werden durch einen gestreiften wollenen Gürtel zusammengehalten. Bei den Bojken tragen die Frauen und Mädchen leinene weiße oder farbige Unterröcke, welche künstlich gefaltet sind (risówani), und Leinenschürzen, welche mit einem rothen Harras-Gürtel zusammengehalten werden. Die Frauen der Huzulen und Bojken tragen an Werktagen lederne Schuhe, an Festtagen dagegen farbige Saffianstiefel, im Winter lange, aus Tuch gefertigte Strümpfe, welche oberhalb der Knie mittelst wollener Stricke

Volksgruppe aus Dobrowlany (Bezirk Zaleszczyki).

zusammengehalten werden. Bei verheirateten Huzulinnen ist der Kopf in eine weiße leinene Kopfbedeckung gehüllt.

Ortsanlagen und Lebensweise. — Auch die Ortsanlagen der Ruthenen weisen interessante Eigenthümlichkeiten auf. Vor allem begeben wir uns auf das unabsehbare wellenförmige podolische Hochplateau. Die podolischen Dörfer sind meilenweit voneinander entfernt, aber stark bewohnt. Häufige Überfälle tatarischer Horden zwangen die Einwohner

dieses Landstriches sich in größeren Massen zusammenzuscharen, so daß Dörfer von 1000 bis 3000 Einwohnern nicht zu den Seltenheiten gehören. Die Ansiedler suchten stille verborgene Thäler auf, um sich häuslich niederzulassen. Man muß daher gewöhnlich jähen Weges in das Thal hinuntersteigen, wo sich das malerische Dorf mit seinen dicht nebeneinander angelegten Gehöften an einen Fluß oder Bach erstreckt, welche, zu Teichanlagen ausgenützt, kleine, primitiv eingerichtete Dorfmühlen in Bewegung setzen. Die podolischen Dörfer unterscheiden sich auf den ersten Blick durch ihr eigenartiges Gepräge von den Ortsanlagen anderer Gegenden in Galizien. Die Dörfer sind langgestreckt. Die Gehöfte ziehen sich in zwei Reihen längs einer Gasse und sind entweder mit einer Hecke umzäunt oder, namentlich in waldarmen Gegenden, mit Steinmauern oder einem Erdwall umgeben. Zur größeren Festigkeit sind diese Erdwälle gewöhnlich mit Weiden oder mit Teufelzwirn (Lycium barbarum) besteckt, so daß die Häuser hinter diesem Walle kaum zur Hälfte herausschauen. An dem einen Ende des Dorfes befindet sich gewöhnlich der Edelhof mit einem Park, in der Mitte des Dorfes ragt von alten Linden umschattet die ruthenische Kirche, meistens aus Holz gebaut, mit drei Kuppeln und einem einstöckigen Glockenthurm hervor. In der Nähe befindet sich gewöhnlich das Pfarrhaus und gegenüber der Kirche nicht selten die Dorfschenke.

Die podolischen Bauernhütten, sowie auch die Wirthschaftsgebäude bestehen aus geflochtenen, mit Lehm angeworfenen und in Holzpfeiler eingefaßten Wänden. Die Dächer sind mit Stroh stufenartig gedeckt und bei wohlhabenderen Bauern mit einem aus hölzernem Flechtwerk hergestellten und mit Lehm angeworfenen Rauchfang versehen, wogegen ärmere Leute Hütten ohne Rauchfang (kúrna cháta) bewohnen, in denen der Rauch theils durch die geöffnete Thür entweicht, theils sich auf dem Dachboden verliert. Daher sind die Wände stark angerußt und sehen wie schwarz angestrichen aus. Die Hütte des ärmeren Bauern besteht aus einer Wohnstube und einem Vorhause; bei den reicheren findet man in der Mitte des Gebäudes ein Vorhaus (siny), aus welchem eine Thür links in die Wohnstube, rechts in das Gastzimmer (świtlýcia) und die dritte gradaus in die Kammer führt. Letztere dient als Aufbewahrungsort von Lebensmitteln, Leinwand, Garn und Arbeitswerkzeugen. Sehr selten, und zwar nur bei den Wohlhabenden ist der Fußboden gedielt, sonst ist er mit Lehm ausgeschmiert. Die Decke ist gewöhnlich aus Brettern gezimmert und wird durch einen auf der Außenseite mit Ornamentik verzierten Balken (swółok) gestützt. In der Mitte dieses Balkens ist gewöhnlich ein Kreuz und ein Bibelspruch eingeschnitzt. In ärmeren Hütten befinden sich zwei quadratförmige Fensterchen, welche in den Lehm eingefügt sind und gar nicht geöffnet werden. Bei reicheren Bauern sind die Fenster zum Öffnen eingerichtet, und zwischen denselben befindet sich ein kleiner Spiegel in einfachem Rahmen. Rechts an der Eingangsthür befindet sich in der Wohnstube ein offener Wandschrank

(mýsnyk) für Schüsseln, Teller u. dgl., welche stehend, mit dem Schüsselboden gegen die Wand gekehrt aufgestellt werden. Links von der Eingangsthür steht der Backofen zum Kochen der Speisen und Backen des Brodes (pikná picz) mit einem großen Vorbau (prýpiczok), der mit einer bis zur Decke reichenden Kappe überdeckt ist. Daher heißt die Wohnstube mit einem Backofen pekárnia. Unter dem Vorbau befindet sich eine halbkreisförmige Öffnung (hrúbka) zum Aufbewahren des Brennholzes, mitunter auch als Brutstätte für die Hühner. Der rückwärtige Theil des Ofens (zápiczok) über dem eigentlichen Backofen ist gewöhnlich breit und dient als Schlafstelle für Kinder und Greise. An der nördlichen Wand steht eine aus breiten Brettern verfertigte Bettstatt (postéla) auf geraden, in die Erde getriebenen Füßen. Dieselbe ist für zwei Personen bestimmt und wird mit Stroh belegt und mit einem aus dickem Garn gewebten, mit rothen oder blauen Streifen verzierten Leintuche bedeckt, auf welchem mit ungeschleißten Federn gefüllte Pölster liegen. Oberhalb des Bettes an der Decke sind in Form eines Rechteckes Stangen befestigt (żérdka), welche zum Aufhängen von Kleidungsstücken dienen. An der Wand gegenüber der Eingangsthür befindet sich eine aus hartem Holze angefertigte, auf vier Füßen ruhende große Truhe (skrýnia). Dieselbe ist mit einem in Holz geschnitzten Muster oder mit einer auf rothem oder dunkelnußfarbenem Grunde schwarz oder weiß aufgetragenen Zeichnung verziert, während die Kanten der Truhe mit blauen, grünen oder gelben Streifen bemalt sind. Die Truhe dient zum Aufbewahren von Kleidungsstücken, nicht selten aber, namentlich in kleineren Bauernhütten zugleich als Tisch, ist dann aber weniger verziert und länger. An der Wand gegenüber der Eingangsthür läuft auch eine schmale Bank, welche im rechten Winkel mit einer anderen längs der zweiten Wand angebrachten und bis zum Wandkasten reichenden Bank zusammenstößt. Vor der ersten Bank steht ein langer, schmaler Tisch, oder die denselben vertretende Truhe; derselbe wird an Feiertagen mit einem Tischtuch (skáterk) bedeckt, welches an beiden Enden mit eingewebten Ornamenten oder mit Stickereien verziert ist. An der östlichen, der Eingangsthür gegenüber liegenden, gewöhnlich auch an der südlichen Wand, hängt eine ganze Reihe Heiligenbilder in einfachen schwarzen oder rothen Holzrahmen, mit Bündeln in der Kirche geweihter Kräuter geschmückt. Den ersten Platz unter denselben nehmen die Bilder der Mutter Gottes und des heiligen Nikolaus ein. In dieser im Winter mit Stroh geheizten Wohnstube bewegen sich außer den Menschen auch das Schwein, das Lamm, das Kalb und das Geflügel, und wenn man bedenkt, daß in dieser Wohnstube gewöhnlich bei gänzlichem Mangel an Lüftung gewaschen und gebacken wird und daß bei der Thür noch ein großes Krautfaß steht, so kann man sich von dem üblen Einfluß der dort herrschenden Luft auf die Gesundheit des Menschen eine Vorstellung machen.

An der unteren Außenseite ist die Hütte zum Schutze vor Feuchtigkeit mit einem niedrigen Wall aus Lehm (prýspa) umgeben, welcher auch zum Sitzen dient. Da die

dünnen mit Lehm bestrichenen Flechtwände nicht genug vor Frösten und eisigen Nordwinden schützen, so wird die Bauernhütte im Winter mit dicken Strohschichten (zaháta), welche mit Stangen und Flechten befestigt sind, eingehüllt. Die derart eingehüllte Bauernhütte gewährt bei Schneeverwehungen das eigenthümliche Bild eines verschneiten Strohhaufens mit einer kleinen Fensteröffnung, aus welcher nur der Abends vom Feuerherd oder der kleinen Lampe kommende Lichtstrahl die menschliche Wohnung errathen läßt.

Die Hütte des armen Bauern ohne Grundeigenthum (chałúpnyk) ist klein und sehr einfach, ohne Wirthschaftsgebäude und nur mit einem kleinen Gemüsegarten umgeben. Der wohlhabendere Grundwirth (hospódar) besitzt außer einer mehr oder weniger geräumigen Hütte auch Wirthschaftsgebäude, die aus einer Stallung, einem Schoppen, einem Schweine- und Geflügelstall und einer Scheune bestehen. Das ganze Gehöfte (obijstié) umfaßt ungefähr ein halbes Joch. In der Umzäunung befindet sich eine Pforte (woróta) aus Latten oder ein aus Brettern gezimmertes, mit einem Kreuz versehenes Thor (bráma), über welchem ein Schutzdach angebracht ist. Neben dem Thor befindet sich ein mittelst eines hölzernen Schlosses (zásuw) abgesperrtes Pförtchen (firtka). Zu dem an das Gehöfte angrenzenden Gemüsegarten führt vom Hofe aus ein Schlöttel (pereláz), das ist ein zwischen zwei Pflöcken angebrachter, zum Hinübersteigen eingerichteter niedriger Zaun, an welchem zu beiden Seiten angebrachte Holzklötze oder Steine als Stufen zum Übersteigen dienen. In dem an die Bauernhütte gewöhnlich anstoßenden Garten kommen einige Obstbäume minder guter Qualität, manchmal auch Bienenstöcke primitiven Systems vor. Vor dem östlichen Fenster der Hütte befindet sich ein kleiner Blumengarten. Der Hof ist mittelst einer Umzäunung von dem Scheunenplatz (humnó) getrennt. Vor der Scheune befindet sich die Dreschtenne (tik).

Die Märkte und kleineren Städte in Ostgalizien unterscheiden sich nur sehr wenig von den Dörfern. Hie und da erinnert ein Krämerladen daran, daß man hier außer der ackerbautreibenden Bevölkerung auch andere Elemente vorfindet. Einen interessanten und originellen Anblick gewähren die größeren Städte in Ostgalizien. Die innere Stadt und der Ringplatz werden in der Regel von Juden bewohnt und beherrscht und zeigen ein eigenthümliches Gepräge. Die Vorstädte dagegen weisen einen durchaus ländlichen Charakter auf und werden von der ackerbautreibenden christlichen Bevölkerung oder von Handwerkern bewohnt.

In der waldreichen Bug- und Styrniederung sind die Bauerngehöfte gewöhnlich mit einem Pfahlzaun umgeben und die Hütten meistens größer als die podolischen, und werden aus Holzbalken gebaut und mit Stroh bedeckt. In einigen Gegenden, wie z. B. in Sokal, wo die Töpferindustrie betrieben wird, kann man bei wohlhabenderen Bauern einen mit charakteristischer Ornamentik verzierten Kachelofen finden. Bei den Dniesterbewohnern

Volksgruppe aus Opryszowce (Bezirk Stanislau).

werden die Hütten gewöhnlich aus hölzernem Flechtwerk, welches mit Lehm angeworfen wird, hergestellt, und mit Schilf bedeckt.

Während die Bewohner der waldreichen Bug- und Styrniederungen nur sehr wenig sandigen Ackergrund oder Torfwiesen an den Flüssen besitzen und daher ihren Unterhalt mit der Axt in der Hand im Wald oder in Kohlen- und Theerbrennereien suchen, die San- und Dniesterbewohner mit Fischerei und Flößerei sich beschäftigen, treibt der

Podolier vorzüglich Ackerbau, treu seinem uralten Sprichwort: „Nemá to remisló, jak łemisz ta czeresló“ (das beste Gewerbe ist der Pflug). Daneben befaßt er sich ebenfalls mit dem Handwerk, insoferne dies seine wirthschaftlichen Anforderungen erheischen. Die nothwendigsten Geräthe weiß er sich selbst anzufertigen oder wenigstens auszubessern. Er hat sich aber auch auf dem Gebiete einer durchaus eigenartigen Hausindustrie als sehr tüchtig erwiesen und in den neuesten Zeiten scheint bei ihm die in dem Sprichwort: „U remisnyká zołotá ruká“ (der Handwerker hat eine goldene Hand) zum Ausdruck gebrachte Anschauung sich Bahn gebrochen zu haben.

Die Ortsanlagen der Gebirgsbewohner, insbesondere aber der Huzulen, unterscheiden sich von solchen anderer Einwohner Ostgaliziens. Die Huzulendörfer, in engen Gebirgsthälern oder an minder steilen Bergabhängen gelegen, sind meistens stark bewohnt, allein ihre Gehöfte sind von einander abgesondert, oft eine halbe Stunde von einander entfernt und mit Obstgärten, Weideplätzen, ja sogar mit Waldungen umgeben. In der Mitte des Dorfes, in der Regel auf einem Hügel, ragt die aus Holzbalken in byzantinischem Stil gebaute Kirche mit drei oder fünf Kuppeln und einem rings um die Kirche angebrachten arcadenförmigen Säulengeländer hervor. Neben der Kirche befindet sich ein aus Holz gebauter Glockenthurm, gewöhnlich mit fünf, wenn auch kleineren Glocken versehen.

Die Huzulenhütte (chyża) wird aus entzwei geschnittenen, mit der flachen Seite nach Innen gekehrten Tannenstämmen gebaut und mit dünnen Brettern (dranýci) oder Schindeln bedeckt. Die Eingangsthür und zwei nebeneinander angebrachte kleine, gewöhnlich mit einem Gitter versehene Fenster befinden sich an der Südseite der Hütte, ein Fenster an der Ostseite. Durch das Vorhaus (chorómy) gelangt man rechts in das Gastzimmer (switlýcia). Links befindet sich das Wohnzimmer (pekárnia) mit der daranstoßenden Kammer (klik), welche ebenso wie andere ruthenische Wohnstuben eingerichtet sind, nur sind die darin befindlichen Hausgeräthe (Wandkasten, Truhe, Tisch) mit Schnitzereien verziert und der in Huzulenhütten häufig vorkommende Kachelofen ist mit einer eigenartigen Ornamentik ausgestattet. Aus dem Vorhaus führt eine niedrige Thür in den nur durch die Rückwand von der Wohnstube getrennten und mit einem niedrigen Dach bedeckten Stall, in welchem sich Schafe mit den Lämmern und Kälbern befinden, welche der Huzule Tag und Nacht in seiner Obhut hat. Das Hornvieh steht gewöhnlich in einem offenen mit Latten (worýnie) umfriedeten Raume. Zum Schutze gegen Bären und Wölfe sind die Huzulenhütten mit einer doppelten Einplankung versehen und erinnern sehr an die auf der Trajanssäule abgebildete „Dakische“ Burg. Neben der Hütte findet man nicht selten Obstbäume von besserer Qualität.

Die Lebensart des Huzulen bildet ein Übergangsstadium vom Nomadenleben zu festen Wohnsitzen. Erst in neuerer Zeit fingen die Huzulen an, Kartoffeln, Kukuruz, Bohnen

und dergleichen zu pflanzen, sonst leben sie von Viehzucht und ziehen eine eigene Race von Pferden, welche von Männern und Frauen (mit dem Spinnrocken in der Hand) geritten werden. Dieselben sind klein und ausdauernd und der Huzule kann diesem Thiere auch in der Nähe des steilsten Abgrundes sein Leben getrost anvertrauen. Es gewährt einen malerischen Anblick, wenn Männer, Frauen und Mädchen in einer kleineren oder größeren Karawane vom Hochgebirg zu Pferde mit ihren Waren in einen Marktflecken ziehen.

Die eigentliche Einnahmequelle des Huzulen ist aber die Almwirthschaft. Das Leben und Treiben auf der Alm (połonýna) gereicht ihm zum größten Vergnügen. Sein Lieblings-Instrument ist die lange Schalmei (trymbita), bei deren elegischen Klängen Huzulenscharen mit ihren Viehherden (túrmy) unter Anführung erfahrener Häuptlinge (watážko) bei anbrechendem Sommer auf die Alm ziehen, um bis Mitte October die Alpenwirthschaft zu führen.

In hartem aber freiem Lebenswandel hat der Huzule im Schoß der Natur unverwüstliche Kraft und bewunderungswürdigen Scharfsinn und Muth erlangt, so daß er auch die größten Gefahren nicht scheut. Mit dem Hackenstock in der Hand führt er ungewöhnlich geschickt und behend seinen Tanz (kołomýjka) auf. Er ist ein ebenso tüchtiger Steuermann als trefflicher Jäger. Neben diesen Vorzügen, unter denen noch Einfachheit und Mäßigkeit im Essen, Ausdauer und Gastfreundschaft hervorgehoben zu werden verdienen, dürfen auch Schattenseiten, wie Streit- und Rachsucht, ziemlich laxe Moralität, Aberglauben und ein nur äußerliches Christenthum, schließlich auch Unbeholfenheit nicht verschwiegen werden. Er treibt zwar ebenfalls Hausindustrie, allein nur das äußerste Elend, welches leider nur zu oft den Huzulen heimsucht, ist im Stande, denselben aufzurütteln, um Arbeit und Erwerb aufzusuchen. Diese Arbeitsscheu, die Verwegenheit und die Vorliebe zu unbändiger Freiheit haben die Huzulen zu gefürchteten Räubern (oprýšok) gemacht, so daß dieselben lieber Plünderungszüge gegen die Höfe ihrer Gutsherren oder gegen jüdische Wirthshäuser unternahmen und noch am Anfange des laufenden Jahrhunderts in dem ganzen Huzulengebiet mit ihrem Häuptling Oleχa Dowbuszzuk hausten, statt ehrlichem Erwerb nachzugehen.

Während der Huzule fast gar keinen Sinn für den Ackerbau bekundet, suchen die Bojken, deren Häuser in dichten Dörfern gruppenweise nebeneinander stehen, überall mit dem Pfluge selbst dem kargen Boden ein Bischen Erde abzuringen. Die Bojken sind nicht nur emsige Ackerbauer, sie züchten auch vorzügliches Hornvieh. In der Noth entwickeln sie außerordentliche Thatkraft und legen einen großen Unternehmungsgeist an den Tag. In Ungarn kaufen sie Zwetschken und Weintrauben, gedörrtes Obst, Nüsse und Bryndza und verkaufen diese Artikel in Galizien, so daß sie im Handel auch den Juden das Feld streitig machen.

Volkssitten und Bräuche. — Das ruthenische Volk hat neben seiner Sprache und Nationaltracht auch seine Sitten und Bräuche im Großen und Ganzen bis auf den heutigen Tag bewahrt, von denen viele auf religiöse und mythische Anschauungen einer vorgeschichtlichen Zeit zurückweisen und zugleich als Beweis dienen können, mit welcher Anhänglichkeit und Zähigkeit der Ruthene an dem Althergebrachten und von seinen Vätern Überlieferten zu halten pflegt. Der Einfluß des Christenthums, das eifrige Bestreben der ruthenischen Geistlichkeit, die heidnische Überlieferung entweder ganz zu beseitigen oder mit der christlichen Lehre in Einklang zu bringen, hat zwar in den althergebrachten Volkssitten und Bräuchen Manches geändert, Vieles ist der Vergessenheit zum Opfer gefallen; allein immerhin treffen wir viele Sitten und Bräuche, welche wir als werthvolle Überreste der alten Volksmythologie begrüßen können, obwohl die christliche Kirche denselben ihren Stempel aufgedrückt oder dieselben zum Theile christianisirt hat.

Vor Allem wollen wir die häuslichen Sitten und Bräuche schildern.

Naht die schwere Stunde für die Wöchnerin heran, so wird die Wehmutter herbeigeholt, welche gewöhnlich mit einem Laib Brod in das Haus kommt und beim Eintritte ein Gebet verrichtet. Hierauf wird die Wöchnerin, welche unterdessen Alles aufgeräumt und in der Stube in Ordnung gebracht hat, dreimal rings um den Tisch geführt und mit geweihten Kräutern beräuchert. Kommt das Kind zur Welt, so begibt sich der Vater desselben in das Dorf, um Taufpathen (kumý) einzuladen, bei ärmeren Bauern ein Paar, bei wohlhabenderen dagegen zwei oder mehr. Über dem Bett der Wöchnerin wird an der Holzstange aus einem Leintuch ein Vorhang gezogen. Die Nachbarinnen und Verwandten kommen zu Besuch und jede von ihnen bringt ein Geschenk für die Wöchnerin, wofür sie dieselben gewöhnlich mit Branntwein (kosmáta) bewirthet. Die Pathen werden ebenfalls mit Branntwein bewirthet und begeben sich sodann zur Taufe (chrestýny). Der Vater bringt dem Geistlichen in der Regel ein Huhn und zwei Laib Brod, die Wehmutter trägt das Kind und jedes Pathenpaar hält ein etwa meterlanges Stück Leinwand (kryžmo), worauf das Kind bei der Taufe gelegt wird. Die Taufe wird so schnell als möglich vorgenommen, um das Kind vor der Übermacht des bösen Geistes (dïd'ko) zu schützen. Nach dem Volksglauben kommt es nämlich vor, daß das Kind vom Teufel gestohlen und gegen ein anderes (widmina) eingetauscht wird. Um dies zu verhüten, brennt an dem Bett der Wöchnerin, bei welcher auch das Kind liegt, eine Kerze (in der Regel eine dreiarmige trijcia) von der Geburt des Kindes bis zur Taufe.

Aus der Kirche zurückgekehrt, übergeben die Gevattersleute das Kind der Wehmutter mit den Worten: „Ihr habt uns das Kind geboren gegeben, wir bringen es getauft zurück", und wünschen dabei den Eltern des Kindes Glück. Abends versammeln sich die Gäste, die Weiber mit allerlei Nahrungsmitteln, die Männer dagegen mit Brod,

worauf der Hauswirth, sobald die Gäste am Tisch Platz genommen, Branntwein (bei Wohlhabenderen Apfelwein) credenzt. Dann wird das Abendessen verabreicht und nach demselben legt die älteste Pathin das Kind auf ein Kissen, und dies an ihrem Arme

Volksgruppe aus Weldzierz (Bezirk Dolina).

haltend, nimmt sie in die zweite Hand eine Kerze. Die jüngere Pathin dagegen sammelt auf einem Teller unter den Gästen Geldgeschenke für das Kind. Gäste und Gevattersleute kommen gewöhnlich auch noch am zweiten Tage zu Besuch (pochréstyny).

Sämmtliche Bräuche bei der Geburt (rodýny) und bei der Taufe des Kindes werden von entsprechenden Volkssprüchen und Volksliedern begleitet. In rührenden Liedern gibt auch die Mutter an der Wiege ihres Kindes ihren tiefinnersten Gefühlen Ausdruck. Die ruthenische Volkspoesie hat eine ganze Fülle von naiven, mitunter auch scherzhaften **Wiegenliedern.**

Es wandelt der Schlaf neben dem Fenster,
Und der Schlummer neben dem Zaune.
Und es fragt der Schlaf den Schlummer:
„Sag', wo werden wir heute nächt'gen?" —
— „Wo ein Stübchen warm ich finde
Wohl mit einem lieben Kinde,
Dort werd' nächt'gen ich und liegen,
Und das herzige Kindlein wiegen!"

(Simiginowicz-Staufe übers.)

Der bedeutsamste Moment im weiblichen Leben, der Übergang von der Jungfräulichkeit zum Frauenthume, wird bei den Ruthenen mit langdauerndem, umständlichem und reichhaltigem Ceremoniell gefeiert, welches von hochpoetischen Hochzeitsliedern, von althergebrachten Bräuchen und Nationaltanz begleitet, alle anderen Sitten und Bräuche übertrifft. In Folge des wirthschaftlichen Verfalles der ruthenischen Bauernschaft wurden jedoch diese **Hochzeitsbräuche** vielfach eingeschränkt und haben Manches von dem früheren Prunk eingebüßt.

Der Herbst ist der entsprechendste und beliebteste Zeitpunkt für Heiraten, so daß selbst der Fasching als minder geeignet angesehen wird. Will ein Junggeselle heiraten, so wählt er einen angesehenen, bejahrten Mann (stárosta), in manchen Gegenden zwei Starosten und zieht mit denselben in das Haus der Auserwählten, gewöhnlich spät am Sonnabend oder am Vorabend eines Feiertages (ide na zalóty oder na swátanie), Fasttage ausgenommen. Die Starosten treten nach dreimaligem Anklopfen in die Stube ein und der erste bringt den Heiratsantrag in Form eines witzigen Vortrages vor, während der Freier an der Thür stehen bleibt. Der Starosta erzählt, daß sie als Jagdgenossen eines Fürsten (kniaź) eine Füchsin (oder ein Marderweibchen) verfolgt hätten und nachdem sie auf ihre Fährte gekommen, hier angelangt seien und um Auslieferung derselben, nämlich um die Hand der Fürstin (kniahýnia, wie die Braut gewöhnlich benannt wird) bäten. Hierauf holt der Starosta eine Flasche Branntwein aus der Tasche hervor und bittet um ein Glas. Ist man dem Freier geneigt, dann bietet man dem Starosten scherzweise eine Wasserkanne, einen Krug u. s. w. an. Zuletzt läßt der Vater seine Tochter, welche während des ganzen Vortrages des Starosten am Ofen gestanden und denselben zum Zeichen ihrer Verschämtheit mit dem Finger gestochert hat, ein Glas bringen. Bringt das Mädchen das verlangte Glas, nippt sie an demselben und reicht sie es dem Freier, so ist dies ein Zeichen, daß sie in die Heirat mit dem betreffenden Freier willigt. Sind aber die Eltern oder das Mädchen damit nicht einverstanden, dann erwidern sie dem Starosten:

„Gott gebe euch von anderer Seite“ und dann heißt es im Volksmunde, der Freier habe sich einen Kürbis geholt (distáw harbuzá) oder einen Reibkolben beleckt (obłyzáw makohin). Ist man dagegen dem Freier geneigt, was aus dem oben angeführten Verhalten

Bojkengruppe aus Hrebenów (Bezirk Stryj).

des Mädchens geschlossen werden kann, dann werden die Starosten und der Freier, sowie die dazu geladenen Nachbarn bewirthet und die Verlobung (zarúczyny oder rukówyny) gefeiert. Den Starosten werden von der Braut gestickte Handtücher quer über den Arm

gebunden, dem Bräutigam dagegen ein großes Taschentuch. In der Regel werden bei dieser Gelegenheit die Verlobungsringe gewechselt und dazu entsprechende Verlobungslieder gesungen, z. B.:

Du mein grauer Kukuk,
Wach' nicht auf so frühe,
Ruf' auch nicht so klagend!
— „Wie soll ich nicht klagen,
Wenn der Herbst schon eintritt?"
— Mütterchen Mariechens,
Wach' nicht auf so zeitlich,
Wein' auch nicht so bitter!
— „Ach soll ich nicht weinen?
Eine Tochter hab' ich
Und muß sie vermälen."
— Schmück' dich nicht, o Hainchen,
Und erwecke Herzweh;
Schmück't euch nicht, ihr Haine,
Und erwecket Trauer!
Denn ich traure tief und schmerzlich!
Geb' von mir die einz'ge Tochter
Ach, in eine fremde Gegend,
Nicht in die Verwandtschaft! (S.-St.)

Hierauf geht der Bräutigam mit dem Staroſten zum Pfarrer und beſtellt die Eheaufgebote (zápowidy). Bei dieſer Gelegenheit werden die Verlobten zum Pfarrer beſchieden und müſſen nachweiſen, daß ihnen die Hauptgrundſätze der chriſtkatholiſchen Lehre und die übrigen Gebete geläufig ſind. Die Verlobung iſt aber noch nicht bindend, wenn auch die Eheverkündigung vor ſich geht, und kann gelöſt werden. Wurde dies vom Mädchen veranlaßt, dann ſind die Eltern desſelben verpflichtet, dem Brautwerber die gemachten Auslagen zu vergüten. Will ſich aber der Bräutigam ſeiner Erkorenen vergewiſſern, dann pflegt er mit dem Staroſten zum zweiten, manchmal auch zum dritten Mal in deren Haus ſich zu begeben, um das letzte Wort zu holen. Bei dieſem Anlaſſe, słówyny genannt, wird auch die Mitgift (wino), welche in Kleidern und Bettzeug, wirthſchaftlichem Inventar, nicht ſelten auch in Bargeld und liegenden Gütern beſteht, vereinbart. Es wird auch vereinbart, ob die Verlobte das Haus des Bräutigams oder aber der Bräutigam das Haus ſeiner Braut beziehen ſoll, und im letzteren Falle, wenn der Bräutigam beſitzlos iſt, heißt es: prystáw do néji na grunt i chátu. Auch der Ärmſte trachtet, wenn auch ein blutarmes Mädchen, „des Hemdewaſchens und Kleiderflickens wegen" (szczob buło komú obipráty ta obłatáty), zu heiraten und es kommt äußerſt ſelten vor, daß eine Jungfer ergraut (dosýdiła sia sýwoji kosý).

Nach erfolgter Eheverkündigung liegt es beiden Seiten ob, die zum Heiratsaufzug nöthigen Perſonen (drużýna wesilna) einzuladen. Die Drużyna des Bräutigams, welcher kniaź, d. i. Fürſt, genannt wird, bilden: ein drúżba, Brautführer, und zwei piddrużby, d. i. Unterbrautführer, in der Regel junge, tanzluſtige Geſellen, zwei Staroſten, ältere angeſehene Männer, von denen einer die Rolle des Wirthes im Hauſe des Bräutigams übernimmt; ferner zwei ältere, angeſehene Frauen, swáchy genannt, und eine świtýłka, ein junges Mädchen, in der Regel die Schweſter des Bräutigams oder eine Verwandte

desselben, deren Benennung davon herrührt, weil dieselbe während der Trauung eine brennende Kerze (ehemals ein Schwert mit dem daran befestigten Licht) hält. Die drużyna der Braut, welche kniahýnia, d. i. Fürstin, genannt wird, bilden zwei Mädchen, von denen die eine drúżka, die andere piddrużka genannt, ein Junggeselle, diwóckij drużba oder kozák und ein stárosta domowýj, welcher den Wirth im Hause der Braut abgibt. Die Staroſten mit den Brautführern und anderem männlichen Gefolge heißen bojáry (ritterliche Herren); die Brautführer sind in der Regel beritten, die Pferde schön geschmückt. Dem Hochzeitsgefolge gehören auch die Musikanten an, deren Zahl von der Wohlhabenheit der

Anwesen in Żwiniacz nächst Czortków in Podolien.

Brautleute abhängt (in der Regel aber drei, daher troista muzýka, d. i. je ein Geiger und Baßspieler und ein Tambour, reszetó oder Cimbalspieler, cymbalista).

Die Hochzeit wird in der Regel am Sonntag gefeiert. Am vorangehenden Donnerstag geht die Verlobte mit ihren Gefährtinnen (drúżka und piddrużka), um Sinngrün zu sammeln und ladet hierauf Abends zu sich mehrere Mädchen zum Kranzflechten (winkopłétyny) ein, zu welchem Ceremoniel auch der Bräutigam mit den Musikanten erscheint. Nachdem der Vater und die Mutter der Braut das Sinngrün gesegnet haben, winden die Drużken mit den geladenen Mädchen einen Kranz für die Braut, einen anderen für den Bräutigam, wobei sie entsprechende Lieder singen. Hierauf werden alle von dem Bräutigam mit

Branntwein bewirthet und der Tanz, wobei die Mädchen der Reihe nach ihr Haupt mit dem Kranze der Braut schmücken, bildet den Schluß dieses Ceremoniells. Schließlich werden beide Kränze zusammen auf zwei Laib Brod und diese auf den Tisch gelegt und bleiben dort bis zum Samstag vor der Hochzeit liegen.

Zwei Tage vor der kirchlichen Trauung, nämlich am Freitag wird gleichzeitig im Hause der Braut und des Bräutigams das Backen des mystischen Hochzeitskuchens (u młodóho i młodóji płészczuk oder bhájuk korowáj) vollzogen. Zu diesem Zwecke werden sowohl in das Haus der Braut, als auch in jenes des Bräutigams von den Swachas 10 bis 20 Frauen (korowájnyci), je nach der Wohlhabenheit des Hausherrn, geladen, welche mit Mehl, Brod und anderen Geschenken kommen. Sie erhalten von der Hausfrau feines Weizenmehl, aus welchem der korowáj gebacken wird. Alle Vorbereitungen zum Backen des Hochzeitskuchens werden unter Leitung des Staroſten gemacht und vom Gesang entsprechender Lieder, Trank und Tanz begleitet. So wird während der Zubereitung des Teiges gesungen:

Schafft nur alles Gute herbei
Zum Korowaj, dem festlichen,
Den Weizen, den besten,
Wasser vom Dunaj-Strom,
Eier von Kameneć,
Salz von Krakau her,
Safran aus Danzig.
Sei's ein Herrenbissen
Geknetet von Swachen,
Den schönen, jungen. (Szujski.)

Der fertige Teig wird auf dem Deckel des Backtroges geknetet und dem korowáj wird die Größe und runde Form des Backtrogdeckels gegeben. Hierauf wird der so geformte korowáj ringsum mit einem aus Teig gemachten Geflecht umgeben und an der oberen Fläche mit kreuzförmig aufgelegten Teigwalzen und in der Mitte mit zweien aus Teig gekneteten Täubchen, an den Rändern aber mit Rosen-Schnecken-ähnlichen und dergleichen Verzierungen geschmückt, wobei unter Anderem folgendes Lied gesungen wird:

Mond, du Mond aus dem Paradies,
Leuchte unserem Korowaj.
Er gedeihe, wie die Sonne,
Wie die Blume blühe er.

Auch die Mutter Gottes wird im Gesang angerufen, um beim Ofenlegen des korowáj behilflich zu sein. In den korowáj werden in der Regel vier Wachskerzen gesteckt. Der frisch gebackene korowáj wird mit Sinngrünblättern, mit bunten Federn und rother Stickwolle geschmückt. Außer dem großen korowáj werden zwei längliche Kolatschen, die durch ein aus Teig gemachtes Kreuz zusammengehalten sind, und eine größere Anzahl von rundlich in Form von Fichtenzapfen geknetetem Teig (szyský) oder auch kleinere Kolatschen (husoczký), die als Hochzeitsgeschenke dienen, gebacken. Kommt das Gebäck glatt gebacken aus dem Ofen, so prophezeit man den Verlobten ein glückliches Leben. Nebenher werden bei dieser Gelegenheit die für die ganze Hochzeitsfeier nöthigen Speisen und Getränke zubereitet.

Samstag in der Früh begeben sich die Verlobten in die Kirche, wo sie beichten und während des Gottesdienstes die heilige Communion empfangen. Vor dem Kirchgang wird aber das Haar der Braut von der drúżka auseinandergeflochten, glatt gekämmt und auf den Kopf derselben der aus Sinngrün (barwinok) gewundene Kranz gesetzt, an welchen rückwärts zahlreiche bunte, meistens rothe und blaue, ellenlange Seidenbänder geheftet sind, die gleich dem gelösten Haupthaar frei herabwallend, eine schmucke Mädchengestalt recht hübsch zieren. In manchen Gegenden wartet die Braut so lange, bis der Bräutigam mit dem Brautführer und den Musikanten kommt. Dann setzt man die Braut auf einen Stuhl, der mit einem Pelz mit nach auswärts gekehrtem Haar bedeckt ist und nun schreitet der Brautführer, der Staroſta, die Mutter und hierauf die ganze Familie der Reihe nach heran, um der Braut das Kopfhaar auseinander zu flechten, welches Ceremoniell die Mädchen mit rührendem Gesang begleiten.

Nach dem Kirchgang kehrt jedes von den Verlobten in sein Haus zurück oder sie gehen noch in das Dorf, um Gäste zur Hochzeit einzuladen. Vor dem Ausgang ertheilt die Mutter der Braut ihren Segen und beginnt mit der Ausschmückung des Bäumchens oder richtiger eines Zweiges, hilcé oder ilcé genannt. Dieses hilcé ist im Winter ein Fichtenzweig (in manchen Gegenden meterhoch), zu anderer Jahreszeit ein Weichsel- oder Birnbaumzweig, welcher in ein Laib Brod (in manchen Gegenden in das Hochzeitsbrod) gesteckt und mit Haferähren, Waldholunder, Sinngrün, bunten Federn, verschiedenen Blumen, farbiger Stickwolle, Seide und Bändern geschmückt wird. Dieses reich verzierte Hochzeitsbäumchen steht während der ganzen Hochzeitsfeier auf dem Tisch. Während der Ausschmückung desselben, an welcher die Eltern der Braut und im Hause des Bräutigams die Eltern und Gäste des letzteren theilnehmen, werden Hochzeitslieder gesungen:

Neben dem Zimmerchen, neben dem neuen,
Fliegt eine Nachtigall und guckt ins Zimmer,
Ja, ins Zimmerchen guckt sie hinein.
Dort ihre Nester bauen die Dohlen! —
Baut sie für euch und für mich, ihr Dohlen;
Baut sie für euch aus Raute und Minze,
Doch aus Federchen baut sie für mich! —

Neben dem Zimmerchen, neben dem neuen,
Schafft umher mein süßes Mariechen,
Und in das Zimmerchen guckt sie hinein.
Doch winden Mädchen duftige Kränzchen.
Windet sie, Mädchen, für euch und für mich;
Windet für euch sie aus Raute und Minze,
Mir aber macht sie aus Immergrün! —

Ein Äſtchen von der Tanne,
Ein Reis vom rothen Schneeball,
Ein Kräutlein auch vom Immergrün,
Und vom Baſilienkraute!
Ein Äſtchen — eine Tanne,
Von oben bis unten ein Schneeball! (S.-St.)

Nun wird die Braut im festlichen Anzug mit zwei Brautjungfern ins Dorf geschickt, wo sie jedes Haus betritt und um Segen angeht, ältere oder angesehene Personen nach dreimaligem Fußfall; anderen küßt sie die Hand, die Unverheirateten dagegen ins Gesicht. Während dieses Rundganges singen die Brautjungfern entsprechende Lieder. Der Bräutigam geht ebenfalls mit seinen Brautführern herum, um Gäste einzuladen.

Nach beendetem Rundgang im Dorfe kehrt der Bräutigam nach Hause zurück und schickt seine Brautführer zur Braut mit Hochzeitsgeschenken, bestehend aus einem etwa drei Meter langen Stück feiner Leinwand (rantúch), einem rothen Kopftuch und einem mit farbiger Seide, Stickwolle und Basilienkraut geschmückten Kolatschen. Dafür bringen sie dem Bräutigam ein von der Braut für denselben gesticktes Hemd und einen ähnlichen Kolatschen. Nach gegenseitiger Austheilung von Hochzeitsgeschenken, welche Ceremonie darówanie heißt und von gegenseitigem Segen und Gesang begleitet wird, wird die Braut in ihrem Hause und der Bräutigam in dem seinigen feierlich hinter dem Speisetisch auf den posád (auch posáh), d. i. auf einen mit nach auswärts gekehrtem Pelz überdeckten Sitz gesetzt, wobei verschiedene Lieder über das künftige Los, über die Liebe der Eltern und Verwandten und über den korowáj gesungen werden:

Man kennt Mariechen,
Die schöne Waise,
Die ihr Heiratsgut sorglich hegt,
Indeß ihr Kränzchen,
Wohl ganz aus Veilchen,
Mit dichtem Staube sich belegt.
Ach, ihr Väterlein
Weilt schon lange beim lieben Gott!
Es brennt seine Seele wie ein Flämmchen roth,
Und betet zum Himmel in ihrer Noth:
„O, laß mich hinab, o Herrgott mein,
Mit der Wolke ins Dörfchen,
Mit dem Regen zur Erde,
Mit der Sonne zum Fenster,
Damit ich sehe
Mein Kind auf der Erde,
Auch wer ihm das Hochzeitsfest machen werde.“ —
Wenn's die Leute ihm veranstalten,
Wird es leid thun dem Alten. (S.-St.)

Die sentimentale Stimmung wird nicht selten von humoristischen Episoden und Liedern unterbrochen.

In manchen Gegenden ist es Brauch, daß der Bräutigam mit seinem ganzen Gefolge sich selbst in das Haus seiner Braut begibt, um derselben die Hochzeitsgeschenke darzubringen. Diesen Zug eröffnet der Starosta, das Hochzeitsbäumchen über seinem Haupte haltend. Die angekommenen Gäste nehmen Platz am Tisch und die Braut verabreicht hier ihre Hochzeitsgeschenke dem Bräutigam. Dann werden Alle bewirthet und es wird bis spät in die Nacht getanzt.

Hie und da wird der posád bei der Braut und ebenso auch bei dem Bräutigam auf folgende Art gefeiert: Den Ehrenplatz am Tisch unter den Heiligenbildern (na pokúti) nehmen die Eltern und die Großeltern (wenn sie noch leben) ein, und jedes von ihnen hält je

zwei Laib Brod zur Segenertheilung. Die Braut kommt mit dem Brautführer herein und bittet die Eltern und Großeltern drei Mal fußfällig um den Segen, welche Ceremonie von Mädchen mit entsprechenden Gesängen begleitet wird. Hierauf führt der Brautführer die Braut drei Mal um den Tisch, setzt sie dann auf den Ehrensitz und nimmt selbst neben ihr Platz. Auf der anderen Seite setzen sich neben der Braut die Brautjungfern,

Griechisch-katholische Holzkirche in Skorodyńce nächst Czortków.

weiterhin die übrigen Mädchen und beginnen Lieder zu singen. Vor der Braut steht auf dem Tisch das Hochzeitsbrod und ein Teller für Geldgeschenke, in welchen jeder, vom Vater angefangen, eine Geldmünze wirft. Dann folgt Bewirthung und Tanz. Auf dieselbe Art wird der posád auch bei dem Bräutigam gefeiert. Die Tanzunterhaltung beginnt in der Regel mit der sogenannten kołomýjka und schließt mit dem kozák. Der Tanz wird immer von Gesang begleitet, indem ein Tänzer zu singen anhebt und alle

übrigen den Gesang fortsetzen, dann ein anderer Tänzer beginnt u. s. f. Musikständchen schließen die Feierlichkeiten am Samstag, welchem der Trauungstag folgt.

Sonntag früh bringen die Musikanten vor den Fenstern des Bräutigams ein Ständchen (na dobry-deň = Guten Morgen), welches an die Melodie des Schwalbengezwitschers erinnert. Dann folgt ebenso ein Ständchen vor den Fenstern der Braut, worauf sie zum Bräutigam zurückkehren, welcher unterdessen sich zur Trauung (doszlúbu) vorbereitet. Die Swachen schmücken jetzt für den Bräutigam das Hochzeitsbrod, indem sie in die Mitte desselben einen vieläſtigen Zweig stecken, welcher dann mit Sinngrünn, Basilienkraut, Haferähren, Raute und dergleichen umwunden und an den oberen Spitzen mit Äpfeln verziert wird. Hierauf setzt man den Bräutigam auf die Bank (na oslóni), der Starosta kämmt sein Haar und setzt ihm die mit einem Sinngrünkranze umwundene Pelzmütze auf. Dann bittet der Bräutigam seine Eltern kniend um ihren Segen. Hierauf schreitet der Starosta, den geschmückten korowáj in den Händen, dem Hochzeitszug voran, welcher sich unter Sang und Klang zur Braut begibt. An der Spitze des Zuges reitet ein hübscher Junggeselle mit der Hochzeitsfahne (das ist mit einem rothen an einer Stange befestigten Tuch) und heißt daher chorúžyj (Fähnrich). Unterwegs pflegt derselbe auch zu tanzen und besteigt sodann sein Pferd wieder.

Unterdessen werden auch im Hause der Braut Vorbereitungen zur Trauung getroffen. Nach dem ihr gebrachten Ständchen macht die Braut ihre Hochzeitstoilette. Sie setzt sich auf die mit umgekehrtem Pelze bedeckte Bank oder auf den Backtrog, worauf ihr das Haar vom ledigen Bruder oder seinem Stellvertreter (in manchen Gegenden vom Vater selbst) gelöst wird. Dann kämmen die Brautjungfern das Haar und schließlich wird auf das Haupt der Braut zum letzten Mal der Sinngrünkranz gesetzt. Auch diese Ceremonie begleiten rührende Lieder:

Längs des Waldes ein weißer Weg führt,
Ein gegrab'ner Brunnen den Wald ziert;
Ein rother Schneeball steht neben dem Brunnen,
Dorthin fuhr Hänschen mit den Brautwerbern.
Ihm vertrat den Weg der Schneeball dorten,
Mit dem Säbel begann er den Schneeball zu schlagen,
Da begann der Schneeball schmerzlich zu klagen:
Nicht deinetwegen bin ich gepflanzt hier lange Jahre,
Doch deinetwegen liegt Mariechen geschmückt auf der Bahre! (S.-St.)

Sobald der Hochzeitszug mit dem Bräutigam vor dem Hause der Braut angekommen und mit Sang und Klang in die Wohnstube eingetreten ist, nehmen die Eltern den Ehrenplatz ein und ertheilen zuerst der Braut, dann dem Bräutigam, welche sich knieend verneigen, den Segen. Dann steckt die Braut dem Bräutigam ein länglich zusammengelegtes Tuch in

den Gürtel, so daß dasselbe tief an der Seite herabhängt. Die Bojaren beschenkt sie mit gestickten Handtüchern eigener Arbeit, welche von denselben ebenfalls an den Gürtel gesteckt werden. Die Mutter gibt der Braut zwei Laib Brod (der Bräutigam hat auch sein Brod mit sich als Opfergabe für die Kirche) und bespritzt das Brautpaar mit geweihtem Wasser, welches noch alle Anwesenden, auch kleine Kinder nicht ausgenommen, um Segen angeht. In manchen Gegenden wird das Brautpaar von der Mutter nach altem Brauch mit Hopfen überschüttet. Hierauf begibt sich der Hochzeitszug (wesilé oder pójizd) mit Gesang zur Trauung in die Kirche. Den Zug eröffnet der Fähnrich zu Pferde, dann folgt ebenso der Bräutigam mit dem Brautwerber und dem Staroſten mit dem korowáj, in der Regel auf einem Wagen, welchem gewöhnlich ein vierspänniger Wagen mit der Braut in Gesellschaft von Druzken und Swachen folgt. Den Schluß bilden die Musikanten, welche auf dem Rückweg von der Trauung spielen. Bei den Huzulen pflegt der ganze Hochzeitszug, auch die Frauen und Mädchen nicht ausgenommen, sich zu Pferde in die Kirche zu begeben. In manchen Gegenden ist die Reihenfolge der Theilnehmer dieses Zuges eine andere.

Die Trauung wird gewöhnlich nach der heiligen Messe vorgenommen. Nach der Trauung kehrt der Hochzeitszug in derselben Ordnung unter Sang und Klang und zwar die Braut in ihr, der Bräutigam dagegen in sein Haus zurück; in vielen Gegenden begibt sich der ganze Zug in das Haus der Braut. An der Schwelle des Hauses wird das Brautpaar von den Eltern mit Brod und Salz begrüßt, gesegnet und beglückwünscht, wobei sich dasselbe ehrerbietigst verneigt. Dann macht das Glas mit Branntwein die Runde in der Gesellschaft, welche hierauf in die Wohnstube eintritt. Das Mittagessen beginnt, wobei das Brautpaar den Ehrenplatz einnimmt. In vielen Gegenden findet das Mittagessen für die Braut und ihr Gefolge in ihrem Hause, für den Bräutigam und sein Gefolge in seinem Hause statt. Erst Abends begibt sich der Bräutigam mit dem korowáj in Begleitung seines Gefolges mit Gesang zu seiner Braut, welcher zu Ehren die Mädchen inzwischen wehmüthige Lieder von dem Glück im elterlichen Hause, von der Wehmuth des Scheidens, aber auch von der Liebe zum Geliebten gesungen:

Dohlen fliegen in drei Reihen
Und voran der Kukuk,
Ließen sich in Hainen nieder,
Auf dem Schneeball der Kukuk.
Dohlen fingen an zu krächzen,
Kukuk an zu rufen.
— Ach was rufst und klagst du heute,
Du mein grauer Kukuk?
Ärgert Dich dein Flug, dein nied'rer,
Oder dein Ruf, dein früher? —

Dorten wandeln Brautjungfrauen,
Alle in drei Reihen,
Schön Mariechen voran schreitet,
Setzt sich auf den Sessel,
Auf die Bank die Mädchen.
Alle fingen an zu singen,
Doch Marie zu weinen.
— Ach was weinst und klagst du heute,
Jugendlich Mariechen?
Trauerst du um's blonde Zöpfchen,

Um der Jungfrau Schönheit? —
„Mädchen tanzen, Zöpfe fliegen,
Nicht mehr bin ich ihnen,
Selbst wenn sie mich mild aufnehmen,
An ihr Herz mich drücken,
Sagen sie mir nicht die Wahrheit:
Geh', laß Dich im Zimmer schauen —
„„Ach, dort sitzen junge Frauen!““ (S.-St.)

Sobald der Neuvermählte mit seinem Gefolge am Hausthore erscheint, wird dieses von einer Art Wache vertheidigt, bis dieselbe dem Bräutigam gegen Bewirthung mit Branntwein Einlaß gewährt. Drinnen werden Lieder angestimmt, in denen der Vater und dann der Bruder aufgefordert werden, der Neuvermählten Schutz zu gewähren. Der Bruder macht sich wirklich mit einem Säbel aus Holz daran, seine Schwester zu vertheidigen, allein der vom Bräutigam gespendete Branntwein und die verabreichten Geldgeschenke und dergleichen überwinden jeden Widerstand und nun zieht der Staroſta mit dem korowáj ein. Die Neuvermählte sitzt auf dem Ehrenplatz, zu beiden Seiten derselben ihre Brüder, die als kriegerische Kozaken ihre Schwester vertheidigt haben. Jetzt wird denselben von dem Neuvermählten das Lösegeld für ihre Schwester angeboten und dies veranlaßt die Brüder und die Mädchen, welche an der Seite der Neuvermählten saßen, dem Bräutigam den Platz neben der Braut einzuräumen. Dabei werden von den Swachen und Druźken entsprechende Lieder gesungen:

Eile, Brüderchen, hole sie ein,
Entreiße ihnen das Schwesterlein! —
Es eilte das Brüderchen, bekam sie doch nicht!
Der Brautführer wegen erkannte er sie nicht!
Der Musik wegen hörte er sie nicht!
Er hörte ein Stimmchen, bekannt war sein Ton,
Doch leider am Hofe des Schwiegervaters schon.
Als sie trat auf des Schwiegervaters Schwelle,
Da sagte sie ihm „Guten Abend“ gar schnelle. —
„Guten Abend, lieb' Väterchen, ich Dir sage,
Nimm mich auch zu Dir für alle meine Tage,
Weil die Nacht mich erreichte,
Der Reif mein Kleidchen bleichte,
Der Tau mein Zöpfchen besetzte,
Die Thräne mein Gesichtchen benetzte!“ (S.-St.)

Diese Ceremonie erinnert an die vom Chroniſten Neſtor erwähnten Hochzeitsgebräuche der Derewlanen, nämlich an die gewaltsame Entführung oder an den Kauf der Braut. Dies bestätigt auch der am Schluß der Hochzeitsfeierlichkeiten übliche Festzug der Eltern und Geschwister, welche das Brautpaar nach dessen Übersiedlung in das Haus des Bräutigams besuchen, wobei sie in einem Liede als Verkäufer begrüßt werden.

Nachdem sich der Vermählte den Platz bei seiner Braut erkauft hat, schreitet der Brautführer zur Theilung des Hochzeitsbrodes, um damit die ganze Familie der Braut und alle guten Bekannten und Nachbarn zu beschenken, was von dem Staroſten unter Sang ausgeführt wird. Nach der Vertheilung des korowáj wird geschmauſt und die Nacht über getanzt. Vor Tagesanbruch schickt sich das Gefolge des Bräutigams zur Rückkehr in sein Haus an und hat auch die Braut mitzunehmen. Diese hat sich unterdessen versteckt, so daß sie nicht leicht aufzufinden ist. Sobald sie aber gefunden ist, wird sie auf den Ehrenplatz am Tisch gesetzt, während sich neben ihr auf der einen Seite die Brautjungfern,

auf der andern die Swachen setzen. Die Brautjungfern nehmen der Braut den jungfräulichen Kopfputz (d. i. den Sinngrünkranz mit den Binden) ab, und singen dabei entsprechende Lieder, deren Thema, das Scheiden aus dem Jungfernstande, die junge Frau bis zu Thränen rührt. Die Mutter (in manchen Gegenden die Swacha) nähert sich dem Tisch mit der perémitka (auch námitka oder serpánok aus feiner Leinwand, hie und da aus Mull oder Tarlatan) und bedeckt, indem sie drei Mal das Kreuz macht, mit derselben den Kopf der jungen Frau. Bei den Huzulen werden der Braut die Haarflechten vom Bräutigam abgeschnitten. Diese Ceremonie gibt reichen Stoff zu wehmüthigen, mitunter auch humoristischen Liedern, deren satirische Spitze vor Allem gegen das männliche Geschlecht gekehrt ist. Es wird hierauf alles zur Mitgift der jungen Frau Gehörige auf einen Wagen

Huzulenhütte in Jawornik am Schwarzen Czeremosz.

geladen und das Brautpaar bereitet sich zur Abreise vor. Jetzt nehmen die Eltern der Braut den Ehrenplatz ein, um dem jungen Ehepaar ihren letzten Segen zu ertheilen. Hierauf wird letzterem Branntwein credenzt und dann fährt dasselbe mit seinem ganzen Gefolge unter Sang und Klang ab.

Das junge Ehepaar wird von der Schwiegermutter, welche in einem mit dem Fell nach auswärts gekehrten Pelz zum Zeichen des Reichthums und der Fruchtbarkeit erscheint, begrüßt, so wie sich dies nach der Trauung im Hause der Braut zugetragen hat. Nach dem Schmaus, welcher darauf folgt, muß die Schwiegertochter (newistka) im Hause der Schwiegermutter (swekrúcha) verschiedene Arbeiten verrichten, um zu beweisen, daß sie eine gute Hausfrau sein werde. Darnach wird von dem Brautführer und der Swacha das junge Ehepaar in die Kammer geführt. Dort wird der jungen Frau von der Swacha die Haube angelegt und dann muß die Frau ihrem Manne die Stiefel ausziehen, in denen sie einige Silbermünzen als Geschenk für sich findet. Dieser alte Brauch wird schon bei

Nestor erwähnt, wo die Tochter des Plocker Fürsten, Rogneda, sich dagegen sträubt, dem Sohne einer Sklavin, Wladimir, die Schuhe auszuziehen, d. h. ihn zu heiraten. Die junge Frau wird dann noch mit der Peremitka umhüllt und in die Stube zurückgeführt, wo sie die Swachen in entsprechenden Liedern als Frau (mołodýcia) begrüßen.

Montag früh begibt sich die junge Frau in Begleitung des Brautführers und zweier Swachen in die Kirche zur Einsegnung (do wýwodu) durch den Pfarrer. Am Dienstag machen die Eltern der Braut dem jungen Ehepaar einen Besuch, indem sie in Begleitung des Starosten den Rest der Mitgift (prýdane) in der Truhe mitbringen. Schmaus und Sang schließen in der Regel die Hochzeitsfeierlichkeiten.

Ist eines vom Brautpaar Witwer oder Witwe, dann wird das Hochzeitsfest mit geringerem Aufwand gefeiert, zumal wenn beide dem Witwenstand angehören. Ist eines der Brautleute Waise, dann übernehmen die nächsten Verwandten die Rolle der Eltern.

Auch die Bräuche, welche sich an den Todesfall knüpfen, sind interessant, obwohl schon manches von dem Althergebrachten im Verlöschen begriffen oder in Vergessenheit gerathen ist.

Den Tod (smerť) personifizirt das ruthenische Volk als ein altes Weib von ungewöhnlicher Schnelligkeit, in weißem Gewande mit einer Sense, mit welcher sie dem Leben des Menschen ein Ende macht. Die Pest, Cholera und dergleichen epidemische Krankheiten personifizirt das ruthenische Volk als ein altes Weib mit Schaufel und Kehrbesen. Das Volk glaubt, daß die Seele des Verstorbenen, gleich einem Vogel dem Körper entflogen, auf ein an der Wand hängendes Bild sich setze und noch in der Nacht nach dem Begräbniß in die Wohnstube komme. Daher stellt man an das Fenster einen Becher voll Trinkwasser und einen Brodranft, damit die Seele, wenn sie das Haus verläßt, auf die weite Reise sich daran labe und sättige. Dem Verstorbenen gibt man außer Weißwäsche selten eine andere Kleidung ins Grab, nur der Kopf wird immer dem Alter und Stande gemäß bedeckt. Den Männern gibt man eine Pelzmütze und den Hochzeitsgürtel (Junggesellen mit einem Sinngrünkranze geschmückt), den Frauen den üblichen Kopfputz (perémitka), den Mädchen einen Sinngrünkranz. Mädchen kleidet man überhaupt in einen Hochzeitsanzug.

Besonders ergreifend ist das Begräbniß eines verlobten Mädchens, welches ganz wie zur Trauung gekleidet wird. Frauen und Mädchen legt man, obwohl selten, gelblederne Stiefel an, Männern werden die Füße gewöhnlich in Leinwand eingewickelt, damit sie nicht barfüßig zum jüngsten Gericht erscheinen. In den Sarg (domowýna) wird den Frauen, Mädchen und Junggesellen ein Taschentuch zur rechten Hand gelegt; in ein Ende desselben werden in der Regel zwei Kreuzer eingebunden, den Männern dagegen in die Pelzmütze genäht, ein Brauch, der an den Obolos der alten Griechen erinnert.

Die Leiche wird auf der Bank am südlichen Fenster der Wohnstube aufgebahrt und erst vor Beginn des Leichenzuges in den Sarg gelegt, nachdem der Priester das übliche Leichengebet gesungen und die Leiche sowohl als auch den Sarg mit Weihwasser besprengt hat. Beim Hinaustragen der Leiche wird an der Schwelle des Hauses dreimal mit dem Sarge angestoßen zum Zeichen des letzten Abschiedes des Verstorbenen von seiner Familie. Dann wird die Thür des Hauses sofort geschlossen, um weitere Todesfälle in der Familie zu verhüten. Zu demselben Zwecke wird an den Platz, wo die Leiche aufgebahrt war, ein Beil gelegt. Ist der Friedhof in der Nähe, so wird die Leiche auf einer mit schwarzem Tuch bedeckten Tragbahre getragen, sonst aber auf einem mit Ochsen (selten mit Pferden, nie aber mit Stuten) bespannten Wagen, in manchen Gegenden auf Schlitten auch im Sommer geführt. Der Sarg wird mit einem Stück Leinwand, in manchen Gegenden mit einem gestickten Leintuch bedeckt, das hierauf in der Regel dem Kirchensänger, der bei der Leiche den Psalter gelesen, zu Gute kommt.

Bei dem Leichenzug eines Mädchens, besonders aber eines verlobten wird das bei Hochzeiten übliche Gefolge (Brautjungfern, Brautführer und dergleichen) gewählt, welche mit der Vertheilung jener Geschenke betraut werden, die beim Hochzeitszuge vertheilt werden sollten. Das von der Verstorbenen gestickte Leintuch wird an das dem Leichenzuge vorangetragene Kreuz gebunden. Den Starosten und Swachen werden ebenfalls Leintücher über die Schulter geschlagen, die Brautjungfern schmücken ihre Köpfe mit schwarzen Binden und schreiten mit brennenden Kerzen einher. Unterwegs hält der Zug mehrmals an und der Pfarrer liest dann das Evangelium.

Dem Leichenzuge folgen außer Verwandten und Nachbarn noch Klageweiber, welche dem Schmerz über den Verlust des Verstorbenen in lauter Weise Ausdruck geben. Der Sarg wird mittelst einer auseinander gewickelten Leinwandrolle ins Grab herabgelassen. Nach der üblichen sogenannten Versiegelung des Grabes durch den Priester, wirft jeder von den Anwesenden drei Mal eine Handvoll Erde in das Grab mit den Worten: „Federleicht sei dir diese Erde!" Die Verwandten werfen außerdem ein wenig davon in den Hemdenbausch, damit sie nicht lange trauern. Auf das Grab setzt man in der Regel ein hölzernes Kreuz mit einer Inschrift. Nach dem Begräbniß versammeln sich die Verwandten und Nachbarn zum Todtenschmaus (stypa), welcher noch vielfach an die alten Todtenfeier (tryzna) erinnert. Zu demselben wird gewöhnlich auch der Pfarrer mit dem Kirchensänger und den Kirchendienern geladen. Unter anderen Speisen wird gekochter, mit Honig und Mohn zubereiteter Weizen verabreicht, von welchem jeder vor dem Schmaus drei Löffel für das Seelenheil des Verstorbenen ißt. Für die Bettler wird ein besonderer Schmaus im Hofraum veranstaltet. Am dritten Tage nach der Bestattung wird ein Todtenamt (daher tretyny genannt) gefeiert, die daran Theilnehmenden stehen mit Kerzen in der Hand;

zu dem darauf folgenden Gastmal werden nur die Verwandten und die nächsten Nachbarn geladen. Dasselbe geschieht am neunten (dewiátyny), am vierzigsten Tage (sorokówyny) und am Jahrestage (rokówyny).

Selbstmörder werden auf Kreuzwegen oder im Graben an einem Friedhof bestattet. Nach dem Volksglauben irren sie als Todesgespenster (opýr) so lange Nachts herum, bis man einen Eschenpfahl in das Grab gestoßen und auf diese Art die Leiche festgenagelt hat. Die Seelen ungetauft verstorbener Kinder (poterczáta) fliegen Abends in der Nähe des Bestattungsortes in der Luft herum und bitten die Vorübergehenden um Taufe. Deswegen werden dieselben an Orten bestattet, wo viele Menschen herumgehen. Wenn der Vorbeigehende ihre Stimme hört und in diesem Augenblick ihnen etwas nachwirft und dabei einen Namen ausspricht, sind sie schon getauft. Nach sieben Jahren werden sie in Erd- oder Waldgeister (mawký semylitky oder rusalký) verwandelt.

Die bei den Jahresfesten üblichen Sitten und Bräuche haben zwar durch den Einfluß des Christenthums wesentliche Änderungen erfahren, doch ihr archaistisches Gepräge nicht ganz eingebüßt. Der ruthenische Festkalender hat eine Menge von Bräuchen und Ceremoniellen aufzuweisen, die auf bestimmte Tage des Jahres fallen und die Forschung hat unwiderleglich nachgewiesen, daß die meisten dieser Bräuche solaren Ursprungs und deutliche Überreste heidnischer Anschauungen sind.

Zum Schluß des alten und zu Anfang des neuen Jahres fallen die Weihnachtsfeste (Rizdwó, rizdwiáni świáta, kólady), welche einen Festcyklus vom 24. December (alten Styls) bis inclusive 6. Januar bilden und die eigentlichen Weihnachten, das Neujahr und das Fest der Erscheinung (Taufe Christi) umfassen. Die hauptsächlichsten Bräuche beziehen sich auf die Vorabende (heiliger Abend światýj wéczer) dieser Feste und erinnern an die zur Zeit der Wintersonnenwende fallende Feier des Aufgehens, des Geburtstages der neuen unbesiegten Sonne, welche dann im christlichen Kalender durch die Feier des Jahrestages der Geburt Christi ersetzt wurde.

Der Vorabend der Weihnachten heißt „pérszyj światýj wéczer“ (der erste heilige Abend) oder boháta kutjá, weil unter den zahlreichen Gerichten das Weihnachtsgericht aus gekochtem, mit geriebenem Mohn und Honig eingemachtem Weizen (kutjá) die Hauptrolle spielt. An diesem Tage wird strenge gefastet. Nach Sonnenuntergang bringt der Hauswirth in die Wohnstube Streu, womit der Fußboden bestreut wird, ein Bündel Heu und eine Garbe Weizen oder Korn und stellt dieselbe mit den Ähren nach oben gewendet auf die Bank in die Ecke der mit Heiligenbildern geschmückten Wand (na pokútji), während das Heu mit einigen Zehen Knoblauch zum Schutze gegen Krankheiten unter das Tischtuch gebreitet wird. Streu (didúch) und Weizengarbe (did genannt) erinnern an den von den heidnischen Ruthenen ehemals angebeteten Donnergott (Pérun), der in den betreffenden

Liedern mit der Bezeichnung der Alte (Altvater did) vorkommt und ein Analogon an Donnar=Thorr, welchen man ebenfalls den Altvater nannte, findet.

Den did in die Wohnstube hereinbringend, wünscht der Hauswirth allen ein gesegnetes Jahr. An einigen Orten wird auf den Tisch das Pflugsterz gelegt, damit Maulwürfe und Feldmäuse den Feldern keinen Schaden anrichten. Nun schreiten alle Inwohner des Hauses zum Abendfestessen, welches der Hauswirth mit dem Einschenken von Branntwein einleitet. An vielen Orten beginnt man nach christlicher Art mit dem Brechen und Genießen des geweihten Weizenbrödchens (próskurka).

Huzulendorf der Gemeinde Hryniawa „Na Zełenim" am Schwarzen Czeremosz.

Das Festessen, welches aus mit Graupen gefüllten Sauerkrautblättern, Mehltaschen, Erbsen mit Kraut, gedörrtem Fisch und Obst und dergleichen Gerichten besteht, schließt unbedingt mit der kutjá. Sobald dieses Weizengericht an die Reihe kommt, nimmt der Hauswirth einen Löffel voll und wirft ihn gegen den Dachboden. Aus der Anzahl der anhaftenden Weizenkörner prophezeit er über die Resultate der Bienenzucht im neuen Jahre. Der Topf mit der kutjá und den in dieselbe gesteckten Löffeln wird neben der Garbe über Nacht hingestellt in der Meinung, daß die Seelen der verstorbenen Angehörigen davon in der Nacht etwas verzehren.

Am heiligen Abend sucht man durch abergläubische Bräuche die Zukunft zu erforschen oder Glück herbeizuführen. Die Mädchen gehen vor die Thüre, um zu lauschen, von welcher

Seite sie einen Hund bellen hören, da von dieser Seite der Bräutigam kommen wird. Man belauscht auch gerne das Stallvieh, welches an diesem Abend die Fähigkeit haben soll, mit menschlicher Stimme zu reden. Der did oder didúch bleibt in der Wohnstube bis zum Neujahr, die Garbe dagegen bis zur Taufe Christi. Das Heu vom Weihnachtstisch gibt man dem Stallvieh oder macht daraus Nester für das Hausgeflügel, das Weihnachtsstroh bindet man um die Obstbäume, wodurch die Fruchtbarkeit gefördert wird. Nach Tisch tragen die Kinder Weihnachtsgeschenke (koladá), welche aus verschiedenem Weihnachtsgebäck und Weihnachtsgerichten bestehen, zum Pfarrer, zu den Taufpathen und zur Wehmutter, und werden dafür belohnt.

Vom 25. Dezember alten Stils angefangen gehen Kinder sowohl, als auch Ältere gruppenweise im Dorfe herum und singen Weihnachtslieder (koladújuť) vor den Fenstern des Pfarrers und anderer Dorfbewohner. Es werden in der Regel insbesondere dem Pfarrer Weihnachtslieder (koladá Plural kólady) christlichen Inhaltes vorgesungen. Allein viele davon enthalten einen tiefen mythischen Sinn, obwohl die Namen der heidnischen Gottheiten zumeist durch die Namen Christi, der Mutter Gottes, des heiligen Petrus u. A. substituirt wurden. Manche Weihnachtslieder hinwieder tragen das Kolorit der Fürstenperiode der ruthenischen Geschichte und die mythische Unterlage ist hier durch eine historische ersetzt.

Wir wollen des Beispiels wegen ein durchaus heidnisches kosmogonisches Weihnachtslied anführen, welches in wortgetreuer Übersetzung lautet:

Als noch die Welt nicht da gewesen,
Fehlte der Himmel, fehlte die Erde;
Das Meer, das blaue, war nur vorhanden,
Mitten im Meere die grüne Esche.
Drei Tauben saßen auf dieser Esche,
Die Weltenschöpfung wurde berathen:
„Geh'n wir behende zum Meeresgrunde,
Den Sand, den feinen, wollen wir holen,
Zur schwarzen Erde wird Sand, der feine.
Goldene Steine hierauf wir holen,
Die goldenen Steine wollen wir säen.
Zum hellen Himmel werden die Steine,
Zur lichten Sonne, zum Mond dem weißen,
Zur Morgenröthe, unzähl'gen Sternen." (Sz.)

Die Dorfburschen pflegen die Weihnachtslieder vorzusingen, indem sie dabei mit der „Ziege" herumgehen. Gewöhnlich sind es zwei Burschen, von denen der eine als Ziege, der andere als Greis verkleidet ist. Dabei treiben sie verschiedene Späße und bitten zuletzt um eine Entlohnung. Von dieser Ziege heißt es in den Weihnachtsliedern, daß dieselbe „goldene Hufe hat und wohin sie nur tritt, dort gedeiht Korn, wohin sie nicht hingeht, dort lagert sich das Getreide". Die Ziege sagt, daß „sie die Jäger nicht fürchtet, nur den Greis mit dem Graubart". Der Greis (did) ist der Winter- oder Frostgott, der Feind der Sonne und aller Lichtgewalten. An manchen Orten, besonders in Städten gehen die Weihnachtssänger (koladnyký) mit einem mond- oder sternförmigen Transparent (źwizdá) herum.

Vor dem Fenster angekommen, bitten sie den Hauswirth um die Erlaubniß, Weihnachtslieder vorzutragen und nach beendigtem Liede wünscht der Führer der Weihnachtssänger ein gesegnetes Jahr dem Hauswirth, seiner Familie und seiner ganzen Wirthschaft. Dafür werden die Sänger bewirthet und beschenkt. Das bei dieser Gelegenheit gesammelte Geld wird für Kirchenzwecke gespendet.

Am Vorabende des Neujahrs (szczédryj véczer), das ist am Melanietage (na Małánky) wird ebenfalls, wie am Weihnachtsabend ein Abendessen, wobei besonders die kutjá, Mehltaschen und mit Hanföl, Zwiebel und dergleichen Füllsel, gebackenes Brod (knysz) nicht fehlen dürfen, aufgetischt, und dann geht die Dorfjugend gruppenweise von Haus zu Haus und singt vor den Fenstern den Koladáliedern ähnliche religiöse Lieder (szczedriwký), welche noch manche Erinnerungen an die Gottheiten des Lichtes und der Wärme und Glückwünsche für den Hauswirth und seine Angehörigen enthalten. Es werden auch verschiedene Deutungen und Erforschungen der Zukunft an diesem Abend angestellt.

Am Neujahrstage selbst gehen insbesondere Knaben von Haus zu Haus. Nachdem sie die Schwelle überschritten, beschütten sie den Boden mit Getreide und sprechen dabei den Spruch: „Weizen, Korn und jegliches Getreide sei gesäet und gedeihe wohl und hinter dem Ofen gedeihe ein Häuflein von Kindern!" Nach dem Gottesdienst führen die Burschen ein mit Bändern, Ähren, Sinngrün und dergleichen geschmücktes Pferd oder einen Ochsen in die Wohnstube, um den Hauswirth zum Neujahr zu beglückwünschen. Am Neujahrstage wird die Weihnachtsstreu (didúch) aus der Wohnstube weggeschafft.

Den Schluß dieses Weihnachtscyklus bildet der Vorabend der Taufe Christi (hołódna kutjá). Es wird bis zur Wasserweihe, welche in der Kirche stattfindet, strenge gefastet. Mit dem aus der Kirche geholten Weihwasser bespritzt der Wirth seine ganze Behausung sammt den Wirthschaftsgebäuden und dem Vieh. Nach eingetretener Abenddämmerung werden in der Regel ähnliche Gerichte wie am Weihnachtsabend vorgesetzt. Nach dem Abendessen gehen Knaben von Haus zu Haus und singen die szczedriwký vor. Am nächsten Tage findet die Wasserweihe auf dem Teiche oder auf dem Flusse statt (wodochrészcze, Jordán). Das Weihwasser wird getrunken und auch das ganze Jahr aufbewahrt als Schutz gegen Krankheiten und überhaupt wegen seiner wunderthätigen Wirkung. Bei der Wasserweihe kommen dreiarmige Kerzen (trijci) vor, auch hromnýci, welch' letztere Bezeichnung an die Gottheit Pérun (Donner, hrim) erinnert. Vom Weihnachtsabend bis zur Taufe Christi enthält man sich jeder größeren Arbeit, besonders an Abenden (świati wéczery heilige Abende).

Bei weitem festlicher werden bei den Ruthenen die nach einer höchst strengen Fastenzeit folgenden Ostern (wełyk-deń) gefeiert. In der Charwoche sind die Hausfrauen mit der Anfertigung der Osterbrode (páska) beschäftigt, welche so wie die Hochzeitsbrode große mit verschiedenen Gewürzen zubereitete Weißbrode sind. Außerdem dürfen Würste, Speck,

bei Wohlhabenderen auch Schinken und gebratenes Ferkel mit einer Krenwurzel in den Zähnen nicht fehlen. Alle diese Eßwaren, unter die noch hartgesottene Eier, Salz, Käse und Butter gesteckt werden, trägt der Hauswirth im Backtrog oder in einer groben Bettdecke am Ostersonntag Morgens in die Kirche. Die Dorfbewohner stellen sich mit diesen Ostereßwaren auf dem Kirchhof in zwei Reihen auf, zwischen denen der Durchgang für die Procession frei bleibt. Nach dem Gottesdienst werden die Osterbrode unter Sang, Glockenklang und Schießen vom Pfarrer, der mit einer Procession einherschreitet, geweiht.

Unabhängig von diesen geweihten Osterbroden (święczéne) sind die Ostereier als Ostergeschenke im Gebrauch. Die Hausfrauen tauchen die Ostereier in die aus Sandel-, Brasilienholz, Anilin und dergleichen Farbstoffen erzeugte Farbe, nachdem dieselben vorher in einer Alaunlösung befeuchtet wurden. Außer diesen einfach gefärbten Ostereiern — kraszanký genannt — werden auch kunstvoll ornamentirte Ostereier — pysanký genannt — ausgeführt, welche sich durch reichhaltige Muster wie byzantinische Kreuze, Sterne, alterthümliche Streitäxte, zumeist aber geometrische Ornamente auszeichnen. Jedes Muster hat so wie bei Stickmustern seine specielle Benennung. Manche pysanký weisen Zeichnungen mauretanischen Stils auf, welcher wahrscheinlich von der Bukowina und der Moldau aus importirt wurde.

An die Ostereier knüpft sich eine von den Huzulen überlieferte Legende. Während Christus am Ölberg betete, war die Mutter Gottes in einer armen Vorstadthütte in Jerusalem mit dem Färben der Ostereier beschäftigt, um dieselben dem Pilatus sammt einem Huhn als Geschenk darzubringen und die Freisprechung Christi zu erwirken. Als sie aber erfuhr, daß Christus bereits gekreuzigt wurde, brach sie in Ohnmacht zusammen und nun rollten die Ostereier in die Welt auseinander.

Nach der Einsegnung der Osterbrode eilt Alles nach Hause, Allen voran der Hauswirth mit dem Geweihten, welches er, nachdem er es drei Mal um die Hütte getragen, auf den Tisch stellt. Zuerst vertheilt er ein Osterei unter Glückwünschen an alle Inwohner des Hauses. Dann wird auch das Osterbrod in Stücke geschnitten und nach dem Alter an alle Angehörigen vertheilt. Hierauf werden auch andere Ostergerichte verabreicht. Die Dorfjunggesellen eilen, nachdem sie sich sattgegessen, zum Kirchthurm und läuten die Glocken. Wer der erste läutet, der wird in diesem Jahre zuerst heiraten.

Nachmittags werden auf dem Kirchhof oder auf dem Platze vor der Kirche die Osterspiele (hahilký oder hajiwký) mit Gesang aufgeführt, welche ohne Zweifel als Überreste der heidnischen Frühlingsfeier anzusehen sind. Es sind dabei verschiedene Figuren üblich. So fassen 20 bis 30 Dorfmädchen einander bei der Hand und bilden auf diese Art eine lange Reihe, welche unter Sang serpentinartige Windungen ausführt. Es wird auch z. B. ein Mädchen in der Mitte gelassen, während die übrigen, einander die Hände reichend,

einen Kreis um sie bilden und so herumgehend singen. Es bilden sich auch Doppelchöre, welche als zwei feindliche Lager sich gegenüberstehen und eine Art Dialog aufführen. In den Osterliedern wird auch der alten heidnischen Gottheiten did (Altvater) und ładо (Göttin der Schönheit) Erwähnung gethan. Alle diese Reigen führen die mit Kunstblumen, Bändern und allerlei Flitterwerk geschmückten Mädchen für sich auf, während die Junggesellen, in der Nähe sich aufhaltend, mit einem humoristischen Intermezzo eingreifen oder den Mädchenreigen durchbrechen. Die Osterlieder beziehen sich zumeist auf den Frühlingscultus und man nennt sie daher auch Frühlingslieder (wesnianký). Manche Frühlingslieder und Spiele haben aber eine historische Grundlage und enthalten Erinnerungen an die Fürstenperiode der ruthenischen Geschichte. Die eigentlichen Frühlingslieder, welche bei den Frühlingsspielen von Mädchen vorgetragen werden, behandeln erotische Themen in

Die Ulycia Skepowa (Gewölbestraße) zu Czortków in Podolien.

humoristischer oder auch wehmüthiger Weise. Dabei werden auch eigenthümliche Tänze: Krummtanz (krywýj táneć), Hase (zájczyk), Mohn (mak) und dergleichen aufgeführt. Die Dorfburschen veranstalten Spiele ohne Gesang, welche zumeist den Charakter von Turnspielen haben und das Erproben der Stärke, Behendigkeit und Geschicklichkeit der Dorfjugend oder auch die Belustigung der Älteren bezwecken. Originell ist der sogenannte lebendige Thurm (wéża) in der Form einer Pyramide, auch unter dem Namen „Kirchlein" (cerkowcia) in Tyszkowce, Bezirk Horodenka, geübt.

Am Ostermontag (obłýwanyj ponédiłok) pflegen die Dorfburschen die Mädchen mit Wasser zu begießen, ja es kommt nicht selten vor, daß Mädchen zum Teich geschleppt und eingetaucht werden. Von dieser unangenehmen Überraschung kaufen sich die Mädchen los, indem sie den Junggesellen Ostereier als Geschenke anbieten. Der Nachmittag des Ostermontag ist an vielen Orten den Todten gewidmet; an anderen Orten ist dies am nächsten

Sonntag nach Ostern (prówody) der Fall. Auf die Gräber werden von den Angehörigen kleine Osterbrode (perépiczky) mit eingesteckten Kerzen, außerdem auch Ostereier oder Wurst gelegt und der Pfarrer geht von einem Grabhügel zum anderen und liest das Evangelium vor. Die dargebrachten Osterbrode sammt Zugehör fallen dem Pfarrer, zum Theile auch dem Kirchensänger anheim.

Auf die vierte Woche nach Ostern fällt der sogenannte Rachmáńskij wełýkdeń, welcher an manchen Orten als Festtag gilt. Am Charfreitag oder Charsamstag wirft man nämlich die Schalen der zu Osterbroden verbrauchten Eier in den Fluß, in der Meinung, daß dieselben nach vier Wochen, in volle Eier umgewandelt, in jenes unbekannte Land gelangen, wo die zwölf Rachmannen dieselben unter sich vertheilen und die Ostern feiern. Manche Forscher haben diese Erinnerung mit den Bramanen in Zusammenhang gebracht.

Am Vorabend des 24. Juni alten Stils feiert das ruthenische Volk das die meisten heidnischen Elemente aufweisende Fest kúpało oder kúpajło. Da dies mit dem am nächsten Tag folgenden St. Johannisfest zusammenfällt, so heißt im Volksmunde das Fest Iwána-kúpała (Johann Kupało). Sobald die Dämmerung eintritt, kommen in der Nähe des Flusses oder Teiches Mädchen und Junggesellen zusammen und machen aus Stroh, Brennessel, am häufigsten aber aus Feldahorn (acer campestre) eine Puppe, maréna genannt, und schmücken dieselbe mit einem Kranz mit Bändern und verschiedenem Flitter. Eine zweite Strohpuppe, kúpało, stellen sie neben der maréna auf; vor beiden Puppen wird ein Tisch mit Branntwein und Speisen aufgestellt und vor diesem ein Feuerherd angelegt. Hierauf reichen Mädchen und Junggesellen einander die Hände, singen Lieder und springen über den Feuerherd. Auch lassen Mädchen die jungfräulichen Kränze, an denen sie brennende Kerzen befestigt haben, mit dem Fluß oder Dorfbach hinabfließen und knüpfen daran Heiratsprophezeiungen. Schließlich werden beide Puppen auseinander gerissen und ins Feuer oder ins Wasser geworfen. Maréna ist das Emblem der Sommerregenwolken, während kúpało an die Göttin der Sonne erinnert, welche zur Zeit der Sommersonnenwende in ihrer vollsten Macht erscheint und der Erde ihre befruchtende Kraft verleiht. Daher spielen bei diesen Bräuchen die Hauptrolle zwei Elemente: Feuer und Wasser.

Nach dem Volksglauben blüht in dieser Nacht das Farnkraut. Wer diese feuerrothe Blüthe findet und pflückt, was mit großen Hindernissen und Gefahren verbunden ist, dem wird die Zauberkraft zutheil, verborgene unterirdische Schätze aufzufinden und zu heben. Die kúpało-Feier ist zugleich das Fest der Nymphen (rusałký), welche dem Wasser entsteigen und ihre Spiele auf dem festen Boden treiben.

Die kúpało-Lieder enthalten außer den Erinnerungen an heidnische Gottheiten und Bräuche ähnliche Themen wie die Frühlingslieder, nämlich Anspielungen auf die Verliebten

in schmeichelhafter und wohlwollender, manchmal aber auch in scherzhafter und scharf ironischer Weise. Besonders gegen Junggesellen werden schneidige Witze gerichtet. Manche ukrainische Lieder enthalten deutliche Erinnerungen an den lydischen Astartecultus.

Durch den Einfluß der Geistlichkeit wurde vieles Althergebrachte von diesen kúpało-Bräuchen abgestreift und an vielen Orten beschränkt man sich am St. Johannistage darauf, daß die Strohdächer der Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude mit Feldahorn und Klette geschmückt werden und daß die Mädchen aus Sinngrün, Basilienkraut, Minze und dergleichen gewundene Kränze in die Kirche zum Einweihen bringen, worin sie Mittel gegen Krankheiten und gegen Zauber des bösen Geistes erblicken.

Zu den Jahresfesten zählt auch die Erntefeier (óbżynky), welche zum Schluß der Ernte mit Schmaus, Sang und Tanz veranstaltet wird, woran sich verschiedene Bräuche knüpfen. Das Erntefest wird vom Gutsbesitzer, Pfarrer und überhaupt von jedem größeren Grundwirthe veranstaltet. Die zur Beendigung der Ernte versammelten Schnitter arbeiten an diesem Tage nicht für Lohn, sondern werden auf dem Felde mit Brod und Branntwein bewirthet (tołoká), der eigentliche Empfang findet Abends nach beendeter Arbeit auf dem Hof des Grundwirthes statt. Den Hauptgegenstand des Ceremoniells bildet der mit rothen Bändern geschmückte Ährenkranz. Derselbe wird einem durch Arbeitsamkeit und Unbescholtenheit hervorragenden Mädchen, welches kniahýnia genannt wird, aufs Haupt gelegt, welche in Begleitung von zwei Brautjungfern (družký) dem Erntefestzug voranschreitet, den die Schnitter mit Sicheln und Sensen bilden. Unterwegs, sowie auch bei der Ankunft am Hof werden Erntefestlieder angestimmt, in denen Wirth und Wirthin wegen ihrer Fürsorge und Umsicht, sowie wegen ihrer Gastfreundschaft gepriesen und ersucht werden, den Schnittern ein Festmahl zu bereiten. Vor dem Wohnhause werden die Schnitter vom Wirthe empfangen, dem die Braut (kniahýnia), sich verbeugend, im Namen des ganzen Erntefestzuges Glückwünsche darbringt. Der Grundwirth nimmt den Ährenkranz vom Kopfe der Braut in Empfang, beschenkt dieselbe und ladet alle Schnitter zum Schmause ein. Nach dem Schmause folgt eine Tanzunterhaltung mit Musik.

Die üblichen Tänze bei dem ruthenischen Volke sind der „kozák“ und die „kołomýjka“. Der „kozák“ ist ein fröhlicher Tanz, welcher sich durch äußerst behende, ja geradezu stürmische Bewegungen auszeichnet, als gelte es, auf den Feind loszuschlagen. Der Tänzer singt dabei ein Lied meist humoristischen oder überhaupt heiteren Inhaltes vor, sowie auch die Weise des Liedes sich immer in Dur bewegt. Die Melodien der kołomýjka bewegen sich dagegen in der Regel in Moll und die hin und wieder wechselnden Takte in Dur steigern noch mehr den melancholischen Anstrich und wecken schwärmerisches Sinnen.

Sobald die Feldarbeiten zu Ende geführt sind und der Spätherbst heranrückt, kommt die Zeit der Abendunterhaltungen (weczernýci) und Zusammenkünfte, welche in der

Fastenzeit vor Weihnachten (pylýpiwka) stattfinden. Der Spinnrocken ist sozusagen die Eintrittskarte zu diesen Versammlungen, an welchen Frauen und Mädchen theilnehmen, und das Spinnen bildet die Hauptbeschäftigung. Allein es kommen auch Männer und insbesondere Junggesellen herein. Es werden nun Märchen und Sagen vorgetragen, Lieder gesungen, Räthsel gelöst und verschiedene heitere Geschichten erzählt. Die Zusammenkünfte werden gewöhnlich bei einer Witwe oder bei einer guten Nachbarin veranstaltet und die Theilnehmer haben selbst für Beleuchtung und Bewirthung zu sorgen.

In die Zeit dieser Abendunterhaltungen fällt der Tag des heiligen Andreas, des Mädchenpatrons. Am Vorabende versammeln sich die Mädchen allein, um ihre Zukunft zu erforschen. Zu diesem Zwecke bringen sie etwas Mehl, backen daraus kleine Brödchen (balábuszky), stellen dieselben hierauf in Reihen auf einen Tisch in der Mitte der Wohnstube auf und lassen dann einen Hund herein. Wessen Brödchen derselbe zuerst packt, die wird früher heiraten als die anderen. Man pflegt auch geschmolzenes Wachs aufs Wasser zu gießen und aus der Gestalt der daraus gebildeten Figuren verschiedene Zukunftsschlüsse zu ziehen. Nachdem sie noch verschiedene Weissagungen angestellt haben, gehen sie spät Abends auseinander und binden von Zaun zu Zaun, von Geländer zu Geländer Schnüre an, lauern dann in einem Versteck; wenn Jemand darüber fällt oder sich darin verwickelt, so werden daraus ebenfalls verschiedene Schlüsse gezogen.

Der St. Andreasabend bildet den Schluß der fröhlichen Abendversammlungen der Dorfjugend im Herbste, und zum Danke für die Gastfreundschaft der Frau, in deren Hause dieselben stattgefunden, veranstalten die Besucher einen Schmaus (komásznia).

Volkslieder. — Die Ruthenen sind neben den Serben ohne Zweifel das gesangreichste slavische Volk. Sein Gemüth, sein Leben und Weben, seine ganze geistige Schöpfungskraft hat der Ruthene im Liede lebendig und wahr zum Ausdruck gebracht. Das Innerste der Seele des ruthenischen Volkes offenbart sich in rührenden Liedern und Gesängen, in anziehenden Sagen, Überlieferungen und Erzählungen, welche von Geschlecht zu Geschlecht fortleben. Wenn Goethe sagt, daß die Bildsäulen versteinerte Töne sind, so kann man mit Recht sagen, daß das schöpferische Talent des ruthenischen Volkes im Liede und dem dasselbe begleitenden Gesang zerflossen ist. Nur auf diese Art läßt sich die unerschöpfliche Reichhaltigkeit der so herrlichen Früchte, welche die ruthenische Volkspoesie gezeitigt hat, erklären.

Haus und Hof, Wald und Flur, Berg und Thal ertönt von Liedern in den Landen des ruthenischen Volkes. An der Wiege und am Sarg, in Freud und Leid, bei allen Volkssitten und Bräuchen, im Krieg und Frieden ergießt sich das Gefühl des Ruthenen je nach den Verhältnissen und Seelenstimmungen in Liedern und Gesängen. Es hat sich auf diese Art eine sehr reichhaltige Volkspoesie im Volksmunde ohne Feder und Papier herausgebildet, eine Poesie dem Namen nach unbekannter Dichter, deren Schöpfungen durch Überlieferung

sich erhalten und erst in neuester Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Es ist also κατ' ἐξοχήν eine Volksliteratur, deren Schöpfer das Volk selbst ist. Diese Volksliteratur hat sich mit der Nation selbst herangebildet und entwickelt und reicht mit ihren Anfängen zum großen Theile in die vorhistorische Zeit.

In altruthenischen Denkmälern und Chroniken finden wir Andeutungen über Volkslieder. So findet man z. B. in dem „Testament" des Fürsten Wladimir Monomach (aus dem XII. Jahrhundert) Hochzeitslieder erwähnt, und in der Wolyn'schen Chronik ist die Rede von Liedern, welche zu Ehren der Fürsten Daniel und Wasilko aus Anlaß ihres

Hochzeitszug der Huzulen.

siegreichen Feldzuges gegen die Jatwägen gesungen wurden. Auch der polnische Geograph Sarnicki berichtet unter dem Jahre 1506, daß die Ruthenen während der Feldzüge zu Ehren berühmter Helden Lieder componirten, welche Dumen (dúmy) genannt wurden.

Allein bis zum Anfange dieses Jahrhunderts hat Niemand ein ruthenisches Volkslied aufgezeichnet, weil die altruthenischen Schriftsteller, fast ausschließlich Geistliche, die Schöpfungen der dem Volksmunde entstammenden Literatur als gotteslästernde, „teuflische Lieder" bezeichnet und die Volkssitten und Bräuche, natürlicherweise vom christlichen Standpunkte, sehr strenge verurtheilt hatten. Spätere Schriftsteller haben den nur durch den Volksmund überlieferten Volksliedern zu wenig Werth beigelegt. In Folge dessen ist Vieles davon in Vergessenheit gerathen, Manches dagegen in ziemlich entstellter Form zu

Papier gebracht worden. Immerhin aber bilden auch diese Überreste der ruthenischen Volkspoesie und Volkssage einen reichen und werthvollen Schatz, welcher uns ein klares Bild der Vergangenheit, des Lebens und Denkens des ruthenischen Volkes darbietet und als Zeugniß des bedeutenden Culturgrades, welchen dieses Volk erreicht hat, dienen kann. Ergreifende Wehmuth, tiefe, echt menschliche Gefühle, mit großem Takt und Züchtigkeit zum Ausdruck gebracht, Zartheit mit männlicher Kraft gepaart, kennzeichnen die lyrischen Dichtungen, während die Dumen außer ihrem poetischen Werthe von großer Wichtigkeit für die Geschichte des ruthenischen Volkes sind.

Erst zu Anfang des laufenden Jahrhunderts haben Forscher und Gelehrte ihr Augenmerk der ruthenischen Volksliteratur geschenkt und fingen an Volkslieder, Sagen, Überlieferungen und dergleichen unter dem Volke zu sammeln. In dieser Beziehung haben sich vor allem der ehemalige Universitätsprofessor Jakob Hołowackij mit seinen Genossen Szaszkiewicz und Wagiłewicz verdient gemacht; ferner Michael Maxymowicz, Kulisz, Kostomarow, Metłyńskij, Czubińskij, welch' letzterer ein reichhaltiges Material in sieben umfassenden Bänden herausgab. Vorzüglich commentirte Ausgaben der historischen Volksdichtungen haben Professor Wladimir Antonovicz und Drahomanow geliefert. Von den polnischen Ethnographen seien hier besonders Chodakowski, Wacław z Oleska (Wenzel Zaleski), Kolberg und Kopernicki erwähnt. Musterhafte deutsche Übersetzungen ruthenischer Volkslieder hat Friedrich Bodenstedt unter dem Titel „Die poetische Ukraine" (Stuttgart 1845) herausgegeben. Außerdem hat Professor Ludwig Adolf Simiginowicz-Staufe „Kleinrussische Volkslieder" in schöner Nachdichtung (Leipzig 1888) und in periodischen Zeitschriften Karl Emil Franzos sowie der ruthenische Dichter Fedkowicz geliefert.

Zu den ältesten Schöpfungen der ruthenischen Volksdichtung gehören ohne Zweifel jene Lieder, welche bei verschiedenen Gebräuchen, Festen, Spielen, Umzügen u. s. w. vorgetragen werden, nämlich Weihnachts- und Neujahrslieder (kólady, szczedriwký), Frühjahrs- und Osterlieder (wesnianký, hahiłký), Johannisfestlieder (kúpalni), Erntefestlieder, Hochzeitslieder und dergleichen. Diese Lieder haben in der Regel einen mythischen Untergrund; sie weisen Überreste der vorchristlichen Anschauungen und des Volksglaubens auf, und haben einen besonderen Werth als Hauptquelle der Mythologie, sowie als Überreste des alten mythischen Volksepos. Allein in diesen Volksliedern finden wir nicht blos mythisch-religiöse Anklänge, nicht nur Überreste der Verehrung heidnischer Gottheiten, sondern auch Lobpreisungen der alten ruthenischen Helden und Fürsten. Manche Weihnachts- und Neujahrslieder weisen Spuren aus der Periode der ruthenischen Theilfürsten und deren Gefolgschaft (drużýna) nach und bilden hiemit den Übergang von dem mythischen zum historischen, vortatarischen Epos. Die betreffenden Dichtungen haben sich im Volksmunde zumeist der ehemaligen Theilfürstenthümer Halyč und Wołodymýr

(Wołyń) erhalten, wo nach der Niederwerfung des Kijever Fürstenthums durch die Tataren, das Volksleben derselben Entwicklung folgte, wie dies im XII. Jahrhundert in allen ruthenischen Theilfürstenthümern sich kundgegeben hat.

Die geschichtlichen Ereignisse vom XIV. bis XVII. Jahrhunderte, die Einfälle tatarischer und türkischer Horden im Ruthenenlande und die Anfänge des Kozakenthums, dessen Centrum das Dnieprgebiet geworden war, bewirkten, daß das Epos der Theilfürstenperiode in das Kozakenepos aufgieng, welches die Benennung dúmy führt.

Unter den Festliedern gebührt in Bezug auf Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit, sowie in Bezug auf den mythischen Werth der Vorrang den Weihnachtsliedern (kólady), welche zu Ehren der der Erde Licht und Wärme verleihenden Sonnengottheit gesungen wurden. Die Weihnachtslieder enthalten Anklänge an religiöse Gebräuche der vorchristlichen Zeit. Wir verweisen z. B. auf das oben angeführte Lied von der Weltschöpfung. Allein es gibt auch viele Weihnachtslieder, neueren, christlichen Ursprungs oder historischen Inhaltes, außerdem aber auch christianisirte Weihnachtslieder, in denen anstatt heidnischer Gottheiten blos die Namen Christi, der Mutter Gottes, des heiligen Petrus und andere substituirt wurden.

Die Ruthenen feierten in vorchristlicher Zeit nach der Wintersonnenwende die Geburt der lichten Sonnengottheit, welcher eben die koladá-Lieder gelten. Es war das Fest der Befreiung der Naturkräfte, die sich die heidnischen Ruthenen als Gottheit des Lichtes und der Wärme vorstellten, aus der Gewalt des Winters, welcher als der Tod der Natur angesehen wurde. Da aber dieses heidnische Fest mit der Geburt Christi zusammenfällt, so hatte dies die Vermischung der betreffenden heidnischen Lieder und Bräuche mit den christlichen zur Folge. In älteren Zeiten wurde die Gottheit des Lichtes und der Wärme koladá genannt, wie dies aus der Hustynier-Chronik zu ersehen ist. Die Weihnachts- sowie auch die Neujahrslieder (szczedriwký) haben uns die alterthümlichen Formen der patriarchalischen Zustände der Viehzucht und Ackerbau treibenden Bevölkerung erhalten, da das ruthenische Volk die Formen der irdischen Familienzustände in den Himmel übertrug. Unter den koladá-Gottheiten treten am deutlichsten und öftesten hervor: Der Vater-Hauswirth, die Mutter-Hauswirthin, Fräulein-Tochter, der Sohn als schöner Junggeselle. Zu den beliebtesten Themen der koladá-Lieder gehören die Schilderung der Wirthschaft des Hausherrn, seine Ochsen, Kühe und Schafe, sein Bienengarten, sein Feld dicht besäet mit Garbenschobern. In manchen mythischen Bildern, welche offenbar späteren Ursprungs sind, spiegeln sich die Zustände der Fürstenperiode ruthenischer Geschichte ganz deutlich ab. Die ehemaligen heidnischen Gottheiten erscheinen im Colorit der Fürstenperiode der ruthenischen Geschichte, so daß in manchen koladá-Liedern die mythische Unterlage ganz von dem historischen Gewebe der Fürstenperiode durchwirkt ist. Auch ein

christliches Element drang in die altruthenische Mythologie ein, indem die heidnischen Gottheiten mit christlichem Colorit ausgestattet und durch christliche Namen ersetzt wurden. So finden wir also in den koladá-Liedern mythische und christliche Anschauungen mit historischen Thatsachen vermengt.

Zu Ostern versammeln sich die Dorfmädchen an einem freien Platz, in der Regel vor der Kirche oder auf dem Kirchhof, veranstalten daselbst verschiedene Osterspiele und singen dabei Lieder, welche hahiłký oder hajiwký heißen, weil dieselben aller Wahrscheinlichkeit nach ehemals in einem Hain (haj) aufgeführt wurden. Von Ostern an werden auch Frühjahrsspiele veranstaltet und Frühjahrslieder (weśnianký) gesungen, ausschließlich von Mädchen, während die Dorfburschen nur zuhören und hin und wieder mit Witzen und Scherzen sich einmischen, worauf sie eine Antwort in scherzhaften, satirischen Liedern erhalten. Die Oster- und Frühjahrsspiele, sowie die entsprechenden Lieder haben ebenfalls eine mythische Unterlage und beziehen sich meistens auf die himmlischen Mächte des Lichtes und der Finsterniß. Sie bieten uns ein Abbild dessen, was im Frühjahr auf Erden und am Himmel vorgeht. Darauf, daß dereinst in den Frühjahrsspielen der Cultus heidnischer Gottheiten zum Ausdruck kam, scheint der Umstand hinzuweisen, daß dieselben mit den Ostern beginnen und auf dem Kirchhof oder Friedhof veranstaltet werden. Mit der Zeit haben die Oster- und Frühjahrsspiele den Charakter von Belustigungsspielen angenommen, so wie die ehemaligen Gottheiten im Volksglauben zu dem Range von Gespenstern und bösen Geistern herabgesunken sind. Der wohlthuende Einfluß des die Erde befruchtenden Regens hat auch zur Verehrung des fein tröpfelnden Regens Anlaß gegeben, und die betreffenden von Kindern vorgetragenen Lieder deuten auf demselben dargebrachte Opfer hin. Manche Frühjahrsspiele und Lieder enthalten Andeutungen von Ereignissen aus der Periode der ruthenischen Theilfürsten und ihrer Gefolgschaften, unter anderen aus jener des Fürsten Roman von Halycz und Wołodymýr.

Die Johannisfestlieder (kupálni piśni) und die einschlägigen Bräuche enthalten Erinnerungen an die Sonnengottheit (kúpało) und die Regennymphe (maréna).

Auch die Hochzeitslieder überliefern uns die Anschauungen über das Familienleben und die Familienverhältnisse dieser Periode, wo die Formen der socialen und staatlichen Ordnung unter dem ruthenischen Volke noch nicht vollkommen krystallisirt waren. Das, was jetzt die Bedeutung von bloßen Hochzeitsbräuchen hat, hat früher in der Wirklichkeit bestanden (z. B. Frauenkauf und dergleichen), wie wir dies aus den Schilderungen der socialen Zustände unter den slavischen Stämmen im alten Ruthenenlande, aus Nestors Chronik, entnehmen können.

Wie die rituelle Volksdichtung sich durch große Mannigfaltigkeit auszeichnet, so weht in der lyrischen Volksdichtung der Ruthenen ein Hauch großer Frische und tiefen

innigen Gefühls. Die lyrische Volkspoesie ist zum großen Theile eine Schöpfung der ruthenischen Frauenwelt und zeichnet sich durch Correctheit der Versform, sowie durch musterhafte und gehobene Sprache aus. In diesen Liedern finden wir kein überflüssiges, kein unpassendes Wort. Wie in einer vollen und reifen Ähre nur schöne Körner sich vorfinden, so finden wir auch in den nicht verstümmelten lyrischen Volksliedern auserlesene, klangvolle und gewichtige Ausdrücke, und es gibt darunter keines, vor welchem die jungfräuliche Wange zu erröthen brauchte. Die Composition liefert ein Zeugniß von gutem

Bauernbegräbniß bei Kołomea in Ostgalizien.

Geschmack, und in onomatopoetischer Beziehung hat die Sprache der Volkslieder den höchsten Grad der Geschmeidigkeit erreicht, obwohl sie dadurch an männlicher Kraft und an Wohlklang nichts eingebüßt haben.

Von der lyrischen Volksdichtung verdient besonders erwähnt zu werden das am meisten unter dem ruthenischen Volke übliche Lied kołomýjka, welches im Kołomyjer Gebiet seinen Ursprung und davon auch seine Benennung hat. Das ist die Seele und die treue Gefährtin des Ruthenen von der Wiege bis zum Grab, mit der Alles beginnt und endet. Die kołomýjka war ursprünglich ein Tanzlied (der betreffende Tanz führt denselben Namen), hat aber im Laufe der Zeit eine allgemeine Bedeutung erlangt.

Tiefergreifende Wehmuth und trübseliges Gefühl durchwehen diese Lieder und obwohl die Melodie der kołomýjka auch in Dur einschlägt, so ist doch Moll der Grundcharakter des Liedes. Das Lied hat eine eigenthümliche Form, die vierzeilige Strophe. In diesem engen Rahmen nimmt das Naturbild zwei Zeilen, und die anderen zwei der aus dem Menschenleben angepaßte Vergleich ein, so zwar, daß in der ersten Zeile das Naturbild, in der dritten die weitere Entwicklung desselben vorkommt, in der zweiten und vierten Zeile der diesem Naturbilde entsprechende Vergleich. Bild und Vergleich bilden in der Regel ein organisches Ganze. Um die Eigenthümlichkeit dieser Gattung des Volksliedes zu veranschaulichen, will ich nur einige Beispiele, in der Übersetzung von Bodenstedt und Simiginowicz-Staufe, anführen:

1. Steht am Wasser die Platane, tief herniederhängend;
   Sorgen quälen den Kosacken, ihm das Herz bedrängend.
   Senk' dich, Bäumchen, nicht hinunter, bist noch grün und blühend!
   Gräm dich nicht, Kosack, sei munter, bist noch jung und glühend! (B.)

2. In der Ukraina werd' ich leben und auch sterben,
   Einen Schneeball mir zu Häupten soll mein Grab erwerben.
   Werden Vöglein Beeren pickend her zum Grab sich schwingen,
   Aus der Heimath mich beglückend frohe Kunde bringen. (B. und S.-St.)

3. Wenn mein Lieb' im Garten wandelt, dort, wo Düfte wehen,
   Scheint mir's, daß nach ihrem Tritte Rosen weiß aufgehen.
   Schöner bist du als die Rose, die ich je besessen,
   Und ich armer Jüngling kann dich nie, ach nie vergessen! (S.-St.)

4. Ach ich kann mich gar nicht wundern, daß so schön die Holde,
   Fiel doch neben ihr ein Sternchen wie aus rothem Golde.
   Als das Sternchen fiel vom Himmel, mußte es zerstücken,
   Liebchen las nun auf das Sternchen, um sich dann zu schmücken. (S.-St.)

In der ruthenischen Volksdichtung gebührt ohne Zweifel der erste Platz den Gesängen, welche, eine Schöpfung der Kozakenperiode der ruthenischen Geschichte, unter dem Namen dúmy bekannt sind. Die Dumen verdanken ihren Ursprung ruthenischen Volkssängern, welche den Namen kobzár oder bandurýst, von dem damals üblichen, der spanischen Guitarre ähnlichen Instrument kobzá oder bandúra, führten. Das Accompagnement der bandúra bildet für den Banduristen eine Art Nachhilfe bei dem Vortrage seines Heldengedichtes. Des Athemholens oder Nachdenkens (daher dúma, dúmaty — nachdenken, nachsinnen) über das Vorgetragene wegen und zu einer mehr charakteristischen Scheidung eines Abschnittes von dem andern, stellt der Sänger in den Gesangspausen eine musikalische Phrase ein, nach welcher er von Neuem zu singen beginnt. Die Duma ist demnach ein Nachdenken und Nachsinnen über die Erinnerungen aus der Vergangenheit

und unterscheidet sich von dem Lied durch ihren mehr epischen Charakter, sowie durch große Freiheit des Versmaßes.

Obwohl in den Dumen, besonders in denen älteren Ursprungs, ebenfalls mythische Motive und alterthümliche epische Formen vorkommen, so sind dieselben doch mehr als eine Art Manier oder dichterischer Symbolismus anzusehen, denn als mythische Überlieferungen. Den Inhalt der ruthenischen Dumen bilden die wirkliche Geschichte und ihre Helden, deren Kämpfe und ritterliche Thaten, Charaktere und tragischen Geschicke die Phantasie und die Gefühle des Volkes beherrschten. Die Dumen sind demnach eine Heldendichtung, welche das geschichtliche Leben des ruthenischen Volkes im XV. bis XVIII. Jahrhundert, Erinnerungen an die ritterlichen Heldenthaten der Kozaken in den Kämpfen mit Tataren und Türken, an die Geschicke der Gefangenen in der Sclaverei, an die Kämpfe der Kozaken mit Polen und Rußland und dergleichen umfaßt. Sie sind im vollen Sinne des Wortes eine poetische Chronik des Volkslebens ohne sagenhafte, phantastische Übertreibung, schlicht und reell in allen Einzelheiten. Bei allem poetischen Colorit der Dumen kann man in denselben meistentheils auf eine bestimmte historische Thatsache oder eine bekannte historische Persönlichkeit hinweisen. Das dichterische Bild der Duma ist von dem warmen Gefühl des lyrischen Liedes umhaucht und zeichnet sich nicht selten durch bemerkenswerthe Schönheit aus und daher zählen die Dumen zu den schönsten Schöpfungen der slavischen Volksdichtung überhaupt. Das lebhafte Gefühl der Natur verleiht den Dumen zahlreiche Bilder, welche den poetischen Gegenstand genau umgrenzen. Alles kommt in den Dumen der Wirklichkeit so nahe, daß es unwillkürlich die unmittelbare Theilnahme der Sänger und Zuhörer hervorrufen muß und dadurch läßt es sich erklären, daß die Dumen in das Lyrische und sehr oft in das Dramatische übergehen und den Mangel an epischer Ruhe bekunden, wie überhaupt in der Volksdichtung eine strenge Scheidung nach der Theorie der Ästhetiker in Lyrik und Epos nicht möglich ist.

Historische Dumen wurden von den Banduristen, welche sie mit Begleitung der kobzá oder bandúra vortrugen, sofort nach Vollendung der historischen Thatsachen, die ihren Gedanken Stimmung verliehen, componirt. Darauf weisen nicht nur Analogien in anderen Literaturen hin, sondern auch die ruthenischen Dumen selbst. So wurden Dumen von den in Kriegsgefangenschaft oder Sclaverei schmachtenden Gefangenen, welche auf türkischen Galeeren oder in Kerkern ihr Dasein fristeten, als Klagelieder componirt und ersetzten denselben die Gebete, wie dies aus dem Schluß mancher Klagelieder zu entnehmen ist. In einer zeitgenössischen Chronik lesen wir, daß die Braut (Domna Rosanda) des Tymosz Chmelnyckij während des Aufflechtens der Haarzöpfe sich Dumen vortragen ließ. Auch Bohdan Chmelnyckij soll das Lied von dem unglücklichen Kiebitz (czájka) gedichtet haben, in welchem allegorisch die Geschicke der Ukraine geschildert werden.

Autoren historischer Dumen waren daher ohne Zweifel die geschichtlichen Persönlichkeiten selbst, die Theilnehmer blutiger Tragödien der Vergangenheit, und darauf verweisen die ausführlichen Beschreibungen der Schlachten und Heldenthaten, welche einer von diesem Eindruck stark bewegten Seele entstammten. Die kobzá oder bandúra war ein unentbehrliches Zugehör nicht nur der Kozaken-Banduristen, sondern überhaupt hervorragender Persönlichkeiten der Kozakengenossenschaft. In der Duma von dem berühmten Kozakenführer Palij, welcher auf Anstiften Masepas nach Sibirien verschickt wurde, heißt es:

„Hell scheint die Sonne des Morgens, verdunkelt sich zur Nacht;
Herr Palij, groß und mächtig einst, jetzt in Sibirien klagt."

Und weiter:

„Herr Palij kehrt und setzt sich vor seiner Hütte Schwell',
Schlägt der Bandura Saiten und singt ein Liedlein hell."

Die Bandura ist demnach ein Instrument, welches einer tiefen Gemüthserregung Ausdruck zu verleihen im Stande ist. Wenn nun der Kozak die Saiten der Bandura schlägt, um seinen tiefen Schmerz zu lindern, so haben ohne Zweifel die Kozaken-Banduristen, nachdem sie das Schlachtfeld verlassen, die ritterlichen Thaten in Dumen besungen. In dem Kozakenlager erschienen nicht selten blinde Bettler, welche sich ebenfalls der Bandura bedienten, um gegen ein Almosen ihre religiös-moralischen Dichtungen vorzusingen. Hier vernahmen sie jene Kozaken-Dumen, die sie sodann zugleich mit ihren religiösen Dichtungen im ganzen Ruthenenlande verbreiteten, so daß dieselben nicht nur im Dnieprgebiet, der eigentlichen Stätte des Kozakenthums, sondern auch in Galizien zum großen Theile sich erhalten haben. Außer den ritterlichen Thaten historischer Personen bilden den Gegenstand der Dumen nicht selten Vorfälle des gewöhnlichen Lebens, wobei innige Liebe zur Heimat und den Angehörigen, das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, sowie unter den Geschwistern rührend hervortritt und echte, tief ergreifende Religiosität sich offenbart. Es sei uns gestattet, als Beispiel eine der schönsten ruthenischen Dumen über die Flucht der drei Brüder aus der Gefangenschaft aus Asov, in der Übersetzung von Fr. Bodenstedt („Die poetische Ukraine", Stuttgart 1845), anzuführen:

Das sind keine Nebel, die dort von Asov der Stadt herziehen,
Es sind drei Brüder, die fort aus schwerer Gefangenschaft fliehen,
Zwei reiten auf schnellen Gäulen,
Muß der Dritte zu Fuß nacheilen;
Doch die Steine, die spitzen,
Und die Wurzeln ritzen,
Schmerzt der Fuß ihm von Wunden und schlimmen Beulen;
Troff das Blut ihm nieder von den Füßen zur Erde.
Er ereilt seine Brüder, fleht mit Wort und Geberde:
„Wartet mich, Brüder, haltet an euere Pferde!
Laßt mich mit euch reiten,
Euch zu den Städten der Christen begleiten."
Hört der Zweite die Klagen,
Thät den Ält'sten befragen;
Hub der Ält'ste an dies ihm zur Antwort zu sagen:

— „Hast du vergessen schon was wir gelitten? . .
Lassen wir uns durch den Bruder erbitten,
Werden uns die Feinde erreichen, erschießen, —
Oder aufs neue in Fesseln schließen!“
Bat der Jüngste aufs Neue
Also die Zweie:
„Wollt ihr nicht, daß ich mit euch reite,
Wendet, Brüder, eure Pferde zur Seite;
Steigt ab Beide,
Grabt mir ein Grab auf der Heide,
Und legt mich in die tiefe Erde,
Daß ich nicht den Vögeln zum Fraße werde!“
Hub der Zweite ihn zu unterbrechen an
Und dies Wort zu sprechen an:
— „Das wäre nach unerhörtem Brauche,
Daß ich mein Schwert in Bruderblut tauche
Und mit dem spitzen Speer, den ich trage,
Dir Abschied sage.“ —
„Wollt ihr so nicht von mir scheiden,
Dann bitt' ich euch beiden
Dornenbüsche vom Feld zu schneiden
Und von Zeit zu Zeit auf den Weg zu streuen,
Daß mir eure Spuren erkenntlich seien?“
Und durch die wüste Heide
Jagen weiter beide.
Fühlt Mitleid der Zweite der Brüder,
Und hin und wieder
Vom Pferde steigt er nieder,
Reißt von den Dornenbüschen die Zweige,
Daß er dem Jüngsten die Pfade zeige.
Doch wie sie die Straße von Muravsk hinfliehen,
Keine Dornenbüsche im Feld mehr blühen,
Läßt sich der Zweite erweichen, reißt das Futter von den Kleidern,
Es dem Bruder zum Zeichen auf den Weg hinzuschleudern.
Und dem Jüngsten die Spur verschwindet,
Er keine Zweige mehr findet,
Sieht nur die rothen Taffetfetzen,
Rafft sie auf, thät mit Thränen netzen.
„Was deuten die Fetzen, was hat sich begeben?
Sind meine Brüder wohl nicht mehr am Leben?
Während ich im Gebüsche der Ruhe pflegte,
Man sie von Asov verfolgte, erreichte, erlegte! —
Und sind sie todt,
O, so helfe mir Gott,
Zu erreichen
Die Leichen
Der Brüder Beide,
Sie zu begraben auf kahler Heide!“
Doch sieh', ihm auf den Fersen drei Feinde sind:
Der Hunger, der Durst und der kalte Wind,
Der von der Heide weht so grausig und kalt —
Und der arm Kozak unterliegt der Gewalt.
„Genug hab' ich gesucht meine reitenden Brüder,
Nach Ruhe verlangen die müden Glieder.“
Zu einem Savorhügel kommt er jetzt
Und hat sich darauf niedergesetzt.
Zu derselben Stunde fliegen Adler heran,
Sehn den Kozaken mit scharfen Augen an.
Der Kozak den Blick erwiderte,
Spricht: „Adler graugefiederte!
Traute Gäste, seid willkommen,
Daß ihr bei mir Platz genommen!
Noch einmal werf ich den scheidenden Blick
Auf Gottes schöne Welt zurück,
Dann fliegt herzu mich zu zerreißen,
Mir aus der Stirn die Augen zu beißen!“
So sprach er und gab eine Stunde darauf
Seine Seele zu Gott dem Barmherzigen auf. —
Flogen die Adler herbei, hackten die Augen aus der Stirn,
Kamen Raben geflogen, pickten aus das Gehirn,
Flogen Raubvögel aller Arten heran,
Fingen seine gelben Knochen zu nagen an;
Kamen in wilden Haufen
Die grauen Wölfe gelaufen,
Haben den Leichnam zerbrochen,
Schleppten hinweg die Knochen,
Und verbargen sie zwischen
Den Dornenbüschen.
Und es erscholl all die Weile
Ein grausig Geheule:
Das sind die Träger, die ihn zu Grabe bringen,

Das sind die Sänger, die ihm sein Grablied singen!.
Doch woher hebt der Kukuk sein bläulich Gefieder?
Er setzt sich beim Haupt des Kozaken nieder,
Und er klagt und beweint ihn in jammerndem Ton,
Wie eine Schwester den Bruder, eine Mutter den Sohn. —
Schon die Reiter den Städten der Christen zu lenkten;
Plötzlich seltsame Qualen ihr Herz bedrängten.
Hub der zweite Bruder an so zum Ält'sten zu sagen:
„Woher kommen die Sorgen, die uns drücken und plagen?
Ist vielleicht unser jüngster Bruder erschlagen?
Was werden wir Vater und Mutter sagen,
Wenn sie nach unserem Bruder fragen?"
Hat der Ält'ste das Wort gehört
Und sich also zum Zweiten kehrt:
„Wir sagen: bei zwei Herren waren wir Sclaven,
Und als wir Nachts auf der Flucht uns trafen,
Konnten wir ihn nicht aus dem Schlafe treiben,
Ließen ihn so in Gefangenschaft bleiben!"
Und wie der Ält'ste der Brüder das Wort geendet,
Sich der Zweite wieder zum Ältesten wendet:
„Wenn wir Vater und Mutter nicht Wahrheit sagen,
Wird ihr Gebet uns Unglück tragen!"
Und die Brüder dem samar'schen Lande zulenken,
Und halten beim Strome, die Pferde zu tränken.
Kaum vom Pferde gestiegen waren sie,
Da umringt eine Horde Tataren sie,
Fallen die Ungläubigen her über die Brüder,
Hau'n die Kozaken in Stücken nieder,
Streu'n auf dem Felde umher ihre Glieder,
Pflanzen die Häupter den Spitzen der Schwerter auf,
Und verspotten sie und hohnlachen darauf.

Mit dem Verfall des Volkslebens erlahmte auch die schöpferische Kraft des Volkes. Die Banduristen haben in ihrem Gedächtniß zahlreiche Dumen erhalten, welche die Ethnographen aufzeichneten und so vor Verlust bewahrten. Außer den Banduristen trugen auch Leiermänner, ihren Gesang mit der Leier begleitend, historische Dumen vor. Allein ihr Hauptrepertoire bildeten religiös-moralische Lieder, welche zum großen Theil den Stoff aus der Bibel entlehnten.

Die Sagen, Märchen und Überlieferungen gehören in den Bereich der phantastischen Schöpfungen des ruthenischen Volkes, welche nicht minder mannigfaltig und reichhaltig als jene der Volksdichtung sind. Auch die Volkssagen enthalten noch eine Fülle mythologischer Anschauungen und Überreste des alten heidnischen Götterglaubens, obwohl das Christenthum bereits Vieles aus dem Gedächniß des Volkes verdrängt hat, so daß die alten Gottheiten nur noch als mythische Wesen niederen Ranges in der Volksphantasie fortleben.

Vor Allem gilt dies von den Himmelserscheinungen, Sonne, Mond, Sterne, Wolken, Regen, Blitz und Donner und dergleichen, welche die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich lenkten und die Phantasie desselben anregten. Der Wechsel von Sommer und Winter, Tag und Nacht, Licht und Finsterniß bildete die Grundlage des Sonnenmythus und des Volksglaubens an den steten Kampf zwischen den Elementen des Lichtes und der Finsterniß.

Die ältesten ruthenischen Volksmythen haben eine geo- oder auch zoomorphische Form, obwohl von diesen nur sehr spärliche Überreste vorhanden sind. Der Himmel

erscheint dem Volke als ein weites Feld oder Meer, dann wieder als ein Ahornblatt mit darauf gezeichneten Himmelskörpern. Die Wolken kommen als Wälder, Felsen oder Schafherden, die Sterne als auf dem Felde dichtgesäete Garbenschober, die Sonne als heller Falke, der Blitz als Dornenfeuer vor. Umso deutlicher treten anthropomorphische Mythen in der ruthenischen Volksdichtung, wie dies oben nachgewiesen wurde, und in der Volkssage auf. Das ruthenische Volk hat seine Mythologie geschaffen, indem es die

Einweihung der Ostereier bei Chmelowa in Ostgalizien.

Einrichtungen der Familie und der menschlichen Gesellschaft auf den Himmel übertrug und die himmlischen Gottheiten sich als eine wohlhabende Landwirthenfamilie vorstellte. In späteren Mythen ist der Einfluß der Fürstenperiode der ruthenischen Geschichte bemerkbar, wo der Donnergott Pérun als kriegerischer Fürst oder Fürstensohn und die weiblichen Gottheiten als Fürstinen oder Fürstentöchter erscheinen. Unter dem Einfluß des Christenthums wurden die heidnischen Gottheiten durch Christus, die Muttergottes, die heiligen Petrus und Nikolaus und andere ersetzt, allein auch die christlichen Gestalten erscheinen den Anschauungen der Haus- und Familieneinrichtungen vollkommen angepaßt.

Die ruthenischen Volksmythen charakterisiren sich dadurch, daß sie auch in den Schöpfungen der Phantasie das Naturgemäße, Ästhetische, Wahrheitsmäßige beobachten und alles Übertriebene, Schreckliche und Widernatürliche meiden. Die Weihnachts- und Neujahrslieder, die Frühjahrs- und Johannisfestlieder bieten das reichhaltigste Material zur Erforschung des ruthenischen Volksmythus. Die Sagen haben in dieser Beziehung eine geringere Bedeutung, weil in dieselben ungeachtet des mythischen Untergrundes viel Nebensächliches, Soziales, Christliches, Moralisches und Humoristisches hineingetragen wurde. Nur der Untergrund der Sage ist mythisch, alles Andere ist spätere Formation.

Die Sagen von dem die Sterne verschlingenden Drachen (zmyj), von einem der jaziá (Furie), in anderen Sagen einer Hexe (widma) zum Opfer bestimmten schönen Knaben Iwaś, welchen dann die Gänse auf ihren Flügeln in sein Heim bringen, von den pesyhołowci (einäugige Menschen mit Hundsköpfen), denen eine Jungfrau zum Opfer fallen soll, die aber durch ihren Scharfsinn den Hundsmenschen zu bewältigen und sich zu retten weiß, und dergleichen, sind Überreste des ehemaligen Sonnenmythus. Die letztere Sage erinnert an den Sagencyklus vom Polyphem. Die einäugigen Hundsmenschen sowie die einäugigen Riesen mit dem Polyphem sind eine anthropomorphische Darstellung der unheilschweren Wolke, welche in der ruthenischen Sage von einer Jungfrau (in der griechischen von einem Helden), das ist von dem Blitz, bewältigt wird.

Die Bewältigung der Macht des Winters durch die Einwirkung der Sonne tritt als ein Kampf zwischen den phantastischen Ungeheuern und den sie besiegenden Menschen auf, welche durch einen Helden, in der Regel einen holden Jüngling, aus der Macht der finsteren Gestalten entzaubert werden. Der Held muß verschiedene Hindernisse aus dem Wege räumen und die glückliche Flucht mit den Befreiten sich mittelst Zauberäpfeln, welche er hinter sich wirft (wodurch Wälder, Seen, Feuer u. s. w. entstehen, welche die Verfolger aufhalten), sichern. In der Regel heiratet er eine von den verzauberten Jungfrauen, worin das alte mythische Symbol der Vereinigung der Frühlingssonne mit der neuerwachten Erde zu erblicken ist.

Die Sagen von der Verfolgung der Stieftochter durch die Stiefmutter, welche derselben schwer durchführbare Aufgaben auferlegt, die aber mit wunderbarer Hilfe gelingen, von der Jungfrau, welche, von der Stiefmutter des Augenlichtes beraubt, Perlen weint und von einem Fürstensohn befreit und geheiratet wird, die zahlreichen Sagen von zwei älteren verständigen Brüdern und von dem jüngsten, dem Thoren, dem Alles gelingt, sind ebenfalls Überreste des alten Sonnenmythus, welcher bereits in das ethische Märchen übergeht.

Von den alten heidnischen Gottheiten hat sich im Gedächtniß des Volkes Perun, der Donnergott, erhalten, dessen Eigenschaften später auf den kriegerischen Fürsten oder auf

den heiligen Elias übertragen wurden, der am Himmel in einem Wagen fahrend, Donner und Blitz erregt. Sonst aber hat der Volksglaube die Erde mit Geistern und Dämonen niederen Ranges bevölkert. Die Volksphantasie erblickt im Wald und auf der Flur, im Sumpf und Wasser, im Wohnhause den Einfluß verschiedener Geister, welche dem entsprechend mit verschiedenen Namen bezeichnet werden.

Rusałky heißen die Wassernymphen, welche in wunderbaren Krystallpaläſten auf dem unterſten Waſſergrunde wohnen. Das ſind wunderſchöne, junge, gewöhnlich ſiebenjährige Mädchen, welche beſonders beim Mondſchein aus ihren Gemächern herauskommen, um am Ufer, auf den Bäumen oder im wogenden Ährenmeere zu ſpielen und zu tanzen. Mit ihrer Sirenenſtimme locken ſie Menſchen, insbeſondere Jünglinge herbei, kitzeln dieſelben zu Tode und ſchleppen ſie dann ins Waſſer. Zu dieſer Kategorie gehören auch die mawky, welche in Karpatenwäldern und Grotten wohnen. Nach dem Volksglauben werden ungetaufte Kinder oder kurz vor der Heirat verſtorbene Mädchen zu dieſen Geiſtergeſtalten umgewandelt.

Von allen Mythen über die Geiſter niederen Ranges hat ſich der Mythus über die Waſſergeiſter am meiſten entwickelt, wahrſcheinlich deswegen, weil das Waſſer die wichtigſte Rolle auf der Erde ſpielt und die Phantaſie des Volkes in bedeutendem Maße angeregt hat.

Die Wald- und Feldgeiſter (polisuný oder lisowyký und polowyký) kommen in Wäldern und auf Gefilden vor und erſcheinen gewöhnlich als Greiſe mit langem Bart. Sie treiben mit den Menſchen verſchiedene Späſſe, können aber auch Unheil anrichten. Wenn man den Waldgreis beim Barte faßt und zieht, ſo zerfällt er in einen Ducatenhaufen.

Der Hausgeiſt domowýk erinnert an die Gottheit des häuslichen Herdes; er iſt dem Hauswirthe in Allem behilflich und hat ſeinen Sitz am Ofen. In manchen Sagen erſcheint er aber auch als Poltergeiſt, welcher manchmal böſe Streiche ſpielt.

Zahlreich ſind bei dem ruthenischen Volke die Teufelsſagen, in denen aber die heidniſche Anſchauung von den finſteren Mächten durch die Chriſtianiſirung beeinflußt erſcheint. So hat ſich in der Volksphantaſie ein eigener Typus der dämoniſchen Macht herausgebildet, welcher unter dem Namen czort, diďko (Teufel) bekannt iſt. Trotzdem läßt ſich aus dieſen Sagen erkennen, daß der Teufel der iraniſchen dualiſtiſchen Weltanſchauung gemäß, welche in das Ruthenenland durch die Manichäer gekommen iſt, Gott gleichgeſtellt wird und mit Gott ſich im Kampfe befindet, ſo wie die finſteren Mächte mit den lichten. Gewäſſer, Sümpfe und Pfützen ſind der Lieblingsaufenthaltsort des Teufels, daher lebt mit ihm der Müllergeſelle im guten Einvernehmen. „Der Teufel iſt nicht ſo ſchrecklich, wie man ihn malt," ſagt das ruthenische Sprichwort, weil derſelbe in den Volksſagen als gutmüthiges, luſtiges, dem Menſchen ſogar behilfliches Weſen erſcheint. Er nimmt in der Regel die Menſchengeſtalt an, iſt aber ſtark behaart mit Bockshörnern

und einem Bockbart. Ein gescheidter, kluger Mensch vermag den Teufel hinters Licht zu führen und mit demselben Späße zu treiben. Daher haben die ruthenischen Teufelssagen vorwiegend einen humoristischen Anstrich oder einen ethischen Untergrund, indem Wahrheit und Verstand immer Oberhand gewinnen über die unlautere, physische Macht.

Sehr verbreitet ist der Volksglaube an Hexen (widmy) und Zauberer (widmaký), welche bereits in der Volksphantasie als Menschen mit übernatürlicher Zauberkraft ausgerüstet erscheinen, obgleich alle Merkmale derselben auf ihre rein mythische Abkunft weisen. In den Volkssagen führen die Hexen und Hexenmeister übernatürliche Thaten aus: sie gebieten über Regen und Hagel, Thau, Wolken und Winde, entwenden vom Himmel Sterne und Mond, fliegen in der Luft herum und halten ihre Versammlungen am Kahlenberg (Łysa horá), wo sie mit den Teufeln verschiedene Spiele veranstalten, verwandeln sich in Thiere oder nehmen auch andere Gestalten an, um dem Menschen einen bösen Streich zu spielen oder Verfolgungen zu entgehen. Hexen sind in jedem Dorfe vorhanden. Die Hexerei ist angeboren und manche junge Mädchen verstehen schon die Hexerei. Sie können den Kühen die Milch abnehmen, Unglück, Krankheiten und selbst den Tod verursachen.

Zu dieser Kategorie gehören die planétnyky, welche Hagelwetter und Regengüsse beherrschen, und die Wahrsager (znachary und znacharky), die von dem Volke in verschiedenen Angelegenheiten, besonders in Krankheiten befragt werden und über eine Unzahl von verschiedenartigen Arzneimitteln, Talismans und Zauberformeln verfügen.

Das Kind des Teufels und einer Hexe heißt upyr (Vampyr). Es gibt lebendige und todte Vampyre. Die ersteren haben ein roth angelaufenes Gesicht. Die todten Vampyre verwesen nicht im Sarge, sondern kriechen in der Mitternacht heraus, gelangen auch bei geschlossenen Thüren in menschliche Wohnungen, wo sie ihren Verwandten das Blut aussaugen. Will man einen Vampyr befreien, so muß man einen Espenpfahl in sein Herz schlagen.

Alle diese Geistergestalten sind noch Überreste der dämonischen Macht der Wolken, welche von der Volksphantasie personifiziert und poetisch ausgestaltet wurden.

In hohem Grade ist unter dem ruthenischen Volke der Glaube an den Werwolf (wowkułák) verbreitet. Nach dem Volksglauben verwandeln sich die Zauberer selbst bei Nacht in Wölfe, manchmal aber verzaubern sie aus Haß andere Menschen, die so lange Wölfe bleiben müssen, bis sie Jemand beim Menschennamen nennend davon befreit. Die Werwölfe sind halbmythische Wesen, welche den Übergang von den zoomorphischen zu den anthropomorphischen mythischen Gestalten der Wolken bilden.

Es gibt eine beträchtliche Gruppe von Volkssagen, welche von Verwandlungen und Verzauberungen in Bäume, Blumen, Sterne, Vögel, Thiere und dergleichen handeln.

Kirchlein (cerkowcia), ein Osterspiel in Tyszkowce (Bezirk Horodenka).

Manche derselben erinnern an griechische und römische Metamorphosen, was als Beweis dienen kann, daß die heidnische Religion der Ruthenen pantheistisch war. Die Verwandlung der Jungfrau in eine Birke oder Pappel erinnert an die Metamorphose der Nymphe Daphne in einen Lorbeer. Der von der Mutter verwünschte Sohn wird in einen Ahorn, sein Pferd in einen Stein verwandelt. Der Kozak, welcher mit seiner entführten Geliebten nirgends einen Priester finden kann, um sich trauen zu lassen, wird in einen Dornstrauch, das Mädchen in einen Schneeball verwandelt. Überaus zahlreich sind die Metamorphosen in Blumen und Kräuter. Der Bruder, welcher unbewußt seine Schwester geheiratet, wird, nachdem beide davon erfahren, zur viola tricolor. Drei Stieftöchter, welche die goldene Rispe am Hanf nicht bewacht haben, wurden von der Stiefmutter verbrannt; aus der Asche wuchsen der Paradiesbaum, die Minze und das Sinngrün hervor. Die Seele der ermordeten Tochter wird in einen Schneeball verwandelt und die aus demselben verfertigte Flöte zeigt den unschuldigen Tod derselben an. In der Sage vom berühmten Hajdamaken (Räuber), welcher viele Menschen und darunter auch Vater und Mutter ermordet hat, werden die Seelen seiner Eltern in goldene, jene der übrigen Menschen in silberne Äpfel an dem Baume verwandelt, welcher aus einem Apfelbaumstocke erwächst, den er gepflanzt und den er auf den Knien rutschend mit im Munde von der fernen Quelle hergebrachtem Wasser begossen hat.

Nicht minder zahlreich sind die Metamorphosen der Menschen in Vögel und Thiere. Am häufigsten kommen Kukuksmetamorphosen vor. Die unglückliche Schwiegertochter, die Tochter vor Gram wegen des Todes ihrer Mutter, die nach ihrem Sohn trauernde Mutter erscheinen in einen Kukuk verwandelt. Der Kukuk (im Ruthenischen zazúla f.) und die Nachtigall (sołowij m.) sind nach dem Volksmythus Zwillinge einer Jungfrau, die wider Willen der Mutter eine Schlange (wuż m.) geheiratet hat. Die Mutter wollte diese Kinder umbringen, allein die Tochter verwandelte sie: den Sohn in eine Nachtigall, die Tochter in einen Kukuk, sie selbst aber wurde zu einer Taubnessel.

Der Storch war ehemals ein Mensch, dem Gott einen Sack voll mit Schlangen, Fröschen, Eidechsen und dergleichen gefüllt gegeben hat, er möge das, ohne hineinzuschauen, in den Teich werfen. Aus Neugierde machte er den Sack auf und zur Strafe wurde er in einen Storch verwandelt, welcher jetzt alle die Schlangen, Frösche und dergleichen sammeln muß.

Der Müller, welcher seinen Pelz mit dem Fell nach Außen gekehrt hat, um einen Bären nachzuahmen und dem auf Erden mit dem heiligen Petrus wandelnden Gottessohn Schrecken einzujagen, wird zur Strafe in einen Bären verwandelt.

Auch Metamorphosen der Menschenseelen nach dem Tode in verschiedene Wesen, wie Fische, Vögel, Thiere, Insecten u. s. w. kommen vor. Unrecht, Fehltritte, Unheil oder

Unglück sind die gewöhnlichsten Motive solcher Metamorphosen, welche in der pantheistischen Anschauung ihren Grund haben.

In den ruthenischen Volkssagen werden nicht nur sichtbare Naturerscheinungen und überirdische Wesen, sondern auch abstracte Begriffe personificirt. So glaubt das Volk an das gute (dóbra dóla) und an das böse Schicksal (nedóla, bidá oder złýdni). Jeder Mensch kommt mit seinem Schicksal zur Welt, dessen er bis zum Tode nicht los werden kann. Dóla (das gute Schicksal) ist eine mythische Personification wie die römische Fortuna. Ebenso personificirt das Volk das Recht (práwda) und das Unrecht (krýwda), ferner die unter dem ruthenischen Volke am meisten geheiligten Tage: Sonntag (nedila) und Freitag (światá piátnycia). Diese Sagen haben in der Regel zur ethischen Unterlage, daß die Wahrheit und das Recht immer den Sieg davontragen, daß das Recht die Grundlage der Weltordnung bildet und daß die Wahrheit weder im Feuer, noch im Wasser untergehen, sondern immer ans Tageslicht gelangen wird.

Hierher gehören auch Erzählungen von Gott, Christus, von den Aposteln, von der Mutter Gottes u. dgl., welche zwar der heiligen Schrift entlehnt, jedoch der Weltanschauung des ruthenischen Volkes angepaßt sind. Daran knüpfen sich Legenden, in welchen christliche Anschauungen an Stelle der mythischen getreten sind. Besonders interessant und sehr verbreitet sind die Legenden von dem jenseitigen Leben, welche von alten Weibern, die dem Scheintode verfallen und im Jenseits gewesen zu sein glauben, erzählt werden. Sie wissen von Strafen und Vergeltungen zu erzählen, welche den aus der Welt geschiedenen Angehörigen und Bekannten zu Theil geworden seien und die den Begriffen des Volkes entsprechen. Brüder, welche in Zwist mit einander lebten, werden in der Volksphantasie als Hunde, die sich fortwährend beißen, in der Unterwelt vorgestellt. Barmherzige, welche Almosen gespendet haben, sitzen an reichbesetztem, Geizige dagegen an leerem Tisch. In einem brennenden Strauch steht ein Mensch, welcher darüber klagt, daß er friert, weil er im Winter keine Herberge geben wollte einem Armen, der in Folge dessen erfroren ist. Einem Andern rinnt ein Bach aus der Kehle und trotzdem fleht er um Wasser, um seinen Durst zu löschen, weil er an einem heißen Tage einem Wanderer auf dem Felde Trinkwasser, das er bei sich hatte, nicht geben wollte. Geizige stehen in siedendem Pech, in Gluth bis an den Gürtel steht ein Jüngling, der die durchs Los für ihn bestimmte Jungfrau nicht heiraten und dieselbe erschlagen wollte, um ihrer los zu werden. Von den Teufeln mit Spießen angetrieben, trägt Schlangen mit seinen Händen von einer Grube zur andern ein Hajdamak, welcher viele Menschen, auch Vater und Mutter erschlagen hat. Oben im Himmel thront Christus und die Mutter Gottes, welche goldene Strümpfe strickt und brave Kinder halten ihr den Knäuel.

Den Übergang von den mythischen Sagen zu den historischen Überlieferungen bilden Märchen, welche zwar an eine historische Persönlichkeit oder Ortschaft geknüpft, jedoch eine

Schöpfung der Volksphantasie sind. Die historischen Überlieferungen behandeln historische Thatsachen und obwohl dieselben hie und da von den historischen Daten abweichen, so haben sie doch eine große Bedeutung für die Erforschung der Anschauungen des ruthenischen Volkes über seine Vergangenheit. Das Volk steht in diesen Überlieferungen sozusagen abseits von dem, was vorgegangen ist und betrachtet das Vergangene als etwas, was unabhängig von ihm geschehen ist. Seine Seele ist ruhig und was immer es in diesen Überlieferungen erzählen mag, merkt man darin keine Leidenschaft.

Die Überlieferungen aus der älteren Geschichtsperiode, welche die Kämpfe des ruthenischen Volkes mit den Tataren und Türken behandeln, enthalten noch viele Merkmale des mythischen Epos. In den Überlieferungen aus der Kozakenzeit weichen die mythischen Merkmale den historischen Erinnerungen, obwohl hie und da auch Helden der neuesten Zeit, wie z. B. Palij, als mythische Heroen erscheinen.

Eine eigene Gruppe bilden die Thiersagen, die als Überreste des alten Thierepos anzusehen sind. Die ruthenischen Thiersagen sind ein gemeinschaftliches Eigenthum der arioeuropäischen Völker. Nach dem Volksglauben gab es eine Zeit, in der alle Thiere und Vögel menschliche Sprache sprachen. Der Mensch stand zu den Thieren zur Zeit des Nomadenlebens und der Jagd in engeren Beziehungen, denen er auch menschliche Gefühle, Anschauungen, Thaten und sogar menschliche Sprache zuschrieb.

Die Thiersagen zeichnen sich in der Regel durch Witz und Humor aus.

Ungeachtet der unglückseligen Schicksale, welche dem ruthenischen Volke in seiner Vergangenheit zu Theil wurden, hat dasselbe eine reichhaltige Sammlung von Erzählungen aufzuweisen, in denen alles mit scharfem Witz und Humor angegriffen wird, was den Anschauungen und dem Willen des Volkes widerstrebt oder mit demselben nicht in Einklang sich befindet. Alle diese Schöpfungen des ruthenischen Volkes, die Volksdichtung und Volkssage, die unzähligen Sprichwörter und Räthsel bilden die Grundlage der Anschauungen des Volkes von der Welt und dem menschlichen Leben und diese Anschauungen dringen auch dort hinein, wohin noch kein Lichtstrahl der wahren Volksaufklärung gefallen ist.

Die Armenier.

Im Frühling des Jahres 1820 unternahm der gelehrte Mechitarist von der Klosterinsel San Lazzaro bei Venedig, Minas Pyśyschkiánz, eine Studienreise nach Polen; der Zweck seines 1830 erschienenen „Dschanabharhortutiún i Lehastán jew hails gochmánz pnagiálys i hajgazánz serelóz i nachniáz Aní kachakín“ (Reisewanderung nach Polen und anderen Gegenden, die von den aus der uralten Stadt Aní stammenden Armeniern bewohnt werden) war, aus geschichtlichen Quellen und unmittelbarer

Anschauung Geschichte und Volksleben, Vergangenheit und Gegenwart der schon seit dem XI. Jahrhundert kurz nach der Zerstörung Ani's nach und nach hier eingewanderten und gastlich aufgenommenen armenischen Flüchtlinge kennen zu lernen. Er wollte diesen Ableger des armenischen Stammes auf seine Widerstandsfähigkeit und sein Nationalbewußtsein hin prüfen, er wollte sich überzeugen, ob sein Volk, das ja seine Mission als Träger der westlichen Cultur in Asien so rühmlich vollbracht, genügende Energie und Elastizität besitze, um auf den in umgekehrter Richtung stromaufwärts treibenden Wellen ein Stück Orient in den Occident hineinzutragen und ihn, und mit ihm die nationale Eigenart, dort Jahrhunderte lang in ihrer ganzen orientalischen Farbenfrische zu bewahren.

Minas Pyfyschkiänz, der selbst seinen Namen gern wohlklingender und anspruchsvoller in „de Medicis" übersetzte, ist ein aufmerksamer und kenntnißreicher Tourist. Er berichtet über Bücher und Handschriften, überrascht uns durch die Nachricht von in Lemberg gedruckten armenischen Psalmen und medicinischen Werken, entziffert die Aufschriften der halb verwitterten Grabsteine und Gedenktafeln, er ordnet die Daten und stellt die geschichtlichen Facta zu einem kurzen historischen Abriß zusammen. Aber wo er sich der Schilderung der damaligen Zustände und des armenischen Volkslebens zuwenden soll, da wird er einsilbig, wortkarg, beinahe mürrisch. Nur im Vorbeigehen wirft er die Bemerkung hin, daß es jetzt in Lemberg kaum mehr als hundert Familien gebe, die dazu noch großentheils auf dem Lande wohnen, und glaubt ausdrücklich hervorheben zu müssen, daß im Kloster der armenischen Fräulein zu Lemberg die Gebete „noch" armenisch gesprochen werden.

Der gelehrte Pater hat sich entschieden um 150 Jahre verspätet. Wäre ein Reisender in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts in Ostgalizien gewesen, zum Beispiel in Gesellschaft des Pater Luigi Maria Pidou, der hier lange Jahre hindurch für die Union mit Rom arbeitete, so hätte er noch die Armenier als eine fest geschlossene Masse vorgefunden. Damals gebrauchten sie noch durchwegs die eigene Sprache, besaßen eigene Gerichte und Gesetze, waren stark und mächtig durch bedeutenden Besitz, zahlreiche Privilegien und Bevorzugungen, die sie durch Klugheit und gewandtes Auftreten von den polnischen Königen und den Großen des Reiches, trotz der oft heftigen Einsprache der Municipien, zu erlangen wußten. Als Beherrscher des ganzen polnischen Orienthandels, als große Importeure, als Handelsvolk, das mit der Levante in regen Beziehungen stand und im Nordwesten Europa's, an den Ufern der Amstel, eine wichtige Handelscolonie gründete, waren sie theilweise Kosmopoliten; sie fühlten sich aber auch gleichzeitig eng verbunden mit dem polnischen Elemente durch die Gemeinsamkeit der städtischen Interessen und politischen Verhältnisse, deren Folgen ihr Handel als das empfindlichste Glied des volkswirthschaftlichen Körpers immer am ehesten und heftigsten zu spüren bekam.

Die Zerstörung der Hauptstadt Ani durch den seldschukischen Sultan Alp Arslan 1064 gab wohl den ersten Anstoß zur massenhaften Auswanderung aus der armenischen Heimat. Ob sie aber schon 1183 eine Holzkirche in Lemberg, wie Pysyschkiánz berichtet, erbauten, ist sehr zweifelhaft; glaubwürdiger klingt die Nachricht, daß der ruthenische Fürst Leo bei Gründung der Stadt ihnen den nördlichen Stadttheil zur Ansiedelung zuwies. 1356 wurde ihnen von König Kazimir dem Großen bei Einführung des Magdeburger Rechtes eigene Gerichtsbarkeit gewährleistet, 1367 freie Religionsübung unter Oberhoheit des armenischen Bischofs Gregor gestattet. Da sie in steter Verbindung mit dem Mutterlande blieben, so gab es fortwährend Gruppen von Nachzüglern und in längeren Zwischenräumen auch einen größeren Nachschub, so zum Beispiel am Beginn des XV. Jahrhunderts, der aber nicht vom Mutterlande, sondern von der Walachei, einer beliebten Zwischenstation, den unmittelbaren Ausgang nahm.

„Das alte Recht der Armenier in Lemberg" wurde 1519 von König Sigismund I. auf Grund einer lateinischen Übersetzung bestätigt. Vom rechtshistorischen Standpunkt unbedeutend, ist es jedoch von großem culturhistorischen Interesse. Ohne feste Anordnung bringt es alttestamentliche und christliche Elemente, specifisch armenische und allgemein europäische Anschauungen, civilistische und criminalistische Bestimmungen ziemlich unvermittelt miteinander in Verbindung. Für den commerziellen oder richtiger pecuniären Grundton des armenischen Volkslebens ist gleich das einleitende Kapitel über die vom armenischen Könige Johann eingeführte Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung ungemein bezeichnend. Die Strafen für Feldschaden, für einen verwundeten Ochsen oder ein gestohlenes Kalb werden allgemein nach dem Schätzungswerthe bemessen; wenn aber ein Armenier einen Stammesgenossen ermordet, wird zwar zugegeben, daß Menschenblut unschätzbar und jede Geldstrafe eigentlich unmoralisch sei, nichtsdestoweniger müsse er aber 365 Goldgulden hinlegen, und zwar „aus dem vernünftigen Grunde", weil der menschliche Körper 365 Glieder und das Jahr ebenso viele Tage zähle; solch „ein außerordentlich strenges" Strafausmaß sei aber geboten, um die Sicherheit des menschlichen Lebens zu schützen; bei Todschlag zwischen Armeniern und „Christen" gelten dagegen die allgemeinen Gesetze.

Im Huz (im Gerichtssaal), der sich in Lemberg in der erzbischöflichen Residenz befand, versammelten sich die zwölf, meistens lebenslänglich gewählten Richter mit ihrem Senior; in kleineren armenischen Gemeinden, wo zweifelsohne das nämliche Recht Geltung hatte, mußten sechs, oder wie in Jazłowiec, nur vier genügen. Die armenischen Gerichte (tadarán) erhielten sich bis ins XVIII. Jahrhundert; 1736 sammt allen anderen Privilegien nochmals bestätigt, wurden sie jedoch in Lemberg 1784 endgiltig aufgelöst und deren Agenden dem Magistrate überwiesen.

Männliche Typen aus Kuty.

Schon unter Władysław Jagiełło wurde den Armeniern in Lemberg ein eigener Stadttheil nahe am Centrum der Stadt zugewiesen. Von dort aus pflegten die großen, wohlorganisirten und gut bewaffneten Karawanen in den Orient zu ziehen unter der Führung des Karawan-Baschas, eines tapferen und klugen, dies gefahrvolle Gewerbe berufsmäßig betreibenden Mannes; dorthin kehrten sie heim, mit all den glänzenden und blitzenden, buntfarbigen Herrlichkeiten des Orients reich beladen, dort kramten sie aus den lasurblauen ungeschorenen Sammt, den grünen Damast, den carmoisinrothen, goldverbrämten „tabin", seidene schöngemusterte Mukadim-Gürtel, türkische Shawls und Tschamlets, Saffiane und Muchaire — und all dies frisch und glänzend mit dem eigenthümlichen süßlichen Geruch der orientalischen Farbstoffe und Parfums. Kein Wunder, daß eine frisch angelangte armenische Karawane für die elegante Frauenwelt Lembergs ein Stadtereigniß und für den sparsamen Stadtbürger eine finanzielle Niederlage bedeutete. Dies mochte ein Grund mehr sein des Übelwollens gegen den Armenier, den der Bürger schon seit langem mit scheelem Blicke ansah. Denn die Armenier standen sich gut zu König und Regierung, sie verstanden es, sich vortheilhafte Privilegien zu verschaffen und in mancher Streitsache mit dem Lemberger Stadtamt sogar die Entscheidung zu ihren Gunsten zu erwirken; 1505 erlangten sie sogar vollkommene Zollfreiheit nicht nur für den orientalischen Import, sondern auch für die Waare aus Lithauen, Preußen und Schlesien. Jetzt fand man in den armenischen Kramläden neben den Schätzen des Orients auch preußischen Bernstein, neben ungarischen Messern und Sensen venetianische Goldschmiedearbeiten. So wurden sie ein unentbehrliches Glied im socialen Organismus, umsomehr als sie sich Dank ihrem gewandten Auftreten und ihren zungenfertigen Sprachkenntnissen zu Dolmetschen, Agenten, Sensalen, Vermittlern, „Factoren" vorzüglich eigneten. Seit 1538 pachteten sie auch wirklich von der Stadt Lemberg die Einkünfte des amtlichen Dolmetschen, ein Amt, das sie zu einem einträglichen, allgemeinen officiellen Vermittlungsbureau für alle fremden Kaufleute und Interessenten zu erweitern wußten. Nicht selten traf es sich, daß gebildete Armenier die königlichen Botschafter auf ihren Missionen im Orient begleiteten, manchmal sogar ersetzten. Ihr bedeutender socialer und finanzieller Aufschwung im XVI. Jahrhundert veranlaßte öfters die Lemberger Bürgerschaft zu Vorstellungen und Bitten um Einschränkung ihrer Rechte und Privilegien. Das zeitweise Verbot des ausschließlichen Importes wurde zwar 1563 von König Sigismund August wieder aufgehoben, aber schon 1577 die Zahl der Verkaufsläden auf 22 reiche und 19 arme und 1600 die Zahl ihrer Häuser, von denen keines am Ringplatze stehen durfte, auf 79 „contingentirt"; sie hatten kein Braurecht und durften nur zwei Weinschänken, drei Methschänken und vier Bierhäuser halten, auch durften nicht mehr als je zwei Schuster, Schneider und Kürschner und ein Maler „armenischer Nation" in die betreffenden Gilden aufgenommen werden.

In den folgenden Jahrzehnten hat diese Localgeschichte der Lemberger Armenier zwei Ereignisse zu verzeichnen, welche die scharfen Gegensätze zwischen der natio armenorum und den „Christen" bedeutend milderten. Es ist dies zuerst ihr Übertritt vom gregorianischen Glauben zur römisch-katholischen Kirche, den der 1627 in Lemberg zum Bischof, 1635 in Rom zum Erzbischof geweihte Nikolaus Torosowicz, trotz des heftigsten Widerstandes der Schismatiker und des auf ihn vom Patriarchen gelegten Bannes, im Jahr 1667 endgiltig durchzusetzen verstand. Das zweite Motiv war die patriotische Haltung der Armenier während der Belagerung Lembergs durch Bohdan Chmielnicki 1648. Wenn ihnen aber 1653 der Besitz von zehn weiteren Häusern, sogar am Ringplatze gestattet, drei neue Kaufläden und der Detailverkauf der Schnittwaaren freigegeben wurden, wozu sie früher nur zu Kriegszeiten, von Fall zu Fall die Erlaubniß bekamen, so ist es noch eine Frage, ob sie diese neuen Rechte auch voll und ganz ausgenützt haben.

Mit dem Jahre 1650 haben die polnischen Armenier den Zenith ihrer Macht und Bedeutung bereits überschritten. Ihr Rückgang ist rascher und heftiger als der allgemeine Niedergang des polnischen Städtewesens und des christlich-bürgerlichen Elementes. Die Kozakenkriege, die furchtbaren Türkenbelagerungen schlugen tiefe Wunden in den Organismus der polnischen und ruthenischen Bevölkerung, für die beinahe ausschließlich handeltreibenden Armenier aber waren diese Wunden geradezu tödtlich; durch den Verlust der Handelsverbindungen mit dem Orient wurde ihnen der Lebensnerv abgeschnitten.

Bei der Einführung der neuen Haussteuer im Jahre 1731 finden wir statt der bewilligten 89 nur 71 armenische Hauseigenthümer verzeichnet. Wenn also die Zahl der durch die feste Form des Besitzes Gebundenen um ein Viertel zurückging, wie groß mußte der Abgang bei dem dem täglichen Verdienste nachgehenden Volke der kleineren Kaufleute, bei Krämern und Gewerbetreibenden, bei Agenten und Vermittlern sein. Die armenischen Colonien in Jaroslau, Brody, Złoczów, Jazłowiec gingen im XVIII. Jahrhundert ein. Neben der Nationalsprache kam der Gebrauch der polnischen immer mehr auf; die Gerichtsacten werden im XVII. Jahrhundert größtentheils polnisch geschrieben; das früheste mir bekannte armenische Grabmal mit polnischem Text stammt aus dem Jahre 1600, das späteste mit armenischer Aufschrift in Lemberg dürfte das des 1686 verstorbenen aus Asdabad stammenden, also hier nicht ansässigen Owanés (Johann), Sohnes des Dotwatawor (des Reichen) Chotscha Nawasartin, sein. In der Provinz erhielt sich bei den Kleinbürgern die armenische Sprache neben der polnischen bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts; das allerspäteste Document dürfte die vor Kurzem in Jazłowiec ausgegrabene Grabtafel vom Jahre 1807 (!) sein.

Zweifelsohne haben sich viele schismatische Familien aus religiösen Gründen, des langjährigen Haders mit dem äußerst schlauen Torosowicz müde, ostwärts nach der Bukowina

und der Walachei zurückgezogen; sicherlich wurde da ein Kramladen nach dem anderen auf immer geschlossen und die Kaufleute kehrten mißmuthig dem einst so gastlichen Lande den Rücken, aber viele wohlhabende Leute, angesehene armenisch-katholische Familien, die Geadelten, die Hausbesitzer, blieben im Lande. Sie hatten sich in die polnischen Verhältnisse hineingelebt, waren, wenn auch nur in vereinzelten Fällen, mit hiesigen Familien verschwägert. Da sie als Kaufleute ihr Auskommen nicht mehr fanden, wechselten sie den Besitz, vertauschten langsam die hohe armenische Mütze mit dem breitkrämpigen Strohhut des Landmanns. Sie zogen den rothen Weizen Podoliens den goldenen Früchten Armeniens vor, sie wurden Pächter und Gutsbesitzer. So kam es, daß Pater Pysyschkiánz im Jahre 1820 den größten Theil der 100 Familien als „auf dem Lande wohnend" bezeichnen mußte.

Der Rückgang der polnisch-armenischen Bevölkerung, das Verschwinden ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten, das Verblassen dieses lebhaften orientalischen Colorits haben aber ihre noch tiefer liegenden, in den allgemeinen Verhältnissen unseres Jahrhunderts begründeten Ursachen. Haben schon die stahlgrauen Eisenbahnschienen, der schwarze Rock des Städters und die blaue Kitteluniform des internationalen Arbeiterheeres Nationaltracht und Nationalsitte der erbgesessenen Völker aus Stadt und Städtchen vertrieben, umsomehr mußte dies bei einem Volke von immerhin exotischem Gepräge der Fall sein.

Ferner ist zu erwägen, daß das heutige Europa sich den ganzen Orient nach seinem eigenen Wunsche und Geschmack zurechtgelegt, die dortigen Handelsverhältnisse nach seinem Muster eingerichtet hat. Es besorgt selbst seine orientalischen Geschäfte, braucht keinen Vermittler und vermag keinem anderen Volke ein abgesondertes Handelsgebiet, eine ausschließliche Wirkungssphäre zu gewähren. Die heimische Industrie ersetzt so manches orientalische Product und der Reiz, den früher auf kindlich-naive Gemüther diese aus dem Märchenlande stammenden, unter Abenteuern und Gefahren hergebrachten Erzeugnisse ausübten, ist verschwunden. Von dem orientalischen, durch Orientalen betriebenen Handel alten Stils ist heute nur eine Caricatur in der bekannten Figur des kundenlosen, beschaulich schlummernden Teppich- und Rosenwasser-Türken zurückgeblieben. Zwar ist gerade unser Jahrhundert den nationalen Bestrebungen günstiger als manches zuvor. Wo aber das nationale Leben lediglich auf dem friedlichen Familienleben, auf mündlicher Überlieferung beruht, vermag es sich nicht aufrecht zu erhalten, denn unser Jahrhundert duldet keine passive Originalität. Die Sprache des Volksschulbuches und der Zeitung wirkt stärker und nachhaltiger als diejenige, in der die Mutter dem Kinde die ersten Märchen erzählt.

Dies sind die Gründe, warum von der einstigen natio armenorum in Polen nur einige tausend Einwohner und von dem ganzen polnischen Orient nur die psychologischen und physiognomischen Charakterzüge dieser starken Race und der eigene armenisch-katholische Ritus übrig geblieben sind; dies auch der Grund, warum gleichzeitig mit der Lemberger

auch die einst so mächtige, vorwiegend polnisch-armenische und katholische Colonie am Krom-Boom-Slot zu Amsterdam spurlos verschwunden ist.

Verblaßt ist auch diese „gulden bladzijde in 't boek von Amstels roem", auf immer zerrissen sind die zahlreichen einst zwischen Amsterdam und Lemberg so eifrig

Costümbild des Owanes Minas (XVIII. Jahrhundert).

gesponnenen Fäden, wo Söhne und jüngere Brüder häufig Filialen der alten Lemberger Firmen errichteten; nur die armenische Inschrift auf der bescheidenen und mit dem Osterlamm geschmückten Marmortafel in der jetzigen St. Antonius-Armenschule besagt noch, daß dies einst die im armenischen Jahre 1198, das heißt 1749, von dem auch in Galizien vorübergehend ansässigen Owanes Minas gegründete armenische Kirche gewesen.[1]

[1] Vergl. den hübschen Stich E. Philipps vom Jahre 1783.

Zur Erinnerung an diese eigenthümlichen Verhältnisse diene sein jetzt auf San Lazzaro befindliches Bildniß, das auch als Costümbild interessiren wird.

Südtirol besitzt an der nun auch stark im Rückgang begriffenen ladinischen Bevölkerung eine beinahe pikante ethnographische Specialität. Wer durch das märchenhaft abgeschlossene Grödener Thal wandert, am Fuße der abenteuerlich phantastischen Dolomiten, die uns wie der Hintergrund einer Lionardo'schen Landschaft anmuthen, bemerkt eigenthümliche fremde Sitten, hört eine ganz fremdartig klingende Sprache; die bärtigen Männer sehen abgearbeitet und ehrlich aus, die bildhübschen Mädchen tugendhaft und heiter, wie die heiligen Josephs und Madonnas, die sie schnitzen. Nicht so poetisch, obwohl auch eines gewissen landschaftlichen Reizes und großer Originalität nicht entbehrend, ist das Städtchen Kuty am Czeremosz, „fern an den Grenzen des Reichs", im östlichsten Winkel Galiziens. Dies ist das galizische Grödner Thal, ein ethnographisches Spielzeug, ein Stück Orient im kleinsten Taschenformat.

Die armenisch-katholische Gemeinde von Kuty zählt heute etwa 1200 Seelen. Ihren schon stark durch slavische und rumänische Elemente getrübten Wortvorrath hat Professor Dr. Hanusz im Jahre 1886 lexikographisch zusammengestellt. Aber ich kenne kein Volk, dessen Typus durch den Stift und dessen Sprache durch das gedruckte Wort sich so unvollständig wiedergeben ließen. Sieht man sie, wie sie in den gedeckten Gängen ihrer ebenerdigen sauberen Häuser in Kuty mit gefalteten Händen dasitzen und mit halbgeschlossenen Augen ein finanzielles Eden träumen, wo Heller gesät und „rothe" Ducaten geerntet werden, so würde man sie für die gewöhnlichen apathischen Orientalen halten. Aber wenn sie von verschiedenen Häusern her inmitten der Straße sich plötzlich zu einer Gruppe versammeln und, sich Viertelstunden lang bei der rechten Hand haltend, sich zerrend und schaukelnd, ein oft lächerlich geringfügiges Geschäft abschließen, da öffnen sich die großen Lider und das träg träumerische Auge gewinnt einen glänzenden, energischen, beinahe stechenden Ausdruck; die Sprache, die kurz vorher so schwer und langsam über die Lippen zu fließen schien, schießt jetzt mit ihren zahlreichen Zischlauten über die tiefsten Gutturalen wie die Stromschnellen des reißenden Gebirgsbaches über rollende Kieselsteine hinweg, die langen, der immer scharf betonten Endsilbe zueilenden Worte verleihen ihr einen eigenthümlichen springenden Charakter, so daß man anfangs lauter Fragesätze zu vernehmen glaubt. Die Vocale scheinen, schwachen Ästen gleich, nur mit Mühe das überreiche consonantische Laubwerk zu tragen.

Ähnlich wie das armenische Temperament äußert sich auch der armenische Typus gerne in Extremen. Allen gemeinsam ist die dunkle Gesichtsfarbe, das große, beinahe ins violette fallende Auge mit dem kleinen, stechenden Augapfel, die allzugroße, oben stark gekrümmte Nase, die fliehende Stirne, die schmale, sehr spitze Schädelbildung,

bei Männern außerdem der stark behaarte Körper, der bis an die Augenlider hinaufwachsende Bart, das ungemein dichte, schwarze (ausnahmsweise rothe, nie blonde), struppige und dichte Haupthaar bei häufiger und vorzeitig eintretender Kahlköpfigkeit.

Innerhalb dieser allgemeinen Eigenthümlichkeiten scheiden sich genau zwei verschiedene Typen. Den weit vorwiegenden Theil dieser Race bilden kleine, untersetzte, wohlbeleibte, jedoch nicht muskulöse Gestalten mit großer fleischiger Nase und Unterlippe und etwas lichter Gesichtsfarbe, allzulangen Armen und Oberkörpern, die bei dem lebhaft trippelnden Gange auf dem allzu knapp bemessenen Fußgestelle ganz bedenklich hin und her schaukeln.

Costümbild einer alten Frau (1801).

Den zweiten Typus bilden hochaufgeschossene, hagere Gestalten mit etwas gekrümmtem Rücken, schmalen Lippen und spindeldürrer Nase. Ihr ungewöhnlich dunkler Gesichtsteint berechtigte Jan Lam, den schlimmen Witzbold, zu der Annahme, daß sie „Tinte schwitzen". Ruhig, ja vornehm in Gang und Geberden, entbehren sie nicht einer gewissen anmuthig würdevollen Originalität. Sogenannte Herkulesgestalten, große, starke, muskulöse Halbriesen, sind im armenischen Volksschlage vollkommen unbekannt. Auch bei den Frauen treffen sich „imposante Erscheinungen" äußerst selten, ja ich kann mich überhaupt nicht erinnern, je eine schlanke, hochgewachsene „Armenierin" gesehen zu haben. Sie sind nicht das, was man als „schöne Erscheinungen" zu bezeichnen und zu verehren pflegt. Doch finden sich unter den früh entwickelten Mädchen und jungen Frauen viele Typen von pikanter Originalität und einer eigenthümlich ernst-würdevollen Anmuth. Das kluge, (etwas kalt) träumerische, matt glänzende Auge, der dunkle, matte Teint, das schöne schwarze Haar, ein unverkennbarer Adel der Züge, dies Erbstück aller uralten und geistig lebenden Racen,

der, auch dem männlichen Typus, aus allen seinen recht bedenklichen Schönheitsfehlern heraushilft, vereinigen sich oft zu einem wirklich schönen Ganzen. Und diese „Schönheiten" welken nicht rasch dahin, im Gegentheil, sie blühen — leider — zu stark auf.

Vor zwanzig Jahren war in Kuty noch in vereinzelten Fällen und bei besonders feierlichen Gelegenheiten das armenische Costüm bei den Männern zu sehen. Aber diese Tracht hat wenig Originelles, sie wird sehr ähnlich auch von Rumänen und sonst häufig im Orient getragen. Die Tracht der Armenier in den vorigen Jahrhunderten können wir aber mit ziemlicher Sicherheit reconstruiren. Für das XVI. Jahrhundert haben wir die so bedeutenden, vom Jahre 1546 datirenden Fresken in der Klosterkirche von Voronec in der Bukowina auf der die ganze Westseite der herrlich gelegenen Klosterkirche einnehmenden Darstellung des jüngsten Gerichtes. Unter den in der unteren Reihe abgebildeten Gruppen, welche die herbeigerufenen Völkerschaaren andeuten sollen, finden wir zwischen der Schaar der Tataren und der Araber, die von einem Patriarchen geführte armenische Schaar (łyk arminski). Einer trägt ein langes graues Kleid mit blauen Aufschlägen und hohe graue Mütze, ein Zweiter ein dunkelblaues Kleid und ebensolche jedoch geschlitzte Ärmel, der Dritte erscheint in einem goldgewirkten, mit rothen Blumen gemusterten Talar und breiten Überärmeln und hochrothen Kaftan mit engen Schlitzärmeln. Das armenische Costüm des XVII. Jahrhunderts ersehen wir an dem herrlichen, reich gekleideten Selbstbildnisse Rembrandts, das ich noch vor drei Jahren in der wenig bekannten, aber äußerst werthvollen Privatgallerie des Fräuleins Kums in Antwerpen gesehen habe. An der Echtheit des Costüms ist bei der bekannten Liebhaberei des großen Meisters, der es wohl aus erster Hand am Hoog-Boom-Sloot in Amsterdam erwarb, nicht zu zweifeln. Für das XVIII. Jahrhundert haben wir endlich das vermeintliche Bildniß des oberwähnten Minas. Daß sie bis ins XIX. Jahrhundert hinein die alte Tracht nicht ganz aufgegeben haben, ersehen wir aus dem beigefügten, so äußerst charakteristischen, von Johann Kraus 1801 gemalten Pastellbildniß der klug darein schauenden Dame aus der galizischen Familie Soltan Abgarowicz (sie starb 1822).

Die Armenier in Kuty sind fast ausnahmslos Handelsleute und zugleich Industrielle. Sie wollen eine Mittelstellung zwischen Haus- und Großindustrie einnehmen und gleichzeitig Vermittler, Verkäufer und Exporteure der eigenen Erzeugnisse sein. Die moderne, alles specialisirende Zeitströmung kann dies nicht begünstigen, und so darf man sich nicht wundern, daß die Geschäfte in Kuty besonders seit 1887, wo infolge der rumänischen Grenzsperre ihnen der Viehhandel entzogen wurde, immer schlechter gehen. Sie sprechen seufzend von den Vierziger- und Fünfziger-Jahren, von der guten alten Zeit der — Unschlittkerze.

Damals pflegten die „Kutyer" Ziegen und Schafe auf den gepachteten Almen der östlichen Karpathen den Sommer durch zu halten; im Herbste begann dann die eigentliche Kutyer „season". Von den massenhaft geschlachteten Thieren wurde ein kleiner Theil

geräuchert und kam als Kozina (adsumis), eine Delicatesse, die jedoch nur unter gefälliger Mitwirkung von Zähnen und Magen rathsam ist, in den Handel; der größte Theil wurde „auf sokhan gegeben", das heißt zur Talgfabrikation verwendet. Nachdem Kopf und Füße abgetrennt und die Thiere ausgeweidet waren, wurden sie zu Dutzenden in riesige Kessel geworfen und mit siedendem Wasser abgebrüht; die aufsteigenden Talgstücke wurden abgeschöpft und zu großen Klumpen von bestimmtem Gewicht, zu sogenannten „Steinen" geformt.

Nun nahte der von Jung und Alt mit Freuden und Bangen erwartete Tag der „ungarischen Expedition". Kleine Huzulenpferde wurden mit den „Talgsteinen" bepackt. Der Armenier ist ein leidenschaftlicher Reiter, aber nur soweit es das Geschäft erfordert, denn sehr charakteristisch sagt sein Sprichwort: „der Armenier zu Pferd vergißt selbst Gott, aber einmal abgestiegen, vergißt er sein Pferd". Daß während des Sattelns und Bepackens der Reit- und Saumthiere, während des Schnürens der Ränzlein unendlich viel Hände gerungen und Thränen vergossen, geheult und gejammert wurde, ist selbstverständlich — da müßten die Armenier keine Orientalen sein. Ein kleiner „Baschtang", ein Geschenk, das die Wegfahrende den Zurückbleibenden, ja, Kinder selbst ihren Eltern geben mußte, versagte jedoch selten seine lindernde Wirkung auf die aufgeregten Gemüther, umsoweniger als er ja nur als Angabe auf den heimzubringenden großen „Baschtang" betrachtet wurde. Endlich setzte sich unter allgemeinem Johlen und Jauchzen, Zurufen und Hüteschwenken die Karawane in Bewegung nach dem „madschár jergír" (dem Ungarlande). — Das ist der Rest der alten Karawanen; nicht mehr ging es ans Schwarze Meer, nicht mehr stand an ihrer Spitze der kriegs- und welterfahrene Karawan-Bascha, der die Wege bis nach dem Mutterlande, bis nach Etschmiadzin hin kannte, jetzt handelte es sich nur mehr darum, einen ungarischen Grossisten in Szatmár oder Szigeth „umzukriegen". Freilich wußten sie hier artig und behutsam aufzutreten, denn sie richteten sich stets nach ihrem Nationalsprichwort: „Mit der Faust stößt man nicht auf die Spitze der Ahle" oder „Kommst Du in eine fremde Stadt und siehst, daß man den Hut verkehrt trägt, dann thu' es ebenso".

Nach Kuty zurückgekehrt, wurde der Exporteur und „reisende Kaufmann" zur Abwechslung wieder zum Industriellen, zum Kunstgärber — tabakár. Zwar bedauert das armenische Sprichwort, daß „von einem Schafe nur ein Fell abgezogen werden kann", aber immerhin gab es von den jährlich gekauften dreißigtausend Schafen genügend Felle, um 24 Gärbereien und Saffianfabriken lohnende Arbeit zu geben. An den langen Winterabenden wurden dann beim Glas heimgebrachten Ungarweines die gewonnenen Hunderter gezählt und die Millionen — hinzugeträumt. Nun ist auch diese Kleinindustrie von dem fabriksmäßigen Großbetriebe verdrängt worden, von den 24 Gärbereien ist nur eine geblieben und diese ist in jüdischen Händen.

Die Kutyer und etwa noch die Śniatyner Armenier unterscheiden sich von den übrigen „polnischen“ Armeniern dadurch, daß sie nicht nur wie diese fest an ihrem Ritus hängen, sondern noch von altersher ihre eigenen Sitten, Gebräuche und Vorurtheile bewahrt haben, deren einige hier erwähnt sein mögen. So pflegen die Eltern um den Täufling eine lange Schnur zu wickeln, deren Knoten dann während des Ceremoniels von den Taufpathen gelöst werden. Ein Vorurtheil verbietet es den Brautleuten während des Aufgebotes in der Kirche zugegen zu sein. Während der Verlobung (schanwóg), die immer im Hause der Braut, nach glücklicher Beendigung der langwierigen, oft sehr schwierigen Unterhandlungen über die Mitgift, stattfindet, werden die Verlobungsringe von einem Priester geweiht. Am Vorabend der Trauung versammeln sich im Hause des Bräutigams seine Freunde und Verwandten. Während die Musik lustige Weisen spielt, erscheint ein Barbier, um alle Anwesenden zu rasiren oder ihnen die Haare zu stutzen (thegín), und während er den Kopf des Bräutigams vornimmt, stehen ihm zwei junge Leute mit brennenden Kerzen zur Seite. Ein Pistolenknall deutet an, daß die Sendboten mit den Geschenken der Braut angelangt sind. Aber sie wollen die Kleider, Wäsche und Pfeife nicht gleich hergeben, ein scherzhafter Handel beginnt, und schließlich müssen sie sich ihre hohe Forderung auf einen ganz kleinen „baschtang“ herunterhandeln lassen. Gleichzeitig läßt auch der Bräutigam der Braut seine Gaben überreichen.

Am Hochzeitstage versammeln sich die Männer zuerst im Hause des Bräutigams; von da begibt sich ein langer Zug, voran die Brüderschaften, deren Ältester einen mit flatterndem Tuche umbundenen hohen Stab[1] (kawazán) trägt, dann der Priester, endlich der Bräutigam mit den Freunden zum Hause der Braut, wo sie mit Süßigkeiten, Wein und Musik empfangen werden. Jetzt wird erst die letzte Hand an die Toilette der Braut gelegt. Auf einen in die Mitte des Zimmers gestellten Stuhl wird ein großes Polster gelegt; nachdem die Braut darauf Platz genommen, umringen sie die Brautjungfern, legen ihr eine oft sehr werthvolle (häufig ausgeliehene) Brillantenkrone ins Haar und putzen sie mit dem Myrthenschleier stattlich aus. Die Braut steht auf und wünscht ihren Brautjungfern, die sich der Reihe nach auf das Polster setzen, es möge ihnen recht bald ein gleiches Glück zutheil werden. Während der Hochzeitszug in den Wagen oder Schlitten Platz nimmt, werden die Brautleute von allen Seiten mit Zuckerwerk und Süßigkeiten beworfen. Bei der Trauung werden über den Häuptern der Brautleute kleine Kränze (byság) gehalten. Doch dies gehört schon mehr zum Ritus, auf den näher einzugehen ich mir versagen muß. Am Tage nach dem üblichen Hochzeitsschmause werden den geladenen Gästen noch verschiedene Eßwaaren (darós) ins Haus geschickt.

[1] Auf den Voronecer Fresken trägt der bärtige Anführer der armenischen Schaar einen ähnlichen mit einem blauen Tuche umwundenen Kawazán.

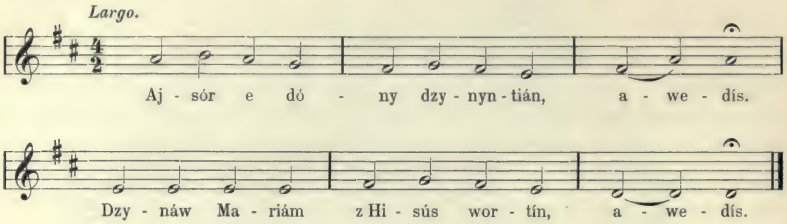
Weniger passend erscheint die jedenfalls sehr alte Sitte des Todtenschmauses (hokuház), bei dem Freunde und Verwandte des im Nebenzimmer aufgebahrten Todten oft bis tief in die Nacht beisammen bleiben. Denen, die nicht theilnehmen können, werden

Großmutter und Enkel, armenische Typen aus Kuty.

ruschtá, ein Gebäck, und ambráwe[1], honigbestrichenes Milchbrot, ins Haus geschickt. Früher gab man den Todten eine kleine Münze in den Mund oder legte ein weißes Linnen in den Sarg. Die Schnur, mit der das Maß für den Sarg genommen wurde, wird in eine kleine Öffnung der Zimmerdecke eingeschoben.

[1] Schon die Betonung zeigt, daß dies nicht armenische Worte sind, ersteres scheint slavischen, letzteres türkischen Ursprungs zu sein.

Am ersten Weihnachtstage wandern die Brüderschaften von Haus zu Haus und singen das Weihnachtslied awedís (alleluja). Der mehrstimmige Gesang klingt überaus ernst und würdig; der scherzhaft-naive und novellistische Text entspricht den Weihnachtsliedern des späteren Mittelalters und scheint jüngeren Datums als die Musik zu sein.



Ajsór e dóny[1] dzynyntián, awedís
Dzynáw Mariám z Hisús wortín, awedís
z Hisus wortin z Surp Hokwen, awedís
Ter tscher jechaw jerek awur, awedís
Jew wotsch hawn jerek chosiez, awedís
Inkn i moren Der chosezaw, awedís
„Mariam Majr jes ku dzara, awedís
Mariam dur zis aschgerdutiun, awedís
Jertam anim aschgerdutiun, awedís
Mariam mi ar zortin łusin, awedís
Zortin łusin inknyn gusin, awedís."

Heute ist das Fest der Geburt, Alleluja!
Maria hat Jesus den Sohn geboren, Alleluja!
Jesus den Sohn aus dem heiligen Geiste. Alleluja!
Drei Tage waren noch nicht vorüber, Alleluja!
Der Hahn hatte dreimal noch nicht gekräht, Alleluja!
Da sprach der Herr zur Mutter: Alleluja!
„Maria, Mutter, ich bin Dein Diener, Alleluja!
Maria, gib mich in die Lehre, Alleluja!
Ich will mich unterweisen lassen, Alleluja!
Maria, halte den Sohn des Lichtes nicht auf, Alleluja!
Den Sohn des Lichtes und den Sohn der Jungfrau! Alleluja!"

Kynac jeław as wankerun, awedís
Wozgi peran wartabiedin, awedís
Kyrjec zortin aszgerdutiun, awedís
Kir kyrjecin zajpnupenajn, awedís
Na tscher gartar zajpnupenajn, awedís
Te gygarta zsachmossaran, awedís
Kir kyrjecin zsachmossaran, awedís
Na tscher gartar zsachmossaran, awedís
Te gygarta scharaganaz, awedís
Kir kyrjezin scharaganaz, awedís
Na tscher gartar scharaganaz, awedís

Er ging und trat in eines jener Klöster, Alleluja!
Sie brachte Gold dem Lehrer, Alleluja!
Und schrieb den Sohn in die Lehre ein, Alleluja!
Man schrieb [ihm] das Alphabet auf, Alleluja!
Aber er las nicht das Alphabet,[2] Alleluja!
„Er liest [vielleicht] den Psalter? Alleluja!"
Man schrieb [ihm] den Psalter auf, Alleluja!
Aber er las nicht den Psalter, Alleluja!
„Er liest [wohl gar] die Hymnen? Alleluja!"
Man schrieb ihm die Hymnen auf, Alleluja!
Aber er las nicht die Hymnen, Alleluja!

---

[1] Sämmtliche Worte betonen die letzte Silbe, mit Ausnahme von „dóny" in Vers 1. ł ist das tiefliegende gutturale der slavischen Sprachen, ähnlich dem Alemannischen, besonders dem Schweizer l in „will"; der Accusativ wird durch vorgesetztes z gebildet.

[2] Das heißt, er blickte es nicht einmal an, es war ihm zu wenig.

Te gygarta zawedaran, awedís.	Denn er liest wohl gar das Evangelium, Alleluja!
Kir kyrjecin zawedaran, awedís.	Man schrieb das Evangelium auf, Alleluja!
Na tscher gartar zawedaran, awedís.	Aber er las nicht das Evangelium, Alleluja!
Te gygarta zastwadzapan, awedís.	Denn er las die Theologie[1] Alleluja!
Astwadzapan miaperan, awedís	Die Theologie [las er] mit vollem Munde (fließend) Alleluja!
Intsch apechak wartabiedak, awedís.	Wie die Mönche und Doctoren. Alleluja!
Cechu cechu jelan mydan, awedís	Und viele der Geschlechter (Generationen) kamen und gingen. Alleluja!
Parag u jergan tucht kyrjecin, awedís	Und haben [viele] Bücher, dünne und dicke geschrieben, Alleluja!
Tyran i Marjam chyrgecin, awedís	Sie schickten um Maria, Alleluja!
Mariam jegu ar ku zortin, awedís	[Und sagten:] Maria nimm Deinen Sohn. Alleluja!
Mezi tschanel aschgerdutiun, awedís	Nicht ihn unterweisen, Alleluja!
Kanz wor gane warbedutiun, awedís.	Aber von ihm lernen sollen wir. Alleluja!

Am feierlichsten wird das Epiphanienfest begangen; nach der vollzogenen Wasserweihe pflegte der Pfarrer ein Crucifix in das Weihwasserbecken zu versenken. Ein wohlhabendes Gemeindemitglied bot dann für die Ehre, das Kreuz hervorholen zu dürfen, eine bestimmte Summe, die oft durch die auf die Frage des Priesters, „wer gibt mehr?" erfolgenden Mehrgebote eine recht beträchtliche Höhe erreichte.

Als armenische Leibspeisen gelten vor Allem der gantschebúr mit hurút, eine Suppe mit einer käseartigen Gemüseconserve und mit dreieckigen fleischgefüllten „Öhrlein"; eines ist aber viereckig und heißt dolwát (das Glück), wer dieses bekommt, wird noch im laufenden Jahre heiraten; ferner Reissuppe (prindze abúr), das erwähnte geräucherte Schaffleisch (Adzumís oder buschén), ferner verschiedene Mehlspeisen, wie tutmátsch und chatłamá, vor Allem aber eingemachtes Obst, wozu man noch heutzutage in Ostgalizien zu den unpassendsten Tageszeiten genöthigt wird.

So haben wir denn, um armenisches Volksleben zu finden, in den östlichsten Winkel Galiziens flüchten müssen. Die Bevölkerung von Kuty und Umgebung ist aber größtentheils, wie erwähnt, erst im vorigen Jahrhundert aus Rumänien eingewandert; sie repräsentirt daher weder in physischer, noch in geistiger Hinsicht den reinen und edleren armenischen Typus. Dieser ist nur in den Abkömmlingen jener frühesten Einwanderer zu suchen, die bald nach dem Falle der Stadt Ani und in den folgenden drei Jahrhunderten das Vaterland verlassen mußten. Daß diese als politische Flüchtlinge dem Adel und höheren Ständen angehörten, ist klar und in der Natur der Sache begründet. Diese haben auch in der Zeit ihrer Blüte die Originalität ihrer stolzen „natio" in verschiedenen

[1] Die Schriften der Kirchenväter.

Kunstzweigen zum Ausdruck zu bringen verstanden. Während die 1756 gegründete Kutyer Kirche gleich den anderen armenischen Pfarrkirchen, wie z. B. in Tyśmienica (1759 bis 1791), Śniatyn (1718), Horodenka (1706), Stanislau (1748 bis 1772), Lysiec (1785), den übrigen polnischen kleinstädtischen in mattem und verflachtem Barockstil gehaltenen Kirchen an öder Langeweile nicht nachsteht, besitzen wir an der Lemberger erzbischöflichen Kathedrale ein zwar bescheidenes, aber interessantes Denkmal byzantinisch-armenischen Stils.

Der nach Osten gerichtete ursprüngliche Bau hat drei auch außen sichtbare Apsiden; die mittlere, halbkreisförmige (nicht polygone, wie solche sonst bei den südwestlichen Ausläufern der byzantinischen Kirchenbauten meist üblich) ist beinahe dreifach so breit als die zwei schmalen und trotz der sichtbar später ausgehauenen Wände auch heute nur 1·6 Meter breiten Seitenapsiden. Diesen beiden nischenartigen, leerstehenden, weil zur Aufnahme eines Altars zu engen, runden Abschlüssen entsprechen im westlichen Theile zwei ebenso schmale, nischenartige Räume; den Querarmen zu offen, sind sie vom Westarm durch zwei ungeschlachte Mauerpfeiler und oben durch eine ebenso starke Scheidewand getrennt, die von einem 4·07 Meter breiten und nur 5·20 Meter hohen, also sehr stumpfen Spitzbogen[1] getragen wird. Über der Vierung erhebt sich die ziemlich hohe, von vier Rundfenstern durchbrochene, außen polygone, inwendig kreisrunde, unten von einem polygonen zwölfeckigen Rahmen eingefaßte Kuppel; der Übergang ist ohne besonderes Geschick durch vorgeschobene Ziegel hergestellt. Besonders bemerkenswerth ist, daß die Ost- und Westarme gleich lang, die Querarme jedoch kürzer sind, daß sie somit weder ein lateinisches noch ein griechisches, sondern das specifisch armenische Kreuz bilden.

Dies so eigenthümliche Verhältniß der Kreuzarme, die polygone Einfassung und Außenseite der Trommel, der nischenartige Charakter der beiden Seitenapsiden und der ihnen entsprechenden Hinterräume, die Form der beiden stumpfen Spitzbogen, alle diese Motive vereint bewirken, daß wir hier durch die allgemeinen spätbyzantinischen Grundformen den speciellen armenischen Dialect hindurchhören. Unser Bau weist mit der Kirche in Arkuri auf dem Berge Ararat unverkennbare Analogien auf[2], nur daß dort die traditionell armenische rechteckige Außenform durch die rechteckige Gestalt der Seitenapsiden und außen durch den geradlinigen Abschnitt des Halbkreises der Hauptapsis treuer gewahrt ist.

Dagegen würden wir in Lemberg nach armenischer Profanarchitektur vergebens suchen; die schmucken Häuser in den armenischen Gassen zeigen im Gegentheil das Bestreben der Besitzer durch Reichthum der in reichem Stil der Spätrenaissance gehaltenen Außendecoration es den Patriziern gleichzuthun. Sie haben nur ein culturhistorisches, aber kein kunstgeschichtliches Interesse; sie verdanken ihr Entstehen dem armenischen Säckel,

[1] Ähnliche Bogen finden sich in den Werken von Texier Dubois und P. Alischan häufig abgebildet.
[2] Bei Gailhaband.

Thorbogen eines armenischen Patrizierhauses in Jazłowiec.

aber kaum der armenischen Hand. Anders in dem historisch und landschaftlich so interessanten Städtchen Jazłowiec im Buczaczer Kreise. Lange ansässig, bildeten sie dort noch im XVII. Jahrhundert mit ihrem ausgebreiteten Handel, eigenem Bischof und Gericht das ausschlaggebende Element. Sie vermochten zwar die autochthonen Polen und Ruthenen aus ihren Holzhäusern und Lehmhütten am unteren Marktplatze nicht zu verdrängen, nahmen dagegen die beiden gabelförmig in den Hauptplatz mündenden Zufahrtsstraßen beinahe ausschließlich in Besitz. Dort mauern sie dicht aneinander ihre eleganten ebenerdigen Häuser und schmücken sie anfangs mit feinen und schlichten, später unter dem sichtlichen Einflusse der Lemberger Steinmetzen etwas überladenen Thür- und Fensterrahmen; man ist erstaunt in den heute von der ärmsten Bevölkerung bewohnten geräumigen Gemächern und Vorhäusern vortreffliche Kreuzgewölbe, feine Steinornamente und unterhalb derselben große gewölbte Keller zu finden. Während eine Verordnung des eifersüchtigen Lemberger Magistrates Breite und Höhe ihrer Häuser vorschrieb und sie theils aus diesem Grund, theils durch den ungesunden Trieb, es den reichsten Patriziern gleich zu thun, auf falsche Bahnen geriethen und zu vollkommenem Aufgeben ihrer Eigenart verleitet wurden, konnten sie hier frei von jeder Norm, Vorschrift und drückenden Nachbarschaft sich Haus und Hof nach eigenem Gutdünken einrichten, in der Architektur ihre besonderen Bedürfnisse und das eigene Stilgefühl zum Ausdruck bringen. So müssen sich denn oft nicht nur armenisches und barockes Linienspiel auf einem Grabsteine, sondern auch beide Sprachen, die armenische und lateinische, auf einer Tafel vertragen lernen. Die Brunnentafel vom Jahre 1611 interessirt uns vor Allem durch die merkwürdige Mischung barocker Traubengewinde mit dem specifisch armenischen Bandornament (das sich auf einer Alabastertafel vom Jahre 1463 in der Lemberger Kathedrale noch in ganzer traditioneller Reinheit offenbart), dann aber durch die Inschrift: damit auch der „miłát", der autochthone Christ, auf den sie, wenn es kein großer Herr ist, mit Geringschätzung herabblicken, das gemeinnützige Werk, das „Jacobus Armenus bono publico fecit 1611" entsprechend würdigen könne, wird ihm dies in der ersten Zeile in lateinischer Sprache mitgetheilt, aber die drei folgenden Zeilen besagen in armenischer Sprache[1]:

Dies Kreuz und die Errichtung dieses / Brunnens ist das Werk des Herrn Jakob / und seines Bruders Stephan. Vollendet / im Jahre nach armenischer Rechnung / 1000 und 60 obendrein. / Aprahem (der Steinmetz?) / hat dies treulich ausgeführt.

Einige Jahrzehnte später errichten sie hoch oben über der Stadt, wo der Weg aus der Buczaczer Hochebene in den Thaleinschnitt scharf einbiegt, das (um 1800 abgetragene) armenische Thor und ihre eigene Miliz vertheidigt die Stadt unter dem tapferen, aus

[1] Gelesen von P. Leonce Abischan auf San Lazzaro und Can. D. Dawidowicz in Lemberg.

Brunnentafel in Jazłowiec aus dem Jahre 1611.

Armenien frisch zugereisten Bohdan Seferowicz mit großem Erfolg 1648 gegen Kozaken und Tataren und später gegen die Türken. Mit Verachtung blicken diese Dreiviertel-Armenier von der Höhe ihres Thurmes auf die Kleinbürger herab; nur das Geschlecht der Koniecpolski, der mächtigen Herrscher von Jazłowiec, die am entgegengesetzten Rande des Thalkessels in dem kühn und trotzig auf einem vorspringenden Felsen hingepflanzten Schlosse hausen, imponirt ihnen gewaltig.

Noch reiner als in diesen altarmenischen Häusern in Jazkowiec äußerte sich das armenische Stilgefühl in den Holzbauten mit ihrer originellen Dachform. Über dem ziemlich schwerfälligen, nüchternen ebenerdigen Bau schwingt sich ganz unerwartet, eine wahre architektonische Überraschung, ein hohes, sehr spitzes, stark geschweiftes Dach (zazúg) empor; die an seinen beiden Giebelenden aufgepflanzten lanzettartigen, etwa meterhohen Spitzen (stilp) bringen das Motiv des flugartigen Emporstrebens besonders energisch zum Ausdruck. Es scheint sich darin der Nationalcharakter auszuprägen; auf schwer beweglicher phlegmatisch seßhafter Anlage ein plötzliches, unvermitteltes, cholerisches Emporschnellen, eine zwischen abgegriffenen Geschäftsbüchern, vergilbten Zetteln und Rechnungen, den stummen Zeugen jahrelangen Handelns, Feilschens und Nachrechnens, sich plötzlich losringende, emporschießende Phantastik. Solcher Häuser besaß das Städtchen Śniatyn noch vor wenigen Jahren mehrere.

Das figurale Element sagt dem armenischen Kunstcharakter wenig zu; die Evangelistenfiguren, die man in zahlreichen in Polen entstandenen Evangeliaren findet, sind im Ganzen und Großen nur eine ohnmächtige Wiederholung allgemein-byzantinischer Vorlagen. Um so origineller, eigenartiger ist das armenische Ornament; das zu unserer Darstellung abgebildete ist einem in Polen im XVII. Jahrhundert entstandenen, jetzt im Kloster San Lazzaro in Venedig befindlichen Evangeliar entnommen. Dort, wie auch in dem Mechitaristenkloster am Neubau in Wien und im Czartoryski'schen Museum in Krakau finden sich mehrere in Polen entstandene und illuminirte armenische Codices; die schönsten besitzt aber wohl die Pariser bibliothèque nationale. Durch feste Structur, durch organische Gliederung unterscheidet sich das armenische Ornament äußerst vortheilhaft von dem wirbellosen byzantinischen, das in regenwurmartigen Windungen bedeutungslos nach unten verläuft. Viel weniger wird das Auge von den Initialen befriedigt, wo zwischen Ranken und Blättern Vögel und Fische ihre Jahrhunderte alten akrobatischen Kunststücke forttreiben; denn dies spitzfindige Witzeln vermag nur schwer die eigentliche Ursache, das verlegene Schwanken zwischen dem orientalischen, das heißt dem ornamentalen, und dem occidentalen, das heißt dem figuralen Elemente zu maskiren. Als vereinzeltes scherzhaftes Spiel läßt man es sich gefallen; wenn man aber diese bizarren Verschlingungen des in Polen im XVI. Jahrhundert entstandenen Evangeliars auf einem bereits 1375 in Armenien geschriebenen Zug um Zug wiederfindet, muß man doch zugeben, daß auch der armenische Zweig die frühe Erstarrung der Formen mit seinem byzantinischen Stamme gemein hat. Sie theilen auch die weiteren Schicksale, beide gehen ziemlich gleichzeitig zu Grunde; sie verfaulen, denn die Hochfluth des Barocks hat den Boden, auf dem sie früher so schön gediehen, in einen ungesunden Morast verwandelt. Zwar wird im Beginn des XVII. Jahrhunderts noch manch schönes schlankes Linienspiel aus den Evangeliaren auf die Grabsteine

Randverzierung aus einem armenischen Evangeliar des XVII. Jahrhunderts.

hinübergeschmuggelt, aber es verliert sich mit den armenischen lapidaren Schriftzeichen und der Sprache; die orientalischen schlanken Linien blähen sich auf, das Ornament verfällt auch hier in rohe und aufgedunsene Schwerfälligkeit.

Selbst das armenische Kreuz, wie wir es so häufig in die Thürpfosten der Lemberger Kathedrale oder in Grabsteinen eingemeißelt finden, verliert die ursprünglich so charakteristische durch Tradition und Liturgie geheiligte Form; die früher so schlanken, von einem flach liegenden Bande dreieckig gebildeten Lang- und Querarme bekommen an ihrem Ende Beulen und Auswüchse als untrügliches Zeichen innerer Fäulniß. So hat denn auch hier der Barockstil seine zersetzende Wirkung ausgeübt.

Der Übergang zu den Formen des Barocks, das Aufgeben des nationalen Stils ist aber unter den damals in Polen herrschenden Verhältnissen nur als das äußere Anzeichen der sich innerlich im Volksleben vollziehenden Polonisirung zu betrachten. Am Schlusse des XVII. Jahrhunderts hatte es zwar einen Augenblick den Anschein, als sollte der schon stark in Rückgang begriffenen „natio“ eine Aufgabe zufallen, deren Lösung sie innerlich geeinigt und gefestigt und ihre vorwiegend commerzielle Bedeutung

zu einer eminent politischen erhoben und geadelt hätte. König Johann Sobieski hatte nämlich den polnischen Armeniern in den weitsichtigen Plänen seiner Orientpolitik eine hochwichtige Rolle zugedacht. Er plante ein selbständiges armenisches Reich in Asien, das unter Roms geistiger und Polens politischer Suprematie die Türkei in Schach halten sollte. Daß die polnischen Armenier als enfants models zur Vermittelung und thatkräftigen Förderung seiner Pläne ausersehen waren, ist selbstverständlich; leider kam das großgedachte Unternehmen über zwei diplomatische von Armenien geführte Missionen an den König von Persien (1686) und an den Patriarchen von Etschmiadzin (1696) nicht hinaus. Nach des großen Königs so vorzeitigem Tode (1696) fand sich in Polen Niemand, der die große Idee aufgegriffen hätte, wohl aber erfahren wir aus Heigels historischen Studien, daß kurz darauf dem Kurfürsten Wilhelm von der Pfalz die Krone des zu gründenden armenischen Reiches angetragen wurde, was wohl in irgend einem inneren Connexe mit Sobieskis gescheiterten Plänen stehen dürfte.

Das XVIII. Jahrhundert hat im Ganzen und Großen sowohl in der allgemein polnischen als auch in der armenischen Specialgeschichte wenig Erfreuliches zu verzeichnen; zwar beginnen schon Mitglieder hervorragender armenischer Familien Ämter zu bekleiden und an der Politik regen Antheil zu nehmen, aber erst der Zusammenbruch der politischen Selbständigkeit hat die polnischen Armenier endgiltig zu Polen gemacht; auch hier erwies sich wieder die einigende Kraft des gemeinsamen Unglücks. Seit dem letzten Viertel des XVIII. Jahrhunderts kann die Polonisirung als vollzogen betrachtet werden. Die Armenier haben mit gleichem Schmerz das herbe Weh des Untergangs empfunden und mit gleicher Begeisterung an den Befreiungskämpfen theilgenommen; sie haben, um mich der Goethe'schen Antithese zu bedienen, mitgeliebt und mitgehaßt; ihre Anhänglichkeit an das neue Vaterland stieg im gleich raschen Verhältniß mit dem allgemein polnischen Nationalbewußtsein, das den ersten mächtigen Ausdruck in der Maiconstitution vom Jahre 1793 gefunden hatte.

Es bildete sich nun zwischen der armenischen Familiengruppe und der polnischen Nation ein eigenthümliches und für den Fremden nicht leicht verständliches Verhältniß heraus, das in der Sonderstellung gegenüber der römisch-katholischen Kirche seine tiefere Begründung findet. Die polnischen Armenier sind katholisch, aber armenisch-katholisch, sie bilden in dem weltumfassenden Gebilde einen kleinen, aber fest umrissenen, concentrischen Kreis. So haben sie sich auch im breiten Rahmen des polnischen Volks- und Gemüthslebens durch Wahrung gewisser Sitten und Gebräuche, durch enges Zusammenhalten eine Art von weltlichem Ritus herausgebildet, der sich schon äußerlich durch die Stärke der Race, durch den, trotz der sich heutzutage mehrenden Vermischung mit polnischem Blute, immer durchschlagenden orientalischen Typus merkwürdig kundgibt. Nur eine verschwindend kleine Anzahl der Familien, wie z. B. die Passakas, Cheuk, Romaszkan, Szadbey haben

den ursprünglichen armenischen Namen beibehalten; beinahe alle bilden ihn wie polnische Patronymica, denn Abgarowicz, Jędrzejowicz, Krzyształowicz, Petrowicz u. s. w. bedeutet ja ursprünglich ähnlich dem norddeutschen oder dänischen Andersen Petersen nichts anderes als der Sohn des Abgars, Andreas, Christoph u. s. w., aber es wird gerne den Kindern bei der Taufe und der nach armenischem Ritus gleichzeitig stattfindenden Firmung der Name armenischer Märtyrer oder in Armenien besonders verehrter Heiligen wie Gregor, Jakob, Cajetan, Rhepsime, Rosalie gegeben; hier und da wird der ursprüngliche Familienname als Wappen- oder Zuname hineingeschoben.

So sehen wir denn bei einer äußeren Betonung der nationalen Sonderstellung und trotz einer gewissen Concession an die armenische Vergangenheit eine innerliche, in tiefer Überzeugung und geistiger Durchdringung wurzelnde Verschmelzung, dort mit der römisch-katholischen Kirche, hier mit der polnischen Nation. Es gab Stimmen, welche ein Übriges thun zu müssen glaubten, indem sie das Fallenlassen des Ritus und die „Streichung dieses Vornamens" beantragten; nur krasse Unkenntniß der Vergangenheit und vollkommene Verkennung der einer treu gewahrten Tradition innewohnenden Kraft kann diese Stimmen erklären. Das Verhältniß der Armenier zum polnischen Vaterlande beruht auf gegenseitigem Nehmen und Geben, und was sie an geistigem und zeitigem Gute besitzen, das haben sie sich durch Treue, Fleiß und Ausdauer erarbeitet. Ja, erarbeitet haben sie sich nicht nur den umfangreichen Landbesitz (so ist z. B. die größere Hälfte des Großgrundbesitzes im Kreise von Kołomea und Śniatyn in armenischen Händen), sondern sie haben es auch durch Bildungsfähigkeit und anhaltenden Bildungsdrang dahin gebracht, daß (abgesehen von den späten Kutyer Einwanderern) die paar Tausend polnischen Armenier in Galizien ausnahmslos der höheren Geistes- und Gesellschaftssphäre angehören. Ebensoviele armenische Namen, wie in dem amtlichen Verzeichniß der landtäflichen Güter finden sich in den Katalogen von Kunstausstellungen, Akademien, wissenschaftlichen Gesellschaften und vor Allem in den autonomen Körperschaften und in den stenographischen Protokollen des Reichstages und des galizischen Landtages. Ist nun ihre Sprache, Literatur und Kunst die allgemeine polnische, braucht es dann noch besonders hervorgehoben zu werden, daß auch ihr Ideal das gemeinsam polnische ist?

Die deutsche Colonisation.

Wann die Einwanderung der Deutschen in die benachbarten polnischen Länder beginnt, ist geschichtlich gar nicht festzustellen. Seit den Uranfängen der Geschichte Polens siedelten sich daselbst deutsche Einwanderer an.

Spielen doch schon in die Zeit der Sage die ersten dunklen Nachrichten von Deutschen, die durch des Lebens Stürme nach Osten verschlagen im fernen Polenlande ein neues

Heim und ein neues Wirkungsfeld fanden. Die polnische Sage von einem deutschen Ritter Walther (Walgierz Wdaty, Walther der Tüchtige), der auf der Burg in Tyniec (in der Nähe von Krakau) seinen Wohnsitz aufschlug, ist ein interessantes Nachspiel der deutschen Sage von Walther von Aquitanien (Waltharius manu fortis), der vom Rhein nach Osten geflohen war.

Die ersten deutschen Einwanderer kamen als Geistliche, als Krieger, als Handwerker und Kaufleute; sie kamen freiwillig oder gezwungen, als Kriegsgefangene oder Flüchtlinge und brachten mit sich den Samen einer höheren Cultur, die hier und da vereinzelt Wurzeln schlug und allmälig dem Boden entsprosste. Die Verhältnisse der ersten polnischen Herzoge und Könige zu dem deutschen Reiche, ob sie nun freundlich oder zu Zeiten feindlich waren, mussten die Einwanderung der Deutschen in immer wachsendem Maße fördern. In dem neu errichteten, sich stetig ausdehnenden Staatsorganismus gab es so viele culturelle Aufgaben zu lösen, waren so viele erfahrene Köpfe und geübte Hände nöthig, daß jedem tüchtigen Mann eine gastliche Aufnahme bereitet wurde. Die Nachbarschaft brachte es mit sich, daß unter diesen willkommenen Helfern die Deutschen in bedeutender Zahl vertreten waren.

So drang nach und nach mit dem ganzen großen Strome der abendländischen Cultur doch vornehmlich die des nächsten Nachbarreiches in Polen ein; sie beeinflußte die Einrichtungen des monarchischen Staates, sie war ein Vorbild für die Gestaltung der socialen Verhältnisse, bis endlich ein großes Ereigniß, eine durch schreckliche Niederlagen und Verwüstungen hervorgebrachte klaffende Lücke dem deutschen Element die Grenzen Polens angelweit eröffnete. Die furchtbaren Tatarenzüge, die über ganz Osteuropa Verderben und Vernichtung brachten, ergossen sich im Jahre 1241 über den nördlichen Abhang der Karpathen, brachen die Kraft des polnischen Ritterthums in mehreren Schlachten, verbrannten die Städte, verwüsteten die Dörfer und drangen bis ins Odergebiet vor. Umsonst stellte sich ihnen der edle Heinrich II. von Breslau bei Liegnitz entgegen, er fiel mit seinen Getreuen und die furchtbare Horde zog weiter, bis sie an den Mauern von Olmütz zerschellte.

Schon nach diesem ersten Tatarenzuge lag der südliche Theil Polens in Schutt und Trümmern, verödet und verwüstet da. Kleinpolen büßte seine leitende Stellung unter den Theilfürstenthümern ein. Sollte das Land wieder aufblühen, so mußte Ersatz geschaffen und fremde Hände und fremder Fleiß zu Hilfe gerufen werden. Zu diesem Mittel haben auch die Fürsten der verödeten Länder gegriffen und so hat der große Tatarenzug vom Jahre 1241 die große Colonisation veranlaßt, welche dem Lande für Jahrhunderte ihr Gepräge aufdrückte und eine culturhistorische Aufgabe übernahm, die — wenn auch durch spätere wiederholte Einfälle der Tataren und anderer Feinde, durch innere Wirren und Kämpfe gehemmt und aufgeschoben — doch die Grundlage der späteren Blüte wurde.

Schuster, aus dem Codex Pictoratus des Balthasar Boeheim.

Schon in einem nicht näher datirten Privilegium Leszek des Weißen, das also jedenfalls vor 1227 (Leszeks Todesjahr) fallen muß, wird fremden Einwanderern „sive sunt Romani sive Teutoni“ der Gebrauch des eigenen Rechtes zugesichert. Unter den Acten der Canonisation des Bischofs von Krakau, Stanislaus (auf Grund der päpstlichen Bulle vom 17. September 1253), befindet sich die Beschreibung der Wunder des Heiligen, wobei als Zeugen unter anderem die Bürger von Krakau: Richard mit seiner Frau Christine, Ziner mit seiner Frau Amleta, ein „Deutscher“ Witker mit seinen Söhnen Gerard und Richold,

Kigner mit seiner Tochter Margaretha, eine „Deutsche" Ursula, genannt werden, ein Beweis, daß bereits damals, also noch vor dem Tatarenzuge die Deutschen einen nicht unerheblichen Theil der Bevölkerung von Krakau bildeten. Hierdurch wurden wahrscheinlich die Bestrebungen Boleslaus des Keuschen, sein entvölkertes Land mit neuen Einwohnern zu beleben, auf die Gewinnung von deutschen Ansiedlern gelenkt. Die Form, in der dies zu geschehen hatte, war auch schon in einer früheren Urkunde gegeben, nämlich in dem Privilegium, mit welchem die Stadt Breslau im Jahre 1242 auf deutschem (magdeburgischem) Rechte locirt wurde. Nach dem Muster dieser Location erließ am 5. Juni 1257 Boleslaus der Keusche zusammen mit seiner Mutter Grzymislawa und seiner Gemalin Kunigunde ein Privilegium, das zum Zwecke hatte, eine „civitas" in Krakau auf magdeburgischem Rechte zu „lociren" und daselbst Menschen aus verschiedenen Gegenden zu versammeln. Der Herzog versprach den Unternehmern der Colonisation, den Vögten („advocatis") Getko, genannt „Stilvojt", Jakob, ehemals Richter in Neiße, und Ditmar, „genannt Woth", daß die neuen Bürger von Krakau sechs Jahre lang keine Zinsen und Steuern weder von ihren Personen noch von ihren Häusern zahlen sollten; nur von den Krambuden, sobald der Herzog ihnen solche bauen werde, sollten sie einen Zins entrichten, wovon fünf Sechstel dem Herzog und ein Sechstel den Vögten zufallen würden. Nach sechs Jahren sollten die Bürger von jedem Platze (area) „ein halbes Loth deutschen Gewichtes" entrichten, mit Ausnahme der Standplätze der Fleischer, der Bäcker und der Schuster. Jeder sechste Hof (curia) wird nach sechs Jahren Eigenthum der Vögte; überdies erhalten dieselben ein Schlachthaus und zahlreiche andere Begünstigungen. Die Stadt wurde mit Weideplätzen und Ackergründen, mit einer Waldung und Mühlen bedacht. Den Bürgern wurde im ganzen Lande Zollfreiheit auf die Dauer von zehn Jahren, den Vögten für alle Zeiten zugesichert; die Gerichtsbarkeit wurde geregelt und der Kriegsdienst auf die Vertheidigung der Stadtmauern beschränkt.

Der Neugründung der Stadt Krakau folgte bald die Location zahlreicher anderer Städte. Schon früher bestehende, aber durch den Tatarenzug vernichtete Städte wurden aufs neue errichtet, es wurden aber auch zahlreiche neue Ortschaften gegründet. Die Bedingungen, unter welchen der Bürgerstand in diesen Städten sich entwickelte, waren so günstig, daß auch nicht colonisirte Städte darnach strebten, von den Fürsten das Privilegium „des deutschen Rechtes" zu erlangen. Seit dem ersten Einfall der Tataren zieht sich durch das XIII., XIV., XV., XVI., ja bis ins XVII. Jahrhundert eine unabsehbare Reihe von Locirungen, welche zur Grundlage „das deutsche Recht" (auch ius szredense [noviforense], magdeburgense, culmense oder franconicum nach den verschiedenen Modificationen genannt) haben, mit einer durch Zeit und Umstände bedingten Mannigfaltigkeit der Rechtsverhältnisse und Rechtsbräuche.

Gleichzeitig wurden die Dörfer neu locirt. Der Unternehmer (scultetus [Schulze]) erhielt als erblichen Besitz eine Anzahl von Hufen nach fränkischem Maße, die Gerichtsbarkeit und gewisse Einnahmen, sowie die Befreiung von den üblichen Lasten; auch den neuen Insassen wurde zeitweilige Befreiung von einigen Lasten zugesichert.

Schneider, aus dem Codex Pictoratus des Balthasar Boeheim.

Die Einwanderung der Deutschen richtete sich vornehmlich nach den Städten; hier fanden sie ein dankbares Wirkungsfeld, hier konnten sie sich frei entwickeln. Indem sie in den Städten große Gemeinwesen bildeten, konnten sie leichter den Verkehr mit der früheren Heimat pflegen, die heimatlichen Sitten und Gebräuche und die Muttersprache beibehalten, als dort, wo sie in kleineren Gruppen auf dem Lande verstreut von der Umgebung bald assimilirt wurden.

Der Einfluß der deutschen Colonisation in den größeren Städten auf die gesammte Cultur des Landes ist unermeßlich. Wohl gab es eine Zeit, in der die rasch aufblühenden Städte im Vollgefühl der eigenen Kraft und Bedeutung und im stolzen Bewußtsein, sich auch auf die mächtigen Städte in der alten Heimat stützen und verlassen zu können, dem nationalen Elemente gefährlich wurden, so daß Bedenken wach wurden, ob die Colonisation auch wirklich ersprießlich gewesen sei. Sobald aber diese Gefahr durch das entschiedene Auftreten des Königs Władysław Łokietek beschworen und durch die weisen Einrichtungen seines Nachfolgers Kazimir des Großen auf immer beseitigt war, zeigte sich erst recht der segensreiche Einfluß des ins Land verpflanzten Culturelementes.

Die von den Deutschen bevölkerten Städte, am nördlichen Karpathenabhang, an dem großen osteuropäischen Handelswege gelegen, wurden bald zu wichtigen Stapelplätzen von ausländischen und inländischen Producten. Sie umgaben sich mit Mauern und Gräben (Krakau schon um 1288), zunächst wohl zu eigener Sicherheit, sie wurden aber dadurch auch zu wichtigen Bollwerken für das Land. In Ruhe und Sicherheit erblühte das Handwerk und das Gewerbe. In den Verzeichnissen der Zünfte, denen die Vertheidigung der einzelnen Theile der Stadtmauer und der verschiedenen Basteien oblag, finden wir schon im XIV. Jahrhundert Schwertfeger, Messerschmiede, Bäcker, Tischler, Schuster, Bierbrauer, Sattler, Schneider, Kürschner, Handschuhmacher, Hutmacher, Posamentirer, Weiß- und Rothgerber, Schmiede, Metzger, Tuchmacher, Maler, Schnitzer, Barchentmacher, Wollenweber. In besonderem Ansehen standen die Waffenschmiede und die Gold- und Silberarbeiter, deren Erzeugnissen der Werth von Kunstgegenständen beigelegt wurde. Eine hervorragende Bedeutung und einen hohen ökonomischen Werth erlangten aber auch jene Zünfte, welche sich mit der Verarbeitung der inländischen Rohproducte (Häute, Wolle, Blei u. s. w.) befaßten und diese Beschäftigung in solchem Maße betrieben, daß sie nicht nur den Bedürfnissen des Landes gerecht wurden, sondern ihre Fabrikate auch nach fernen westeuropäischen Handelsplätzen sandten, wo dieselben sich eines ehrenvollen Rufes erfreuten.

Wissenschaft und Poesie fanden in der neuen Heimat keine besondere Pflege. Soweit der aufs Praktische gerichtete Sinn der Colonisten den Bedürfnissen des Geistes und des Gemüthes gerecht zu werden für nöthig erachtete, wurden die Leistungen des Mutterlandes zu Hilfe genommen, was der lebhafte Verkehr ohne Mühe gestattete.

Mit dem Reichthum kam aber bald die Vorliebe für äußere Pracht und mit ihr stellte sich auch die plastische Kunst ein. Die Häuser der vorsorglichen und gewerbthätigen, reichen und selbstbewußten Bürger dehnten sich aus und schmückten sich innen und außen mit manchem Gegenstande der Kunst und des Kunstgewerbes. Die deutsche Baukunst hielt auch bald ihren Einzug und obgleich sie in mancher Beziehung gewisse besondere Kennzeichen annahm, so zeigen doch die aus jenen Zeiten stammenden prachtvollen Bauten

Vogelschützen, aus dem Codex Pictoratus des Balthasar Voeheim.

entschieden ihre enge Verwandtschaft mit der Bauart der deutschen, besonders der süddeutschen Städte. Mächtig und doch leicht emporstrebende Thürme, hohe Giebel und Spitzbogen gaben der Stadt Krakau auch im Äußeren den Charakter einer deutschen Stadt.

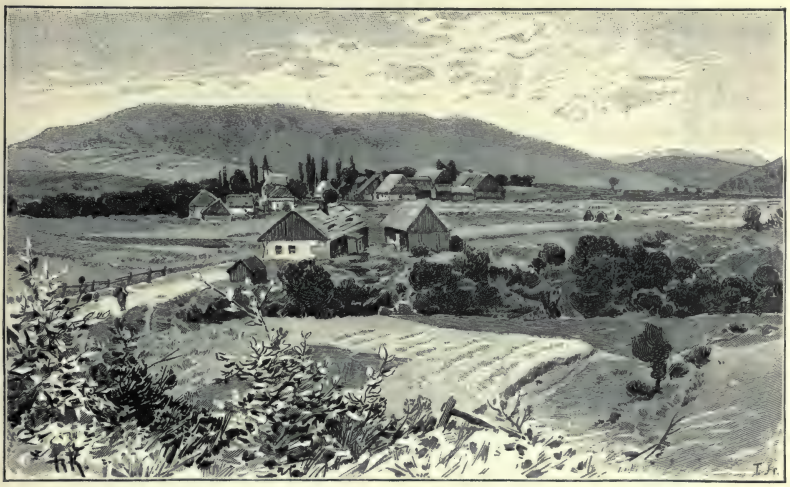
Die ausgiebigste Quelle des Wohlstandes bot aber nicht das Gewerbe, sondern der Handel. Neben dem Reichthum verlieh er auch Welt- und Geschäftskenntniß; er bannte den Sinn nicht in das Weichbild der Stadt, sondern gewährte eine weite Aussicht in die Ferne und bildete Menschen heran, die ob ihrer Gewandtheit und Geschicklichkeit von den Landesfürsten hoch geschätzt und zu den schwierigsten Posten berufen wurden. Ihre Oberen, die Krakauer Gilde, wurden alljährlich von dem Rathe gewählt. Unter diesen finden wir bis weit ins XV. Jahrhundert nur ausschließlich deutsche Namen, so z. B. im Jahre 1412: Nikolaus Gemelich, Wenyngnerten, Jorge Schiler, Petrus Kaldberg, Jorge Morenstein, Paul Homan. Die Rathsherrenstühle nehmen im Verlaufe des XV. Jahrhunderts auch vorwiegend deutsche Familien ein, und zwar wiederholen sich da die Namen der reichen Kaufherrendynastien Bochner, Borg, Mynhard, Platener, Arnsberg, Czirl, Werzing, Falkenberg, Langinclos, Kezinger, Salomon, Swarz, Kisling, Serafin, Fuggar, Betman und Boner; von polnischen Namen sind nur zwei zu finden.

Einzelne von den genannten Familien waren schon im XIV. Jahrhundert zu Macht und Reichthum gelangt; war es doch ein Werzing (Vierzing, Wierzynek), welcher (nach Długosz) den Landesherrn König Kazimir den Großen, den Kaiser Karl IV. und andere gekrönte Gäste an seiner Tafel bewirthete und mit herrlichen Geschenken bedachte. Gern half er auch den Fürsten in der Noth mit großen Geldsummen aus.

Seit der Regierung der Jagiellonen stieg noch die Bedeutung der Krakauer Bürger. Bei jeder Thronbesteigung und der hiermit verbundenen Huldigung wurden ihnen die alten Privilegien erneuert und neue hinzugefügt, so daß sie dem Landadel an Rechten ganz gleichgestellt wurden, besonders seit ihnen unter Johann Albert (im Jahre 1492 feria quinta post festum omnium Sanctorum) das privilegium coaequationis cum regni nobilibus, ita ut nullam solvant exactionem ertheilt wurde.

Hätten die von deutschen Bürgern bewohnten Städte zusammengehalten und einander gegenseitig unterstützt, so hätten sie wohl auf lange Zeit eine Macht gebildet, die kaum zu beugen gewesen wäre. Jedoch der in Stadtgemeinden so leicht entstehende Partikularismus, egoistische Tendenzen, Neid und Eifersucht ließen kein gemeinsames Band erstarken und so kam es, daß beim ersten Anprall des Landadels gegen das Ansehen und die Macht der Stadtbürger die Städte vereinzelt dastanden. Dieser Anprall galt zunächst der Stadt Krakau, aber mit den Privilegien der Hauptstadt fielen auch die der anderen Städte. Den Anstoß bot bereits ein Ereigniß aus dem Jahre 1461. Ein Ritter, Andreas Tęczyński, gerieth in Streit mit einem bürgerlichen Schwertfeger; von Zorn hingerissen versetzte er

demſelben einen Schlag, er ſchlug auch die Büttel, die ihm nachgeſchickt wurden; der ergrimmte Pöbel drang in die Franciscanerkirche, wo Tęczyński Zuflucht ſuchte, und tödtete ihn dort. Schon damals wollte der zu einer Expedition nach Preußen verſammelte Adel aus dem Lager nach Krakau eilen, um Tęczyński's Tod zu rächen. Nur das ſtrenge Gericht, das der König über die Schuldigen hielt, verhinderte den Ausbruch offener Feindſeligkeiten. Aber der Zwieſpalt zwiſchen dem Adel und den Bürgern war nun da, die Feindſchaft wurde genährt durch den Neid des ärmeren Adels gegen die reicheren Patrizier, durch die Erbitterung gegen die großen Capitaliſten, die ihr Übergewicht die anderen wohl fühlen ließen, auch durch die Erinnerung an die fremde Herkunft der Bürger. Zwar beſtrebten



Deutſche Anſiedlung: Dorf Engelsberg.

ſich die Könige Johann Albert, Alexander, Sigismund I. die Bürger zu ſchützen; zwar ſuchten die Bürger ſelbſt wenigſtens den letzten Vorwurf zu entkräften, um das Übrige zu retten; ſie begannen polniſch zu lernen und Krakau erhielt immer mehr ein national-polniſches Gepräge (einer der älteſten polniſchen Drucke aus dem Jahre 1539 iſt ein deutſch-polniſches Sprachbuch); aber alle Beſtrebungen waren vergeblich. Der empor-ſtrebende Adel eröffnete einen regelrechten Kampf gegen die Städte und bald ſank unter der Wucht des Angriffs die Macht derſelben.

Mit dem Sinken der Städte verſchmolz auch die als beſonderes Element durch mehrere Jahrhunderte hindurch exiſtirende Coloniſation immer mehr mit dem einheimiſchen Element, ließ aber auf vielen Gebieten unauslöſchliche Zeugniſſe ihres Daſeins und ihres

Wirkens zurück. Außer den Städten selbst, den Bauten, den mannigfaltigsten geschichtlichen Denkmälern, blieb als lebendiges Zeugniß des deutschen Ursprungs des Handwerks und Gewerbes in Polen in der Sprache selbst die gesammte hierauf bezügliche Terminologie, welche — wenn auch zum Theile polonisirt — doch deutlich und zweifellos an ihre deutsche Herkunft erinnert.

In späteren Zeiten gab es oftmals Gelegenheit für die Deutschen, sich in den polnischen Ländern in größerer Anzahl anzusiedeln. So sind im Zeitalter der Reformation, dann im XVII. Jahrhundert, endlich während der Regierung der beiden sächsischen Könige viele Deutsche eingewandert. Doch hat diese Einwanderung keine weiteren Spuren als nur die mehr oder weniger polonisirten Familiennamen zurückgelassen, indem die Einwanderer rasch mit den Einheimischen verschmolzen. Erst in den Jahren 1781 bis 1785 erfuhr Galizien während der Regierung Kaiser Josefs II. eine zweite planmäßige deutsche Colonisation. Einzelne Theile der Krongüter, Schulzengüter, sowie herrenlose Edelhöfe wurden zur Colonisation verwendet, die diesmal ausschließlich ländlichen Charakter trug. Zwar ließen sich auch in den galizischen Städten zu Ende des XVIII. und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts zahlreiche deutsche Beamten-, Soldaten- und Handwerkerfamilien nieder, doch war diese Einwanderung entweder spontan oder durch individuelle Verhältnisse bedingt. Sie wurde auch in der zweiten oder dritten Generation vollständig assimilirt.

Dagegen bestehen die Colonien auf dem Lande bis zum heutigen Tage.

Von allen Gegenden des deutschen Reiches, besonders aus Sachsen, Franken, aus Schleswig und Holstein und vom Rheine wurden die Colonisten nach Galizien geführt und hier partienweise angesiedelt. Je 12 bis 20 Familien bildeten eine Colonie, welcher von der Regierung Ackerland, Häuser, Weideplätze und Waldungen angewiesen wurden. Die Gesammtzahl der angesiedelten Familien dürfte nach amtlichen Quellen nicht höher als auf 3500 veranschlagt werden; gegenwärtig — also nach mehr als 100 Jahren — beträgt die Zahl der in den Colonien lebenden deutschen Bevölkerung Galiziens höchstens 35.000 Menschen. Es ist also der Zuwachs als ein sehr schwacher zu bezeichnen, was in der fortschreitenden Assimilirung und Abbröckelung seine Erklärung findet. Die protestantischen Colonien bestehen zwar intact, was durch den Unterschied der Confession zwischen ihnen und den Gemeinden der Umgebung und die Schwierigkeit der Wechselheiraten bedingt ist, dagegen sind die römisch-katholischen Colonien schon zum bedeutenden Theil assimilirt.

Die deutschen Colonien in Galizien liegen verstreut an dem Nordabhang der Karpathen, im Flußgebiete der Weichsel und des San und in der ostgalizischen Ebene. Sie bilden nur selten Gemeinden für sich, gewöhnlich sind sie in polnische oder ruthenische Gemeinden incorporirt. Sie unterscheiden sich aber von ihren Nachbarn und Gemeindegenossen ganz bedeutend. Schon die planmäßige Anlage der Colonie sticht von der Anlage

der slavischen Dörfer ab. Zu beiden Seiten der Landstraße stehen die ganz gleich gebauten, netten, weißen – aber allzu nüchternen Häuser; an einem Ende der Colonie erhebt sich die Kirche und die Schule. Auf den ersten Blick bemerkt man, daß dieser Menschensitz nach einem in der Amtsstube ausgearbeiteten Plane schablonenmäßig gegründet wurde, daß

Mann aus Engelsberg.

hier Zirkel und Lineal ausschließlich maßgebend waren. Man findet hier nicht jenes Sich-anschmiegen an die gegebenen Verhältnisse, jene scheinbare Unordnung, die durch das natürliche Wachsthum des Ursitzes bedingt ist; man hat keine Rücksicht auf Bequemlichkeit und Gemüthlichkeit, ja auf die wichtigsten Bedürfnisse (wie z. B. Wasser) genommen. Die Colonien haben den Charakter von winzigen Städten; sie wurden oft an den kahlsten und unwirthlichsten Stellen gegründet, wenn dieselben nur genügend flach und geräumig waren,

um nach dem vorgefaßten Plane mit Gebäuden bedeckt zu werden. Oft, ja in den meisten Fällen liegen die Ackergründe von den Wohnhäusern weit entfernt, so daß an Wochentagen während der Feldarbeit die Colonie wie ausgestorben erscheint, indem die Männer und

Frau aus Engelsberg.

Weiber sammt den Kindern für den ganzen Tag sich ins Feld begeben. Die abgesperrten Häuser, die zugemachten Fensterläden machen da auf den einsamen Wanderer einen unheimlichen Eindruck.

Feldarbeit, etwas Viehzucht und die primitivsten Handwerke bilden die Beschäftigung der Colonisten. Junge Leute, welche höhere Schulen besuchen oder in den Handelshäusern und Gastlocalen der größeren Städte Dienst und Fortkommen gefunden haben, kehren fast nie in die Colonie zurück. Einzelne Colonien in der Nähe von Lemberg liefern fast ausschließlich die männliche Bedienung für Kaffeehäuser und Restaurants, die aus den gemachten Ersparnissen sobald als möglich sich selbständig etablirt. Ebenso kehren die ausgedienten Soldaten nur selten in das Dorf zurück, indem sie schon wegen der Kenntniß der deutschen Sprache leicht ihr gutes Fortkommen in mannigfachen Anstellungen finden.

Von gemeinsamen Sitten und Gebräuchen der deutschen Colonisten ist angesichts der verschiedenen Herkunft derselben und der weiten Entfernung der einzelnen Colonien von einander natürlich nichts zu bemerken. Auch die Kleidung ist in verschiedenen Gegenden sehr verschieden, doch ist für die Männer ein kurzer blauer Wamms und hohe Schaftstiefeln charakteristisch, während die Weiber sich von den Nachbarinnen durch farbige Strümpfe und leichte Jacken unterscheiden.

Die Sprache ist ein Gemisch von deutschen Mundarten, besonders tritt aber die alamannische Mundart, wenn auch vielfach verdorben und entstellt, hervor. Doch haben auch zahlreiche slavische Stämme und Wörter bei den Colonisten Aufnahme gefunden.

Von ihren Nachbarn werden die deutschen Colonisten freundlich behandelt und wegen ihrer guten Eigenschaften, auch wegen ihrer verhältnißmäßig höheren Bildung geachtet. Sie haben den Ruf von arbeitsamen, sparsamen und vorsichtigen, ja schlauen Männern, nur an wenigen Orten sind sie moralisch verkommen und dem Trunk ergeben.

Wenn diese Colonisation noch immer besteht und einzelnen Gegenden ein eigenthümliches Gepräge verleiht, so kann doch angesichts der schwachen Entwickelung die hiermit verbundene Absicht als gescheitert angesehen werden. Das Werk der Assimilirung schreitet vorwärts; wo aber der Assimilirung confessionelle Hindernisse in den Weg treten, dort tragen die Heiraten unter einander zur langsamen Degenerirung bei.

Die Juden.

Die jüdische Religion beherrscht und regelt durch zahllose Gebote und Verbote das Leben ihrer Gläubigen bis in die kleinsten Äußerlichkeiten, und die Vorschriften des Talmuds, welche auf die unantastbare Erhaltung der durch die Diaspora gefährdeten mosaischen Religion abzielen, zwingen die Juden zu einer Lebensordnung und Lebensführung, die ihre Isolirung bewirken. In dieser Abgeschlossenheit, in dem engen communalen Zusammenhalten und Zusammenwirken aber liegt die wunderbare Widerstandskraft, welche Jahrhunderte schwerster Leiden und härtester Prüfungen überdauerte. Vorzugsweise gilt dies von den Juden

in Polen und Rußland, in Rumänien und Ungarn. Dort leben sie in großen compacten Mengen, eine Welt für sich bildend, als Nation mit eigener Sprache, die sie aus ihrer früheren deutschen Heimat mitbrachten, und eigener aus dem XIV. Jahrhundert ererbten und zähe beibehaltenen, durch Verjährung ihnen fast religiös ehrwürdig gewordenen Tracht. Merkwürdigerweise ist die allgemein bei den Juden in den slavischen Ländern im Gebrauch stehende Umgangssprache die eines Volkes, das ihnen die schwersten Leiden zufügte und die so rigoros gehütete Tracht dieselbe, die ihnen vor etwa einem halben Jahrtausend aufgezwungen wurde! Sie besteht bei Männern aus Schuhen und Strümpfen, kurzen unterhalb der Knie gebundenen Hosen, einem langen schwarzen Kaftan mit Gürtel, einem Sammtkäppchen, das auch im Schlafe nicht abgelegt wird, auf dem Kopfe, der beim Ausgehen mit einer hohen Pelzmütze nach Perserart bedeckt wird. Über diesen Kleidern trägt man bei feierlichen Anlässen im Sommer einen schwarzseidenen Talar, im Winter einen Pelz. Die Frauen tragen über dem knappen Kleide eine Spitzenschürze, auf der Brust ein rothes, goldgesticktes Plastron aus Atlas oder Sammt, um den Hals eine fältige Krause und auf dem kurzgeschorenen oder rasirten Haupte über färbiger Haube von tiefer Form eine Art Halbkrone aus Perlen und Edelsteinen. Diese ganze, bereits im Schwinden begriffene Tracht ist äußerst decent und möglichst unkleidsam.

Was noch wesentlich dazu beitrug die polnischen Juden in einer mumienhaften Starrheit zu halten, waren die culturellen Verhältnisse im Lande. Der gebildete Adel, der stets eine exceptionelle Stellung einnahm, hielt sich fern; der slavische Bauer ist unwissend; der geringe Bürgerstand verhielt sich aus Gründen des Erwerbes und der Concurrenz den Juden gegenüber feindlich, so daß diesen jede Anregung von außen wie jede innere Neigung fehlte, aus den zum Theile selbst gezogenen Schranken herauszutreten. In fortwährendem Kampfe mit dem Leben ruhten sie in der Idealwelt, in der Familie und Synagoge aus, betrieben mit großem Eifer das Studium von Bibel und Talmud, ohne die Befreiung des Geistes von den engen Fesseln anzustreben, während sich anderseits die Regierungen um die geistige Hebung der Juden nicht viel zu kümmern pflegten. So war es bis zur Regierungszeit Kaiser Josef II. Dieser edle Herrscher war bestrebt, die unter seinem Scepter lebenden Juden aus ihrer Lethargie aufzurütteln und sie einem menschenwürdigen Dasein zuzuführen; doch scheiterten manche der bestgemeinten Maßregeln an der Macht der Verhältnisse und an der Zähigkeit, mit der die galizischen Juden an den Herkömmlichkeiten festhielten, so daß nur das erreicht wurde, was sich durch äußere Nöthigung erreichen ließ. So wurden sie auch zur Annahme fester Familiennamen verhalten. Bis dahin machten sie sich durch Beisetzung des Namens des Vaters und zuweilen, zur genaueren Identificirung, auch des Geburts- oder Wohnortes kenntlich; wie: Abraham ben Jakob Sassower, das heißt Abraham der Sohn Jakobs aus Sassów.

Es war dies eine sehr unsichere Identität, da viele gleichen Namens im selben Orte lebten. Nach der kaiserlichen Verordnung sollten sich die Juden deutsche Namen beilegen; dies geschah zumeist durch Germanisirung der bisherigen Bezeichnung. Statt Ben-Jakob nannten sie sich nun Jakobsohn, Mendelsohn, Nathansohn; andere legten sich die Namen ihrer Geburtsstädte bei: Krakauer, Lemberger, Warschauer; noch andere ließen sich in ihrer Unbeholfenheit vom Conscriptionsbeamten ihm beliebige Namen beilegen, und so entstanden, je nach dessen Laune, Sympathie oder Antipathie die sehr verbreiteten Familiennamen Edelstein, Blumenthal, Saphir, Löwe, Ochs, Bär, Schaf, Langer, Kurzer. Die Regierung begann den Angelegenheiten der Juden und ihren Privatschulen einige Aufmerksamkeit zu widmen, ohne jedoch noch reformirend einzugreifen. Nach einem Berichte der aus Juden zusammengesetzten Judendirection in Lemberg[1] gab es daselbst im Jahre 1782 52 Privatschulen unter Aufsicht des Rabbiners; allein dies waren keine Schulen im gewöhnlichen Sinne, sondern einigermaßen geordnetere, in vier Klassen eingetheilte Cheders für Bibel und Talmud, mit ungeprüften und ungenügend bezahlten Lehrern, ohne feste Bezüge. Das Schulgeld war ungleichmäßig, es zahlten blos die Wohlhabenderen durchschnittlich im Halbjahre in der ersten Klasse 1 fl. 15 kr., in der zweiten 2 fl. 30 kr., in der dritten 4 fl. 30 kr. und in der vierten 8 fl. 30 kr. Außerdem bekamen die Lehrgehilfen jeden Tag in einem anderen Hause die Kost. Kinder armer Eltern, mittellose Waisenknaben, erhielten unentgeltlichen Unterricht, mitunter auch Verpflegung in den Talmud-Thoraschulen, die nur die untersten Klassen hatten. Die oberste Klasse wurde gewöhnlich blos von solchen erwachsenen Jünglingen besucht, die sich dem Gelehrten- oder Rabbinerstande widmen wollten. Jede Klasse wurde drei Jahre hindurch besucht. Die Unterrichtssprache war überall die hebräische. Eine modernere Art der Volksbildung suchte die Regierung des Kaisers Josef II. durch die Verordnung zu erreichen, daß nur solchen Paaren eine Heiratsconsens ertheilt werden dürfe, die eine Volksschule absolvirt oder durch eine Prüfung beim Kreisamte ein gleichwerthiges Wissen nachgewiesen hätten. Diese weise Maßregel fruchtete jedoch wenig. Zur Giltigkeit einer Ehe bei Juden genügt die Trauung durch wen immer in Gegenwart von Zeugen; die Anwesenheit eines Rabbiners ist durchaus nicht nothwendig. So wird zumeist noch jetzt getraut und die galizischen Matrikelbücher strotzen infolge dessen von unehelichen Geburten, die jedoch nach jüdischer Auffassung vollkommen legitim sind. Und selbst jene, die eine auch nach staatlichem Rechte giltige Ehe eingehen wollten, ohne das vorschriftsmäßige Wissen im „Bne-Zion", in der Rechtschreibung und in den vier Rechenspecies mitbringen zu können, ließen sich zumeist vor dem mit der Prüfung betrauten alten Kanzlisten oder Praktikanten vertreten, indem ein anderes, mit ihrem Namen zeitweilig belehntes Paar

[1] Dessen Mittheilung ich der Freundlichkeit des Universitätsprofessors Herrn Regierungsrathes v. Zieglauer verdanke.

das Capitel aus der Religionslehre für sie hersagte und eine dreistellige Multiplication durchführte.

Die Erlösung mußte von innen kommen und nur die Zeit konnte, unter mittelbarer Einwirkung des erleuchteten Moses Mendelssohn, in das geistige Ghetto der galizischen Juden Bresche legen. Erst gegen das zweite Viertel dieses Jahrhunderts begannen sich die Bergspitzen zu röthen und der werdende Tag seine ersten Strahlen niederzusenden. Muthige und sich berufen fühlende Männer, die sich für ihre Mission im Stillen vorbereitet hatten, traten mit dem Lehrbuch in der Hand auf den Plan, den Excommunicationen der Rabbiner und dem Halloh der finsteren Menge trotzend. Perls und Rappaport, Erter, Krochmal und Schorr begannen schrittweise das Werk der Reform und die erste, öffentliche, deutsch-israelitische Volksschule entstand in Tarnopol, später die jüdische Realschule in Brody, dann wurden, wenn auch in sehr langsamem Tempo, in anderen größeren Städten confessionelle Schulen aus jüdisch-communalen Mitteln errichtet. Allein da diese Mittel sehr spärlich waren, konnte das Cheder nicht verdrängt werden, gegen welches erst in neuester Zeit die segensreichen Stiftungen des großen Philanthropen, des seinem Volke zu früh entrissenen Freiherrn Moritz v. Hirsch, den siegreichen Kampf aufnahmen, indem mit einer Dotation von eilf Millionen Francs, die Baron Hirsch speciell zu diesem Zwecke widmete, bis jetzt 35 jüdische Volksschulen in Galizien errichtet und fünf schon vorhandene zum Zwecke der Vergrößerung subventionirt wurden.

Kaum aber begann es zu tagen, kaum begann man die alten Ruinen abzutragen, als sich die frischen Keime der Bildungs- und Lernbegierde der Juden zeigten. Nirgends finden sich so viele Autodidakten als eben unter den polnischen Juden und man staunt zuweilen, in dem einfachen, unscheinbaren Manne, der noch in seiner langen Kutte steckt und seine Stirnlocken trägt, ein selbstangeeignetes profundes Wissen zu finden, das er sich im Hause seiner bigotten Eltern, die jedes profane Studium verdammten, verstohlen, in späten Nachtstunden mühselig erworben! Natürlich ist es kein systematisches, schulmäßiges Wissen, das sich diese auf sich selbst angewiesenen jungen Leute aneignen, die, kaum des Lesens kundig, Schiller zur Hand nehmen, dessen wohlklingendes Pathos sie anheimelt, oder die philosophischen Schriften Mendelsohns und sogar Kants „Kritik der reinen Vernunft" studiren. Aber die Söhne dieser Männer dürfen schon die Schule besuchen und einen regelrechten Unterricht genießen! Das erste Buch, nach dem der Autodidakt greift, ist ausnahmslos ein deutsches, weil ihm diese Sprache vermöge des jüdisch-deutschen Idioms zugänglicher ist, überdies das Deutsche ihm Alles, was europäisch ist, Cultur, Kunst, Fortschritt bedeutet. In den Zeiten des Absolutismus und Centralismus war ja die deutsche Sprache die Schul-, Staats- und Gesellschaftssprache. Erst die jüngere Generation beginnt, namentlich in den größeren Städten, sich dem Polenthume

Rabbiner (Tracht der polnischen Juden überhaupt).

zu assimiliren, ohne sich jedoch von deutscher Sprache und Bildung zu entfernen. Aber nicht die jungen Männer allein sind es, welche sich bilden und nationalisiren, Kunst und Wissenschaft mit Eifer und Erfolg pflegen und thatkräftig in die schwere Arbeit des Lebens eingreifen — auch der weibliche Theil rafft sich aus dem früheren lethargischen Zustande auf, um sich erwerbsfähig und unabhängig zu machen. In alten

Zeiten hatten die jüdischen Mädchen nichts gelernt, als hebräisch lesen, beten und rituell kochen. Die sorgsamen Mütter hüteten die heranwachsenden Töchter innerhalb der vier Pfähle, und der Übergang von der Kindheit zu den ehelichen Pflichten, die schon im 15. oder 16. Lebensjahre einzutreten pflegten, war ein so rascher, daß das Mädchen auch sonst nichts lernen konnte. Jetzt, unter dem Einwirken des Zeitgeistes, der auch über Galizien aufstieg, begannen die Töchter den Söhnen nachzueifern, deutsch und polnisch, nähen, stricken und sticken und die Art des modernen Lebens zu lernen und zu lehren und während in früheren Zeiten die Mädchen aus dem Volke, unbeholfen und unselbstständig, sich frühzeitig in das Joch der Ehe einspannen ließen, verkümmerten und rasch verwelkten, findet man jetzt viele in unabhängiger Stellung, im Selbsterwerbe als Handarbeiterinnen, Erzieherinnen, Lehrerinnen und Verschleißerinnen, die erst im reiferen Alter, lebensklug und erfahren, mit einem selbstersparten Nothpfennig in die Ehe treten.

Diese aus den Traditionen ihrer Väter getretenen, von der Cultur geschliffenen und aus den früheren Ghetti ins moderne Leben übersiedelten Juden, die auf gleichem Niveau mit ihren christlichen Landsleuten im Kampfe um das Dasein stehen und als Ärzte, Advocaten, Beamte, Techniker, Gutsbesitzer und Industrielle ihre Bedürfnisse erwerben, gehören nicht in den Rahmen unserer Schilderung, denn sie haben das Charakteristische des alten Judenthums abgestreift, mit dem sie nur noch die Gemeinsamkeit der Abstammung, die Grundlehren des Glaubens und einige religiöse Gebräuche verbinden. Unser Bild schildert die große Mehrheit der galizischen Juden, die, wie fossile Überbleibsel alter Zeiten, in streng religiös-nationaler Abgeschiedenheit, nach Väterweise und frommer Tradition leben und die von Zeit und Geschichte, deren ferne Brandung sie kaum hören, nicht berührt werden.

Das öffentliche Leben des orthodoxen Juden beschränkt sich auf seine Cultusgemeinde, die ihm am nächsten geht, weil hier alle Fragen gelöst werden, die sein religiöses Gewissen berühren. Hier wird der Rabbiner gewählt, der Richter bestellt, der Schächter aufgenommen und der Vorbeter für die Gemeinde angestellt, die Synagoge und das Bad verwaltet, das im rituellen Leben des Juden und der jüdischen Frau eine große Bedeutung hat. Hier werden durch den selbstgewählten Vorstand die Cultussteuern umgelegt und eingehoben, die Matrikelbücher geführt und alle jene Functionen, die in der Commune sonst vom Vorstande und dem Pfarramte durchgeführt werden, besorgt. Dem Vorstande anzugehören, ist eine große Auszeichnung, der Rabbinerposten ein Adelsbrief. Es ist der Ehrgeiz reicher Leute, ihre Kinder mit den Kindern von Rabbinern zu verheiraten, wenn sie auch mittellos sind. Es kommt auch häufig vor, daß wohlhabende Juden mit talmudischen Kenntnissen unentgeltlich den Posten eines Rabbiners bekleiden, um die Kinder besser versorgen zu können. An der Seite des Rabbiners, welcher das Gewissen und der geistliche Hirte der Cultusgemeinde ist, steht in hervorragender Stellung ein Adlatus, der „Religionsweiser",

Eine Trauung.

ein Mann von vielem talmudischen Wissen und großer Religiösität, Theolog und Jurist zugleich. Er muß alle Bestimmungen, Entscheidungen und Judicate, welche in den 102 Traktaten der Mischna und Gemara, sowie im Gesetzescompendium „Schulchen-Aruch" enthalten sind, nebst den zahllosen Commentaren genau kennen und sie auf alle Verhältnisse des Lebens, in denen man sich an ihn wendet, anwenden können. Er ist Richter und Geistlicher; er entscheidet kurz und endgiltig über alle mündlich vorgebrachten rituellen Fragen und commercielle Streitigkeiten ohne viele Kosten, Schreibereien und Zeitvergeudung und diese Entscheidung wird von den Betheiligten respectirt. Seine Hand glättet den Unfrieden in der Ehe oder löst den Knoten; er schlichtet den Streit zwischen Geschäftsfreunden; er überwacht die Schächter und Fleischbänke, die Erzeugung des Osterbrotes, entscheidet über die Genießbarkeit von Nahrungsmitteln, bei denen rituelle Bedenken aufsteigen, und steht mit dem reichen Schatze seines Wissens jungen Ehefrauen in delicaten Fragen als Gewissensrath zur Seite. Ihm und dem Rabbiner steht bei wichtigen Entscheidungen ein Assessorencollegium zur Seite, Alle gelehrt, Alle orthodox, Alle schlecht bezahlt.

Eine nicht ganz bedeutungslose Gemeindefigur ist der Synagogendiener, welcher bei allen traurigen oder freudigen Anlässen religiösen und rituellen Charakters functionirt, gleich den türkischen Muezzins die Gläubigen zum Gebete ruft, den Eintritt des Sabbats verkündet, zur Betheiligung an den Leichenbegängnissen hervorragender Personen öffentlich aufruft, die Ordnung im Bethaus beaufsichtigt, die Gold- und Silbergeräthe, sowie die Brokatportièren der Bundeslade aufbewahrt und die erforderlichen Anschaffungen besorgt.

Die in der Gemeinde, außer im Gottesdienste, herrschende Sprache ist der jüdisch-deutsche Jargon, eine Sprache mit eigener, sehr kurzer, von rechts nach links gehender Schrift, aber ohne regelmäßige Formenbildung und von willkürlicher Syntax, in welche viele hebräische, slavische und romanische Wörter, oft corrumpirt eingestreut sind und in der man altdeutsche Benennungen findet, die in der Umgangssprache nicht mehr gebräuchlich sind, wie: Schwäher für Schwiegervater, Seiger für Uhr, Lailach für Leintuch, Mad für Jungfrau, Schnur für Schwiegertochter. In manchen von Juden dichtbevölkerten Ortschaften, wie Brody, Kołomea, Tarnopol, bedienen sich sogar viele Christen in ihrem Verkehre mit den unteren Schichten der Juden dieser Sprache. Es gibt absolut keinen Juden, der nicht lesen und selten einen, der nicht schreiben könnte. Die gelehrten Talmudisten stehen in hohem Ansehen und bilden den Adel, zu dem die Geldaristokratie nicht hinanreicht. Diese Männer, zu denen ihre frommen Glaubensgenossen in Verehrung emporblicken, enthalten sich in der Regel jeder geschäftlichen Thätigkeit, die sie vom Studium und Gebet ablenken würde, denen sie ihr Leben weihen und das größte Lob, das ihnen gespendet wird, ist, wenn man ihnen nachsagt, daß sie das circulirende Geld nicht kennen.

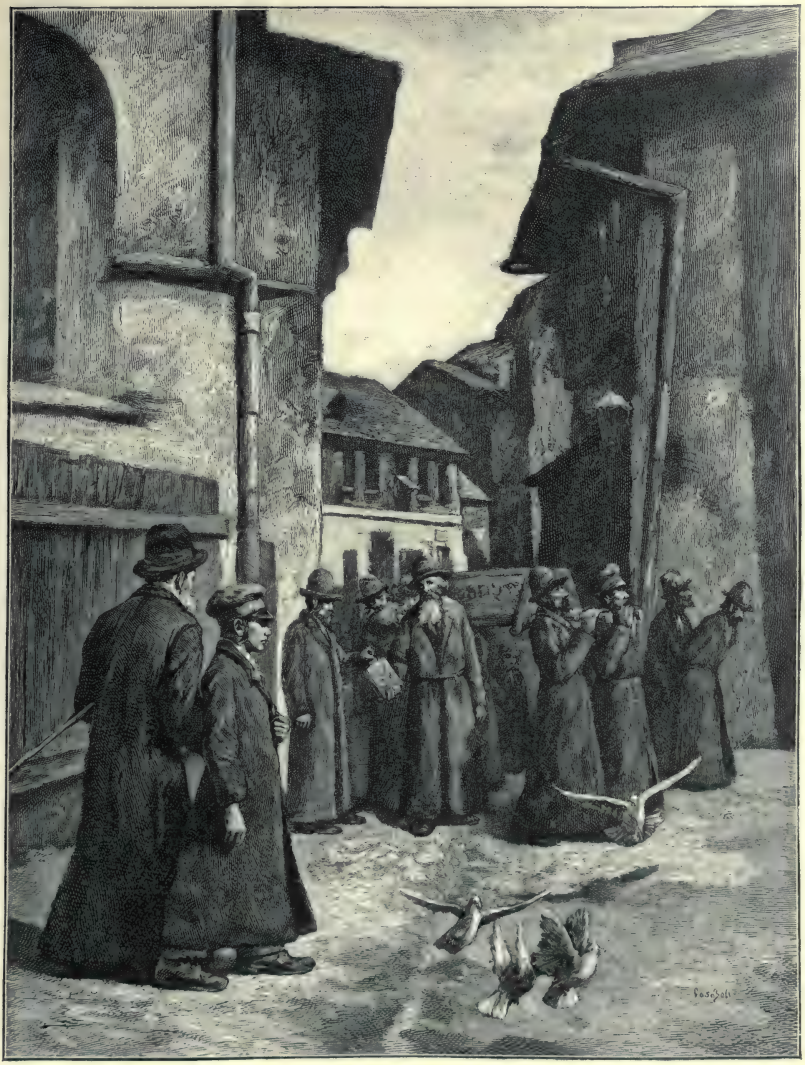
Sie repräsentiren das alte Judenthum in seiner Ursprünglichkeit, sie sind die Hüter und Wächter der vom Talmud aufgeworfenen Verhaue und Schutzgräben, die es vor fremder Berührung und Beeinflussung bewahren sollen; sie sind die Männer, die heute noch, wie ihre Vorfahren vor Jahrhunderten, für ihre Glaubenslehre den Scheiterhaufen besteigen würden. Das Gotteshaus ist ihre ganze Welt und in stiller Klause wühlen sie unermüdlich in den Katakomben vorzeitlicher Weisheit nach ethischen, metaphysischen und kabalistischen Schätzen. Der Wechsel der Zeiten und Verhältnisse vollzieht sich außerhalb ihres Gesichtskreises; für die bescheidenen Bedürfnisse der Familie sorgt dann die Frau, mitunter die Gemeinde oder einzelne fromme Wohlthäter.

Selbstverständlich führt nur ein kleiner Theil der jüdischen Bevölkerung Galiziens ein beschauliches, dem Talmudstudium und der Mystik geweihtes Leben. Die meisten suchen ihren Erwerb im Handel, im Handwerk, in der Bewirthschaftung gepachteter oder erworbener Felder, in der Ausrodung von Wäldern, als Gastwirthe und Schänker oder auch als Factoren auf Edelhöfen, wo sie die Geschäfte ihres Patrons besorgen, seine Käufe und Verkäufe vermitteln, Darlehen durchführen und eine oft durchs Leben dauernde Vertrauensstellung einnehmen. Moderne Phönizier, unternahmen die galizischen Juden schon in alten Zeiten, bevor noch die Eisenbahnen erfunden, als die Fahrstraßen noch im kläglichsten Zustande und unsicher waren, weite Reisen in Länder, die man allerdings jetzt in zwei bis drei Tagen erreicht, wohin man damals jedoch Wochen mühseliger Fahrten brauchte, um die Rohproducte der Heimat, Felle, Wolle, Talg, Honig, Wachs, Roßhaare, Schweinsborsten und Rauchwaaren zu verkaufen und westeuropäische Fabrikate einzuhandeln. Eine solche Reise war nicht nur schwierig und langwierig, sondern auch gefahrvoll, erheischte viele Zurüstungen und einen karawanenweisen Aufbruch der in eigenen Wagen mit Bedienung reisenden Kaufleute, die zumeist große Summen baren Geldes mit sich führten. Diese Vorbereitungen pflegten längere Zeit in Anspruch zu nehmen. Die Hausfrauen sorgten für haltbaren Mundvorrath, da die Männer nicht überall rituell zubereitete Kost vorfanden, nähten die holländischen Ducaten in den weiten Leibrock, füllten kleine Fäßchen mit starkem Branntwein und süßem Meth, versahen das mitzuführende Bettzeug mit frischen Überzügen und ergänzten die freilich sehr primitive Garderobe, während die Männer sich um eine möglichst zahlreiche Reisegesellschaft und möglichst viele Kauf- und Verkaufsaufträge umsahen. Die Trennung von der Familie war, angesichts der Gefahren, denen man entgegenging, schwer und thränenreich, und gewöhnlich hinterließ der Mann seiner Frau einen nach rabbinischen Gesetzen abgefaßten Scheidebrief, der es ihr gestattete, ohne langes Warten wieder zu heiraten, wenn der Gatte verschollen bleiben sollte, ohne daß sein Tod constatirt werden könnte. Vom Segen der Rabbis begleitet, reisten dann die Kaufleute für Monate in die entlegene Fremde,

blieben aber, wenn das Geschäft es forderte, wenn Kaufs- oder Verkaufsordres ihnen nachgeschickt, neue Waarensendungen an sie gemacht oder von ihnen gefordert wurden, wohl auch jahrelang weg, mittlerweile das Regiment im Geschäfte und in der Familie ihren Frauen überlassend. Es kam vor, daß während der langen Abwesenheit des Vaters die Kinder heranwuchsen und denselben kaum mehr kannten; daß er, von westlicher Cultur gestreift, bei seiner Rückkehr fremd im eigenen Hause war und daß das Leben hier, dem er entwöhnt geworden, nicht mehr seinen Anforderungen und seinen Anschauungen entsprach. Im alten Heim nicht mehr heimisch, pflegte er alsdann gerne ins freiwillige Exil zu gehen, um höchstens einmal zur Osterzeit oder zur Hochzeit eines Kindes auf wenige Tage wieder zu kommen.

Der Hauptstapelplatz des galizischen Handels war die hart an der Reichsgrenze gegen Rußland gelegene, zum weitaus größeren Theile von Juden bewohnte Stadt Brody, welche auch in Würdigung ihrer hervorragenden Vermittlerrolle und zur Förderung des internationalen Verkehres vom Kaiser Josef II. im Jahre 1779 ein Freihandelsprivilegium erhielt, das nach hundertjährigem Bestande, infolge Drängens der russischen Regierung und der Anfechtungen seitens der österreichischen Industriellen, welche sich durch diesen Freihandel verkürzt glaubten, aufgehoben wurde. Die größte Bedeutung hatte dies Privilegium und die Brodyer Vermittlung zur Zeit der napoleonischen Continentalsperre, da zu dieser Zeit jene großen Waarenquantitäten, welche sonst den Seeweg zu nehmen pflegten, über Land gehen mußten. Dieser kolossale Verkehr, der Brody für viele Jahre eine hervorragende Stellung unter den bedeutenderen Handelsplätzen und einen großen Wohlstand verlieh, dauerte bis zum Zusammenbruche der napoleonischen Herrschaft, somit von 1806 bis 1814. Eine ähnlich günstige Periode für diese galizische Handelsstadt trat zur Zeit des Krimfeldzuges ein, wo sämmtliche russische Häfen von den alliirten Westmächten blockirt waren und der Waarenverkehr zwischen Rußland, Österreich und Deutschland den Landweg über Brody nahm. Der durch die internationalen Handelsverbindungen bedingte Verkehr mit dem Auslande bewirkte, daß es in der jüdischen Bevölkerung dieser Stadt, namentlich seit dem Regierungsantritte Kaiser Josefs, allerdings nur allmälig, zuerst zu dämmern begann.

Trotzdem aber lagern noch tiefe Nebel in den Niederungen der jüdischen Bevölkerung Galiziens, in denen jeder Fortschritt ein Abweg ist und der Glaube den Aberglauben erzeugt. Noch immer werden am Bette der Wöchnerin, an den Thüren, Fenstern und am Kamin ihrer Stube mystische Zettel angebracht, welche böse Geister, Hexen, Zauberer beschwören und von Mutter und Kind abhalten sollen; noch immer löscht man brennende Kohlen unter Formeln, um die Wirkungen eines Schreckens oder eines bösen Blickes aufzuheben; durchmißt man die Friedhöfe mit Fäden, die dann als Dochte zu der Synagoge geweihten



Ein Leichenbegängniß.

Kerzen verwendet werden, um eine Krankheit abzuwenden; belegt man einen mit dem Tode ringenden Menschen mit einem neuen Namen, um den ausgesandten Todesengel von der Spur seines Opfers abzulenken; ruft man auf den Gräbern die Fürsprache der Todten an, wenn eine Gefahr droht; kreidet man die Façaden der Häuser, um einer grassirenden Seuche den Eintritt zu wehren und feiert eine Hochzeit auf dem Gottesacker, wenn die Epidemie, ungeachtet all dieser Mittel, noch immer nicht weichen will. Sehr verbreitet ist der Glaube an die Wunderrabbis. Das sind nicht die an den Gemeinden wirkenden, offiziell bestellten und mit einem statutarisch bestimmten Wirkungskreis umgebenen Rabbiner, sondern Männer, die vermöge ihrer dynastischen Abkunft oder ihrer Frömmigkeit dafür gelten, in persönlichen Beziehungen zu Jehova zu stehen und durch ihre Fürbitte Wunder wirken zu können. Kranke, von den Ärzten aufgegeben, schleppen ihre siechen Leiber in die kleinen, entlegenen Orte, wo die Heiligen wohnen, um ihren Segen zu erflehen. Blinde erwarten von ihnen ihr Augenlicht, Lahme den Gebrauch ihrer Glieder, unfruchtbare Ehen Nachkommenschaft, Kaufleute die Prosperität ihrer Unternehmungen. Jeder bringt eine Gabe und nimmt eine Hoffnung mit. Namentlich zur Zeit des jüdischen Neujahres und des Versöhnungstages finden förmliche Wallfahrten zu diesen Wundermännern statt, die nicht als Betrüger bezeichnet werden können, weil sie dem Hilfesuchenden nichts versprechen, als für ihn zu beten. Die Gläubigen, die zu den Wunderrabbis halten, gehören zumeist zu der Secte Chasidim; fanatisch und wild wie die Derwische, tanzen, springen und schreien sie beim Beten ebenso und sind nicht minder intolerant; sie beten mehr und fasten mehr, als vorgeschrieben ist.

Einen diametralen Gegensatz zu diesen Hypertalmudisten bildet eine andere um 800 n. Ch. von Anan gegründete Secte, die Karaïten, welche in der Krim zahlreich leben, in der Felsenfestung Sufat-Kalai ihren Hauptsitz haben, mit den Chazaren nach Polen kamen und sich in Halicz, welches in alter Zeit seinen eigenen Fürsten hatte, niederließen, wo sie Handwerke und Ackerbau treiben. Diese Secte, ein kleiner Ast vom großen Judenstamme, verwirft vollständig die Vorschriften des Talmuds, befolgt dagegen mit noch größerer Genauigkeit, als selbst die frömmsten Rabbiniten, jene der Bibel, und zwar derart buchstäblich, daß dem Verbote, Samstag Feuer zu machen, dadurch entsprochen wird, daß sie weder Licht anzünden, noch selbst bei größter Kälte heizen, während die Rabbiniten im Gegentheile Freitag abends möglichst viele Kerzen anzünden und im Winter an Samstagen ganz besonders behaglich warm machen lassen. Auch bezüglich der Speisegesetze, der Fasten und der Feiertage halten sich die Karaïten blos an die Bestimmungen der Bibel. Sie führen sonst das Leben des Landmannes, dessen Tracht sie auch tragen und von dem sie sich blos durch größere Sauberkeit und den Bart unterscheiden. Untereinander sprechen sie tartarisch, sonst ruthenisch. Ihr Bethaus ist klein

und einfach, ihr Leben streng sittenrein; niemals kommen sie mit den Landesgesetzen in Conflict und ihres vorwurfsfreien Lebens wegen wurden sie in Rußland von der Czarin Katharina II. und in Galizien von der Kaiserin Maria Theresia durch besondere Privilegien ausgezeichnet, an denen auch die späteren Regierungen nicht rüttelten; auch entgingen sie all den Verfolgungen, welche die anderen Juden so schwer trafen, und den Sondersteuern, mit denen diese belegt wurden.

Begleiten wir nun den Juden durch alle Phasen des Lebens bis dorthin, wo das ewig ungelöste Räthsel des menschlichen Daseins ruht.

Die Geburt eines Mädchens ist nur eine halbe Freude, wie überhaupt die Frau blos als ein halber Mensch gilt; verrichtet doch jeder Jude jeden Morgen das Dankgebet, daß er nicht als Frau geboren! Großen Jubel dagegen ruft das Erscheinen eines männlichen Sprößlings hervor, der da der Erbe des Namens, der Gottesfurcht des Vaters und der Förderer des Seelenheils der Eltern nach ihrem Tode sein soll. Große Vorbereitungen werden getroffen und zahlreiche Einladungen erlassen zu der acht Tage nach der Geburt stattfindenden Beschneidungsfeier. Dieselbe wird unter vielen Förmlichkeiten gemeiniglich in der Synagoge von Juden durchgeführt, die sich die Eignung hiefür erworben haben und einen reinen Lebenswandel führen. Nach erfolgter Aufnahme in den Verband des Judenthums erhält das Kind den Namen eines heimgegangenen Verwandten und wird durch den Vorbeter eingesegnet. Zu Hause werden die Gäste und Gratulanten mit Süßigkeiten, Wein und Branntwein bewirthet und der Wöchnerin werden, ist sie wohlhabend, Delicatessen, ist sie arm, Geld oder Spezereiwaaren zugesendet.

Schon im zarten Alter, gewöhnlich im vierten Lebensjahre, werden die jüdischen Knaben in eine, allen Regeln der Pädagogik und der Hygiene hohnsprechende Lehranstalt — Cheder — geschickt, wo sie vom Lehrer und seinem Gehilfen — Behelfer — vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Lesen der hebräischen Quadratschrift und im Beten unterrichtet werden. An diesem Unterrichte nehmen auch Mädchen theil, welche jedoch den Knaben nicht mehr folgen, wenn sie aus dem unteren in das höhere Cheder vorrücken, wo sie Unterricht in den Büchern Mosis und der Propheten erhalten, um dann die höchste Lehranstalt, das Talmud-Cheder, zu beziehen, wo sie meist bis zur frühen Hochzeit bleiben und manches lernen, das lieber der Vergessenheit anheim fallen sollte. Der Übertritt der unteren in die mittlere Kategorie, nämlich der Beginn des Bibelunterrichtes, wird solenn begangen. Für den betreffenden Samstag werden Verwandte und Bekannte eingeladen, den hoffnungsvollen Jungen zu hören, wie er, auf einem Tische stehend und mit einem goldgestickten Sammtkäppchen bedeckt, die ersten Bibelworte „Zu Anfang schuf Gott Himmel und Erde" in der Ursprache vorträgt. Jeder der Geladenen bringt irgend eine Gabe, Taschenuhren, Taschenmesser, Taschentücher, hebräische Bücher,

kleine Eßbestecke, Münzen aus Silber und Gold und wird mit Süßigkeiten und Meth bewirthet. Auch die Lehrer werden beschenkt.

Eine zweite ernstere Feier im Leben des Knaben ist die Confirmation — das Bar-Mizwa — beim Eintritt in das 14. Jahr, von wo ab er allen religiösen Pflichten eines Erwachsenen unterliegt und bei allen religiösen Handlungen, zu denen die Anzahl von zehn Theilnehmern erforderlich ist, mitzählt, beten, fasten und an jedem Morgen die Tefilin anlegen muß. Tefilin oder Phylakterien sind Gebetriemen, an denen kleine, steife, lederne Würfel befestigt sind, welche auf Pergamentstreifen das mosaische Glaubensbekenntnis enthalten und während des Morgengebetes — Samstag und Feiertag ausgenommen — auf der Stirne und am linken Arme befestigt werden. Der zum Jüngling gewordene Knabe wird zur Thora aufgerufen, vom Rabbiner eindringlich ermahnt, den Lehren Moses und den talmudischen Vorschriften treulich nachzukommen und von den zu einem Schmaus im Hause der Eltern geladenen Gästen beschenkt. Nun nahet die Zeit, wo für den reifenden Jüngling eine Lebensgefährtin zu suchen ist. Glücklicherweise gibt es bei den Juden eine Institution, die auch anderweitig viele Nachahmung fand, den Schadchen. Dieser Heiratsvermittler führt genaue Verzeichnisse aller heiratsfähigen jungen Leute im Orte und außerhalb desselben, das Alter, die Familie, Bildung, Vermögensverhältnisse und Ansprüche derselben enthaltend. Er ist ein gern gesehener Gast, wo erwachsene Mädchen blühen und reich an Vorschlägen, da er eine große Auswahl verschiedener Qualitäten in Vorrath hat. Er weiß den Eltern bestechende und einschmeichelnde Vorschläge zu machen, Schwierigkeiten zu überwinden, Bedenken zu besiegen, Verhandlungen mit diplomatischer Geschicklichkeit zu spinnen und so zwei Familien, die einander nicht kannten, in verwandtschaftliche Beziehungen zu bringen, wofür er ein dreiprocentiges Honorar von der beiderseitigen Mitgift bekommt. Zu einer solchen Verbindung wird in bigotten Häusern der Geschmack der jungen Leute fast niemals befragt, die oft erst nach der Abmachung von ihrer Verlobung erfahren, und doch sind die meisten Ehen glücklich, weil sie in sehr jugendlichem Alter geschlossen werden, wo die Charaktere sich noch nicht krystallisirt haben und sich daher leicht assimiliren können. Für unglückliche Paare gibt es übrigens ein bequemes Ausfallsthor: die Scheidung.

Das Hochzeitsfest wird gewöhnlich im Elternhause der Braut, die Trauung vor der Thüre der Synagoge unter freiem Himmel begangen. Lebt das Brautpaar nicht im selben Orte, so findet die Hochzeit in einem auf halbem Wege gelegenen Wirthshause statt, wohin von beiden Seiten lange Leiterwagen die Gäste, Musik, Getränke und Mundvorräthe bringen. Galizische Gasthäuser an der Landstraße sind nicht gerade Schweizer- oder Rhein-Hotels, genügen aber den bescheidenen Ansprüchen jener Menschen, die so wenig im Sonnenschein des Lebens zu wandeln gewöhnt sind, daß sie jeden lichten Moment im

Der Osterabend.

trüben Einerlei ihres Daseins wie ein Glück erhaschen. Der weitläufige hölzerne Bau zerfällt in zwei Hälften, die durch den ungedielten Corridor und den Stall von einander geschieden sind. Auf der einen Seite wohnen der Bräutigam mit den übrigen Männern der Hochzeitsgesellschaft, während die zweite Hälfte die Braut und den weiblichen Theil beherbergt. Ein wahrer Hexensabbath ist nun in diesen sonst stillen Räumen los; man schreit, flucht, zankt, singt, lacht, trinkt; Fuhrleute und Musikanten, bis zum Exceß betrunken, erhöhen noch den betäubenden Lärm, den erst der Beginn der feierlichen Handlung zum Schweigen bringen kann. Alle anwesenden Frauen beschäftigen sich mit der jungen Braut und ihrer Hochzeitstoilette. Das Haar, welches später durch die Scheere fallen soll, wird zum Zeichen der Unschuld mit weißer Seide durchflochten und mit Zuckermehl bestreut, welches eine süße Zukunft bedeuten soll. Mitten in der Stube sitzt die zu so ungewohnter Wichtigkeit erhobene, fast kindliche Braut, von einem geschäftigen, weiblichen Hof umgeben, gesenkten Blickes den Bräutigam erwartend. Dieser erscheint, von zwei Männern geleitet, in schwarzseidener Kutte, die Zobelmütze auf dem von zwei langen Locken gezierten Haupte und legt über das Gesicht der Braut eine breite, schwere Binde, auf daß sie von nun ab für andere Männer erblinde. Nach dieser Verschleierung — Bedecken — kehrt der Bräutigam in die Männerstube zurück, während die Frauen ihm unter Lachen Hopfen nachwerfen, als Sinnbild der Fruchtbarkeit. Nun wird ein Baldachin aufgerichtet, unter welchem der mit einem weißleinenen Kittel bekleidete Bräutigam, nebst seinen zwei, brennende Wachskerzen haltenden Beiständen, Aufstellung nehmen. Wie die alten Egypter die Mumien ihrer Vorfahren zu ihren Festen mitzubringen pflegten, um im Jubelrausche an den Tod erinnert zu werden, so bekleiden sich die Juden bei ihren größten Feierlichkeiten und festlichsten Handlungen mit dem Todtenkittel, der sie an die Vergänglichkeit irdischen Glückes mahnen soll. Der Vorbeter singt mit seinem Chor den Willkommgruß und die zwei Fackeltragenden holen in feierlichem Schritt die von zwei verheirateten Frauen geführte verschleierte Braut ein, um sie dem ihrer harrenden Bräutigam zuzuführen. Siebenmal umkreist die von den Beiständen geleitete Braut den zukünftigen Gatten, während der Chor jubelnde Weisen vorträgt. Dann wird es stille. Der Trauende — nach jüdischen Gesetzen kann es wer immer sein — übergibt dem jungen Manne einen goldenen Reifen und sagt ihm langsam, Silbe vor Silbe, die von dem Bräutigam während der Aufsetzung des Ringes zu wiederholenden Worte vor: „Sei mir angetraut durch diesen Ring nach den Gesetzen Mosis und Israels!“ Es findet kein Austausch von Ringen, keine gegenseitige Versicherung ehelicher Treue statt. Die Frau wird durch den Ring erworben und der Mann hatte früher das Recht, in polygamischer Ehe zu leben, wenn seine Verhältnisse ihm dies gestatteten. Dieser Polygamie hat erst im 13. Jahrhundert der große Bann autoritativer Rabbiner ein Ende gemacht. Nun wird ein in aramäischer Sprache, nach unabänderlich

fester Schablone verfaßter Ehevertrag verlesen und dies juridisch werthlose Document der jungen Frau übergeben. Hierauf zerbricht der Bräutigam durch einen kräftigen Fußtritt einen kleinen Glaskelch, dessen Scherben abermals an die Hinfälligkeit menschlichen Glückes mahnen sollen, dann nippen die beiden jungen Gatten vom gesegneten Wein und die Ceremonie ist zu Ende. Das Paar, welches bis jetzt gefastet, zieht sich zu einem kurzen Imbiß zurück, während die Gäste bewirthet werden. Abends werden den Neuvermählten Geschenke überreicht, dann findet ein Festessen statt, bei dem ein Schalksnarr — Marschalik — die Gäste durch gereimte und ungereimte Zoten und pikante Späße im jüdischen Jargon unterhält. Am Tanze nehmen gewöhnlich blos Frauen und Mädchen theil und wenn selbst Männer mittanzen, so geschieht es ohne Berührung der Tänzerin, die ihr Partner mittels eines Tuches führt, von welchem er den einen und sie den andern Zipfel hält. Die Bewegungen sind decent, aber einförmig und gleichmäßig, wie die eines Perpendikels, dabei lärmt jedoch die Musik mit Pauke und Trompete, als sollten die Tanzenden die Erde zerstampfen.

Weniger ceremoniös hingegen wird die Lösung einer Ehe vollzogen, zu welcher der Mann allein berechtigt ist. Der nach einem feststehenden, unabänderlichen Texte geschriebene Scheidebrief kann vom Gatten persönlich oder auch durch einen Boten im Beisein zweier jüdischer Zeugen übergeben werden. Mit dem Momente der Übergabe ist die Ehe gelöst; der Mann kann sofort, die Frau nach drei Monaten wieder heiraten. Weigert sich die Gattin den Scheidebrief anzunehmen, so kann seine Beibringung auch durch List geschehen. In einem Briefe, einem Pakete, in der Tasche eines Kleides liegt das verhängnißvolle Document, sie greift arglos danach, die bestellten Zeugen rufen: „Du bist geschieden!“ Und es ist vollbracht! So war's wohl noch in jenen grauen Zeiten, als die Juden im eigenen Reiche das Leben der Orientalen lebten, die Frau nicht die Gefährtin, sondern fast die Leibeigene des Mannes war, deren er sich, wie Abraham der Hagar, beliebig entledigen konnte. Freilich gilt diese Ceremonie nicht vor dem staatlichen Rechte, aber die Staatsgesetze leuchten nicht hinein in die untere Schichte des galizischen Judenthums, wo die Überlieferungen und Anschauungen der Vorzeit noch mächtig herrschen, nach denen noch immer im Dämmer der Judengasse gelebt, geheiratet, geschieden und begraben wird.

Da der junge Mann keinen Erwerb erlernt, keine Studien als die des Talmuds gemacht und in so frühem Stadium des Lebens noch wenig für den schweren Kampf ums Dasein vorbereitet ist, so wird im Vorhinein von den beiderseitigen Eltern vereinbart, wie lange das junge Paar im Hause der einen, und wie lange im Hause der anderen beköstigt werden soll. Gewöhnlich bleiben die Neuvermählten ein oder zwei Jahre in voller Verpflegung bei den Eltern der Frau, dann ebensolange bei den Eltern des Mannes. Schließlich ist der Aufwand an Wohnung, Einrichtung und Kost nicht erheblich. In einen Winkel der Stube werden zwei Betten, zur Noth ein Bett und ein hölzernes Sofa,

eine Komode untergebracht und der Raum mittels baumwollener Gardinen abgetheilt. Der Eßtisch steht mitten im Zimmer und ist allen Insassen desselben ebenso gemeinschaftlich wie der Kochherd und der Backofen. Erhält die Familie einen Zuwachs, so wird an der Decke ein eiserner Haken befestigt, daran an vier Schnüren ein Korb gehängt, in welchem der Sprößling einquartiert wird. Ein wahres Vogelnest in minder guter Luft. Um solche, für Massenquartiere eingerichtete Zimmer läuft gewöhnlich oben eine Gallerie mit hölzerner Balustrade, darauf abermals, knapp unter der Decke, Schlafstellen, Tische, Sessel und Wiegen. Eine solche Wohnung, die an die Arche Noahs erinnert, kostet nicht viel; Beleuchtung und Beheizung sind gemeinschaftlich, wie das Elend ihrer Bewohner.

Blos am Freitag Abend erglänzt eine solche Stube im Lichterglanz. Es ist gescheuert und geputzt worden; jede Familie hat je zwei Kerzen angezündet; die Suppe dampft, die würzigen Fische senden ihr scharfes Aroma in alle Winkel; das Fläschchen Branntwein, der Kelch Meth harren des Segens und nothvergessen und sorgenentlastet für die Dauer von 24 Stunden setzen sich die Familien der gemeinschaftlichen Stube zum heiteren Mahle, nachdem sie die ganze Woche unter schwerem Entbehren sich kaum satt gegessen. Dann singt man Sabbathhymnen, erzählt einander, so lange die Helle dauert, wunderbare Geschichten von Rabbis, welche Kranke geheilt, Krüppel hergestellt, böse Geister bezwungen, dem Höllenfürsten ein Opfer abgerungen und einen Einblick in die Herrlichkeit Gottes jenseits der Weltmauern gewonnen haben. Dann erlöschen nach und nach die Lichter, dann verglimmt der Sabbath selbst und der wochentägige Jammer peitscht diese armseligen Existenzen, wie bisher, durch die Irr- und Wirrwege des Lebens! Wie anders und glänzend sieht der Sabbath im Hause reicher Juden aus! Sämmtliche Zimmer werden festlich erhellt, der Tisch mit Silbergeschirr gedeckt, der Wein flimmert im Krystallpokal, die Frauen tragen Seide und Geschmeide, die Männer Atlas und Zobel und hinter diesem Glanze lauert keine Sorge um den kommenden Tag. Aber sonderbar, dem frommen Juden ist jeder Neid fremd; er nimmt alles als eine göttliche Vorbestimmung, gegen die sein Sinn sich nicht auflehnt, und schließlich ist ja nach seiner Lehre das Leben blos ein kurzes Sterben und nachher sind ja alle gleich!

In der That gibt es im Tode keinen Unterschied durch Stand und Reichthum. Die Ausstattung ist für jeden die gleiche. Keine goldglänzenden Särge, keine Fahnen, keine Kränze, keine Musik, keine Equipagen und kein Schmaus. Kaum ist der letzte Seufzer verhaucht, so wird der Todte auf die bloße Diele gelegt, unter ihm einige Strohhalme, welche nach frommem Glauben den Körper wie spitze Lanzen stechen, denn je mehr er leidet, desto rascher gelangt die Seele ins Paradies. Zu Häupten der mit einem schwarzen Gewand bedeckten Leiche brennen drei Kerzen. Einige fromme Juden, die man deshalb Klausner nennt, weil sie ihr Leben in der Klause zubringen, recitiren Psalmen und

Abschnitte aus der Mischna. Im Sterbehause und in allen anstoßenden Häusern wird der Wasservorrath weggeschüttet, weil der Todesengel sein giftiges Schwert in demselben abgespült haben könnte. Die Juden betrachten es als Sünde, die Leiche länger als

Aus der alten Synagoge in Krakau.

unbedingt nothwendig unbeerdigt zu lassen, so daß ein Mensch, der morgens noch lebte, oft schon am selben Abend im Grabe ruht. Die Leiche wird gewaschen und mit einem weißleinenen Gewand bekleidet; andere Kleider bekommt sie nicht — die verheirateten

Männer nur noch ihren Gebetmantel — auch keinen Sarg, denn nach dem Bibelspruche: „Aus Staub bist du, zum Staube kehrst du zurück" soll der Körper unmittelbar in die Erde gebettet werden. Die Begleitung einer Leiche ist eine gottgefällige That, besonders wenn sie einem gelehrten Manne gilt. Dem prunklosen Zuge gehen Leute mit klappernden Büchsen voran, welche mit dem hebräischen Rufe: „Almosen wendet das Verderben ab!" zu Gaben für fromme Brüderschaften und Wohlthätigkeitsvereine auffordern. Den Friedhof bezeichnen die Juden mit „Heiliger Ort", „Halle des Lebens", „Haus der Ewigkeit"; dort tragen die nächsten männlichen Verwandten die Leiche zur Gruft, während Psalmen hergesagt werden. Die Aroniden, die Abkömmlinge des priesterlichen Stammes, dürfen den Gottesacker nicht betreten, weil sie dadurch verunreinigt würden; sie bleiben daher außerhalb der Umfassungsmauer zurück. Gemeinsame Gräber gibt es bei den Israeliten nicht; auch der ärmste bekommt eine eigene Ruhestätte, und kein Grab bleibt ohne Gedenkstein, wenn auch das Geld hiezu zusammengebettelt werden muß. In der Gruft erhält die Leiche als Kopfpolster ein Säckchen mit Erde aus Jerusalem, damit sie auf heimatlicher Erde ruhe, und Stäbchen in die Hände, damit sie, wenn der Weckruf ertönt, sich unterirdisch mit diesen Schaufeln nach dem heiligen Lande durcharbeite und dort auferstehe. Gegen Beschädigung durch Erdschollen werden die Augen mit kleinen Scherben bedeckt. Die nächsten Verwandten schaufeln die ersten Schollen in die Gruft; die Söhne verrichten ein Todtengebet. Im Sterbezimmer brennt durch sieben Tage und Nächte am Fenster ein Lämpchen, daneben steht ein Glas Wasser und hängt ein Leinwandlappen. Das Licht leuchtet der entschwundenen Seele; das Wasser und die Leinwand dienen ihr zur Reinigung, wenn sie in den ersten Tagen nach ihrer Scheidung gewohnheitsmäßig die alte Stätte besucht. Den nächsten Angehörigen wird ein Schnitt in die Kleider gemacht, eine Zeremonie, welche das bei den alten Hebräern üblich gewesene Zerreißen der Kleider versinnbildlichen soll; dann setzen sie sich ohne Fußbekleidung auf die Diele, essen ein mit Asche bestreutes Ei, lesen das Buch Hiob und empfangen vom dritten Tage ab Condolenzbesuche, die jedoch, ohne Gruß beim Kommen und Gehen, schweigend dasitzen. Der erste Trauergrad dauert (bei Kindern) eine Woche, der zweite dreißig Tage, der dritte ein Jahr. Während elf Monaten sprechen die Söhne oder in Ermanglung derselben gedungene Leute dreimal täglich das Kadischgebet für die Seele der Verstorbenen; die Söhne dürfen an keinem Feste theilnehmen, tragen jedoch keine Trauer. Die Frauen tragen keinen Schmuck, ebenfalls keine Trauergewänder, sondern blos eine schwarze lange Schürze. Das erste Kind, das in der Familie geboren wird, erhält den Namen des Verstorbenen, dem das Fortleben seines Namens im Jenseits Freude bereiten soll.

Mit einem zweitägigen feierlichen Gottesdienste tritt der Jude in sein, in die Monate September oder October fallendes Neujahr ein. Schon einen Monat zuvor beginnen die

religiösen Übungen. Der Glaube der Juden geht dahin, daß im Himmel ein genaues Verzeichnis über ihre Sünden und ihre Verdienste geführt, daß an den Neujahrstagen die Bilanz gezogen, am Versöhnungstage das Urtheil gefällt und am siebenten Tage des Laubhüttenfestes der Spruch verkündet wird. In diesen schicksalsschweren Tagen wird über Wohl und Weh, Leben und Tod entschieden, und da nach der Lehre durch Reue, Buße und Almosen ein böses Verhängniß beschworen werden kann, so läßt sich ermessen, was angesichts dieser Entscheidung in dieser Richtung geleistet wird. Die Vormittage werden ganz dem Gebete gewidmet, auch ein Theil der Nachmittage und die Abende. Am zweiten Tage, nach dem Nachmittagsgottesdienste, begibt sich die Gemeinde an das Ufer eines fließenden Wassers, verrichtet ein Gebet und versenkt bildlich die Sünden durch Umwenden der Taschen, in welchen sich einige Brotkrumen befinden.

Zwischen den Neujahrstagen und dem Versöhnungstage liegen sieben dem Gebete und der Buße geweihte Tage. Die Angst beherrscht alle Welt, und selbst aufgeklärtere Juden respectiren den anbrechenden großen Tag. Bekannte und Verwandte bringen einander unter lautem Weinen ihre Wünsche dar. Feinde reichen sich zu kurzer Versöhnung unter gegenseitiger Abbitte die Hände. Man vergibt sich alle im Laufe des Jahres erlittene Bosheit, Verleumdung und Verfolgung; man nimmt von einander Abschied, als ginge es in den Tod. Für sechsunddreißig Stunden sind die menschlichen Leidenschaften verabschiedet. Sämmtliche Geschäfte sind geschlossen, die Wohnungen leer, die Gotteshäuser gefüllt. Zahlreiche riesige Wachskerzen flammen vor der Bundeslade. Frauen in hellen Kleidern, Männer im Sterbekittel, Folianten und Betmantel unter dem Arm, eilen barfüßig in die mit Heu bestreute Synagoge, über deren Eingängen der Engel mit dem Schwerte droht. Wie die Brandung eines an seine Ufer schlagenden Meeres tönt das kräftige Geschrei der in diesen gewölbten Räumen versammelten, zerknirschten Beter, die mit der Faust die sündige Brust zerarbeiten und unter schwerem Seufzen und Ächzen die Barmherzigkeit Gottes anrufen. Zuweilen erdröhnt vom Almemor, einer in der Mitte der Synagoge errichteten, für das Vorlesen der Thora bestimmten Estrade herab ein von kräftiger Hand mit einer kurzen Keule auf ein hartes Lederpolster geführter, donnerähnlicher Schlag, und plötzlich sind die rollenden Stimmen zum Schweigen gebracht; blos einzelne schwerverhaltene Schmerzensschreie stören für Momente die eingetretene Stille, aus der die laute, weittragende Stimme des Vorbeters, der die gesammte Gemeinde andächtig lauscht, emporsteigt. Dann folgt der Chor und diesem wieder, in tausendstimmigem Aufschrei, die sich bäumende, wildbewegte, angsterfüllte, gnadeflehende Beterschaar. So wird bis in die späte Nacht gebetet und am frühen Morgen wieder begonnen. Manche bleiben bis dahin, die Nacht bei Psalmen und Gebeten durchwachend, im Gotteshause. Dies Fasten, Jammern, und Beten dauert bis zum nächsten Abend, wo dann beim

Aufsteigen der Sterne ein einziger, langgedehnter Posaunenschall das Ende des langen, martervollen Tages verkündet und die erschöpfte Menge, in einen letzten kräftigen Ruf „Gott ist einzig!“ ausbrechend und sich gegenseitig beglückwünschend, heimwallt, sündenrein und hoffnungsfreudig.

Fünf Tage darauf begeht man das neuntägige Laubhüttenfest, zur Erinnerung an das Zeltleben der Juden während ihrer vierzigjährigen Wanderschaft durch die Wüste. Alle Mahlzeiten dürfen nur in der geschmückten Laubhütte eingenommen werden und zur Erinnerung an das gelobte Land wird beim Morgengottesdienst ein Strauß aus Palmenzweigen, Myrthen und Cedern (Ethrogim) nach allen vier Weltgegenden geschüttelt. In das Laubhüttenfest fällt auch der große Hosiannatag, an welchem das am Versöhnungstage gefaßte himmlische Urtheil endgiltig da oben verkündigt wird. Noch im letzten Momente wird die Gnade Jehovas stürmisch angerufen: „Hosianna! Hosianna! Hilf! Hilf!“ Der Schluß dieser Feiertage ist der Jubeltag der Thora, aus der man an diesem Tage das letzte Capitel verliest, um sofort mit der feierlichen Verlesung des ersten zum Anfang zurückzukehren. Die Jugend erhält Fähnchen, brennende Wachskerzen und rothwangige Äpfel; die Männer tanzen mit den geschmückten Thorarollen, singen, trinken und geben Freudenschüsse ab.

Diesem Feiertage folgt zu Anfang des Winters das siebentägige Makkabäerfest — Chanuka — zur Erinnerung an die wunderbaren Siege der Makkabäer über die Syrier und die Einnahme der Burg von Jerusalem 141 v. Chr. Der entweihte Tempel soll nach dem erfochtenen Siege mittelst eines unversiegbaren Krügleins heiligen Öles wieder geweiht worden sein; daher dies Fest von den Juden das Einweihungsfest genannt wird. Am ersten Abend zündet man ein Lämpchen an, und an jedem folgenden Abend um eins mehr bis zu sieben.

Das nächste Erinnerungsfest ist der Purim oder das Hamansfest, zur Feier der angeblich durch Mardochai und Esther bewirkten Errettung der durch den Einfluß Hamans im ganzen persischen Reiche der Vernichtung geweihten Juden. Am Vortage wird gefastet, eingedenk des Fastens Esthers. Am Vorabend verliest man in der Synagoge die Erzählung von der beabsichtigten Ermordung der Juden, von dem sieghaften Eintreten des schönen Mädchens bei König Ahasver zu Gunsten ihres Stammes, von dem Widerruf der dem Minister ertheilten Vollmacht, von der Begnadigung der Juden, der Erhöhung Mardochais und der Hinrichtung Hamans und seiner Söhne. Am Purimtage wird diese Erzählung wiederholt und die armen Gemeindemitglieder werden beschenkt und gespeist. Auch die Wohlhabenden schicken sich gegenseitig kleine Geschenke, Süßigkeiten und Weine zu; Abends finden heitere Spiele und Festessen statt.

Ein wahrhaft poetisch angehauchtes Fest bilden die achttägigen Osterfeiertage, welche an der Wende zwischen dem starren Winter und dem knospenden Frühling

begangen werden, aber, wie die meisten jüdischen Feste, durch talmudische Gebote und Verbote streng umhegt und für die unbemittelten Classen sehr drückend gemacht wurden. Nach dem Wortlaute der Bibel soll Ostern ein bloßes Erinnerungsfest an den Auszug aus

Aus der kleinen Synagoge in der Wechslergasse zu Lemberg.

Egypten und an die Befreiung aus vierhundertjähriger Knechtschaft sein, dadurch begangen, daß man statt des Brotes ungegohrene Kuchen — Mazzoth — esse, eingedenk dessen, daß die Juden auf ihrer Flucht keine Zeit hatten, den Teig gähren zu lassen und sich

nur mit rasch gebackenen Kuchen versorgen konnten. Die Autoren des Talmuds haben, eines kalendarischen Zweifels wegen, die sieben auf acht Tage ausgedehnt, während welcher der Genuß aller mehlhaltigen und einer Gährung unterliegenden Nahrungsmittel, sowie der Gebrauch jener Gefäße, die sonst in Benützung stehen, untersagt und speciell für Ostern eine besondere Koch- und Speiseeinrichtung erforderlich ist. Ja, es müssen alle vorräthigen Nahrungs- und Genußmittel, die nicht den Ostergesetzen entsprechen, wenn auch nur zum Scheine, mittels vorgeschriebenen Vertrages, bei sonstiger Ungenießbarkeit nach Ostern, an einen Andersgläubigen verkauft und am Rüsttage vor Ostern sämmtliche Räume und Behälter durchsucht werden, ob sich nicht Brodkrumen vorfinden, die dann verbrannt werden. Infolge dieser rigorosen Verordnung muß ein frommer Jude, mag er noch so arm sein, viererlei Speise- und Kochgeschirre besitzen: zweierlei zu Fleischspeisen für gewöhnliche Zeiten und separat für Ostern, dann zweierlei zu Milchspeisen für gewöhnlich und für Ostern. Diese Ausgaben und die theurere Osterkost kann der Ärmere nur mit Hilfe der Wohlhabenden bestreiten. Es gibt auch Fonds dafür; in größeren Städten helfen die jüdischen Volksküchen nach.

Die Vorbereitungen zum Feste werden schon wochenlang zuvor getroffen. Man bäckt Osterbrode (Mazzoth), man zieht Wein aus Rosinen, man braut Meth, füttert Geflügel, tüncht die rußigen Zimmer, scheuert die lang verwahrlosten Dielen, putzt die den Winter über verklebten, luftscheuen Fenster, lüftet die Betten, wäscht, reibt und hobelt Tische, Bänke und Schränke, bringt neue Töpfe, Teller und Gläser ins Haus, das mit Hilfe von Kelle und Bürste verjüngt wird. Der Arme thut sein Bestes; der Reiche holt sein Gold- und Silbergeräthe, die kostbaren Vasen, das sorgfältig bewahrte Krystallglas und die Seidengewänder hervor; gilt es doch den königlichen Gast würdig zu empfangen, der im Frühlingsglanz herannaht. Heller Lichterglanz übergießt jeden Winkel der Wohnungen, heiterer Friede zieht auch ins sorgenschwerste Gemüth — gibt es doch auch in der ärmsten Hütte Nahrung für acht Tage, und soll doch die Befreiung aus einem noch schwereren und härteren Leben gefeiert werden!

Auf schneeig gedeckter Tafel harren weingefüllte Pocale und die vor jeder unzeitigen Berührung sorgsam verdeckten Mazzoths des Segens des Hausherrn, den der festlich herausgeputzte weibliche Theil der Familie erwartet, um ihn mit einem hellen „Gut Jomtow!“ — fröhliche Feiertage — zu begrüßen. Langsam, feierlich, mit einer Synagogalmelodie auf den Lippen, kehrt der Hausvater aus dem Gotteshaus zurück, zufrieden lächelnd beim Anblick der freundlichen Stube, des sauber gedeckten Tisches, des blinkenden Weines und der geputzten Frauengestalten. Prüfend umkreist er die Tafel, ob auch nichts vergessen wurde von all den vorgeschriebenen Sachen: der Weinkelch für den Propheten Elias, der ungesehen in jeder Osternacht erscheint und vom Weine nippt; das gebratene Ei und der

gebratene Huhnflügel, welche das ehemalige Passahopfer vertreten; die bitteren Kräuter, die an das bittere Sclavenleben in Mizraïm erinnern, die aus gestampften Äpfeln, Nüssen und Wein zubereiteten, lehmartigen Charosos, welche an die Ziegelfrohne der Juden in Egypten mahnen sollen; die Schale mit Salzwasser, als Symbol des von den Juden auf ihrem Auszuge aus Mizraïm trockenen Fußes durchschrittenen Meeres und endlich die drei auf blanker Platte unter seidener Decke ruhenden mit Israel-Levi-Kohan bezeichneten Mazzoths zur Erinnerung an die drei angeblich noch existirenden Stämme: Israeliten, Leviten, Aroniten. Dann zieht der Hausvater den weißen Kittel an, um auch heute an die Vergänglichkeit erinnert zu werden, und besteigt mit königlicher Miene den erhöhten Sitz an der oberen Seite des Tisches auf einem mit Polstern belegten Sopha, welches einen Thron darstellen soll; denn am Osterabend dünkt sich jeder Jude in seinem Hause ein König. In gehobener Stimmung beginnt die feierliche Handlung, nachdem das Oberhaupt den Segen über den Wein gesprochen. Auf die Frage des jüngsten Gliedes der Familie: „was eigentlich dieser Abend mit seinen außerordentlichen Zurüstungen bedeute?“ beginnt die Erzählung von der harten Sclaverei der Israeliten in Egypten, vom Eintreten der Brüder Moses und Aron für ihre Befreiung, von den Wundern, die sie verrichteten, von den Heimsuchungen Pharaos, von dem Auszuge aus dem Lande der Knechtschaft, dem Übergange über das Rothe Meer, das sich zu beiden Seiten staute, um dem Volke Israel trockenen Durchzug zu gestatten, und von der Vernichtung der nachfolgenden Mizraïten. Die Erzählung zerfällt in zwei Theile; zwischen dem einen und dem andern wird das traditionelle Nachtmahl eingenommen. Der zweite Theil der Darstellung schließt mit dem eigenartigen Poem der göttlichen Vergeltung: Die Katze fraß das Lämmchen — der Hund die Katze — der Stock erschlug den Hund — das Feuer verzehrte den Stock — das Wasser das Feuer — der Ochs sog das Wasser aus — der Schlächter schlachtete den Ochsen — der Todesengel tödtete den Schlächter — „da kam Gott und tödtete den Todesengel, der den Schlächter tödtete, der den Stier geschlachtet, welcher das Wasser trank, das das Feuer löschte, welches den Stock verbrannte, der den Hund erschlug, der die Katze zerbiß, die das Lämmchen fraß“.

Neunundvierzig Tage nach dem ersten Ostertag, die in den Synagogen allabendlich laut gezählt und verkündet werden, findet das zweitägige Wochenfest oder Pfingsten statt; das Fest der Offenbarung auf dem Berge Sinai, wo Jehova seinem Knechte Moses, zwischen Wolken, Blitz und Donner, die zehn Gebote, die Grundlage menschlicher Satzungen und die Anfänge der Civilisation, offenbarte. Synagoge und Wohnung werden mit Laub und Blumen geschmückt und der sprießende Sommer gießt über Natur und Menschen seine heitersten Tinten.

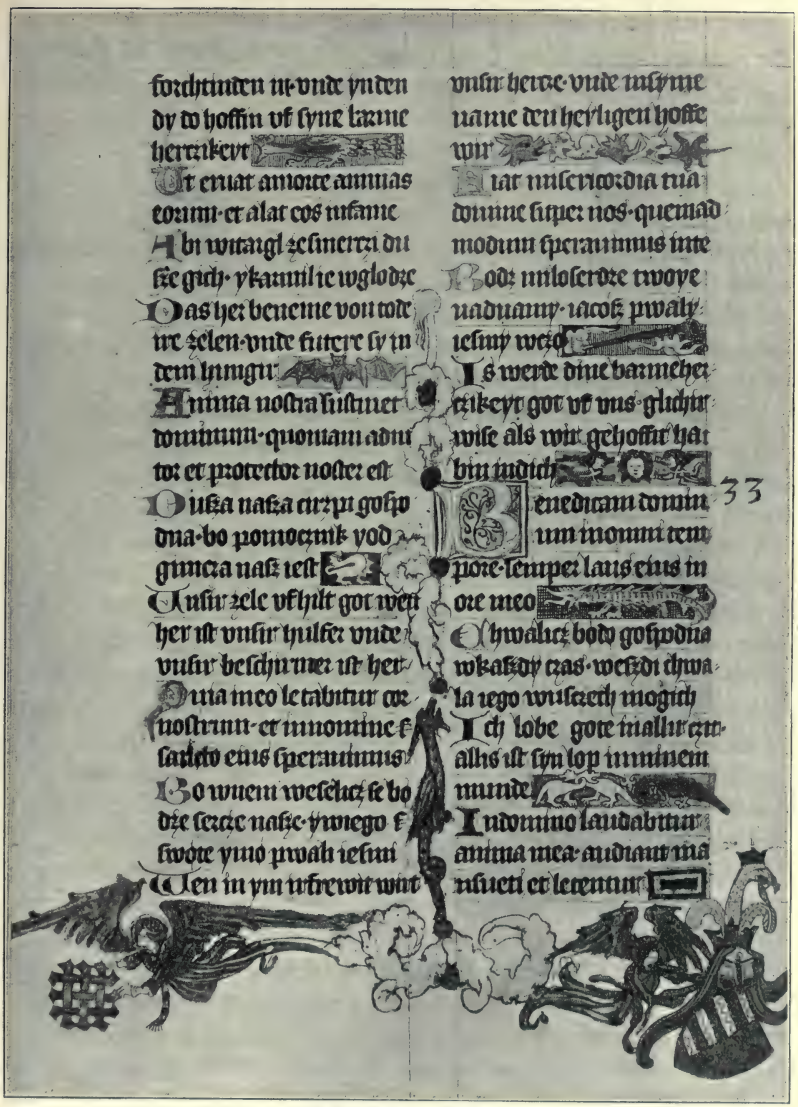
Eine trübe Gedächtnißfeier gegen Ende des Jahres ist jene der Tempelzerstörung. (70 n. Chr.). Mit Beginn des Monats Ab enthalten sich die Juden des Fleischgenusses;

die Frauen legen ihr Geschmeide ab; es wird keine Hochzeit gefeiert, kein Fest begangen, kein neues Gewand angelegt und der neunte Tag des Monats, das ist der eigentliche Tag, an welchem der Tempel, die Herrlichkeit und die nationale Selbständigkeit der Juden wohl für immer zerstört wurden, unter Fasten, Trauern und Beten der auf der Erde kauernden Gemeinde verbracht.

Dies ist das Leben der Juden in Galizien mit ihren Leiden und Freuden, ihrem Glauben und Aberglauben, ihren Bräuchen und Mißbräuchen; das Leben der bigotten Durchschnittsmenschen, gleichweit entfernt von jenen Exaltados, die wie die Derwische in Verzückungen gerathen, beim Gebete sich die Glieder verrenken und zwischen Fasten und Büßungen hinwelken, ohne in Gottes schöner Welt je eine Blume zu pflücken, wie von jenen Indifferenten, die nur noch lose an dem ererbten Glauben hängend, sich ihren christlichen Mitbürgern zu assimiliren suchen. Unserem Juden begegnet man zu hunderttausenden in allen Theilen Galiziens, an den Ufern der Weichsel und des Dniestrs, auf den Höhen der Karpathen, sowie in den Ebenen Podoliens, wie er wohl auch noch nach Jahrhunderten angetroffen werden dürfte; denn das ist eben das Charakteristische dieses Volkes, daß es mit zäher Ausdauer unentwegt an den Überlieferungen der Vorfahren festhält, die ihm heiliger sind, je älter sie geworden!

Die polnischen Mundarten.

Die polnische Sprache Galiziens umfaßt einen Theil jenes großen Sprachgebietes, das seit vorgeschichtlichen Zeiten ungefähr in derselben Begrenzung und Umgebung lag wie heute, nur daß im Norden und Westen im Laufe der Jahrhunderte die pommerisch-slavischen und preußischen Nachbarn zum Theile oder auch ganz durch die Deutschen ersetzt wurden. Mit ihren bezeichnendsten Merkmalen (dem eigenartigen Rhinesmus und der Aussprache ě als ia, ie) tritt die Sprache fertig und ausgebildet in das geschichtliche Leben ein, dessen älteste schriftliche Zeugnisse in das XIV. Jahrhundert fallen. Bis vor kurzem galt allgemein der in den Zwanziger-Jahren unseres Jahrhunderts im Stifte zu St. Florian in Oberösterreich entdeckte sogenannte Margarethen-Psalter als das älteste geschriebene Denkmal der polnischen Sprache. Die Bedürfnisse des Staates, der allerdings auf mittelalterlich-lateinischer Grundlage ruhte, riefen bald auch die polnische Übersetzung der hauptsächlichsten Denkmäler des öffentlichen und Privatrechtes hervor. Das bedeutendste derartige, auch sprachlich sehr wichtige Denkmal, ist die von Świętosław z Wojcieszyna und Maciej z Rożana aus dem Jahre 1449 herrührende Leistung, deren Original sich gegenwärtig im Krakauer Museum befindet (Codex Wislicki). Die Schriftart und Schreibweise der handschriftlichen Texte ging in der ältesten Zeit ganz unverändert auch



Facsimile aus dem Florianer Psalter (Margarethen-Psalter), XIV. Jahrhundert.

in die ersten Drucke über, wie dies u. a. das für den ältesten polnischen Druck geltende Büchlein „Die Gespräche zwischen König Salomon und Marcholdʻ (1521) beweist. Die allmähliche Festsetzung der heutigen Orthographie ist ein Product des XVI. Jahrhunderts, in welchem man sich zuerst auch der lateinischen Buchstaben statt der deutschen zu bedienen anfing.

Diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, wollen wir nun die heutigen Mundarten der polnischen Sprache innerhalb der Grenzen Galiziens einer kurzen Charakteristik unterziehen.

Es ist nicht leicht, die Sprachgrenze zwischen dem polnischen und ruthenischen Volksstamme in Galizien genau anzugeben. Die betreffenden Angaben weichen mitunter von einander ab. Nach L. Tatomir zieht sie sich von Ulanów am unteren San gegen Süden über Leżajsk und um Grodzisko herum durch die Bezirke von Jarosław, Przemyśl, Bircza und erreicht Brzozów. Von dort wendet sie sich nach Wróblik królewski, Zarszyn und Rymanów. Dann nimmt sie eine mehr westliche Richtung und zieht sich über Żmigród, Gorlice, Grybów bis zum Poprad. Jenseits des Poprad schließt sie die Dörfer Roztoka, Szlachtowa, Czarnowoda, Białowoda und Jaworki ein, kehrt zum Poprad unterhalb Piwniczna zurück und hält sich nun an das Ufer des Flusses, bis sie die galizische Grenze oberhalb Leluchów verläßt. Die polnische Sprache überschreitet hier die Landesgrenze.

Dieser Sprachgrenze entlang zieht sich eine mehr oder weniger breite Zone mit gemischten, also ruthenisch-polnischen Ortschaften. In dieser Zone ist der griechisch-slavische Ritus vorwiegend noch geltend, aber die Bevölkerung spricht polnisch. Selbst auch in dem östlichen, ruthenischen Theile Galiziens findet man polnische Ortschaften entweder vereinzelt oder in Gruppen, so zum Beispiel östlich von Lemberg, in der Umgebung von Bilka und Zuchorzyce, südlich von Sokolnik, Hodowica, Zubrzy und Czysek, in der Gegend von Brody u. s. w. Einige von diesen mazurischen Colonien haben noch den lateinischen Ritus behalten, dagegen aber die ruthenische Sprache angenommen. Ein allerdings sehr langsames aber stetes Vorrücken des polnischen Elementes gegen Osten kann beobachtet werden.

Es verdient auch hervorgehoben zu werden, daß in der Grenzzone der polnische Dialect in den Thälern nicht viele mazurische Merkmale aufweist, es fehlt ihm der Dzetacismus, welcher ż, dż, č, š als z, dz, c und s wiedergibt, ferner das verengte á. Im Gebirge verhält sich die Sache anders. So kennen die Gebirgsbewohner von Szczawnica, die doch in directer Berührung mit den Ruthenen leben, den Dzetacismus, wie auch das verengte á, welche Merkmale eben in ganz Westgalizien erhalten sind. Man kann diese Erscheinung durch die Thatsache erklären, daß in den Thälern die polnische Sprache Jahrhunderte hindurch auf die ruthenische Bevölkerung einwirkte. Diese wurde polonisirt, aber unter dem Einflusse der eigenen Sprache ließ sie die erwähnten Merkmale

nicht aufkommen. Die Gebirgsgegenden hingegen wurden später colonisirt, die Bewohner beider Stämme waren nicht so lange miteinander in Berührung und so konnte der polnische Dialect hier seine Eigenthümlichkeiten bewahren.

Alle Idiome Westgaliziens gehören zu der mazurischen Gruppe, in welcher š, ž, dž, č als s, z, dz, c ausgesprochen werden (im Gegensatze zum Großpolnischen und Kujawischen). Von der polnischen Schriftsprache unterscheiden sich weiter die galizischen, wie auch anderen Volksmundarten, durch lautliche und morphologische Merkmale, von denen einige als Archaismen aufgefaßt werden müssen. So haben sie das verengte á (bis auf die erwähnte Ausnahme) bewahrt, ferner u in den Ausdrücken lutość, lutować się (statt litość ꝛc.). Weiter y (i) in den Ausdrücken syr (statt sér), śtyry (statt cztery), śekira, śekyra (siekiera) und auch i (y) in den Worten syroki (statt szeroki), širota (statt sierota). Der Reflex des Halbvocals ъ (ŭ) zeigt sich häufiger in Präpositionalausdrücken: ve vodže, ve vojsku, ze Zákopanego. Bei den Masculinis mit dem o-Stamme wird im Genetiv Sing. häufiger noch das alte a gebraucht, als in der Schriftsprache: dvora, klástora, lasa, mosta u. s. w. Der Genetiv Sing. der weiblichen Substantiva auf -ja hat e: studńe, psenice u. s. w. (gem. poln. studni, pszenicy). Es hat sich auch in vielen Mundarten der Aorist, bych, byk erhalten (in der Schriftsprache [gem. poln.] durch bym ersetzt, z. B. pisał bym) und als eine Anlehnung an den Aorist müssen auch die volksthümlichen Formen, wie móviłech (statt móviłem für móvił jeśm), pobudziłech, sogar jezdech (ich bin) u. s. w. aufgefaßt werden. Die Iterativa, welche im Altpolnischen auf -avać ausgingen, haben in der Volkssprache -ovać statt -yvać der Schriftsprache, also altpolnisch kazavać, volksthümlich kazovać, nach der Schriftsprache kazywać.

Es wird auch das anlautende e, a dadurch gemieden, daß man ein j oder h vorsetzt und das o wird als ᵘo ausgesprochen. Aj geht in ej über: dej, dejće; die Gruppe kt wird häufig als cht gesprochen und in allen Mundarten Westgaliziens sagt man vełgi (statt vełki, geschrieben: wielki). Ć geht dagegen in der Gruppe ść gewöhnlich verloren: pŕǫś (statt prząść, trǫś (statt trząść), koś (kość), wie auch ł nach Consonanten im Part. praet. act. II.: ńós, vód, plót, pók u. s. w. In vielen Mundarten wurde auch silbenauslautendes ń in j verwandelt, wobei auch noch der vorhergehende Vocal nasalirt werden konnte: koj oder kǫj statt koń. Mitunter entwickelt sich dabei ein parasitisches j: kǫjń. Man spricht pieś statt pieśń u. s. w. Umgekehrt konnte ǫł, ęł, ęła zu on, ón, ena, éna werden: vzon, vzena (statt wziął, wzięła), plynon u. s. w. Aus dem Bereiche der Formen wäre bères, bere statt bierzesz, bierze anzuführen, welches im Anschlusse an die erste Person Sing. und dritte Person Pluralis berę, berǫ (in der Schriftsprache biorę, biorą) gebildet ist. Auch die erste Person Pluralis bedemy (statt będziemy), bieremy (statt bierzemy), gńetemy (statt gnieciemy), ńesemy (statt niesiemy), vidzemy

(ſtatt widzimy) und Ähnliches iſt im Anſchluſſe an die erſte Perſon Singularis, beziehungsweiſe dritte Perſon Pluralis entſtanden. Das e der erſten Perſon Singularis und Pluralis iſt ſchließlich unter dem Einfluſſe der anderen Formen, in denen kein Wandel damit vorging, ńese, ńesą z. B. nach ńeśe; bere, berę nach beře u. ſ. w. entſtanden.

Indem wir nun zur Charakteriſirung einiger wichtigerer Mundarten Weſtgaliziens übergehen, müſſen wir vor allem hervorheben, daß der jetzige Stand der Dialectforſchung in Galizien uns noch nicht ein ſo reiches und erſchöpfendes Material bietet, um auf Grundlage deſſen ein vollſtändiges Bild der polniſchen Mundarten in Galizien geben zu können. Zu der polniſchen Dialectforſchung legte der Verfaſſer dieſer Skizze den Grund durch eine Reihe von Abhandlungen (mit der Oppeln'ſchen Mundart Schleſiens beginnend) und in ſeinem Sinne wirken ſeine Schüler und andere Gelehrte weiter. Aber nicht alle Gegenden ſind gleichmäßig erforſcht. Während zum Beiſpiel der Dialect von Podhale (am Fuße des Tatragebirges) von A. A. Kryński (Gwara zakopańska. Rozprawy X. Krakau 1883), und Dr. Wł. Kosiński (Przyczynek do gwary zakopiańskiéj. Rozprawy X. Krakau 1883), die Mundart der Gebirgsbewohner in den Beskyden in den Studien von Prof. Dr. Wł. Kosiński und Prof. Dr. J. Kopernicki (Spostrzeżenia nad właściwościami językowemi w mowie górali Bieskidowych. Rozprawy III. Krakau 1875), der Bewohner der ſogenannten Puszcza Sandomierska (Sandomier'ſche Wüſte) von S. Matuſiak: (Gwara Lasowska w okolicy Tarnobrzega. Rozprawy VIII. Krakau 1880), ferner die von Ropczyce und Umgebung von R. Zawiliński: (Gwara Brzezińska w starostwie Ropczyckiém. Rozprawy VIII. Krakau 1880); von Nisko von G. Blatt: (Gwara ludowa we wsi Pysznica. Rozprawy XX. Krakau 1894); von Kalwarya und Umgebung von J. Biela: (Gwara Zebrzydowska. Rozprawy IX. Krakau 1882); von Biała und Oświęcim von Wł. Kosiński: (Niektóre właściwości mowy pisarzowickiéj. Sprawozdania Komisyi język. Akad. Um. IV. Krakau 1891) u. ſ. w. gründlich erforſcht ſind, hat man aus anderen Gegenden entweder überhaupt gar kein Material oder nur ein ſehr karges.

Doch können wir auf Grundlage des ſchon bekannten Materials folgende Mundarten unterſcheiden: 1. den karpathiſch-podhal'ſchen (namentlich in Zakopane), mit Nuancirungen in der Umgebung von Saibuſch (Żywiec); 2. dieſem nähert ſich am meiſten der Dialect der Gebirgsbewohner (górale) in den Beskyden; 3. die Krakauer Dialectgruppe; 4. den Sandomier'ſchen; 5. die Mundart an der ruthenisch-polniſchen Grenze, die freilich wieder mehrere Abarten aufweiſt, ſo z. B. die Mundart von Jarosław. Die Mundarten der Umgebung von Ropczyce und Rzeszów unterſcheiden ſich gewiß nicht beſonders von einander. Die Mundarten in der Umgebung von Oświęcim, Zator, Biała enthalten viele Eigenthümlichkeiten des ſchleſiſchen Dialectes; einige davon finden wir ſogar auch in der podhal'ſchen Mundart.

Facsimile aus dem Czartoryski'schen Codex des Wiślicer Statuts (Codex Wislicki) vom Jahre 1449.

Die podhal'sche Mundart ist vor Allem dadurch charakteristisch, daß sich darin böhmisch-slovakischer Einfluß zeigt. So wird hier u statt ę und ą gebraucht in den Ausdrücken: na moj' dusu, duć, huśćaki, zvuk, suk (polnisch sęk) u. s. w. Das böhmische silbebildende r erscheint hier als yr (wie häufig im Altböhmischen): hyrb, hyrbik, hyrcz, kopyrtać u. s. w. Nach böhmisch-slovakischer Art wird in einigen Worten h statt g gebraucht: hubić, hyrb, honem ꝛc. Statt ro, ło aus der ursprünglichen Gruppe tort, tolt finden wir ra, ła: hraść, hrastek (böhmisch chrast, polnisch aber chrost), hladzić (polnisch chłód, böhmisch chlad) u. s. w. Man muß jedoch hervorheben, daß diese Erscheinungen nur sporadisch vorkommen und keineswegs ein charakteristisches Hauptmerkmal der podhal'schen Mundart bilden. Man findet hier auch böhmisch-slovakische Worte, wie chaśnik (statt chłopiec), satrzyć (böhmisch šetřiti), truhła u. s. w. Wie im Slovakischen (nicht im Böhmischen) finden wir hier in der ersten Person Singular die Endung -em: mogem, pojdem, jidem, bedem, volem, muśem u. s. w. und in der ersten Pluralis ist -me neben -my; máme, pálime. Statt śędę, śędźeś, śeść wird hier ebenfalls unter dem böhmischen Einflusse śednę, śednǫć gebraucht. Von den anderen Eigenthümlichkeiten des podhal'schen Dialectes verdienen noch hervorgehoben zu werden: Das -ił des Part. praet. act. II lautet eł: słuzeł, kuṕeł, manchmal aber klingt es als -ół: prośół, roḃół. Y geht in e über in: reba, bedło, gospodeni, dem, to be me dały, me (my), ve (wy) ꝛc. U im Anlaut pflegt h zu bekommen: huzda. Das ą wird in der dritten Pluralis als ǫm oder óm ausgesprochen: sóm, kuṕóm. Im Part. praet. act. II ist aus ǫł: ǫn und on entstanden: stanon, zacon, vźon. Auch ęła, ęli geht in ęna, ęni über: minęni. Aus -em, -ym und manchmal auch -en im Auslaute wird ę: casę, za sklę, za oknę, za tę (tym). Aus der Gruppe ym, in entstehen auch die Nasallaute y̨, į: sósty̨, cárny̨, długį, pod velǵį. Ch wird hier als tönendes h ausgesprochen oder es wird zu einem Hauchlaut im Wortinlaut vor Vocalen: hléb, hłop, přehodźili. Im Auslaut wird es zu k: tyk (tych). Merkwürdig sind hier die Genetive muchóv, ćmóv (bei Alwernia und sonst noch, sogar auch sercóv ꝛc.). Genetiv toḃe (statt ciebie). Formen, wie vidźáłech, vidźáłek, sind schon oben erwähnt worden. Statt do mit Genetiv gebraucht man ku mit Dativ. Zum Beispiel fto ku toḃe hodźi und schließlich bez statt przez: bez dva lata byłem na Miemcák (Niemcach).

In den Mundarten der Karpathengegenden sind auch einzelne rumänische Ausdrücke im Gebrauch, die von den hierher eingewanderten rumänischen Hirten herrühren. Diese Ausdrücke betreffen das Hirtenleben und was sonst damit zusammenhängt, z. B. wałach, baca, kyrdel, hurma, turnia, bryndza (Käse), żenczyca u. m. a. In der Ornamentik der Geräthschaften und Gewänder (namentlich in Podhale) zeigt sich auch der rumänische Einfluß (vergleiche J. v. Falke in „Illustrirte Frauenzeitung" Nr. 1, Berlin 1890, im Artikel: Kunstgewerbliches Mobiliar von Zakopane).

Im Dialect von Podhale sind ferner magyarische Elemente vorhanden: bojtar, banovać kogo, beunruhigen (magyarisch bántani beleidigen), gierka, baga, fałat, bugar, hasen, hyrny u. v. a. Sonst ist im Polnischen überhaupt die Zahl der magyarischen Lehnwörter äußerst beschränkt: giermek, szereg, kurdesz, u. a. Der Hauswirth heißt in den Karpathengegenden gazda, was ebenfalls aus dem Magyarischen entlehnt ist.

In der Umgebung von Limanowa, wie auch in den benachbarten Beskyden-gegenden und in einigen Dörfern bei Wadowice und Biała gibt es nur einen Nasal ǫ.

In der westlichen Gruppe der Mundarten (Krakau, Bochnia und Wadowice), auch sonst, ist die Tendenz vorhanden, secundäre Nasale zu bilden. So wird bei Brzesko á, e, o vor m und n in der geschlossenen oder in der offenen Silbe nasal ausgesprochen: dǫm. jęm słǫma. ɔc. Weiter bewahrt hier — freilich nur in bestimmten Fällen — ž, dž, č, š seine Aussprache. Das Präsens jezdech ɔc. hört man auch hier. Vor einem Lippenlaute entwickeln Nasale häufig noch ein m, vor anderen Consonanten n: zęmby, potępić, śvénto, pénć, während das ą im Instr. Sing. der Feminina auf -a wie auch der Pronomina zu -om wird: flaszkom, z můodom, ś ńom. Ähnlich auch in der dritten Person Pluralis Präs.: kŭadom, bijom. In Krzęcin ist ił, ył im Part. prät. act. II in ół übergegangen (wie auch noch in vielen anderen Mundarten): lubół, chodźół, robół, aber Plural uozpedźeli. Ch als Local- und Genetiv-Endung Plural ist in k übergegangen: staryk, tyk, dobryk, dvok, třek. Anlautendes a bekommt ein j: japtyka, jadvent. Neben naj im Superlativ kommt auch ná- vor: nálepsy, nágorsy. Die Präpositionen bez und přez vertreten auch hier einander. Die Präposition ku klingt merkwürdiger Weise als pu: pu domu, pu kośćoŭu. Der Genetiv, Dativ, Local Sing. fem. der zusammengesetzten Declination lautet auf y, i aus: dobry vody, v maŭy chaŭpe. In der ersten Person Pluralis haben wir hier: jadema, stoima, máma. Bych kommt hier nicht vor, sondern nur das allgemeine bym. In Zebrzydowice hat u im Anlaut nicht den sonst häufig wieder-kehrenden labialen Anklang. Man hört hier auch im Präteritum vlogem statt vlokłem, řegem statt řekłem, pegem statt pekłem. Ähnlich auch jezdem statt jestem, das man aber sonst in mehreren Mundarten antrifft.

In einigen Mundarten, so z. B. in der Gegend von Alwernia, ist auch der Accent nicht fest. Es wird zwar die vorletzte Silbe betont, daneben aber auch die letzte und daß dieser Accent überwiegen kann, beweisen die Formen dźis (vidźis), će (vidźicie). Auch bei Alwernia spricht man: śvęnto, pęńć, aber gęmba, zęmby, weiter: flaskom, ś ńom. Man sagt hier leleń statt jeleń, řojca (aus řǫdźca), ebenso rajca; weiter auch gřeb̆ej statt gřeb̆eń, řeńej (-eń), pŭyj (płyń), kojski statt koński, maŭzejstvo. Stuc (stłuc), duģi. Wie in vielen anderen Mundarten wird auch hier roz- zu ûoz-.

Interessant ist auch die Mundart, die in den Wäldern der Umgebung von Dzikόw (Tarnobrzeg) gesprochen wird. Vor m, ń, n, ń lautet hier das helle a wie ä (wie ein offenes e): mämka, päna, räna, päni, zämknoć (dasselbe auch in der Mundart von Nisko). Auch a, das dem ursprünglichen ě entspricht, lautet vor n wie ä: śäno (śano), päna (piana). Auch päjstvo (państwo). U im Anlaut hat einen labialen Anklang: ᵘucho, ᵘujek u. s. w; ę erscheint hier 1. als ő: jőzyk, gŕőda, vyjőty, pańőć, gős, dőby, 2. als e: Accusativ róke, rybe, ńe, će. Dem ǫ entspricht 1. ein dumpfes ő, 2. ein helles o, 3. om, z. B. gőzva, vős, jődro, Accusativ Sing. Fem. duobro, staro, Instr. Sing. z dobrom, ze mnom. Zwischen ch und h wird nicht unterschieden, man sagt chałas (hałas), chäjba (hańba). In der Conjugation hat sich die Dualform (auch für die erste Person Plur. gebraucht): mő͡ozeva, gádáva u. s. w. erhalten. Auch hier kommen die Formen vor: pegem, pegeś, řegem u. s. w.

In der Mundart von Nisko klingt um, un wie om, on: tromna, gront. Auch hier haben wir statt der inlautenden Nasalen vor Labialen reine Vocale mit m und vor anderen Consonanten mit n: demba, grembő͡ov, bende, gens, ćeknoné, monka. ǫ lautet im Accusativ Sing. Fem. der zusammengesetzten Declination wie o: pękno, dobro; ebenso auch im Instr. Sing. Fem. und in der dritten Person Plur.: pęjo, kochajo. Das verengte é nähert sich dem deutschen ö: gřebe͡j, und ě erscheint als i, y: śpivka, śpivać, ó wird wie ő͡o ausgesprochen. Ř hat die Geltung von z bekommen, nach stummen Lauten wie auch vor denselben klingt es wie s: zeńej, kozonek, kozec, ksak, ksyvda. ł geht in ŭ über: ŭad, ŭonka, ŭeb, und dieses ŭ geht verloren im Inlaute nach Consonanten und vor u, o: stuc, chodny (chłodny), jabusko. Die erste Person Dual kommt auch hier vor: gávozyva, dostańeva ꝛc.

In Brzeziny, wie auch im östlichen Galizien, hört man einen eigenthümlichen diphthongischen Laut, der durch Contraction von ěa entstanden ist. Nach Labialen lautet er i͡a: chfi͡ać, ví͡ać. Weiter wird hier s verdoppelt: do lassa, ḿęsso, wie auch in der Umgebung von Gdów und Bochnia und an der Raba. Überreste des Duals beim Nomen sind hier: dva korca, garca und in der Conjugation: běřva, zugleich aber die Formen: dajma, veźma (Contamination aus va und my).

Beachtenswerth ist weiter die Behandlung des o in einigen Idiomen. So z. B. in einer Mundart bei Tarnów wird jedes o im Anlaute und nach den gutturalen und labialen Consonanten zu ue: uegon, uekue (oko), kuelano, kuevál, skuero, dżeckue, guerzki, guespuedárz, chuep, chuedżuŭ, chueć, zachuevali, puele, puevędżeć, spuery, bueski, buega, vueda, dvuerák, fueryś u. s. w. Nach den dentalen, palatalen Consonanten und nach r wird o zu e: debře, destáŭ, terba, tepić, paneve, nega (noga), kreva, rebić, gredżić, presto. Manchmal bleibt o vor den nasalen und im Auslaute unverändert:

zliczył márchołt/iż tyle ſłáwow było wogo-
nie yle wkońcu chrzeptá. Potem ſſukano ſro
ki y przynieſiono przed krolá á Márchołt zli-
czył iż tyle miáłá pierza białego yle czarne-
go Tedy márchołt milczkiem gárniec pełny

mleká poſtáwił włożnicy krolewſkiey/y żát-
kal by tám ſwiátłość niebyłá/y záwołał kro-
lá. A gdy krol chciał wnidz do łożnice/wſtą-
pił ná gárnyec mleká y padł by był by ſie
był obiemá rękomá niezáchwacił. Tedy krol
rozgnyewawſſy ſie rzekł. Ty zginęły ſynu
coś to vczynił. Már. Niemáſz ſie gniewáć dla
tey rzeczy za żeś nierzekł iż mleko ieſt ſwietl-
ſſe niż dzień czemużeś ták od mleká niewi
dział iáko oddnyá/rozſądz to ſam iezlicyem
krzyw. Sálo. Bog ci odpuść/odzienie moie po
mázáło ſie mlekiem á dla twego vczynku/
máłom ſſyie nyezłamał/á wſſákożeś nie-
krzyw bos ſpráwiedliwie vczynił. Márchołt.
Przeto ſie potem ſtrzeſz/á teraz ſiądz/á vczyń
mi ſpráwiedliwość/ oto/o co przed tobą będę
ſkárżył A gdy krol ſiadł/Márchołt iął ſkár-
żyć mowiąc. Pánie mam iedną ſioſtrę imie-
niem ſudáżę/ ktora ſie ſkurwiłá/y dopuściłá
ſie dziecięciá/ták iż zeſromociłá moy wſſytek
rodzay/á wſſákoż chce mieć dziedzictwo/á oy
czyznę. Tedy Sálomon rzekł niechay będzie
wezwaná ſioſtrá twoiá przed nas/á będziem
ſłucháć co tężoná będzie mowiłá.

Przed krolá ſioſtrá Márchołto-
wá byłá wezwaná.

Facſimile aus „Geſpräche zwiſchen König Salomon mit Marchold“ (1521).

uegon, tron, dzvonek, vrona, moment, domu, spuero, skuero, hoňeto, toto, toćto, jakto, co u. ſ. w. Ähnlich in der Mundart von Zebrzydowice bei Kalwarya (Bezirk Wadowice) wird jedes helle o im Anlaut und nach den Conſonanten zu uŏ: uŏćec, uŏgeń, uŏkap, kuŏũo, puŏle, muŏva u. ſ. w. Nach den liquida l, ł (ŭ), r, bleibt reines o: chŭop, strona, sirota królova u. ſ. w. In der Mundart von Iwkowa (Bezirk Brzesko) lautet o im Anlaute und nach den Conſonanten wie uo: uorać, kuopać, wuorek u. ſ. w.; nach r wird o zu e: rebuota, mrezu, grebu, aber mróz, grób u. ſ. w.

Für die polniſchen Dialecte an der ruthenischen Grenze und in Oſtgalizien iſt die Beibehaltung der Ausſprache des š, ž, dž, č, wie ſchon erwähnt, charakteriſtiſch; weiter auch der Verluſt des verengten á. Vor den palatalen Vocalen e—o, ě—a werden hier die Labialen nicht wie ſonſt im Polniſchen erweicht, dafür aber werden die Vocale diphthongiſch ausgeſprochen: i̯e, i̯a, i̯o (je, ja, jo), alſo: bi̯elić, vi̯eřę, pi̯eknyj, bi̯ałyj, vi̯ara u. ſ. w. Das unbetonte e (e—ě) im Auslaut klingt wie i: ńeśi (niesie), tobi, sobi, ve Lvovi, v vodzi. Es kommt aber auch vor, daß man e dort ſetzt, wo i ſtehen ſollte: on chvale ſtatt chvali, on czynie ſtatt czyni. Adjectiva haben die ruthenischen Endungen: pieknyj, róvnyj, v́elgij. Auch das Präteritum wird nach ruthenischer Art gebildet: ja mi̯ał, ty chodził, my pili ꝛc. Das verengte ó wird manchmal nach ruthenischer Art als y ausgeſprochen: Byg (Bóg), ruthenisch Bih. Im Auslaute erſcheint ǫ als u: su, bedu, ju (jǫ). Im Wortinlaut klingt es wie un: buńdż. Charakteriſtiſche ruthenische Volllautsformen kommen hier auch ſchon vor: perebenda, čerešńa (třešńa), zamoroka, toropić śe, strimhołov. Man vergleiche noch vovk (vilk). Der Accent fällt manchmal auch auf die Endſilbe: nimà, pošèv (pošeł). Selbſt das ſogenannte epenthetiſche ŕ kommt hier vor: żemŕa, konopŕe, grabŕe. Nach einem Vocale lautet das auslautende ł wie v (wie im Ruthenischen): byv, pošev, vidzav. Ähnlich auch čovno, vovk (wilk). Statt nie wiem ſagt man nie znam. Selbſtverſtändlich ſind hier auch viele ruthenische Worte im Gebrauch, wie sobaka (pies), sorokoviec (cwancygier) u. ſ. w.

Die ruthenischen Mundarten.[1]

Sämmtliche Dialecte der Ruthenen Galiziens gehören zur rothruſſiſchen Mundart der ruthenischen (kleinruſſiſchen) Sprache und laſſen ſich in zwei Gruppen, die

[1] Erklärung des ruthenischen Alphabets: Аа *a*, Бб *b*, Вв *v*, Гг *h*, Ґґ *g*, Дд *d*, Ее *e*, Жж *ž*, Зз *z*, Ии Mittellaut zwiſchen *y* und *i*, Іі *i*, Йй *j*, Кк *k*, Лл *ł*, Мм *m*, Нн *n*, Оо *o*, Пп *p*, Рр *r*, Сс *s*, Тт *t*, Уу *u*, Фф *f*, Хх *ch*, Цц *c*, Чч *č*, Шш *š*, Щщ *šč*, (Ъъ Erhärtung, jetzt in der phonetiſchen Orthographie nicht gebraucht), Ыы *y* (nur noch in einigen Dialecten erhalten, meiſtens durch den Mittellaut и vertreten), Ьь Erweichung, (Ѣѣ *ji*, jetzt in der phonetiſchen Orthographie nicht gebraucht), Юю *ju*, Яя *ja*, Єє *je*, Її = *ŭi*, *ji* (das den vorhergehenden Conſonanten erweichende *i* (= ь) wird in der neueren Schreibweiſe mit ї bezeichnet z. B. дїло, сїяти, лїзти. In dialectologiſchen Studien jedoch wird die Erweichung des Conſonanten durch ein demſelben nachgeſetztes ь ausgedrückt: дьіло, сьіяти, льізти; — im Anlaute: їхати, їсти = йіхати, йісти).

westruthenische und die ostruthenische scheiden. Doch muß hiebei bemerkt werden, daß die einzelnen Dialecte wohl nach ihren Merkmalen zusammengestellt, doch nicht immer ganz scharf von einander getrennt werden können, da die Dialecte auf vielfache Weise in einander übergehen und zusammenfließen.

Die westlichen Dialecte der galizischen Ruthenen weisen im Allgemeinen eine größere Mannigfaltigkeit der Vocale auf, indem nicht nur der tiefe gutturale ы-Laut (vergleiche polnisch y), sondern neben dem i (= polnisch i) öfters auch ein Mittellaut zwischen ы und i, nämlich и gehört wird. In manchen Wortformen findet die Dehnung des ursprünglichen e in ю statt, z. B. мюд, люд, привюз. Das aus dem ursprünglichen o entstandene i (etwa ô) und das die vorhergehenden Consonanten erweichende i (= ѣ) werden nie mit einander verwechselt, z. B. лій, Genitiv лою, und лый (von ляти). Da in diesen Dialecten mit ы die Formen des Verbums быти (= sein), я быв, была, было (= ich war) gebraucht werden, so werden die Westruthenen von den Ostruthenen Bylaki (былакй) genannt.

Zu den Bylaken gehören: die Lemken nebst den Zamišanzen, die Bewohner der Przemyśler und Jaroslawer Umgegend, oder die sogenannten „Doły“ (für Долиняне = Thalbewohner), von den Гірняки (Bergbewohnern) so genannt.

Der Dialect der Lemken (so genannt von der nur bei diesen Ruthenen gebrauchten Partikel лем = nur) zeichnet sich unter anderen ruthenischen Mundarten durch alterthümliche Formen in der Flexion und in den Lauterscheinungen aus. Charakteristisch sind eigenthümliche Abkürzungen, z. B. но-ле-гев! für под ле гев komm her, со-ле-ся-со! schau nur, schau! но-ле-но! laß' gehen, ойте-ле-ойте lasset gehen; ба-ле-ба! wohin wird es abgezielt! und Partikeln, z. B. покля, дотля, закля, покаль, доталь, кады, тады, тамады. Das gruth. що wird als што ausgesprochen, statt говорити nur гварити. In Kurzem wäre noch Folgendes hervorzuheben: 1. Der vocalische Anlaut bleibt hier weit häufiger als in anderen ruthenischen Dialecten: агня Lamm, акы wie, од von, она sie, оно es, уйко Oheim, Улиян Julianus, уж schon, ухо Ohr. 2. Der tiefe, harte ы-Laut hat sich erhalten und wird auch nach Gutturalen gesetzt: гыбати gehen, хыжа Hütte, сокыра Axt. 3. Außer dem harten ы-Laute ist noch ein weicher і-Laut (z. B. in den enclitischen Formen der Pronomina personalia мі, ті, сі, in dem Numerale штырі, кырві des Blutes, і und, ігола Pirol) und der mittlere и-Laut (z. B. нич nichts, никто niemand, ни, ани-ани weder noch) zu unterscheiden. Doch ist dieser lautliche Unterschied nicht auf dem ganzen Lemken-Gebiete gleich scharf ausgeprägt. 4. ю für gruth. і aus gedehntem und umgelautetem е in Wörtern wie люд Eis, мюд Honig, тютка Tante für gruth. мід, лід, тітка, sowie in den Formen: мюў (мюв), вюў, нюс, вюз, грюб, тюк, влюк, бюг für gruth. мів, вів, ніс, віз, гріб, тік, волік, бігт (von мести, вести, нести ꝛc.) 5. а erhält sich und lautet nicht in

e um in: ясна Zahnfleiſch, яр Frühling, ярец Gerſte, час Zeit, шапка Mütze, мясо Fleiſch, трясти ſchütteln, ряса Ähre, Riſpe, память Gedächtniß und dergleichen. 6. ыр (ы ſehr kurz ausgeſprochen) für gruth. ре, ро, ор, ер, ри: гырмит für гремить; хырбет für хребет; дырва für дрова (дріва); тырстіна für тростина; гырлиця für горлиця; гыртан für гортань; кыртиця für кертиця Maulwurf; ſogar пырщ für прищ. 7. ыў für gruth. ле, ўы (лы) für gruth. ло: сыўза für слеза; бўыха für блоха; ўыжка für ложка. 8. Im Auslaute hat in den meiſten Fällen erweichendes ь keine Geltung: отец Vater, оген Feuer, пелевен Schoppen, тест Schwiegervater, кін Pferd, учар Schafhirt; кіст Knochen, гус Gans, смерт Tod; пят fünf, шіст ſechs, чотырдесят vierzig. Auch in den Imperativformen wirkt das (aus и durch Abſchwächung entſtandene) ь nicht: нес, ход, бер, роб, пряд, воз, ід. In einigen Fällen wird jedoch das и im Imperativ nicht geſchwächt, ſondern ihm noch ein й angehängt: ідий, возмий, візрий, прекстий ся, подыждий, протрий, загорний. 9. Dreifacher л-Laut. Weiches л (polniſches l) z. B. in любити, льізти; mittleres л (deutſches l) in лем, летъіти, ходили; hartes л (polniſches ł) in ладный, лука, сало, гварил; letzteres geht oft in den Zwitterlaut ў über, welcher beinahe wie ein kurzes u oder w klingt, alſo: ўадный, ўука, саўо, гвариў, öfters auch ходиўа єм, ходиўо єм, neben ходила єм ꝛc. 10. Erweichung einiger Formen: Павльо, понедьілък. 11. Mouillirtes р in гварю ich ſpreche, смотрю ich ſchaue, брячка Schnalle, порядок Ordnung — ſodann in den Caſus obliqui der Wörter auf ар: учаря, рыбаря, горчаря. 12. дж für ж: одеджа, меджа, рджа, чуджый für одежа, межа, ржа, чужий. 13. ом für ою im Inſtrumentalis der Nomina und Pronomina gen. fem., z. B. руком, женом, том далеком дорогом. 14. Adverbien auf і: добрі, злъі, ладньі, вдячньі für gruth. добре, зле, ладно, вдячно. 15. Ausfall des Präſensvocales я in: повідам, повідаш, повідат, повідаме, повідате, ебенſо: глядам, рубам, гьнівам. 16. Von älteren Formen ſeien hier folgende hervorgehoben: трис, штирис (für Genus maſc.), Nominat. plur. воўци, гудаци, сьпіваци, хлопі; — Dative plur. волім, конім, котім, Locat. plur. когутьіх, льісох, синох, волох (von віл). Inſtrum. plur. віўми (віл); — Verbalformen wie: дат, дата, дато, брат, брата, брато, быў єм, была-єм, было-єм, збераў єм, збераўа єм, збераўо єм, зберали єсме, зберали єсте.

Die galiziſchen Lemken bewohnen die Bezirke von Liſko, Sanok, Krosno, Gorlice, Grybów, Jaſło und Neu-Sandec.

Die Zamišanzen (Замішанцьі) ſprechen ein Idiom, welches eine Varietät des Lemkiſchen abgibt. Es ſind hauptſächlich die Bewohner folgender Dörfer: Blyſenka, Gwozdzianka, Krościenka, Bonarowka, Oparowka, Ripnyk, Wanirwka und Čornoriky. Statt лем gebrauchen die Zamišanzen тілько und local auch ацы oder яцы. Statt lemkiſch єденнадцет, дванадцет, двадцет, тридцет wird єденайцє, дванайцє, двайцє, трийцє geſprochen. Lemkiſch ярец heißt ячмін; ſtatt хыжа ſagt man gewöhnlich хаўупа,

lemkiſch по рускы, по пільскы lautet bei den Zamišanţen по руску, по польску. Für gruth. вашого, вашому, нашого, нашому ſagt man вашего, вашему, нашего, нашему. Statt gruth. знаю, маю wird знаў, маў geſprochen. In dem Idiom der Zamišanţen wird der vocaliſche Anlaut gemieden: вівця (lemkiſch уця), восьін, вовад, вострый, гиначе ꝛc. Die Sprache der Zamišanţen, wenn auch nur auf ein kleines Gebiet beſchränkt, zeigt mehrere locale Varietäten: beinahe jedes Dorf hat in ſeiner Sprache etwas Eigenthümliches. Das Idiom der Zamišanţen weiſt in ſeinen Formen einen ſtärkeren Einfluß des Maſuriſchen

Eugen Żelechiwskij.

auf, eine ganz natürliche Erſcheinung, da dieſe Ruthenen vom maſuriſchen Elemente umfloſſen ſind. Die Lemken nennen ſich ſelbſt Ruſnaki (Русна́кы), die Zamišanţen: Ruſiny (Русины). In dem Dialect der Lemken und Zamišanţen werden die Worte, ſo wie im Polniſchen, immer auf der vorletzten Silbe betont. In allen anderen ruthenischen Dialecten iſt der Accent beweglich.

Dem lemkiſchen Dialect in mancher Beziehung am meiſten ähnlich iſt der Dialect der Ruthenen der Przemyśler und Jaroſławer Umgegend, der ſogenannten „Doły". Wir finden hier die nämliche Ausſprache von и (welches dem polniſchen i entſpricht),

wie in vielen lemkischen Gegenden: ходíті, пісáті, вíдіті; лíпа, малíна (ausgesprochen wie лъіпа, малъіна), зімно, колí (wann), бáзнік. Auch begegnet man mitunter Präsensformen wie льíтат, лáпат, лýпкат ꝛc., oder Adverbien wie приє́мньі, лáдньі, досконáльі. Wie im Lemkischen wird auch hier е in ю umgelautet in люд, genit. леду; мюд, genit. меду, dann im Part. prät. gen. masc. привю́з, приню́с, напю́к, люг. Jedoch 1. steht nach к, х (zuweilen auch nach г) nicht ы, sondern і: рýкі, сокíра, гріхí, ногі und öfters ноги. Nom. plur. von шє́пка, грýшка, кістка, лáска (Wiesel) lauten шєпкí, грушкí, кісткí, ласкí. 2. Im Auslaute hat ь seine Geltung: кінь, тесть, тьінь, злість (злôсть). 3. Doch lautet die Nominativendung der Substant. gen. masc. auf -ець hart: хлóпец, баранéц, швец, genit. хлóпцє, баранцє́, шевцє́. 4. є für lemkisch auslautendes я in весьíлє, прýтє, здорóвє. 5. Wandlung des а in е in: шєпка, чєс, щє́стє, пєть, пшени́цє ꝛc. 6. Dem anlautenden Vocale werden в, г, й, л vorgesetzt: вобá, вóко, вýхо, вóзеро, вольíй, вóстрый, воблáк, вовéс, вонá, вонó, вони́, від (von); готáва, йігóвка (Nadel), йінь (Reif an Bäumen), я́стріб, я́струб, я́нгель; льінь (Reif an Bäumen), льіглá für und neben йіглá (Nadel). 7. е, namentlich betontes, wechselt oft mit а (ein Zwitterlaut: ê. вечáр'е Nachtmahl, вечáраті (вечêраті) nachtmahlen, чарвóний roth, шáстый der sechste, грáчка Heidekraut, печáш du backst, печá er backt, печáм wir backen, печáте ihr backet, жраш du frißt, du ißt, він жра; пес брáше der Hund bellt, вонá хýсты перá. варатéно. 8. о wechselt mit а: начувати für ночувати. 9. о für е in сой, сосá, сосó: сой чоловíк, соса корóва, сосó телє́. 10. у wechselt mit о: рубíті (рубіти), кусíті für und neben робíті, косíті; грýбар' für гробарь; вурубéц, вурубéль für воробéц, воробéль, кумáн für комáн Klee. 11. Ein sehr wenig erweichtes р in: косáр', genit. косар'é. 12. Deminutiva auf ойко, ойка, ойкий für онько ꝛc.: хльібóйко, головóйка, сівéйкій. 13. Nom. sing. der Adj. gen. neutr. lautet auf оє: рíмноє пóле ebenes Feld. волóвоє воко Zaunkönig. дубóвоє д'éр'ево Eichenholz. зелéноє, сíньоє, грýбоє, малéнькоє, малéйкоє. 14. Nom. plur. der Adj. für alle Gen. lautet auf ыйі: сівыйі коні, білыйі гóлубы. 15. Vorschlag von с in: скрылó Flügel. скáвка neben кáвка Dohle. сплáвы für плáвы Flossen (beim Fische). 16. Gruth. що lautet meistens шо, hie und da bei den in Nachbarschaft der Mazuren lebenden Ruthenen auch цо. 17. Ganz eigenthümlich und für diesen Dialect charakteristisch ist die Erweichung der Labialen п, б, в, м, sowie auch der Dentalen т, д, н und der Zischlaute з, с in gewissen Fällen. Diese in der Aussprache nur leise angedeutete Erweichung wollen wir mit ' bezeichnen. п'ес, п'ерó, б'éдрó, б'éрáза, б'íлий, в'éчер, в'еснá, м'íсто, м'ет'é, в'íтер, т'еб'é, ст'еблó, д'éрево oder д'éр'ево, ід'é, м'ен'é, м'едв'éдік Maulwurfsgrille. з'éрко. з'éрнє. с'естрá, с'éрна. — Der Accent der Ruthenen der Przemyśler und Jarosławer Umgegend stimmt hie und da mit dem im Gruth. üblichen nicht überein, z. B. скурá für gruth. скíра Haut, Leder. в'éр'ба Weide für вербá

жовтый neben жоўотый für жóвтий gelb. рогú für рóги Hörner. гóлова für головá Kopf. зьвіздьı Nom. plur. von зьвіздá Stern für gruth. зьвізди, пíроги für пирогú Mehltaſchen ꝛc.

Die öſtlichen Dialecte der galiziſchen Ruthenen werden im Allgemeinen dadurch charakteriſirt, daß in dieſen Dialecten der urſprüngliche ъı-Laut (= polniſch y) mit dem i-Laute (= polniſch i) oft verwechſelt wird, den letzteren verdrängt und ſchließlich beide Laute in einen Mittellaut ı verſchmelzen. Die lautlichen Übergänge laſſen ſich, wenn wir gegen den Oſten ſchreiten, nur allmählich wahrnehmen. Der i-Laut (= ô) und i (= ѣ) werden in der Ausſprache gar oft verwechſelt. Da das Verbum бути (ſein) mit y: я був, була, було geſprochen wird, ſo werden dieſe Ruthenen von ihren im Weſten wohnenden Brüdern Bułaki (Булакú) genannt. Die Grenze zwiſchen den Былаки und Булаки iſt freilich nicht ſcharf. So trifft man Былаки hie und da unter den Bojken im Gebirg, um Drohobycz (z. B. Opaka), hie und da um Żołkiew, z. B. Werchrata. Ja die Bułaken rücken bis in die Nähe von Lemberg (Szczerzec Щирец) vor. Andererſeits findet man auch unter den Bułaken Dörfer, wo бути, був, була, було geſprochen wird, z. B. in Laszki bei Mościska. Die Bewohner von Laszki werden von ihren Nachbarn Bułaſy (Буласи) genannt. Der Laut ы iſt noch bei den Bojken im Gebirg zu hören, wo er gar oft den i-Laut (= polniſch i) verdrängt. Doch iſt ы bei den Bojken nicht ſo hart und tief aus der Kehle tönend, wie z. B. bei den Lemken und Zamišanzen.

Zu der öſtlichen Gruppe gehören die Dialecte der Bojken, der Huzulen oder Südpokutier, der Nordpokutier, der Opolaner ſammt dem Idiom der Batjuken und die wolhyniſch-podoliſche Mundart.

Die Mundart der Bojken (wahrſcheinlich nach der in dieſem Idiome gebrauchten Partikel бойе [боє] = ja! wahrlich! richtig! ſogenannt) zeichnet ſich durch manche alterthümliche Formen und ihren reichhaltigen alterthümlichen Wortſchatz aus. Z. B. жукóвина Ring, рáспря Zwiſt, мы́шка Muskel, Armmuskel, опять (опят) wieder, струя Waſſerſtrömung, Eiswuhne ꝛc. Als beſondere Eigenthümlichkeiten ſind hervorzuheben: 1. Anlautender Vocal bekommt öfters den Vorſchlag й: йóвад, йоси́ка, йовéс. 2. Der harte ы-Laut iſt in dieſem Dialect noch ſtark vertreten, wenn er auch hie und da wie ein gedehntes ō ausklingt, я бōў, бōла, забōў, мōло = я быў, была, забы́ў, мы́ло. In vielen bojkiſchen Gegenden lautet die untrennbare Präpoſition вы wie ві, eine Eigenthümlichkeit, die dem Huzuliſchen entnommen iſt: вібрати, віполокати. 3. Vorſchlag von и (beinahe ſo hart wie ы) im Genitiv. ильнý (Nom лен, льон), иртá (рот), имлá, иржáти. 4. Auch ziemlich hartes и in иглá, úней, úловатиця. 5. a erleidet oft nach erweichten Conſonanten eine Wandlung in e: шéпка, мачéти, чєс; doch tief im Gebirg hat ſich a erhalten: шáпка, чяс, держáт. 6. Auslautende Conſonanten begleitet mitunter ganz deutlich ein Nachhall, gleichſam

ein ganz kurzes ы oder у, z. B. як(ы), так(ы), хлыб(ы), сьніг(ы), пес(ы) = як, так, хлыб, пес. Viel seltener sind die Fälle der Aussprache des ь wie ein ganz kurzes і, z. B. васн(і), лан(і) = васнь, лань. 7. Das durch Dehnung von о entstandene і lautet ganz weich und übt einen erweichenden Einfluß auf den vorhergehenden Consonanten aus: сьіль, Genitiv со́ли; сьтіў, Genitiv стола́; спосьі́бный, für сіль, стіл, спосібний. 8. е lautet wie и: хло́пиць, камени́ць, пинь = хло́пець, каменець, пень. 9. Mouillirtes р in Worten und Wortformen: коса́рь, косаря́, верьх, церьков, тепе́рь, мирьха, о́рьла (Genitiv von оре́л, neben оре́ла und ореўа). 10. Im Inlaute tritt manchmal г statt des allgemein üblichen й: стога́чка für стойа́чка, стоя́чка stehendes Wasser. подоги́ти für подойіти ein wenig melken. у Стрыгу́ und у Стрыу́ für в Стрыю́. 11. Der Hiatus wird oft nicht beseitigt: има́у, мы́у, пыта́у, шыу für імаю, мию, питаю, шию, ві́тер ду́е = ві́тер ду́є, докуче́ут = докучають (namentlich in Synowucko und der Umgegend). 12. In den Adjectiven auf ский wird с erweicht (so wie im Ukr.) ру́ський, ныіме́цький. 13. Assimilation von дн in нн häufig: бі́нный, ла́нный, го́нный für und neben бідный, ла́дный, го́дный; го́нный птах ein stark entwickelter, großer, schöner Vogel. 14. Hartes л statt des erweichten in пи́лный, си́лный, нача́лник, стрілця́, па́лця für пи́льний ꝛc. 15. In Zusammensetzungen wird oft die Präposition вы durch у ersetzt: упра́ти, укупа́ти für вы́прати, вы́купати. уйти́ з ха́ты = вы́йти з ха́ты. 16. й für нь: мале́йкий, голово́йка, ґаздо́йко neben маленький ꝛc. 17. о im Auslaute der Genitivendung der Adjectiva, Pronomina und Numeralia fällt ab, wenn es das Versmaß des Liedes erfordert: до́брог, ко́трог, єдно́г für до́брого, котро́го, єдно́го. 18. Instrum. der Subst. sowie auch der Adj. gen. fem. auf ов (оў) далекоў, дорогоў, синоў, водоў (синов, водов). Der Bojke sagt синый, сина, сине, der Lemke синій, синя, синє; im Lemk. Instrum. sing. gen. fem. синьом. 19. Statt der Genitivformen своє́йі, моє́йі gebraucht man мойі, свойі. 20. Zusammenstellung des Part. prät. act. von яти, имити mit dem Infinitiv anderer Verben, um das Beginnen einer Handlung oder eines Zustandes zu bezeichnen. яў го хвали́ти er fing ihn zu loben an; ими́ло горі́ти es fing an zu brennen.

Das bojkische Idiom erstreckt sich auf die Bezirke von Turka, Stryj, Drohobycz, Dolina, Kałusz und Sambor. Es bildet gleichsam ein Verbindungsglied zwischen den Dialecten der Byłaki und denen der Bułaki, indem es nicht nur noch ы aufweist, sondern auch zum großen Theil noch Formen wie быти, быў, была, было inne hält und durch Formen зни́мат, накла́дат, сьі́дат, ру́бат, local auch чу́джий sich an die Westgruppe, namentlich an die benachbarte lemkische Mundart, anlehnt.

Im Südosten grenzen die Bojken an die Huzulen. Die Merkmale des huzulischen oder südpokutischen Dialectes sind hauptsächlich folgende: 1. Auch im Anlaut erleidet der präjotirte Vocal а eine Wandlung in е, z. B. є́вір, єли́вка, є́ма, єце́, є́года, єщу́рка,

є́гнє, є́блуко, є́сний, єк, єки́й für gruth. явір, ялівка, яма ꝛc. 2. є für gruth. я in стоє́ти, боєти се. 3. Wandlung von a in e (wie in den meisten ruthenischen Mundarten in Galizien) in шє́пка, чєс, шєнувати, те́лє, ко́тє, котє́та, медвежене́. Doch gibt es auch Ortschaften (Kuty, Kosów, Kosmacz und andere), wo sich a erhalten hat und man ша́пка, ся, те́ля, теля́тник ꝛc. spricht. 3. o geht in y, sodann in в über; für она́, оно́, они öfters уна́, уно́, уни́ und вна, вно, вни, z. B. вна бу́ла, вни бу́ли. 4. i für и (= ы) in der untrennbaren Präposition вы: вінести, вігодувати, віпрати. Auch in ві́мнє für вимя steht i. 5. Die Palatalen werden sehr weich ausgesprochen: чюжи́й, ночюва́ти, хо́чю, вчє́ра, чю́ти, чього́, чьолові́к, небора́чьок, наточьі́ти, чьі́стий, дьі́вочька, по́чька Niere, ка́чька, мора́шька, вели́чький, дожь Regen. Gruth. що lautet шьо oder шо; ще (єще́) lautet шє: шєти́на für щети́на. 6. Vor dem Ausgange ский werden die Consonanten н und л nicht erweicht: панский, сілский, гуцулский, сокілский; ebenso л vor ний: волний, далний. 7. с wird hart ausgesprochen in сніг, сі́яти (neben сьі́яти), слі́дно, свіжий; ebenso in: ходи́ў-єс (ходив-єс), ходилисми, ходилисте; meistens се für ся: робит се, йіст се; суда́ für сюда́, сюди́; шос für щось; єку́с чюти новино́ньку = якусь чути новиноньку. 8. Weiche Aussprache des р in: коса́рь, бо́ннарь, Genitiv косаря́, бо́ннаря; тепе́рь; це́рьков, черьва́к, верьх, терьх Last. 9. Im Nominativ ist hart ец; я im Genitiv erhält sich: гребене́ц, хло́пец (in Kosów: хлопе́ц), Genitiv гребенця́, хло́пця; сліпе́ц blinder Mensch; Blindschleiche, Genitiv сліпця́. 10. Der Ausgang иця erhält sich: молоди́ця, перепели́ця; doch im Accusativ die Endung hart: молоди́цу, перепели́цу; im Genitiv plur. молоди́ц, перепели́ц. 11. ц wechselt mit с: цес neben сес, сеса́, сесе́; ця, це neben ся, се: ця жінка, сеса́ жінка. 12. Abfall der Endung ть (т) in хо́дє sie gehen. но́сє, сидє́, гово́рє; dagegen oftmalige Erhaltung der Endung in der dritten Person Sing. präs., während in anderen ruthenischen Mundarten dieselbe abgeworfen wird: бе́рет, здо́ймет, ма́єт. 13. ж für gruth. дж: хо́жю, блу́жю für хо́джу, блу́джу. 14. к für т: кьі́сто, кьі́мнє für тьі́сто, тьі́мя. 15. Verdoppelung des н in черво́нний für червоний neben черле́ний. 16. Epenthetisches н für gemeinruthenisches л in земня́ für земля́. 17. бж oder бдж für gemeinruthenisch пч: бжола́, бджола́ für пчола́. 18. Häufiger Schwund von anlautendem в oder г in о́зме, оро́х für во́зьме, горо́х. 19. Die umschriebene Form des Futurums durch Verbindung des Infinitivs mit му (aus иму), wobei die Präsensform му vorangestellt wird: му писа́ти, му коси́ти, während im Ukr. dieselbe dem Infinitiv immer nachgesetzt wird und mit demselben verschmilzt: писа́тиму, коси́тиму. 20. ід oder д mit dem Dativ in Fällen, wo in anderen Dialecten до mit dem Genitiv: д ха́тьі, ід ха́тьі = до хати; ід дьівчи́ньі = до дьівчини. 21. ф für хв: фатити, фоя für хватити, хво́я. 22. Metathesis in коло́пньі für коно́пльі; жо́нва für жо́вна Grünspecht. 23. Für ходи́лисмо (сми), робилисмо oft: ходи́лим, роби́лим. 24. Einige charakteristische

Abkürzungen und Zuſammenziehungen: хло! = хло́пе, хло́пче. смо = смотри́! Пара́! für Параню, Гри für Гриць. 25. Einige als Einſchiebſel oder Anhängſel gebrauchte Wörtchen, z. B. сме (in enklitiſcher Form für есми, есмь), z. B. коли́сме ти нелюба, було ня не брати; in Verbindung mit dem Part. prät. act. II, auch zur Bildung des Perfectums: ходи́всме до міста; мой! z. B. това́ришу, мой, ци чю́єш? Die Partikel ко oft an den Imperativ angehängt: ходи́-ко, озми́-ко, ходы́т-ко! eine Eigenheit, die auch hie und da bei den Bojken zu finden iſt. Der huzuliſche Wortſchatz gehört auch zu den reichhaltigſten; doch gibt es darin manche dem Rumuniſchen oder Magyariſchen entlehnte Wörter, welche anderen rutheniſchen Mundarten fremd bleiben. Die Huzulen bewohnen die Bezirke von Koſów, Nadwórna und Kołomea.

An den huzuliſchen Dialect ſchließt ſich der nordpokutiſche an. Er umfaßt die Bezirke Stanislau, Bohorodczany, Tłumacz, Horodenka, Śniatyn und breitet ſich zum Theile auch über die längſt des Dnieſterfluſſes gelegenen, mit den Huzulen contangirenden Ortſchaften des ſogenannten Podoliens aus. In dem nordpokutiſchen Idiom ſind zwei Varietäten zu unterſcheiden. Im nordweſtlichen Theile weiſt das Idiom größere Unterſchiede vom Huzuliſchen auf, indem es ſich mehr an die Opolaner Mundart anlehnt; während die Sprache des ſüdöſtlichen Theiles (Horodenka, Sniatyn) einen Übergang zum Huzuliſchen darſtellt. Um Stanislau ſpricht man сьі für ся. ше́пка, ягне́, теле́, пшени́цьі für пшени́ця, земле́, сюда́, як, яки́й, я́блоко (я́блико und я́блуко), червоний, качка, хочу, плачу, ношу ꝛc. Um Śniatyn ſagt man суда́, хо́дєт, doch йіде́, е́гнє, ско́с, єзи́к, doch явір, яки́й, дьівочька, во́зю für во́жу, ebenſo ква́сю, про́сю, но́сю für ква́шу ꝛc. бі́льі ко́ні Nom. plur.; вольів für волів Gen. plur. von віл und andere nur geringe oder locale Unterſchiede.

Der Dialect der Opolaner erſtreckt ſich zum Theile auf die Bezirke Rudki, Gródek, ſodann auf die Bezirke Bóbrka, Lemberg, Rohatyn, Przemyślany und weiter gegen den Oſten hin längs des Dnieſter und an den Zuflüſſen desſelben, den größeren Theil des ſogenannten öſterreichiſchen Podoliens umfaſſend, im Oſten bis an den Seret (Nebenfluß des Dnieſter), im Norden zum Theile bis an den Bug reichend. Dieſer Dialect iſt einförmiger entwickelt und hauptſächlich durch folgende Merkmale charakteriſirt: 1. Anlautender Vocal bekommt meiſtens den Vorſchlag в: вокó, вóстрий, вóвад, вося́, вóсьмий, ву́хо, вус. 2. є oder ьі ſtatt gruth. я oder а: па́мєть, мє́со (мнє́со), пшени́це, тє́жко, теле́, ку́рє, прє́сти, тьіга́р, во́льі (für во́ля), ґосподи́ньі, гре́біньі (Genitiv von гре́бінь), жєль, чєс, душі́ (für душа́), на́шє, ка́шє, ту́чє. 3. у für о: блуха́ für блоха́, Plural блу́хи. 4. і für о (aus ъ) in дрівá (ukr. дрóва) Holz, крівáвий (ukr. кровáвий) und кервáвий. 5. и für о: ли́жка. 6. и ziemlich hart in бíли (beinahe wie бíлы), Nom. plur. von бíлий. 7. о und е ſchwankt: підéшва, містéчко, doch вікóнце; вікóн (Genit. von вікнó Fenſter);

сосéи неben сусóн, сосóн Genitiv plur. von сóсна. 8. є in den Subſtantiva gen. neutr: весьлé, насьінє, здорóвє (neben здорóвлє). 9. Epentheſe von л bleibt meiſtens aus: лю́бю, рóбю, doch лю́блений, рóбленний. 10. Harter Ausgang in хлóпец, воробéц (вурубéц), камінéц, doch im Genitiv хлóпцє, воробцé, камінцé. 11. Die Erweichung von р kaum angedeutet: косар' (Genitiv косар'é), р'едити, пор'едок; mitunter hart: бýра Sturm,

Mychajło Osadca.

neben бýр'е für бýря. 12. In Adjectiven auf ский wird с nicht erweicht: рýский, пáньский, польский. 13. ий ſtatt ій in синий (сина, сине), трéтий (трета, трете). 14. є für и in кéдати, шьінкé, грушкé Nominativ plur. für шапкú, грушкú. 15. чо für чого́, z. B. чо мене́ кличеш? 16. Öfterer Abfall von т (ть) in der dritten Perſon ſing.: кóси, рóби, хмáри сьі für шиб neben кóсит, рóбит, хмáрит ся. 17. Inſtrum. auf ов: сúвов, кобúлов, doch auch Formen auf ою mitunter im Gebrauch. 18. Die Endung ів im Genitiv plur. oft bei den Subſt. gen. fem. auftretend: стодолíв, долинíв, бабíв, церквíв. 19. Der Accent

ruht auf der Präpoſition in adverbialen Ausdrücken, z. B. на́прасно (Гре́да bei Lemberg, in der Bedeutung: ungeſtüm), на́-сухо, на́-скоро, на́-весну.

Als beſondere Varietät der opolaniſchen Mundart verdient der Dialect der ſogenannten Batiuken oder der Einwohner der Bezirke von Żołkiew, Rawa ruska, Jaworów erwähnt zu werden. Dieſer Dialect weiſt beſondere Vorliebe für eigenthümliche Zuſammenziehungen und Kürzungen in einigen Conjugationsformen auf, z. B. сьпівёш, сьпівё, сьпівём, сьпівёте für сьпіва́єш, сьпіва́є, сьпіва́єм, сьпіваєте, ebenſo гньівёш, гньівё, гньівёте; ähnlich хру́пё, по́рскё, конё, сховё, повідё, скакё, щу́пё, мачё, für хру́пає, по́рскає, копа́є, схова́є, повіда́є, скака́є, щу́пає, мача́є ꝛc. Auch werden oft ſtatt ка́жу, ка́жеш die Formen ка́у, ка́еш, ка́е gebraucht. Ка́е wird oft in кё contrahirt, z. B. кё ружні річи er ſagt (erzählt) verſchiedene Dinge. Oft wird auch (z. B. in Kunin) мёш, мё, мём, мёте, für ма́єш, ма́є ꝛc. geſetzt. (він) не мё охо́ти er hat keine Luſt. Häufig iſt der Gebrauch von (бу), беш, бе, бем, бете (бут) für бу́ду, бу́деш ꝛc. Statt обо́є wird hie und da обё, für хвала́ Бо́гу! фала́-бу! für чого́, чогось, чому́ ӧfters чō, чōсь, чōм (чем) geſprochen. Um Potylicz, Kunin, Jaworów wird im Futurum das Particip prät. gen. maſc. ungeändert für alle Geſchlechter in der Ein- und Mehrzahl geſetzt: буду жаў, беш жаў, бем жаў, бете жаў, бу́дут жаў, вона бе жаў ſie wird das Getreide ſchneiden, теле́ бе ссаў das Kalb wird ſaugen. Deminutivformen der Subſtantiva auf ойко (ейко), ойка, der Adjectiva auf ейкий, ойкий und der Verba (im Infinitiv) auf ойки ſind beſonders häufig: парубо́йко, козаче́йко, сестро́йка, душе́йка, личе́йко, молоде́йкий, солодо́йкий; ходи́тойки, люби́тойки. Bei den Verben, deren Infinitiv auf ити ausgeht, wird in der dritten Perſon ſing. präſ. т abgeworfen: хо́ди, вого́ри, но́си; doch wenn die letzte Silbe betont wird, bleibt т. він пали́т er brennt, er heizt, крапи́т дорщ der Regen fällt in Tropfen herab. Bei den Verben mit dem Infinitiv-Ausgange ати ſind auch Formen der dritten Perſon präſ. ſing. сыдла́, набира́, назива́, лыта́, пли́ва neben сыдла́є, набира́є, назива́є (називё), лыта́є, пли́ває im Gebrauch. Zweite Perſon ſing. von йім, дам, повім lautet йісь (ſelten und nur local йісй), дась (ſelten дасй), повісь. Zu bemerken ſind hie und da die Formen auf -щи im Infinitiv: стри́щи, бїщи, ле́щи, запрещи́, помощи́ ſtatt der gemeinruth. стри́чи, бі́чи, ля́чи, запрячи́, помочи́. Zuſammengeſetzte Adjectivformen werden häufiger gebraucht: си́вая зазу́ля, лиха́я годи́на, ра́нньое молоко́, пізныйшое жи́то, менчийі хло́пцы, си́вийі воли́. Seltener ſind nominale Formen der Adjectiva oder Pronomina, wie: зелёно по́ле, ясно не́бо, котро́ теле́. Gruth. котри́й lautet oft котро́й: весь, вся, все — всьой, всяя (вся), всьое (всьо). Tonloſe Conſonanten gehen oft in tönende über: ли́жґа, ви́ґа, ґора́льі für лижка, вика, кора́льі; zuweilen werden tönende tonlos: холоми́йка, халами́йка für коломи́йка (ein Tanz). ф geht in хв, х oder кв über: хваcóля, хві́рман, прохве́сор, хле́шка, карто́хель gen. maſc. Kartoffel, für картофля;

квасóля Fiſole, сераквúм für серафúм; dagegen gruth. хв oft in ф: фáла, фіст. Für говорúти wird ausſchließlich вогорúти, für полýкінок (30 Garben) meiſtens колýпіток geſprochen. In einigen Wörtern wird р eingeſchaltet, z. B. дорщ, маршúна für дощ, машúна, in anderen wiederum ausgeſtoßen: Верхата, окстити für Верхрата, (окрстити) окрестити. Nur ſporadiſch werden auch in dieſem Dialect adverbiale Formen auf і gefunden: вірныі, рéвныі, ладныі, розмаітьі. Für Genitivformen моéйі, твоéйі, своéйі, тойі gebraucht man méйі, твéйі, свéйі, тейі, Inſtrum. мéю, твéю, свéю (мев, твев, свев), тею (тев) für моéю, твоéю, своéю, тóю.

In dem am meiſten gegen den Oſten gelegenen Theil Galiziens zwiſchen Zbrucz und Seret (Nebenfluß des Dnieſter), ſowie auch in der Umgegend von Brody, Złoczów, zum Theile von Kaminka ſtrumiłowa und Sokal bis an den Bug wird die ſogenannte wolhyniſch-podoliſche Mundart geſprochen, die ſich durch ihre Reinheit, Vorliebe zu den offenen Vocalen a und я, ihren Wohlklang und große Verwandtheit mit der ukrainiſchen Mundart auszeichnet. Viele Volkslieder in dieſer Mundart werden vom rutheniſchen Volke, ſelbſt hie und da von Lemken mit Vorliebe geſungen. Dieſe Mundart iſt es auch, deren Formen in der Bücherſprache der Ruthenen zum größten Theile herrſchend wurden. Die wolhyniſch-podoliſche Mundart zeichnet ſich durch folgende Merkmale aus: 1. Der anlautende Vocal bekommt oft den Vorſchlag г: горáти, гобíд, горýдка, готáва, гúней, гóстрий. 2. я (а) in вóля, ишенúця, пáмять, мáсо (мнáсо), теля́, тя́жко, ся, шáпка, нáша, грýша, жáлувати; in den Genitivformen я, wie: хлóпця, коня́, тéстя; я für є in Subſtantiv. gen. neutr: волóся, щастя, лúстя, весьíля. 3. о in блоха́, лóжка; дрóва, кровáвий; підóшва, віконце, містóчко; сосóн (Genitiv von сосна́), огóнь. 4. Epentheſe von л und и: здоровля, роблю́ (рóблю), сплю, деревля́ний, мнясо, памнять, мнягкий. 5. Endung ець neben ец: хлóпець neben хлопец, камінець. 6. Hartes р in косáр, Genitiv косарá, Ablat. косарóм; бýра (= буря), рабúй, рабéц (рабéць Astur, Habicht), óраба Ebereſche, кýрата für кýрята. 7. ж in чужúй, межá, хожу neben хóджу. 8. и in кúдати, шапкú (Nominativ Plural), грушкú. 9. чем oft für чому. 10. Ablativendung -ою, -ею in травóю, стодóлою, душéю, надьíєю, моéю. 11. ям im Dativ Plural wie хлопцям, зáяцям, мíсяцям. 12. е für и und neben о in: тéйі, тéю, мéйі, мéю, собí, тебí (тóйі, тóю, моéйі, мойéю, собí, тобí). 13. Erweichte Endungen (-ть, -нть) treten local auf: кóсить, кóсять, говóрить, говóрять, мýсить; doch ſcheinen die harten (-ть, -нть) die weichen immer mehr zu verdrängen. 14. кусá, літá, співá ſehr oft für кусáє, літáє, співáє. 15. Perfectum я співáв aber auch співáв єм (співáвем). 16. Im Futurum wird Präſens бýду mit dem Particip prät. II oder mit dem Infinitiv verbunden: бýду косúв und бýду косúти. 17. Deminutivformen auf онько, енько, онька, енька, енький, оньки: парубóнько, козачéнько, сéрденько, дьівонька, сорóченька, білéнький, спáтоньки.

Im Allgemeinen haben die Bylaken (былаки) ältere Formen aufzuweisen, während die Bulaken (булаки) mehr Neubildungen zeigen. Die Gebirgsdialecte (Haupt-Repräsentanten: die Idiome der Lemken, Bojken und Huzulen) klingen im Ganzen rauher und härter, haben aber größeren Reichthum an Ausdrücken und größere Mannigfaltigkeit an Formen, als die Mundarten des Flachlandes, die sich durch ihren weicheren Klang und beständigere grammatische Formen auszeichnen.

Zum Schlusse sei erwähnt, daß sich um die wissenschaftliche Pflege des Ruthenischen in Galizien besonders Żelechiwskij und Osadca verdient gemacht haben. Eugen Żelechiwskij, am 24. December 1844 in Chiszewice (Хишевичи) geboren, entwickelte als Professor am k. k. Obergymnasium in Stanislau eine rege Thätigkeit für die Bildung des ruthenischen Volkes durch die Gründung einer Filiale der Gesellschaft „Proświta“, deren Vorstand er bis zu seinem am 19. Februar 1885 erfolgten Tode blieb. Er hat sich namentlich als Verfasser des „Ruthenisch-deutschen Wörterbuches“ (Малоруско-нѣмецкий Словар. Львів; zweiter Band 1886) verdient gemacht. Dr. phil. Mychajło Osadca, am 3. November 1836 zu Rożyków geboren, starb am 10. April 1865 als griechisch-katholischer Geistlicher und Professor am k. k. akademischen Gymnasium zu Lemberg. Osadca hat unter den galizischen Ruthenen die wissenschaftlichen Arbeiten seines Lehrers Miklosich verbreitet und in gewissem Sinne popularisirt, indem er nach dem Muster seines Vorbildes eine den neueren Sprachforschungen angemessene, für den Gymnasialunterricht bestimmte „Grammatik der ruthenischen Sprache“ verfaßte (Граматика рускаго языка. Львовъ. 1862; zweite etwas umgeänderte Auflage 1864, dritte wenig veränderte Auflage 1876).

Hausindustrie
J. MAKATEWICZ

Das Erste, womit wir uns beschäftigen müssen, ist die Feststellung des Begriffs: was ist überhaupt unter dem Ausdruck Hausindustrie zu verstehen?

Bei der allgemeinen land- und forstwirthschaftlichen Ausstellung in Wien 1890 wurde eine selbständige Gruppe für Hausindustrie Österreichs aufgestellt und ein besonderer Pavillon für die gesammte Hausindustrie aller Länder Österreichs errichtet. In dem Programm für die Gruppe Hausindustrie lesen wir Artikel I: „Als Hausindustrie ist jene Productionsform aufzufassen, in welcher der Landbewohner in oder bei seiner Wohnstätte neben der land- oder forstwirthschaftlichen Berufsthätigkeit-Gegenstände des eigenen Bedarfes für den Haushalt und die Kleidung (oder Artikel zum Verkauf, die sonst Objecte der gewerblichen oder industriellen Betriebsamkeit sind) herstellt. Die Mitglieder seiner Familie sind seine Hilfsarbeiter. Lohnarbeiter treten nur ausnahmsweise hinzu. Jene in die land- und forstwirthschaftlichen Nebengewerbe fallenden Erzeugungen, die nicht auf Kosten und Gefahr eines anderen, des Großgrundbesitzers, sondern auf Risico des Hausindustriellen fallen, gehören auch hierher."

Betrachten wir jetzt etwas näher die ländliche Bevölkerung von Galizien und untersuchen wir, ob diese allgemeine für österreichische Hausindustrie aufgestellte Definition auch für Galizien richtig ist und inwiefern sie unverändert bleiben kann.

Unser Bauer hat bis in die jüngste Zeit — in entlegenen Gegenden geschieht dies noch jetzt — Alles, was er für sich und seine Familie brauchte, selbst, und zwar hauptsächlich aus den Producten seiner eigenen Wirthschaft, nur mit Hilfe seiner eigenen ganzen Familie nach alter Sitte und alten Traditionen seiner Gegend verfertigt. Seine Hauptbeschäftigung ist noch jetzt und war immer die Landwirthschaft und das nach örtlicher Möglichkeit in allen Zweigen derselben. Aber alle von der landwirthschaftlichen Arbeit freie Zeit benützte die ganze Familie, um nicht nur Lebensmittel vorzubereiten, sondern auch alle nothwendigen Producte für Kleidung, Haushalt, Landwirthschaft und Wohnung herzustellen.

Im Herbst wurden Hanf und Flachs vom eigenen Felde, Wolle eigener Schafe zum Spinnen vorbereitet, und aus Kräutern und Wurzeln verschiedene Mischungen gemacht, um Färbestoffe nach alten überlieferten Traditionen und Recepten zu bereiten. An Winterabenden wurde fleißig gesponnen und zwar auf der im ganzen Lande üblichen Kunkel kądziel (siehe das Titelbild) bei hellem Lichte der im großen Backofen brennenden Kieferwurzeln und Reiser. Der Wintertag wurde nach Beendigung häuslicher Arbeiten von den Frauen verwendet, um Wäsche für die ganze Familie und für sich die in der Gegend üblichen Kleidungsstücke zu verfertigen.

Der männliche Theil der Familie befaßte sich im Winter mit dem Weben von Leinwand aus Flachs und Hanf, mit Tuchweberei und mit Anfertigung der in der Gegend üblichen Kleidungsstoffe und Kleidungsstücke, ferner mit der Zubereitung von

Holzmaterial zur Verfertigung von Hauswirthschafts- und Ackerbaugeräthen, sowie mit der Zurichtung von Brenn- und Bauholz. Ferner wurden Schafhäute zu Pelzen, Häute von anderen Thieren zu Stiefeln und sonstigem Hausbedarf verarbeitet.

Stroh, Schilf, Weide, Holzwurzeln wurden zu Körben und zu verschiedenen Hausgeräthen verwendet. Wo die Ortsverhältnisse günstig waren, wurde Lehm gegraben, im Garten nach altem Gebrauch ein Töpferofen gebaut und das nöthige Geschirr verfertigt.

Wir sehen aus dem bisher Gesagten, daß das Bauernhaus eigentlich eine Werkstätte der verschiedenartigsten Gewerbezweige ist oder war. Diese ganze gewerbliche Thätigkeit, alle diese Erzeugnisse haben im ganzen Lande ein Ziel gehabt: die Befriedigung eigener Bedürfnisse.

Diese Bedürfnisse waren in verschiedenen Gegenden verschieden. Die zur Befriedigung der Bedürfnisse der Dorfbewohner einer bestimmten Gegend dienenden Gewerbe wurden in der Regel alle im eigenen Dorfe betrieben, indem jede einzelne Familie nach Maßgabe der Handfertigkeit ihrer Mitglieder und ihrer alten Tradition in diesem oder jenem Gewerbe vorzugsweise arbeitete.

In jedem Dorfe sind Familien, welche Hanf und Flachs weben, in Gegenden, wo das gebräuchlich ist, auch Wolle; ferner gibt es Schuster, Schneider, Schmiede, Wagner, Korb- und Strohflechter, Zimmerleute ꝛc. Ein jeder von ihnen deckt die Bedürfnisse seiner Familie und jene seiner Nachbarn. Alles Rohmaterial lieferte die eigene Wirthschaft oder doch die nächste Umgebung; von auswärts wurden nur Salz und Eisen bezogen. Die Hauptbeschäftigung aller dieser Familien ist und bleibt immer die Landwirthschaft und nur die von der landwirthschaftlichen Beschäftigung freie Zeit wird anders verbraucht. In allen diesen Erzeugnissen herrscht die alte Sitte und die alte Tradition.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich das Wesen der galizischen Hausindustrie: die Hauptbeschäftigung des Landbewohners bleibt immer die Landwirthschaft in allen ihren Zweigen. Diese gibt ihm Lebensmittel und Rohstoffe, aus denen er mit Hilfe seiner Familie seine Kleidungsstücke und sein Geräth verfertigt. Die gewerbliche Arbeit, das Verarbeiten der Rohstoffe ist eine Neben- und zwar eine Winterbeschäftigung. Verkauf nach außen findet nur statt, insoferne der Bauer bei günstiger Ernte den Überschuß der für die Ernährung seiner Familie erforderlichen Producte oder auch in ähnlichem Falle ein Stück Leinwand, ein Stück Tuch, einen von ihm gewebten „Kilim", einen von ihm geformten und gebrannten Krug, den er für sich und seine Familie im Augenblick nicht braucht, veräußert.

Schon bei der flüchtigsten Betrachtung läßt sich erkennen, daß der Bauer aus verschiedenen Gegenden Galiziens eine große Verschiedenheit der Tracht und Typen aufweist, und da diese Trachten früher insgesammt und jetzt noch in vielen Gegenden

Erzeugnisse eigener Hausindustrie sind, so fällt die Verschiedenheit grell in die Augen, um so greller, je näher und gründlicher man die Wohnungen, Sitten und Gebräuche der ländlichen Bevölkerung der verschiedenen Gegenden betrachtet. Wir haben es also sichtlich mit einer Bevölkerung von verschiedenster Abstammung zu thun, zumal ja der lange, sich vom Westen nach Osten hinziehende verhältnißmäßig schmale Streifen Landes, welcher jetzt das Kronland Galizien und Lodomerien mit dem Großherzogthum Krakau und dem Herzogthum Auschwitz und Zator genannt wird, nur ein Stück eines großen historischen Ganzen ist. Man darf nicht übersehen, daß diese Theile des ehemaligen polnischen Reichs sehr lange Zeit Grenzprovinzen waren, und zwar Grenzprovinzen zwischen Osten und Westen. Auf der einen Seite grenzten sie an Länder der ottomanischen Herrschaft, auf der andern an Länder, welche unter dem Einflusse und der Herrschaft der römischen und deutschen Kaiser standen. Durch das jetzige Galizien führte fast der kürzeste Weg von Osten nach Westen; deswegen waren diese Gegenden durch Jahrhunderte gar oft der Kriegsschauplatz zwischen Osten und Westen und der Tummelplatz der verschiedensten asiatischen Horden und Völkerschaften aus der Mongolei, Rußland, Schweden, der Moldau und Walachei u. s. w. Bei den meisten dieser Kriege und Streifzüge war der Hauptzweck, Beute zu machen, und die kostbarste Kriegsbeute waren damals die Kriegsgefangenen. Ganze Bevölkerungen wurden weggeführt, besonders aus Podolien, und wer nur zu irgend einer Arbeit tauglich war, wurde hauptsächlich auf den Sclavenmärkten und in den Sclavenbazars Asiens und Nordafrikas verkauft und zu allem Denkbaren benützt. Nach solchen Kriegen und Streifzügen waren öfters ganze Strecken Landes entvölkert. Es mußten neue Insassen gesucht werden. Vor Allem hat man Kriegsgefangene, Nachzügler, Überreste der hausenden muselmännischen Horden angesiedelt. Aber auch Auswanderer aus anderen polnischen Provinzen wurden hier ansässig und ebenso Kriegsgefangene aus dem Westen und verschiedenstes Kriegsvolk. Daher kommt es, daß wir hier und da Colonien von Mazuren, Kozaken, Tataren, Schweden, Lithauern, Deutschen, Walachen, Türken u. s. w. finden. Die Ureinwohner, wie alle hier eingewanderten und angesiedelten Leute, haben Sitten, Gebräuche, Tracht, Hausindustrie und verschiedene Gewerbe und Traditionen ihrer Heimat beibehalten. Diese Einwanderer, Colonisten, Kriegsgefangene haben sich, soweit nur möglich war, zusammengruppirt und sich einen gesammten Marktplatz ausgewählt, wo sie für sich und ihre Stammgenossen zu Hause verfertigte Gebrauchsgegenstände kaufen, verkaufen oder tauschen konnten. Alles war für den eigenen und den Gebrauch ihrer Stammgenossen nach alter Tradition und heimatlicher Sitte verfertigt. Diese Umstände erklären uns die Localisirung der Producte der Hausindustrie in einer gewissen Gegend, denn vielleicht schon in nächster Nähe waren die Bewohner anderer Herkunft, eines anderen Stammes, die andere Tracht, andere Sitten und

Gewohnheiten, andere Traditionen hatten, und bei denen sich eine andere Hausindustrie ausgebildet hatte.

Wir haben schon erwähnt, daß sich die Hausindustrie des Bauernstandes mit unserem Leben, mit Sitte, Geschichte und Tradition innig verflochten hat. Dies findet seine Erklärung in dem steten Verkehr, welcher zwischen der Bevölkerung des Dorfes und der Familie des Schloßherrn bestand. Wenn wir das häusliche Leben unserer Vorfahren betrachten und wenn wir alte Jugenderinnerungen auffrischen, werden wir finden, daß diese traditionellen Hausindustrien sehr oft die Bedürfnisse der gebildeteren und vermögenderen Classe versorgt und befriedigt haben. Die Hauptbeschäftigung der Frauen fast aller Classen der Bevölkerung war seit uralter Zeit die Haushaltung. Ihr größter Stolz war auch, alles Mögliche und Nöthige für den Haushalt im Hause besorgen und verfertigen zu lassen. Die Frauen der höchsten Würdenträger rühmten sich, bei Ausstattungen der Töchter Leib- und Tischwäsche zu Hause verfertigen zu lassen, und die feinsten und zartesten Stickereien wurden von Dorfmädchen gemacht. Unter „mein Haus" verstand man seinen Wohnort, das Dorf, oft die Gegend — man nannte das „Bei uns". Und man benützte die beste Handfertigkeit einer Dorffamilie, um feinere Leinwand, feineren Teppich, besser ausgegerbtes Thierfell für das Schloß, für den Ortsgeistlichen u. s. w. zu erzeugen. Die kriegerischen, aber auch die friedlichen Beziehungen der Männer sowohl mit dem Orient, als auch mit den westlichen Ländern ließen manchen Specialisten als Colonisten sich ansiedeln. Besonders die vielen Beziehungen mit dem Orient, die Ähnlichkeit von Tracht, Rüstung und Geräth ließen es den Rittern und Edelleuten sehr wünschenswerth erscheinen, in ihrer Umgebung Leute zu haben, welche mit orientalischem Gewerbe bekannt waren. Da unsere Vorfahren, ob sie nun im Schlosse, in der Burg oder im Bauernhause wohnten, sehr viel im Freien verweilen mußten, bei landwirthschaftlicher Arbeit, auf der Jagd, Reise und besonders im Krieg und Lager, waren bei ihnen Pelz und Teppich von großem Werthe. Deswegen finden wir noch heute überall, wo Schlösser oder befestigte Burgen sind oder waren, Familien von Kürschnern und Teppichwebern, wie z. B. bei Zbaraż, Zakośce im Brodyer Bezirk, Alt- und Neusandec u. s. w. Es kamen Fälle vor, wo Gefangene, sogar solche, die schon als Sclaven verkauft und in verschiedenen fremden Ländern beschäftigt gewesen, durch Verträge, Auslösung, Geld und Tausch für andere Kriegsgefangene aus der Sclaverei in ihre Heimat zurückkehrten. So wurden auch Waffenschmiede und Eisenarbeiter aus Schweden und aus dem Westen hier angesiedelt, deren Nachkommen noch jetzt in Kańczuga (Bezirk Łańcut) gewandte Drahtarbeiter, Schmiede und Schlosser sind, in Sukkowice und Swiątniki Werkzeuge und Vorhängschlösser liefern. Es existirten sogar Priesterorden (Trinitarier), deren Hauptzweck die Befreiung von Sclaven und Kriegsgefangenen war. Die aus der Gefangenschaft Zurückgekehrten waren

umso erwünschter und wurden umsomehr gesucht, weil sie meist ihr dort erlerntes Gewerbe in die Heimat zurückbrachten. Die Frauen brachten die Kunst der orientalischen Stickereien und vielleicht den Gebrauch der gestickten Hemden mit, die wir noch heute in verschiedenen Gegenden antreffen, besonders an den Ufern des Dnieſter, des Pruth u. s. w. Und manche orientalische Stickmuster, die wir noch heute in Kirchen und Klöstern bewundern, wurden in der Sclaverei erlernt und vielleicht als Dankesvotum für die wiedererhaltene Freiheit am Altar niedergelegt. Aus dem Gesagten ist es leicht erklärlich, daß unsere Hausindustrie noch jetzt Spuren dieser aus dem Osten und aus dem Westen stammenden Einflüsse zeigt.

Infolge der Kriege und kriegerischen Streifzüge haben sich Leute von verschiedenem Ursprung ins Gebirge und den Wald geflüchtet, um dort Schutz zu suchen. Wir finden noch heute in der ganzen Gebirgskette von der bukowinischen längs der ungarischen und fast bis zur schlesischen Grenze Bevölkerungen verschiedenen Ursprungs, die sich durch Tracht, Sitte und eigene Hausindustrie von der übrigen Bevölkerung sehr unterscheiden. So vor Allem die Huzulen, welche an der bukowinischen Grenze hauptsächlich im Kosówer Bezirke wohnen, die Gebirgsbewohner im Stryjer, Sanoker u. s. w. Bezirke.

Unter günstigen örtlichen Verhältnissen hat sich in gewissen Gegenden diese unsere Hausindustrie mit der Zeit nach der einen oder anderen Richtung mehr ausgebildet, so daß allmälig Centralpunkte für dieses oder jenes Product derselben unter Beibehaltung der alten Sitten und Traditionen der Bevölkerung entstanden.

In jüngster Zeit haben sich unsere landwirthschaftlichen Bauernverhältnisse etwas verändert. Die jetzt gestattete und vielfach übliche Parcellirung der Bauerngründe bewirkt, daß es bereits jetzt Gegenden und Ortschaften gibt, wo die Bewirthschaftung des sehr verkleinerten Grundstückes zur Ernährung der Familie nicht mehr hinreicht und daher, je nachdem in der Familie irgend ein Product der Hausindustrie besser cultivirt war, die Verfertigung dieses einen Productes zur Hauptbeschäftigung wird. Mehrt sich die Nachfrage nach solchen Producten und reicht die Mitgliederzahl der eigenen Familie nicht mehr aus, um allen Bestellungen zu entsprechen, so werden Lehrlinge, Gehilfen angenommen, die Landwirthschaft wird ganz aufgegeben oder auf die Bebauung eines kleinen Gärtchens reducirt und aus der Hausindustrie ist ein Kleingewerbe entstanden.

Aber auch bei den auf die hier beschriebene Weise entstandenen Kleingewerben muß man noch solche unterscheiden, die das traditionelle eigenthümliche Gepräge der alten Hausindustrie, aus der sie entstanden sind, beibehalten haben und solche, die den allgemeinen rein industriellen Charakter besitzen. Die Producte unserer Hausindustrie tragen noch das alte traditionelle und nationale Gepräge und sind innig verbunden mit der Tracht unserer ländlichen Bevölkerung, die aus uralter Zeit stammt und für unser Klima und unsere Beschäftigung so anpassend ist, daß sich auch der Wohlhabende daran gewöhnt,

und wenn er im Freien auf dem Lande zu thun hat, die Producte der Hausindustrie benützt und sich Vieles von der Bauerntracht aneignet.

Haben wir bisher in Kürze die Entstehung unserer Hausindustrie und der aus dieser hervorgegangenen Kleingewerbe nach Wesen und Bedeutung für die Einwohner des Landes im Allgemeinen zu erfassen gesucht, so wollen wir jetzt einen flüchtigen Blick auf einzelne Erzeugnißgruppen werfen und dieselben kurz charakterisiren.

Unter den Erzeugnissen unserer Hausindustrie lassen sich im Allgemeinen folgende Erzeugnißkategorien (Industrien) unterscheiden: Erzeugnisse 1. der Weberei (Textilindustrie); 2. der Thonindustrie; 3. der Holzhausindustrie; 4. Erzeugnisse aus Stroh und Schilf; 5. Erzeugnisse aus Thierleder und Thierfellen; 6. Erzeugnisse aus Metall; 7. Erzeugnisse aus Stein; 8. Erzeugnisse der Frauenarbeit.

Die Erzeugnisse aller dieser Kategorien (Industrien) müssen wir wiederum in zwei große Gruppen zusammenfassen. Die eine Gruppe besteht aus Erzeugnissen ohne allen örtlichen oder traditionellen Charakter, welche dem allgemeinen Gebrauche dienen. Die Erzeugnisse dieser Gruppe gehören schon meistens zum Kleingewerbe, wie z. B. Leinwand für Wäsche ꝛc. In die zweite Gruppe gehören alle Erzeugnisse, die nach alter Tradition für und in einer Gegend erzeugt werden.

Die Unterscheidung dieser zwei Gruppen ist für den Fortbestand unserer Hausindustrie und für das Gedeihen unseres Kleingewerbes von der größten Wichtigkeit. Die erste Gruppe besitzt schon mehr einen allgemeinen industriellen Charakter; das Originelle und Typische der Erzeugnisse der zweiten Gruppe muß bei jeder speciellen Hausindustrie besprochen werden.

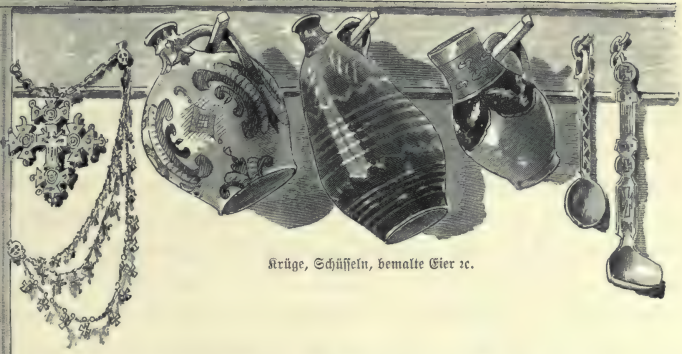
1. Die Textilindustrie (Weberei). Die Weberei war eine der Hauptindustrien des Bauernhauses, denn Wolle, Hanf und Flachs, also Leinwand und Tuch bilden das vorzüglichste Bekleidungsmaterial der ganzen Bevölkerung und die Weberei war nach der Landwirthschaft die wichtigste Nebenbeschäftigung der ländlichen Bevölkerung. Es ist nicht lange her, daß fast in jedem Bauernhause ein Webestuhl war; in vielen Gegenden ist er ein fester Bestandtheil der Wohnstube. Wir unterscheiden Weißweberei und bunte Weberei von Flachs und Hanf. Die Flachsweißweberei ist in vielen Gegenden zum Kleingewerbe geworden. Man benutzt bereits Webestühle von neuer Construction und der Betrieb ist mehr fabriksmäßig, besonders in Westgalizien, wo es Colonien von Webern gibt, so zu Krosno, Korczyn, Dembowiec, Gliniany u. s. w., die man nicht mehr zur Hausindustrie zählen kann, umsoweniger, als sie schon Fachschulen haben und Webergenossenschaften bilden. Doch gibt es noch sehr viele Gegenden in Galizien, wo die Flachs-, Hanf- und auch Tuchweberei als wahre alte Hausindustrie fortdauert. Fast im ganzen Lande, besonders aber in Ostgalizien werden neben der weißen Weberei auch bunte Stoffe sowohl

von Zwirn als von Wolle in verschiedenster Mischung von Flachs, Hanf und Wolle und in verschiedener Färbung gewebt. So wie Trachten und Sitten unserer Bauern sehr verschieden sind, ebenso mannigfaltig sind auch die Producte der bäuerlichen Webestühle. Zwirn und Wolle wurde in jedem Dorfe nach altem Gebrauche von Frauen gefärbt. Man bereitete selbst die Farben, sammelte selbst die dazu nöthigen Pflanzen und stellte selbst die verschiedenen Ingredienzen und Mischungen zusammen. Auch die Zusammenstellung der Farben und die Zeichnung der Muster geschieht in jedem Dorfe, in jeder Gegend nach ererbten Sitten und Traditionen. Alle Producte unserer alten traditionellen bunten Weberei zeichnen sich durch Dauerhaftigkeit der Stoffe und Farbenharmonie aus. Leider beginnen bereits die Anilinfarben die alten traditionellen Farben und Farbstoffe zu verdrängen. Und zwar kommen in unseren Dörfern und kleinen Städten der Ausschuß und die schlechtesten Sorten der Anilinfarben durch Kleinhändler zum Verkauf. Diese grellen Farben stören die Harmonie der alten traditionellen Muster, verderben die Dauerhaftigkeit des Stoffes und verbleichen durch Regen und Feuchtigkeit. Da gewebte Stoffe den Hauptbestandtheil der bäuerlichen Trachten bilden, so erklärt sich die ungemein große Verschiedenheit dieser Producte der hausindustriellen Weberei.

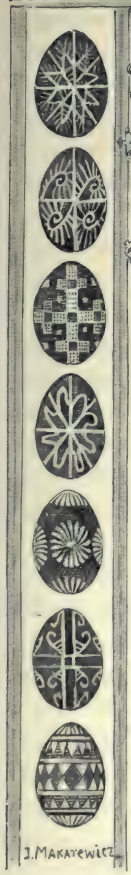
Es ist hier unmöglich alle diese in Farbe, Muster und Technik verschiedenen gewebten Stoffe für Frauen- und Männertrachten auch nur flüchtig aufzuzählen und zu besprechen. Es ist auch wirklich zu bewundern, was man Alles auf diesem jetzt sogenannten primitiven Webestuhl herstellen kann, und zwar durch Leute, deren gewöhnliches Hauptwerkzeug der Pflug, die Sense und der Dreschflegel ist.

Aus der Fülle von Erzeugnissen, welchen der Webestuhl zu Grunde liegt, heben wir zwei Producte unserer Hausindustrie hervor: die gemalte Leinwand und die Teppich- oder Kilimweberei. Es gibt Gegenden, wo es noch jetzt üblich ist: starke grobe Hanfleinwand, die speciell für diesen Zweck gewebt wird, mit Ölfarben zu bemalen. In den betreffenden Gegenden ziehen gewöhnlich im Frühjahr Maler von Ort zu Ort, die auf dem Rücken ihre Requisiten tragen. Diese bestehen aus zwei Gefäßen mit zwei Ölfarben, gewöhnlich einer dunkelbraunen und einer dunkelblauen, zwei groben Pinseln und in Holzbretter eingeschnitzten Patronenmustern. Der Maler kennt seine Kunden und ihren Geschmack und kommt gewöhnlich Jahre lang in dieselben Dörfer, denn jedes Dorf hat seine traditionellen Muster. Das so bemalte Stück Leinwand wird getrocknet und dann zur Verfertigung von Unterröcken, Schürzen, auch Oberkleidern benützt. Es gibt Gegenden, wo auch Männer Sommerkleider von solcher gemalten Leinwand tragen.

Die Teppich- oder Kilimweberei. Das Wort „Kilim“ soll in einer der orientalischen Sprachen Teppich heißen, „Kilimek“ kleiner Teppich. In früheren Zeiten, selbst noch im Anfang dieses Jahrhunderts war die Fabrikation von „Kilimki“ besonders



Krüge, Schüsseln, bemalte Eier ꝛc.



in Ostgalizien sehr verbreitet. Die Sitte, diese „Kilimki“ zu weben und fürs Haus und auf Reisen, hier zur Bedeckung der Lagerplätze im Freien, dort als Wandbedeckung u. s. w. zu gebrauchen, kam aus dem Orient und hat sich hauptsächlich in Gegenden verbreitet, wo orientalische Kriegsgefangene angesiedelt wurden, so zu Zbaraż, Toki, Zakośce u. s. w. und in großen Theilen von Podolien, wohin ebenfalls die aus der muselmännischen Gefangenschaft zurückkehrende Bevölkerung den Gebrauch der „Kilimki“ und die Kunst, sie zu weben, sowie die betreffenden Muster gebracht hat. Die Webestühle, auf denen man sie noch jetzt als alte bäuerliche Hausindustrie verfertigt, sind nach altem Herkommen eingerichtet. Man konnte diese Kilimki nur bis zur Breite des Webestuhles weben, die Länge hingegen ist nicht beschränkt, das heißt, man kann mehrere Kilimki der Länge nach wiederholen. Wo diese Teppiche gemacht werden, haben sich mit der Zeit gewisse typische Muster ausgebildet. Es sind stilisirte Blumen mit oder ohne Borduren, mit laufenden Mustern bis zum Rande und so weiter. Ein jeder Weber behält im Ganzen den Haupttypus seiner Gegend bei, hat aber seine eigenen Muster und seine eigene Art dieselben

zu ordnen und die Farben zu wählen. Diese Muster und die Anordnung derselben gehen vom Vater auf den Sohn über und haben ihre Localnamen. Jeder Kunde bringt die gefärbte Wolle mit und kann sich das Muster selbst wählen, er gibt gewöhnlich den in der Gegend üblichen Namen des Musters an oder überläßt Muster und Anordnung des Kilims dem Weber, welcher sich mit den Farben des Musters nach den Farben der gebrachten Wolle richtet, denn seine eigene Wolle webt er für seinen eigenen Gebrauch. Leider geschieht es sehr oft hier, sowie in anderen Zweigen der Hausindustrie und des Kleingewerbes, daß der Kunde das bäuerliche traditionelle Muster verschmäht und ein Muster nach irgend einer modernen, zu dem Gegenstand ganz unpassenden Zeichnung angibt. Da nun unsere Bauern eine große Nachahmungsgabe haben, so begegnet man zuweilen Kilimki sowie andern Erzeugnissen der Hausindustrie mit ganz unpassenden modernen Mustern. Die Kilimki dienen dem Bauer als Bett oder zur Bank-, Wagen-, Schlitten- und Tischbedeckung, letztere bei Festlichkeiten oder zum Schmuck der Kirche. Sie werden in den Familien sorgfältig aufbewahrt und nur im äußersten Nothfall verkauft. Deßhalb ist es auch schwer, sich einen nach guten alten Mustern, in guten echten Farben verfertigten Kilim zu verschaffen. Doch ist die Kilimweberei in etlichen Gegenden auch schon zum Kleingewerbe geworden. In der letzten Zeit beschäftigen sich viel mit dem Betriebe der Kilimweberei Taddäus Ritter von Fedorowicz in Klebanówka bei Zbaraż und Ladislaus Ritter von Fedorowicz in Okno, Bezirk Skalat, welche auf ihren Besitzungen Weber zusammenberufen haben und Kilimki auf neuen Webestühlen mit Beibehaltung alter Farben und Muster fabriziren. Auch Oscar Graf Potocki in Buczacz versucht alte Webestoffe, die man bei uns „Makaty" nennt und die aus dem Orient eingeführt wurden, sowie alte polnische Gürtel zu imitiren. Die Producte dieser Herren waren auf der letzten Landesausstellung in Lemberg zu sehen, fanden allgemeinen Beifall und wurden mit den höchsten Prämien ausgezeichnet.

2. Der Textilindustrie reiht sich die Thonindustrie innerhalb unserer gesammten Hausindustrie vielleicht in gleicher Bedeutung an. Fast die wichtigsten Geräthe in der Hauswirthschaft sind der Kochtopf und die Eßschüssel. Im ganzen Lande, das Gebirge und das Vorgebirge ausgenommen, kommt Töpferthon reichlich vor, so daß man fast überall das nöthige Geschirr selbst erzeugen kann. Die Thonarten stellen sich in Erzeugung wie im Ausbrennen sehr verschieden dar. Die Frauen stellen bezüglich der in ihrer Hauswirthschaft gebräuchlichen Gefäße je nach den örtlichen Wirthschaftsverhältnissen, der Nahrungsweise u. s. w. verschiedene Anforderungen. Unsere Thonwaaren können in zwei große Gruppen eingetheilt werden: in unglasirte und glasirte Erzeugnisse. Dazu gesellen sich als Mittelgruppe theilweise glasirte Erzeugnisse, und zwar entweder solche, die von innen oder solche, die nur von außen glasirt oder mit glasirter Ornamentik, und zwar

auf unglasirtem Untergrunde versehen sind. Im Allgemeinen herrscht in Bezug auf Thonerzeugnisse eine ungewöhnliche Mannigfaltigkeit sowohl in der Form der Gefäße als in der Glasur und Ornamentik. Auch bei dieser Gruppe unserer Hausindustrie zeigt sich sehr deutlich der Einfluß aus Osten, z. B. in der Form der Krüge, in der Ornamentik der Thongefäße, in den Farben. Auch diese Gruppe ist sehr reich an interessanten Einzelnheiten. Wir können nur die wichtigsten charakteristischen Merkmale berühren. Ein für unsere Hausindustrie und für unseren Haushalt sehr interessantes Thongeschirr ist unglasirtes graues Geschirr „Siwaki" genannt. Der zu ihrer Erzeugung dienende Thon kommt besonders in Ostgalizien reichlich vor. Die Erzeugnisse sind grau, manchmal fast schwarz, von Graphit durchzogen, dessen Anwesenheit man sogar zur Erzielung einer eigenen Ornamentik, die jedoch oft schwer zu entdecken ist, zu benützen sucht. Ein sehr charakteristisches Gefäß, besonders für Ostgalizien, ist ferner der Doppeltopf: „Bliźniaki". (Siehe Titelvignette.) Es sind zwei Kochtöpfe, die in der Mitte und oben mit einer Art Henkel, den man in die Hand nimmt, verbunden sind. Man legt auf die Öffnung beider Töpfe, damit nichts hineinfällt, ein Brett und auf dieses einen Holzlöffel. So werden zwei Speisen aufs Feld für den dort Beschäftigten getragen. In Westgalizien oder in Kleinstädten gebraucht man auch drei und manchmal auch vier solche zusammengeheftete Töpfe; zuweilen sind sie auch glasirt. Sehr verschieden geformt sind die Kochtöpfe. Es hängt dies von der Art der Heizung und von der Anlage des Kochherdes ab, dessen Einrichtung in vielen Gegenden noch alter örtlicher Tradition folgt. Es gibt Gegenden, wo die Form und namentlich die einfache, durch Horn oder ein Stück Holz gemachte vertiefte Ornamentik an vorhistorische Thongeschirre erinnert. In manchen Gegenden, hauptsächlich in Ostgalizien, findet sich Thon, welcher gebrannt rothes Geschirr liefert. Diese Geschirre werden nicht glasirt, nur mit dünnen schwarzen Graphitstreifen verziert; in anderen Gegenden werden dieselben mit farbigen Glasurstreifen ornamentirt. Glasirte einfarbige (braune, grüne, schwarze) Gefäße aber sind mehr in Westgalizien gebräuchlich.

Wir kommen nun zu den in dieser Beziehung interessantesten Producten unserer hausindustriellen Töpferei, nämlich zu den glasirten und bemalten Töpfererzeugnissen. In diesem Zweige herrscht eine große Mannigfaltigkeit in der Technik der Erzeugung und namentlich in Betreff der Motive der Ornamentation. Gewöhnlich ist bei dieser Art von Thonerzeugnissen die Grundform eine einfarbige Glasur: weiß, gelblich, braun, röthlich, grün, schwarz. Auf diesen Grundton kommt eine Ornamentik mit farbigen Glasuren, gewöhnlich in zwei bis vier Farben. Und hier tritt das bereits im Anfang dieses Artikels besprochene Moment, die Verschiedenheit der Abstammung unserer Landbevölkerung, besonders zu Tage und damit auch die Mannigfaltigkeit der Überlieferungen

und Gebräuche, welche die Verschiedenheiten der Ornamentation und der Formen in dem für den gewöhnlichen Gebrauch erzeugten Geschirr erklären. Wir begegnen auch hier zwei Strömungen, der östlichen und der westlichen, und Jeder, der sich nur etwas im Lande umgesehen hat, erkennt sogleich, wo die Thonwaaren erzeugt worden sind, erkennt die Gegend, sogar den Ort, von wo sie stammen. Das Hauptelement der Ornamentik sind gerade Linien in den verschiedensten Combinationen und stilisirte Pflanzentheile; in Westgalizien ganze Pflanzen- und Blumenzweige, besonders auf Krügen, die auch medaillonartig ornamentirt sind und auch der Form nach sich unterscheiden. Die Huzulen haben ihre eigene Ornamentik. Bei ihnen sieht man in Schränken und Stuben Krüge und Eßschüsseln, auf denen heilige Bilder, Kreuze u. s. w. gezeichnet sind. Die ersteren dienen hauptsächlich für das Weihwasser und zur Zierde. Auf Schüsseln und Ofenkacheln findet man Thier- und Lebensscenen. Für Kirchen werden thönerne Leuchter von verschiedener Form hergestellt. Diese Töpferei ist jetzt schon in vielen Gegenden zum Kleingewerbe geworden. In letzten Jahren hat man zu ihrer Hebung Fachschulen und Musterwerkstätten gegründet. Es wäre nur zu wünschen, daß über der technischen Verbesserung das tradionelle und originelle Moment der alten Hausindustrie nicht verloren gehe.

3. Die Holzhausindustrie. Die Erzeugnisse unserer Hausindustrie aus Holz umfassen ein sehr großes Gebiet; vor Allem die eigentliche Wohnstätte der ländlichen Bevölkerung und die meisten Wirthschaftsgebäude, dann aber auch der größte Theil der Haus- und Wirthschaftsgeräthe sind aus Holz. Auch hier herrscht eine sehr große nach Gegenden verschiedene Mannigfaltigkeit. Im Allgemeinen sei bemerkt, daß fast im ganzen Lande der Bauer von Kindheit auf an die Handhabung des Messers und der Hacke gewöhnt ist. Das Lieblingsspielzeug des Knaben ist eine eigene Art Messer, „kozik“ genannt, das er dann durch sein ganzes Leben bei sich trägt; mit diesem schneidet er sich als Kind alles Mögliche aus Holz, als Knabe muß er nach Kräften beim Hacken des Holzes dem Vater behilflich sein. Fast jeder Hauswirth ist im Stande, nach Ortsgebrauch sich aus Holz für den Haushalt Alles selbst zu machen, zumal er auch Säge und Holzhobel zu führen weiß. Und Holz kann er sich heute noch fast überall in Galizien billig verschaffen. In vielen Gegenden baut er sich so mit seinen Söhnen selbst sein Haus, oder wenn er Nachbarhilfe braucht, so betheiligt er sich immer mit seiner Arbeit. Ebenso fertigt sich der Hauswirth seine Ackerbaugeräthe, seinen Wagen u. s. w. selbst an; sein Nachbar, der Schmied, beschlägt ihm das Nöthige mit Eisen, obwohl in manchen Gegenden noch Räder von gebogenem Holze ohne Beschlag im Gebrauch sind.

Eine große Rolle spielt in unserer Holzhausindustrie die Korbflechterei. Ihre Erzeugnisse sind grobe Wirthschaftskörbe, während feinere Korbflechterei in vielen Gegenden als Kleingewerbe betrieben wird. Große Verdienste um die Hebung dieses Kleingewerbes

haben sich die Fürstin Marie Czartoryska in Wiązownica, Jaroslauer Bezirk, und Graf Hompesch in Rudnik, Bezirk Nisko, erworben. Viele andere Holzerzeugnisse, wie Wirthschaftswagen, Schlitten, Böttchererzeugnisse, Anfertigung von Holzlöffeln u. s. w. werden noch als Hausindustrie oder auch schon als Kleingewerbe betrieben, doch herrscht auch hier noch die alte Tradition.

Die Huzulen im Kosówer Bezirke haben ihre eigenthümliche Holzindustrie. Mit reichem Formensinn begabt, verzieren sie Haus, Thüre, Stube, alles Holzgeräth mit eigenartigen Schnitzereien; sogar das Ochsenjoch, der Holzstiel der Sense, die Kunkel, der Peitschenstiel werden verziert und zwar mit Kerbschnitt, andere Wirthschaftsgefäße, auch Tische, Truhen u. s. w. werden mit Brandtechnik ornamentirt. Der Kerbschnitt (tiefer Schnitt) und die Brandtechnik, und zwar mit glühendem Eisendraht, sind uralte Techniken, und die Ornamentmuster sind auch uralten traditionellen Ursprungs. In neuester Zeit schleichen sich leider unpassende Muster ein, und es ist Gefahr vorhanden, daß diese sehr interessante, aus uralter Zeit stammende Decorationsweise auf solche Art ganz verloren geht.

4. Erzeugnisse aus Stroh und Schilf. Die vorzüglichste Strohhausindustrie auf dem Lande und zwar im flachen Lande war und ist die Dachbedeckung, das Strohdach. Bei der Strohbedeckung ist fast die ganze Familie beschäftigt. Nur entlang den Gebirgen und in großen Waldungen sind Holzdächer üblich, meistens werden dazu dünne Bretter oder Bretterabfälle gebraucht. In Gegenden, wo sich Teiche befinden, wird zur Bedeckung Schilf verwendet. Die zweite große Strohhausindustrie ist die Strohhuterzeugung. Der Strohhut ist die Kopfbedeckung fast unserer ganzen ländlichen Bevölkerung das ganze Jahr über mit Ausnahme der paar Monate eines strengen Winters. Form der Hüte, wie Art des Geflechtes sind sehr verschieden. Sie werden meistens von den Burschen, die das Vieh weiden, für sich selbst und für die Familie geflochten. Wo Teiche oder Flüsse mit Schilf bewachsen sind, werden Schilfkörbe gemacht, die bei dem Landvolke sehr beliebt sind. Auch sie wechseln in der Form. Von Stroh- und Weidenruthen oder Bindfaden zusammengehalten, werden verschiedene Körbe, Tonnen ꝛc. verfertigt, in denen man werthvollere Getreidesamen, gewöhnlich Hülsenfrüchte, aufbewahrt. Zur Gährung des Brotes werden in vielen Gegenden flache Strohkörbe gemacht, die sehr eigenartig sind.

5. Erzeugnisse aus Leder und Thierfellen. So unentbehrlich die Erzeugnisse der Textilindustrie als Bekleidungsmittel sind, so wichtig sind bei uns auch die aus der Haut der Thiere hergestellten Halbfabrikate, als Pelz und Leder; die Zubereitung der Schafpelze, der Pelze unserer jagdbaren Thiere, der Häute des Zugviehes, ist vielleicht Überlieferung der Urzeit, der nordischen Heimat und der Nomadenzeit. Eines der Haupt-Bekleidungsstücke unserer ländlichen Bevölkerung ist der Schafpelz (kożuch). Der Bauer trägt ihn den ganzen Winter, aber auch, besonders Nachts, in anderen Jahreszeiten.

Diese Schafpelze, meist von eigenen Schafen, werden ohne Überzug, nach altem Brauche der Gegend gegerbt, verfertigt und oft an der Außenseite mit farbigen Lederstreifen verziert. Das Gerben der Häute ist im Lande allgemein im Gebrauch; fast ein jeder Kürschner gerbt sich seine Häute selbst, und viele Schuster thun dasselbe. Schuster sind in jedem Dorfe; jede Gegend hatte früher ihre eigene Stiefelform. Obwohl Kürschner, Gerber und Schuster in vielen Gegenden Landwirthschaft betreiben und das Gewerbe nur als Nebenbeschäftigung betrachten, so sind doch schon an manchen Orten, besonders in kleinen Städten diese Gewerbe zum Kleingewerbe geworden. Wie in früheren Zeiten so werden noch jetzt Häute von Jagdthieren, wie Fuchs, Wolf, Marder u. s. w. durch unsere Hausindustriellen zu Pelzen für allgemeinen Gebrauch verfertigt.

6. Erzeugnisse aus Metall. Wie bereits erwähnt, ist fast in jedem Dorfe ein Schmied, der Alles verfertigt, was die Hauswirthschaft an Eisengeräthen bedarf. Wir haben aber auch gesehen, daß Salz und Eisen die einzigen Producte waren, welche sich der Bauer für bares Geld anschaffen mußte; er trachtete daher den Gebrauch des Eisens durch anderes Material zu ersetzen. Da er indeß das Bedürfniß nach Eisen zwar einschränken, aber nicht ganz beseitigen konnte, so war der Dorfschmied immer eine wichtige Persönlichkeit im Dorfe. Die Dorfschmieden erbten gewöhnlich vom Vater auf den Sohn und wurden bereits mehr als Kleingewerbe betrieben. In Westgalizien finden sich alte Colonien von Metallarbeitern, vielleicht Überreste einstiger Waffenschmiede; in dem Städtchen Kańczuga, Bezirk Łańcut, lebten Drahtarbeiter, die im Lande herumzogen, indem sie Mäusefallen zum Verkaufe anboten oder kleine Drahtarbeiten anfertigten. Zwei solche Colonien von Eisenarbeitern sind: Sułkowice, Bezirk Myślenice, und Świątniki, Bezirk Wieliczka. Im ersten Dorfe findet man lauter Schmiede, die jetzt Werkzeuge fabriziren, im zweiten Orte Schlosser, welche ehedem das ganze Land mit Vorhängeschlössern versorgten. Vor kurzem ist in dem letzten Orte eine Fachschule für Schlosser errichtet worden. Eine eigenthümliche uralte Metalltechnik findet sich bei den Huzulen in Ostgalizien. Sie verfertigen sich selbst den zu ihrer Tracht nöthigen Schmuck aus Messing. Sie tragen Kreuze auf der Brust: die Frauen deren mehrere von verschiedener Größe reihenweise an einer Kette, die Männer gewöhnlich ein größeres Kreuz, ebenfalls an einer Kette. Auch Ohrringe, Gürtelschnallen, Steigbügel, Pfeifen u. s. w., sogar Pistolen und Gewehrläufe gießen sie nach alten traditionellen Mustern zu eigenem Gebrauche und ornamentiren verschiedene Gegenstände aus Holz, wie Stöcke, Pulverhörner u. s. w. mit Messingstiften.

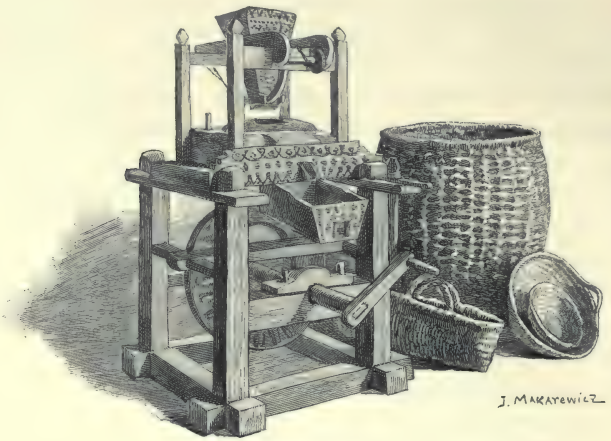
7. Erzeugnisse aus Stein. In vielen Gegenden Galiziens bestehen Steinbrüche von Sandstein, Gyps und Alabaster, Marmor und Porphyr ꝛc. Daselbst gibt es auch Bauern, die sich mit der Bearbeitung des vorhandenen Materials befassen und die Steinmetzarbeiten als Hausindustrie betreiben. Fast in ganz Galizien ist es Sitte, daß man bei

gewissen Familienereignissen im Dorfe oder auf den Wegen, besonders an Kreuzwegen, Crucifixe oder Heiligen-Figuren aufstellt. In Waldgegenden verfertigt man diese Kreuze aus Holz. Dort, wo Steinbrüche existiren, liefern diese das Rohmaterial für solche Gegenstände, deren Erzeugung nach alter Tradition der Gegend hausindustriell betrieben wird. Zu Trembowla werden Schleifsteine für Sensen in Massen angefertigt und in solchen Ortschaften, wo, wie im Bóbrker Bezirk, Gyps und Alabaster oder wo, wie in der Gegend von Krakau, Marmor und Porphyr sich vorfinden, sind örtliche kleine Hausindustrien entstanden, neben denen sich auch schon ein kleingewerblicher Betrieb entwickelt.

8. Frauenarbeit. Welche Erzeugnisse unserer Hausindustrie wir hier in die Kategorie der eigentlichen Frauenarbeit aufnehmen sollen, ist sehr schwer zu entscheiden, denn fast bei allen Erzeugnissen unserer Hausindustrie ist auch Frauenarbeit thätig. Hier kommen nur solche Erzeugnisse unserer Hausindustrie in Betracht, welche ausschließlich von Frauenhänden verfertigt werden. In erster Linie müssen wir die weißen und bunten Stickereien, die in sehr vielen Gegenden von Ostgalizien, besonders in Podolien, am Dniester und Pruth, an Hemden getragen werden, erwähnen; ganze Ärmel und öfters auch die Vorderseite des Hemdes werden mit Stickerei geziert. Diese Stickereien unterscheiden sich sehr in Muster, Technik und Ausführung. Die Frauen fertigen dieselben aus buntem Zwirn oder bunter Wolle, welche sie selbst färben und präpariren, nach traditioneller Weise. Die bunten Stickereien sind vollkommen waschecht, äußerst dauerhaft und sehen immer frisch und hübsch aus. Aber auch diesem Zweige unserer Hausindustrie droht der Verlust seiner originellen Muster und der Harmonie der Farben durch Anwendung neuer, ganz unpassender Stickmuster und der Anilinfarben. Aus Raummangel müssen wir manche kleinere Frauenindustrien, meistens mehr örtlicher Natur, wie Hauben- und Gürtel-Fabrikation ꝛc. übergehen und erwähnen nur die allgemein verbreitete, von Frauen geübte Sitte, die Ostereier zu färben und zu bemalen. Es gibt hierzulande zwei Gattungen von Ostereiern: mit einer Farbe, ohne Muster gefärbte „kraszanki“ (gefärbte) und mit mehreren Farben und mit verschiedenen Mustern bemalte „pisanki“ (die beschriebenen oder die geschriebenen), von denen jene mehr in West-, diese mehr in Ostgalizien gebräuchlich sind. Oft aber wechseln beide Gattungen je nach verschiedenen Orten. Es gibt z. B. Gegenden, wo die bemalten Ostereier üblich sind, und dicht daneben liegt ein Dorf, wo nur einfach gefärbte vorkommen. Die Muster sind von einer bewunderungswürdigen Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit. Man findet in einem und demselben Dorfe die größte Verschiedenheit in Muster und in Farbe, jedoch haben gewisse Gegenden ihren eigenthümlichen Typus. Es ist manchmal überraschend, wie so ein altes Bauernweib mit grober Hand die oft sehr feinen Muster ausführen kann. Die Muster gehen von Mutter auf Tochter über, und es liegt in ihnen ein Schatz alter nationaler und volksthümlicher Ornamentik.

Wir haben getrachtet, das Wesen, sowie das Wichtigste unserer Hausindustrie nach Möglichkeit zu skizziren, die Art ihrer Entstehung zu berühren und auch den Unterschied zwischen Hausindustrie und Kleingewerbe festzustellen. Manche mehr örtliche oder minder charakteristische Hausindustrien wurden hier übergangen, wie z. B. die Seiler-Hausindustrie, das Binden der Netze, die Verfertigung der Musikinstrumente u. s. w.

Die uralte galizische Hausindustrie hat sich mit unseren Sitten und mit unserem Nationalleben auf das innigste verflochten, denn lange und sehr lange Zeit hindurch hat fast die ganze Bevölkerung von den meisten der Producte dieser Hausindustrie Gebrauch gemacht. Man muß, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf dem heimatlichen Boden aufgewachsen sein, um alle diese feinen Nüancen erkennen und beschreiben zu können. Es ist bekannt, daß man sich jetzt in Galizien sehr mit Sammeln und Beobachten unserer Hausindustrie beschäftigt, wozu auch die allgemeine Landesausstellung in Lemberg Gelegenheit geboten hat, und daß viele einzelne Gruppen unserer Hausindustrie beschrieben und publicirt werden.



Bauernhandmühle.

Allegorie der Dumka.

Musik und Volksmusik.

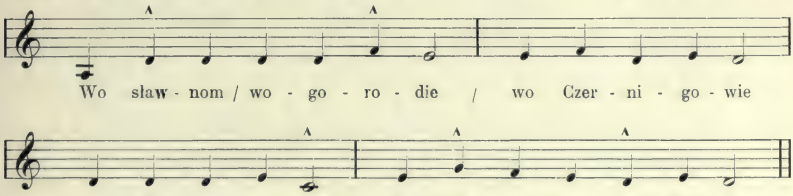
Die kleinrussische Volksmusik hat einen eigenthümlich ausgeprägten nationalen Charakter, der sich sowohl in weltlichen als auch in Kirchenliedern offenbart. Einflüsse aus Constantinopel, aus Bulgarien, Serbien u. s. w. wirkten hier anregend, doch schwang sich der nationale Erfindungsgeist über alle Einflüsse empor und eignete sich zwar fremde Muster an, ohne sie aber nachzuahmen. Das reiche Empfindungsleben der Kleinrussen, gepaart mit der Anlage, diese Empfindungen in Tönen auszudrücken, schuf Tausende von Liedern, in welchen die ganze Geschichte des Volkes enthalten ist. Vor dem Tatareneinfall, vor dem Jahre 1241, bilden errungene Siege, Weisheit der Fürsten, Schönheit der Fürstinnen den Gegenstand der Erzählung in Bylynen, Rhapsodien, allerlei Arten Romanzen u. s. w. Das Dramatische und Heroische nimmt überhand – aber nebenbei entstehen unzählige Gattungen von Liedern, welche das Volk vom Hörensingen sich bald anzueignen weiß,

Lieder, welche nicht nur lyrischen Gefühlen Ausdruck geben, sondern jede Handlung des Landmannes besingen, seine frommen Gefühle heben, seinen Humor fördern, jeglichen Kummer vergessen lassen und die Natur aufs lebhafteste schildern.

Es folgte die Epoche der Tatarenherrschaft. — Abhängigkeit von einem barbarischen Wandervolke, Unsicherheit des Lebens, ein trauriges Dasein der Unterthänigkeit, Heuchelei und blinder Gehorsam ließen keinen Raum für ein fröhliches oder heroisches Lied. Die Volkssänger wanderten nach dem Norden, und die, welche blieben, besangen Elend und Noth. Das kleinrussische Volkslied änderte seinen Charakter; neue Erscheinungen, neue Verhältnisse schufen neue Formen und Melodien. Nicht Siegeszüge, nicht herrliche Schlachten, sondern der ungleiche Kampf verzweifelter Abenteurer gegen die Übermacht wurde Gegenstand des heroischen Liedes. Die Bylynen machten Platz den sogenannten Dumy, wo das Heroische gepaart mit Melancholischem, Leben und Leiden der Kozaken schildert. Mehr als 400 Jahre hindurch machten Tataren und Türken das unglückliche Land zum Schauplatz unzähliger Kämpfe. Im Volksliede finden wir die treueste Wiederspiegelung dieser Zustände.

Das ruthenische Volkslied hat seine Ausbildung den wandernden Sängern zu verdanken. Die Kaleki und Slepcy, diese Troubadours, deren Anfänge weit zurückreichen und schon im XI. Jahrhundert eine Zunft bildeten, galten als wandernde Lehrer des Saitenspiels, des Gesanges, der Poesie und der Tänze. Ihr Instrument war die Gęśl (Husła), eine dreisaitige Violine mit langem Griff, ohne Bogen. Die linke Hand drückte auf den Griff, die Saiten wurden mit der rechten Hand gezwickt. Im XVI. Jahrhundert wurde dieses Instrument seltener, es diente zur Begleitung frommer Lieder und aus ihm entstand die Violine mit Bogen; die Husła war bei den slavischen Völkern (Polen, Böhmen, Slovaken, Dalmatinern, Bosniaken u. s. w.) allgemein im Gebrauch. Die wandernden Sänger trugen eine charakteristische Kleidung, woran man sie überall leicht erkennen konnte. Ein breiter Hut, ein breiter Mantel, ein Sack, eine oder mehrere Glocken, ein grüner Zweig zum Zeichen der Lähmung und ein Instrument bildeten ihre Ausstattung. Zu ihrem Wesen gehörte nothwendig ein körperliches Gebrechen, daher Kaleki (Lahme), Slepcy (Blinde); sie pflegten zum Zeichen dieses Merkmales ein grünendes Reis in der Hand zu tragen, was mit der Zeit zur stehenden Sitte wurde. Doch waren sie keineswegs Bettler im eigentlichen Sinne des Wortes, vielmehr erging es ihnen sehr gut. Wohin sie kamen, schaarte sich Jung und Alt, nicht nur des Liedes wegen, sondern auch aus Neugier um dieselben. Alles wußte ein solcher Sänger; er kannte ja den fürstlichen Hof und die Höfe der Bojaren, er wußte von Krieg und Frieden zu erzählen, er kannte Lieder gegen Regen, gegen Dürre und verschiedene Krankheiten. Diese Alleswisser waren immer willkommen. Der Sack des wandernden Sängers war niemals leer; er selbst lebte lustig, geehrt und geachtet, ohne Kummer und Sorgen.

Die Kaleki besangen Heldenthaten aus der Vorzeit, daher nannte man diese heroischen Lieder Byłyny, das heißt eine Erzählung dessen, was längst vorgefallen war. Der Sänger unterbrach oft den Gesang durch eine lebhafte Begleitung, deren Zweck es war, die Stimmung der Zuhörer zu heben. Mitten im Gesange begann der Sänger zu erzählen, indem er, wie ein Vater den Kindern die Bedeutung des Gesungenen darlegte. Gesang und Erzählung waren frei von subjectiven Gefühlen. Drei Factoren gaben den Ausschlag: Schönheit der Stimme, Schönheit der Begleitung und ausdrucksvolle Declamation. Dynamische Effecte waren ausgeschlossen, eine gewisse Monotonie verlieh dieser Recitation Würde und bildete den eigentlichen Reiz, nur das Tempo wechselte von Zeit zu Zeit. Von diesen Gesängen sind nur einige erhalten. Ich führe hier das Motiv einer Byłyna an, welches meiner Ansicht nach sehr charakteristisch ist. Der Anfangstext erzählt: „In der berühmten Stadt Czernigów lebte eine Witwe, die erzweise Sophie."



Der Sänger sang ein solches Lied im langsamen, jedoch im gehenden Tempo und hielt bei den oben angegebenen Accenten ein wenig an. Das Zurückhalten war ungleich und darin lag das Phantasievolle des Rhythmus. Die Begleitung bestand in Arpeggien. Die Melodie weist im dritten Tacte auf eine Modulation hin. Die zu modulirende Note bekam einen stärkeren Accent und das Tempo wurde bedeutend verlangsamt. Im vierten Tact kam ein kräftiger Accent auf das G, wonach der Sänger wieder in die ursprüngliche Tonart einlenkte und immer mehr zurückhaltend auf dem letzten Accent ein wenig ruhte.

Wandernde Sänger verfaßten nicht nur heroische Lieder, deren Vortrag einen Sänger von Fach erforderte; sie verfaßten auch Volkslieder im eigentlichen Sinne des Wortes. Andere wieder befaßten sich ausschließlich mit frommen Liedern. Die meisten davon werden noch jetzt gesungen; viele reichen bis in die Anfänge des Christenthums zurück. Die Byłyny gehören zu den Seltenheiten, da nach dem Jahre 1241 diese Gattung vollkommen verschwand. Während der Epoche der Tatarenherrschaft büßten die Kaleki und Slepcy ihre Bedeutung ein und sanken endlich zu Bettelsängern herab. Eine neue Gattung Sänger kam zum Vorschein mit dem Emporkommen des Kozakenthums, nämlich die sogenannten Banduristen, welche als Kriegssänger mit den Kozaken in den Kampf zogen und in Friedenszeiten Heldenthaten berühmter Kozakenanführer besangen.

Unter den nationalen Sängern der Ruthenen ist der älteste, Bojan, eine legendäre Persönlichkeit. Er soll in den Jahren 1019 bis 1079 gelebt und als wandernder heroischer Sänger neue Richtungen geschaffen haben. Er verwarf die alte Kithara und führte neue vielsaitige Instrumente, die Theorbe und die Bandura, ein. Dadurch wurde der Tonumfang größer, die Modulationen konnten, ohne das Instrument umzustimmen, ausgeführt werden, Verzierungen milderten die Härte der Sprünge und veredelten die Melodie. Um das Jahr 1058 lebte am Hofe Jaroslaus' I. der berühmte Regens Manuil, welcher als Verfasser vieler Kirchen- und weltlicher Lieder gepriesen wird, im Jahre 1108 zu Przemyśl Dymitri, welcher durch seine Lieder und durch seinen Gesang zu hohem Ruf gelangte. Um das Jahr 1185 wird Bojan II. als Verfasser vieler rhapsodischer und heroischer Lieder bezeichnet, unter anderen des berühmten Liedes von den Kriegsschaaren Igors „duma o pułku Igora". Er war auch ein ausgezeichneter Theorbanist. In den Jahren 1240 bis 1249 lebte am Hofe Daniels von Halicz der Sänger Mitusa, der den Fürsten auf seinen Zügen gegen die Tataren begleitete. Doch nahm seine künstlerische Laufbahn ein tragisches Ende, da Fürst Daniel ihn wegen der Profanation der Kirche durch weltliche Lieder, welche er in den Kirchengesang einzuführen bestrebt war, hinrichten ließ.

Das Volkslied änderte im Zeitraume vom XIII. bis XVIII. Jahrhundert immer mehr seinen Charakter, indem sich das locale Volkslied sowie neue Formen ausbildeten und der Tonumfang sich erweiterte.

Das locale Volkslied verdankt seine Entstehung einerseits dem erschwerten Verkehr, welcher den Austausch musikalischer Ideen in hohem Grade hemmte, anderseits heftigen Eindrücken, welche zu neuen musikalischen Ideen anregten. Viele dieser localen Lieder blieben in den engen Grenzen mehrerer oder sogar einer einzigen Ansiedelung, und man müßte sie in ihrem Geburtsorte aufsuchen, um sie kennen zu lernen. Manche aber fanden ihrer anmuthigen Form und Melodie wegen größere Verbreitung; so drangen der „Kozak", die „Kołomyjka" und die „Dumki" sogar in Polen ein.

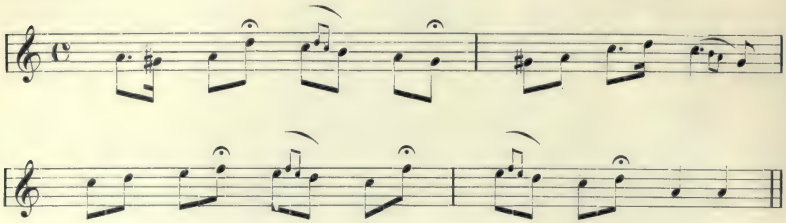
In den ungewöhnlichen musikalischen Anlagen des ruthenischen Volkes liegt der Grund für die Ausbildung verschiedener musikalischer Typen. Der schönste und interessanteste Typus des Volksliedes ist in seinen unzähligen Weisen das Kozakenlied. Die Kozakenlieder sind entweder die „Dumy", welche Leben und Thaten der Kozaken besingen, oder eigentliche Soldatenlieder. Die „Dumy" wurden von Sängern mit Begleitung eines Saiteninstrumentes vorgetragen, die Soldatenlieder zeichnen sich durch eine eigenthümliche Form aus. Sie beginnen mit einer reizenden unrhythmischen Melodie, dann folgt ein Chor mit frischem, lebhaftem Rhythmus. Oft bildet dieser Chor eine Art „Refrain" nach einem längeren Solo. Diese Art Strophen abzuschließen ist uralt und war bei vielen slavischen Völkern üblich. Das Solo mußte von einem tüchtigen Vorsänger gesungen werden, der eine und dieselbe

Melodie dem Sinne der Strophe gemäß zu singen wußte. Dies geschah vermittelst der Accorde, des Tempo's und besonders vermittelst der Verzierungen. Die Verzierungen, welche einen Ton mit dem anderen verbinden, haben zum Zweck Sprünge zu mildern.

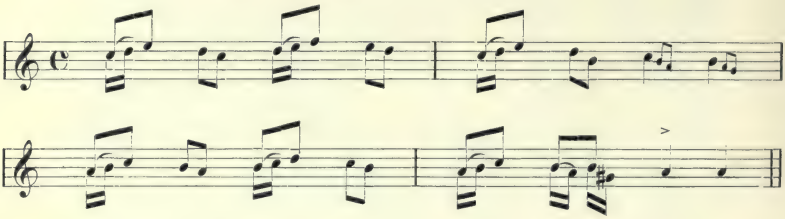
Ein ruthenischer Leierspieler (Lionite).

Dies geschieht nur von der oberen Note zur unteren. Diese Verzierungen kommen in allen Gattungen des neueren Volksgesanges vor und werden immer mit schwacher Stimme gesungen.

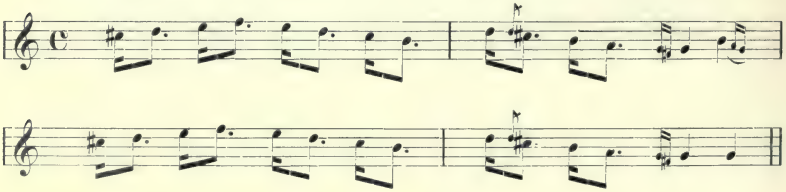
Auch die Erweiterung des Tonumfanges ist allmälig erfolgt. Von zwei diatonisch nächsten Tönen bis zu einer Octav und darüber hinaus wurde der Tonumfang des Liedes immer breiter, und in diesem wachsenden Tonumfange wurden auch die Verzierungen immer häufiger. Alle ruthenischen Lieder haben mit einander gemein, daß sie niemals mit dem Auftact beginnen, daß sie oft durch plötzliche Fermate den Gang der Melodie aufhalten, und daß das Tempo sehr oft in einem und demselben Liede wechselt. Hier das Beispiel eines solchen Liedes mit charakteristischen Verzierungen nach der Aufzeichnung des Porphyrii Bazanski.



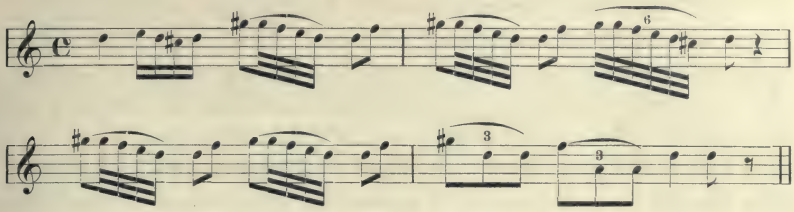
Die „Kołomyjki", so benannt nach der Gegend von Kołomea in Galizien, haben eine sehr einfache Melodie. Die Hauptsache liegt in den Verzierungen, welche von den Einheimischen ganz eigenartig gesungen werden. Die Lieder bewegen sich in rascherem Tempo und haben zuweilen sogar einen tanzartigen Charakter. Hier ein Motiv mit raschem Tempo und wenigen Verzierungen:



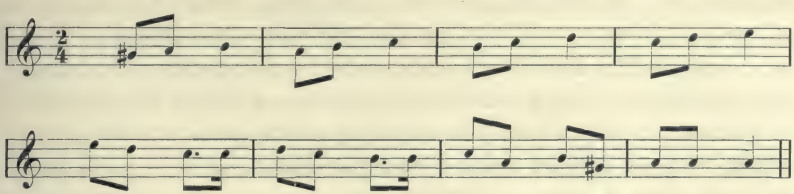
Kołomyjka mit langsamerem Tempo und vielen Verzierungen:



Sehr charakteristisch ist die sogenannte „Huculka". Sie verdankt ihren Ursprung dem Gebirge mit seinem Nachhall. Hier ein Beispiel aus der Gegend von Żabie:

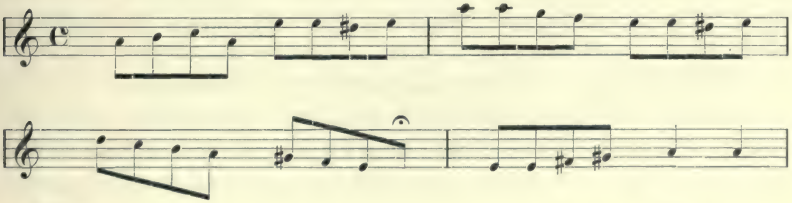


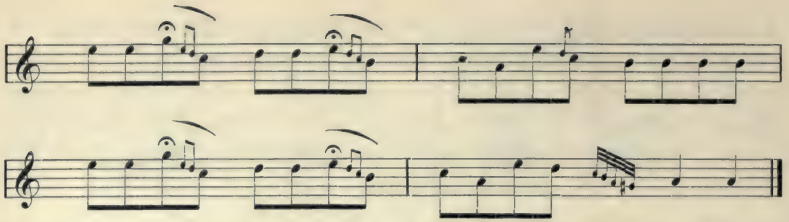
Als Tanzmotiv ist der „Kozak" am meisten bekannt und verbreitet. Das rasche Tempo im Zweiviertel-Tact hat nicht die Form der Tänze im Allgemeinen; denn im Kozak folgen kurze Motive nach einander, ohne Contraste und ohne den geringsten Wechsel des Tempo, wie z. B.



Viele von den ruthenischen Liedern lassen keine Tacteintheilung zu. Das Ganze macht den Eindruck einer Improvisation und muß innig und leise gesungen werden, wie z. B. die nächstfolgende charakteristische „Dumka":

Viele Lieder erreichen einen Tonumfang von elf Tönen und darüber und zeichnen sich durch eine breite Melodie aus, wie z. B. folgendes Lied:





Der hervorragendste Vertreter der neueren nationalen Musik ist Szaidurow, dessen Thätigkeit in die Mitte des XVI. Jahrhunderts fällt. Er schrieb eine umfassende Theorie der Musik, welche als Handschrift in der Bibliothek zu St. Petersburg sich befindet. Sein Nachfolger als Theoretiker war Alexander Mesenec (1663), dessen umfassendes Werk über die Musik jedoch niemals im Drucke erschien, weil die Vollendung desselben in die Zeit der Einführung der Linien fiel. Der Erste, der auf Linien schrieb, war Theodor aus Tarnopol (1652). Mit dem Beginn des XVIII. Jahrhunderts kamen fremde Musiker aus Deutschland und Italien, welche viele nationale Lieder nach eigener Manier bearbeiteten und herausgaben. Die Clavierliteratur insbesondere ist reich an unzähligen Bearbeitungen ruthenischer Motive; doch haben diese Bearbeitungen, mögen auch die Motive sonst treu aufgezeichnet worden sein, keineswegs das Verständniß der ruthenischen Volksmusik gefördert. Die Motive dienen mehr als Thema zu Variationen, wobei das Claviermäßige in den Vordergrund tritt. Auch den meisten Sammlungen ruthenischer Lieder fehlt die gründliche Kenntniß der Sache. Vieles wurde aufs Gerathewohl gesammelt und herausgegeben. Unter den unzähligen Sammlungen behaupten jene des ruthenischen Gelehrten Porphyrij Bazanski den ersten Platz. Porphyrij Bazanski (geboren 1836 bei Śniatyn in Galizien) studirte in Lemberg die Theologie und wurde im Jahre 1865 Geistlicher. Mehr als dreißig Jahre widmete er musikalischen Studien und sammelte mit unermüdlichem Eifer ruthenische Lieder. Seine zum Theile veröffentlichten Sammlungen umfassen mehrere Tausende von Liedern; auch schrieb er viele musikalisch-literarische Aufsätze, sein bedeutendes Werk aber ist die Theorie, Analyse und Kritik der ruthenischen Musik. Er verfaßte seine Schriften in ruthenischer Sprache, weshalb sie nur wenig verbreitet sind. Sein Verdienst liegt darin, daß er ein reiches Material beherrscht und den Charakter der Volksmusik bewahrt, da ihm die Kenntniß der Musik im Allgemeinen und die Errungenschaften derselben im Abendlande als Maßstab, nicht aber als Mittel zur Modernisirung dienten.

Die große Anzahl von Instrumenten, deren sich die nationalen Sänger und das Volk bedienten, weist auf eine ungewöhnliche Ausbildung des musikalischen Sinnes. Die Sopialka, in Deutschland unter dem Namen Schalmei bekannt, eine Flöte mit fünf Löchern, diente bei den Ruthenen zum Tanz und zur Begleitung. Swiril oder Surla

hieß eine Combination von 5 bis 12 verbundenen Schalmeien. Der Duda (Dudelsack) ist in den Karpathen und in Pokutien im Gebrauch. Die Trembita wird nur in Kleinrußland gebraucht. Bei den Huzulen ist dieses Instrument überall zu finden. Es besitzt eine unterbrochene Scala, wird aus Holzrinde oder Blech verfertigt und erreicht eine Länge von drei Metern. Den Ruthenen dient sie als Begleitung zum Gesang. Surma hieß ein riesiges jetzt nicht mehr gebräuchliches Blasinstrument. Die Kithara, ein anfangs drei-, später fünf- bis siebensaitiges Saiteninstrument, war in Polen als Laute bekannt. Bei den Südslaven in alter Zeit sehr verbreitet, kam es jedoch bald außer Gebrauch. Bei dem Volke erhielt es sich aber bis über das XVII. Jahrhundert. Die Bandura und die Theorbe unterschieden sich nur durch ihre Größe. Die Bandura besaß dreizehn Saiten und bewegliche Bässe, welche für alle Tonarten gestimmt werden konnten. Die Theorbe hatte sogar fünfundzwanzig bis dreiunddreißig Saiten. Die Lyra ist ein hölzerner Kasten mit einer Kurbel an der kleinen Seite. Sie ist dreisaitig, besitzt jedoch eine vollkommene Scala. Vermittels der Kurbel werden die Saiten gezwickt, während die linke Hand durch das Andrücken mit den Fingern entsprechende Töne zur Geltung bringt. Die Leier ist noch jetzt überall im Gebrauch. Bettelsänger spielen sie und singen dazu fromme Lieder. Diese „Lyrniki" sind moderne „Kaleki" und „Ślepcy", jedoch ohne die Bedeutung ihrer großen Vorfahren. Sie zeichnen sich durch einen eigenthümlichen Typus und durch die Würde, mit welcher sie ihre Kunst ausüben, aus. Auf Kirchmessen sind sie überall zu sehen und zu hören; das Volk schaart sich um diese verkommenen nationalen Sänger und bringt ihnen Almosen und Sympathien entgegen. Außer den eben genannten Instrumenten sind noch die Violine, das Contrabaß, Cimbeln und verschiedene Percussionsinstrumente bei dem ruthenischen Volke im Gebrauch.

Eine besondere Pflege wurde zu allen Zeiten der Kirchenmusik zu Theil.

Der russische Kirchengesang begann mit der Einführung des Christenthums und gelangte bald zu ungewöhnlicher Ausbildung. Der Gesang kam mit griechischem Text aus Constantinopel, doch wurde letzterer bald in die russische Sprache übertragen. Das warme Interesse der Fürsten für die Kirchenmusik, indem sie während des Gottesdienstes sangen und fremde Lehrer, Griechen und Bulgaren, an ihren Hof beriefen, übte auf die Ausbildung der Kirchenmusik einen ungemein großen Einfluß. Schon Wladimir der Große hielt bulgarische Sänger, welche den Kirchengesang leiteten; man nannte sie Domestici, Didaskalen oder Regenten. Lukas, ein berühmter Regens, lebte um das Jahr 1053. Zur Zeit Jaroslaus I. unterrichteten diese Sänger in fürstlichen Diensten auch in verschiedenen Schulen oder wanderten im Lande umher. Die zahlreichen Theilungen des Landes unter den Nachkommen Jaroslaus' I. hemmten das rege Leben und Schaffen nicht, vielmehr fand ein größerer Austausch musikalischer Ideen durch den Wetteifer der Fürsten statt.

Erst der Tatareneinfall unterbrach dieses Kunstleben. Dazu kam noch der Eifer strebsamer Geistlicher, welche Sängerschulen gründeten und bewanderten Diaken die Pflege des Gesanges überließen. Dies alles förderte den Sinn für die Musik und die nationale Veranlagung des Volkes für mehrstimmigen Gesang und eigenartigen Rhythmus. Das erste ist der natürliche Ausfluß eines ausgezeichneten musikalischen Gehörs, welches, im Allgemeinen den Südslaven eigen, nicht nur eine reine Intonation zur Folge hat, sondern auch das Bestreben erregt, in der natürlichen Mittellage zu singen; das zweite ergab sich aus der Natur der Sprache. Tact, Metrum und demnach ein symmetrischer Rhythmus sind der kleinrussischen Musik vollkommen fremd, sie kennt nur den unsymmetrischen Rhythmus, nämlich jenen, wo ein einziger Accent ungefähr in der Mitte der musikalischen Phrase auf eine Silbe des hervorzuhebenden Wortes fällt. Dieser Accent kommt oft schon in der zweiten Silbe vor, er fällt jedoch niemals auf die erste.

Der griechische Gesang wurde verhältnißmäßig rasch verdrängt, um dem nationalen Kirchenliede Platz zu machen. Schon Jaroslaus I. ließ griechische Kirchenbücher ins Russische übersetzen, der declamatorische schleppende Gesang wurde nach und nach durch einen männlicheren, mehr gedrängten und lebhaften verdrängt. Die Sängerschulen hielten sich nicht an eine streng angewiesene Richtung; bis zum XIV. Jahrhundert wurden in den Kirchenbüchern die Noten für eine einzige Stimme aufgezeichnet, die übrigen Stimmen mußten nach dem Gehör erlernt werden. Aber die Noten wurden in die Kirchenbücher von den dazu berufenen Sängern und Componisten eingetragen und diese Componisten schufen neue Melodien und rühmten sich des bis ins XVII. Jahrhundert nachweisbaren Rechtes, ihre Namen in die Bücher einzutragen. Die Namen der Componisten sind uns zufolge des zu jener Zeit allgemeinen Brauches erhalten, dieselben in den Anfangsbuchstaben der Strophenverse akrostichisch anzudeuten. Die zahlreichen Schulen und das allgemeine Interesse für den Gesang förderten die Ausbildung guter Sänger und begabter Componisten. Der Umstand, daß Componisten sowohl Kirchenlieder, als auch weltliche Lieder schufen, führte dem Kirchengesang unzählige neue Motive zu, wie dies ein Verbot beweist, welches schon im XI. Jahrhunderte (1074) der Metropolit Johann II. gegen die Einführung weltlicher Lieder in die Kirche erließ, nachdem er zuvor viele derselben nach strenger Prüfung in die Kirche aufgenommen hatte.

Schon in verhältnißmäßig früher Zeit finden wir Spuren des polyphonischen Gesanges. Die russischen und die südslavischen Gelehrten sind bis jetzt über die Zeit der Entstehung der Polyphonie nicht einig. Porphyrij Bazanski, behauptet, dass der polyphone Gesang schon im XI. Jahrhundert bekannt gewesen sei, und unterstützt diese Behauptung durch die andere, daß in dieser Epoche weltliche Lieder schon mehrstimmig gesungen worden seien. Es ist kaum möglich, diese Frage zu entscheiden, da die aufgezeichneten

Melodien niemals andere Stimmen neben sich hatten, sogar in der Epoche, in welcher ihre Mehrstimmigkeit keinem Zweifel unterliegt; aber so viel ist gewiß, daß der berühmte Theoretiker Szaidurow im XVI. Jahrhundert die Polyphonie als eine sehr alte Kunst behandelt. Unterricht und Muster mochte das ruthenische Volk aus Griechenland, Bulgarien und Serbien erhalten haben, aber die Ausbildung und Verallgemeinerung des mehrstimmigen Gesanges war das Werk und das Resultat der Begabung der ganzen Nation.

Der Chorgesang ist also uralt, und das Volk sang in der Kirche, bei den Festlichkeiten, während des Marsches, vor und nach der Schlacht. Das Kyrie Eleison, welches aus Griechenland kam, wurde bald ein nationales Lied, welches besonders vor der Schlacht ähnlich wie die polnische „Bogarodzica" vom Heere gesungen wurde. Im XIII. Jahrhundert war der antiphonische Gesang in der Kirche üblich, Doppelchöre waren keine Seltenheit.

Das Verbot, welches die Hierarchen im X. Jahrhundert erließen, weder Blas-, noch Saiteninstrumente in der Kirche einzuführen, war für die Ausbildung des Chorgesanges von großem Nutzen; statt der Instrumente leiteten die Vorsänger (Didaskalen, Domestici, Regenten) den Volksgesang in der Kirche. Die Terzengänge kamen sehr früh in Gebrauch, aber darin äußert sich die musikalische Begabung des ruthenischen Volkes, daß es nicht unbeholfen an den Terzen haftete, sondern in den Modulationen andere Intervalle aufsuchte. Es kamen nun sehr oft schreiende Dissonanzen vor, außer den Quinten und Octavengängen auch Secundengänge auf- und abwärts, und im XVI. Jahrhundert zur Zeit Szaidurows scheute man solche Harmonien nicht im geringsten, aber gleichzeitig begann sich eine dritte Stimme geltend zu machen, und der dreistimmige Gesang beherrschte bald sowohl Kirchen- als auch weltliche Lieder. Dieser mehrstimmige Gesang hatte jedoch mit der Polyphonie des Abendlandes nichts gemein. Die Hauptmelodie lag in der oberen Stimme, die anderen bewegten sich homophonisch. Die Polyphonie mit der contrapunktlichen Beweglichkeit der Stimmen und mit allen möglichen Lagen des Cantus firmus drang zwar in neuerer Zeit in den kleinrussischen Kirchengesang ein, vermochte jedoch nirgends festen Fuß zu fassen und wurde schließlich verworfen. Statt dessen begegnen wir einer Art freien Canons und freier Nachahmung.

Im XVI. Jahrhundert kamen im Kirchengesange verschiedene Richtungen zum Vorschein, die oft im grellen Widerspruch zu einander standen. Der figurale Gesang hatte Anhänger und Widersacher; im XVIII. Jahrhundert haben sogar in Lemberg die Bischöfe Leo Szeptycki und Peter Bielanski einen männlichen Chor mit Orchester unterhalten, im XIX. Jahrhundert sang in Lemberg ein gemischter Chor mit Orchester, aber alle diese Neuerungen, mochten sie auch momentan musikalische Gemüther lebhaft beschäftigt haben, fanden doch im Grunde wenig nachhaltigen Anklang. Die Einfachheit und der ungezwungene

Fluß der kleinrussischen Melodie erforderte einfache Harmonien, ohne dissonirende, alterirte Accorde und ohne Chromatismen. Die ruthenische Melodie, mag sie ein Kirchenlied oder ein weltliches Lied sein, hat niemals Sprünge (höchstens bis zur Quint), sie drückt alle Gefühle mit wahrer Plastik aus, ohne nach theatralischen Effecten zu haschen und ohne die Gefühle pathetisch zur Schau zu tragen. Die kleinrussische Melodie bewegt sich oft in einer Unklarheit der Tonation, und dies alles bildet einen gewissen Reiz und Originalität. Das Tempo des Kirchenliedes ist ein ungleiches und verschiedenartiges. Das Tempo der „Jerosolimka" z. B. wechselt in einemfort, auf ein langsames folgt auf einmal ein lebhaftes, nach dem dreistimmigen Chor ein Solo, wobei die zweite Stimme auf einmal einfällt, um den Ausdruck zu heben. Die kleinrussische nationale Melodie beherrscht die Harmonie, sie darf nicht eine Unterlage für musikalische Künsteleien werden. Es ist daher nicht zu wundern, daß musikalisch Gebildete die neueste Richtung einer Modernisirung ihrer Kirchenlieder aufs lebhafteste bekämpfen.

Die Normirung des dreistimmigen Gesanges und die Regeln, nach welchen derselbe behandelt werden sollte, war das Werk des XVI. Jahrhunderts. Doch begegnen wir einer Anzahl von Abweichungen, deren Grund in der musikalischen Begabung der Kleinrussen liegt. Je nachdem ein Geistlicher oder, was oft der Fall war, ein Privatmann die Hebung des Kirchengesanges sich zur Aufgabe machte, hob sich sogar in den kleinsten Marktflecken und Dörfern rasch das musikalische Niveau unter dem Volke. Zu Ende des XVI. Jahrhunderts war neben dem dreistimmigen der vier- und fünfstimmige Gesang unter den Ruthenen bekannt. Lemberg und Przemyśl behaupteten zu Anfang des XVII. Jahrhunderts eine besondere Stellung, indem diese Städte die tüchtigsten Sänger, Diaconen, nach der Moldau entsandten, um den serbischen und sogenannten griechischen Gesang zu erforschen. Wirklich erhielt sich eine kurze Zeit dieser Gesang, bald jedoch beherrschte die sogenannte Jerosolimka mit ihrer bunten Form die meisten Kirchen. Aus Lemberg und Przemyśl verbreitete sie sich über Galizien nach Śniatyn, Kołomea, Trębowla, Tyśmienica, Stanisławów, Bohorodczany, Tarnopol u. s. w. Vom XVII. bis über das erste Viertel des XVIII. Jahrhunderts war dieser Gesang überall in Galizien gepflegt.

Die Einführung des Liniensystems (1604) hatte anfangs keine sichtbaren Folgen. Man war zu sehr gewöhnt an die Manier der Aufzeichnung nach der Methode Szaidurows und Mesenec (oben und unten Noten mit schwarzer, in der Mitte mit rother Tinte). Das Mensural-System des Franco von Köln war niemals in der ruthenischen Kirche gebraucht, der Sänger orientirte sich durch Zeichen, deren Anzahl neunhundert betrug, später kamen nach und nach Linien, auf welchen quadratische Noten vertical aufgezeichnet wurden. Erst im Jahre 1678 übertrug Korsakow das Kirchenbuch „Irmologion" ins Fünflinniensystem und Josef Skolski hat dasselbe zum ersten Mal in Lemberg 1700 in Druck veröffentlicht.

Zwischen den Jahren 1720 und 1750 herrschte eine fieberhafte Thätigkeit in der Übertragung der alten Notenzeichen ins moderne Liniensystem. Es fanden sich tüchtige Musiker, wie Sitow, Diakowski, Zurawlew, Szuszerin, welche den Geist der ruthenischen Lieder erfaßten, aber neben ihnen tauchte eine Anzahl fremder Musiker auf, welche diesen Motiven Tact, Rhythmus und Harmonien nach ihrem Gutdünken aufzwangen und so den eigenthümlichen Charakter zum größten Theil verwischten. Doch wurde bald wieder in die früheren Bahnen eingelenkt. Der alte Gesang wurde von einheimischen Lehrern in Tarnopol, Śniatyn, Brody, Zbaraż, Przemyśl u. s. w. gepflegt. In Przemyśl bestand der alte Kirchengesang, und der berühmte Violinvirtuos und Componist Karl Lipiński schrieb darüber einen begeisterten Aufsatz, sowie auch der Cardinal von Schwarzenberg, welcher während seines Aufenthaltes in Lemberg im Jahre 1856 zum ersten Mal den alten, echten Gesang in der Bernardiner-Kirche von den Schülern der Stauropigia unter Leitung des Chordirectors Lewicki gehört hatte, sich über denselben voll Bewunderung äußerte.

Ein polnischer Kopfaspieler.

Die Volksmusik bei den Polen stellt einen ganz besonderen Typus dar. Die Hauptcharakterzüge bestehen in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Rhythmus, in kurzen musikalischen Phrasen und in der lebhaften Bewegung. Die Volksmusik der Polen unterscheidet sich daher auffallend von der Volksmusik der östlichen und südlichen Slaven. Eine breitangelegte Melodie, in welcher der Rhythmus in milderen Accenten sich bewegt, wechselndes Tempo mit wechselndem Tact ist der polnischen Volksmusik vollkommen fremd. Ein anderer wichtiger Charakterzug der polnischen Volksmusik ist das Solistische, neben vollkommenem Mangel an polyphonen Anlagen, entsprechend dem mangelnden Bedürfniße, in der Mittellage zu singen, und der schwach entwickelten Anlage zur reinen Intonation. Das polnische Volk singt immer höher als die natürliche Mittellage der Stimme es erlaubt, und es wird namentlich bei den Weibern als gute Eigenschaft angesehen, wenn sie in der Kirche in einer möglichst hohen Stimmlage singen.

Die polnische Volksmusik kann in zwei Gruppen getheilt werden: in Lieder, welchen ein Tanzrhythmus zu Grunde liegt, und in Lieder mit weicheren Accenten. Die erste Gruppe ist die zahlreichste und interessanteste. In diesen Liedern offenbart sich Ritterlichkeit und Vornehmheit gepaart mit Humor. Für Leid, Sehnsucht bleibt hier kein Raum. Bei den Kleinrussen äußert sich in allen Liedern, welcher Art dieselben auch sonst sein mögen, Melancholie. Der Pole erfüllt sein Lied mit der Zuversicht des lustigen Lebemannes, ein Ausruf am Ende der Strophe verleiht seinem Liede einen kecken Charakter. Während der Kleinrusse sich im langsamen Tempo gefällt, sind rasches Tempo und harte Tonart die Hauptmerkmale eines echt polnischen Liedes.

Der volksthümliche Kirchengesang vermochte bei den Polen niemals eine gewisse Höhe zu erreichen. Der Ritus der abendländischen Kirche erforderte weder Sänger noch Chöre, das Volk sang fromme Lieder und Litaneien, bei welchen die Hauptsache war, den Text von Anfang bis zu Ende nach einer kurzen unbedeutenden Melodie zu singen. Mit der Einführung der Orgeln begann die Epoche unwissender, roher Organisten, deren Kunst in kurzen Responsorien und im Vorsingen und Mitspielen der Lieder und Litaneien bestand. Von gebildeten Vorsängern, Componisten, Lehrern oder von Sängerschulen im Allgemeinen war keine Spur. Die Ausbildung des Kirchengesanges in Polen wurde auch dadurch gehindert, daß die höheren Classen sich um denselben nicht kümmerten. Zwar gab es an einigen Kathedralen schon im XV. Jahrhundert Sängerchöre, welche künstlichen Gesang pflegten, an den Höfen großer Machthaber und an königlichen Kapellen standen Kapellmeister an der Spitze der Musikkapellen, aber dieser Gesang und diese Musik, der Genuß vornehmer Personen, ragte so sehr über die musikalische Leistungsfähigkeit des Volkes hinaus, daß sie zur Förderung und Hebung des volksthümlichen Kirchengesanges so gut wie gar nichts beitrugen. Das Volk sang seine Lieder und Litaneien, ohne sich um diese künstliche Musik zu kümmern.

Indeß entstand trotz dieser Vernachlässigung des Volksgesanges in der Kirche eine Reihe frommer Lieder, welche vom Volke noch heute gesungen werden. Das älteste Lied dieser Art ist die uralte „Bogarodzica Dziewica“ (die Mutter Gottes, die heilige Jungfrau), welche ähnlich wie das „Kyrie eleison“ der Ruthenen vor der Schlacht angestimmt wurde. Der heilige Adalbert soll dieses Lied geschaffen haben; es war schon im XI. Jahrhundert bekannt. Doch ist die Authenticität der Melodie sehr zweifelhaft. Das XV., XVI. und zum Theil auch das XVII. Jahrhundert ist die Blütezeit des Kirchengesanges. In diesem Zeitraume entstanden zahlreiche fromme Lieder, welche sich durch Erhabenheit und edle Melodie auszeichnen, darunter besonders die Weihnachts- und die Trauerlieder. Das erhabenste Lied ist „Swięty Boże“ (o heiliger Gott), das in Demuth zerfließende „Kto się w opiekę“.

Die Mehrzahl dieser Lieder dürften nicht vor dem XVI. Jahrhundert entstanden sein, die meisten zur Zeit, als die katholische Kirche alle Kräfte zur Bekämpfung der Reformation aufbot. Einige Gelehrte sind der Ansicht, daß während der Hussitenkriege viele weltliche und Kirchenlieder aus Böhmen besonders nach Kleinpolen gebracht und hier von den zahlreichen Anhängern des Hussitismus gesungen und verbreitet worden seien. Diese Ansicht ist nur bezüglich der weltlichen Lieder richtig. Denn wenn auch das Verbot des Cardinals Zbigniew Oleśnicki gegenüber den weltlichen Hussitenliedern nicht unbedingten Gehorsam zur Folge hatte, so war dies doch bezüglich der Kirchenlieder gewiß der Fall.

Das Charakteristische der polnischen Volksmusik besteht, wie schon bemerkt, in dem entschiedenen, lebhaften Rhythmus derselben. Unzählige polnische Lieder können Tanz und Lied zugleich sein, und diese zahlreichste Gattung umfaßt echte polnische Liedertypen, von welchen mit voller Sicherheit behauptet werden kann, daß sie ohne jeden fremden Einfluß ausgebildet wurden. Es gehören dazu der Krakowiak, die Polonaise und die Mazur.

Der Krakowiak ist ein Typus für sich, Krakau, nebst einem Theile seiner Hochebene die Wiege der kleinpolnischen Volksmusik. Eine lustige, zierliche Melodie, die manchmal den Umfang von acht Tönen erreicht, bewegt sich in kurzen Phasen im Zweivierteltact. Accente auf schlechten Tacttheilen, die mit weicheren wechseln, verleihen der Melodie Lebhaftigkeit neben Innigkeit. Das Tempo ist immer lebhaft, nur wird es manchmal ein wenig verlangsamt, wenn der Sinn der Worte es erfordert. Das Volk singt und tanzt den Krakowiak; zuweilen tritt ein Tänzer nach dem andern mit seiner Tänzerin vor die Musikanten, singt einen improvisirten Zweivers oder eine ganze Strophe, wonach ihm die Musik nachspielt und die ganze Gesellschaft eine Tour weiter tanzt. Der Pole drückt im Krakowiak alle seine Gefühle aus, aber Hoffnung und Zuversicht, jugendliche Lust, Verwegenheit bis zur Keckheit sind die Stimmungen, welche in diesen Liedertänzen vorherrschen. Der Krakowiak behauptet noch heute in der Volksmusik eine hervorragende

Stellung und wurde in neuerer Zeit durch viele Motive bereichert. Componisten, wie Noskowski, Paderewski, Zarembski, Żeleński haben eine Art musikalischer Form geschaffen und ausgebildet, welche sie Krakowiak benannten. Außer dem Krakowiak gibt es noch viele Volksweisen, welchen derselbe Tact zu Grunde liegt und welche dem Rhythmus nach einer Polka ähnlich sind.

Die Polonaise und die Mazur bewegt sich im Dreiviertel-Tact. Als Lieder kommen diese Rhythmen sehr oft vor; ein langsameres Tempo und weichere Accente besonders in der Mazur verleihen diesen Liedern einen sehr mannigfaltigen Charakter. Dies verleitete einige Ethnographen zur irrigen Eintheilung in besondere Liedertypen nach verschiedenen Gegenden. Im Gegentheil bilden diese Lieder eine große Familie, in welcher einzelne Gruppen sich nur durch das Tempo und durch Accente unterscheiden.

Als Tänze sind die Polonaise und die Mazur die populärsten in Polen, als Rhythmus und ausgebildete musikalische Formen die populärsten in der ganzen Welt. Als Tanz gehörte in Polen die Polonaise zu den vornehmen herrschaftlichen Tänzen. Die breite Melodie, der ruhige Rhythmus, das majestätische Tempo verleihen schon an und für sich diesem Tanze einen vornehmen Charakter. Die Polonaise bietet einerseits dem Componisten ein großes Feld zur Entfaltung melodischen Reizes, andererseits erfordert sie vom Tänzer die größte Eleganz in den unzähligen, meist von ihm selbst improvisirten Figuren. Polonaisen wurden häufig von gewandten Musikern verfaßt, auch berühmte Meister in Italien, Frankreich und Deutschland zeigten eine besondere Vorliebe für diese Form. In Polen war es im XVIII. Jahrhundert der Fürst Ogiński, welcher durch eine Reihe schöner melancholischer Melodien der Polonaise einen besonderen Reiz zu verleihen wußte. Der Meister aber, welcher die Form der Polonaise zur größten Vollendung brachte, ist Chopin.

Die Mazur und der ihr verwandte Oberek oder Obertas ist ein schwung- und phantasievoller Tanz. Das Charakteristische liegt hier nicht nur im verschiedenartigen Rhythmus, dessen Accente bunt durch einander auf alle einzelnen Tacttheile fallen, sondern auch in schwungvollen Motiven, in eigenartigen Verzierungen und in melodischen Figuren. Rhythmus, Tempo und Motiv bilden in der Mazur ein unzertrennliches Ganzes. Alles muß einen nationalen Charakter haben, um zur vollen Geltung zu gelangen, und dieser Umstand bildet bis jetzt eine unüberwindliche Schwierigkeit für einen Nichtpolen bei der Composition einer Mazur.

Dagegen haben sich die besten polnischen Componisten in der Mazur vielfach mit Erfolg versucht, aber obenan steht auch hier Chopin, dessen zahlreiche Mazurkas als Muster einer von ihm geschaffenen musikalischen Form bewundert werden. Die subjectiven Gefühle des größten polnischen Meisters sind mit den nationalen so sehr getränkt, daß diese

unübertroffenen Tonbilder alle psychologischen Momente der Nation mit bewunderungswürdiger Plastik wiedergeben. Nicht der Schmerz ist der alleinige Faden, der sich durch die ganze Reihe dieser Schöpfungen zieht, im Gegentheil, die Ungleichheit des Temperaments und die der polnischen Nation eigene starke Empfindlichkeit ist in den Mazurkas Chopins das eigentlich Charakteristische. Der Aufwallung folgt die Hingebung, der Zuversicht momentane Hoffnungslosigkeit, dem endlosen Schmerz die Lust am Leben.

Der Oberek oder Obertas unterscheidet sich von der Mazur durch rascheres Tempo, durch einförmigeren Rhythmus und durch lebhafte Figuren. Als Lied kommt er sehr oft

Hochrelief eines Musikpultes aus dem Jahre 1633: Orgel und Streichinstrumente.

vor, als Tanz wird er sowohl vom Landvolke, wie auch von der höheren Gesellschaft getanzt.

Unter den Liedern, welchen ein langsameres Tempo zu Grunde liegt, ist der Kujawiak (sogenannt von der Gegend Kujawy) das interessanteste. Die Schönheit des Kujawiak liegt in der phantasievollen Melodie, in welcher Einiges an die Verzierungen nach ruthenischer Manier erinnert. Doch sind es durchaus kleine Figuren, welche mit voller Stimme gesungen werden. Das Charakteristische des Kujawiak ist die Ungleichheit des Tempo. Der Kujawiak ist ein Lied des angeheiterten Landmannes: Unmuth, Innigkeit,

Luft und Sehnsucht, das alles kommt im bunten Durcheinander zum Ausdruck. Chopin hat in seiner Phantasie über polnische Motive einen sehr charakteristischen Kujawiak als Finale componirt.

Die Lieder und Tänze des polnischen Karpathen- und Tatravolkes können als Verbindungsglied zwischen der polnischen und ruthenischen Volksmusik angesehen werden. Es zeigen sich hier verschiedene Einflüsse neben Dürftigkeit an Erfindungsgeist. Die Tänze und einige hübschere Melodien der polnischen Bergleute hat Paderewski zu vier Händen für Clavier vortrefflich bearbeitet. Unter den zahlreichen Sammlungen polnischer Lieder behauptet jene von Oskar Kolberg den ersten Rang als das Resultat langjähriger Arbeit des unermüdlichen, vor einigen Jahren verstorbenen polnischen Gelehrten. Vieles davon ist noch nicht gedruckt. Mit der Ausgabe seines Nachlasses befaßt sich die k. k. Akademie der Wissenschaften zu Krakau.

Der künstliche Kirchengesang stand schon seit dem XV. Jahrhundert in hohen Ehren. Der außerordentliche Aufschwung, den die Polyphonie im Abendlande genommen hatte, und die Werke großer Meister blieben der gebildeten polnischen Welt nicht fremd. Schon im XV. Jahrhundert lebten in Polen tüchtige Meister, welche in alle Geheimnisse des Contrapunktes eingeweiht waren. Der berühmte Componist Heinrich Fink war Kapellmeister am Hofe des Königs Albrecht zu Krakau. Sein Enkelneffe Hermann Fink berichtet ausführlich über die Thätigkeit seines Verwandten. In der Vorrede seines Werkes „Practica Musica“ spricht Hermann ehrfurchtsvollen Dank dem König Johann Albrecht und dessen Brüdern für das Wohlwollen aus, welches seinem Verwandten durch viele Jahre zu Theil geworden sei. Heinrich Fink war ein Deutscher, behauptete sich aber viele Jahre in seiner Stellung.

Unter den Handschriften aus dem XV. Jahrhundert befindet sich im Kathedralarchiv zu Krakau die polyphone Composition eines unbekannten Verfassers (um das Jahr 1489), welche von einer fertigen Hand zeugt.

Das XVI. Jahrhundert war nicht nur das goldene Zeitalter der Literatur, sondern auch der Musik. Schon in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts treten drei berühmte Musiker auf: Sebastian aus Felsztyn und seine Schüler Martinus aus Lemberg und Wenzel aus Szamotuły. Nach der Aussage des Biographen Janocki soll Felsztyński der erste gewesen sein, welcher an der Akademie zu Krakau Unterricht in der Musik ertheilte. Sein Werk „opusculum musices“ (1519) behandelt ausführlich die Choral- und die Mensuralmusik. Die Hymnen dieses Componisten erschienen 1522 im Druck. Martinus aus Lemberg, Hoforganist des Königs Sigismund August, componirte fünfstimmige Messen und Kirchenlieder für das ganze Jahr. Der hervorragendste aber unter den drei genannten Musikern ist Wenzel Szamotulski (geboren um 1529), Dirigent

der Musikkapelle des Königs Sigismund August. Seine bedeutendsten Compositionen sind in dem berühmten Sammelwerke Montana's enthalten, ein Umstand, welcher beweist, daß Szamotulski in Deutschland bekannt und geschätzt war.

König Sigismund I. und sein Sohn Sigismund August zeigten für die Musik ein lebhaftes Interesse. Daher lebten an ihrem Hofe nicht nur viele tüchtige Musiker, sondern es entstand auch jenes Institut, welches zur Ausbildung der Kirchenmusik das Meiste beigetragen

Hochrelief eines Musikpultes aus dem Jahre 1633: Blasinstrumente.

hat. König Sigismund I. gründete nämlich 1543 das Collegium der Roratisten bei der königlichen Kapelle in Krakau, an dessen Spitze als Dirigent der Pfarrer stand und welches anfangs aus neun Sängern (Capellanen) bestand. Dieser Chor hatte die Pflicht, tagtäglich in der königlichen Kapelle „praenobili arte italiano" zu singen. Dieses Collegium bestand bis zum XVIII. Jahrhundert und hatte siebzehn Dirigenten, von denen die meisten ausgezeichnete Musiker waren. Die bedeutendsten sind: Thomas Szadek, Christoph Kicker, Organist am Hofe Sigismunds I., der Jesuit Brandt, dessen fromme Lieder allgemeine Verbreitung unter dem Volke fanden, und Nikolaus Zieliński, welcher mehrstimmige Lieder

und viel für Instrumente componirte. Sämmtliche Compositionen von Zieliński erschienen zu Venedig im Jahre 1611. Ein Exemplar des Werkes befindet sich im Museum des Fürsten Ladislaus Czartoryski zu Krakau.

Der bedeutendste unter den Componisten des XVI. und XVII. Jahrhunderts ist unstreitbar Nikolaus Gomółka, über dessen Leben wir freilich nur wenig unterrichtet sind. Es läßt sich nur mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß er zu Jaskowiec in Galizien geboren und wahrscheinlich am Hofe der mächtigen Jaslowiecki als Kapellmeister angestellt war. Sein bedeutendstes Werk ist die Musik zu den Psalmen Kochanowski's. Es erschien zu Krakau 1580 im Druck. Gomółka überragt seine Zeitgenossen an Selbständigkeit und Phantasie. Die Mittel, welche die Polyphonie bot, waren für gut geschulte Musiker ein sicherer Weg, um sogar bei mittelmäßigem Talente Tüchtiges zu leisten. Gomółka verfügte über ansehnliche technische Mittel, aber diese dienen zu höheren Zwecken. Fern von der unruhigen und oft ausdruckslosen Beweglichkeit der Stimmen, weiß er mit Meisterschaft seiner einfachen edlen Melodie durch reiche Harmonie ein charakteristisches Gepräge zu verleihen.

Das XVII. Jahrhundert war reich an einheimischen Talenten. Das überaus warme Interesse, welches die Könige Sigismund III. und sein Sohn Wladislaus IV. der Musik im Allgemeinen entgegenbrachten, bot strebsamen Musikern mächtige Anregung. Der letzte Componist unter den Roratisten, welcher im reinen Kirchenstil componirte, war Gregorius Gorczycki, Pönitentiar und Chordirigent an der Kathedrale Krakau (gestorben 1734).

Die Werke der alten polnischen Meister ruhen zum größten Theil ungedruckt im Archiv der Kathedrale zu Krakau. Einige davon wurden in dem wichtigen Werke des Vincenz Lilius, welches im Jahre 1604 zu Krakau im Druck erschien, und in ausländischen Sammelwerken veröffentlicht. Das berühmteste und umfassendste Sammelwerk aber aus dem XVI. Jahrhundert wurde von Johannes Montanus und Ulricus Neuberus in Nürnberg herausgegeben. Polnische Schriftsteller, besonders der in Warschau lebende Poliński schrieben werthvolle Aufsätze über alte polnische Meister und ihre Werke. Die bekannte Bibliographie der Musik: Sammelwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, herausgegeben von Robert Eitner in Berlin, enthält darüber zahlreiche und werthvolle Notizen. Doch sind damit die großen Lücken in der Geschichte der Musik in Polen keineswegs beseitigt und das reiche Quellenmaterial der einheimischen und ausländischen Archive nur theilweise ausgenützt. In dem letzten Jahrzehnt hat der Geistliche Josef Surzyński, Chordirigent und Organist an der Kathedrale zu Posen, mit Eifer und Sachkenntniß die Prüfung des im Kathedralarchiv zu Krakau befindlichen Materials vorgenommen. Surzyński veröffentlichte bis jetzt drei Hefte der „Monumenta musices sacrae in Polonia", welche außer werthvollen biographischen und historischen Notizen zahlreiche Compositionen polnischer Meister des XVI. und XVII. Jahrhunderts liefern.

Die polnischen Könige förderten nicht nur den Fortschritt auf dem Gebiete der Kirchenmusik, sie trugen auch für ein gutes Orchester und gute Sänger Sorge. Es fehlte nicht an trefflichen Lautenspielern. Der berühmteste unter ihnen ist Walentius Greff Bakfark, Hoflautenist des Königs Sigismund August. Seine Virtuosität machte ihn ebenso berühmt, wie die Häßlichkeit seiner Figur. Sein Name wurde vielfach verdreht, in Polen nannte man ihn allgemein Bekwark. Bekwark war im Jahre 1515 in Siebenbürgen geboren; als Jüngling machte er viele Reisen und hielt sich auch am Hofe des Königs Ferdinand I. in Wien längere Zeit auf. Im Jahre 1549 wurde er am Hofe des Königs Sigismund August als „Citharedus" angestellt, mit dem Gehalt „sonstiger Hoflautenisten des Königs". Nach dem Tode der Gattin des Königs, Barbara, wurde Bekwark erst recht unentbehrlich. Niemand wußte den König zu trösten, das Spiel des trefflichen Lautenisten beruhigte ihn. Was schließlich Bekwark veranlaßte, diese lucrative Stellung aufzugeben und was eigentlich Wahres an der Erzählung Bekwarks ist, als hätte man ihn in Lithauen um Hab und Gut gebracht, ist bisher nicht aufgeklärt. Bekwark begab sich nach Posen, dann nach Wien und fand endlich um 1570 am Hofe Kaisers Maximilian II. eine Anstellung als Lautenist; er starb in Italien.

Sein erstes Werk „Harmonia musicae" wurde zu Krakau gedruckt. Von seinem Werke „opus musicum", worin er seine Compositionen für die Laute, wie auch jene anderer berühmter Musiker gesammelt hat, befindet sich im Museum zu Bologna nur der erste Band, der zweite ist wahrscheinlich für immer verloren. Außer diesen beiden Werken, ist noch eine Lautentabulatur unter dem Titel: „Premier livre de tabulature de luth, contenant plusieurs fantaisies, motets, chansons français et madrigals" zu verzeichnen.

Nicht nur Könige, sondern auch polnische Machthaber trachteten an ihren Höfen gute Musikkapellen, gute Sänger und Lautenisten zu haben. Aber in dem Maße, wie sich das Musikantenthum in Polen mehrte, begegnen wir immer mehr fremden Namen, fast ausschließlich Italienern und Deutschen. Bald hören wir von einer königlichen Oper, und seitdem Warschau Residenz des Reiches wurde, beginnt die Blütezeit derselben. Dies war namentlich zur Zeit Sigismunds III. und Wladislaus' IV. der Fall. Zahlreiche Agenten reisten in Italien und warben die besten Sänger und Musikanten an. Wladislaus IV. scheute keine Schwierigkeiten, um die besten Sänger an seinen Hof zu locken, und wenn er in den Auslagen weniger verschwenderisch war, so ließ er den Sängern umsomehr seine hohe Protection angedeihen. Ausländer, welche am Hofe Wladislaus' IV. verweilten, äußern sich voll Bewunderung über das ausgezeichnete Orchester und die vortrefflichen Sänger. Doch kam diese Vorliebe für Musik der Hebung des nationalen musikalischen Niveau's nicht zu statten, vielmehr wurde das Aufkommen einheimischer Talente durch die Förderung fremder Elemente nahezu unmöglich gemacht. Daher bieten das XVII. und XVIII. Jahrhundert

für die Geschichte der Musik in Polen wenig Interessantes. Während in Deutschland, ungeachtet der mächtigen Protection, deren sich die Italiener auch hier erfreuten, sich mit der Zeit die einheimischen Talente Bahn zu brechen wußten, kümmerte sich in Polen Niemand um dieselben, höchstens daß einer polnischen Sängerin oder einem Sänger die hohe Ehre beschieden wurde, in einem italienischen Ensemble mitwirken zu dürfen.

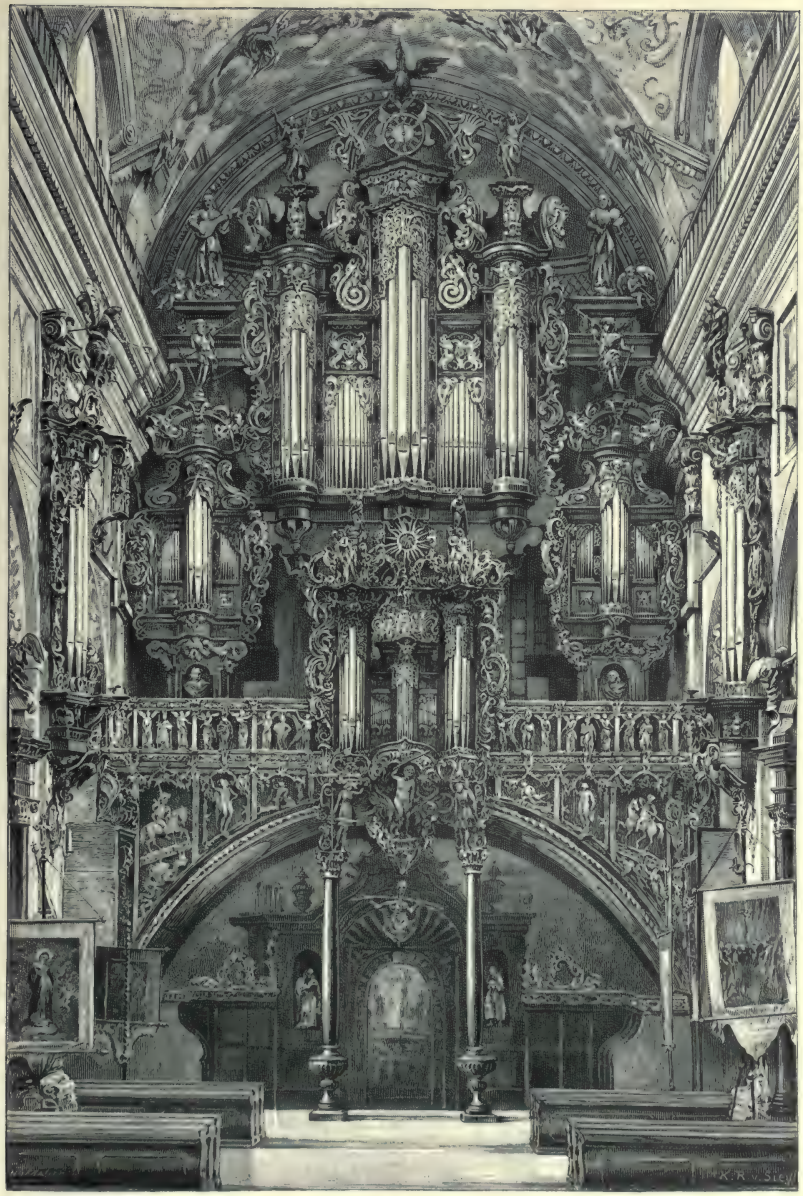
Im Jahre 1765 wurde zu Warschau von Stanislaus August Poniatowski, dem letzten König von Polen, ein ständiges Nationaltheater gegründet und damit ein Institut geschaffen, in welchem einheimische Talente willige Aufnahme fanden. An diesem Institute wirkten einige geschickte Componisten, wie Weinert, Stefani, Kamieński, Elsner (Lehrer Chopins) und Kurpiński.

Wir werden uns bei diesen Musikern nicht aufhalten und es genügt die Bemerkung, daß bei einigen gute Schule ohne Talent, bei anderen Talent ohne Schule höhere Zwecke zu verfolgen nicht erlaubten.

Erst im XIX. Jahrhundert haben die Polen auf dem Gebiete der Musik eine beachtenswerthe Stellung errungen.

Der hellste Stern, der auf diesem Horizont aufging, ist Chopin, das Eigenthum der ganzen Menschheit, eine Erscheinung, die aus sich selbst hervorgegangen ist. Alles, was er geschaffen hat, ist durch und durch polnisch, aber so gottbegnadet war seine Phantasie, daß sie Alles was sie berührte, zu den höchsten Regionen der Poesie erhob. Es ist hier nicht der Ort, auf eine Analyse dieses populärsten Tondichters einzugehen, sicher ist leider nur, daß er in Polen lange Zeit hindurch mehr bewundert als verstanden wurde, und daß wir keineswegs Recht haben, Anspruch auf das Verständniß und Verständigmachen seiner Meisterwerke zu erheben. Schumann war der Erste, der mit genialem Blick aus den Erstlingswerken unseres Tondichters den Kern seines Talentes wahrnahm, der das gebildete deutsche Publikum auf dieses Talent aufmerksam machte und mit selbstlosem Eifer an der Anerkennung desselben wirkte. Das gleiche Verdienst gebührt Franz Liszt, der die Werke Chopins durch das lebendige Wort, vor Allem aber durch sein geniales Spiel verständlich machte. Der größte Virtuos der Welt reichte dem unerreichten Tondichter die Hand, dessen herrliche Schöpfungen erst durch das herrliche Spiel zum wahren Ausdruck gelangen konnten. Neben Liszt war auch Anton Rubinstein einer der wirkungsvollsten Interpreten unseres Tondichters.

Der große Ruhm, den Chopin nach seiner Übersiedlung nach Paris in kurzer Zeit erlangte, wirkte auf seine Landsleute insofern anregend, als es ihm viele nachmachen wollten. Die Spontaneität seines Talentes führte indeß seine Bewunderer zu dem falschen Schlusse, daß die beste Schule keine Schule sei, und so wuchsen denn in Polen Talente wie Pilze nach dem Regen empor, die aber auch sehr bald wieder verschwanden.



Die Orgel in Leżajsk.

Der erste, der gründlich zu studiren verstand, war Ignaz Felix Dobrzyński (geboren 1807), welcher bei geringer Erfindungsgabe und Originalität als Lehrer viel zur Hebung des musikalischen Sinnes beitrug. Vorliebe für classische Musik und feinen Formensinn bezeugen alle seine Compositionen, darunter Ouverturen, Kammermusikwerke, Symphonien, Lieder und sogar eine Oper „Die Flibustier". Hervorzuheben wäre auch seine polnische Symphonie, für welche er bei einem Preisausschreiben in Wien den ersten Preis erhielt.

Sein jüngerer Zeitgenosse Stanislaus Moniuszko (geboren 1819 in Lithauen), ein Schüler Rungenhagens in Berlin, hat eigentlich zu wenig studirt, um mit sicherer Hand aller Musikformen Herr zu werden, aber Spontaneität, unversiegbarer Reichthum an edler Melodie, naturgemäßes Schaffen im edelsten Sinne des Wortes, sind die Hauptzüge dieses hervorragenden Talentes. Das Feld, auf welchem Moniuszko das Schönste schuf, ist das Lied, in welchem er sich als Dichter vom reinsten polnischen Gepräge erweist. Seinen Ruf begründete er erst im Jahre 1858, als seine Oper „Halka" zum ersten Mal in Warschau gegeben wurde. Dieses Werk ging über fünfhundert Mal in Warschau und unzählige Male in Krakau und Lemberg über die Bühnen. Auch in Rußland, in Deutschland, besonders aber in Böhmen fand diese Oper freundlichste Aufnahme. Neben der Oper „Halka" hat auch die Oper „Straszni dwór" (der Geisterhof), eine Art komischer Oper, dauerhaften Erfolg auf polnischen Bühnen erzielt. Andere Opern wie „der Flößer", „die Gräfin", „Paria", „Verbum nobile" und „Beate", besitzen viel Schönes und Gelungenes. Auf dem Gebiete der Cantaten, Oratorien und der Kirchenmusik hat Moniuszko ebenfalls Vorzügliches geleistet. Es gehören hierher seine „Widma", Musik zum gleichnamigen Gedicht von Adam Mickiewicz aus dessen großem Werke „Dziady" (die Todtenfeier), ein Werk, das für Orchester, gemischten Chor und Solo geschrieben ist, dann die „Sonetten aus der Krim" von Mickiewicz, die „Milde" nach der altlithauischen Sage, Gedicht von Kraszewski, beide ebenfalls für Orchester und Chor.

Die jüngste Epoche charakterisirt das Streben nach allseitiger musikalischer Bildung. Vor Allem treten zwei, wenn auch nicht junge, doch der jüngsten Epoche angehörende Talente in den Vordergrund, nämlich Ladislaus Żeleński und Sigmund Noskowski.

Ladislaus Żeleński, geboren im Jahre 1837, stand anfangs in Krakau unter der Leitung des trefflichen Clavierlehrers Giermacz und des Componisten Mirecki, begab sich dann nach Prag, wo er das Conservatorium unter der Leitung Krejcsi's absolvirte, und reiste endlich nach Paris, wo er bei Damcke studirte. Etwa drei Jahre hierauf war er in Warschau als Professor des Conservatoriums und als Director des Musikvereines thätig. Im Jahre 1882 übersiedelte er nach Krakau und wirkt hier als Clavierlehrer und Director der Musikschule. Żeleński versuchte sein Talent auf allen Gebieten der Musik,

er verfaßte auch zwei Opern „Konrad Wallenrod“ nach dem Gedicht von Mickiewicz und „Goplana“ nach dem Gedicht von Slowacki. In seinen Compositionen sind verschiedene Einflüsse fühlbar, deren Quelle in der aufrichtigen Verehrung großer Meister der classischen und der romantischen Epoche zu suchen ist. Originell ist Żeleński in seinen Liedern, die zu den besten Leistungen dieses Componisten gehören. In seinen Kammermusikwerken ist Żeleński der Vertreter einer ernsten gediegenen Form. Seine Tänze für Orchester, wie Mazuren und Polonaisen, besonders die letzten, zeichnen sich durch Erhabenheit aus.

Sigmund Noskowski (geboren 1846) studirte anfangs in Warschau Clavier, Violine, Gesang, auch arbeitete er eifrig unter Moniuszko's Leitung. Die eigentlichen umfassenden Studien machte er aber unter der Leitung des berühmten Kiel in Berlin. Hierauf folgte er einer Einladung nach Constanz, wo er mehrere Jahre als Dirigent des Musikvereines und als Lehrer fungirte. Seit dem Jahre 1881 lebt er in Warschau als Professor für Contrapunkt und Composition am Conservatorium und als Director des Musikvereines. Noskowski versuchte sein Talent auf allen Gebieten der Musik. Seine Oper „Livia Quintilia“ soll demnächst in Warschau zur Aufführung gelangen. Doch verfaßte er Musik zu Volksspielen, wie „Glaube, Hoffnung und Liebe“, und „die einsame Hütte“. Er ist erfindungsreich, beherrscht verschiedene Formen, verfügt über ansehnliche musikalische Mittel, kennt die Geheimnisse des Orchesters, der Instrumente und der menschlichen Stimme, entbehrt jedoch des scharfen kritischen Blickes, indem er neben wirklich Schönem manchmal Unbedeutendes duldet.

Der älteren Schule gehören Müncheimer, ein tüchtiger Operndirector und trefflicher Lehrer in Warschau, dessen Opern „Mazeppa“ und „Otto der Schütz“ gute Aufnahme in Warschau gefunden haben, Hertz, Clavierlehrer in Warschau, der für Clavier und Gesang componirte, und Jarecki, Operndirector in Lemberg, mit seinen großen Opern „Königin Hedwig“ und „Mindowe“ an.

Zur jüngeren Schule gehören: Maszyński, Schüler Noskowski's, Director des Gesangvereines „Lutnia“ in Warschau, dem wir mehrere gelungene Clavierstücke und treffliche Ausgaben von Gesangbüchern verdanken, Johann Gall aus Krakau, dessen Lieder, besonders das Lied „Mädchen mit dem rothen Mündchen“ in Deutschland sehr populär geworden sind, Niewiadomski und Severin Berson aus Krakau u. a.

Ist die Zahl der Componisten vom Fach in Polen bis jetzt nicht besonders groß, so ist desto größer, ja achtunggebietend die stets wachsende Anzahl hervorragender Virtuosen, von denen viele einen Weltruf erlangten. Die Begrenzung dieses Werkes gestattet uns indeß nur, auf die aus dem heutigen Galizien kommenden oder daselbst noch wirkenden Virtuosen Bezug zu nehmen.

Unter den Claviervirtuosen ist hier von den Verstorbenen zunächst Emil Smietański zu nennen, geboren in Krakau, welcher bis zu seinem Tode (1888) in Wien lebte und wirkte.

Der im Jahre 1886 zu früh für die Kunst dahingeschiedene Julius Zarembski, ein Schüler Liszts, wirkte drei Jahre vor seinem Tode als Professor am Conservatorium in Brüssel. Der jüngst verstorbene Alexander Zarzycki, gewesener Director des Conservatoriums in Warschau, trat besonders in den Jahren 1867 bis 1870 in Deutschland mit großen Erfolgen in Concerten auf. Unter seinen Compositionen ist besonders die Concert-Mazurka, die Sarasate mit Vorliebe in seinen Concerten spielte, berühmt.

Unter den Lebenden ist Anton Kontski der älteste, er gehört der alten Schule aus der vormärzlichen Periode an. Seine Compositionen, darunter der „reveil du lion" theilen mit dem Verfasser das Schicksal der Verschollenheit. Theodor Leszetycki (Leschetizki), geboren zu Lańcut in Galizien, ein Schüler Czerny's, wirkte als Virtuos mit großen Erfolgen in Österreich, Deutschland und Rußland. In St. Petersburg trug er neben Henselt als Inspector der kaiserlichen Musikinstitute sehr viel zur Hebung des musikalischen Niveau's bei. Seit dem Jahre 1880 lebt Leszetycki in Wien, wo er besonders als Pädagog sich eines großen Rufes erfreut, den ihm vor Allem seine berühmte Schülerin und Gemalin, Frau Annette Essipoff, die unzählige Triumphe als Virtuosin gefeiert hat, eintrug. Zu den hervorragenden Talenten, welche er ausbildete, gehören u. a. auch Ignaz Paderewski und Josef Sliwiński, beide aus Warschau. Von Claviervirtuosen seien noch angeführt: Sigmund Stojowski, der bei Żeleński in Krakau studirte und hierauf nach Paris ging, und Josef Hoffmann, der als achtjähriger Knabe bereits Triumphe feierte; beide haben sich auch durch talentvolle Compositionen bemerkbar gemacht.

Die Geige ist vertreten durch den Virtuosen Karl Lipiński (geboren 1790 zu Radzyn, gestorben 1861 auf seinem Landhaus Urlów bei Lemberg), dessen Ruhm einst die Welt erfüllte und ihn zum Rivalen Paganini's machte. Auch auf das Violinspiel in Deutschland übte er großen Einfluß aus; von seinen Compositionen wird heute noch das Violinconcert in D, Op. 21 gespielt. 1834 gab er eine größere Sammlung galizischer Volksmelodien heraus. Ferner sind zu nennen die Brüder Timotheus und Josef Adamowski, Professoren am Conservatorium in Boston, der erstere Violinist und Vertreter der französischen Schule, der zweite Cellist; ferner Gregorowicz, ein Schüler Joachims, der sich in Deutschland bekannt gemacht hat und Brodzki, Professor am Conservatorium in Leipzig, der den Ruf eines ausgezeichneten Lehrers und Virtuosen genießt.

Obgleich für Gesang eine gute Schule nicht besteht und junge Talente ihre Ausbildung im Auslande suchen mußten, so hat Galizien doch eine namhafte Zahl von Vertretern dieses Kunstzweiges hervorgebracht. Obenan steht die gefeierte Kammersängerin Marcella Kochańska (Sembrich). 1858 geboren, studirte sie anfangs in Lemberg Clavier und Violine, ging dann zu Lamperti nach Mailand und betrat zum ersten Male in Athen die Bühne als Lucia. Anschließend hieran sind zu nennen der Opernsänger

Philipp Myszuga (lyrischer Tenor) in Lemberg, der Wagner-Sänger Bandrowski (Heldentenor) an der Oper in Frankfurt, der Tenor Floryański in Prag, ferner die Sänger und Sängerinnen: Tenor Warmuth, Bassist Jeromin, Lola Beeth aus Krakau, Irene Abendroth, die Coloratursängerin Frau Camillo, Frau Arkel, die in Amerika bekannte Mira Heller, Frau Klamrzyńska, Dowiakowska, Schlezygier, die berühmten Brüder Eduard und Johann Reszke u. a.

Die Pflege des Orgelspieles ist schwach. An tüchtigen Orgelbauern fehlt es allerdings nicht, wie Śliwiński in Lemberg, dessen Werke in Galizien, Schlesien und Rußland Verbreitung gefunden haben, darunter die große Orgel französischen Systems in der Franciscanerkirche zu Krakau. Die größte Orgel des Landes ist diejenige in der Bernardiner-Kirche zu Leżajsk; sie wurde 1682 von Johann Głowiński in Krakau erbaut und besteht aus acht verschiedenen, schön gruppirten Abtheilungen; das Werk enthält 64 vollständige Register in vier Manual- und einer Pedal-Claviatur; der tiefste Ton, das Pedal-Subcontrabaß, ist 10 Meter lang und das C hat einen Durchmesser von 46 Centimeter. Das Pedal ist ein Unicum des XVII. Jahrhunderts, die 12 Blasbälge sind in einem besonderen Raume untergebracht. Die erste Nachbesserung erfuhr das kolossale Instrument im Jahre 1854 und gegenwärtig plant man eine gründliche Reconstruction.

Auch Pianofortes werden in Galizien angefertigt; so in Krakau und Przemyśl.

Unter den Musikschulen Galiziens ist in erster Reihe das Conservatorium in Lemberg zu nennen, welches 1851 von der Regierung genehmigt und 1854 eröffnet wurde und auch jetzt noch von der Regierung und dem Landesausschuß unterstützt wird. Der Charakter des Instituts ist ein halb privater; es war früher mit dem im Jahre 1838 gegründeten Verein für Förderung der Musik, gegenwärtig ist es mit dem galizischen Musikverein eng verbunden. In Krakau wurde schon zur Zeit der Republik eine Musikschule gegründet, die der Componist und Gesanglehrer Mirecki leitete; nach seinem Tode verfiel jedoch das Institut und wurde 1874 aufgelöst. Das gegenwärtige Conservatorium in Krakau besteht neben dem im Jahre 1867 gegründeten Musikverein, war früher eine einfache Musikschule, änderte 1886 den Namen und wird gleichfalls von der Regierung und dem Landesausschusse subventionirt. Neben diesen Instituten existiren im Lande noch Musikschulen in Stanislau, Tarnów und an anderen Orten; Tarnów besitzt auch eine Schule für Orgelspiel, welche der Verein zur Förderung der Kirchenmusik daselbst gründete.

Die Musikvereine werden in Galizien immer zahlreicher. In den Jahren 1808 bis 1818 lebte der Sohn des großen Mozart, Amadeus, ständig in Lemberg als Lehrer und Pianist; 1818 unternahm er mit Schuppanzigh eine größere Concerttournée und gründete nach seiner Rückkehr 1826 den Cäcilien-Verein in Lemberg. Der älteste „Musikverein" ist der bereits erwähnte in Lemberg; die Jahre 1842 bis 1848 sind seine Glanzepoche,

hier wurden nicht selten Concerte veranstaltet, in denen Chöre mit 300 Mitgliedern zur Aufführung gelangten. 1858 kam aus Czernowitz Karl Mikuli nach Lemberg, der als Schüler Chopins die Sympathien des Publikums gewann und rasch im Ansehen stieg; er leitete durch viele Jahre nicht nur den Musikverein, sondern auch das Conservatorium und führte insbesondere die Werke Chopins ein, die er in einer ausgezeichneten kritischen Ausgabe zugänglich machte. Außer den Musikvereinen entstanden in Galizien unter dem Namen „Lutnia" auch Männer-Gesangvereine, die immer mehr die Theilnahme des Publikums gewinnen.

Dorfmusikant aus der Umgebung von Nowy Targ (Neumarkt).

Literatur und Theater.

Polnische Literatur.

Karl des Großen Zeit war lange vorüber, der erste Otto stand in seinen letzten Lebensjahren, als Polen (965) das Christenthum annahm und damit aus einem primitiven, Jahrhunderte lang unveränderten Culturzustande in einen höheren eintrat. Statt die innere Entwickelung der romanischen und der germanischen Völker seit dem Verfall des römischen Reiches mitmachen zu können, empfing Polen die Ergebnisse derselben erst später aus zweiter Hand, ohne an denselben mitgearbeitet zu haben. Dieses späte Aufkommen Polens und seine nordöstliche Lage sind zwei Gesichtspunkte, die bei der Beurtheilung seiner Cultur und Geschichte nie außer Acht gelassen werden sollen.

Das Mickiewicz-Denkmal in Tarnopol.

Von einer mündlich überlieferten vorhistorischen Dichtung — wie etwa die germanischen Sagen — sind auf uns keine Spuren gekommen. Die mythisch-geschichtlichen Legenden können nicht als solche angesehen werden, indem sie zwar von einer Überlieferung, nicht aber von einer Bearbeitung zeugen. Von einer schriftlichen oder gar künstlerischen Literatur kann auch nach Einführung des Christenthums noch lange nicht die Rede sein. Die schriftkundigen Geistlichen aus fremden Ländern waren der heimischen Sprache, die heimischen aber des Lateins unkundig. Und wenn unter Boleslaw I. Polen nicht nur in seiner ersten Staatsorganisation, sondern bereits in ansehnlicher Machtstellung auftritt, wenn sich Bisthümer, Klöster, Pfarreien, mitunter auch Schulen finden, wenn daher der Anfang einer höheren Bildung und literarischen Thätigkeit als ermöglicht erscheinen könnte, so ist dagegen zu bemerken, daß Boleslaw der Culturstufe seines Volkes vorangeeilt war und daß demnach mit seinem Tode ein Rückfall in frühere Zustände eintreten mußte. Durch das ganze

XI. Jahrhundert zieht sich dieser Zustand hin, welcher bewirkte, daß die Entwicklungsstufe, auf die sich Europa während und infolge der Kreuzzüge emporhob, von Polen nicht erreicht werden konnte. Erst unter Bolesław dem Schiefmund erscheint die Machtstellung des Landes, die Gewalt des Souveräns gesichert, die Anzahl der Bisthümer und Abteien vermehrt, die Geistlichkeit zum großen Theile bereits aus Landeskindern zusammengesetzt: somit waren einige Bedingungen vorhanden, um eine literarische Thätigkeit aufkeimen zu lassen. Es gehört auch wirklich in jene Zeit das erste in Polen geschriebene Werk, die Chronik des Martin Gallus. Aller Wahrscheinlichkeit nach war aber derselbe ein Franzose. Kaplan (und Secretär) Bolesławs und dessen eifriger Verehrer, schrieb er in einem ziemlich fehlerhaften Latein, hie und da in Versen, seine Chronik zur Verherrlichung seines Herrn und Helden und brach mit dem Jahre 1113 ab.

Die nach Bolesławs Tode (1139) erfolgte Theilung des Reiches, langwierige Kämpfe zwischen dessen Söhnen und späteren Nachkommen, Schwächung des Reiches wie der fürstlichen Gewalt, Aufkommen der geistlichen und weltlichen Herren (durch Immunitäten und Privilegien), auswärtige Kriege und namentlich die Tatareneinfälle (seit 1241), waren der Entwicklung der Literatur nicht förderlich, so daß wir auch aus dem XIII. Jahrhundert nur wenige Werke aufzuweisen haben, und zwar wiederum geschichtliche, unter denen die Chronik des Vincenz Kadłubek, Bischofs von Krakau, zuletzt Cistercienser Mönches in der Abtei Mogila (gestorben 1223), das bedeutendste ist. Ihm zur Seite stehen die Chroniken des Boguchwał, Bischofs von Posen, und des Baszko, Domcustos daselbst. Martinus Polonus, ein in Rom lebender Dominicaner, machte sich daselbst durch eine Chronik der Päpste und Kaiser berühmt. Dagegen ist doch die Bildung im Laufe des XIII. Jahrhunderts im Steigen. Polnische Schüler studiren an fremden Universitäten. In Bologna ist schon im Jahre 1265 eine besondere polnische natio nachweisbar. Kloster- und Pfarreischulen werden zahlreicher; die beiden neuen Orden der Franciscaner und Dominicaner verbreiten sich auffallend schnell und tragen jeder nach seiner Art zum Fortschritt der Civilisation bei. Die Kirchen und Grabmäler aus dieser Zeit sind schon beachtenswerth, einige schön im vollen Sinne des Wortes. Zur Wiederbelebung der durch die Tatareneinfälle verwüsteten und zertrümmerten Städte werden deutsche Ansiedler mittelst großer Begünstigungen herbeigeführt. Ihre Anzahl, ihre starke zünftige Organisation, ihre Privilegien hatten zur Folge, daß sie ihren deutschen Charakter lange bewahrt und denselben den Städten, vor allen Krakau, eingeprägt haben. Zum ökonomischen Aufschwung dieser Städte haben die fleißigen und rührigen deutschen Kaufleute und Handwerker viel beigetragen; auf die Ausbildung der polnischen Literatur konnten sie freilich keinen Einfluß üben.

Nachdem Władysław Łokietek die politische Einigung des Reiches durchgeführt hatte, gewann Polen unter seinem Sohne, Kazimir dem Großen, eine ansehnliche Stellung

inmitten der Nachbarstaaten, die es mit vollem Bewußtsein zu behaupten wußte. Eine wahrhaft organische Entwickelung der Gesellschaft wird durch eine weise Gesetzgebung möglich gemacht und eingeleitet. Der Machtstellung nach außen entspricht der innere ökonomische Wohlstand und Fortschritt. Das Werk des großen Königs wird durch die Pflege vervollständigt und gekrönt, die er der Wissenschaft widmet. Im Jahre 1364 gründet er die Krakauer Universität, anfangs zwar unvollständig, der theologischen Facultät entbehrend und juridischen Studien vorwiegend gewidmet. Doch läßt sich ein Einfluß dieser Hochschule auf die Entwickelung der Literatur zunächst nicht wahrnehmen, zumal sie unter Kazimirs Nachfolger, dem ungarischen Ludwig, zeitweise in Verfall gerieth. So hat das XIV. Jahrhundert wiederum nur ein größeres Werk, und zwar abermals ein historisches aufzuweisen. Janko von Czarnków, Archidiaconus von Gnesen und Vice-Kanzler des Reiches, schildert die Zeiten Kazimirs und dessen Nachfolgers mit Lebendigkeit und Talent, besonders aber mit unverkennbarem politischen Scharfblick.

Das Jahrhundert schließt mit der Heirat der Königin Hedwig, mit Lithauens Bekehrung zum Christenthum und dessen Vereinigung mit Polen. Durch dieses politische Meisterstück wird das ehemalige Piastenreich zur ersten Macht im östlichen Europa. Das Culturleben Polens entwickelt sich im gleichen Schritt mit dem politischen. Am Eingang des neuen Jahrhunderts (1400) wird die Krakauer Universität vom König Jagiełło vervollständigt und neu organisirt. Er erfüllte dadurch den letzten Willen seiner hingeschiedenen Gemalin, der Königin Hedwig (gestorben 1399). Papst Urban V. genehmigte die Gründung einer theologischen Facultät. Von nun an wächst die Universität rasch empor. Ihre Matrikeln weisen zahlreiche Schüler aus den Nachbarländern auf. Fremde Scholaren ziehen nach Krakau, von dem Ruhm der hiesigen Professoren gelockt, und bewerben sich um die Ehre, hierselbst als Extranei vortragen zu dürfen. Auf das Konstanzer Concil werden Krakauer Professoren berufen; einer derselben, Paulus Vlodimiri, vertheidigt daselbst vor Papst und Kaiser die Sache des polnischen Königs gegen den deutschen Orden in einer ausgezeichneten Abhandlung „de potestate Papae et Imperatoris respectu Infidelium".

Allmälig dringt das Studium der classischen Autoren ein. Als ältester Humanist gilt in Polen Gregor von Sanok, zuerst Secretär des bei Warna gefallenen Königs Władysław, dann Baccalaureus und Professor der Philologie an der Krakauer Universität, zuletzt Erzbischof von Lemberg. In seiner Denk- und Lebensart jedenfalls mehr Humanist als Bischof, ein leidenschaftlicher Bewunderer der römischen Dichter, ja gelegentlich ihr freilich nicht gediegener Nachahmer, ist er ein eifriger Gönner des von der römischen Curie verbannten Humanisten und Dichters Philipp Callimachus (Buonacorsi), der seine Dankbarkeit nach Gregors Tode durch Abfassung einer Lebensbeschreibung bezeugte.

Ernster und erfolgreicher wurden aber die classischen Studien von einem anderen Kirchenfürsten, von dem Krakauer Bischof und Cardinal Zbigniew Oleśnicki gefördert, der mit hervorragender politischer Begabung Sinn und Vorliebe für Wissenschaft und Bildung verband, Abschriften classischer Autoren aus Italien holen ließ, eine Bursa für hundert dürftige Schüler gründete und als Kanzler der Universität eifrig für deren Lehrkanzeln und Lehrkräfte sorgte. In der That dürfen wir die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts als die Blütezeit der Universität betrachten, so wie sie die Glanzzeit von Polens politischer Macht war. Diesem Zustand entsprechen auch Werke, die ein so vielseitiges und charakteristisches Bild ihrer Zeit darstellen und das Gepräge nationalen Geistes so unverkennbar an sich tragen, daß sie, obwohl noch nicht in polnischer Sprache geschrieben, als der Anfang einer selbstbewußten Literatur angesehen werden können.

Johann Długosz, geboren im Jahre 1415, Secretär des Cardinals Oleśnicki, Canonicus des Krakauer Domcapitels, mehrmals zu diplomatischen Unterhandlungen verwendet, Erzieher der Söhne König Kazimirs IV., zuletzt designirter Erzbischof von Lemberg, vor der erfolgten Consecration aber im Jahre 1480 gestorben, wurde durch seinen Gönner Oleśnicki aufgefordert, die Geschichte Polens zu schreiben. So entstand das große Werk seines Lebens, die Historia Polonica, in dreizehn Büchern, wahrscheinlich gleich nach des Cardinals Tode (1455) begonnen und bis zu des Verfassers letzten Tagen fleißig fortgesetzt. Długosz stützte sich bei dieser Arbeit auf eine erstaunliche Anzahl von Quellen, die er zwar nicht immer kritisch zu beurtheilen wußte, jedenfalls aber mit einem in seiner Zeit einzigen Fleiß und Verständniß bearbeitete. Sein Standpunkt ist, wie jener Oleśnickis, streng kirchlich, sein Urtheil hie und da befangen, ja sogar tendenziös. Diese Mängel hat Długosz mit allen Geschichtsschreibern seines Jahrhunderts gemeinsam. An Sammeleifer und Beherrschung des Stoffes aber übertrifft er seine Zeitgenossen. Livius als Muster vor Augen, schreibt er zwar kein classisches Latein, doch ist seine Darstellungsweise einem Bonfinius weit überlegen. Jüngere Geschichtsschreiber übertreffen ihn wohl in dem Scharfblick, mit welchem sie jedes Ereigniß auf die richtige, öfters tief verborgene Ursache zurückzuführen wissen. Als Typus aber des Geschichtsschreibers im Übergang vom Mittelalter zur neueren Zeit steht Długosz einzig da und hat, nach dem Urtheil deutscher Gelehrten, sogar nicht seinesgleichen in ganz Europa. Neben diesem seinem Hauptwerke verfaßte Długosz noch mehrere andere Schriften, die als Quelle zur Erkenntniß kirchlicher, ökonomischer und socialer Zustände von überaus großem Werthe sind. Als Stifter von Kirchen, Klöstern, Spitälern, Bursen für arme Schüler, läßt sich Długosz in seiner christlich-religiösen Gesinnung und in seinem Eifer für die Cultur seines Volkes erkennen.

Johann Ostroróg, Castellan von Meseritsch, später von Posen, geboren wahrscheinlich im dritten Decennium des XV. Jahrhunderts, gestorben 1501, eröffnet die Reihe der

politischen Schriftsteller Polens, wie Długosz jene der Geschichtsschreiber. Sein Monumentum pro Rei publicae ordinatione ist ein merkwürdiger Ausdruck jener Tendenz, die auf die Emancipation der weltlichen Gewalt von der kirchlichen und auf die Ausbildung des modernen monarchischen Staates gerichtet, sich damals in ganz Europa geltend macht und in Polen den König Kazimir IV. zum Repräsentanten hat. Das Monumentum ist von einem regen, beinahe leidenschaftlichen Gefühl für die Unabhängigkeit und Würde des Staates durchdrungen. Unter den politischen Schriftstellern seiner Zeit nimmt Ostroróg jedenfalls eine ziemlich hohe Stelle ein.

Nikolaus Rey.

Wie spiegelt sich aber diese jedenfalls vorgeschrittene Cultur, diese rege Gedankenfülle in der angeborenen polnischen Sprache ab?

Leider können alle Denkmäler, die uns das XV. Jahrhundert hinterlassen hat, nur als Sprachdenkmäler, nicht aber als literarische, noch weniger als Kunstwerke angesehen werden. In diesen kargen Überresten erscheint jedoch die Sprache so ausgebildet, daß wir annehmen müssen, sie habe jene Stufe der Entwicklung bereits erreicht, auf welcher sie zur schriftstellerischen Thätigkeit benützt werden konnte. Daß sie es noch nicht wurde, ist vermuthlich auf die immer mehr um sich greifende Herrschaft des Latein, eine Folge der Wiedergeburt der classischen Literaturen, zurückzuführen. Das XV. Jahrhundert geht zu Ende, die zwei ersten Decennien des XVI. gehen vorüber und polnisch wird noch immer so gut wie gar nicht geschrieben.

Mit dem Beginn des XVI. Jahrhunderts erlitten die inneren, wie die auswärtigen Verhältnisse des Reiches eine wesentliche Veränderung. Der seit König Kazimir IV. immer wachsende Einfluß der Landtage auf die Staatsgeschäfte gestaltete sich mehr und

mehr zu einer adeligen Demokratie, die der königlichen Gewalt gegenüber auf ihre Freiheiten, den übrigen Volksclassen gegenüber auf ihre ausschließlichen Privilegien pochend, die oberste Gewalt lahmlegte und sie selbst auszuüben nicht politischen Sinn und Thatkraft genug besaß. Somit waren die Provinzialtage und der allgemeine Landtag ein günstiges Feld für allerlei (meist aristokratische) Demagogen, von denen sich die vielköpfige, politisch unreife Masse leicht bereden und beherrschen ließ. Von außen aber fingen Gefahren zu drohen an, von denen das XV. Jahrhundert kaum eine Ahnung hatte: im Südosten die Türken, im Nordosten der von der tatarischen Oberherrschaft soeben befreite Großfürst von Moskau, welcher, kaum selbständig geworden, auf Lithauen lüsterne Blicke warf, wiederholte Kriegszüge dahin unternahm und bereits um das Jahr 1515 den ersten Plan einer Theilung Polens zu spinnen begann. Die innere und äußere Lage wurde demnach ernst, und die polnische adelige Demokratie zeigte sich den Schwierigkeiten nicht gewachsen, die eine ebenso consequente und thatkräftige wie vorsichtige Politik erheischten. Zu den genannten Schwierigkeiten trat als weitere die religiöse Reformation, welche zugleich alle politischen Tendenzen beeinflußte.

Wie sehr aber auch die politische Stellung und die Leistungsfähigkeit Polens geschwächt erscheint, so steigt und erweitert sich doch wesentlich dessen Cultur. Geschrieben wird immer nur wenig; die Summe der Intelligenz wächst aber rasch, die Bildung erstreckt sich auf einen immer weiteren Kreis. Daß diese Cultur eine classische, humanistische Grundlage hat, ist im Charakter des Zeitalters begründet. Doch läßt sich eben jetzt eine wesentliche Änderung wahrnehmen. Die unmittelbare Nachbarschaft, die deutsche Abstammung der städtischen Bevölkerung, die vielfachen Verwandtschaften des herrschenden Geschlechts hatten die polnische Civilisation im XV. Jahrhunderte sichtbar unter den Einfluß der Deutschen gestellt. Jetzt räumt dieser dem westlichen, zunächst dem italienischen, den Platz. Die tägliche Lectüre, die erbauliche wie die scherzhafte, die religiösen Dramen und Mysterien werden noch immer deutschen Mustern nachgebildet, häufig deutschen Büchern entnommen oder übersetzt. Die deutschen Angriffe auf die katholische Kirche liefern dem polnischen Protestanten und Controversisten den Kern seiner theologischen Kenntnisse und seiner Argumente. Aber alles, was zu einer höheren, zumal literarischen Bildung, zu den Formen und Sitten des gesellschaftlichen Lebens, zum Geschmack, vor allem aber zur Kunst gehört, das holt fortan aus Italien (später aus Frankreich) seine Muster. Eine italienische Fürstin auf dem polnischen Throne, Bona Sforza, König Sigismund I. zweite Gemalin, ist die Trägerin dieser Richtung.

Der Typus des eigentlichen humanistischen Dichters, der Weltmann und Höfling, nöthigenfalls Diplomat, lebenslustiger Gesell, seiner Stellung und Carrière immer eingedenk, nicht selten auch kirchlicher Würdenträger ist, hat zwar in Polen schon vor Bonas Ankunft

existirt, doch ist es immerhin ein sinnreicher Zufall, daß der vielleicht bedeutendste, jedenfalls der typischeste dieser Poeten in ihrer Umgebung, an ihrem Hofe zur vollen Entwicklung seiner edleren wie schlimmeren Eigenschaften gelangt. Es ist dies Andreas Krzycki (Cricius), 1482 geboren, Bischof von Przemyśl, dann von Płock, zuletzt Erzbischof von Gnesen und Primas des Reiches, gestorben 1537, zu diplomatischen Angelegenheiten vielfach benützt, als Dichter von großen ausländischen Gelehrten (Erasmus) gepriesen. Er versteht es trefflich, sich in die Gunst hoher Gönner einzuschmeicheln, nöthigenfalls auch dieselben in einem beißenden Epigramm zu geißeln. Leidenschaftlicher Bewunderer der römischen Dichter, mit den humanistischen bekannt, weiß er die einen wie die anderen nicht ohne Talent und Gewandtheit nachzuahmen. Ihm zur Seite steht der Danziger Johannes Flachsbinder, nach seiner Vaterstadt Dantiscus genannt, wie Krzycki Diplomat, Dichter und Bischof (von Ermeland), 1548 gestorben. Lange Jahre Gesandter bei Karl V., muß er sich an dessen Hof dichterischen Ruf erworben haben, da er vom Kaiser in den Adelstand erhoben und mit dem poetischen Lorbeerkranz ausgezeichnet wird.

Der jüngste von diesen frühen lateinischen Dichtern, der einzige, bei welchem von einem höheren poetischen Talent und künstlerischen Sinn die Rede sein kann, ist Clemens Janicki, der Sohn eines Landmannes aus der Umgegend von Gnesen, geboren 1516, gestorben zu Krakau 1543. Der arme Jüngling fand einen Patron in Krzycki und nach dessen Tode in dem Wojwoden von Krakau, Kmita, mit dessen Unterstützung er die Universität Padua besuchte. Seine Eindrücke schildert er mit rührender Begeisterung; er ist bezaubert beinahe wie Goethes Wanderer. Auch muß er jenseits der Alpen nicht unbemerkt geblieben sein, da ihm ein Lorbeerkranz, und zwar aus den Händen des Cardinals Bembo zu Theil ward; eine ungleichmäßige, man könnte fast sagen, romantische Natur mit künstlerischer Vorliebe für Glanz, Luxus, üppiges Leben. Liebesgedichte fehlen selbstverständlich nicht; die einen gefühlvoll, die anderen lebenslustig. Der Grundton ist jedoch meistens schwermüthig, wozu Janickis schwache Gesundheit, vielleicht Vorgefühle des frühen Todes, beitragen mochten. Das erste wahrhaft dichterische Talent, dem wir in der polnischen Literatur begegnen, hätte Janicki zum Vater der polnischen Dichtung werden können, wenn er länger gelebt und wenn er polnisch geschrieben hätte.

Nun ist aber die Zeit gekommen, wo diese Literatur zwar noch nicht zu ihrer vollen Entwicklung gelangt, doch sich derselben mit raschen und mächtigen Schritten nähert. Die zwei Hauptmomente der damaligen europäischen Geschichte und Cultur, der religiöse Streit und die Wiederbelebung des classischen Alterthums und das dritte heimische und nationale dazu, die politische Gährung, die eine Umwälzung im Staate herbeiführen sollte, das sind die Gestirne, unter denen die polnische Literatur dieser Zeit auf die Welt kommt und die ihren ganzen Lebenslauf beherrschen.

Es treten jetzt drei Männer auf, deren jeder eine andere Stufe und Nuance der damaligen polnischen Gesinnung und Bildung, alle drei aber gleich charakteristisch darstellen.

Nikolaus Rey, 1505 in Żórawno (jetzt Ostgalizien, Bezirk Stryj) geboren, brachte seine Jugendjahre zu Hause mit Jagen und Fischen zu; als ihn der Vater zum Lernen zwingen wollte, begab er sich nach Krakau, doch nur für eine kurze Zeit. Endlich vervollständigte er seine Erziehung am Hofe des Wojwoden Tęczyński. Dieses rohe, vernachlässigte Naturkind erscheint in seinen späteren Jahren als tüchtiger und strebsamer Verwalter, der sein Vermögen ansehnlich mehrt, immer neue Güter kauft und Städtchen und Marktflecken gründet. Er fühlt daß er zu wenig gelernt hat, er sucht das Versäumte nachzuholen und bringt es bei lebhafter Intelligenz rasch zu einer allerdings mehr eklektischen Bildung. Nun hört er von allen Seiten und liest in allen Büchern von einem neuen Glauben, der die Rückkehr zum ursprünglichen Christenthum sei. Sein Gewissen empört sich gegen die Verweltlichung der Geistlichkeit. Er fängt an zu grübeln, ob denn dieser oder jener Glaubensartikel wirklich im Evangelium begründet sei; es fällt ihm nicht bei, an seiner Befähigung und Berechtigung diese Fragen zu entscheiden, zu zweifeln, so steht denn der durchschnittliche polnische Protestant des XVI. Jahrhunderts fertig da. Er versucht zu schreiben, und zwar polnisch, seinen Gesinnungsgenossen ein erwünschter Alliirter, umsomehr, da er durch Humor und Witz, durch Geselligkeit und lebenslustiges Wesen allgemein beliebt ist. Durch sein protestantisches Gefühl und durch literarische Erfolge angespornt, verfaßt er eine Postilla (Predigtensammlung), ja selbst einen Commentar zur Apokalypse. Indem er den „Zodiacus vitae“ des Marcellus Palingenius polnisch umarbeitet, bringt er ein höchst umfangreiches didaktisches Gedicht in zwölf Büchern zustande, welches Wizerunek (Abbildung des Lebens eines Ehrenmannes) heißt, und an dem nur die häufigen satyrischen Abschweifungen interessant sind, weil sie auf Sitten- und Culturstand des damaligen Polens einiges Licht werfen. Der Zwierzyniec (Thiergarten aller Stände mit ihren Sitten und Gebräuchen) ist eine umfangreiche Sammlung von Epigrammen, denen weder die gute Absicht noch ein meistens richtiges Urtheil, wohl aber Witz, und zwar nicht nur der feine, sondern auch der derbe und gemeine abgeht. Die Figliki (Scherze), ihrer Zeit sehr beliebt, sind für die unsrige einfach abgeschmackt. Das letzte, größte und werthvollste von Reys Werken heißt Żywot Poczciwego Człowieka (Leben des biederen Mannes); ein weitläufiger, in Prosa geschriebener Tractat über Moralphilosophie, etwas geschwätzig, hie und da etwas pedantisch, aber höchst charakteristisch für die Ideen des damaligen polnischen Edelmannes. Ein gutes Herz, ein heiteres Gemüth, Hang zum friedlichen Landleben mit dessen unschuldigen Freuden, Wohlgefallen an Büchern und reges Gefühl seiner Verantwortlichkeit

vor Gott, das sind die Elemente, aus denen Rey das Ideal seines Biedermannes zusammensetzt. Recht bezeichnend ist dieses Ideal für jene Zeit, in welcher der polnische Edelmann auf der Höhe seines Glückes stand. Und doch ist Rey in seinen späteren Jahren trübsinnig geworden; die Zukunft der Republik erfüllt ihn mit schmerzlichem Angstgefühl,

Johann Kochanowski.

wie es seine „Kurze Anrede" und seine „sichere Rüstung des christlichen Ritters" bezeugen. Er starb vermuthlich im Jahre 1569. Für die Kenntniß der Cultur und Sitte unschätzbar, als Typus der polnischen Natur charakteristisch, zählt Rey als erster ausschließlich polnischer Schriftsteller zu den wichtigsten und interessantesten Gestalten seines Jahrhunderts und der polnischen Literatur überhaupt.

Stanisław Orzechowski, im Jahre 1515 geboren, in seinem vierzehnten Lebensjahre nach Wien geschickt, von da nach Wittenberg entführt, wo er protestantischen Einflüssen ausgesetzt war, dann wiederum in Italien, wo er (wie er in seiner Autobiographie erzählt) streng katholisch wurde, sah sich nach seiner Rückkehr in die Heimat von seinem Vater gezwungen, in den Priesterstand zu treten. Bald nach seiner Weihe debutirte er glänzend in der schriftstellerischen Carrière. Die Gelegenheit war günstig, aus Anlaß der Heirat des jungen Königs (Thronfolgers) Sigmund August mit Ferdinands I. Tochter Elisabeth dem künftigen Herrscher die Gravamina und Postulata der Unterthanen ans Herz zu legen. Andererseits stand Polen nach dem Fall von Ofen unter dem Eindrucke der Türkengefahr. Mit Scharfsinn und Glück ergriff Orzechowski diese Gelegenheit, um seinen Fidelis Subditus, eine Rede im ciceronischen Stil über die Pflichten des jungen Königs, und seine Turcica, eine Aufforderung zum Türkenkriege, zu veröffentlichen.

Beide Schriften verschafften ihm einen ungeheueren Erfolg. Politischen Sinn bewiesen sie eben nicht zu viel; aber um so mehr schriftstellerisches Talent. Der junge Canonicus von Przemyśl erlangte eine Popularität, die ihm bald sehr zustatten kam. Er ließ nämlich zwei Schriften erscheinen, „de Lege Coelibatus“ und „de Baptismo Ruthenorum“, die von der Streng-Orthodoxie stark abwichen und dem Verfasser ernste Rügen von Seite seines Bischofs zuzogen. Er unterwarf sich und versprach in Zukunft nichts zu veröffentlichen, noch vorzunehmen, was nicht mit der Lehre der Kirche im Einklang wäre. Kaum aber war dies geschehen, als er einen Pfarrer zur Heirat bewog, einen andern verheirateten unter seinen Schutz nahm und öffentlich erklärte, er wolle selbst in der nächsten Zeit heiraten. Der Bischof citirte ihn vor sein Gericht; er erschien mit einem Gefolge von ein paar hundert bewaffneten Edelleuten. Die Angelegenheit sollte vor eine bischöfliche Synode zu Petrikau, und zwar gleichzeitig mit dem daselbst eröffneten Reichstage kommen. Der ganze Adel und der Senat war durch die heimliche, jetzt erst officiell angekündigte zweite Heirat Sigismund Augusts mit der schönen Barbara Radziwiłł erbittert. Orzechowski, um in seinem Streit mit dem Bischof Alliirte zu gewinnen, schrieb jetzt gegen die arme junge Königin, unter dem Titel „Oratio ad Equites Majoris Poloniae“, ein abgeschmacktes, unwürdiges Pamphlet, das aber doch seine Wirkung nicht verfehlte. Die öffentliche Meinung erklärte sich für Orzechowski in einer Art, daß die Bischöfe es nicht wagten ein Urtheil zu fällen; sie begnügten sich mit dem feierlichen Versprechen Orzechowskis, er werde nicht heiraten, bevor er aus Rom eine Dispens erhalten habe. Dies geschah gegen Ende des Jahres 1550; am Anfang des Jahres 1551 war er bereits vermählt. Nun verurtheilte ihn der Bischof (Dziaduski) zum Vermögens- und Ehrenverluste. Das Urtheil rief eine ungeheuere Aufregung im ganzen Reiche hervor, die bei dem sehr raschen Zunehmen der protestantischen Strömung gefährlich werden konnte. Die Sache ging an den obersten kirchlichen

Gerichtshof nach Rom. Anfangs hoffte Orzechowski, die Furcht vor dem Übertritt Polens zum Protestantismus werde in Rom die Anerkennung seiner Heirat erzwingen. Er schrieb einen Drohbrief an Julius III., dem an Frechheit kaum etwas gleichgestellt werden kann. Doch umsonst; nach langen Jahren kam das Urtheil: Orzechowski hat sich gegen die kirchliche Disciplin, nicht aber gegen den Glauben vergangen. Der Bann wurde aufgehoben, die Heirat aber nicht anerkannt. Nun schwindet allmälig Orzechowskis Siegesgewißheit; der Entschluß wird immer sichtbarer, sich mit der kirchlichen Gewalt auszusöhnen. Sein Interesse trifft mit seiner Überzeugung zusammen, die im Grunde katholisch gewesen sein muß, da er sonst allen Vortheil aus dem Übertritt zum Protestantismus erreichen konnte.

So bringen denn Überzeugung und Interesse seine beiden bedeutendsten Schriften zur Reife, die ersten, die er polnisch geschrieben hat, die Dialoge von der Execution (Dyalog około Exekucyi) und den Quincunx. Das Wort Execution bezeichnete damals ein umfassendes, nicht ganz klares politisches Programm. Orzechowski ergreift das Wort in der brennenden Frage, weist treffend manches Unheil nach, nimmt sich mehrerer nützlicher Reformen an, stellt aber ein hypertheokratisches System zusammen, welches dem eifrigsten Katholiken seiner Zeit als übertrieben und unausführbar vorkommen mußte. Doch trotz aller Widersprüche und Paradoxe sind einige Stellen dieser Schriften von hinreißender Wirkung. Das religiöse Zerwürfniß, die politischen Wirren erfüllen ihn mit einer Angst für die Zukunft des Reiches, die in erschütternden Worten Ausdruck findet.

Sein Todesjahr ist unbekannt; wahrscheinlich starb er 1567. Durch seine leidenschaftliche Natur, durch die unvereinbaren Widersprüche zwischen seinen Ideen und Handlungen, erscheint er als ein interessantes Phänomen jenes frechen Übermuthes des Individuums, welcher dem XVI. Jahrhundert eigen ist. Durch sein Talent, seine sophistische Gewandtheit, seinen Instinct, immer das zu sagen, was der öffentlichen Meinung eben angenehm war, kann er in seiner Art fast für ein publicistisches Genie gelten. In der polnischen Literatur aber ist er als ausgezeichneter Schriftsteller in hohem Ansehen geblieben.

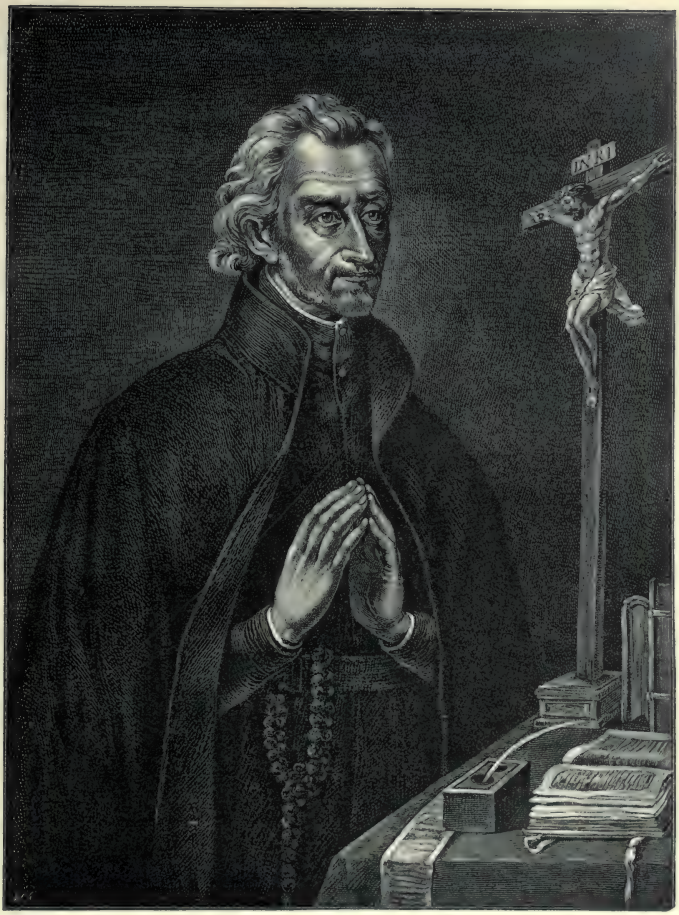
Andreas Frycz Modrzewski ist die Hauptgestalt der politischen Literatur Polens in diesem Jahrhundert, unter den Schriftstellern dieser Art im damaligen Europa einer der merkwürdigsten. Er zielt auf eine organische Entwicklung aller Bestandtheile der Gesellschaft ab. Gleiches Recht für alle (vor Allem gleiches Strafrecht), die Aufhebung der Gerichtsbarkeit des Gutsherrn über den Unterthan, allgemeine Besteuerung (auch der Geistlichkeit und des Adels); für die Städtebewohner das Recht, Landgüter zu besitzen, folglich öffentliche Ämter zu bekleiden, ein oberster Gerichtshof von Bürgern aller Stände gewählt, Verantwortlichkeit der hohen Staatsbeamten dem Reichstag gegenüber, das sind Forderungen, die im XVI. Jahrhundert kaum anderswo gestellt wurden und deren praktische Durchführung der ganzen Zukunft Polens eine andere Richtung hätten geben können.

Sein Hauptwerk: de Republica emendanda ist zuerst im Jahre 1551, dann 1554 in Basel, und auch in mehreren anderen Ausgaben erschienen. Es ist der umfangreichste, der systematischeste Reformplan, den die politische Literatur Polens im XVI., ja bis spät ins XVIII. Jahrhundert aufzuweisen hat. Das zweite Buch, von den Gesetzen, enthält die wichtigsten und selbständigsten Ideen Modrzewskis, nämlich die Gleichheit aller vor dem Strafgesetz und die Abschaffung der Jurisdiction des Adels über das Landvolk. Die Art, wie er das Justiz-, Heer- und Finanzwesen organisirt wissen will, entspricht einem allgemein empfundenen und vielbesprochenen Bedürfnisse. Hat aber Modrzewski diese Ideen mit seinen Zeitgenossen gemein, so übertrifft er doch dieselben in der praktischen Auffassung jener Fragen, vor Allem durch den Plan eines allgemeinen Steueretats, mittelst dessen er die Staatseinkünfte zu vermehren und zu sichern trachtet. Nur Eines läßt er außeracht: den Mangel einer Executivgewalt.

Die Anfänge von Sigismund Augusts Regierung sind von religiösen Controversen so sehr in Anspruch genommen, daß sich die weltliche Literatur schwer einen Platz neben denselben erringt; doch nimmt sie in mancher Richtung einen bedeutenden Aufschwung. So zum Beispiel in der Geschichtsschreibung. Orzechowski legt in seinen Annalen kein geringes historiographisches Talent an den Tag. Martin Kromer, Bischof von Ermeland, eines der Häupter der katholischen Partei, geboren zu Biecz 1512, gestorben 1589, veröffentlicht seine Polonia sive de Origine et Rebus gestis Polonorum 1555. Im schönsten Latein, im edelsten geschmackvollsten Stil, der immer einfach bleibt, erzählt er die polnische Geschichte seit dem Anfang bis zum Jahre 1506. Die moderne Kritik spricht ihm zwar einen selbständigen Quellenwerth ab. Aber die Zeitgenossen nahmen Kromers Polonia mit Enthusiasmus auf; denn sie war ein Meisterwerk der Geschichtsschreibung, wie sie jene humanistische Zeit verstand und verlangte. Dreißig Jahre später votirte der Reichstag dem greisen Verfasser eine öffentliche Danksagung und das XVII. Jahrhundert studirte die Landesgeschichte fast ausschließlich aus Kromer.

So stand die polnische Literatur, als gegen das Jahr 1556 oder 1557 ein kleines Gedicht sich in Copien schnell verbreitete, welches — wie erzählt wird — aus Paris geschickt wurde und allgemeine Bewunderung hervorrief. Es begann mit den Worten: „Was willst du Herr von uns für deine reichen Gaben", und ging in einen Lobgesang auf den Schöpfer und seine Schöpfung über. Endlich war in Polen die Poesie eingezogen.

Johann Kochanowski, Sohn eines wohlhabenden Edelmannes aus der Wojwodschaft Sandomir, wurde im Jahre 1530 auf dem väterlichen Landgute Sycyna geboren. Im Jahre 1545 ist er in die Alba Studiosorum der Krakauer Universität eingeschrieben. Ob er seine Studien in Deutschland fortgesetzt hat, ist mehr als zweifelhaft, dagegen gewiß, daß er mehrere Jahre in Italien, und zwar in Padua zugebracht, von da aus



Peter Skarga.

die ganze Halbinsel bereist hat und gegen das Jahr 1555 sich nach Paris begab, um seine Studien fortzusetzen. Wahrscheinlich hat er schon vor seiner italienischen Reise zu dichten versucht; sicher aber ist, daß er in Padua erst recht zu dichten anfing. Es sind dies lateinische Elegien, meistens Liebesgedichte, classischen Dichtern nachgeahmt. Und doch verleugnet sich die wahrhaft poetische Natur, das frische, theils schwärmerische, theils leidenschaftliche Gefühl des jungen Dichters in all den herkömmlichen Formen und Formeln nicht. Inwieferne die Bekanntschaft mit Ronsard auf Kochanowski einwirkte, läßt sich

nicht genau bestimmen; doch ist aus seinen Schriften ersichtlich, daß er ihn gekannt und bewundert hat. Die Vermuthung liegt jedenfalls nahe, daß Ronsards Beispiel den jungen Polen dazu anspornen konnte, aus den Schranken der Latinität herauszutreten und den Versuch zu wagen, seine Muttersprache zur Göttersprache zu erheben. Was poetischen Schwung, was Reichthum der Gleichnisse und Bilder, was Wohlklang des Verses und edle Einfachheit des erhabenen Stiles betrifft, so ist jenes erste polnische Gedicht Kochanowskis musterhaft; auf einmal hat sich der begeisterte Dichter und der feine maßvolle Künstler enthüllt.

Im Jahre 1557 zurückgekehrt, suchte er nach der landläufigen Sitte am Hofe eines großen Herrn sich eine Zukunft, durch seine Gedichte sich Ruhm und Ehre zu verschaffen. Der Hof war anfangs jener des Krongroßmarschalls Firley, später der königliche, wo er in der Kanzlei als einer der Untersecretäre angestellt wurde. Die Gedichte waren theils lateinische Elegien, theils polnische Lieder, wie er sie nennt Pieśni. Die letzteren sind wohl der Form nach der classischen Lyrik nachgebildet, aber an Gefühl, an Freiheit und Selbstständigkeit, an poetischem Reiz seinen lateinischen Gedichten weit überlegen. Der Inhalt ist zuweilen historisch, hie und da philosophisch, überwiegend aber erotisch. Heiter, graziös, schamhaft oder brennend vor Begierde oder endlich ehrfurchtsvoll, aus der innersten Tiefe des Herzens geseufzt, sind Kochanowskis Liebeslieder ihr erster würdiger Ausdruck in polnischer Sprache, und werden für immer zu den schönsten gehören, welche die Liebe je einem Dichter in dieser Sprache inspirirt hat.

Außer den Liedern dichtet er die Fraszki (Scherze), die wie jene sich wohl durch sein ganzes späteres Leben fortziehen, in dieser Jugendzeit aber in großer Anzahl entstehen und dem Verfasser eine große Popularität verschaffen. Daß dieselben immer anständig seien, läßt sich zwar nicht behaupten, wird aber durch die Art und Bestimmung, so wie durch die Sitten der Zeit erklärt und entschuldigt. Es gibt übrigens unter diesen Scherzen manches feine lyrische Gedichtchen; und die ausgelassensten, die wein- oder genußtrunkensten, wissen doch meistens ihren derben Inhalt durch Witz und Geschmack erträglich, ja angenehm zu machen. Aber, zur Kenntniß des alltäglichen, gesellschaftlichen Lebens und der Gebräuche desselben sind die Fraszki ein Quell reichster Belehrung.

Der Dichter war aber weder ausschließlich Liebhaber, noch ausschließlich Weltmann und lustiger Geselle. Er war auch Staatsbürger und Patriot mit ernstem Einblick in die verwirrten Verhältnisse seiner Zeit. So kam es, daß er auf Wunsch und im Sinne zweier Vice-Kanzler, der Bischöfe Padniewski und Myszkowski, für zwei aufeinander folgende Reichstage zwei politische (kaum satyrische) Gedichte erscheinen ließ, den Satyr und die Zgoda (Eintracht), in denen er die religiöse Einheit, die Kriegsbereitschaft und das Ansehen der königlichen Gewalt seinem Leser ans Herz legt. Nach einigen Jahren aber zieht sich Kochanowski, des Lebens am Hofe überdrüssig, auf das Land zurück, gibt sich

mit den paterna rura zufrieden, dichtet weiter, macht sich auf seines Gönners Myszkowski Wunsch an die Übersetzung der Psalmen und kommt zur Einsicht, daß es am Ende doch Zeit wäre, an eine Heirat zu denken. Nach mehreren Jahren der Überlegung vermählt er sich (1574) mit der Schwester eines Nachbars, Dorothea Podlodowska. Einige allerliebste Lieder und die Sobotka, ein idyllisches Gedicht zu Ehren des landesüblichen Gebrauches, am Johannis-Vorabende mitten in den Feldern Feuer anzuzünden und rings herum zu singen, gehen seiner Heirat voran.

Stefan Bathory besteigt den Thron; sein Anblick erfüllt den Dichter mit neuem Muth und neuer Begeisterung. Endlich sieht er einen König auf dem Thron, der allen Wünschen seines Herzens entspricht. Unter diesem Eindruck tritt er in die letzte Periode seiner dichterischen Thätigkeit. Den hohen politischen Absichten des Königs sucht er mit seiner Feder zu dienen. Kleinerer Gedichte politischen Inhalts nicht zu gedenken, legt er seinem classischen Drama eine politische Tendenz unter. Es ist dies die Odprawa Posłów greckich (Abfertigung der griechischen Gesandten).

Der Inhalt ist der Geschichte des trojanischen Krieges entnommen; Menelaos und Ulysses erscheinen in Ilion, um Helena friedlich abzuholen, und werden abgewiesen. Die Form ist der griechischen Tragödie streng nachgeahmt, mit treffender Charakteristik der Personen, ernstem majestätischem Ton in den Chören und edlem Pathos in einigen Scenen. Das Interessante aber ist, daß die Tragödie zugleich eine tendenziöse Brochure, diese trojanische Geschichte eine Anspielung auf die polnische ist. Der Rath der trojanischen Großen unter König Priamus Vorsitz ist ein lebendiges Bild des polnischen Reichstags. Die Weissagungen der Seherin Kassandra beziehen sich auf die Republik, speciell auf die Königswahl; die Schlußworte, in denen sich die Tendenz des Werkes concentrirt, sind darauf berechnet, die Gemüther für den Kriegszug gegen Moskau zu entflammen.

Die Psalmenübersetzung hat für die polnische Literatur eine Bedeutung, wie sie dergleichen Arbeiten nur selten zukommt. Der poetische Stil erreicht hier den höchsten Grad der Vollkommenheit. Majestät und Pathos, herzzerreißender Jammer und inniges Flehen, alles weiß Kochanowski in einer Mannigfaltigkeit der Versmaße wiederzugeben, daß seitdem nichts für diese Sprache unerreichbar war.

Einige Jahre später wurde der Dichter von einem schweren, eigentlich dem einzigen schweren Unglück in seinem Leben getroffen: er verlor sein zweijähriges Töchterchen Ursula. Das Kind ist durch des Vaters Schmerz unsterblich geworden. Er schrieb seine Treny (Todtenklage). Elternliebe, Elternschmerz begegnen sich in der Lyrik der ganzen Welt selten. Einen Ausdruck wie Kochanowski diesen Gefühlen zu geben vermochte, dürfte man schwerlich anderswo finden. Seine neunzehn Elegien umfassen den ganzen Kreis jener Leiden, die man nach dem Tode eines theueren Wesens empfindet.

Die ersten entsprechen jenem Verstummen, das den ersten Zeiten nach dem Verluste eigen ist; dann folgt die Erinnerung: jeder Augenblick, jeder gewohnte, auch der geringste Gegenstand zerreißt das Herz mit dem Bewußtsein des Geschehenen und Unabweisbaren. Es folgt die Sehnsucht, trostlos und leidenschaftlich, diese geht endlich in Empörung, beinahe in Gotteslästerung über. Das ist aber der Culminations- und der Wendepunkt. Die Verzweiflung löst sich in Thränen, die Empörung verwandelt sich nach und nach in Resignation und Gebet, die Beruhigung und der Trost kehren in der letzten Elegie in die Seele des Dichters ein, dem im Traume seine längst verstorbene Mutter mit der kleinen Ursula in den Armen erscheint, um ihn an die Vergänglichkeit alles Irdischen, an die Unsterblichkeit, an ein seliges Wiedersehen zu mahnen.

Die Treny sind Kochanowskis Haupt- und Meisterwerk; sie sind auch das Schönste und Höchste in der polnischen Dichtung bis zum Auftreten des Adam Mickiewicz geblieben.

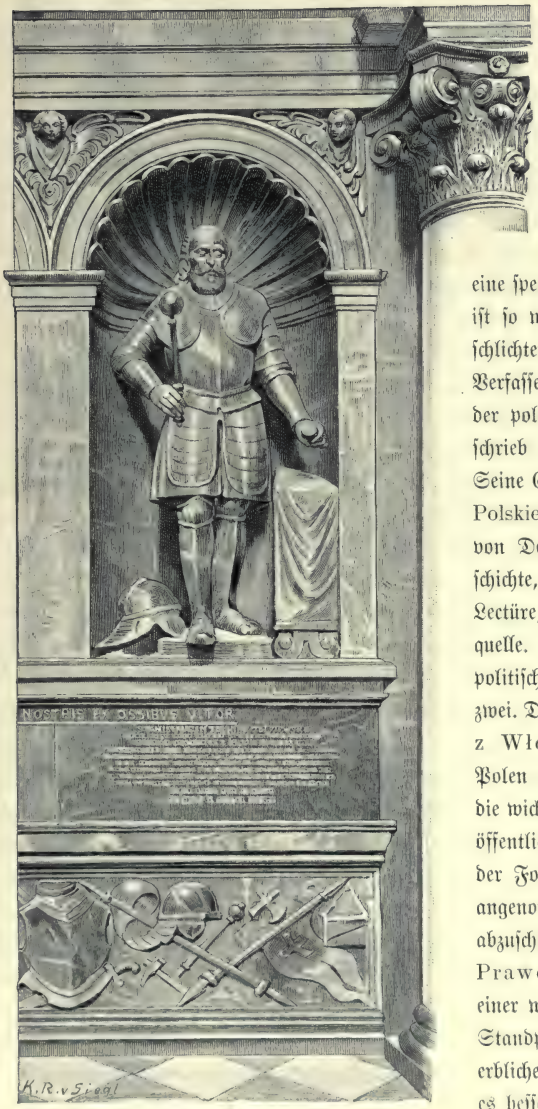
Der Dichter starb an einem Schlaganfall in Lublin 22. August 1584 und wurde in seiner Familiengruft zu Zwoleń in der Wojwodschaft Sandomir begraben.

Kochanowski ist ein durchaus lyrischer Dichter; an eine größere Composition wagt er sich nur einmal, und die Abfertigung der griechischen Gesandten beweist ebenso wie seine fragmentarischen epischen Versuche, daß er auf diesen Gebieten kein so großer Meister ist wie auf dem lyrischen. Unter den Lyrikern seiner Zeit, ja aller Zeiten, behauptet er seinen Rang mit Ehren; wohl nicht unter Pindars oder Schillers, aber unter Horazens und Petrarcas Fahne. Größere Dichter hat es wohl gegeben; eine so harmonische, vollkommen ausgeglichene dichterische Natur ist nicht leicht aufzuweisen.

Um Kochanowski schart sich eine Gruppe von Dichtern, unter denen nur zwei hervorgehoben zu werden verdienen: Nikolaus Semp Szarzyński, der ein ganz ungewöhnliches Talent besaß, leider aber sehr jung gestorben ist, und Sebastian Klonowicz (Acernus), geboren 1545, gestorben 1602, in dessen Gedichten (vor Allem in den satyrischen) sich viel Verstand und scharfer Beobachtungssinn bemerken läßt. Die Form aber und das poetische Talent lassen viel zu wünschen übrig.

Vielseitiger und reichhaltiger als die Dichtkunst entwickelte sich in derselben Zeit die polnische Prosa.

Lucas Górnicki (geboren zu Oświęcim 1527, in Krakau und Padua gebildet, anfangs Secretär zweier Krakauer Bischöfe, dann Sigismund Augusts, dessen volles Vertrauen er besaß, Starost von Tykocin, gestorben 1603) tritt im Jahre 1565 mit seinem Dworzanin (Hofcavalier) auf, einer Bearbeitung des Castiglione'schen Cortegiano, in welcher vieles einfach übersetzt, manches aber weggelassen, anderes hinzugefügt ist. Der prächtige Dialog wird vom Estenfischen Hofe auf eine Villa des Bischofs von Krakau übertragen; selbstverständlich fallen die Damen weg, das Gespräch wird von Männern geführt



Stanislaus Zolkiewski.

und aus demselben das entfernt, was den Anstand verletzen oder dem polnischen Leser schwer verständlich sein könnte. Für die Cultur und Sittengeschichte gewinnt dadurch das Werk ein großes Interesse; für die Sprache und Literatur aber hat es eine specielle Bedeutung. Die Sprache ist so wunderschön, der Stil von so schlichter und edler Eleganz, daß der Verfasser für einen classischen Meister der polnischen Prosa gilt. Górnicki schrieb auch selbständige Werke. Seine Geschichte „Dzieje w Koronie Polskiej“ hat indeß eher den Charakter von Denkwürdigkeiten als von Geschichte, und ist mehr eine angenehme Lectüre, als eine geschichtliche Hilfsquelle. Merkwürdig aber sind seine politischen Schriften. Es gibt deren zwei. Die erste, Rozmowa Polaka z Włochem (Unterredung eines Polen mit einem Italiener) berührt die wichtigsten Fragen des polnischen öffentlichen Rechtes und culminirt in der Forderung, die im Jahre 1573 angenommene Form der Königswahl abzuschaffen. Die zweite, Droga do Prawdziwej Wolności (Weg zu einer wahren Freiheit) geht von dem Standpunkte aus, daß, wenn einmal erbliche Monarchie nicht möglich ist, es besser sei, eine rein republikanische Regierungsform einzuführen, als das

Reich den periodischen Gefahren immer neuer Königswahlen auszusetzen. Die venetianische Verfassung wird da als Muster hingestellt.

Die politische Literatur wird im letzten Viertel des XVI. Jahrhunderts sehr reichhaltig. Als Repräsentanten ihrer Hauptrichtungen wären zu erwähnen: Christof Warszewicki (gestorben 1603), der entschiedenste Monarchist unter den Schriftstellern seiner Zeit, der eifrigste Fürsprecher der österreichischen Candidatur und Politik, jedoch als bezahlter Agent und unehrenhafter Charakter ohne Ansehen und Einfluß; Demetrius Solikowski, Erzbischof von Lemberg, und Andreas Ciesielski, beide Gegner der allgemeinen Königswahl; endlich Peter Grabowski und Josef Wereszczyński, die sich vorwiegend mit der damaligen orientalischen Frage befassen und angesichts der stets drohenden Türkengefahr zur Colonisation der östlichen Wojwodschaften mahnen. Es schwebt ihnen dabei das Ideal einer militärischen Colonie vor, die zugleich eine Kriegsschule und ein zum Kampfe gegen die Ungläubigen berufener ritterlicher Orden wäre. Als Endziel erscheint ihnen ein Kreuzzug gegen die Osmanen und die Auftheilung ihres Reiches, wobei Polen die Krim und die nördliche Küste des Schwarzen Meeres zufallen sollte.

Die Anzahl der Historiker ist gleichfalls beträchtlich. Joachim Bielski veröffentlicht unter seines Vaters Martin Namen seine Kronika Polska (Chronik von Polen). Unter vielen zeichnen sich besonders zwei aus: Świętosław Orzelski, der ein höchst interessantes Bild der drei ersten Interregna und Königswahlen hinterließ, und Reinhold Heidenstein, ein Danziger, Chef der Kanzlei König Stefan Bathorys, dessen Rerum Polonicarum Libri XII., ein ausgezeichnetes politisches Urtheil bezeugen. Die sechs Bücher vor allem, in denen er die Kriegszüge gegen Moskau erzählt, unter der directen Aufsicht des Königs geschrieben und von demselben hie und da mit Bemerkungen versehen, sind ein wahres Meisterwerk.

Die religiöse Literatur und theologische Polemik geht natürlich ihren Weg weiter. Wir übergehen hier die Namen der zahlreichen Bibelübersetzer und Prediger, mit einziger Ausnahme des Jakob Wujek, dessen Übersetzung bis jetzt als der einzig autorisirte polnische Text der Vulgata dasteht. Dagegen ist aus dem katholischen Lager der größte Redner, der größte Prosaiker hervorgegangen, welchen die polnische Literatur bis heute besessen hat.

Peter Skarga wurde in Grojec (in Mazovien) im Jahre 1536 geboren. Die Universität hat er in Krakau besucht. 1564 zum Priester geweiht, wurde er als Prediger und Canonicus bei der Lemberger Kathedrale angestellt und gelangte sogleich durch seine Beredsamkeit und zahlreiche Bekehrungen von Protestanten und Schismatikern zu großem Ruhm. Der Beruf eines Weltpriesters genügte ihm aber nicht: er wurde Jesuit. 1569 trat er zu Rom ins Noviziat ein. 1571 nach Polen zurückgekehrt, wurde er 1573 nach Wilna geschickt, wo er unter den zahlreichen Calvinisten manche ansehnliche Persönlichkeiten

(wie eine Linie des Hauses Radziwiłł) zum Katholicismus bekehrte und zugleich dem Schisma sein Augenmerk widmete. Sein Werk: O Jedności Kościoła Bożego (Über die Einheit der Kirche Gottes) 1576, wird von der katholischen Theologie bis jetzt als eines der besten das griechische Schisma betreffenden angesehen. Stefan Bathory ernannte Skarga zum Rector der in Wilna gegründeten Akademie und wollte ihn während seines Kriegszuges nach Połock um sich haben. Sigismund III. berief ihn (1588) an seinen Hof als Prediger und Beichtvater. Als solcher ist er bei dem Abschluß der kirchlichen Union (Brześć 1596), im Zebrzydowski'schen Civilkriege als Vermittler thätig. Alt, müde und krank verabschiedete er sich vom Hofe im Jahre 1611 und starb 27. September 1612 zu Krakau, wo er in der damals den Jesuiten gehörenden Peterskirche bestattet ist.

Auffallend ist bei allen Schriftstellern des XVI. Jahrhunderts ein dumpfes Vorgefühl, die Angst vor einer schwarzen Zukunft, die über die Republik verhängt ist. Die ersten Klänge solcher Ahnung lassen sich schon bei Krzycki und Dantiscus vernehmen, Modrzewski begründet sie mit dem Übergewicht eines Standes über alle übrigen. Der lebensfrohe Rey wird düster, wenn er den König kinderlos sieht und in die Zukunft blickt. Orzechowski erhebt sich zu einem erschütternden Pathos, wenn er fragt, was das Ende von allen den religiösen und politischen Zerwürfnissen sein werde. Kochanowski, Górnicki, Solikowski, Grabowski, alle sind von ähnlichem Grauen und Schrecken erfüllt. Ist das dunkle Ahnung oder die Einsicht, daß ein Staat ohne Executivgewalt und mit einer periodischen Königswahl eine unheilbare Krankheit in seinem Inneren trägt? Sonderbar ist dieses Gefühl jedenfalls, mitten im Glanz und Gedeihen.

Dieser Gesinnung gibt Skarga einen unübertrefflichen Ausdruck. Als Hofprediger hatte er die Obliegenheit, während der Reichstagssession jeden Sonntag beim Hochamt zu predigen. Diese Reichstags-Predigten erschienen 1600 im Druck. Das Jahr, in welchem sie gehalten wurden, ist unbekannt. Die zweite Predigt, von der Vaterlandsliebe, ist durch psychologische Kenntniß des polnischen Charakters, durch glänzende Darlegung der religiösen Pflicht, ein guter Bürger zu sein, ausgezeichnet. Die sechste, von der Erniedrigung der königlichen Macht und Autorität, ist die politisch wichtigste; überhaupt eine der weisesten Mahnungen, die das alte Polen je vernommen hat. Skarga ist Monarchist: „nicht nach der Türken oder Moskowiten Art dem Despotismus gewogen und ergeben"; aber für einen großen Staat dünkt ihm die republikanische Form unzweckmäßig, ja gefährlich. „Denn das, was ihr Demokratie nennt, hat immer die Folge und den Ausgang, daß die demokratische Mehrheit von schlauen Individuen, von Demagogen verführt wird, deren wahre Triebfeder nie das allgemeine Wohl, nie das Vaterland, sondern die eigene Hoffahrt oder Geldbegierde ist." Eine gemäßigte (wie wir heute sagen, eine constitutionelle) Monarchie mit einem König, der regieren kann, ist Skargas Ideal.

Die Mahnung an ein trauriges Ende als Gottes Strafe und als natürliche Folge solcher inneren Zustände zieht sich durch alle Predigten hin. In der letzten aber bricht sie mit einer elementaren Macht durch, der die ältere polnische Literatur nichts, die neuere kaum etwas gleichzustellen vermag. Skargas Weissagungen haben sich in einer Weise sogar bis auf Einzelheiten erfüllt, daß ihm nach Polens Untergang ein prophetischer Geist zugeschrieben wurde. Er selbst erklärte, einen solchen nicht zu haben; er ist aber und bleibt für immer einer der höchsten Geister, welche diese Nation hervorgebracht hat, die derselben voranleuchteten und ihr zur Rettung und Selbsterhaltung zu verhelfen suchten.

Die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts wird allgemein als das goldene Zeitalter der polnischen Literatur betrachtet, und zwar mit Recht. Für die polnische Literatur ist sie der Augenblick, in welchem die Sonne in der vollsten Mittagshöhe steht. Das allmälige Sinken fällt in die erste Hälfte des XVII. Jahrhunderts, in die Zeit der beiden ersten Könige aus dem Hause Wasa. Dem Anschein nach bleibt alles unverändert. In denselben Formen, in einer jedenfalls guten Sprache wird weiter (und zwar von vielen) gedichtet, gepredigt oder an Geschichtswerken gearbeitet. Die Grundlage der Weltanschauung, der Einfluß des classischen Alterthums in allen Richtungen und Gattungen der Literatur bleibt unberührt. Nur fehlt dieser Literatur und Cultur der mächtige innere Trieb höher zu steigen, welcher das XVI. Jahrhundert charakterisirt. Das classische Alterthum hat bereits zur Entwicklung der europäischen Cultur das Seinige beigetragen. Wer sich von dieser Stufe höher erheben wollte, der mußte in sich selbst, in der gegenwärtigen Welt neue Quellen und neue Elemente des Wissens, neue Formen des Schaffens suchen und finden. Wer auf dem bereits überwundenen Standpunkte stehen blieb, der blieb zurück, indem er mit den anderen nicht gleichen Schrittes sich bewegte.

Polen blieb stehen. Die großen Fragen des XVI. Jahrhunderts waren erledigt. Die aus mittelalterlichen und römisch-republikanischen Begriffen zusammengeschmolzene Verfassung (1573) wurde als ein non plus ultra politischer Weisheit und möglicher Glückseligkeit angesehen, als ein Sacro-Sanctum, an dem nicht gerührt werden durfte. Die Katholiken waren zufrieden und mit Recht: Die kirchliche Einheit, die sie anstrebten, kehrte auffallend rasch und leicht zurück. Der Protestantismus, vor Kurzem noch so kampfbegierig und hoffnungsvoll, siecht mit jedem Jahre mehr dahin und wird zu einer unbedeutenden Minorität, die jeder Hoffnung auf Ausdehnung entsagend, zufrieden ist, daß man ihr ihre Rechte und Freiheiten beläßt. Der Adel sonnt sich in den Strahlen seiner Freiheit; die übrigen Stände resigniren sich eben, nichts zu bedeuten. Der innere Trieb erschlafft, der Status quo reicht aus. Und doch hätte die Zeit viele und große Aufgaben gestellt. Das eben zu seiner größten territorialen Ausdehnung gelangte und von zwei Seiten, vom Süden und Norden, von Türken und Russen stets bedrohte Reich hatte vor Allem

die Aufgabe, seine östlichen Grenzen gegen jedweden Angriff sicherzustellen. Einer solchen Aufgabe vermag nur eine consequente Politik und eine leitende Obergewalt zu genügen, die ohne eine Dynastie schwer denkbar ist. Das instinctive Bewußtsein dieser Gefahr und dieser Nothwendigkeit war da, aber es fehlte ein zielbewußter Wille. Polen vermied die Kriege mit der Türkei und mit Rußland nicht, nur waren es in der ersten Hälfte

Jakob Sobiesti.

vorwiegend, in der zweiten ausschließlich Defensivkriege, welche die Republik umsomehr erschöpften, da sie nie mit einem entscheidenden Erfolg endeten.

Ein ähnlicher Status quo läßt sich auch in der Literatur der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts erkennen. Die Unterlage der Bildung und der schriftstellerischen Thätigkeit bleibt immer das classische Alterthum, die Poesie bewegt sich immer auf dem von Kochanowski gebahnten Wege, doch läßt sich hie und da die Ahnung beobachten,

neue Elemente, neue Formen seien doch nothwendig und erwünscht. In den Dialogen, die bei mangelndem Talent der Verfasser sich leider nicht zum Lustspiel entwickelt haben, kommen echt polnische, nicht ohne Humor geschilderte Typen vor. Die italienische (seltener die deutsche) Novelle wird umgearbeitet oder nachgeahmt und viel gelesen. Peter Kochanowski, ein Neffe des großen Johann, sucht die polnische Dichtung in Verbindung mit der modernen europäischen zu bringen, indem er Ariosts „Orlando“ und Tassos „Gerusalemme“ übersetzt, und zwar den ersten gut, die letztere (jedenfalls leichtere) besonders schön. Doch als Hauptrepräsentant der Dichtkunst muß in dieser Periode Simon Szymonowicz (Simonides) gelten, ein Lemberger, im Jahre 1557 geboren, 1629 gestorben. Der letzte Humanist im vollen Sinne des Wortes, hat er vor Allem in seinen der Form nach den classischen nachgeahmten Idyllen reizende kleine Gemälde des polnischen Landlebens voll Naturwahrheit und Anmuth entworfen. Ihm zur Seite stehen die beiden Brüder Zimorowicz, Lemberger wie er, und nach seinem Muster gebildet, von denen der Jüngere Simon, leider im fünfundzwanzigsten Lebensjahre gestorben, eine ungewöhnliche poetische Begabung zeigte, der Ältere aber, Bartholomäus, des Szymonowicz treuer Nachahmer, bei geringerem Talent doch die gute Schule bis spät in die zweite Hälfte des Jahrhunderts aufrecht erhielt und auch als Geschichtsschreiber seiner Vaterstadt, deren Bürgermeister er war, sich verdient gemacht hat. Samuel Twardowski (1600 bis 1660) versucht sich in heroisch-epischen Gedichten, die aber nicht viel mehr als gereimte Chroniken einiger Begebenheiten seiner Zeit sind. Die lateinische Dichtung geht zu Ende; sie hat noch einen talentvollen Repräsentanten in dem Jesuiten Matthias Sarbiewski, der aber der polnischen Literatur keinen Nutzen bringt.

Die Geschichtsschreibung liefert zwar keinen Historiker wie Heidenstein mehr, aber eine ganze Gruppe bedeutender Schriftsteller, die würdig in die Fußstapfen des großen Vorgängers treten. Die bedeutendsten beschreiben ausführlich die Geschichte ihrer Zeit; so vor allen Paul Piasecki, Bischof von Przemyśl. Eine zweite Gruppe bilden die Memoirenschreiber; Stanislaus Albrecht Radziwiłł, Kanzler von Lithauen, ist hier vor allen zu nennen. Hieran reihen sich endlich diejenigen, die ein besonderes Ereigniß, etwa einen Kriegszug, oder die Thaten einer Persönlichkeit beschreiben.

Stanisław Żółkiewski, geboren 1547, Krongroßhetman und Kanzler, ist als Feldherr, Staatsmann und Charakter eine der edelsten heroischen Gestalten Polens. Der Einzige unter dessen Feldherren, der den Triumph erreichte, die feindliche Hauptstadt einzunehmen und den fremden Monarchen gefangen nach Warschau zu schicken, wurde er, nachdem er in Moskau die Bedingungen der Berufung des Kronprinzen Władysław zum Czarenthron staatsmännisch weise und dabei hochherzig mit den Bojaren festgestellt hatte, durch Hofintriguen zurückberufen. Der Erfolg seines Kriegszuges war damit zu Ende,

nicht aber sein tragisches Geschick. In spätem Alter sah er sich gezwungen, mit den Türken Frieden zu schließen, deren überwältigende Macht er sonst nicht von dem Eingriff in die Grenzen der Republik mit seinen schwachen Kräften hätte aufhalten können. Da ihm dies von Eifersüchtigen als Verrath gedeutet wurde, zog der tief verletzte Greis, als im Jahre 1620 ein neuer Einfall drohte, mit ganz ungenügenden, zum Theil auf eigene Kosten gesammelten Kräften gegen den Feind und fiel bei Cecora. Sein Haupt wurde vom Rumpf abgehauen und nach Constantinopel gebracht, sein Sohn, an des Vaters Seite verwundet, gefangen genommen. Losgekauft, starb dieser bald darauf an Erschöpfung. Beiden setzte des Hetmans Witwe, Regina, geborene Herburt, in der Żółkiewer Kirche ein Grabmal mit der Inschrift: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.“ Diese Inschrift las schon als Kind des Hetmans Urenkel und Rächer König Johann Sobieski. Dieser Mann also, Zółkiewski, hinterließ eine Beschreibung seines Moskauer Feldzuges; einfach, unbefangen und schlicht geschrieben, ist dieser „Anfang und Fortgang des Moskowitischen Krieges“ eine wahre Perle der polnischen Historiographie.

Ein Jahr nach der tragischen Katastrophe von Cecora brach ein neuer Türkenkrieg aus und endete mit dem überaus glänzenden Chocimer Siege. Die Geschichte dieses Feldzuges (Commentarius belli Chotinensis) hat Jakob Sobieski geschrieben, der Gemal einer Enkelin des gefallenen Żółkiewski, und König Johanns Vater, ein Mann von wohl verdientem Ansehen, Bevollmächtigter der Republik auf dem Westphälischen Friedenscongreß, zuletzt Castellan von Krakau und als solcher erster Senator der Republik, auch als ausgezeichneter Reichstags- und Gelegenheitsredner viel gerühmt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß mitten in dem allmäligen Sinken des politischen Ansehens und der wissenschaftlichen Bildung, das patriotische und religiöse Bewußtsein, das Pflichtgefühl, der heroische Aufopferungsgeist in einigen auserlesenen Männern des XVII. Jahrhunderts sich zu einer Höhe erhebt, die dem glücklicheren XVI. Jahrhundert nicht bekannt gewesen war. Jener kriegerische und katholische Geist, der einen Żółkiewski, später einen Czarniecki und Sobieski beseelt, spiegelt sich in der Literatur hauptsächlich in einem Prediger ab, in dem Dominicaner Fabian Birkowski, Hof- und Feldkaplan des Kronprinzen Władysław (geboren zu Lemberg 1566, gestorben zu Krakau 1636). Oft weitläufig und von den erkünstelten Concetti bereits angekränkelt, zeigt er doch Phantasie und hinreißende Kraft, nicht selten auch eine gewisse sympathische Soldatenderbheit, die ihn trotz seiner Fehler zu einem großen und höchst beliebten Redner machten.

Die Hauptgestalt in der Literatur jener Periode ist Simon Starowolski (geboren 1588, gestorben 1656) nicht nur deshalb, weil er mehr als alle anderen in den verschiedensten Richtungen schrieb, sondern besonders deßhalb, weil er über die Zeitfragen am tiefsten nachgedacht, dieselben am ernstesten behandelt hat. Polyhistor nach damals

üblicher Art, bearbeitet er Geschichte, Geographie, Literatur, Rechts- und Militärwesen, bis ihn sein geistlicher Beruf (1639) mehr auf religiöse Stoffe und Predigten weist. Am bedeutendsten sind seine politischen Werke, vor allen seine Reformation der polnischen Sitten. Als im Jahre 1655 die Republik von Schweden, Russen und Kozaken überfallen, fast für verloren galt, schrieb Starowolski seine Lamentation der Krone Polens, die für das Schönste gelten kann, was die polnische Literatur in der Zwischenzeit von Skarga bis Mickiewicz hervorgebracht hat. Es ist auch Starowolskis letzte Schrift. Als Domherr der Krakauer Kathedrale mußte er dem Könige von Schweden als Cicerone in seiner Kirche dienen und hatte mit demselben ein Gespräch, das mit den Worten: „Fortuna variabilis, Deus immutabilis“ endete. Ein paar Monate nachher ist er gestorben.

Mit diesen Kriegen und dieser Kozakenrebellion fängt eine düstere Zeit an, um so düsterer, als der äußeren Übermacht die innere, jene des Individuums über die Gesammtheit zur Seite steht. Im Jahre 1652 wird zum ersten Male der Reichstag durch das Liberum veto eines Theilnehmers in seiner Wirksamkeit sistirt und aufgelöst. Der König von Schweden gerirt sich als polnischer König, der Czar bemächtigt sich Lithauens, der Kozak Chmielnicki reißt die transdniepr'sche Ukraine los und unterwirft sie zuerst der Türkei, dann Rußland. Polens Untergang scheint vollbracht zu sein.

Unter solchen Umständen ist an ein Gedeihen der Wissenschaft nicht zu denken: nach dem allmäligen Sinken während der ersten Hälfte des Jahrhunderts tritt jetzt die Dämmerung ein. Und doch, wie sich die Republik wahrhaft heldenmüthig aufraffte, sich ihrer Feinde entledigte und aus dem Kriege zwar mit schweren Wunden, doch siegreich hervorging, so bewährt sich derselbe ritterliche und patriotische Geist auch in der Literatur und schafft Werke, die Achtung und Sympathie verdienen. Vespasian Kochowski ist der getreueste und edelste Repräsentant der Literatur dieser Zeit. Im Jahre 1633 geboren, 1699 gestorben, tritt er uns nur als Lyriker entgegen. Seine Lyrik folgt Schritt für Schritt allen wichtigen Ereignissen, von Władysławs IV. Tode bis zum Wiener Feldzuge Johanns III. Huldigt er auch hie und da dem üblen Geschmack der Zeit, so gelingt es ihm doch meist seinen Gefühlen einen ernsten, männlichen, zumal begeisterten Ausdruck zu geben. Merkwürdig ist seine Psalmodie, eine im Psalmenrhythmus und Psalmenstil verfaßte Gruppe von Gesängen, die halb weltlich, halb religiös, hie und da mit einem mystischen Anstrich, an die weit späteren Dichter Mickiewicz und Krasiński erinnern; die schönsten dieser Gesänge beziehen sich auf die Türkenniederlage von Wien.

Wacław (Wenzel) Potocki, 1622 geboren, in der Umgegend von Biecz auf seinem Landgute Łużna wohnhaft, um das Jahr 1696 gestorben, hätte bei etwas mehr Ausbildung ein bedeutender Epiker werden können. Er verfaßte eine Wojna Chocimska (Chocimer Kriegszug, vom Jahre 1620), die wirklich nach Pulver riecht. Von Potockis übrigen

Werken ist das interessanteste die Argenis, Barclays didaktischer Roman, aus der lateinischen Prosa in polnische Verse übertragen und mit Zusätzen und Anspielungen auf polnische Verhältnisse ausgestattet.

Ignaz Krasicki.

Andreas Morstin (1622 bis 1700), eine politisch bedeutende Persönlichkeit, bezeichnet in der Literatur den Anfang der französischen Einflüsse. In seinem größeren, ziemlich gelungenen Gedicht: Psyche lehnt er sich noch an die Italiener, namentlich an Marini an; aber er übersetzt zur selben Zeit Corneilles Cid, und in seinen

lyrischen (meist erotischen) Gedichten huldigt er dem damaligen französischen bel esprit, der ein artiges Madrigal höfisch, schmeichelhaft, witzig, öfters lüstern, mitunter aber auch gefühlvoll, nicht ohne Talent und gewisse Kunstfertigkeit zu Ehren der eben bewunderten Schönheit zu schreiben immer bereit ist. Zuweilen, besonders wenn er politische Ereignisse und Zustände berührt, wird Morstin ernst, ja sogar pathetisch.

Geistreich, leider ganz formlos sind die Satyren Christoph Opalińskis (gestorben 1656), welcher als der Typus eines gefährlichen Oligarchen bis jetzt mit Abscheu genannt wird. Als Geschichtsschreiber sind in diesem Zeitraum vor allen der Dichter Kochowski und Lorenz Rudawski, Domherr von Olmütz, zu nennen. Diese Epoche brachte auch den merkwürdigsten aller polnischen Memoirenschreiber hervor. Es ist dies Johann Chrysostom Pasek, ein Officier, der unter Czarniecki die schwedischen und russischen Kriege mitgemacht hat. Seine Erzählungsweise gilt für das schönste Beispiel polnischer Heiterkeit und Schlagfertigkeit. Neben Rey, Krasicki und Fredro wird der naive Pasek, dem es nie eingefallen ist, sich selbst für einen Schriftsteller anzusehen, als ein in seiner Art classischer Repräsentant des polnischen Humors betrachtet und genannt.

Die weltliche, wie die kirchliche Beredsamkeit wird theils durch bombastische Perioden, theils durch gemeine Witze entstellt. Die politische Prosa verliert jenen hohen reformatorischen Charakter, der sie im XVI. Jahrhundert auszeichnete; an dessen Stelle tritt jetzt die Verherrlichung des polnischen Status quo. Andreas Maximilian Fredro, Castellan von Lemberg, später Wojwode von Podolien (gestorben 1679), ein geistreicher und gebildeter Mann, ein eifriger Patriot und biederer Charakter, zugleich aber ein Fanatiker, huldigt in seinen Schriften allen jenen politischen Vorurtheilen, die Polens Untergang herbeiführen sollten. Er motivirte philosophisch die Nothwendigkeit des Liberum veto, der Interregna, des Mangels an stehenden Heeren und Festungen u. s. w. In seinem Vir Consilii stellt er ein System der gebräuchlichen bombastischen Redekunst zusammen. Seine Sprichwörter, inhaltlich den berühmten Maximen des Larochefoucauld ähnlich, dürften an Werth denselben kaum nachstehen.

Bis jetzt ist es nur Dämmerung, Finsterniß kommt erst mit dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts. Für die Literatur, sowie für den inneren Zustand Polens ist die Zeit der sächsischen Könige, besonders jene Augusts II. (1697 bis 1733), die allertraurigste. Eine Dicht- und Redekunst arm an Gedanken, öfters grotesk in der Form; eine Geschichtsschreibung, die sich mit Katalogen von Königsnamen begnügt und höchstens noch einige interessante Denkwürdigkeiten hervorbringt. Das Schulwesen und dessen Resultate sind kläglich. Doch führt das Übermaß des Übels selbst eine Reaction herbei. Es gibt Männer, die sich den Verfall der Cultur, mehr noch jenen der Republik zu Herzen nehmen und sich ernstlich bemühen, Gegenmittel ausfindig zu machen. Zu diesen gehört Stanisław

Karwicki, der in den ersten Jahren des XVIII. Jahrhunderts in seinem Werke: „De corrigendis defectibus in statu Reipublicae“ dieses Ziel zu erreichen hofft.

Patriotisches Gefühl und politischer Sinn sind also, wenn auch anfangs nur unter einigen Auserlesenen, rege geworden. Nach Augusts II. Tode (1733) erscheint König Stanisław Leszczyńskis: Freie Stimme zur Sicherstellung der Freiheit (Głos wolny wolność ubezpieczający), der ausführlichste Reformplan, dem man seit Modrzewskis Zeit in der politischen Literatur Polens begegnet. Sehr geistreich, einen hohen moralischen und patriotischen Standpunkt einnehmend, bezeugt dieses Werk auch den praktischen Staatsmann, der die Geschäfte aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat. Die Hauptideen der Freien Stimme finden sich, mit Hinweglassung des specifisch Polnischen, in des Königs Oeuvres du philosophe bienfaisant wiederholt unter dem Titel: Entretiens d'un européen avec un citoyen de l'île de Dumocala.

Franz Karpinski.

Seit dem Regierungsantritt Augusts III. treten die Reformideen immer deutlicher hervor. Um die beiden Brüder Czartoryski (August, Wojwoden von Reussen und Michael, Kanzler von Lithauen) beginnt sich eine selbstbewußte politische Partei zu bilden; an dem entfernten kleinen Hofe zu Nancy erhalten junge Polen eine höhere politische, militärische und sogar wissenschaftliche Erziehung. Gelehrte, wenn auch nicht talentvolle Männer nehmen sich eifrig der Wissenschaft an; so die beiden Brüder Zakuski, Stanisław, Bischof von Krakau und Josef, Bischof von Kiew, die mit großem Aufwand und vielen Opfern die überaus reiche Zakuski'sche Bibliothek sammeln und für den öffentlichen Gebrauch in Warschau eröffnen. Josef Zakuskis Initiative verdanken wir die ersten bibliographischen Arbeiten, zahlreiche Ausgaben von Documenten und Werken; sein Einfluß macht sich auch bei den Ausgaben geltend, welche die Piaristen zustande bringen, wie die Volumina legum des Konarski, Dogiels Codex diplomaticus u. s. w.

In Augusts III. Zeiten fällt der größte Theil der dichterischen Thätigkeit einer originellen Persönlichkeit, nämlich der Elisabeth Druzbacka. Anfangs auf dem Lande in

Rzemień (gegenwärtig Bezirk Mielec) wohnhaft, dann als Witwe in einem Nonnenkloster in Tarnów der Andacht lebend, hat sie nie aufgehört, Verse zu schreiben und war von ihren Zeitgenossen hoch geschätzt. Schlicht, offenherzig, keineswegs schwärmerisch, eher satyrisch, ist Drużbacka im Ganzen eine sympathische Gestalt. Die gute Dame ist jedem fremden Einfluß und Geschmack nicht nur fremd, sondern auch principiell feindlich. Bei anderen macht sich aber der französische Einfluß immer mehr geltend. Der Hetman Wacław Rzewuski (1706 bis 1779), eine in der polnischen Geschichte sehr bekannte und ehrwürdige Gestalt, widmete seine Mußestunden der Dichtung und ahmte in seinen zwei Trauerspielen Racine, in den Lustspielen Molière nach. Der Stoff der Tragödien ist der polnischen Geschichte entnommen, die Ausführung stellenweise ziemlich gelungen.

Wie traurig also auch der politische Verfall der Republik war, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß in den dreißig Jahren der Regierung Augusts III. ein großer Fortschritt erreicht worden ist. Das drückende Gefühl des Verfalls ist dabei als die erste und mächtigste Ursache zu nennen, die Hauptträger der politischen und wissenschaftlichen Aufklärung waren aber die bereits erwähnten Fürsten Czartoryski, König Leszczyński, die beiden Załuski und mit ihnen Stanisław Konarski.

Im Jahre 1700 (als Sohn eines Castellans) geboren, in einem Piaristen-Collegium erzogen, trat er gleich nach Beendigung seiner Studien in diesen Orden ein. Er begann mit der Herausgabe der Volumina legum und mit ein paar ausgezeichneten politischen Brochuren. Sein Hauptverdienst war aber die Reform der öffentlichen Erziehung, allerdings nur in den Anstalten der Piaristen. Die Nothwendigkeit der Reform war aber so augenscheinlich, die Resultate waren so handgreiflich und ersprießlich, daß alle übrigen Schulen, vor Allem die Jesuitencollegien sich nach Konarskis Plane einrichten mußten, wenn sie nicht ganz vernachlässigt werden wollten. In erstaunlich kurzer Zeit wurden alle Mittelschulen in didaktischer und pädagogischer Hinsicht gründlich reformirt. Neben dem Erziehungswesen ist die politische Reform Konarskis große Aufgabe. Seit seiner Jugend auf diesem Gebiete thätig, ließ er in späterem Alter sein Werk: Von der Ersprießlichkeit der öffentlichen Berathungen erscheinen (den ersten Theil im Jahre 1760). Dies ist das Werk, welches die Axt an die Wurzeln des Unheils, an das Liberum veto legte, und zwar mit einer Gründlichkeit, mit einer Klarheit der Beweisführung, die wahrhaft unwiderstehlich ist. Es blieb auch nicht wirkungslos. Die Überzeugung, das Veto müsse abgeschafft werden, greift seitdem immer mehr um sich. In den ersten Jahren des Stanisław August Poniatowski wurde bereits der Anfang gemacht, bei den Berathungen der Sejmiki (Bezirkstage) sollte Stimmenmehrheit, nicht wie bisher Einstimmigkeit maßgebend sein. Auf dem Reichstage vom Jahre 1766 war der Sieg dieses Princips beinahe gesichert. Verhindert wurde er durch zwei gleichzeitige

Noten des russischen und preußischen Gesandten, welche erklärten, jeder Versuch einer Abschaffung des Liberum veto werde von den beiden Mächten als ein casus belli angesehen werden.

Die Regierungszeit Stanislaw August Poniatowskis ist von Anfang bis zu Ende bewegt durch den Kampf der Reformideen, die immer mehr Wurzel fassen und endlich in der Constitution des 3. Mai 1791 zur Thatsache werden, mit einer Partei, die theils durch fanatische Anhänglichkeit an alte Begriffe und Gesetze, theils durch eigenes Interesse verblendet, mit Rußlands Hilfe in der Conföderation von Targowica siegt und den Untergang der Republik herbeiführt.

Die Cultur, die Literatur, als deren Theil und Organ, nimmt einen großen Platz in dieser Reformbewegung ein. Der König, selbst geistreich, gebildet, mit feinem Sinn und warmer Vorliebe für Kunst und Literatur begabt, war wie geschaffen, um in dieser Richtung wohlthätig zu wirken. Im Jahre 1773 wurde eine Erziehungs-Commission ernannt, die unter dem Vorsitz des Primas Michael Poniatowski (des Bruders des Königs), aus Fachleuten und Staatsmännern zusammengesetzt, Ausgezeichnetes leistete. Die Reform der Mittel- und Volksschulen, auf einen praktischen Lehrplan und auf treffliche Lehrbücher gestützt, bildete den Anfang, die Reorganisation der Krakauer Universität den Schluß des großen Werkes. Die Literatur nimmt nach allen Richtungen hin einen mächtigen Aufschwung.

Der talentvollste und einflußreichste unter den Schriftstellern seiner Zeit ist Graf Ignaz Krasicki, 1735 zu Dubiecko (in Galizien, Bezirk Sanok) geboren, von Jugend auf zum geistlichen Stand bestimmt, in Lemberg, zuletzt in Rom gebildet und daselbst geweiht. Anfangs Canonicus von Lemberg, ließ er 1766 seine ersten Gedichte erscheinen und wurde in demselben Jahre auf Wunsch des ihm sehr gewogenen Königs zum Coadjutor des Bischofs von Ermeland, nach dessen Tode aber zum Fürstbischof dieser Diöcese ernannt.

Seine poetische Laufbahn eröffnete er mit zwei heroisch-komischen Gedichten, der Myszeis (Mäusekrieg), einer ziemlich dunklen Allegorie, und der Monachomachie, einer Satyre auf lässige, ungebildete Ordensgeistliche, beide von den Zeitgenossen als ungemein witzig geschätzt, ohne doch einen genügenden Begriff von dem schönen Talent des Verfassers zu geben. Darauf folgten aber die Satyren und ein Theil der Episteln, in denen Krasicki gutmüthig und heiter nach horazischer Art, als Beobachter ungemein scharf und witzig, in Vers und Sprache zugleich fein und kernig, elegant und einfach, frei und musterhaft correct, ein reizendes Sittengemälde schuf und einen moralisch und patriotisch verdienstvollen Standpunkt einnimmt. Zwei didaktische Romane, die letzten vielleicht, die in Europa geschrieben wurden, satyrisch und lehrhaft zugleich, daher eher an englische als an französische Muster erinnernd, zeichnen sich durch musterhafte Prosa und ernste Tendenz

aus. Der erste, Doświadczyński, schildert mit vielem Humor die Folgen einer oberflächlichen Erziehung; leider wird die Darstellung durch das Bild einer ideellen Gesellschaft von vollkommenen Wilden nach Rousseaus und der Johnson'schen Rasselas-Art zum Theil beeinträchtigt. Der andere, Herr Untertruchseß, müßte freilich als langweilig bezeichnet werden, käme er bloß als Roman in Betracht. Anders jedoch, wenn man ihn als einen Tractat der praktischen Moralphilosophie, als eine Reihe von Abhandlungen über Verhältnisse und Pflichten eines Privatmannes betrachtet. Krasickis eigentliches Meisterwerk aber sind seine Fabeln, wobei ihm freilich, so wie vielen anderen die Fabeln Lafontaines zum Vorbild dienten. In seinen prosaischen Schriften behandelt Krasicki allerlei Fragen immer mit derselben aufgeklärten Tendenz. Seine Leistungsfähigkeit und Arbeitskraft ist nicht weniger wunderbar, als seine vielseitigen Kenntnisse und seine Intelligenz. Seine Rolle in der Literatur, ja in der Geschichte seines Landes ist eine vor Allem civilisatorische. Der vernünftige Inhalt seiner Werke und die anmuthige, leichte Form derselben wirkten auf weite Leserkreise und brachten „Mehr Licht" bis in die entlegensten Gegenden, selbst in Gemüther, die sonst jedem Fortschritte verschlossen waren. Im Jahre 1794 zum Erzbischof von Gnesen ernannt, starb Krasicki in Berlin im Jahre 1801.

Adam Naruszewicz, Bischof von Luck (Wolhynien), geboren 1733, ist der Reformator eines bestimmten Zweiges dieser Literatur, nämlich der Geschichtsschreibung. Er wurde zwar auch als Dichter von seinen Zeitgenossen hoch geschätzt, doch sind seine jedenfalls schwerfälligen Satyren und ein paar patriotisch-lyrische Gedichte das einzige, was auf einigen Werth Anspruch machen kann. Als Prosaiker aber ist er ausgezeichnet, und als Historiker nach drei Jahrhunderten der erste, der zwar dem Dlugosz nicht gleichkommt, aber sich demselben nähert. Mit ihm beginnt nämlich in Polen die kritische Behandlung der Geschichte. Mit ungeheurem Aufwand von Arbeit und Gelehrsamkeit vermochte er nach langen Jahren seine Geschichte Polens nur zum Jahre 1386 zu bringen. Aber — es war eine Geschichte! Sein Beispiel, sein Einfluß und die Masse von Documenten, die er in Abschriften sammelte, bildeten die Grundlage, auf welcher sich die spätere polnische Geschichtsschreibung entwickelte. Sprache und Stil sind von edler Einfachheit und Würde, wie dies besonders in seiner Übersetzung des Tacitus und in dem Leben des Karl Chodkiewicz hervortritt. Letzteres ist zugleich das einzige Stück der späteren polnischen Geschichte (XVII. Jahrhundert), welches Naruszewicz bearbeitet hat. Eine ganze Schar jüngerer Geschichtsschreiber gruppirt sich um Naruszewicz als Mitarbeiter oder Schüler; als die bedeutendsten sind Albertrandi, Czacki, Lojko, die Brüder Bandtkie zu nennen, hinter denen dann in zweiter Reihe die Compilatoren, wie Skrzetuski, Waga u. s. w. stehen. Nach der letzten Theilung Polens verfiel Naruszewicz in eine Sinnesverwirrung, in welcher er ein Jahr später (1796) gestorben ist.

Stanisław Trembecki, 1725 geboren, in seiner Jugend längere Zeit zu Paris allen Einflüssen der herrschenden Philosophie und des leichten Genußlebens preisgegeben, in der eleganten Welt durch Liebschaften und Duelle bekannt, die ihm den Beinamen eines

Prinzessin Marie Czartoryska, Herzogin von Württemberg.

tueur de marquis zuzogen, später König Stanisław Augusts Vertrauter, Kämmerer und Freund, ist als Dichter nach Art der französischen beaux-esprits ein Dilettant, der besonders als junger Mann gelegentlich Madrigale oder Epigramme schrieb, die mit seinem Leben als Welt- und Hofmann zusammenhängen. In späterem Alter tritt er mit politischen und satyrischen Gelegenheitsgedichten auf, und erst in seinen letzten Lebensjahren verfaßt er

ein größeres beschreibendes Gedicht, die Zofiówka (genannt nach einem von Felix Potocki in der Ukraine angelegten berühmten Garten). Dieser Höfling und Dilettant zeigt sich aber in der Form selbst einem Krasicki überlegen, und hat einem Mickiewicz, wenn nicht als Muster, so doch wenigstens als Bildungsmittel gedient. Er besitzt eine Gedanken- und Ausdruckskraft, die (besonders in seinen politischen Gedichten) eine imponirende Wirkung erreicht. In seinen philosophischen Ansichten huldigt er dem herrschenden Materialismus, und ist als solcher zugleich der erste politische Panslavist in Polen. Auch Trembecki ist in Schwermuth, beinahe in Trübsinn verfallen und starb im Jahre 1812.

Cajetan Węgierski, ein lebensfroher, ziemlich ausgelassener junger Mann, geboren 1755, gestorben 1787, ist dem Trembecki an Natur und Talent einigermaßen ähnlich, nur sind bei ihm Natur und Talent viel ärmer veranlagt als bei dem vorigen.

Unterdessen wachsen aber anders geartete Männer heran, die unter dem Eindruck der ersten Theilung stehen und bei denen das von äußeren Eindrücken am mächtigsten in Anspruch genommene Gefühl zum Lebensprincipe wird. Dieses Gefühl bringt in der Dichtkunst natürlich die Lyrik hervor.

Franz Kniaźnin, ein Jesuiten-Novize und nach Aufhebung des Ordens Secretär des Fürsten Adam Czartoryski, Generalstarosten von Podolien, ist der erste, der in seinen Gedichten diesen lyrischen Ton anschlägt und ihn unter seinen Zeitgenossen am reinsten durchzuführen versteht. Kein außerordentliches Talent, doch anmuthig und schwärmerisch, in seiner Ausdrucksweise nicht gekünstelt, ist er in seinen Liebesgedichten rührend, in den religiösen und patriotischen manchmal wirklich schwungvoll. Durch die Verfassung des 3. Mai, dann durch Kościuszkos Aufstand zu patriotischen Hoffnungen angeregt, durch die zweite und dritte Theilung Polens bitter enttäuscht, wurde er im Jahre 1795 vollständig irrsinnig und lebte in diesem Zustande, von seinem Freunde, dem Dichter Zabłocki zärtlich gepflegt, bis zum Jahre 1807.

Franz Karpiński, geboren zu Hołosków in der Nähe von Kołomea 1741, wie Kniaźnin eine Zeit lang Secretär des Fürsten Adam Czartoryski, gleich ihm Lyriker, und von den Zeitgenossen wie von den Nachkommen höher als jener geschätzt, zeigt doch mehr gekünstelte Sentimentalität und idyllenhafte falsche Grazie. Zu seinen besten Gedichten gehören einige religiöse Hymnen und besonders eine Elegie am Grabe König Sigismund Augusts. Die berühmte Rückkehr von Warschau aufs Land, eine ziemlich larmoyante Elegie, die bis jetzt als classisch angesehen wird, erinnert unangenehm an die romantischen Genies, die, ohne je etwas Arges von dieser bösen Welt erfahren zu haben, über ihre Gleichgiltigkeit und Undankbarkeit klagen. Karpiński ist auf seinem Gut in Lithauen, das ihm Stanisław August schenkte, im Jahre 1825 gestorben.

Johann Paul Woronicz (Jesuit, nach der Cassation Dorfpfarrer, dann Bischof von Krakau und endlich als Erzbischof von Warschau im Jahre 1829 gestorben,) zeichnet sich unter den Lyrikern des XVIII. Jahrhunderts zuerst durch ein inniges und mächtiges religiöses Gefühl, durch ein festes Vertrauen auf Gott und auf die Zukunft seines Vaterlandes aus. Dieser Ton läßt sich bei keinem anderen seiner Zeitgenossen vernehmen, er wird viel später und viel kräftiger in Mickiewicz und Krasiński laut.

Im Gegensatze zur Lyrik wollte die dramatische Dichtung nicht recht gedeihen. Versuche von Trauerspielen wurden sogar von den Zeitgenossen als mißlungen bezeichnet; die Lustspiele gab man durch eine tacita conventio vor, gut zu finden, doch waren sogar die des Krasicki nur halbwegs gut, während jene des Bohomolec, Bielawski, Fürsten Czartorysk noch unter diesem bescheidenen Niveau standen. Endlich erschien ein Dichter, der mit Recht als Vater der polnischen Comödie angesehen wird.

Franz Zabłocki, geboren 1754, lange Jahre Secretär der Erziehungscommission, schrieb seine Lustspiele zwischen 1781 und 1785, in welchem Jahre er infolge des Todes seiner Gattin und seiner Kinder seine frühere heitere Gesinnung einbüßte. Er ist allerdings in Molières Schule erzogen, behilft sich zu viel mit Soubretten und Lakaien, weiß auch den Knoten seiner Intrigue nicht immer leicht und natürlich zu lösen; überdies ist er zuweilen weitläufig und mit Episoden überladen. Aber er hat die vis comica, versteht seine Figuren fest aufzustellen, drastisch zu charakterisiren, consequent durchzuführen und in manche wahrhaft ergötzliche Situation zu verwickeln. Nach der letzten Theilung wurde Zabłocki nicht wahnsinnig wie sein Freund Kniaźnin, aber er ging nach Rom, kam als Priester zurück und lebte als Dorfpfarrer bis zum Jahre 1821.

Stanisław August wandte dem Theater namhafte Summen zu. Ihm verdankt Warschau, Polen überhaupt, sein erstes öffentliches Theater, das trotz vieler Schwierigkeiten schon nach einigen Jahren mit guten Schauspielern besetzt war, so daß man sich sogar in der Darstellung von Opern, wie der Zauberflöte, versuchen konnte. Das Repertoire bestand freilich größtentheils aus Übersetzungen, doch wurden auch Originalstücke in größerer Anzahl aufgeführt. Das Hauptverdienst der Organisirung und Leitung dieses Theaters gebührt dem Director Albert Bogusławski, der als Vater nicht der dramatischen Literatur, wohl aber der Bühne in Polen angesehen werden kann. Die Truppen, die in unserem Jahrhunderte in Warschau und Lemberg glänzten, stammen aus seiner Schule. Als höchstes Ziel erschien ihm allerdings die französische Tragödie; doch wurden von ihm auch deutsche und englische Stücke gebührend gewürdigt. Emilia Galotti behauptet sich auf seinem Repertoire, und im Jahre 1799 führt er zum ersten Male den Hamlet (nach Schröders Bearbeitung) auf. Die Theaterverhältnisse waren durch die politischen Ereignisse so prekär, daß der arme Director öfters mit seiner Gesellschaft Reisen

nach verschiedenen Städten unternehmen mußte. Endlich kam die Reihe an Lemberg, wo sich Bogusławski fünf Jahre lang (1794 bis 1799) aufhielt. Anfangs wurde ihm kaum eine polnische Vorstellung wöchentlich gestattet. Dieser Aufenthalt Bogusławskis hatte für die Lemberger Bühne dauernd glückliche Folgen. Damals bildete sich nämlich unter seiner Leitung der junge J. N. Kamiński zu jenem tüchtigen Director heran, dem das Lemberger Theater seine Blütezeit im dritten Decennium unseres Jahrhunderts verdankt.

Beim Herannahen des vierjährigen Verfassungsreichstages (1788) und während der Dauer desselben wird die politische Literatur so umfang- und inhaltsreich, daß ihr eine besondere Abhandlung gewidmet werden müßte. Hier mögen aus der Masse von Schriftstellern auf diesem Gebiete nur zwei hervorgehoben werden, jene zwei freilich, welche in ihren Schriften die Reformideen am tüchtigsten verfechten, denselben zum Siege verhelfen und sich um die Rettung der damaligen Republik in der Literatur am meisten verdient gemacht haben. Es sind dies Stanisław Staszyc und Hugo Kołłontaj.

Staszyc, der Sohn eines Bürgers des Städtchens Pila (Schneidemühl, Großherzogthum Posen), 1755 geboren, von seiner Mutter schon frühzeitig zum Priesterstande bestimmt, war als Kind Zeuge eines Unrechts, das seinem Vater von einem Starosten (Bezirkshauptmann) widerfuhr und das in seiner kräftigen, ja leidenschaftlichen Natur das schmerzliche Gefühl der Zurücksetzung seines Standes, heftigen Groll gegen Privilegien und Privilegirte hervorrief. Seine Studien vervollständigte er in Paris zur Zeit, als Rousseau auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand und die Ideen enthusiastische Aufnahme fanden, die sich im Jahre 1789 Bahn brechen sollten. Sie übten auch auf den feurigen Jüngling mächtigen Eindruck.

Mit Recht wird er der erste Demokrat in Polen genannt. Nur hätte dieser erste zugleich ein Vorbild aller späteren werden sollen, denn er kann als Ideal eines Demokraten gelten. Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl, politischer Verstand leiten ihn in allen seinen Schriften; von Parteigeist oder Selbstsucht ist bei ihm keine Spur. Eine demokratische Republik wäre wohl sein Ideal, er sieht aber ein, daß sein Vaterland, wenn überhaupt, so nur durch die Kräftigung der Centralgewalt gerettet werden kann, und so ist er der erste Pole, welcher klar und offen für die Abschaffung der Wahl und die Einführung der Erbmonarchie einsteht.

Diese Gedanken vertrat er zuerst 1784 in den „Bemerkungen über das Leben Johann Zamoyskis“, sodann (1790) mit viel größerer Kraft in seiner „Mahnung an Polen“. Beide Schriften wirkten elektrisirend; sie umfassen die Hauptfragen der politischen wie der socialen Wiedergeburt und tragen wenigstens in der Theorie den Sieg davon. Zur Verbreitung und Annahme jener Principien, auf denen die Verfassung des 3. Mai 1791 beruht, hat Staszyc mehr als irgend ein anderer Schriftsteller beigetragen.

Seine philosophischen Begriffe sind wohl unter Rousseaus Einfluß gebildet; auch in seiner Schreibart läßt sich dieser Einfluß mehrfach wahrnehmen.

Hugo Kołłontaj, geboren 1750, Domherr in Krakau, dann Referendarius, endlich Vice-Kanzler, war eine politische Capacität ersten Ranges, einer der Leiter der Reformpartei. Seine erste That war die Reorganisation der Krakauer Universität, die er (1777 bis 1782) glänzend durchführte. Bei der Vorbereitung und Durchführung der Verfassung des 3. Mai war er einer der Thätigsten und Tüchtigsten. Seine Anonymen Briefe (1788) enthalten das Programm seiner Partei; es ist der praktische Ausdruck jener Grundsätze, die Staszyc theoretisch darlegte. Das Ganze schließt mit einem fertigen Gesetzesvorschlag, von dem die im Jahre 1791 votirte Verfassung nur wenig abweicht.

Alexander Fredro.

Nach der Conföderation von Targowica mußte er flüchten. Er wandte sich nach Dresden und Leipzig, wo er im Verein mit dem Grafen Ignaz Potocki und mit Benutzung eines Redacteurs Dmochowski das Werk Von der Entstehung und dem Untergang der Verfassung des 3. Mai schrieb. Das Werk ist in dem Sinne einseitig, daß die Verfasser die Fehler ihrer Partei nicht einsehen oder verhehlen und die ganze Verantwortlichkeit für den unglücklichen Ausgang auf den König schieben. Als Darstellung des thatsächlichen Verlaufes aber, der Berechtigung und der Tendenz des 3. Mai, sowie als Widerlegung der von Gegnern und Feinden ausgestreuten Lügen ist das Buch ausgezeichnet.

Seit 1795 verstummt die Literatur. Etwas Unerhörtes, Ungeheures ist geschehen: man sieht und weiß es, doch vermag man die Gefühle und Gedanken nicht zu ordnen, noch weniger sich von ihnen Rechenschaft zu geben. Verzweifelt, bestürzt stehen Alle da, lautlos, beinahe gedankenlos. Das einzige, was der Literarhistoriker aus jenen Jahren zu

verzeichnen hat, ist ein kleines, ziemlich ungeschickt gedichtetes Soldatenliedchen vom Jahre 1796 oder 1797; es beginnt mit den Worten: „Noch ist Polen nicht verloren."

Das tragische Jahrhundert, welches das Ende der Republik sah und die Schuld auf sich lud, demselben nicht frühzeitig und nicht energisch genug vorgebeugt zu haben, kann doch zu seiner Vertheidigung anführen, daß es in seiner zweiten Hälfte unvergleichlich mehr werth war als in der ersten, daß es seine und der Vergangenheit Fehler erkannte, daß es sich ernstlich bemühte, dieselben gut zu machen, und in einem allseitigen Fortschritt begriffen war, als es unterging. Die letzten dreißig Jahre des XVIII. Jahrhunderts haben die politische Bildung, das patriotische Bewußtsein und die Aufklärung in Polen so bedeutend gehoben und gekräftigt, daß das Fortleben der Nation für gesichert gelten konnte.

In der neuen Lage warf sich die Frage auf, was noch wohl beibehalten, gerettet und gesichert werden könne? Ein richtiger Selbsterhaltungsinstinct antwortete darauf, daß die Möglichkeit, demnach die Pflicht vorhanden sei, Sprache, Literatur und Cultur zu pflegen. Aus diesem Gedanken entsprang die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, die im Jahre 1800 zu Warschau gegründet, bis zum Jahre 1831 sich in angesehener, einflußreicher Stellung behauptete. Ihre Arbeiten umfaßten das ganze Gebiet der damals so genannten moralischen und der Naturwissenschaften. Sie legte den Grund zu wissenschaftlichen Forschungen, zur Kenntniß des polnischen Rechtes (Czacki, Bandtkie), der Sprachwissenschaft (Kopczyński, Linde), der Literaturgeschichte (Ossolinski, Bętkowski, Osiński, Stanislaus Potocki, später Brodziński). Die Geschichtsschreibung wurde nach zwei Richtungen gepflegt: Fortsetzung und Vervollständigung des Naruszewicz, und Hebung des kritischen Standpunktes (Lelewel). Die slavische Vorzeit wurde durch Johann Potocki erforscht. Die Philosophie wird durch Szaniawski, Śniadecki, später Gołuchowski, die Naturwissenschaften sind vor allen durch die Brüder Śniadecki, Poczobut, Jundziłł und durch Staszyc repräsentirt. Allerlei praktische Aufgaben werden darüber nicht vernachlässigt. Mit auswärtigen Gelehrten steht die Gesellschaft in Verbindung und findet öfters Gelegenheit, auf Fragen zu antworten, die ihr aus London, Amsterdam und Paris gestellt werden. So wurde sie ein thätiges und erfolgreiches Organ der Cultur; ein anderes, und zwar mächtigeres wurde die Schulreform, welche gleich nach dem Regierungsantritt Kaiser Alexanders I., vom Fürsten Adam Czartoryski hauptsächlich mit Hilfe Czackis geplant und durchgeführt wurde. (Universität von Wilna, Lyceum von Krzemieniec und andere in Wolhynien und Podolien.)

Auch die schöne Literatur und Dichtkunst, sowie die ästhetische Kritik wurde von den „Freunden der Wissenschaften" geübt; und wenn der Erfolg den Bemühungen nicht völlig entsprach, so läßt sich dies durch das starre Festhalten dieser Dichter und Ästhetiker an dem französischen pseudo-classischen Geschmack hinlänglich erklären. Als Lyriker wurde

Woronicz hoch geschätzt, und in der That läßt sich in einigen seiner Hymnen ein feierlicher, majestätischer Ton nicht verkennen. Auch war er seit langer Zeit der erste, der es verdient, als kirchlicher Redner genannt zu werden. Julian Niemcewicz (geboren 1757), während des Verfassungsreichstages Abgeordneter und eines der eifrigsten Mitglieder der Reformpartei, deren Grundsätze er in Zeitungsartikeln, Versen, Flugschriften, ja Lustspielen verbreitet, mit Kościuszko bei Maciejowice gefangen genommen, dann von Kaiser Paul mit demselben freigelassen und mit Kościuszko nach Amerika übersiedelt, kehrte jetzt zurück und gehörte durch unermüdliche Wirksamkeit, wie durch leidenschaftliche Vaterlandsliebe zu den einflußreichsten Persönlichkeiten jener Zeit. Als Schriftsteller ein eklektisches Talent, dem Alles möglich ist, nichts aber vollkommen gelingen will. Die Erinnerung an schottische Balladen mag ihm wohl vorgeschwebt haben, als er die Historischen Gesänge dichtete. Im Jahre 1826 nach Staszyces Tode wurde er Präsident der obenerwähnten Gesellschaft. 1831 wurde er in einer Mission nach London geschickt, und starb zu Paris 1841.

Mit ganz besonderem Eifer wandte man sich der dramatischen Muse zu. Man fühlte sich gedemüthigt, im Gegensatz zu anderen Literaturen kein nationales Trauerspiel zu besitzen. Eine Bühne, um die neuen Stücke aufzuführen, und zwar eine ganz gute, war da. Bogusławski war immer noch Theaterdirector und bildete neue ausgezeichnete Schauspieler heran. (Kudlicz, Werowski, Szymanowski, Panczykowski, Żółkowski der Vater, Frau Ledóchowska, Palczewska, später Żuczkowska-Halpert u. s. w.) Es wurden daher viele Trauerspiele gedichtet, von denen aber nur ein einziges, die Barbara Radziwiłł des Alois Feliński wenn nicht den Stücken Racines, so doch denen Voltaires gleichgestellt werden kann, und sich bis jetzt noch auf dem Repertoire behauptet. Neben Feliński ist als dramatischer Dichter Franz Wężyk zu nennen. Er wurde im Jahre 1785 geboren, studirte an der Universität Krakau, übersetzte schon damals den sophokleischen Ödipus, den er in späteren Jahren merklich verbessert hat, erwarb sich durch seine Oden und durch ein beschreibendes Gedicht: Die Umgegend von Krakau großen Ruhm, fühlte sich aber am stärksten zur dramatischen Dichtkunst hingezogen. Seine Trauerspiele (alle historisch) sind freilich dem französischen Typus nachgebildet; doch war ihm das deutsche Drama und die deutsche Ästhetik keineswegs fremd. Sonderbarerweise erscheint Wężyk in seinem späten Alter viel selbständiger und talentvoller als in seiner Jugend. Seit 1831 in Krakau ansässig, hörte er nie zu dichten auf, obwohl er aus Scheu vor dem alleinherrschenden Romantismus nur äußerst wenig drucken ließ. Durch lange Jahre Präsident der Krakauer Gelehrtengesellschaft hat Wężyk viel für die Erbauung des Hauses derselben (jetzt jenes der Akademie) gespendet. Er starb zu Krakau im Jahre 1862.

Ihm zur Seite steht sein langjähriger treuer Freund und Gesinnungsgenosse, den neuen Ideen aber weniger zugänglich, vielmehr der starrste, dabei aber auch der talentvollste

unter den damaligen Classikern — Cajetan Koźmian. Im Jahre 1772 geboren (in der Lubliner Wojwodschaft), nach 1795 österreichischer Unterthan, mit einer gründlichen classischen Bildung ausgerüstet, ist er Classiker im römischen, nicht im französischen Stil und Geschmack. Seine Prosa — eine muster- und meisterhafte Prosa — trägt sichtbar den Stempel des Livius an sich; seine Gedichte sind in Stil, Versbau und Ton den Römern nachgebildet. Virgil galt ihm für den größten Dichter aller Zeiten; ihn ersah er sich zum Vorbild. Landleben und Ackerbau geben ja dem polnischen Leben Hauptform und Richtung; da meinte Koźmian, nichts könne nationaler sein, als ein Gedicht, welches der Form nach den Georgica nachgebildet, nach Inhalt und Geist echt polnisch wäre. Jahrelang schrieb er sein Ziemiaństwo (Landleben), bis er es endlich zu der gewünschten Vollkommenheit brachte. Nach den Georgica blieb dem alten Virgil nur eines übrig: eine Äneis zustande zu bringen. Sein ganzes Leben hat Koźmian von einer derartigen Aufgabe geträumt, über dreißig Jahre daran gearbeitet, und endlich, kurz vor seinem Tode hat er seinen Stefan Czarniecki vollendet, ein großes heroisches Gedicht in zwölf Gesängen, welches freilich die Gebrechen aller Kunstepen in sich trägt, aber reich an Schönheiten ist. Auch schrieb er einige politische Gedichte in Epistelform, vielleicht das beste, was er gedichtet hat. Er ließ sie aber, wie auch seine übrigen Gedichte, nicht erscheinen, sie wurden erst nach seinem Tode, welcher im Jahre 1856 erfolgte, veröffentlicht. Auch hinterließ Koźmian Denkwürdigkeiten, die als eine Quelle ersten Ranges zur Kenntniß seiner Zeit angesehen werden können.

General Franz Morawski (1783 bis 1861) war Koźmians bewährtester und theuerster Freund, als Talent und Charakter aber dessen vollständiger Gegensatz, eine heitere, lebenslustige Soldatennatur, im späteren Alter mit seinem Landgute Lubonia (Großherzogthum Posen) beschäftigt, in seiner Jugend wie in seinem Alter allgemein beliebt wegen seines sympathischen Wesens, seines feinen Witzes und seiner hohen Bildung. Schöpferische Phantasie besaß er nicht; aber inniges Gefühl äußert sich in den lyrischen Gedichten, köstlicher Witz und Humor in den Episteln, Epigrammen und vor Allem in den Fabeln; eine leichte, elegante, graziöse Form sichern ihm eine ehrenvolle Stellung unter den polnischen Dichtern des XIX. Jahrhunderts.

Gleichzeitig entwickelt sich der Roman. Aus der ziemlich großen Menge solcher Versuche ist jedenfalls ein Werkchen hervorzuheben. Interessant und charakteristisch als Denkmal der Gesinnungen und Gebräuche jener Zeit, verdient es auch deßhalb genannt zu werden, weil der Verfasser, eigentlich die Verfasserin, eine eigenthümliche und sympathische Persönlichkeit ist. Der Roman heißt Malvina oder der Instinct des Herzens, und stellt dar, wie zwei Zwillingsbrüder, einander so ähnlich, daß sie gar nicht zu unterscheiden sind, sich um die Liebe derselben jungen Witwe bewerben. Beide nicht mit einander zu

vertauschen, ist um so schwieriger, als nur einer bekannt, der andere aber infolge verwickelter Abenteuer seit seiner Geburt verschwunden ist. Und doch läßt sich das Herz der schönen Witwe nie irreführen und weiß immer den richtigen, den geliebten (den unbekannten und unglücklichen) zu errathen. Durch sentimentale Empfindsamkeit und patriotische Exaltation ist die Malvina ein treues Abbild der Zeit, in der sie entstanden ist. Ihre Verfasserin aber war die Herzogin Marie von Württemberg-Montbéliard, geborene Prinzessin Czartoryska.

Im Jahre 1768 geboren, wurde sie, kaum erwachsen (1784), mit dem Herzog Ludwig von Württemberg vermählt. Der junge Herzog behandelte seine Gemalin so schlecht, daß sie nach einigen Jahren ins väterliche Haus zurückzukehren sich genöthigt sah. Im Kriege des Jahres 1792 machte er sich eines gemeinen Verrathes schuldig, indem er als General im Dienste der Republik auf die Seite der russischen Truppen überging. Die unglückliche junge Frau lebte seitdem nur ihren Eltern und barmherzigen Werken. Die Literatur aber war ihr Zeitvertreib. Eine literarische Stellung beanspruchte sie nicht. Aber sie sah, wie alle umher bemüht waren, das in polnischer Sprache zu schaffen, was andere Literaturen besaßen. Während also die Männer auf dem Gebiete der Dichtkunst und Wissenschaft thätig waren, wollte sie sich auf dem bescheidenen Gebiete des Romans versuchen, denn es soll, es muß ja auch polnische Romane geben! Das ist der Entstehungsproceß der anspruchslosen und sentimentalen Malvine. Die Schriftstellerin pflegte ihre greise Mutter bis zu deren Tode (1835) und verließ nachher das Schloß Sieniawa in Galizien, um die Verbannung ihres Bruders zu theilen. Sie starb in Paris 1854.

Unter den jüngeren Romanschreibern der Zeit ist vor allen Clementine Hoffmann, geborene Tańska zu erwähnen, die sich besonders in der pädagogischen Literatur ausgezeichnet hat, aber auch auf dem Gebiete des Romans manches Gute, besonders schöne kleinere Novellen hinterließ. Als gelungener historischer Roman in Walter Scotts Art muß die Pojata von Bernatowicz erwähnt werden, eine Erzählung, in der verschiedene interessante Liebesabenteuer um die Bekehrung Lithauens gruppirt sind.

Es möchte auffallend scheinen, daß Galizien an der Literatur jener Zeit einen so äußerst geringen Antheil nimmt; es läßt sich das aber dadurch erklären, daß diese Provinz seit dem Jahre 1773 von dem übrigen polnischen Leben abgeschnitten, sich in Schule und Amt einer fremden Sprache bedienen mußte, was selbstverständlich auf die Entwicklung der literarischen Talente nachtheilig wirkte. Die von Kaiser Josef II. 1784 gegründete Lemberger Universität konnte diesen Schaden nicht ersetzen. Das einzige, was das Land im Anfang des XIX. Jahrhunderts für Wissenschaft und Cultur aus sich hervorgebracht, ist das National-Institut, welches Graf Josef Maximilian Ossoliński in Lemberg gründete. Sein großes Vermögen hat er seiner Stiftung vermacht, die aus einer überaus

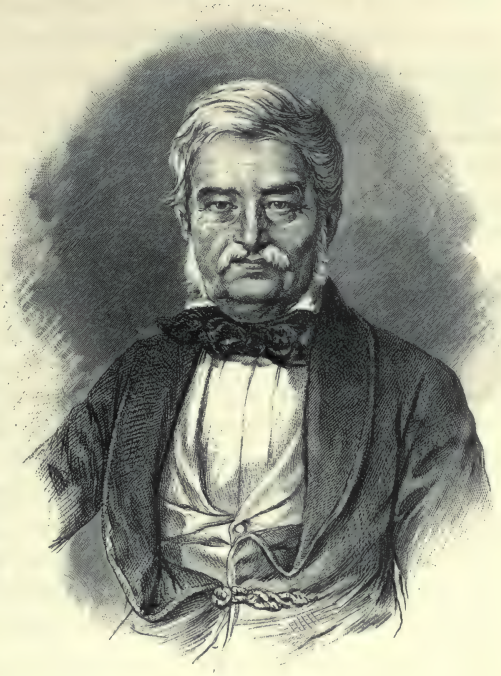
reichen Bibliothek und anderen Sammlungen besteht, und der wissenschaftlichen, vor Allem der historischen Forschung die größten Dienste geleistet hat.

Wir stehen in einer sehr achtbaren, verdienstvollen Literaturperiode. Freilich sind die praktischen, militärischen und administrativen Verdienste überwiegend. Die Bildung und Cultur aber stand auf einer hohen, ja glänzenden Stufe; und die Literatur, wenn auch nicht durch Talente ersten Ranges vertreten, ist geistreich, moralisch gesund, an Empfindungskraft der vorigen Epoche jedenfalls überlegen, von einem ernsten, tiefen Patriotismus beseelt. Doch war sie mehr geschätzt als beliebt. Ihre Formen erschienen veraltet und steif, ihr Inhalt kalt und interesselos. Nun war aber seither eine Generation herangewachsen, die unter dem Eindruck der welterschütternden französischen Revolution, unter jenem der Theilung Polens und seiner letzten Befreiungskämpfe geboren und erzogen war. Der erste jener Eindrücke erweckte den Glauben, die Freiheit sei des Menschen, also auch der Nationen Recht. Der zweite ließ das Bewußtsein eines erlittenen ungeheueren Unrechts, einen grenzenlosen patriotischen Schmerz in den Seelen zurück. In den ersten Jahren nach der Theilung fanden diese Gefühle keine bestimmte Form; bald darauf erschien an der Grenze Napoleon mit seinen Truppen und erweckte die Hoffnung, das Unrecht werde ein kurzes vorübergehendes Übel, kein dauernder Zustand sein. Als aber Napoleon gestürzt, die Kriegszüge zu Ende und die Friedensgrundlagen im Wiener Congreß geregelt waren, da kam der Augenblick, in relativ ruhiger Zeit, sich von allen jenen Eindrücken und Gefühlen Rechenschaft zu geben, die seit dem Jahre 1791 auf die Nation eingestürmt waren. Jenes Gefühl des erfahrenen Unrechts und jener patriotische Schmerz stiegen nunmehr in die Tiefe der Seelen hinab und steigerten sich im Stillen zu einer nie vorher geahnten Macht, zu einer leidenschaftlichen Liebe des verlorenen Vaterlandes. Die ruhige, maßvolle Dichtkunst der „Freunde der Wissenschaften" konnte dieser Gesinnung keinen richtigen Ausdruck geben.

Anderseits trat in ganz Europa eine herrliche Wiedergeburt aller Literaturen ein. Was in Deutschland seit Jahren, in England soeben durch Byron geleistet war, das brach sich sogar in dem classischen (in Polen am besten bekannten) Frankreich Bahn. So lange die napoleonischen Kriege dauerten, war die polnische Jugend mit allem Anderen eher als mit Literatur beschäftigt; man ließ die Classiker ruhig auf dem gewohnten Wege den gewohnten gemessenen Schritt gehen. Als aber mit dem Friedensschlusse die Ruhe eintrat, da begann ein heißes Begehren nach den neuen Formen, eine leidenschaftliche Begierde nach jenen verschlossenen Wundern, welche die unbekannte Welt der deutschen und englischen Dichtung in sich barg. Man fing an zu lesen und — man erhielt den bezaubernden Eindruck einer plötzlichen Offenbarung der neuen, der wahren Schönheit und Kunst.

Aus diesen drei Quellen also, aus der französischen Revolution und dem chronischen Erdbeben, welches sie zur Folge hatte, aus dem Untergang Polens und dem patriotischen

Schmerz, den derselbe nach sich ziehen mußte, und endlich aus dem weltgeschichtlichen Ereigniß der Wiedergeburt der Poesie durch Goethe, Schiller und nachher Byron ging in der polnischen Literatur jene Wendung hervor, die unter dem (jedenfalls zu engen) Namen der romantischen Epoche bekannt ist. Als deren sympathischer, verdienstvoller, bescheidener Vorläufer wird allgemein Kazimir Brodziński angesehen. Derselbe — ein Galizianer — wurde im Dorfe Królówka (Bochniaer Kreis) im Jahre 1791 geboren. Das Gymnasium besuchte er in Tarnów und dichtete bereits, als er auf die Nachricht vom Herannahen französischer Truppen die Schule heimlich im Jahre 1806 verließ und Soldat wurde. Alle napoleonischen Feldzüge hat er mitgemacht, bis er bei Leipzig gefangen genommen wurde. Im Jahre 1815 als Professor der polnischen Sprache an einer Mittelschule in Warschau angestellt, wurde er (1822) Professor der polnischen Literatur an der Universität daselbst und später Generalsecretär der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Er starb 1835. Sanftmüthig, harmlos wie ein neugeborenes Kind, das Herz überströmend von der reinsten Liebe zu Gott, dem Vaterlande, den Mitmenschen, der Natur, kann Brodziński fast als ein Heiliger gelten; doch ist er vielleicht eben zu gut, zu leidenschaftslos, um ein großer Dichter zu sein. Seine ländliche Idylle Wieskaw, die als Ankündigung der romantischen Poesie angesehen wird, steht Vossens „Louise“ näher als „Hermann und Dorothea“. Sympathisch, aber bescheiden, das ist sein Charakter als Dichter. Als Kritiker und Literaturhistoriker zeigt er dieselben Eigenschaften. An Sachkenntniß den classischen Kritikern unvergleichlich überlegen, hat er Lessing und Herder gründlich und mit Nutzen studirt; hat aber doch Respect vor den Gesetzgebern des



Johann Nep. Kamiński.

französischen Geschmacks. Daher kommt es wohl, daß er zwischen Classikern und Romantikern einen mittleren Standpunkt einnimmt und beiden kriegführenden Parteien gut gemeinte Wahrheiten zu sagen weiß.

Die Bahn war also geebnet, die Elemente und Einflüsse hatten Zeit genug, ihre Wirkung hervorzubringen, der Durst nach einer neuen höheren Poesie war allgemein und brennend; alle Bedingungen waren schon da, es bedurfte nur noch des letzten, des allernöthigsten, des Genies. Die Universität zu Wilna, vom Fürsten Adam Czartorysky reorganisirt, an tüchtigen Lehrkräften reich, stand eben in ihrer Blüte, und übte eine starke Anziehungskraft auf die Jugend aus. Schüler strömten zahlreich zu; fleißig, wißbegierig, sehr patriotisch gesinnt, brave, tüchtige Studenten, Schöngeister und schöne Seelen dazu. Sie alle schwärmten für die deutschen und englischen Dichter. Alles las, alles wollte dichten. Schiller, Goethe und Bürger, Byron, Moore und Walter Scott wurden nach Kräften nachgeahmt. Alles war natürlich auch verliebt — ein unvermeidlicher Zünd- und Nahrungsstoff für Dichtgelüste. Da geschah es, daß ein absolvirter Universitätshörer und kaum bestellter Gymnasiallehrer in Kowno ein Mädchen liebte, welches ihm zwar gewogen war, aber doch einem anderen vermählt wurde. Der unglückliche Jüngling ließ dann zwei Bändchen Gedichte erscheinen, und — die wahre polnische Poesie war endlich da.

Adam Mickiewicz war im Dorfe Zaosie bei Nowogródek (Lithauen) am 24. December 1798 geboren. Sein Vater besaß ein kleines Landgut und bekleidete ein Richteramt; er starb im Jahre 1812. In demselben fand der Zug der Napoleon'schen Armee durch Lithauen statt, welcher auf den Knaben Mickiewicz einen mächtigen Eindruck machte. Die Mittelschule besuchte er in Nowogródek, die Universität (seit 1815) in Wilna, mit dem Vorhaben, sich dem Lehrerstande zu widmen. Hier fand er sich in Gesellschaft von Mitschülern, die sich zu einem akademischen Verein, jenem der Filareten verbanden. Der Verein war weder heimlich, noch politisch. Er wurde mit Wissen und Zustimmung der Obrigkeit gegründet und hatte Arbeit, Wissenschaft und Tugend zum Zweck. Patriotische Gefühle und patriotische Exaltation waren selbstverständlich da; von einer praktischen politischen Thätigkeit, geschweige denn von einer Conspiration war aber keine Rede. An der Spitze der Gesellschaft stand Thomas Zan, ein junger Idealist, der Abgott dieser Wilnaer Jugend und der theuerste Freund des Mickiewicz selbst. Gedichtet wurde ungemein viel: Balladen, Romanzen, Sonette, Canzonen, theils im ritterlich-phantastischen, theils im Tone der polnischen Volksdichtung. So begann auch Mickiewicz im Jahre 1819 zu dichten, anfangs noch zum Theil im althergebrachten classischen Stile, aber immer selbständiger und immer mehr romantisch.

Während der Ferienzeit im Jahre 1818 besuchte er mit Zan einen Freund, Michael Wereszczak, auf dem Lande, und lernte dort dessen Schwester, Marie, kennen.

Das Folgende ist eine oft vorgekommene Geschichte: der Jüngling liebte; das Mädchen scheint auch geliebt zu haben, besaß aber nicht Muth genug, um einer ganzen Familie Widerstand zu leisten, und ließ sich (im Februar 1821) mit einem anderen vermählen. Der glückliche Mitbewerber — ein gewesener junger Officier, ein sympathischer, offenherziger Charakter — bestand vor seiner Verlobung auf einer Unterredung mit Mickiewicz, in welcher er ihn dazu zu bringen wußte, mit seinen Ansprüchen zurückzutreten. Als nun aber das Mädchen für ihn unwiderruflich verloren war, brach die Liebe mit stürmischer Gewalt und Verzweiflung aus. Mickiewicz war damals bereits Gymnasiallehrer in Kowno, und die Einsamkeit der kleinen Provinzstadt, die Entfernung von allen Freunden, steigerte den Eindruck seines Unglücks so sehr, daß man den Ausbruch einer Geistesstörung befürchtete, und ihm selbst, wie es scheint, zuweilen Selbstmord als flüchtige Versuchung vorschwebte.

Aus dieser Liebesgeschichte entstand ein Gedicht, in welchem die Leidenschaft und die Verzweiflung der Liebe zum ersten Mal in polnischer Sprache mit ihrer ganzen unüberwindlichen Macht auftreten. In chronologischer, wie in poetischer und künstlerischer Hinsicht sind die Ahnen das erste Liebesgedicht in der polnischen Literatur.

Der Titel bezeichnet eine uralte Volkssitte. Am Allerseelentage pflegte die ganze Dorfbevölkerung in Lithauen sich Nachts auf dem Friedhof zu versammeln, um die Geister der Geschiedenen herbei zu beschwören und zu fragen, was für dieselben gethan werden könnte. Die damals viel verbreitete Ansicht, die Dichtkunst könne und solle durch die Rückkehr zur naiven Volksdichtung verjüngt werden, leitete auch unseren Dichter bei der Wahl dieses Stoffes. Unter den verschiedenen Geistern nun erscheint einer, der auf alle Fragen keinen Bescheid geben will, weil er zwar nicht gestorben, aber doch nur scheinbar am Leben ist. Sein Herz, seine Seele sind todt. In einer zweiten Scene erscheint derselbe im Hause eines Pfarrers, seines ehemaligen Erziehers, und erzählt seine Liebesqual, die ihn bis zum Selbstmordgedanken brachte, was er sich jetzt als schwere Sünde vorwirft. Der unglückliche Jüngling, Gustav, ist der Dichter selbst. Die Art, wie er liebt und leidet, erinnert wohl an Werther, wie die meisten Liebeshelden jener Zeit; auch entdeckt die moderne Kritik hie und da den Einfluß Rousseaus, zum Theil Jean Pauls; die äußere Form entspricht der Mode jener Zeit und ist für unseren heutigen Geschmack zu romantisch. Das aber, was den eigentlichen Kern und Inhalt des Gedichtes ausmacht, die unglückliche Liebe mit all ihrer mannigfachen und wechselnden Pein, ist mit unvergleichlicher Wahrheit und Innigkeit wiedergegeben.

Mit den in Form und Inhalt hyperromantischen Ahnen erschien die Grażyna, ein episches Gedicht aus Lithauens vorchristlicher Zeit von einer classischen Ruhe und Objectivität, daß man kaum begreift, wie derselbe Dichter zu derselben Zeit in zwei principiell entgegengesetzten Richtungen diesen Grad der Vollkommenheit zu erreichen vermochte.

Freilich ist Grażyna kein großes Epos, sondern eine kurze Erzählung; doch treten Maß, Einfachheit, Würde der Darstellung, Plastik und Leben in den Figuren in seltenem Glanze zu Tage.

Das zweite Bändchen enthielt Balladen, Romanzen und lyrische Gedichte. In allen diesen Gattungen erwies sich Mickiewicz als Meister. Selbstverständlich muß seine Ballade der allgemein europäischen ähnlich sein, ausnahmsweise ist sie eine Umarbeitung jener, (wie zum Beispiel die Ucieczka [Flucht] der Bürger'schen Lenore). Selbständig und originell bleibt er doch immer, und manche seiner Balladen wie die Switezianka, eine bösartige Nixe aus dem See Switez, gehört zu dem Besten, was in dieser Art je gedichtet wurde. Sein begeisterter lyrischer Schwung erreicht in jener ersten Epoche den Höhepunkt in der Ode an die Jugend, die zwar später gedruckt, aber in diesen Jahren gedichtet wurde. Daß sie nachher mißdeutet und mißbraucht worden ist, indem man sie so verstand, als wäre der jugendliche Enthusiasmus das einzige Princip großer Thaten und demgemäß die Jugend allein solcher fähig, läßt sich nicht leugnen. Als Dichtung aber, als Ode, erreicht sie einen höchst seltenen Grad hinreißender Kraft und Begeisterung.

Der Eindruck dieser ersten Gedichte des Mickiewicz war ein ungeheurer. Es war wie ein Sonnenaufgang nach langer, düsterer Dämmerung; eine Offenbarung jener wahren Poesie, nach der man sich so lange, so heiß gesehnt hatte. In dem Leben des Dichters trat aber eine neue, plötzliche, folgenreiche Wendung ein.

Jene Studentenvereine, die oben bereits erwähnt wurden, hatten wie gesagt keine politischen Ziele, wurden aber der Regierung verdächtig. Man glaubte (oder gab vor), einen Zusammenhang, wenigstens eine Ähnlichkeit mit den deutschen Studentenverbindungen, mit dem italienischen Carbonarismus und mit einem (in der That versuchten) polnischen geheimen Bunde zu erblicken. Der Gefahr bewußt, die im gegebenen Falle die Universität bedrohen würde, lösten sich die Filareten freiwillig auf. Trotzdem wurde eine große Anzahl junger Leute eingesperrt, darunter auch Mickiewicz. Es gab zwar weder einen Thatbestand, noch Beweise, aber Beweise wurden herausgekünstelt; von den Gefangenen wurden einige zur einfachen Kerkerstrafe, andere zur Übersiedelung verurtheilt. Mickiewicz gehörte noch zu den Bevorzugten, denn während andere, wie Zan, in die entlegenen Uralgegenden verschickt wurden, durfte er sich im europäischen Rußland in Staatsdiensten aufhalten. Im October 1824 verließ er Wilna, um nie mehr den vaterländischen Boden zu betreten. Seinen Freunden und Gönnern gelang es für ihn eine Anstellung in Odessa am dortigen Richelieu-Gymnasium zu erwirken.

Die Wilnaer Studentenverfolgung brachte in ganz Polen einen erschütternden Eindruck hervor und wurde zu einem der mächtigsten jener Momente, die später den Aufstand vom Jahre 1830 herbeigeführt haben. In Mickiewicz' Leben aber war dies der

entscheidende Wendepunkt: der junge Romantiker und schmachtende Liebhaber wurde zum begeisterten Dichter der Vaterlandsliebe.

In Odessa — in Rußland überhaupt — wurde er gut behandelt, lebte auf freiem Fuße, erwarb sich viele Freunde als Mensch, als Dichter aber viele Bewunderer. Er selbst verschließt tief im Innern seinen Schmerz und Groll. Aber die erlebten Eindrücke

J. N. Nowakowski.

steigern sich zu einem vorher nicht geahnten Grad von Liebe und Haß. Er dichtet nur wenig; dies Wenige ist aber mehr als Alles, was er bis jetzt geleistet hat. Die Schwermuth, die Sehnsucht des Verbannten nach Allem, was sein früheres Leben gebildet, bricht sich in seinen Sonetten (1826) Bahn. Diese sind zweifach: Die erotischen, unter denen jene den Vorrang behalten, die dem Andenken seiner ersten Liebe gewidmet sind und die sogenannten Krim-Sonetten, die Errungenschaft eines kurzen Ausfluges, den er aus Odessa auf die Taurische Halbinsel unternahm. Die rasch hingeworfenen Bilder sind mit außerordentlicher

Kraft skizzirt, und die tiefe Wehmuth, die aus jedem Worte sich vernehmen läßt, gewöhnlich aber im letzten Vers culminirt, übt einen unwiderstehlichen Zauber aus.

Der patriotische Schmerz aber, das Bewußtsein erlittenen Unrechts, der Haß endlich, brachen vulcanartig im Konrad Wallenrod aus. Derselbe wurde in Moskau begonnen, wohin der Dichter aus Odessa (1826) versetzt worden war und wo er bis 1828 verblieb. Der Form nach liegt uns hier eine jener lyrisch-epischen Erzählungen vor, die Byron erfunden und verbreitet hat. Der Inhalt — freilich nicht streng historisch — ist den Kämpfen Lithauens mit dem deutschen Orden entnommen. Ein lithauischer Knabe wird bei einem nächtlichen Überfall gefangen genommen, weggeführt, und vom Großmeister erzogen. Als Jüngling aber geht derselbe in einer Schlacht zu den Seinigen über, heiratet eine Tochter des Fürsten Kiejstut und kämpft gegen den Orden. Überzeugt, daß Lithauen der Übermacht nicht lange werde widerstehen können, entschließt er sich zur Selbstaufopferung und zum Verrath. Er verläßt seine Frau, tritt vergessen und unbekannt unter falschem Namen in den Orden ein und zeichnet sich so sehr aus, daß er endlich zum Großmeister gewählt wird. Jetzt führt er seine Rache aus; er unternimmt einen Kriegszug gegen Lithauen, der mit der völligen Niederlage des Ordens endet. Ein geheimes Gericht verurtheilt ihn dann zum Tode, dem er durch Selbstvergiftung zuvorkommt.

Der kurz erzählte Inhalt läßt die Menge poetischer Schönheiten ersten Ranges nicht ahnen, die Mickiewicz in diesem Gedichte angehäuft hat. Die Kritik mag Manches an dem Werke auszusetzen haben. Nur eines wird sie nicht leugnen können, daß nämlich während die Ahnen uns rühren und Grażyna einem Fragmente antiker Bildhauerkunst aus der besten Zeit gleicht, Wallenrod trotz all seiner Fehler großartig ist und in einigen seiner Theile selbst von Mickiewicz nie übertroffen wurde.

Von lyrischen Gedichten gehört in jene Zeit der Farys, eine Allegorie des mit allerlei Hindernissen kämpfenden Genies, welche mit dem beruhigenden und beglückenden Siege des Selbstbewußtseins endet.

Mickiewicz wurde (im Jahre 1828) von Moskau nach Petersburg versetzt, wo er den Wallenrod drucken ließ und mehrere interessante Verhältnisse anknüpfte: so die Bekanntschaft mit dem Dichter Puszkin und die Freundschaft mit der dem deutschen Publikum aus Goethes Leben bekannten Frau Marie Szymanowska (deren Tochter Celina er nach mehreren Jahren geheiratet hat). Seine Gesundheit begann aber unter dem rauhen Klima zu leiden, der Aufenthalt in Rußland war ihm ohnehin zuwider. Seinen Freunden gelang es, ihm einen Reisepaß nach Italien zu erwirken. Er verließ Petersburg im Mai 1829, bereiste Deutschland, von seinem Freunde Odyniec begleitet, wurde im August in auszeichnender Weise von Goethe empfangen, und gelangte im Herbst dieses Jahres nach Rom, wo er sich bis zum Frühling 1831 aufhielt.

Der Dichter war jetzt abwesend, aber sein Einfluß und sein Beispiel wirkten fort und riefen eine rege poetische Thätigkeit hervor, nämlich die der romantischen Schule, welche nach einigen charakteristischen Merkmalen in zwei Gruppen, in die der lithauischen und in jene der ukrainischen Dichter zerfällt. Die ersteren, denen Mickiewicz näher steht, sind von ihm gänzlich abhängig und müssen als bloße Schüler und Nachahmer angesehen werden. Aus der ziemlich großen Anzahl derselben vermochten eigentlich nur drei sich hervorzuthun: Anton Eduard Odyniec (geboren 1804, gestorben 1885), Mickiewicz' Freund und fanatischer Verehrer, ein Talent zweiten Ranges, dem wir schöne lyrische Gedichte und treffliche Übersetzungen verdanken, Julian Korsak (1807 bis 1855), der sich durch eine schöne Dante-Übersetzung verdient gemacht hat und Ignaz Chodźko (1795 bis 1861), welcher in der Form von Denkwürdigkeiten eines alten Klosterbruders prosaische Erzählungen schrieb, die zu dem Besten gehören, was die polnische Romanliteratur hervorgebracht hat.

Die ukrainischen Dichter sind selbständiger und nehmen in der Geschichte der polnischen Dichtung eine viel höhere Stellung ein. Anton Malczewski (1793 bis 1825), verfaßte die Maria, ein episch-lyrisches Gedicht, welches jenen des Mickiewicz fast gleich gestellt werden kann und sonst Alles weit übertrifft, was die früheren Romantiker geleistet haben. Leider war die Maria kaum vollendet und noch nicht vollständig gedruckt, als ihr Verfasser nach langem Siechthum starb.

Bohdan Zaleski (1802 bis 1886), der Ukrainer κατ' ἐξοχήν, hat von Natur aus die musikalische Anlage und schwermüthige Stimmung des ruthenischen Volkes geerbt, so daß seine Gedichte an Klang und volksthümlich-schwermüthigem Charakter alle anderen übertreffen. Zur Ausbildung des Versbaues, der leichten, schmiegsamen Sprache, des musikalischen Rythmus hat er mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen beigetragen. Seine lyrischen Gedichte sind an Grazie, Empfindung und jugendlicher Naivität beinahe unvergleichlich. Seine historisch-kriegerische Dumka nimmt in der polnischen Poesie ungefähr die Stellung ein, welche in auswärtigen Literaturen der Ballade zugewiesen wird.

Severin Goszczyński (1803 bis 1876), Zaleskis Schulkamerad und Freund, zeichnet sich durch eine düstere Phantasie und eine leidenschaftliche Natur aus, vor Allem in dem Zamek kaniowski (Schloß von Kaniów), einem lyrisch-epischen Gedichte.

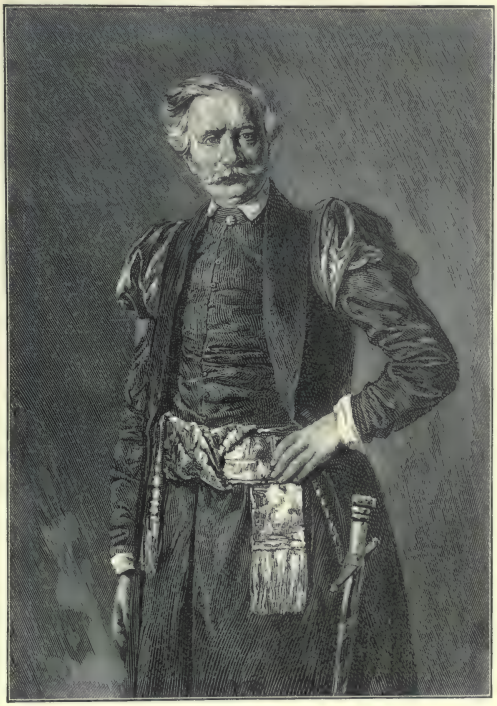
Der Aufstand vom 29. November 1830, in der Geschichte Polens das folgenschwerste Ereigniß unseres Jahrhunderts, übte auch auf die Literatur einen unberechenbaren Einfluß aus. Besonders in der Poesie, die bis dahin hauptsächlich ihrer Aufgabe als Dichtkunst gerecht zu werden bemüht war, tritt seitdem eine entscheidende Wendung ein. Sie will fortan vor Allem, ja fast ausschließlich zum Ausdruck des Schmerzes, der verlorenen und doch nicht aufgegebenen Hoffnung werden. Alles Übrige geht sie weniger an und wird auch von ihr weniger erwartet. Sie soll all die Gedanken und Gefühle wiedergeben,

welche in der Seele einer Nation aufkommen konnten, die seit Jahrzehnten über ihr Los empört, sich endlich zu heldenmüthigem Kampfe aufrafft und unterliegt. Je weniger sich das patriotische Bewußtsein praktisch bethätigen konnte, desto unwiderstehlicher ergoß es sich in die einzige Richtung, die ihm offen stand, in das geschriebene Wort. So kam es, daß die Dichtung im Leben der Nation eine Stellung übernahm, die ihr Wesen und ihre Bestimmung überschritt. Aber sie konnte nicht anders, sie mußte jenem Bewußtsein Genüge thun und Ausdruck geben.

Dazu kommt noch die in der damaligen Lage und Geschichte Polens höchst bedeutsame Thatsache der Emigration. Die besten und tüchtigsten Männer waren theils verbannt, theils freiwillig ausgewandert, in dem trügerischen Wahn, dem Vaterlande auswärts besser dienen zu können; die bedeutenden Schriftsteller fast alle, die Dichter ausnahmslos. Sehnsucht, öfters Entsagung und Noth, alle möglichen religiösen, philosophischen, politischen und socialen Systeme und Tendenzen, welche in den ohnehin gereizten Geistern und Herzen massenhaft Zutritt finden, immer neue Irrlichter diplomatischer oder revolutionärer Hoffnungen und Pläne: all dies mußte einen jeden insbesondere und alle insgesammt aus dem normalen Gleichgewicht bringen. So erklären sich die begangenen politischen Fehler, und die übermäßig große Rolle, welche der Poesie in dieser Bewegung zugewiesen war, sowie die falsche Richtung, in welche die letztere hie und da gerieth. Der grenzenlose patriotische Schmerz aber erklärt die unvergleichliche Begeisterung, Kraft und Wirkung dieser Poesie. Sie wollte indeß nicht blos ein Ausdruck alles vergangenen oder gegenwärtigen Jammers sein: sie ging jenem Trieb der polnischen Seele voran, oder eher nach, welcher ergründen wollte, wie denn ein Unheil und ein Unrecht, gleich der Theilung Polens erklärt werden könne, was wohl Gottes Absicht dabei gewesen sein könne, wie dieser historische Proceß enden werde? Die Poesie wollte die Vergangenheit erklären, die Zukunft errathen. Aus einer patriotischen wurde sie zu einer historiosophischen, hie und da zu einer mystischen.

Die Quelle dieser Richtung bricht in der Fortsetzung der Ahnen hervor, die Mickiewicz im Jahre 1832 geschrieben hat. Wie der frühere, so ist auch dieser Theil der Ahnen des Dichters eigene Lebensgeschichte. Derselbe Gustav, welcher sich dort als ein Gespenst ansah, weil er allen Gefühlen gestorben zu sein glaubte, erwacht im Gefängniß zu neuem Bewußtsein. Er zeichnet diese Verwandlung seines Inneren auf, indem er auf die Wand seiner Kerkerzelle die Worte: „Obiit Gustavus, natus est Conradus“ schreibt. Die Gefangenen versammeln sich heimlich am Abend vor Weihnachten: einer von ihnen wurde morgens zur Untersuchung durch die Straßen geführt und erzählt, was er da gesehen hat. In eine Reihe von Kibitken wurden Gefangene gepackt und nach Sibirien fortgeschickt. Durch die Plastik der Beschreibung und die Erhabenheit (im Schlußgebet) bezeichnet diese

Erzählung einen der absoluten Höhepunkte polnischer Poesie. Auf den Dichter Konrad wirkt sie so mächtig, daß er eine herrliche, aber fürchterliche Rache-Hymne anstimmt. Die Patrouille läßt sich hören, die Gefangenen gehen auseinander: Konrad bleibt allein. Es beginnt der Monolog, der unter dem Namen Improvisation berühmt geworden ist. Derselbe ist eigentlich nichts anderes, als eine grenzenlos freche Apostrophe an Gott. Der Dichter maßt sich im Bewußtsein seines Genies und seines unendlichen Leidens das Recht an, zu wissen, was denn Gott eigentlich wolle, warum er Unrecht und Gräuel dulde. Und als Konrad nach langem Flehen und Drohen keine Antwort auf diese Fragen erhält, schließt er mit der Lästerung: „Gott sei nicht der Vater der Welt, sondern ihr — ". „Czar"! sagt der auf diesen Augenblick harrende Satan, während Konrad in Ohnmacht fällt, ohne dies letzte Wort ausgesprochen zu haben. Jetzt erscheint ein einfacher Klosterbruder, und nach der wüthenden Lästerung kommt die Exorcismus-Scene, die über den Sinn des Ganzen Aufschluß gibt. Der böse Geist der Hoffahrt wird aus der Seele des Sünders ausgetrieben; diesem wird der Befehl ertheilt, durch Demuth und Ergebung die Gnade Gottes zu erwerben. Mit dieser und mit einem festen Glauben kann ein einzelner Mensch Wunder thun. „Gott offenbart dem Geringen, was er dem Stolzen verhehlt." Die Antwort also, die dem himmelstürmenden Konrad versagt wurde, wird dem reinen, gottesfürchtigen Mönch ertheilt. Bruder Peter hat eine Vision, in welcher er Christi Kreuzigung und Tod an Polen genau nachgemacht sieht. Gottes Absicht ist es, daß dieser Zustand ein Sühnopfer sei für alles Böse, dessen sich unsere Zeit und Civilisation schuldig gemacht hat.



Vincenz Pol.

Eine prosaische und so zu sagen praktische Anwendung jener Ideen findet sich im Buche der Pilger, welches Mickiewicz in Paris im Jahre 1833 erscheinen ließ. Es ist dies ein im evangelischen Stile verfaßter Codex oder Katechismus der religiösen und patriotischen Pflichten des Emigranten. Die kleine Schrift wurde von den Polen mit Ehrfurcht aufgenommen, von Ausländern in fremde Sprachen übersetzt. (Französisch von Montalembert.) Lammenais erklärt selbst, dem Mickiewicz Vieles entlehnt zu haben.

Die erwähnte Scene der Ahnen ist der Kern, aus dem sich später die ganze mystische Richtung der polnischen Poesie entwickelt hat, und zugleich der Schlüssel, der alle Räthsel des weiteren Lebenslaufes des Dichters eröffnet. Auf diese Art hat sich derselbe alle jene Fragen beantwortet, die er in seinem Schmerz an die Vorsehung stellte; die Antwort befriedigte ihn vollkommmen und führte ihn nach anderen zehn Jahren zu einem neuen und letzten Wendepunkt, zu dem Glauben an eine neue Offenbarung. Hier ist die Quelle. Der Strom ergießt sich über die ganze nachfolgende Dichtungsperiode. Die größten Dichter, wie die geringsten sind von ihm fortgerissen. In dieser Grundidee treten natürlich verschiedene Modificationen ein, sie ist aber und bleibt die herrschende, und bildet den innersten Kern, wie das charakteristische Merkmal der Poesie in jenen Jahren.

Im Jahre 1834 erschien Pan Tadeusz (Herr Thaddäus), das capo d'opera der ganzen polnischen Literatur. Es ist kein heroisches Epos. Große Schlachten und Siege, historische Heldengestalten kommen da nicht vor. Es ist eine an Napoleons russischen Feldzug gelehnte und mit demselben vielfach verwickelte Familiengeschichte. Von seiner unvergleichlichen Schönheit versuchen wir nicht einen, wenn auch nur entfernten Begriff zu geben. Dem deutschen Leser mag „Hermann und Dorothea" einen Begriff von dem Pan Tadeusz geben; nur müßte er dabei denken, daß die unübertroffene Schönheit des Goethe'schen Gedichtes sich in einem viel größeren Bilde entrollt, in welchem gleiche Plastik und Lebendigkeit in einer viel größeren Anzahl und Verschiedenheit der Figuren und Scenen sich bewundern läßt. Wir erlauben uns den Glauben zu erbitten, daß es nicht nationale Einbildung oder Anmaßung, sondern reine Wahrheit ist, wenn wir zu behaupten wagen, unter den epischen Gedichten des christlichen Europa gebe es keines, welches dem Homer, und zwar nicht den Götter- und Heldenkämpfen der Ilias, sondern den ruhigeren Scenen und Bildern der Odyssee näher käme, als Mickiewicz' Pan Tadeusz.

Und mit ihm hat der Dichter im 36. Lebensjahre zu dichten aufgehört, und zwar aus fester Überzeugung und Absicht. Noch ehe er den Thaddäus verfaßte, sagte Mickiewicz öfters, die Dichtkunst sei ein leerer Zeitvertreib, eine Vanitas vanitatum und „nur ein Werk könne Werth haben, welches die Menschen zu Gott führt". Auf diesem Wege zu Gott hoffte er selbstverständlich zur Wiedergeburt seines Vaterlandes zu gelangen. Er wandte sich also von der Poesie ab und ist fortan ausschließlich auf die moralische und religiöse

Hebung seiner Nation, vor Allem der Emigration bedacht. Im Jahre 1834 vermählte er sich mit Celine Szymanowska. Die Pflichten eines Familienvaters zwangen ihn, ein sicheres und ausreichendes Einkommen zu suchen. So kam es, daß er 1838 die ihm angebotene Anstellung eines Professors der lateinischen Literatur bei der Akademie in Lausanne annahm und daselbst bis gegen Ende des Jahres 1840 verblieb. In diesem Jahre nach Paris berufen, hält er im Collège de France Vorträge über slavische Literaturen. Dieselben können, was die polnische Literatur anbelangt, als deren erste gediegene Geschichte gelten. Im dritten Jahrgange aber wurde Mickiewicz von der religiösen Doctrin des Andreas Towiański angezogen und widmete alle seine Kräfte der Förderung dieser, wie er meinte, Sache Gottes. Towiański war einer von den vielen Religionsstiftern, wie sie in verwirrten Zeiten aufzukommen pflegen. Er gab vor, seine Lehre verhalte sich zum Christenthum, wie dieses zum alten Testament. Unter der polnischen Emigration fand er wohl eifrige, aber nicht zahlreiche Anhänger; und selbst diese hätte er nicht gefunden, wäre es ihm nicht gelungen, Mickiewicz auf seine Seite zu bringen. Dies aber läßt sich durch das überspannte Gefühl des Dichters, seine Hoffnung auf neue und außerordentliche Ereignisse erklären; zum Theil auch durch die Genesung der nervös kranken Gattin des Dichters, die der Meister durch seine Anrede erschüttert und dadurch für eine Zeit lang wirklich geheilt hat. Angriffe auf die Kirche, vielleicht mehr noch der Enthusiasmus für Napoleon bewogen die Regierung Louis Philipps, dem Dichter die Kanzel zu entziehen. Jahrelang hing er mit seiner ganzen Seele an seinem Meister und dessen Versprechungen einer nahen Wiedergeburt der Menschheit, und wenn auch später sein Enthusiasmus immer kühler wurde, vermochte er doch nie, sich ganz von der Doctrin loszumachen.

Mickiewicz dichtet nicht mehr; aber die Blütezeit der polnischen Dichtung ist damit nicht zu Ende. Sigmund Krasiński, in Paris 1812 geboren, war der Sohn eines tapferen Generals in der polnischen Armee, der einen glänzenden Namen und ein in Polen selten großes Vermögen von seinen Vorfahren ererbt hatte. Sigmund verrieth schon in seinen Schuljahren ungewöhnliche Geistesanlagen und eine lebhafte, düster gefärbte Phantasie. General Krasiński galt in diesen Jahren (1828 bis 1829) mit Unrecht als ein zu ergebener Anhänger der russischen Regierung; diese Meinung erstreckte sich auf den Sohn, welcher, bereits Universitätshörer, von seinen Collegen öffentlich in einem Hörsaal beleidigt wurde. Dies war der entscheidende Augenblick im Leben des künftigen Dichters. In seinem Herzen theilte er die Gefühle seiner Mitschüler, nicht die Ansichten des Vaters; für einen siebzehnjährigen Jüngling eine harte Probe, die aber der junge Krasiński mit männlicher Kraft bestand. Ohne sich von dem Vater loszusagen, gelobte er sich selbst, sein Leben dem Vaterlande zu widmen. In Warschau konnte er nach jenem Auftritt nicht bleiben, der Vater

ließ ihn seine Studien in Genf fortsetzen. Kurz nachher brach der Aufstand vom Jahre 1830 aus. Der Jüngling flehte um die Erlaubniß, zurückkehren und kämpfen zu dürfen, der Vater ließ es nicht zu. Der Sohn gehorchte, obgleich sich seine Qual bis zur Verzweiflung steigerte. Nach Ende des Krieges wurde dem General Krasiński der Wunsch geäußert (recte befohlen), den Sohn am Hofe in Petersburg vorzustellen und ihn in Staatsdienste treten zu lassen. Sigmund mußte diese Reise unternehmen; seine schwache Gesundheit wurde aber durch das Klima und den inneren Kampf so ernstlich angegriffen, daß er in Petersburg in eine schwere Krankheit verfiel. Es war augenscheinlich, daß er im nordischen Klima nicht bleiben konnte; ein Reisepaß wurde ihm ertheilt. Er eilte nach Italien, welches das gelobte Land seiner dichterischen Vorliebe war. Unterwegs, zu Wien, warf er in einem Guß sein erstes großes Werk aufs Papier, die Nieboska Komedya (Ungöttliche Comödie).

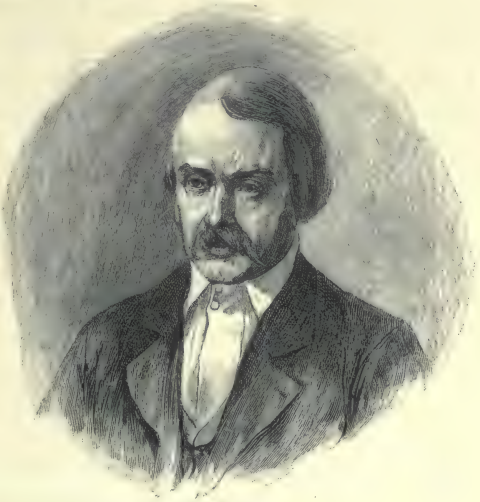
Den Inhalt dieses Gedichtes bildet eine sociale Revolution, die in einer mehr oder weniger entfernten Zukunft wahrscheinlich ausbrechen könne, fast dürfte man sagen, ausbrechen müsse. Das Gedicht ist in Prosa geschrieben, kurz, und die Scenen nur skizzirt, in dieser Kürze und Gedrängtheit aber von einer Präcision des Denkens und Ausdruckes, die nur großen Geistern und großen Dichtern eigen ist. Das geniale Werk hat (wiewohl in unzureichenden Übersetzungen) die Aufmerksamkeit und Bewunderung ausgezeichneter Männer erweckt. Lord Lytton, der ehemalige Vicekönig von Indien und englische Gesandte in Paris, hat eine Paraphrase der Nieboska Komedya unter dem Titel Orval, the Fool of Time geschrieben. Ausführlicher behandelt, scheinbar klarer auseinandergesetzt, ist der Gegenstand in dieser Bearbeitung verschwommen und verkleinert.

Dies erste Gedicht des Krasiński bezeichnet die Richtung, welcher er bis an sein Ende treu bleiben wird, nämlich in seiner Dichtung mit den weltgeschichtlichen Fragen des Jahrhunderts sich zu befassen.

Krasińskis zweites Gedicht, ein prosaisches und nicht scenisches Drama wie das erste, der Iridion, sucht eine andere Frage zu lösen, nämlich auf welche Weise die Wiedergeburt eines gefallenen Volkes möglich ist. Der Dichter denkt sich einen Griechen, welcher den Untergang von Hellas nicht verschmerzen kann und denselben an Rom rächen will. Es sind Heliogabals Zeiten. Iridion, ein Urenkel Philopoemens, der seinem sterbenden Vater Haß und Rache gegen Rom geschworen hat, vereinigt in seiner Hand alle Elemente der Zerstörung und Zersetzung Roms. Das Unternehmen ist mißlungen; mißvergnügte Prätorianer erheben den Alexander Severus auf Heliogabals Thron, Rom ist wiederum auf einige Zeit gestärkt. In dem Epilog wird über Iridion ein Gericht abgehalten, in welchem Satan den Schuldigen als seine Beute beansprucht, ein Engel aber als Vertheidiger auftritt. Das Urtheil ist, er soll auf eine zweite Probe gestellt werden, und wenn er diese besteht, wenn er alles bis auf die Achtung für seine Mitmenschen verliert, wenn er zur

äußersten Verzweiflung getrieben sein wird und doch auf Gott vertraut und nie aufhört, das zu thun, was eben möglich ist, wird er am Ende in langem, nie ermüdendem Wirken und Schaffen neues Leben finden.

Gefühlvoll, reizbar, schwärmerisch und zum Weltschmerz geneigt, mit einer schöpferischen, aber unruhigen Phantasie begabt, die seinen Geist stets beherrschte, daher selten mit sich selbst einig und seiner selbst klar bewußt, ist Julius Słowacki, der vollständigste Typus eines Romantikers in der polnischen Literatur, ein glänzendes Talent, dem es nur an Gleichgewicht und Besonnenheit fehlte, um ein poetisches Genie zu sein.



Karl Szajnocha.

Er war im Jahre 1809 geboren. Sein Vater, ein verdienstvoller Professor der polnischen Literatur an der Universität Wilna, starb frühzeitig. Von einer Mutter erzogen, die durchaus edel und hochgebildet, aber zu schönseelig und zu literarisch gestimmt war, hatte er schon in früher Jugend die ganze romantische Poesie gelesen und fing mit Leidenschaft zu dichten an. Die ersten Gedichte waren bloße Nachahmungen Byrons, mit einer Ausnahme jedoch. Er hat bereits zwei Trauerspiele geschrieben: den Mindowe, aus der vorchristlichen Geschichte Lithauens, und die Maria Stuart; letztere gleichsam ein erster Theil der Schiller'schen: eine junge Maria in allerlei tragische Collisionen zwischen Darnley und Bothwell verwickelt. Beide Trauerspiele, wie fehlerhaft sie auch sind, zeugten von einem ungewöhnlichen Talent. Im Jahre 1831 begab sich Słowacki (ohne hinreichenden Grund) nach Frankreich und wurde zum Emigranten. Das erste bedeutende Werk, welches er hier zustande brachte, war der Kordian. Wiederum ein Drama, dessen Inhalt mit den Ereignissen des Jahres 1831 im Zusammenhang steht, reich an schönen Scenen, hie und da von dramatischer Kraft. Słowacki verweilte hierauf in Genf. Hier verfiel er auf den Gedanken, eine Reihe von Dramen zu schreiben, in denen er die zum Theil mythische Urgeschichte Polens darstellen wollte. So entstand die Balladyna, ein sonderbares, aber talentvolles Trauerspiel, in welchem die Züge jener Vorzeit,

sowie einige Situationen Volksliedern und Erzählungen, andere aber Shakespeare entnommen sind. In der Schweiz ist ein Liebesgedicht; nie zeigte die polnische Sprache klangvoller, schmiegsamer, reizender die Liebesträumerei, nie zärtlicher, schwermüthiger, poetischer als in diesem Herzenserguß des armen Słowacki.

Als poetische Errungenschaft einer Reise nach Griechenland, Ägypten und Palästina läßt sich außer einigen wunderschönen lyrischen Versen zuerst die Orientreise ansehen, ein Fragment, von der einige Stellen, wie die Nacht im Golf von Korinth, und Agamemnons Grab, zu den Perlen der polnischen Dichtung gehören. Die Erzählung von einem Araber, der sieben Kinder und seine Frau an der Pest verloren hat, wurde in der Phantasie des Dichters zu seinem Meisterwerke; denn das kleine Gedicht, Der Vater der Verpesteten, ist ein solches. Im heiligen Lande soll er auch seinen Anhelli ausgedacht — andere behaupten umgearbeitet haben, ein allegorisches Bild (im evangelischen Stil) der polnischen Emigration vor Allem, aber auch des gesammten damaligen Polens, voll wehmüthiger Stimmung.

Aus dem Orient zurückgekehrt, nahm Słowacki den alten Plan wieder auf, Dramen aus der vorhistorischen Zeit Polens zu schreiben; er dichtete die Lilla Weneda. Ein ruhiges, sanftes Weneden-Volk wird von rauhen, kriegerischen Lechiten überfallen und vertilgt. Die dramatische Fabel dreht sich um Lilla, eine Tochter des Weneden-Königs, die sich für den gefangenen Vater opfert. Der Balladyna ist dieses Gedicht weit überlegen. Der tragische Untergang eines ganzen Stammes ist mit seltener Kraft wiedergegeben.

Beniowski, ein episches Gedicht aus der Zeit der Conföderation von Bar (1768) in Byrons Don Juan-Art, ist leider unvollendet geblieben. Das epische und episch-lyrische Moment, die Schlachten und Zweikämpfe, die Liebesscenen, die zahlreichen und meisterhaft skizzirten Figuren, die Naturschilderungen endlich machen dies Gedicht zu einer der köstlichsten Zierden der polnischen Dichtung.

Nach dem Auftreten Towiańskis wurde Słowacki durch dessen Lehre stark angezogen. Mystische Gesinnung spiegelt sich in seinen letzten Werken mächtig ab. Es sind dies außer einer gewissen Anzahl lyrischer Gedichte zwei Dramen, mystisch und messianisch im Inhalt, calderonisch in der Form. Diesem Umstand verdanken wir eine wundervolle Übersetzung des Standhaften Prinzen. Dann ging er an ein Werk, in dem er Alles, was ihm der Geist „offenbart" hat, als unfehlbare Auslegung der Vergangenheit wie der Zukunft niederlegen wollte. Es ist dies der Król Duch (der Geist-König), das größte seiner Gedichte, welches aber unvollendet blieb. Die Metempsychose war in der Towiański'schen Lehre stark betont, und auf diese Idee gründet sich Słowackis Gedicht. Es ist immer derselbe Geist, der sich in verschiedene mythische oder geschichtliche Persönlichkeiten kleidet und wie ein Atlas die nationale Idee und Bestimmung trägt. Es bricht aber mit dem XII. Jahrhundert ab.

Towiańskis Auftreten rief in der Literatur eine unerwartete und sehr bedeutende Erscheinung hervor. Die katholische Richtung trat seit dem Jahre 1831 auch in der Literatur stärker hervor: die Tendenz, religiöse Gefühle zu festen Überzeugungen auszubilden, machte sich immer mehr geltend. Aus derselben ging der Gedanke eines neuen Ordens hervor, der auch in der That in Rom (1842) endgiltig gegründet wurde. Als nun aber in der Emigration die Gefahr neuer Häresie sich zeigte, war es Pflicht der jungen Ordensbrüder, gegen dieselbe aufzutreten. Hieronymus Kajsiewicz, geboren 1812, im Jahre 1831 ein tapferer Uhlane, dann in Paris ein eifriges Mitglied allerlei revolutionärer Clubs, von Mickiewicz und dessen Freunden auf eine bessere Bahn gelenkt, mit seinem Freunde Semeneńko, Gründer des Resurrectionisten-Ordens, wurde jetzt nach Paris geschickt, um gegen den neuen Irrthum zu kämpfen. Er betrat die Kanzel und enthüllte auf einmal ein Rednertalent, wie es in Polen seit Skarga nicht gehört worden war. Von den vielen ausgezeichneten Predigern, die jene Zeit aufkommen sah, — Janiszewski, Antoniewicz, Prusinowski, Kożmian, endlich dem viel jüngeren Golian — näherte sich keiner dem großen Vorgänger so sehr, wie Kajsiewicz, welcher gleich Skarga mit außerordentlicher Kraft den Polen die Schuld vor Augen hält, welche sie an ihrem Vaterlande und dessen Zukunft begangen haben. Er starb in Rom 1873.

Krasiński wurde von der Towiański'schen Lehre nicht angesteckt, ihm galt sie als eine leere und schädliche Träumerei. Jenes System der Historiosophie aber, welches er selbst in diesen Jahren herausgebildet hat, war doch vom Mysticismus nicht ganz frei. Er folgte der von seinem Freunde Cieszkowski in den Prolegomena zur Historiosophie (1838) durchgeführten Eintheilung der Weltgeschichte in drei Hauptepochen und baute auf dieser Grundlage weiter fort. Die zweite christliche Epoche weist in unserer Zeit alle jene Vorzeichen des Verfalles auf, welche einst das nahe Ende des heidnischen Alterthums kennzeichneten. Wie damals das Christenthum, so muß jetzt etwas auftreten, was der Menschheit neues Leben bringen wird. Die dritte Epoche naht heran; sie wird sich aber nicht auf eine neue Offenbarung, sondern blos auf eine bessere, genauere Ausführung und Realisirung des bereits offenbarten Willens und Gesetzes Gottes stützen. Die allmälige, aber fortwährend steigende Negation des christlichen Bewußtseins bei Völkern und Staaten ist die Ursache eines fürchterlichen Chaos, dessen grausen Anblick unsere Zeit darstellt. Die Wiedergeburt der Civilisation, der Menschheit überhaupt, ist nur durch die Verchristlichung aller, vor Allem aber der politischen Verhältnisse, des Völkerrechtes, möglich. Die Theilung Polens war der allergrößte Frevel, der an einem so begriffenen Völkerrechte begangen wurde; dessen Wiedergeburt muß also zum Anfang und zur Grundbedingung jener dritten glücklichen Epoche der Gerechtigkeit, der höheren, wahrhaft christlichen Civilisation werden.

Das ist die Hauptidee, zu welcher Krasiński nach langer, einsamer Geistesarbeit gekommen war und die er fortan in seinen Gedichten verbreiten wird. Im Jahre 1843 erschien sein Przedświt (Morgendämmerung), in welchem diese politische und philosophische Idee ohne jede Verhüllung, klar, präcis, mit dogmatischer Sicherheit und zugleich mit hinreißender poetischer Begeisterung auftritt. Przedświt ist das erste Gedicht, welches Krasiński in Versen geschrieben hat; es ist auch als der Höhepunkt und das letzte Wort jener Richtung anzusehen, die sich seit dem Jahre 1831 immer mehr geltend machte und darauf abzielte, das Räthsel von Polens Schicksalen zu lösen und das Geheimniß seiner Zukunft zu enthüllen. Die Wirkung war eine außerordentliche. Eine schädliche Wirkung, wie jetzt öfters behauptet wird. Allerdings ist Manches in Krasińskis Schriften übertrieben, mystisch, daher falsch; allerdings kann es unwillkürlich zu dem irrigen Glauben beigetragen haben, ein Recht müsse, weil es eben Recht ist, auch Thatsache werden. Nur darf man eines nicht vergessen, daß der Dichter in seinem Glauben fest, in seiner Hoffnung aber stets und streng bedingt ist, und die Erfüllung derselben immer und ausdrücklich von einem moralischen und politischen Fortschritt abhängig macht, ohne welchen Gottes Absichten durchkreuzt und vereitelt werden können.

Krasiński hatte soeben den Przedświt (anonym, wie alle seine Werke) veröffentlicht, als ihm ein geheimnißvoller Emissär den Vorschlag machte, einem neuen, sich vorbereitenden Aufstand beizutreten. Der Dichter erschrak. Sein politischer Sinn gab sich sogleich Rechenschaft von den Folgen eines solchen Unternehmens. Wie war aber die radical-revolutionäre Leidenschaft — mit patriotischem Gefühl jedenfalls vermischt und an dieses stets appellirend — von dem Vorhaben abzuhalten? Es gab kein Mittel. Der Dichter versuchte das Einzige anzuwenden, was ihm zu Gebote stand: er schleuderte seine Psalmen der Zukunft in die Welt. Die zwei ersten, jener des Glaubens und der Hoffnung, eine Wiederholung und Bekräftigung des im Przedświt bereits Gesagten. Der dritte aber, der Psalm der Liebe, eine politische Brochure, die ihresgleichen in der Welt nicht hat und an jene Reden erinnert, mittels welcher der arme Demosthenes sein verblendetes Vaterland vom Untergang zu retten suchte. Die Wirkung war auch eine ähnliche. Das begeisterte Mahnungswort wurde von jenen mit Bewunderung aufgenommen, die nicht gemahnt zu werden brauchten; von den anderen als ein Crimen laesae patriae verschrien. Słowacki, dessen Freundschaft mit Krasiński seit seinem Beitritt zur Towiański'schen Secte zu Ende war, schrieb einen in der Form wundervollen Vers an den Verfasser der drei Psalmen, in welchem er ihn der Furcht und Lästerung heiligster Gefühle zieh.

So ungefähr stand die polnische Literatur im Auslande vom Jahre 1831 bis 1845. Wie hat sie aber während derselben Zeit auf polnischem Boden ausgesehen?

Die Umstände, vor Allem die Censur ließen ihre Entwicklung nicht zu, sie mußten vielmehr dieselbe verhindern und ersticken. Unter der Regierung des Kaisers Nikolaus I. konnte sich weder Dichtkunst, noch Wissenschaft frei bewegen. Das Bedürfniß zu schreiben, der Trieb, seinen Gedanken Ausdruck zu geben, mußte sich daher in anderer Form

Lucjan Siemieński.

befriedigen. Der Roman fing an, in der Literatur eine größere Stelle als vorher zu spielen. Josef Ignaz Kraszewski (geboren 1812) begann schon im Jahre 1829 seine rührige, vielseitige Thätigkeit und wurde bereits zwischen 1830 und 1840 viel gelesen; doch fällt die vollständige Reife seines Talents und sein großer Einfluß erst in spätere Jahre. Josef Korzeniowski, geboren zu Brody in Galizien 1797, neben Kraszewski der bedeutendste Romanschreiber jenes Zeitraumes, Gymnasialdirector in russischen Diensten,

schrieb anfangs Lustspiele und Dramen, meist aus dem häuslichen Leben, deren erstere jenen des Scribe, letztere jenen des Soulié oder Dumas verwandt waren. In der Charakterschilderung war Korzeniowski ziemlich glücklich; das eigentlich Dramatische aber kam in seinen Stücken selten zum Durchbruch. Er erwarb sich aber das große Verdienst, dem Repertoire der damaligen Bühnen immer etwas Neues zur Aufführung zu liefern. Graf Heinrich Rzewuski, geboren im Jahre 1791, gestorben 1866, legte in seinen Romanen ein merkwürdiges Talent an den Tag, besonders in seinen kleineren Erzählungen aus dem XVIII. Jahrhundert (Die Denkwürdigkeiten des Severin Soplica). Die letzteren wurden so beliebt, so viel in Prosa und Vers nachgeahmt, daß sie gleichsam eine ganze Schule gegründet haben: jene der Verherrlichung altadeligen Landlebens. W. A. Maciejowski vertieft sich mit Vorliebe und Gelehrsamkeit in das Studium des altslavischen Rechtes, Josef Gołuchowski (1797 bis 1858), in jenes der Philosophie. Ehemals Professor der Philosophie an der Wilnaer Universität, war letzterer ein Schüler Schellings und von demselben so geschätzt, daß ihm (im Jahre 1846) die Lehrkanzel der Philosophie an der Universität in Breslau angetragen wurde. Während aber Gołuchowski seine Studien nur selten veröffentlichen konnte, wurde im Großherzogthum Posen die Philosophie freier betrieben; da treten denn auch zwei bedeutende Männer auf, August Cieszkowski (1814 bis 1894) und Karl Libelt (1807 bis 1875). Die Poesie wird daselbst durch den General Morawski repräsentirt. In Krakau fängt Anton Sigmund Helcel (1808 bis 1870) seine rechtshistorischen, Michael Wiszniewski (1794 bis 1865) seine literarhistorischen Forschungen an. Der Philosophie widmet sich Josef Kremer (1806 bis 1875); Josef Majer (1808), Friedrich Skobel, Ludwig Zeiszner der Medicin und Naturwissenschaft.

In Galizien war die Literatur so tief gesunken und die Censur so kleinlich, daß sogar Übersetzungen, wie Bielowskis: „Kriegszug des Igor" und Siemieńskis: „Königinhofer Handschrift" nur mit größter Schwierigkeit veröffentlicht werden konnten. Das Ossoliński'sche Institut und die von demselben herausgegebenen Jahrbücher waren der einzige Sammelpunkt einer wissenschaftlichen Thätigkeit. Daß Männer, wie Bielowski und Kazimir Stadnicki unter solchen Umständen jene historischen Forschungen anzufangen den Muth hatten, die später zu erfolgreichen Entdeckungen führten, muß denselben als großes Verdienst angerechnet werden.

Ein wahrhaft schöpferisches Talent läßt sich aber nie vollständig unterdrücken und so geschah es, daß das polnische Lustspiel eben in Galizien seinen Höhepunkt erreichte. Graf Alexander Fredro, Sohn eines altberühmten Hauses, zu Surochów (bei Jaroslau) 1793 geboren, trat 1809 in die Napoleon'sche Armee ein, zeichnete sich in vielen Schlachten aus, machte alle Feldzüge als Officier d'ordonnance des Generalstabschefs

Marschall Berthier mit, und kehrte im Jahre 1815 auf seinen Landsitz Bieńkowa Wisznia (im Samborer Kreise) zurück. Im Jahre 1822 ließ er zuerst das Lustspiel, den Herrn Geldhab aufführen. Sein Talent kommt in demselben noch nicht ganz zur Geltung; doch sind Vers und Witz so kernig und glänzend, die komischen Situationen so ergötzlich, daß sich in demselben auf einmal ein ausgezeichneter Lustspieldichter enthüllt. Dem Geldhab folgten andere Stücke in Vers oder Prosa, die einen mehr possenartig, die anderen der höheren Comödie angehörend, die meisten entzückend, die schwächeren doch den Stempel eines großen Talents tragend. Im Sinne der alten Schule Molière's ist es dem Verfasser nicht um das Auflösen einer Intrigue zu thun. Dagegen sind die Figuren ganz und gar aus dem polnischen Leben gegriffen, Humor und Witz so volksthümlich, so echt polnisch, daß man in demselben jenen der alten Schriftsteller, Rey, Pasek, Krasicki, wie jenen des scherzenden Bauers potenzirt wiederfindet. Er ist der Typus des nationalen Humors; an echt dramatischem Instinct kam ihm in Polen kein anderer Dichter gleich. Von seinen Lustspielen sind die meisten der Gegenwart, einige der Vergangenheit entnommen. Von den letzteren sind die Zemsta (Rache) und der Herr Jowialski, von der ersteren die Śluby Panieńskie (Mädchengelübde) die reizendsten. Daß Fredro einen mächtigen Einfluß auf die polnische Bühne ausgeübt hat, versteht sich von selbst; vor Allem auf die Lemberger Bühne. Die Thätigkeit des Dichters trifft mit der Blütezeit derselben zusammen. Zwischen dem Jahre 1830 bis 1845 namentlich war das Lemberger Theater zu hoher Vollkommenheit gelangt. Johann Nepomuk Kamiński, in seiner Jugend Bogusławskis Schüler, war Director. Als Dichter, leider auch als Übersetzer (Schillers unter anderem) ließ er zwar sehr viel zu wünschen übrig; als Leiter des Theaters aber war er ausgezeichnet. Dazu kam, daß Graf Stanislaus Skarbek, ein kinderloser, überaus reicher Mann und Literaturfreund, der sein ganzes Vermögen zur Stiftung einer Erziehungsanstalt für arme Kinder vermachte, außerdem noch ein Theater (1841) in Lemberg erbaute und leitete. Für die Schauspieler war das natürlich eine mächtige Anregung. Der Warschauer Schule, die mit ihren Żołkowski, Królikowski, Richter, den Brüdern Chomiński, den Damen Palczewska und Halpert glänzte, stellte Lemberg einen Smochowski und Benza gegenüber, die in der Tragödie, besonders in der Schiller'schen allgemein bewundert wurden. Johann Nowakowski hat vor Allem in altpolnischen Rollen keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Als tragische Heldinnen wurden besonders Frau Starzewska und die noch jetzt lebende Angelika Aszperger berühmt. Auch Bogumił Dawison war ein Zögling Kamińskis.

In Galizien trat auch der einzige Dichter auf, der unter den daheimgebliebenen ein höheres Talent offenbarte.

Vincenz Pol war im Jahre 1807 in Lublin als der Sohn eines k. k. Gerichtsrathes geboren. Als er seine Studien in Lemberg vollendet hatte, wurde ihm die Aussicht

auf eine Anstellung als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Wilna eröffnet. Kaum war er aber (im Herbst 1830) daselbst angelangt, brach der Aufstand aus; der Lehramtscandidat wurde Soldat und nach einigen Monaten Emigrant. Er hielt sich in Dresden auf, machte von da einen Ausflug nach Weimar, wo er sich Goethe vorstellen konnte, und schrieb patriotische Gedichtchen, die unter dem Titel Pieśni Janusza (Lieder des Janusz) im Jahre 1833 herausgegeben wurden. In der ganzen polnischen Dichtung gibt es wohl nichts, was die Gefühle jener Zeit so richtig und getreu wiederspiegelte. Es sind ganz kleine Lieder, meistens Soldatenlieder, voll Kampfeslust und Hoffnung, aber auch voll Schmerz und Enttäuschung. Sein zweites Werk war das Pieśń o ziemi naszej (Lied von unserem Lande), ein lyrisch beschreibendes Gedicht, welches der Popularität des Dichters noch mehr als die Janusz-Lieder zu Statten kam, obgleich es diesen an künstlerischem Werth eher nachsteht.

Es nahte aber jetzt ein neues Unglück heran, welches das Datum des Jahres 1846 trägt. In der Bestürzung, die jenen gräuelvollen Tagen folgte, verstummte Alles. Nur einer fand sich, der den dumpfen Gefühlen des Augenblickes einen entsprechenden Ausdruck zu geben wußte, ein ganz junger Mensch, ein Galizianer, Cornelius Ujejski, der 1823 im Czortkower Kreise geboren, bereits als Student dichtete und zwar eines seiner schönsten Gedichte, die Erzählung Marathon, ohne es aber zu veröffentlichen, jetzt aber (1847) in Paris, wo er sich mit Mickiewicz und mit Słowacki befreundete, seine Skargi Jeremiego (Klagen des Hieremias) erscheinen ließ. In seiner Weltauffassung von den großen Dichtern abhängig, vereinigte er seltenen lyrischen Schwung mit einer schönen, edlen Form. Es war ein ungewöhnlich glänzendes poetisches Debut, welches dem jungen Dichter sofort Ruhm und Sympathie verschaffte.

Bald darauf folgte die allgemeine Verwirrung des Jahres 1848. War es bis jetzt gewissermaßen möglich gewesen, revolutionäre Tendenzen mit der Idee des Fortschrittes und der Gerechtigkeit naiv zu identificiren oder wenigstens den principiellen Unterschied beider zu verkennen, so mußten die Ereignisse jener Zeit einen denkenden Kopf eines anderen belehren. Krasiński ließ jetzt seine zwei letzten Psalmen erscheinen. Der erste, Psalm Żalu (des Wehes), ist eine Antwort auf jenes Gedicht, in welchem Słowacki den Verfasser der Psalmen einer kleinmüthigen und kurzsichtigen Politik angeklagt hatte. Der zweite aber, Psalm Dobrej Woli (des Guten Willens), das letzte Wort jener Richtung, welcher die polnische Dichtung seit dem Jahre 1831 meistentheils und Krasiński's Dichtung ausschließlich angehört, ist eine christliche und patriotische Historiosophie, welche in die Zukunft zu blicken sucht, sie aber nur auf dem Wege moralischer Hebung erblickt und zeigt. Nie kleidete sich Krasiński's poetische Begeisterung in majestätischere Form als in diesem Vers, nach welchem er nur noch das Resurrecturis herausgab, eine kurze

Zusammenfassung der Forderungen, die er an sein Vaterland stellt und der Bedingungen, von denen er dessen Wiedergeburt abhängig erachtet. Als prosaischer Ausdruck derselben Ideen ist August Cieszkowki's Vater Unser hervorzuheben, welches in derselben Zeit verfaßt, als Einleitung in eine Philosophie der Geschichte anzusehen ist. Der Grundgedanke

Moriz Mann.

des Werkes ist, daß die sieben Bitten des Vater Unser in aufeinander folgenden Epochen der Geschichte von der Menschheit realisirt werden sollen. Nur der erste Band, enthaltend die Einleitung, ist (1848) erschienen; die Fortsetzung fand sich erst nach dem Tode des Verfassers (1894) vor.

Das Jahr 1848 kann als das Ende jener literarischen Epoche gelten, die im Jahre 1822 mit den ersten Gedichten des Mickiewicz beginnend, nach dem Jahre 1831 einen

fast ausschließlich patriotischen Charakter annahm und der Zukunft leidenschaftlich zugewendet, zuletzt einer mystischen Richtung anheim fiel. Was man auch immer an ihr aussetzen mag, so bleibt doch gewiß, daß sich in ihr die polnische Literatur durch geniale Geister und große Künstler zu einem würdigen Rang unter den Literaturen Europas erhob und daß sie der Beweis eines mächtig pulsirenden nationalen Lebens und zugleich ein Mittel zu dessen Kräftigung war.

Nun war aber diese glorreiche Epoche zu Ende. Mickiewicz hatte schon vor Jahren zu dichten aufgehört und seit seinen Vorträgen im Collège de France so gut wie nichts mehr geschrieben. Er starb in Constantinopel 28. November 1855. Słowacki schied schon im April 1849 aus dem Leben. Krasiński lebte noch zehn Jahre länger. Er arbeitete an einem Werk, welches gleichsam der erste Theil seiner Ungöttlichen Komödie werden sollte, aber unvollendet blieb. Der Dichter ist in Paris am 23. Februar 1859 gestorben.

Sobald einmal diese Dichter den Schauplatz dichterischer Thätigkeit verließen, mußte natürlich eine Veränderung im Zustande der polnischen Literatur eintreten. Die Blütezeit war dahin; die nächstfolgenden Jahre (bis 1863) können als eine Übergangsperiode betrachtet werden, in welcher weder neue Ideen und Richtungen, noch Talente ersten Ranges auftreten. In der Dichtung füllt jetzt Pol den größten Raum mit seinen Werken aus. Er dichtete viel, wie er denn auch von allen Dichtern dieser Jahre unstreitig das größte Talent besaß. Auch erweitert er seinen Schöpfungskreis; bisher fast ausschließlich lyrisch, geht er jetzt an größere erzählende Gedichte. Es sind dies kleinere charakteristische Begebenheiten aus dem altpolnischen Leben, wie die Senatorenversöhnung und der Landtag zu Sądowa Wisznia, einige mit einem heroischen Anstrich, wie der Mohort, andere endlich einer entlegenen Vergangenheit entnommen, wie Hetmanns Knappe (Hetmańskie Pacholę) dem XVI., Veit Stwosz (der Bildhauer) dem XV. Jahrhundert. Die Gedichte sind unleugbar originell, doch läßt sich in denselben ein gewisser Mangel an künstlerischem Sinn und Plastik in den Figuren nicht verkennen. Jedenfalls fühlte sich Pol in der Lyrik auf seinem Gebiete, und er schuf in dieser Gattung sogar im Alter Manches, was den Gedichten seiner Jugendzeit ebenbürtig zur Seite steht. Das Lied von Unserem Hause, welches er als Pendant zum Liede von unserem Lande schrieb, mag jenem überlegen sein. Gegen Ende seines Lebens erblindet, starb er zu Krakau im Jahre 1872.

Ihm schließt sich Władysław Syrokomla (Pseudonym des Ludwig Kondratowicz 1823 bis 1862) an. Die Ideen mehr modern und demokratisch, das Talent bedeutend geringer. Theophil Lenartowicz (1822 bis 1892) ist selbständiger, eigenartiger, nur wird seine Originalität durch häufige Wiederholung zur Einförmigkeit.

Ujejski ließ nach den Hieremias-Klagen ein paar Bändchen Gedichte erscheinen, unter ihnen die Biblischen Melodien, die sich durch schöne Form und ungewöhnliche

lyrische Kraft auszeichneten; über jene Stufe aber, die er in seinen Jugendwerken erreicht hatte, erhob er sich nicht. In jenen Jahren trat in Warschau eine interessante Erscheinung auf, ein achtzehnjähriges Mädchen, Hedwig Luszczewska, die durch ihr Improvisationstalent unter dem Pseudonym Deotyma großes Aufsehen erregte. In reiferen Jahren gab sie das Improvisiren auf und wandte sich größeren Gedichten zu, die allerdings mehr künstlerisch ausgearbeitet als die Producte der Improvisationsversuche der Dichterin eine ansehnliche Stellung in der Literatur sichern. Narcise Żmichowska (Pseudonym Gabriele) zeichnet sich durch eine rege, vielseitige Phantasie, tiefe Empfindung, Intelligenz und Bildung aus, die in ihren Gedichten und Novellen viel bewundert wurden. Außer den Genannten leben und dichten noch die Romantiker, Zeitgenossen und Freunde des Mickiewicz, Zaleski und Goszczyński, die aber nichts veröffentlichen wollen, und Odyniec, der sich in Trauerspielen (ohne großen Erfolg) versuchte. Die drei alten Classiker sind noch da und dichten mit auffallend frischer Kraft. Kozmian vollendet seinen Czarniecki, Wężyk seine Dramen, die viel höher stehen, als jene seiner Jugend, Morawski bewahrt bis an sein Ende Anmuth, feinen Humor und sympathische Empfindsamkeit. Alle drei sind jetzt vielleicht jünger, als in ihrer Jugend: alle drei sind aber hochbejahrt und verschwinden: Kozmian im Jahre 1856, Morawski 1861, Wężyk 1862.

Es kommt gewöhnlich vor, daß in Zeiten, wo es keine großen Dichter gibt, welche die Aufmerksamkeit der Welt fesseln und alle Gemüther beherrschen könnten, Romanschreiber zahlreich auftreten. Die bedeutendste und interessanteste Erscheinung auf diesem Gebiete ist ohne Zweifel Kraszewski. Eine überaus rührige, energische Natur, mit außerordentlicher Leistungsfähigkeit, Arbeitskraft und großem Talent ausgestattet, arbeitete er achtundfünfzig Jahre lang unermüdlich, versucht sich in Allem, will Alles umfassen und in jeder Richtung thätig und nützlich sein. Als junger Mensch schreibt er Romane, Gedichte (mitunter große, epische), unternimmt historische (eine Geschichte der Stadt Wilna) und kritische Studien. Er eignet sich Alles außerordentlich leicht an, erwirbt allseitige Kenntnisse und theilt das Erworbene in Form von Abhandlungen, das Erlebte und Beobachtete in Form von Erzählungen und Romanen mit.

Daß eine solche Leistungsfähigkeit und Vielseitigkeit ihre nützliche Seite hatte, ist selbstverständlich. In Ländern, wo die Regierungs- und Censurzustände eine nur halbwegs genügende Bildung nicht zuließen, waren Kraszewskis Werke eine Art Encyklopädie, aus welcher das Publikum doch einige Kenntnisse in Literatur, Kunst, Ästhetik, Geschichte u. s. w. schöpfen konnte. Auch hatte er das Publikum an das Lesen polnischer Romane gewöhnt. Wie mannigfaltig und zahlreich auch die Gegenstände sind, die er bearbeitet hat, so verdankt er doch seine Stellung in der Literatur hauptsächlich dem Roman. Im Jahre 1879 wurde sein fünfzigjähriges Jubiläum in Krakau gefeiert und bei dieser Gelegenheit

der greise Schriftsteller von Seiner Majestät dem Kaiser mit dem Franz Joseph-Orden ausgezeichnet. Von der kaiserlich deutschen Regierung geheimer Beziehungen zu Frankreich angeklagt, zu vierjährigem Gefängniß verurtheilt, aber aus Gesundheitsrücksichten gegen Caution für eine Zeit lang auf freien Fuß gesetzt, begab er sich nach San Remo; doch ein daselbst herrschendes Erdbeben und die Lebensgefahr, in welche er beim Einstürzen seiner Wohnung gerieth, griffen die bereits sehr schwankende Gesundheit des Greises derart an, daß er kurz darauf in Genf (März 1887) starb.

Neben Kraszewski ist der bereits als Dramatiker erwähnte Josef Korzeniowski der berühmteste polnische Romanschreiber jener Zeitperiode. In Allem sein Gegensatz, ruhig, gelassen, mit einer Lebensweisheit, die den goldenen Mittelweg schätzt und empfiehlt, zeichnet er sich durch Klarheit, Verstand, gutmüthiges Wesen und heiteren, angenehmen Witz aus. Als Sittengemälde sind Korzeniowskis Romane werthvoll, nicht selten recht unterhaltend. Außer den Genannten glänzen in jener Zeit noch andere Romanschreiber, wie der einst vielgelesene, 1896 gestorbene Sigmund Kaczkowski.

Wie ungünstig auch die damaligen Verhältnisse waren, vermochte sich doch die wissenschaftliche Thätigkeit ehrenvoll zu behaupten und in mancher Richtung sogar bedeutende Fortschritte zu machen. Werden die philosophischen Studien noch immer durch dieselben Männer (Cieszkowski, Gołuchowski, Libelt, Kremer) betrieben, so treten auf dem Gebiete der Geschichtschreibung neue und ausgezeichnete Kräfte auf. Der alte Lelewel gibt sich in dürftigen Umständen mit wahrhaft heroischer Aufopferung seinen Forschungen bis zu seinem Tode (1861) hin. Doch wird der ernste, große Forscher, der Verfasser der „Numismatique du Moyen Age“ und der „Etudes géographiques et archéologiques“ in seinen alten Tagen immer mehr zum tendenziösen politischen Doctrinär. Seine Saat trägt aber in der wissenschaftlichen Forschung seiner Nachfolger reiche Früchte. Unter den Rechtshistorikern ist vor Allem Anton Sigmund Helcel zu nennen (in Krakau 1808 geboren und daselbst 1870 gestorben), welcher als Universitätsprofessor, Herausgeber und Commentator wichtiger Quellen, endlich als praktischer Politiker (1848 und 1861) einen ruhmreichen Namen erworben hat. Neben ihm sind Romuald Hube und Wenzel Alexander Maciejowski zu nennen. Die eigentlich geschichtliche Forschung fiel in jenem Zeitraum August Bielowski als Hauptaufgabe und Hauptverdienst zu. Manche seiner Hypothesen erwiesen sich seither als unbegründet, aber die von ihm edirten Quellensammlungen (vor Allem die Monumenta Poloniae historica) legten für die spätere Forschung einen festen Grund. Er ist in Lemberg im Jahre 1876 als Director des Ossoliński'schen Instituts gestorben.

Neben ihm ist Karl Szajnocha als der Hauptrepräsentant der Geschichtschreibung zu nennen. Zu Komarno (im damaligen Samborer Kreise) 1818 geboren, Sohn eines

k. k. Beamten aus Böhmen, studirte er zu Sambor und Lemberg, wurde aber, wie es damals öfters geschah, verhaftet und von der Universität relegirt. Dann mußte er sich mit Privatunterricht und gelegentlich mit Schreiben den nöthigen Unterhalt verschaffen; die

Josef Szujski.

Nachtstunden benützte er zur eigenen Ausbildung, wobei ihm der Mondschein die fehlenden Kerzen ersetzen mußte. Auch begann er zu dichten, und zwar versuchte er sich in Dramen; als er aber endlich nach vielen Mühen eine Anstellung bei dem Ossoliński'schen Institut erhielt, lenkte er unter Bielowski's Leitung in seine richtige Bahn ein. Polens Vergangenheit, seit jeher der Gegenstand seiner Leidenschaft, lernte er jetzt kritisch erforschen und beurtheilen.

Wie viel er aber auch Bielowski verdankt, ist er nicht abhängig von demselben, vielmehr in Allem sein Gegensatz. Bielowski ist ein ernster, gelehrter Forscher mit geringer Anlage zur Synthese. Szajnocha forscht ebenso eifrig und gewissenhaft, aber ihm ist es vor Allem daran gelegen, das Erforschte in ein lebendiges Bild zusammenzufassen. Er besaß im höchsten Grade die Gabe, den Charakter einer Epoche (oder eines Menschen) zu ergründen und darzustellen. Seine Hauptwerke sind „Bolesław Chrobry“ und „Jadwiga und Jagiełło“. Mit dem Jahre 1859 wurde seine Augenkrankheit zur unheilbaren Blindheit. Doch gab er die Geschichtsforschung nicht auf; er ließ sich die Acten und Documente vorlesen und dictirte. So entstanden die meisten seiner kleineren Abhandlungen und Monographien, die sogenannten „Skizzen“, unter denen sich manche Perlen polnischer Geschichtschreibung finden.

Außer den beiden Genannten wären noch viele Andere zu erwähnen, von denen einige eine tendenziös poetisirende oder tendenziös politische Richtung verfolgten (Moraczewski, Heinrich Schmitt, Valerian Wróblewski), Andere (Anton Walewski, Professor an der Krakauer Universität, Karl Hoffmann, Leo Wegner, Kasimir Jarochowski) mit Ernst und Erfolg die Geschichte erforschten.

Die Literaturgeschichte hat zwar (außer einigen ziemlich werthlosen Versuchen) kein Werk aufzuweisen, welches ihr Gesammtbild darstellen würde: sie macht aber auf dem Umwege der Monographien einen beträchtlichen Fortschritt. Julian Bartoszewicz, ein höchst fleißiger und dabei geistreicher Schriftsteller, hat auf diesem Gebiete Vieles und Schätzbares geleistet. Graf Moriz Dzieduszycki, Statthaltereirath in Lemberg und eine Zeit lang Curator des Ossoliński'schen Instituts (gestorben 1877), hat außer anderen Werken eine gründliche Monographie über Skarga geschrieben. Als literarischer und ästhetischer Kritiker aber zeichnet sich vor Allen Lucian Siemieński aus.

In Galizien 1809 geboren, hat Siemieński wie Alle den Krieg vom Jahre 1831 mitgemacht und verblieb dann einige Jahre in Lemberg, mit Bielowski und Anderen durch innige Freundschaft und gemeinsame literarische Wirksamkeit verbunden. Damals brachte er seine prächtige Übersetzung der „Königinhofer Handschrift“ zu Stande. Er wurde aber des Landes verwiesen und begab sich nach Frankreich. Hier trat er noch immer vorwiegend als Dichter auf, und er besaß auch wirklich viel Talent, nicht genug aber, um ein Dichter ersten Ranges zu werden. Was er aber — damals noch unbewußt — in hohem Grade besaß, das war der künstlerische Schönheitssinn, der sich beim Anblick aller jener Kunstwerke, die er in seinem Vaterlande zu sehen nicht die Gelegenheit hatte, entwickelte. Eifriges Lesen ästhetischer und kunsthistorischer Werke bildete diese natürliche Anlage so aus, daß Siemieński, ohne systematische Studien in dieser Richtung gemacht zu haben, zu einem sehr feinen und kenntnißreichen Kritiker und Kunstkenner wurde.

Seit 1848 in Krakau ansässig, übernahm er die Redaction der eben gegründeten Zeitschrift Czas; die politische Leitung desselben gab er bald auf, den literarischen und kritischen Theil behielt er aber bis zu seinem Tode. Man darf ohne Übertreibung behaupten, daß er von dieser bescheidenen Stelle aus das Niveau der literarischen und ästhetischen Kritik in Polen wesentlich gehoben hat. Besonders um die Kunst und deren Geschichte hat sich Siemieński ungemein verdient gemacht, indem er auf diesem kaum berührten Gebiete richtige Begriffe und Kenntnisse zu verbreiten, das Interesse für Kunst zu wecken nnd den Geschmack zu bilden verstand. Seine größeren Abhandlungen, die er unter dem Titel Literarische Porträts herausgegeben hat, können als eine Bildergallerie gelten, in welcher Schriftsteller aus allen Epochen meist treffend charakterisirt sind. Ein Meister des Stils übertraf er an Einfachheit, Leichtigkeit und eleganter Klarheit alle seine Zeitgenossen. Von ernster Denkungsart, zeichnet sich Siemieński doch auch durch seinen schalkhaften Witz aus. Die prosaischen Arbeiten vermochten den Dichter nie gänzlich zu unterdrücken, doch wußte der kluge und hochgebildete Mann sich weise zu beschränken. Dieser Einsicht verdanken wir eine beträchtliche Anzahl reizender kleiner Gedichte, köstlicher Fabeln und meisterhafter Übersetzungen, vor Allem der Odyssee, aber auch einer Auswahl Horazischer Oden und religiöser, zum Theil mystischer Hymnen mittelalterlicher Dichter, sowie der Sonetten Michel Angelo's. Er starb zu Krakau 27. November 1877.

Mit Siemieński durch Freundschaft und Gesinnung eng verbunden, ihm durch seinen Wirkungskreis ähnlich, an Talent aber von ihm sehr verschieden, ist Stanislaus Koźmian (1811 bis 1885). Dichter, Übersetzer, Kritiker und Publicist (Redacteur der katholischen und conservativen Posener Revue) legt Koźmian in seinen originellen Gedichten viel Talent an den Tag, erwirbt sich aber durch seine in Gemeinschaft mit Josef Paszkowski und Leo Ulrich vollzogene Shakespeare-Übersetzung noch größeren Ruhm. Seine prosaischen Schriften erreichen nicht Siemieński's Feinheit, übertreffen ihn aber an Tiefsinn und Ernst.

Wie überall in Europa, so gelangte auch hier die Journalistik in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts zu einer vorher ungeahnten Bedeutung. Vor dem Jahre 1830 war von einem politischen Charakter der Zeitschriften kaum die Rede, später ließ die Censur einen solchen nicht zu. Die Journalistik aber, die sich unter der Emigration in Frankreich ausgebildet hat, bewegte sich in einer radical-revolutionären Rhetorik, der es an wahrhaft politischen Gedanken gebrach. Dem polnischen Publikum fehlte jene politische Erziehung, die nur in Ländern möglich ist, wo Bücher und Zeitschriften frei geschrieben und frei gelesen werden dürfen. Es blieb daher naiv. Da kam das Jahr 1848 und bewies, was früher nur einem beschränkten Kreise bekannt war, nämlich, daß die Revolution ein Synonym der Anarchie, nicht aber der Freiheit und Gerechtigkeit sei. Einige Männer, die seit Jahren höhere politische Bildung und Erfahrung besaßen, darunter der bereits

erwähnte Anton Sigmund Helcel, Paul von Popiel, Graf Adam Potocki, gelangten zu der Überzeugung, daß man die mächtig emporkommenden revolutionären Ideen mittelst einer Zeitung bekämpfen müsse. Im Herbst 1848 gründeten sie den Czas, welcher, zuerst von allen polnischen Zeitschriften die politische Lage des Landes nicht sentimental oder rhetorisch, sondern politisch aufzufassen und zu behandeln begann.

Die eigentliche Seele des Czas war Moriz Mann.

Im Jahre 1814 als Sohn eines k. k. Beamten und der Tochter eines Obersten geboren und in dürftigen Verhältnissen erzogen, verdankte es Mann einem glücklichen Zufall, daß er seine Studien in Genf und Paris vervollständigen konnte. Geistreich, wie er war, wußte er, obwohl jung, sich rasch in dem literarischen und politischen Leben des Auslandes, vor Allem Frankreichs, zu orientiren; diese Lehr- und Wanderjahre wurden ihm zur trefflichen Vorbereitung für seine spätere Laufbahn. Seine Grundsätze wurden durch die Ereignisse des Jahres 1848 zur Reife gebracht: politischer Scharfblick und Bildung machten ihn zum geborenen Leiter eines katholisch-conservativen Journals. Kein großer Schriftsteller, aber ein großartiger Publicist, der fünfundzwanzig Jahre lang eine Zeitung zu leiten verstand, ohne jemals weder die Interessen seines Landes, noch jene des Staates, dem er angehörte, verletzt, ohne je seine ethischen Grundsätze irgend einem Interesse zum Opfer gebracht zu haben, wußte er Reclame, Eigennutz, tendenziöse Entstellung der Wahrheit von seinem Blatte stets ferne zu halten. Als im Jahre 1862 der Czas die drohende Gefahr eines Aufstandes im Königreiche Polen nicht erkannte und vor derselben zu warnen sich nicht entschließen konnte, verließ Mann die Redaction und übernahm erst im Jahre 1864 die Leitung des Journals von neuem. Mann ist in Krakau am 13. November 1876 gestorben.

Die Grundsätze, die der Czas vertrat, wurden in der Monatschrift Posener Revue von den Brüdern Kozmian, dem bereits erwähnten Shakespeare-Übersetzer Stanislaus, und Johann, einem der ausgezeichnetsten polnischen Geistlichen, verbreitet. Das Glänzendste aber, was die polnische Publicistik jener Zeit hervorgebracht hat, waren die Wiadomości Polskie (Polnische Nachrichten), eine Wochenschrift, die in Paris vom Jahre 1857 bis 1860 von Julian Klaczko und Valerian Kalinka herausgegeben wurde. Sie bekämpfte die Politik der sogenannten demokratischen Partei, namentlich die geheimen Verschwörungen, mit einer Beredsamkeit und Energie, die ihresgleichen nur in den Gedichten eines Krasiński oder in den Predigten eines Kajsiewicz hatte. Außerdem gab das Blatt eine Übersicht der politischen, socialen, kirchlichen und culturellen Zustände Polens, die an Genauigkeit und gesunder Kritik nichts zu wünschen übrig ließ. Das Thatsächliche wurde in der Regel von dem praktisch-nüchternen Kalinka, das principiell Politische meistens von Klaczko bearbeitet. Der letztere übernahm auch die literarische Kritik und seine Abhandlungen sind bis jetzt das Schönste geblieben, was die polnische

Kritik überhaupt je geleistet hat. Die damaligen Zustände bewirkten übrigens, daß die Wiadomości nicht nur von der russischen Regierung, sondern auch in Österreich verboten wurden. Daher konnten sie nicht den heilsamen Einfluß ausüben, dessen sie fähig waren, und bei fast gänzlichem Mangel an Abonnenten auf die Dauer nicht existiren.

Das Jahr 1863 eröffnet die neueste, noch nicht abgeschlossene Periode der polnischen Literatur. Die politischen Folgen jener Ereignisse waren so tiefgreifend, daß die moralischen und intellectuellen nicht ausbleiben konnten. Es läßt sich demnach jenes Jahr als ein Wendepunkt in der Literatur, wie in dem gesammten geschichtlichen Zustande der Nation ansehen. Vor Allem ist die Thatsache zu beachten, daß infolge der Censurmaßregeln die Literatur, infolge des veränderten Schulwesens die allgemeine Bildung unter der russischen Regierung sinken mußte. Die erstere fügte sich so gut sie eben konnte den neuen Bedingungen, und muß eine außerordentliche Lebenskraft besessen haben, wenn sie trotzdem Werthvolles zu leisten im Stande war, und zwar nicht nur auf dem Gebiete der Belletristik, sondern auch auf dem der ernsten Wissenschaft. Die allgemeine Bildung aber schien wie geflissentlich zum Absterben verdammt: durch den Zwang einer fremden Unterrichtssprache, durch die Beschränkung der Schülerzahl, die in öffentliche Anstalten aufgenommen werden durften, endlich durch die Unmöglichkeit, Werke zu lesen, die von der Censur als unzulässig bezeichnet wurden. Unter diesen Umständen mußte selbstverständlich Galizien für die polnische Cultur und Literatur eine Bedeutung gewinnen, die es vorher nicht gehabt, zumal die inneren Zustände der Monarchie seit 1861 die allgemeinen, seit 1865 auch die nationalen Freiheiten dieses Kronlandes sicherstellten. Als die polnische Sprache als Lehrsprache auf allen Stufen der öffentlichen Erziehung eingeführt wurde, als dann die Anzahl der Volks- und Mittelschulen und die der Lehrkanzeln an den Universitäten beträchtlich vermehrt wurde, als endlich der wissenschaftlichen Forschung polnischer Gelehrter die hochherzigste Fürsorge zu Theil wurde, mußte das wissenschaftliche und literarische Leben dieses Landes den mächtigsten Aufschwung nehmen. Seine Majestät Kaiser Franz Joseph wird einst in der Geschichte der polnischen Cultur — wenn eine solche je geschrieben werden sollte — als einer der größten Förderer derselben in einem Augenblick, wo sie mit der äußersten Gefahr allmäligen Sinkens bedroht war, gepriesen werden.

Dieser, so zu sagen, geographischen Veränderung, entsprach jene, welche in dem Bewußtsein der Nation vor sich ging. Alles, was seit dem Jahre 1795 als Mittel oder Weg zur Lösung der polnischen Frage gegolten, hatte sich als Täuschung erwiesen. Der Wille aber, und die Pflicht, zu leben, sich zu wehren und zu erhalten, waren geblieben. Wie sollte aber dieser Wille zur That reifen? Vor Allem galt es, sich in der neu geschaffenen Lage zu orientiren, um zu erkennen, was eben noch nicht verloren war. Daran knüpfte sich die Frage, was zu geschehen habe, um sich vor neuen Verlusten zu schützen, und die

Erwägung, wie es denn dazu hatte kommen können, daß drei Vierteljahrhunderte heroischer Anstrengungen und Opfer zu so einem jammervollen Resultate führten?

Diese Fragen, von hohen Geistern unter bitterster Herzensqual erwogen, führten zur Kenntnis und Beurtheilung der eigenen angeborenen Mängel und begangenen Fehler. Es war ein muthiger Einblick in sich selbst, eine Gewissensprüfung, welcher Gegenwart und Vergangenheit unterzogen werden mußte. Die Losung war „kenne dich selber"; das Ziel, die Lage politisch richtig zu beurtheilen, nach Maßgabe der vorhandenen Mittel zu handeln, alle Geisteskräfte zu concentriren, um der ererbten Mängel loszuwerden, die begangenen Fehler nicht mehr zu begehen, und auf diese Weise zu einer inneren Wiedergeburt zu gelangen.

Dies ist die Hauptrichtung des polnischen Lebens seit dem Jahre 1863, folglich auch die Hauptrichtung der Literatur in diesem Zeitraum. Selbstverständlich ist diese Tendenz nicht überall homogen: sie variirt je nach Gesinnung und Überzeugung und schließt selbst heftige, leidenschaftliche Gegensätze nicht aus. Doch begegnet sie, obwohl in verschiedener Gestalt und Zusammensetzung, immer wieder, so daß sie als ein charakteristisches Kennzeichen der Zeit angesehen werden muß. Auch ist es ganz natürlich, daß sich diese Richtung weniger in der Dichtkunst, als in der Prosa offenbart, und zwar in der politischen, wenn sie sich mit der Gegenwart befaßt, in der Geschichte, wenn sie sich der Vergangenheit zuwendet.

Der Aufstand im Königreich Polen war noch nicht ganz zu Ende, als im Jahre 1864 Paul v. Popiel ein offenes Sendschreiben erscheinen ließ, in dem er aufforderte, den Kampf als beendigt zu erklären und den Weg der Verschwörungen und geheimen Regierungen ein für alle Male aufzugeben. Praktisch unheilvoll, sei derselbe principiell falsch, mit einer gesunden Politik unvereinbar. Ganz dasselbe sagte der junge Graf Ludwig Dębicki in einer Brochure, die er Polen in seiner Niederlage nannte. Derselbe ist seither Mitredacteur des Czas, Mann's Zögling und Nachfolger, Verfechter derselben politischen und religiösen Grundsätze; unter seinen literarischen Arbeiten ist das vierbändige Puławy, eine Monographie der fürstlichen Czartoryski'schen Familie, besonders hervorzuheben. Im Jahre 1867 schrieb Josef Szujski seine Brochure „Einige Wahrheiten aus unserer Geschichte" (Kilka prawd z dziejów naszych), die zu dem Schlusse gelangt, daß, was im unabhängigen Polen das Liberum veto war, in unserem Jahrhundert das Liberum Conspiro sei. Der individuelle Wille, Einfall und Leidenschaft eines Einzelnen oder mehrerer Einzelner tritt im Namen der Gesammtheit auf, gerirt sich als deren berechtigter Vertreter, nimmt ohne jede Verantwortlichkeit die Leitung der Geschäfte und Geschicke in die Hand, und bringt sowie die einstige Republik zum Verfalle, so das gegenwärtige Polen zu unersetzlichem Schaden. Die Brochure wurde zum Programm einer besonderen politischen Richtung.

Josef Szujski war zu Tarnów im Jahre 1835 geboren, wo er das Gymnasium besuchte. Er studirte sodann an den Universitäten zu Krakau und Wien. Doch genügten die obligaten Studien dem wißbegierigen Jünglinge nicht: er verlegte sich mit außerordentlichem Eifer auf fremde Sprachen und Literaturen, moderne, wie antike, auf Philosophie und Geschichte; seinen Hauptberuf aber erblickte er damals in der Dichtkunst, die er auch bis zu seinem Ende nie ganz aufgegeben hat. In seinen Jugendjahren machte er sich durch allerlei Gedichte, mitunter Dramen (von denen einige auch aufgeführt und günstig aufgenommen wurden), bemerklich. Von dem künftigen Geschichtsschreiber hatte niemand, hatte er selbst keine Ahnung. Der Mangel einer populären polnischen Geschichte wurde seit Jahren lebhaft empfunden. Szujski nahm den Antrag, eine solche zu schreiben, an, in der Meinung, das Buch werde blos eine Nebenbeschäftigung für ihn sein. Allein, sobald er an's Werk ging, enthüllten sich ihm erst die zahlreichen Lücken in seinem eigenen Wissen, und das unermeßliche Gebiet, das zu durchforschen und zu bemeistern war, um ein würdiges Werk zustande zu bringen. Er fing soeben an, sich in die Quellenforschung zu vertiefen, als das Jahr 1863 mit seinen Folgen sein ganzes Wesen bis ins Innerste erschütterte. Es war ein Zusammensturz alles dessen, woran er bisher geglaubt hatte: die Weltordnung, der Entwicklungsgang der Menschheit, sein eigenes Vaterland und dessen Zukunft, Alles erschien ihm anders, als zuvor. Jene verzweifelten Fragen, die zur bitteren Alltagskost aller Mitlebenden wurden, häuften sich in diesem Herzen und Geiste mit ganz besonderer Wucht, und diese Bedrängniß, diese Todesangst war es eben, welche Szujski zum Historiker, der die Vergangenheit, und zum Politiker machte, welcher die Gegenwart beurtheilt, und ihr die

Valerian Kalinka.

Pflicht zeigt, die sie der Zukunft schuldet, so wie die Art, auf welche sie ihrer Pflicht gerecht werden kann.

„Die falsche Geschichte als Lehrerin einer falschen Politik", das ist der Titel einer seiner kritisch-polemischen Abhandlungen, der auf Inhalt und Ziel seiner schriftstellerischen Wirksamkeit weist. An die Stelle einer falschen Geschichte (einer sentimental-panegyrischen im Anfang des Jahrhunderts, einer tendenziösen und revolutionär-demokratischen bei Lelewel und dessen Jüngern), ein richtiges, kritisches Verständniß der politischen und socialen Zustände des alten Polens zu setzen und die aus einem solchen Studium hervorgehenden Schlüsse auf die Gegenwart zu übertragen, damit diese ähnliche Ursachen des Übels erkennen und den Folgen jener zu entgehen im Stande sei, das ist die Aufgabe des Historikers und des Politikers Szujski.

Sein erstes Werk, jene fast unbewußt unternommene vierbändige Geschichte Polens, ist zwar infolge vieler neuen Entdeckungen in ihren ersten Bänden bereits beinahe veraltet, in den folgenden von dem Verfasser selbst in seinen späteren Jahren als mancher Correctur bedürftig bezeichnet worden; doch bleibt sie immer als das erste kritische Gesammtbild der polnischen Geschichte beachtenswerth. Ihr folgten durch eine Reihe von Jahren immer neue Abhandlungen nach, welche die wichtigsten Fragen jener Geschichte, die Umwälzungen in der inneren Organisation wie in der auswärtigen Lage Polens, nach ihren Hauptmomenten und Hauptursachen erörterten. Die zwei Bände „Erörterungen und Erzählungen" enthalten eine ganze Welt von neuen, kritisch begründeten Ansichten. Das Endergebniß aber seiner historischen Errungenschaften ist in der (einbändigen) „Geschichte Polens in zwölf Büchern", einem seiner letzten Werke, niedergelegt.

Gleichen Schritt mit der wissenschaftlichen ging Szujski's politische Wirksamkeit. Im Jahre 1866 gründete er mit Stanislaus Kozmian (nicht zu verwechseln mit dessen Onkel, dem bereits erwähnten Übersetzer Shakespeare's) und mit Stanislaus Tarnowski eine politische und literarische Monatschrift, die „Polnische Revue" (Przegląd Polski), in der Absicht, jede geheime politische Action zu bekämpfen und auf offenem Wege, unter strengster Beobachtung der kirchlichen und staatlichen Gesetze, die Entwickelung der nationalen Kräfte und Lebensbedingungen anzustreben. Dieser Standpunkt wurde freilich öfters und heftig angefochten; besonders als in den Jahren 1868 und 1869 einige Versuche sich regten, eine geheime Organisation wiederum ins Leben zu rufen und die Polnische Revue dieselben in einer politischen Satyre charakterisirte, die unter dem Namen „Teka Stańczyka" (Brieftasche des Stańczyk[1]) großes Aufsehen erregte. Die Mitarbeiter der Revue wurden geradezu des Verrathes am Vaterlande angeklagt, und der Name Stańczyk wurde von den Gegnern zum Namen jener Partei gestempelt, welche die Verschwörungen

[1] Ein berühmter Hofnarr König Sigismund I.

und geheimen Nationalregierungen als Haupturſache des erlittenen Unglücks anſah. Die Polemik war zuweilen leidenſchaftlich, ſie war aber ernſt und zog auch ernſte Folgen nach ſich. Szujski, der mit ſeinen „Einigen Wahrheiten“ eigentlich den Anſtoß gegeben hatte, führte jetzt ſeine Anſicht in einer Reihe von weiteren Artikeln („Die Unverbeſſerlichen“, „Die geweſene Republik und ihre Nachkommen“, „Die falſche Geſchichte“ u. ſ. w.) durch, deren Ideen ins Bewußtſein eines großen Theiles der Nation drangen und eine auf feſter Überzeugung fußende Partei ausgebildet haben. In der Praxis geſtalteten ſich dieſe Ideen zu einer Reihe von Forderungen (eventuell Anträgen), die, unter der Vorausſetzung aufrichtiger Treue und Anhänglichkeit an Monarchie und Herrſcherhaus, vor allem eine geſunde Gemeindeordnung und eine tief eingreifende Reform des Schulweſens anſtrebten. Um letztere hat ſich Szujski durch ſeine Anträge und Reden im Landtag und durch die darauf folgenden Enquêten unvergängliche Verdienſte erworben. Der bereits erreichte, ſo wie der vor ſich gehende Fortſchritt in der öffentlichen Erziehung nähert ſich in ſeinen Hauptzügen dem von ihm entworfenen Programm.

Als Seine Majeſtät der Kaiſer im Jahre 1869 die Eröffnung einer Lehrkanzel für polniſche Geſchichte an der Univerſität Krakau beſchloß, wurde der Verfaſſer der „Polniſchen Geſchichte“ einſtimmig als der entſprechendſte Candidat bezeichnet und zum ordentlichen Profeſſor dieſes Faches ernannt. Man darf ſagen, daß dieſe Lehrkanzel und dieſe Lehrkraft den Beginn einer gänzlichen Wiedergeburt dieſer Univerſität bedeutete. Als vier Jahre darnach dieſelbe Allerhöchſte Gunſt die ſeit 1816 exiſtirende Gelehrten-Geſellſchaft in die Akademie der Wiſſenſchaften verwandelte (1873), wurde Szujski zum Generalſecretär derſelben gewählt und neben dem Präſidenten Joſef Majer die eigentliche Seele der neuen Inſtitution.

Es iſt hier nicht möglich, alles zu erwähnen, was Szujski geſchrieben hat. Seine zahlreichen literariſchen Abhandlungen, ſeine Novellen, ſeine Skizzen geſellſchaftlicher Typen müſſen wir übergehen, ſelbſt von ſo bedeutenden Arbeiten, wie die „Literatur der vorchriſtlichen Welt“ und die „Polen und Ruthenen“ (das letztere deutſch geſchrieben), können wir bloß die Titel erwähnen; aber von Szujski, dem Dichter, muß doch noch ein Wort geſagt werden. Von ſeiner erſten Jugend bis zum Tode war die Poeſie, namentlich das Drama, ſein heißes Begehren, ſein Traum. Wenn er je etwas für ſich ſelbſt verlangte, ſo war es: der polniſchen Dichtung zu geben, was ſie bis jetzt nicht beſaß, das wirklich große Trauerſpiel. Was er nur an Zeit von ſeiner ungeheueren Arbeit erübrigte, wurde darauf verwendet. Doch war er zu weiſe, künſtleriſch zu gebildet und beurtheilte ſich ſelbſt zu nüchtern, um ſeine Dramen als vollſtändig gelungen anzuſehen. Er nannte ſie ſelbſt wiederholt nur Verſuche; nur Schritte in der Richtung des großen Ziels, ohne jedoch dasſelbe zu erreichen. Und doch ſind die Figuren ſo ſcharf charakteriſirt, das Pathos

erhebt sich zuweilen zu so ergreifender Höhe, die tragischen Situationen sind so tief durchdacht, daß diese (ausschließlich historischen) Dramen unstreitig einen Fortschritt in der Entwickelung der polnischen Tragödie bezeichnen.

Besondere Beachtung verdienen Szujski's Übersetzungen, namentlich die des Aeschylos und Aristophanes. Von modernen Dichtern übersetzte Szujski Shakespeare's Richard III. und Calderon's „Das Leben ein Traum". Zweimal (1879, 1880) Rector der Krakauer Universität, im Jahre 1881 zum Mitglied des Herrenhauses ernannt, erlag Szujski einer längeren Brustkrankheit zu Krakau am 7. Februar 1883.

„Nicht nur als Geschichtsschreiber oder Schriftsteller, sondern auch als historische Gestalt wird Szujski in dem Gedächtniß seiner Nation glänzen", hat kurz nach seinem Tode einer seiner jüngeren Nachfolger (Smolka) gesagt. Das Wort enthält ein richtiges Urtheil. Sein Wirkungskreis, der Einfluß, den er auf seine Zeitgenossen ausübte, die Ideen, die durch ihn in das Bewußtsein jener eingewurzelt wurden, greifen weit über die Schranken der Literatur hinaus, tief in die Gesinnungen und Geschicke seines Volkes ein.

Es ist eine auffallende, aber unwiderlegbare Thatsache, daß, während seit dem Jahre 1820 die Poesie die ganze übrige Literatur überwucherte, seit dem Jahre 1863 die Geschichtschreibung an Zahl und Werth ihrer Leistungen alle anderen Zweige dieser Literatur übertrifft, und die erste Stelle unter ihnen behauptet. Es mag dies vielleicht als Zeichen gelten, daß der Periode jugendlichen, schwungvollen Enthusiasmus jene einer männlichen Reflexion folgte, die, nach innen gekehrt, zur Reife des Selbstbewußtseins, der Willenskraft und des Charakters führt. So lange Szujski am Leben war, war er freilich der Mittelpunkt, um den sich eine ganze Schar jüngerer Geschichtsschreiber gruppirte. Mit seinem Tode war aber diese Bewegung nicht zu Ende, und die Geschichtsschreibung schreitet rüstig auf dem einmal betretenen Wege fort.

Von diesen jüngeren Historikern sind nur einige Szujski's Schüler oder Collegen an der Universität wie in der Akademie: alle aber realisiren das gemeinschaftlich mit ihm für die Quellensammlungen wie für die Bearbeitung entworfene Programm historischer Arbeit. Glücklicherweise sind die meisten am Leben, entziehen sich daher jeder Beurtheilung, die den Anschein von Schmeichelei erwecken könnte. Der Einzige, der leider ungenirt gelobt werden kann, ist Xaver Liske, Professor der allgemeinen Geschichte an der Universität Lemberg, gestorben im Jahre 1891, verdienstvoll als Schriftsteller und Professor, ausgezeichnet als Leiter des historischen Seminars, in welchem er manche tüchtige junge Historiker herangebildet hat. Michael Bobrzyński, gegenwärtig Vice-Präsident des galizischen Schulrathes, Stanislaus Smolka (Sohn des gewesenen Präsidenten des Abgeordnetenhauses), nach Szujski's Tode Professor der polnischen Geschichte in Krakau und Generalsecretär der Akademie der Wissenschaften, Vincenz Zakrzewski, Professor der allgemeinen Geschichte daselbst,

Anatol Lewicki (österreichische Geschichte), Thaddäus Wojciechowski (polnische Geschichte, Universität Lemberg), Adalbert Ketrzyński, Director des Ossolińskischen Instituts in Lemberg, wären als die älteren zu nennen, mit dem Bemerken, daß Wojciechowski, Smolka und Lewicki vorwiegend das Mittelalter, letzterer fast ausschließlich das XV. Jahrhundert, Zakrzewski aber das XVI. Jahrhundert bearbeiten, während Bobrzyński, vor Allem Rechtshistoriker, eine einbändige inhaltsschwere Geschichte Polens verfaßt hat und gegenwärtig mit einer Geschichte des Bauernstandes beschäftigt ist. Diese älteren sind von einer ganzen Reihe jüngerer umgeben, unter denen Bronislaus Dembiński (allgemeine Geschichte an der Universität Lemberg), Victor Czermak (Specialist auf dem Gebiete des XVII. Jahrhunderts), Semkowicz, Prochaska, Finkel, Czołowski u. s. w. mit Auszeichnung zu erwähnen sind. Eine historische Gesellschaft dient denselben in Lemberg zum Mittel- und Sammelpunkt und der stete Zusammenhang mit der Akademie in Krakau, periodische Congresse, ein gemeinsames Programm für Ausgaben und Bearbeitungen, erhalten frisches und reges Leben in diesem Zweige der Literatur, wie dies die zahlreichen Quellenpublicationen der Akademie und selbständige Werke beweisen. Selbst im Königreich Polen geht die geschichtliche Arbeit trotz aller Schwierigkeiten doch möglichst energisch vor sich. Als deren Hauptrepräsentanten sind Professor Adolf Pawiński (gestorben 1896) und Alexander Rembowski zu nennen, welche besonders Kenntniß und Verständniß der Organisation und Verfassung der Republik Polen gefördert haben, während Thaddäus Korzon die inneren Zustände derselben zu Stanislaus Augusts Zeiten beleuchtete.

Es gibt aber noch einen, der neben Szujski in der ersten Reihe der polnischen Geschichtsschreiber der Gegenwart glänzt. Valerian Kalinka war in Bolechowice (bei Krakau) im Jahre 1826 geboren. Seine Studien absolvirte er in der Vaterstadt. Nach dem Jahre 1848 war er Mitarbeiter des Czas, mußte aber unter dem Bach'schen Regierungssystem Krakau verlassen. Er begab sich nach Paris, wo unter dem Einflusse des Generals Wladislaus Zamoyski seine ziemlich wankenden Ansichten zu fest katholischen Überzeugungen wurden. Als der Tod Kaiser Nikolaus I. eine gewisse Änderung der Lage der Polen unter russischer Herrschaft zur Folge hatte und somit die Möglichkeit eintrat, neue politische Fehler zu begehen, unternahm es Kalinka, mit Julian Klaczko bereits befreundet, im Einvernehmen mit dem Fürsten Adam Czartoryski, zu dessen politischen Anhängern beide zählten, das Land vor Verirrungen zu warnen und leitete mit Klaczko die Redaction der bereits erwähnten Polnischen Nachrichten. Nach dem Jahre 1863 wurde ihm der Antrag gemacht, ein Leben des (bereits verstorbenen) Fürsten Adam Czartoryski zu schreiben. Kalinka ging auf den Vorschlag ein, merkte aber bald, daß das Leben und Wirken des Fürsten erst dann recht verstanden werden könne, wenn demselben ein kurzgefaßtes Bild der vorhergehenden Zeit vorausgeschickt würde. So ließ er denn im

Jahre 1868 seine „Letzten Jahre König Stanislaus Augusts“ erscheinen, in der That eine kurzgefaßte Geschichte dieser Regierung seit dem Anfang bis zum Jahre 1788, die aber sofort den Meister erkennen ließ. Was gründliche Forschung, treffliche Charakteristik, richtige Beurtheilung, politischen Sinn und endlich die classisch vollkommene Schreibart anbelangt, sind die „Letzten Jahre“ eine historische Monographie, wie es vorher keine in Polen gegeben hat. Ein Meisterwerk im vollen Sinn des Wortes, das aber, da es manche bittere Wahrheit enthielt, vielfach angefeindet wurde.

Das Werk war noch nicht vollständig gedruckt, als der Verfasser Frankreich verließ und in das Noviziat des Resurrectionisten-Ordens eintrat. Seine ganze Gesinnung hatte ihn seit Jahren zum Priesterstande vorbereitet und berufen. Das Leben des Fürsten Czartoryski blieb natürlich ungeschrieben. Als aber der Novize die Priesterweihe empfing und als er nach mehreren Jahren nach Jaroslaw als Kaplan bei einem Nonnenkloster (einer Abzweigung der Resurrectionisten) beschieden wurde, fand sich bei größerer Muße der historiographische Beruf wieder ein. Sein erstes Werk sah er als Einleitung an, und wenn jenes mit dem Jahre 1788 abbrach, so wollte er jetzt den weiteren Fortgang jener Geschichte erzählen, nämlich den „Vierjährigen (Verfassungs-) Reichstag“. Bekanntlich bezeichnet derselbe eine neue und tiefe Wendung in der polnischen Geschichte. Er ist der Schauplatz eines hartnäckigen Kampfes zwischen dem althergebrachten Vorurtheil und den neuen aufgeklärten Begriffen vom Staate, vom Rechte und von der Gesellschaft, deren Ausdruck und Sieg in der Verfassung des 3. Mai 1791 zu sehen ist. Daher wurde jener Reichstag mit Recht als einer der schönsten Augenblicke in der Geschichte Polens angesehen und verehrt. Nun aber, als der Geschichtsschreiber zum ersten Mal die Momente jenes historischen Vorganges zu prüfen und an sich selbst die Frage zu stellen genöthigt war, warum denn das große Werk nicht energischer und umsichtiger durchgeführt wurde und zuletzt unterlag, mußte er im Gegensatz zur gewohnten, an sich höchst berechtigten Bewunderung Manches entdecken und enthüllen, was er entweder als politische Fehler, oder als unklare Begriffe, oder als Leichtgläubigkeit, oder endlich als Parteigeist und Voreingenommenheit erkannte und charakterisirte. Allerdings war das schmerzlich zu lesen, und der Verfasser sah sich wiederum vielfach angefochten. Er fand aber tüchtige Vertheidiger (in erster Reihe Paul von Popiel), die seine Objectivität darzuthun vermochten.

Als der erste Band des „Vierjährigen Reichstags“ gedruckt war, wurde der Verfasser zum Vorgesetzten des Resurrectionisten-Hauses (einer Erziehungsanstalt) in Lemberg ernannt. Die Menge Arbeit, welche diese neue Pflicht nach sich zog, war Ursache, daß der zweite Band nur nach und nach zustande kam. Kaum war er veröffentlicht, als Kalinka nach kurzer Krankheit in Lemberg am 16. December 1886 starb. In seinem

Nachlaß wurde das erste Capitel des dritten Bandes gefunden, welches die Sitzung des 3. Mai 1791 selbst erzählt. Dadurch ist das Werk wenigstens zu einem gewissen Abschluß gebracht. Der große Geschichtschreiber war dabei ein ausgezeichneter Publicist, einer der thätigsten Förderer des katholischen Bewußtseins, ein Mann, der über die Schranken der Literatur hinaus nach allen Seiten ins Leben selbst eingreift.

Die Akademie der Wissenschaften wurde zu einem Centrum, in dem sich viele Kräfte zur gemeinsamen Arbeit vereinigten und in dieser wiederum einen mächtigen Antrieb fanden. So wurde auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte, an Ausgaben und selbständigen Werken ungemein Vieles geleistet, wobei den Professoren Bobrzyński, Piekosiński, Ulanowski, Balzer und Abraham (letztere in Lemberg) wohl der größte Theil der Mühen und des Verdienstes zukommt. Die Philosophie als solche wurde in erster Reihe von dem Professor Dr. Stefan Pawlicki behandelt (Geschichte der griechischen Philosophie, Studien über den Positivismus und die einzelnen Positivisten, über Renan u. s. w.). Neben ihm sind Professor Dr. Marian Morawski, S. J. und Dr. Alexander Raciborski (in Lemberg) zu nennen; außerdem Dr. Moriz Straszewski, Professor der Philosophie an der Universität Krakau, Ignaz Skrochowski, als Vertreter der spiritualistischen, Dr. Marburg als Anhänger der materialistischen Richtung.

Die naturwissenschaftlichen Forschungen werden von speciellen Commissionen geleitet, deren Mitglieder und Mitarbeiter im ganzen Lande thätig sind. Die geologischen Forschungen (von den Universitätsprofessoren Felix Kreutz und Władysław Szajnocha, Sohn des Geschichtsschreibers, von den Gymnasialprofessoren Bieniasz und Zaręczny geführt) treten in dem nach und nach veröffentlichten geologischen Atlas Galiziens zu Tage, die botanischen werden von den Professoren Eduard Janczewski und Josef Rostafiński, mit Hilfe vieler anderer (Raciborski, Szyszyłowicz u. s. w.), die zoologischen von den Professoren Wierzejski (Krakau) und Dybowski (Lemberg) geleitet. Alle diese drei Gruppen bilden eine physiographische Commission unter dem Vorsitze des Professors Rostafiński. Die Anthropologie ist vor Allem durch Seine Excellenz Dr. Joseph Majer, ehemaligen Präsidenten der Akademie, vertreten, welcher mit Hilfe des verstorbenen Dr. Isidor Kopernicki, ferner des Dr. Sciborowski, Bogdanik, Buszek u. s. w. die physische Charakteristik der Bevölkerung Galiziens erforscht hat. Die prähistorische Anthropologie zählt verhältnißmäßig viele Adepten (G. Ossowski [gestorben 1897], J. N. Sadowski [gestorben 1897], P. Umiński, Przybysławski, Demetrykiewicz, Ziemięcki) und Gönner, wie Graf Wladimir Dzieduszycki.

Auf dem Gebiete der Ethnologie, welche den ganzen Umfang des alten Polens ins Auge faßt, hat sich vor Allem der im Jahre 1890 verstorbene Oskar Kolberg durch sein umfang- und inhaltreiches Werk Lud (das Volk) hervorgethan.

Die Archäologie, schon längst von Liebhabern und Sammlern gefördert und von Gelehrten, wie Eduard Rastawiecki, Alexander Przeździecki, Professor Josef Lepkowski (gestorben 1893) wissenschaftlich gepflegt, hat in dem letzten Zeitraum einen bedeutenden Aufschwung erlebt. Dagegen wurde die Kunstgeschichte erst jetzt, nunmehr aber um so eifriger mit Ernst und Verständniß betrieben. Professor Marian Sokołowski, Władysław Łuszczkiewicz, die Architekten Pryliński (gestorben 1895), Stryjeński, Odrzywolski, Zacharyewicz, Kritiker und Recensenten, wie Stanisław Tomkowicz, Professor Johann Antoniewicz, Eustachius Skrochowski (gestorben 1895), Universitätsdocenten (wie Georg Mycielski), Constantin Górski, Specialisten, wie Leonhard Lepszy, haben die Geschichte der Kunst in Polen so weit in speciellen Abhandlungen beleuchtet, daß eine Zusammenstellung derselben in einem erschöpfenden Werke in naher Zukunft möglich sein wird, wie dies für die Malerei seit 1764 bis 1864 in einem bereits vollendeten Werke des genannten Grafen Georg Mycielski geschehen ist. Zu dieser Gruppe gehört Władysław Łoziński, einer der feinsten Kunstkenner und der elegantesten Schriftsteller der Gegenwart, der leider nur wenig schreibt, aber in seinen Abhandlungen, wie in seinen Novellen ein ausgezeichnetes Talent an den Tag legt und in seinem (einzigen) größeren Werke, Patrycyat i Mieszczaństwo Lwowskie (das Lemberger Patriziat und Bürgerthum) ein ausgezeichnetes Stück polnischer Culturgeschichte geliefert hat.

Die classische, die vergleichende Philologie, das wissenschaftliche Studium der polnischen Sprache ist außerhalb Galiziens durch Professor Brückner in Berlin, durch die Herren Karłowicz, Kryński, Przyborowski u. a. m., in Galizien aber durch die Professoren Ludwig Ćwikliński, Kazimir Morawski, B. Kruczkiewicz, A. Miodoński, L. Sternbach, Lucian Malinowski, J. Baudouin de Courtenay, Kalina, Mańkowski, Bystroń u. s. w. vertreten. Professor Kazimir Morawski leitet zugleich durch seine literarischen Abhandlungen, durch seine Skizzen aus dem Culturleben des Alterthums auf das Gebiet der Literaturgeschichte hinüber. Seine Studie über den Philologen Nidecki und über den lateinischen Dichter Krzycki, sowie jene Ćwiklińskis über den Dichter Janicki, sind werthvolle Beiträge zur Geschichte der Literatur Polens im XVI. Jahrhundert.

Wie stand es aber um die literarische Kritik und die Literaturgeschichte?

Lucian Siemieński war noch in voller Lebenskraft und arbeitete an der Übersetzung der Odyssee, als Anton Małecki, damals Professor der polnischen Literatur an der Universität Lemberg, mit seinem zweibändigen Werke über Słowacki auftrat. Biographisch und zugleich kritisch, war dieses Buch das erste Werk, welches die Persönlichkeit des Dichters uns nahe brachte, seine Gedichte richtig zu würdigen lehrte. Es war zugleich für jüngere Arbeiter ein Muster, wie Biographien und kritische Monographien geschrieben werden sollen. Das fast enthusiastisch aufgenommene Buch hat zur weiteren Ausbildung

der literarischen Kritik sehr viel beigetragen. Leider hat sich der Verfasser seither anderen Studien, namentlich sprachwissenschaftlichen, zugewendet, die er bis jetzt als Stellvertreter des Curators des Ossoliński'schen Instituts mit bestem Erfolg fortsetzt.

Małecki's Verlust war für die Literaturgeschichte ein schwer zu ersetzender, doch fanden sich tüchtige Kräfte, die den wichtigen Gegenstand nicht brach liegen ließen; so unter Anderen Professor Nehring in Breslau, Peter Chmielowski in Warschau, Professor Roman Pilat in Lemberg, Josef Tretiak, seit Kurzem Professor der ruthenischen Literatur an der Universität Krakau, Josef Kallenbach, Professor der polnischen Literatur an der Universität Freiburg (Schweiz), Wladimir Spasowicz, Advocat (in Petersburg), welcher neben seinem Hauptberuf Zeit und Lust zu literarischer Forschung findet. Eine feste, erschöpfende bibliographische Grundlage erhielten aber die literarischen Forschungen erst durch Karl Estreicher-Rozbierski (Bibliothekar der Universität Krakau).

Aus dem Gesagten geht hervor, daß in den letzten dreißig Jahren die Prosa einen viel größeren Raum in der polnischen Literatur einnimmt als die Poesie. Die erste Hälfte unseres Jahrhunderts hatte so viele und große Dichter hervorgebracht, daß der Grund gleichsam erschöpft ist und eine neue Epoche wahrhaft großer Poesie zunächst kaum zu erwarten steht. Es werden selbstverständlich noch immer Verse gemacht, oft in gelungener Form, die aber auf dauernde Bedeutung kaum rechnen können.

Den ersten Rang unter den neueren Dichtern nimmt unstreitig Adam Asnyk ein (gestorben im August 1897), ein letzter Epigone der europäischen Romantik, in dem der Byron'sche Weltschmerz, der Heine'sche Skepticismus und das patriotische Gefühl seiner polnischen Vorgänger, in höchst eleganter, kunstvoller Form auftreten. Die kleinen Gedichte und Lieder besonders sind durch Grazie, Schönheit des Verses und Stimmung ausgezeichnet. Neben Asnyk muß das größte Talent der Marie Konopnicka, unter den jüngsten aber dem Kazimir Tetmajer zuerkannt werden.

Unverhoffter Weise erlebte der polnische Roman eine glänzende Wiedergeburt. Der alte Kraszewski war immer auf diesem Felde der Erste, nur wurde er immer älter, das ganze Genre schien im Sinken begriffen, als plötzlich Heinrich Sienkiewicz auftrat, zunächst mit kleinen, pessimistisch gefärbten Novellen und Reisebildern, die wohl poetische Begabung bekundeten, den Verfasser aber eher als eine nervös überspannte, schwermüthige Persönlichkeit ansehen ließen. Da trat er mit einem historischen Roman, Ogniem i mieczem (Mit Feuer und Schwert), aus Johann Kazimirs Zeiten hervor, in welchem auf dem Hintergrunde der Kozakenkriege sich Gestalten und Scenen entwickelten, denen nichts als die Majestät des Verses fehlte, um epische Helden und epische Scenen zu werden. Der Erfolg war ein ungeheuerer; der junge Verfasser wurde allgemein als ein großer Meister erkannt. Nach Feuer und Schwert ließ Sienkiewicz zwei andere

Romane gleichsam als Fortsetzung des ersteren, Potop (Flut) und den Herrn Wołodyjowski erscheinen, in denen zum Theil dieselben Figuren auftraten, und die von den competentesten Kritikern (wie Julian Klaczko) dem ersteren gleichgestellt wurden. Unmittelbar danach warf sich Sienkiewicz mit erstaunlicher Elasticität auf ein völlig neues Feld, indem er in seinem Ohne Dogma das Publikum mit einer tiefen, geistreichen psychologischen Studie der modernen Gegenwart überraschte. Auf den willenlosen, lebensunfähigen, ästhetisch zu raffinirten, moralisch marklosen Helden des genannten Romans folgte in der soeben zu Ende gebrachten Familie Połaniecki eine treffliche Bildergallerie, in welcher gesunde, normale, thatkräftige Naturen im Gegensatze zu allerlei Schwächen und Krankheiten unserer Zeit auftreten. Soeben hat Sienkiewicz das Quo vadis, eine Erzählung aus Neros Zeiten, vollendet, dessen Ausführung ein wahrhaftig überraschendes, stets im Wachsen begriffenes Talent bezeugt.

Unter den Romanschreibern der Gegenwart ist nach Sienkiewicz Elise Orzeszko am bedeutendsten.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist Graf Albert Dzieduszycki, dessen Leistungsfähigkeit und Wißbegierde die verschiedensten Wissensgebiete umspannt. Er übersetzt Sophokles, behandelt in seinen „Briefen aus dem Lande" alle möglichen Fragen des gegenwärtigen politischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens und findet daneben noch Zeit, Romane und Gedichte zu schreiben. Alles, was er schreibt, zeugt von ungewöhnlicher Begabung und schriftstellerischem Talent, nur daß diese Begabung eben zu umfassend und daher seine Wirksamkeit etwas zerstreut ist.

Als ein originelles Talent ist der auf dem Landsitze Kalinów bei Sambor wohnhafte Heinrich Lisicki zu nennen. Sein reizbares Temperament, seine schneidige und maliciöse Schreibart läßt ihn zuweilen einseitig und voreingenommen erscheinen; als Intelligenz und Talent aber ragt er unstreitig hervor. Das erste und zugleich das einseitigste seiner Werke war eine vierbändige Studie über den Marquis Wielopolski (1879). Diesem folgte ein Leben Anton Sigmund Helcels (1882), ruhiger im Tone, daher auch vollkommener in der Ausführung. Einige Studien aus der Geschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts, und zwar Fürst Metternich und Fürst Talleyrand auf Grund der veröffentlichten Memoiren, dann Napoleon III. in seinen Beziehungen zu Italien sind ganz ausgezeichnete Leistungen.

Im Lustspiel hat zwar der große Fredro keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden; es tauchen aber neue und verschiedenartige Talente auf. In der ernsten, hie und da zum bürgerlichen Drama neigenden Comödie wäre Josef Narzymski (gestorben 1873) und Josef Blizinski (gestorben 1893), von den Lebenden Kazimir Zalewski (in Warschau) zu erwähnen. Johann Alexander Fredro (gestorben 1891) hatte wohl nicht das ganze Talent

seines Vaters, des großen Lustspieldichters, geerbt, doch immerhin etwas von dessen Humor und Witz. Władysław Ludwig Anczyc (gestorben 1883) hat sich in manchen gelungenen Stücken aus dem Bauernleben hervorgethan. Michael Bałucki (Krakau), Marian Gawalewicz (Warschau) und Sigismund Przybylski (Lemberg) haben manchen lustigen Zug aus dem Leben gegriffen.

Für die Bühnen war dieser Zeitraum günstig. Im Jahre 1865 übernahm Graf Adam Skorupka nominell, in der That aber Stanisław Koźmian die Leitung des Krakauer Theaters und behielt dieselbe durch eine Reihe von Jahren. Er hatte das Glück, mehrere vielversprechende Talente zu entdecken und das Verdienst, dieselben zu tüchtigen Schauspielern auszubilden. Aus seiner Schule gingen die besten Schauspieler der Gegenwart hervor, wie Vincenz Rapacki, Bolesław Ladnowski (Warschau), Roman Żelazowski, Gustav Fiszer (Lemberg) und der zu früh verstorbene Felix Benda; die Damen Antoinette Hofmann (gestorben 1897), besonders in der höheren Comödie glänzend, und die in beiden Welttheilen berühmte Helene Modrzejewska. Als ihre schönsten Rollen, die dem deutschen Publikum bekannt sind, wäre Maria Stuart, Ophelia, Desdemona, in den letzten Jahren Lady Macbeth zu bezeichnen. Aber auch das Lustspiel, vor Allem das Shakespeare'sche, ist ihr nicht verschlossen und ihre Rosalinde in „Wie es Euch gefällt", ihre Beatrice in „Viel Lärm um Nichts" sind meisterhafte Schöpfungen. Fräulein Romana Popiel (in Warschau), die, seit einigen Jahren verheiratet, die Bühne verlassen hat, war in ihrer Art eine ganz wunderbare Erscheinung, die ohne Übertreibung einer Goßmann oder Hohenfels gleichgestellt werden konnte. Leider waren die Verhältnisse in Warschau dem Theater nicht günstig. Auch in Krakau war dasselbe nach dem Rücktritt S. Koźmians in Verfall gerathen; als aber im Jahre 1893 ein neues Theatergebäude eröffnet wurde und ein junger gebildeter Mann, Thaddäus Pawlikowski, die Direction übernahm, hob es sich zusehends wieder.

Zum Schluß noch ein Wort über die jüngste politische Literatur. Auf dem Gebiete derselben glänzten zu Beginn dieser Periode die zwei Werke des Julian Klaczko „Deux études de diplomatie contemporaine" und „Les deux Chanceliers." Für Europa bestimmt, wurden sie in einer allgemein verständlichen Sprache verfaßt, deren sich Klaczko eben so musterhaft wie seiner Muttersprache bedient. Das erstere von beiden Werken lenkte die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise in Österreich so sehr auf sich, daß Graf Beust den Verfasser für das Ministerium des Äußern gewinnen wollte. Im Jahre 1870 verließ aber Klaczko den Staatsdienst und schrieb auch über politische Fragen nicht mehr. Ein Studium über Dante, Causeries Florentines (1880) und Fragmente eines größeren Werkes über die Renaissance, die von Zeit zu Zeit in der „Revue des deux Mondes" erscheinen, sind das einzige, was der unstreitig glänzendste polnische Stilist und tiefste politische Schriftsteller seit jener Zeit geschrieben hat.

Vor einigen Jahren wurden die Brochuren und Artikel Paul Popiels (nach des Verfassers Tode) gesammelt und herausgegeben. Die politische Literatur wurde auf diese Weise um einen ganz ausgezeichneten Schriftsteller vermehrt. Paul von Popiel, 1806 zu Krakau geboren, widmete sich schon als Jüngling mit Ernst und Fleiß den Staatswissenschaften. Den Krieg von 1831 hat er als Freiwilliger (gemeiner Soldat) mitgemacht; dann blieb er auf seinem Landgut, studirte immer, schrieb aber wenig und nur gelegentlich. Seine Brochuren erschienen meist anonym, seine Artikel im Czas waren nie unterzeichnet, so daß er als Schriftsteller nur wenig bekannt war. Als er aber nach dem Jahre 1863 gegen die sogenannten Organisationen seine Stimme erhob, wurde er zwar vielfach bekämpft, doch auch mehr beachtet und discutirt. Immer kurz und bündig, berührten seine Schriften nach und nach alle Fragen der damaligen Zeit. Ohne die Dinge systematisch zu behandeln, war Popiel in den Staatswissenschaften und der Rechtsphilosophie so systematisch ausgebildet, wie vielleicht kein anderer seiner Zeitgenossen und politischen Freunde. Eine umfassende Kenntniß der Geschichte, vor allem der polnischen, und eine treffliche Beurtheilung derselben, hohe Bildung und feiner Geschmack, große Erfahrung, vor Allem aber der hohe moralische Standpunkt, der alle seine Schriften wie sein ganzes Leben charakterisirt, bewirkten, daß sein Ansehen mit den Jahren immer mehr wuchs. Sein Tod erfolgte im Jahre 1892.

Unter den systematischen, echt wissenschaftlich behandelten Werken politischen und rechtsphilosophischen Inhalts glänzt in erster Reihe Bischof Johann Janiszewskis „Die Kirche und der christliche Staat" (Kościół i państwo chrześcijańskie). Der Verfasser, Suffragan von Posen, als Prediger, Theolog und politischer Schriftsteller gleich ausgezeichnet, ist kurz nach Vollendung des genannten Werkes, 1891, gestorben.

Von der Tagespresse zu reden, ist nicht möglich; um sie zu beurtheilen, müßte man alle ihre verschiedenen Tendenzen, mitunter Verirrungen charakterisiren, was ein weitläufiges Studium erheischte. Hier sei blos bemerkt, daß nach Moriz Manns Tode Stanisław Koźmian dessen Stelle in der Redaction des Czas einnahm. Sein (erstes und bis jetzt einziges) Buch, Rzecz o Roku 1863 (über das Jahr 1863), in welchem er die damalige politische Lage Polens und Europas untersucht und die Verantwortlichkeit aller an den damaligen Ereignissen betheiligten Männer, Parteien oder Regierungen feststellt, ist die allerneueste bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete der politischen Literatur Polens.

So gestaltete sich die polnische Literatur am Ausgang des XIX. Jahrhunderts. Sie hat nach allen Richtungen hin bedeutende Fortschritte zu verzeichnen, obwohl sie logisch eher hätte sinken können. Groß ist ihr Verdienst um die Civilisation des Landes, ihre Bedeutung in dessen Geschichte. Es darf und soll ihr das Zeugniß ausgestellt werden, daß sie ihrem Berufe würdig entsprochen hat.

Ruthenische Literatur.

Als weiland Seine kaiserliche Hoheit Kronprinz Erzherzog Rudolf am 3. Juli 1887 die Ruthenen in Lemberg durch seine Anwesenheit in ihrem Nationalhause beehrte, nannte er dieselben in einer an sie gerichteten Ansprache „ein altes Culturvolk". Und in der That reichen die Anfänge ihrer Cultur bis ins XI. Jahrhundert hinauf. Damals bildeten die Gebiete des heutigen Ostgalizien einen integrirenden Theil des Kiewer Großfürstenthums und demzufolge hat die altberühmte Hauptstadt Kiew in ihrer Blütezeit (im XII. Jahrhundert) auch auf Halicz wohlthuend eingewirkt.

Die Bekehrung der Ruthenen zum Christenthum fand unter Wladimir dem Großen (988) statt, und zwar aus Byzanz durch Vermittlung der Südslaven (Bulgaren). Mit dieser kam auch der Gebrauch der kirchenslavischen Sprache im kirchlichen und Culturleben Südrußlands auf, welche von da an durch Jahrhunderte, in der Art einer Gelehrtensprache, wie das Altgriechische im Osten und das Lateinische im Westen, die gesammte Literatur der von Constantinopel abhängigen Slaven, folglich auch jene der Ruthenen, beherrschte.

Die ruthenische Literaturgeschichte kann in drei Perioden eingetheilt werden: I. Seit den Anfängen der Literatur bis zum Jahre 1569, das ist bis zur politischen Lubliner Union (kirchenslavisch-ruthenische Periode). II. Vom Jahre 1569 bis zum Jahre 1798, das ist bis zum Auftreten Iwan Kotlarewskij's, des Schöpfers der national-ruthenischen Literatur (polnisch-ruthenische Periode). III. Seit Kotlarewskij bis zur Jetztzeit (national-ruthenische Periode).

I. Die Schriftgelehrten der ersten Periode, zumeist Mönche, bedienten sich in ihren Werken der kirchenslavischen Sprache, welche von der Volkssprache des damaligen Südrußlands weit abstand. Da aber nicht jeder Schreibende diese Sprache vollkommen beherrschte, so kommen in den damaligen Sprachdenkmälern, namentlich in denjenigen, die von Laien verfaßt wurden, mitunter Wortformen und Wendungen vor, welche der Volkssprache entnommen sind. Zu diesen gehört eines der wichtigsten Sprachdenkmäler des XI. Jahrhunderts — das Gesetzbuch „Правда русьская" (Prawda ruśskaja), welches zugleich als das älteste unter den Gesetzbüchern der Slaven gilt. Der Urheber desselben war Jaroslaw der Weise, der Nachfolger Wladimirs des Großen auf dem Kiewer Throne.

In der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts bildete sich in Halicz unter der klugen Regierung der Fürsten Wladimirko, Roman und Danilo ein neuer Brennpunkt politischen und literarischen Lebens, obschon Kiew im Culturleben höher als Halicz stand. In Kiew entstand namentlich die sogenannte „Nestor'sche Chronik" (in ihrer jetzigen

Gestalt zu Anfang des XII. Jahrhunderts abgefaßt), welche nicht nur als die erste glaubwürdige Quelle der ältesten Geschichte Kiews und der Ostslaven gilt, sondern auch durch ihre Nachrichten über die vorgeschichtlichen Zustände fast sämmtlicher slavischer Völker einzig in ihrer Art dasteht. Durch Originalität der Form aber und hohen poetischen Werth übertrifft alle anderen literarischen Producte jener Zeit das berühmte epische Gedicht vom Heereszuge Igors gegen die Połowzer (Слово о пълкоу Игоревѣ). Es wurde von einem uns nicht näher bekannten genialen Dichter, höchst wahrscheinlich im Jahre 1187, verfaßt. Derselbe hat nicht nur die poetischen Motive der etwa schon vorhandenen Aufzeichnungen früherer Schriftsteller, sondern auch Muster der nur mündlich überlieferten Dichtung nach reiflich erwogener Wahl bei der Bearbeitung seines Gedichtes benützt und somit ein Werk geschaffen, welches als einzig dastehendes Denkmal der ältesten slavischen Poesie zu betrachten ist. In diesem Gedichte, welches mit jener Wehmuth, die den ukrainischen Dumen eigen ist, den unglücklich endenden Heereszug behandelt, wird der Fürst von Halicz Jaroslaw höchst rühmend erwähnt.

Unter den übrigen Denkmälern des XII. Jahrhunderts ist das Evangelium von Halicz oder von Krylos (1143) beachtenswerth. Die Sprache dieses Denkmals ist zwar kirchenslavisch, doch einige seiner grammatischen Eigenthümlichkeiten tragen den Stempel der jetzigen dialektischen Züge des Ruthenischen. Dieses wichtige Sprachdenkmal befindet sich jetzt in der Synodal-Bibliothek zu Moskau.

Die Sitte, annalistische Aufzeichnungen zu machen, hatte sich von Kiew aus auch nach Wołynien und Halicz verbreitet und da auf dem Throne von Halicz mehrere tüchtige Fürsten saßen, so wurden ihre Thaten von Augenzeugen beschrieben. Auf diesen Aufzeichnungen fußend und an die Kiewer Annalen anknüpfend, schrieb ein der Dynastie des Fürsten Roman treu ergebener Annalist gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts die Wołynisch-Haliczer Chronik (1205 bis 1292). Der Verfasser derselben war ein aufgeklärter Mann, welcher Erzählungen der Augenzeugen, sowie officielle Urkunden zu seinen Zwecken auszunützen verstand und außerdem seinem Werke eine poetische Färbung zu verleihen wußte.

Als die wilde Mongolenhorde im Jahre 1240 Kiew, Halicz und viele andere ruthenische Städte zerstörte und das Land schonungslos vernichtete, wendete sich der Haliczer Fürst Daniło an den Papst Innocenz IV. um Beistand, wofür er die kirchliche Union mit Rom einzugehen versprach. Daniło empfieng vom Papste die königliche Krone (1253), da aber die versprochene Hilfe ausblieb, so verharrte er mit seinem Volke beim orthodoxen Glauben. Infolge der Einfälle der Mongolen fristete das Culturleben im Haliczer Fürstenthum ein sieches Dasein. Vereinzelte Männer, wie der Fürst Wladimir Wasilkowič, vom Verfasser der Haliczer-Wołynischen Chronik (s. a. 1288) „der größte Schriftgelehrte

und Philosoph aller Zeiten" genannt, und der Sänger Mytusa in Przemyśl können als Repräsentanten des damaligen Culturlebens im jetzigen Ost-Galizien angesehen werden.

Nachdem in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts der Lithauerfürst Gedymyn das jetzige südwestliche Rußland den Mongolen entrissen und um das Jahr 1320 fast alle dortigen Gebiete theils durch Eroberung, theils durch Heiratsverbindungen an sein Haus gebracht hatte, fand die christliche Cultur der damaligen Westrussen bei den heidnischen Lithauern Eingang und auch die westrussische Schriftsprache wurde Hof-, Amts- und Gerichtssprache von Lithauen. Ja in dieser Sprache wurden sogar die lithauischen Chroniken verfaßt, die eine Fortsetzung der Kiewer und Wołyńisch-Haliczer Chroniken bilden. Gleichwohl lag die literarische Thätigkeit in dem durch die Mongoleneinfälle zerrütteten Südrußland ganz darnieder. Nebst liturgischen Büchern und Werken verschiedener Kirchenväter, die meistens schon von den Südslaven übersetzt worden waren und in Südrußland durch Abschriften weiter verbreitet wurden, kamen auch Texte der apokryphen Literatur vor, die durch ihren poetischen Inhalt die Neugierde erweckten und gern gelesen wurden. Auch im jetzigen Galizien faßten solche Texte Wurzel, und noch jetzt liegen daselbst alte Legenden, Beschwörungsgebete und Zauberformeln in verschiedenen Varianten vor. Gleichzeitig verbreiteten sich in allen Gebieten Südrußlands, zumeist durch Vermittlung bulgarisch-slavischer Übersetzungen, verschiedene Sagen romantischen Inhalts, aus der antiken oder mittelalterlichen Zeit herrührend, von denen besonders der Roman von Alexander dem Großen im Fürstenthum Halicz mit Vorliebe gelesen wurde. Die Volksmasse aber, welche ihre eigene poetische Weltanschauung besaß, schuf Lieder, Sagen und Sprichwörter. Hieher gehören vor Allem, als die ältesten Producte des Volksgeistes, Weihnachtslieder (Koladky), in denen häufig auch Reminiscenzen an den ehemaligen heidnischen Naturcultus auftauchen. Neben dieser höchst interessanten mündlichen Literatur fanden im jetzigen Südrußland sowie in Galizien

Marcian Saskewyč.

auch Legenden Verbreitung, welche auf dem zu Kiew verfaßten Pateryk pečerskij basiren. Dieselben wurden namentlich dadurch populär, daß die Geistlichkeit die in der kirchenslavischen Sprache geschriebenen Legenden dem Volke in der Volkssprache vorerzählte.

Als Denkmäler des damaligen Gerichtsverfahrens in verschiedenen Rechtsangelegenheiten verdienen zahlreiche Urkunden erwähnt zu werden. Obwohl das Fürstenthum Halicz bereits im Jahre 1340 dem polnischen Reiche einverleibt worden war, wurden hier die Rechtsurkunden im XIV. und auch in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts größtentheils in ruthenischer, und erst zufolge der Entscheidung des Landtags zu Jedlna (1433) fast nur in lateinischer Sprache verfaßt.

Die Wiedergeburt der classischen Studien in Europa, sowie das Zeitalter der deutschen Kirchenreformation übten auch auf das südwestliche Rußland und auf Galizien insofern einen Einfluß aus, als daselbst Buchdruckereien errichtet und Bibelübersetzungen vorgenommen wurden. Die erste Buchdruckerei behufs Drucklegung slavischer Kirchenbücher wurde um das Jahr 1491 in Krakau gegründet. Daselbst hat ein Deutscher, namens Sweipolt Fiol, mehrere Kirchenbücher für die ruthenischen Bekenner der griechisch-orientalischen Confession mit cyrillischen Lettern gedruckt, doch wurde er um dieses kühnen Unternehmens willen von dem bischöflichen Gerichte zur Verantwortung gezogen. Achtzig Jahre später (1573) gründete der aus Moskau flüchtige Iwan Fedorow die erste Buchdruckerei in Lemberg.

Mit der ersten Bibelübersetzung befaßte sich behufs „der rechten Belehrung des gemeinen Volkes" Franz Skorina, Doctor der Medicin. Seine mit Hilfe des böhmischen und des kirchenslavischen Textes verfertigte weißrussische Bibelübersetzung, später auch in Galizien bekannt und vielfach abgeschrieben, legte er zu Prag (1517 bis 1519) in Druck. Später (1525 bis 1526) druckte er noch die Apostelgeschichte und ein Andachtsbuch zu Wilna.

Unabhängig von der dem Volke wenig oder auch gar nicht zugänglichen und verständlichen Literatur entwickelte sich, zum großen Theile auf Grund der alten Überlieferungen, eine überaus reiche mündliche Liederdichtung, in welcher sich besonders die Bedrängnisse und die Heldenkämpfe der Tatarenzeit treu wiederspiegeln. Dieselbe weist im XVI. und XVII. Jahrhunderte viele epische Lieder (Dumy genannt) auf, von denen die schönsten schon an der Schwelle der nächsten Periode entstanden sind.

II. Die literarische Thätigkeit der Ruthenen wurde infolge der veränderten politischen und religiösen Verhältnisse in neue Bahnen gelenkt. Als nämlich im Jahre 1569 die politische Union zwischen Lithauen und Polen in Lublin zustande kam, entstanden Mißhelligkeiten, und nach der Proclamation der kirchlichen Union der ruthenischen und römischen Kirche in Brest (1596) kam es sogar zum Ausbruche von Feindseligkeiten zwischen den Ruthenen und

den Polen. Die damalige reiche, gelehrte, doch einseitige Literatur weist fast ausschließlich polemische Werke der Unirten und der Orthodoxen auf. So schrieb Christophor Broński über Anregung des Fürsten Basil Constantin Ostrožskij schon im Jahre 1597 das polemische Werk Apokrisis, „eine Antwort auf die zahlreichen Schriften über die Brester Synode".

Um die Polemik mit den Jesuiten mit Erfolg führen zu können, mußte die orthodoxe Geistlichkeit nicht nur der kirchenslavischen, sondern auch der classischen Sprachen mächtig werden. Aus diesem Grunde trat zu Anfang der II. Periode der ruthenischen Literatur die Nothwendigkeit grammatischer Studien zutage. Darum erschien im Jahre 1591 in Lemberg die griechisch-kirchenslavische Grammatik Ἀδελφότης, welche besonders für die Schüler des Stauropigian'schen Instituts in Lemberg bestimmt war. Einige Jahre nachher (1596) folgte die kirchenslavische Grammatik, von L. Z. (Laurentius Zizania) in Wilna gedruckt.

Anton Mohylnyckij.

Schon damals gab es in Lemberg und in anderen größeren Städten Galiziens zahlreiche ruthenische Schulen; dieselben wurden hauptsächlich von den kirchlichen Bruderschaften errichtet, welche zunächst philanthropische Zwecke verfolgten, später aber an Stelle der pflichtvergessenen orthodoxen Geistlichkeit die Initiative zur religiösen und moralischen Wiedergeburt ihrer Landsleute ergriffen. Unter den zahlreichen ruthenischen religiösen Genossenschaften gewann den Vorrang die bei der Mariahimmelfahrtskirche zu Lemberg bestehende Bruderschaft, welche schon in einer Urkunde des polnischen Königs Kazimir IV. vom Jahre 1439 erwähnt wird. Diese Bruderschaft gewann an Bedeutung, seitdem im Jahre 1586 der Antiochenische Patriarch Joachim ihre reformirten Statuten bestätigt hatte. Sofort wurde bei der genannten Kirche in Lemberg eine Schule und eine Buchdruckerei errichtet, worauf die Lemberger Bruderschaft mit anderen derartigen Institutionen zur Vertheidigung der orthodoxen Kirche gegen alle Angriffe

ihrer Widersacher ein förmliches Bündniß schloß. Bald darauf (1593) verlieh Jeremias, Patriarch von Constantinopel, der Lemberger Bruderschaft den Namen „Stauropigianisches Institut", indem er dieselbe von der Gerichtsbarkeit des Lemberger Bischofs und des Kyjewer Metropoliten befreite und seiner eigenen unmittelbaren Suprematie unterordnete. Später lief der Lemberger Stauropigianschule das von dem Kiewer Metropoliten Peter Mohyła zu Kiew (1632) errichtete Collegium den Vorrang ab. Mohyła hatte in seiner, nach dem Vorbilde der Krakauer Akademie eingerichteten Anstalt den ganzen Apparat scholastischer Bildung mit lateinischer Vortragssprache eingeführt, um Verfechter der orthodoxen Kirche auszubilden, die sich in der Polemik sogar mit den Jesuiten messen könnten.

Der Einfluß der abendländischen Geistesrichtung zeigte sich auch in der Abfassung von dramatischen Mysterien und Krippenliedern. Im Jahre 1630 wurde zu Lemberg ein kirchenslavisches Excerpt der griechischen Tragödie Χριστὸς πάσχων unter dem Titel „Верше съ трагедіи Христосъ-пасхонъ" gedruckt. Die religiösen Dramen, die im Kiew'schen Collegium von den Lehrern der Poetik pflichtgemäß geschrieben wurden, konnten in dem von Kiew ziemlich weit entfernten Lemberg keine Wurzeln fassen. Populär waren hier aber die Weihnachtspuppenspiele (драми вертепні), eine bunte Zusammenstellung von Ernst und Scherz, von Geistlichem und Profanem. Hiebei wurden auch kirchliche Weihnachts- und weltliche Volkslieder gesungen.

Was die historische Literatur in dieser Zeitperiode anbelangt, so wurde zu Lemberg in ruthenischer Sprache eine höchst originelle Chronik geschrieben, welche gleichsam als ein Mittelglied zwischen den alten fürstlichen und neueren zeitgenössischen Kozakenchroniken dasteht und großentheils nur solche historische Begebenheiten schildert, die sich in Galizien ereignet haben. Dieselbe hat den Titel Lwowskaja Litopyś (Lemberger Chronik). Höchst wahrscheinlich von einem weltlichen Mitgliede der Stauropigian-Bruderschaft verfaßt, beginnt sie mit dem Jahre 1498 und reicht bis zum Jahre 1649. Der im XVII. Jahrhundert lebende Verfasser benützte für das XVI. Jahrhundert kurze annalistische Notizen; seit dem Jahre 1605 setzte er die Chronik selbständig, mitunter als Augenzeuge der geschilderten Begebenheiten, fort.

III. Das XVIII. Jahrhundert weist ein vollkommenes Stocken in den literarischen Bestrebungen der Ruthenen in Galizien auf. Die Ursache dieser Erschlaffung lag darin, daß während der langdauernden polnischen Herrschaft der ruthenische Adel und die ruthenische Intelligenz durch zahlreiche, größtentheils von den Jesuiten geleitete Schulen fast gänzlich polonisirt und latinisirt worden war. Die weltliche Geistlichkeit, welche sich der ruthenischen Muttersprache noch nicht entäußert hatte, stellte ein trauriges Bild crassester Ignoranz und kläglichster Armut dar. Nur die unirten Basilianermönche, die oft in Rom

ihre Studien absolvirten, wiesen eine ziemlich hohe Bildung auf, waren aber den ruthenischen Culturbestrebungen bereits größtentheils entfremdet.

Zur Zeit, als in Folge der ersten Theilung Polens (1772) die rothruthenischen Fürstenthümer (Galizien) mit Österreich vereinigt wurden, repräsentirte die Ruthenen nur noch die Geistlichkeit und der durch Leibeigenschaft geknechtete Bauernstand. Es galt daher vor Allem, der ruthenischen Volksmasse die unverjährten Menschenrechte zu verschaffen, bevor an ihre Aufklärung gedacht werden konnte. Aber auch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft (1782) konnte der Volksunterricht keine Wurzeln fassen, bevor nicht die Geistlichkeit auf ein entsprechendes Niveau der Bildung gebracht war. Dem zufolge errichtete die Kaiserin Maria Theresia schon im Jahre 1774 an der St. Barbara-Kirche in Wien ein Seminar für die Candidaten geistlichen Standes r. gr. und Kaiser Josef II. im Jahre 1783 das geistliche Generalseminar zu Lemberg. Um die höhere Ausbildung denjenigen, denen die lateinische Sprache fremd war, zu ermöglichen und wohl auch die ruthenische Sprache in Galizien zu fördern, erlaubte nachher (1787) der Kaiser, daß in der von ihm 1784 gegründeten Universität an der theologischen und philosophischen Facultät Vorlesungen in ruthenischer Vortragssprache abgehalten wurden. Im Jahre 1804 wurden diese Vorlesungen aufgehoben, doch war der Versuch nicht ohne gute Folgen gewesen. In den Volksschulen nämlich begann man damals ruthenisch zu lehren.

Während in der Ukraine seit dem Jahre 1798, das ist seit Beginn der literarischen Wirksamkeit Iwan Kotlarewskijs, die nationale Literatur angebahnt wurde, haben die galizischen Stammesgenossen der Ukrainischen Ruthenen (der sogenannten Kleinrussen) von diesem Aufschwung des geistigen Lebens lange Zeit keine Notiz genommen. Erst Marcian Šaškewyč gilt als Begründer der national-ruthenischen Literatur in Galizien. Sohn eines ruthenischen Pfarrers, am 6. November 1811 geboren, befreundete er sich während seiner Universitätsstudien mit mehreren strebsamen jungen Ruthenen, namentlich mit Jakob Holowackij und Iwan Wahylewyč, worauf alle drei den Entschluß faßten, Geschichte und Literatur der slavischen Völker zu studiren, insbesondere aber die Ethnographie und Sprache der Ruthenen kennen zu lernen. M. Šaškewyč war das thätigste Mitglied dieser Gruppe und kam bald zu Resultaten, welche eine neue Epoche in der Literaturgeschichte der galizischen Ruthenen herbeiführten. Er lernte nämlich die von Maksymowyč in Moskau (1827) herausgegebenen kleinrussischen Volkslieder kennen, und schöpfte die Überzeugung, daß die ruthenischen Volkslieder eine ausgiebige Fundgrube des poetischen und Sprachmaterials abzugeben geeignet seien. Zugleich wurde es ihm klar, daß einige slavische Völker, namentlich die Čechen und Serben, sich des Unterganges ihrer Nationalität dadurch erwehrten, daß sie ihre Muttersprache auf Grund der Volkssprache cultivirten und in der Volksmasse und deren Sprache die Grundlage der nationalen

Existenz suchten. Demzufolge ging er daran, die im Munde des gemeinen Volkes in Galizien und in der Ukraine fortlebende ruthenische Sprache für literarische Zwecke zu benützen. Um nun die Entwicklung seiner Muttersprache ins rechte Geleise zu bringen, gab M. Šaškewyč im Vereine mit seinen Gesinnungsgenossen J. Hołowackij und J. Wahylewyč im Jahre 1837 den Almanach „Rusałka Dńistrowaja“ (Русалка Днѣстровая) heraus. Leider wurde von den damaligen ruthenischen Schriftgelehrten und von der Landesregierung dieses literarische Unternehmen als eine unerhörte Neuerung betrachtet, weshalb diese Publication nicht in Lemberg, sondern in Budapest das Tageslicht erblickte. Ja, nach der Drucklegung des Almanaches wurden dessen Herausgeber unter Polizeiaufsicht gestellt und hatten nicht einmal die Genugthuung, sich Anerkennung bei ihren Landsleuten zu verschaffen. Die hochbegeisterten lyrischen Dichtungen Šaškewyčs verklangen zunächst spurlos im Heimatslande, bis im Jahre 1848 die Wiedergeburt des Nationalitätsprincips in Österreich auch das Aufleben der ruthenischen Literatur in Galizien mit sich brachte.

Als Šaškewyč im Jahre 1838 nach Beendigung der Studien zur Seelsorge zugelassen wurde, entwickelte er eine intensive Thätigkeit zur Förderung der Volksaufklärung. Er verfaßte ein Lesebuch für Schulkinder, welches im Jahre 1850 zu Lemberg gedruckt wurde, übersetzte die Evangelien von Matthäus und Johannes in die ruthenische Sprache und verfaßte auch populäre Predigten. Sodann begann er eine populäre Geschichte der Zaporogischen Kozaken zu schreiben und sammelte Materialien zum etymologischen Wörterbuch der kirchenslavischen Sprache. Leider wurden diese und mehrere andere Arbeiten deshalb nicht zu Ende geführt, weil der Verfasser schon seit dem Jahre 1841 ernstlich erkrankte und am 7. Juni 1843 starb. Er beschäftigte sich auch mit dem Übersetzen einiger altčechischer, serbischer und polnischer Gedichte, sowie des altruthenischen Liedes vom Heereszuge Igors gegen die Połowzer. Noch mehr als seine Schriften wirkte sein persönliches Auftreten, welchem die rege Thätigkeit der Ruthenen im Jahre 1848 zum großen Theile zu verdanken ist.

Während Šaškewyč sich ein bestimmtes Ziel in seiner literarischen Thätigkeit steckte und dasselbe consequent verfolgte, während er sich der Selbständigkeit des Ruthenischen gegenüber den benachbarten slavischen Sprachen klar bewußt war, sind seine Schicksalsgenossen Hołowackij und Wahylewyč ihren ursprünglichen Ideen insofern untreu geworden, als Hołowackij den sprachlichen Anschluß der Ruthenen an die Russen verfocht, Wahylewyč aber seine Geisteskräfte größtentheils der Förderung polnischer Literatur widmete.

Jakob Hołowackij (Głowacki, geboren 1814, gestorben 1888) war zuerst Landpfarrer und seit dem Jahre 1848 Professor der ruthenischen Sprache und Literatur an der Universität Lemberg. Im Jahre 1867 wegen seiner russophilen Tendenzen suspendirt, verließ er Lemberg und lebte in Wilna, wo er von der russischen Regierung zum Vorsitzenden der

archäographischen Commission ernannt wurde. Unter seinen zahlreichen Publicationen verdient namentlich die Ausgabe der ruthenischen Volkslieder erwähnt zu werden. Dieselben wurden zu Moskau in der gelehrten Publication: „Čtenia obščestwa istorii i drewnostej“ 1863 bis 1865 und 1878 gedruckt und außerdem im Separatabdrucke (1878) in vier Bänden herausgegeben.

Johann Wahylewyč (1811 bis 1868) beschäftigte sich mit der slavischen Philologie, sowie mit der Geschichtsforschung und Ethnographie. Speciell machte er Studien auf dem Gebiete der altruthenischen Literatur und übersetzte Nestors Chronik ins Polnische, sowie das epische Gedicht vom Heereszuge Igors ins Polnische und Ruthenische und schrieb in polnischer Sprache einen eingehenden Commentar zu diesem Denkmale.

Wladimir Barwiński.

Das Jahr 1848 ist in der Geschichte der Wiedergeburt der ruthenischen Nation hauptsächlich deshalb wichtig, weil am 19. October die sogenannte Gelehrtenversammlung in Lemberg zusammentrat, um über die Art und Weise der Hebung der ruthenischen Sprache und Literatur zu berathschlagen. Hervorragend war das Auftreten zweier damaliger Patrioten, des Dichters Nikolaus Ustyjanowyč, eines Freundes des nicht mehr lebenden M. Šaškewyč, und des Professors Jakob Holowackij. Sie betonten mit großem Nachdruck die Bildungsfähigkeit der ruthenischen Sprache und behaupteten, daß das ruthenische Volk den Russen und Polen gegenüber seine eigene Literatur haben müsse. Namentlich verlas Holowackij in der zweiten Sitzung seine werthvolle Abhandlung über die ruthenische Sprache. In diesem Jahre wurde der politische Verein: „Головна руска Рада“ (der ruthenische Hauptverein) und die ruthenische Zeitschrift „Halyckaja Zorja“ gegründet.

Als eifrige Förderer des neuen geistigen Lebens unter den galizischen Ruthenen erschienen zu dieser Zeit zwei Dichter, nämlich N. Ustyjanowyč und A. Mohylnyckij.

Nikolaus Ustyjanowyč (1811 bis 1885) verfaßte zumeist lyrische Gedichte, dann einige Erzählungen und Novellen, welche eine dem E. Sue und W. Scott entlehnte poetische Färbung bekunden.

Anton Mohylnyckij (1811 bis 1872) schrieb schon im Jahre 1839 ein schönes lyrisches Gedicht „Згадка старини“ (Erinnerung an die alte Zeit), worauf er zehn Jahre hindurch schwieg. Erst das epochemachende Jahr 1848 rüttelte ihn aus seiner Unthätigkeit auf. Im Jahre 1849 schrieb er eine schöne volksthümliche poetische Erzählung aus den Napoleonischen Kriegszügen, betitelt „Русин воякъ“ (der Ruthene-Soldat), und lieferte eine gelungene Übersetzung der Schillerschen Ballade „Der Graf von Habsburg“. Damals fing er auch an, ein größeres episches Gedicht „Скит Манявский“ (das Einsiedlerkloster zu Mańawa) zu schreiben. Der erste Theil erschien im Jahre 1852 zu Przemyśl und übte auf die enthusiasmirten Landsleute des Verfassers einen solchen Eindruck aus, daß er mit Mickiewicz und Goethe verglichen wurde. In diesem Gedichte, welches die Gründung des beim Volke populären und beliebten Einsiedlerklosters zu Mańawa in Galizien schildert, gibt es wirklich einige wohl gelungene Episoden, doch leidet das Ganze an Weitschweifigkeit.

Obwohl in den Anfängen der Wiedergeburt der ruthenischen Literatur in Galizien Aussicht auf eine naturgemäße Entwicklung derselben vorhanden war, trat doch im Jahre 1853 ein Stocken in der productiven Thätigkeit der begabteren galizischen Schriftsteller ein. Es verstummte sogar Mohylnyckij und Johann Hušałewyč, welcher seit dem Jahre 1848 viele lyrische Gedichte verfaßt hat, fing an, sich in seinen weiteren literarischen Arbeiten einer Zwittersprache zu bedienen, welche weder ruthenisch, noch russisch ist. Der Historiker Zubryckij gab eine Geschichte des Fürstenthums von Halicz und Wladimir in russischer Sprache heraus, und Hołowackij bediente sich seit dem Jahre 1851 sowohl in seinen Universitätsvorträgen, als auch in seinen Schriften eines eigenthümlich russificirten Idioms. Das Beispiel dieser beiden Männer wirkte lähmend, desgleichen die Autorität des gelehrten Domherrn Anton Petruševyč, der es ebenfalls verschmähte, seine zahlreichen historischen Publicationen in der ruthenischen Sprache zu verfassen. Bei so bewandten Umständen mußte in dem ohnehin schwachen geistigen Leben der Ruthenen ein Stillstand eintreten, demzufolge vom Jahre 1857 bis 1860 außer der officiellen, in Wien herausgegebenen Zeitung „Wistnyk“ (Der Bote) gar keine ruthenische Zeitschrift weder politischen noch literarischen Inhaltes erschien.

Aus dieser Lethargie wurden die Ruthenen im Jahre 1859 aufgerüttelt, als ihnen die Landesregierung das lateinische Alphabet aufoctroyiren wollte. Ein derartiges Ansinnen lehnten die Ruthenen mit Widerwillen ab, und die Landesregierung ließ die Sache auf sich beruhen. Während dieses Alphabetenstreites schwang sich Bohdan D'idyckij zum Lenker der Culturbestrebungen seiner Landsleute auf. Seit 1861 redigirte er das politische Blatt „Слово“ und trachtete eine an das Russische sich anlehnende

Sprache zu schaffen. Gegen diese Bestrebungen D'idyckijs reagirten die sogenannten Ukrainophilen. Es waren thatkräftige junge Leute, welche von der imponirenden Schönheit der dichterischen Schöpfungen Taras Ševčenkos — des bedeutendsten ukrainischen und in Galizien schon seit M. Šaškewyč ziemlich bekannten Dichters — begeistert, sich um das Banner der Nationalitätsidee schaarten. Diejenigen unter ihnen, welche sich literarisch bethätigen wollten — Fedir Zarewyč, Wladimir Šaškewyč (Sohn des Marcian), Ksenophon Klymkowyč, Konstantin Horbal, Longin Lukašewyč — nahmen gegen die Hegemonie D'idyckijs Stellung und gründeten ihre eigenen literarischen Organe. So entstanden die periodischen Zeitschriften: „Вечерниці", „Мета", „Нива", „Правда". Eine vielseitige Wirksamkeit entfaltete namentlich Ksenophon Klymkowyč, welcher nicht nur Dichter, sondern auch ein bedeutender Publicist war, und die Interessen der Nationalen gegenüber den hie und da auftauchenden Russophilen in Galizien verfocht.

Um die Interessen des ruthenischen Culturlebens vor möglichen Beeinträchtigungen zu wahren, gründeten mehrere junge Patrioten am 8. December 1868 den literarischen Verein „Proświta", welcher infolge seiner ersprießlichen Thätigkeit im Lande bald immer mehr Anhang fand, während der im Jahre 1849 gegründete literarische Verein „Галицко-руска Матиця" (Halycko-ruska Matyća) weniger auf die Volksbildung Rücksicht nahm und sich nur mit der Herausgabe von Gebetbüchern in der Kirchensprache, sowie mit der Publication gelehrter Werke befaßte. Die ersprießliche Wirksamkeit der „Proświta" zu Gunsten der Volksaufklärung wurde durch den Ševčenko-Verein kräftig unterstützt. Derselbe wurde im Jahre 1873 zu Lemberg in der Absicht gegründet, die Literatur durch Herausgabe von Büchern und Zeitschriften, sowie durch Veranstaltung von Gelehrten- und Schriftstellerversammlungen zu heben. Zur Erreichung des vorgesteckten Zieles trug nicht wenig die bei dem genannten Vereine gegründete Buchdruckerei bei. Seit dem Jahre 1892 ist dieser Verein auf Grund eines neuen Statutes zur Vorbereitungsschule einer künftigen ruthenischen Akademie der Wissenschaften geworden; er veröffentlicht „Mittheilungen aus dem Gebiete der Wissenschaft und der Literatur", eine juridische Revue, sowie Sammlungen von literarischen Denkmälern und historischen Quellen.

Den oben erwähnten Förderern des nationalen Culturlebens reiht sich der Dichter Kornel Ustyjanowyč (geboren 1839, Sohn des Nikolaus Ustyjanowyč) an, der von Shakespeare beeinflußt, in seinen beiden Tragödien „Oleh" („Олег Святославич Овруцкий", 1876) und „Jaropolk" („Ярополк I. Святославич", 1877) die poesiereiche Geschichte der ruthenischen Fürstenperiode des X. Jahrhunderts in schwungreichen dramatischen Bildern geschildert hat.

Ebenso fand das nationale Leben der Ruthenen einen eifrigen Förderer in der Person Wladimir Barwińskijs, welcher durch Umsicht und politische Gewandtheit eine solide

Organisation unter seinen Landsleuten herzustellen suchte. Zunächst ein eifriger Verfechter der von dem Vereine „Proświta“ geförderten Volksaufklärung, redigirte er sodann fünf Jahre lang die literarische Zeitschrift „Prawda“ und um das Jahr 1880 faßte er den Plan, die politische Zeitschrift „D'iło“ (Дѣло) als Organ der national gesinnten Ruthenen herauszugeben. Um auch die Volksmasse zur Theilnahme am Nationalleben zu bewegen, gab er den Ansporn zu Volksversammlungen. Eine solche fand während der am 30. November 1880 begangenen hundertjährigen Jubiläumsfeier der Thronbesteigung des Kaisers Josef II. statt, wobei die versammelten Tausende von Ruthenen mit Begeisterung beschlossen, mit vereinigten Kräften für die Wahrung ihrer constitutionellen Rechte sowie für die Hebung der Nationalinteressen einzustehen. Leider starb W. Barwińskij schon (1883) im 33. Lebensjahre, so daß es ihm nicht gegönnt war, die begonnene nationale Organisation der galizischen Ruthenen durchzuführen. Doch sein geistiges Erbe fiel dem im Jahre 1886 gegründeten ruthenischen „Nationalrathe“ zu, und die von Iwan Belej weiter fortgeführte Redaction der Zeitschrift „D'iło“ vertritt würdevoll die politischen und socialen Interessen der Ruthenen. Wladimir Barwińskij war nicht nur Publicist, er schrieb auch mehrere Novellen und Erzählungen, unter denen namentlich die Novelle „Skošenyj ćwit“ (die zerknickte Blume) nennenswerth ist, zumal dieselbe die romantische Richtung mit dem Realismus in der Literatur zu vereinigen sucht. Wladimir Barwińskij wurde in seinem social-nationalen Wirkungskreise von dem talentvollen W. Nawrockij eifrig unterstützt. Derselbe schrieb viele gründliche Abhandlungen ökonomischen Inhaltes und förderte in ausgiebiger Weise auch die politischen Interessen der ruthenischen Nation.

Als Verfasser von Novellen verdienen noch Basil Ilnyckij, Fedir Zarewyč, Anatol Wachńanyn, ferner Lew Wasylkowyč-Sapohiwskij und Natalie Kobryńska genannt zu werden. Ilnyckij schrieb außerdem viele Artikel ästhetischen Inhaltes und populäre Abhandlungen aus der ruthenischen Geschichte. Kobryńska vertritt in ihren Novellen die moderne realistische Richtung; sie verficht die Emancipation der Frauen und gab zu diesem Zwecke (1887) den Almanach „Перший вінок“ (der erste Kranz) heraus.

Doch der eigentliche Vertreter der national-realistischen Richtung in der modernen ruthenischen Literatur ist der talentvolle Iwan Franko (geboren im Jahre 1856). Derselbe hat eine ganze Reihe (43) von Novellen veröffentlicht, unter denen namentlich diejenigen beachtenswerth sind, welche als naturgetreue Lebensbilder gelten können. Hierher gehören kurze Skizzen: das Lešische Hausgesinde (Лесишина челядь), der Bleistift (Оловець), der Schulunterricht des kleinen Hryć (Грицева шкільна наука), Schönschreiben, Brombeeren-Tascherln (Пироги з черницями), der kleine Miron (Малий Мирон) und mehrere andere. Dagegen leiden diejenigen Novellen Frankos, welche Seelenzustände schildern, wie „Die Postmanipulantin“ (Маніпулянтка), mitunter an Weitschweifigkeit, während seine

Tendenzromane, wie z. B. „Zachar Berkut“ (der fingirte Name eines alten patriotischen Bauers aus der Fürstenzeit), wenig naturgetreu sind. Anderwärts neigt der Verfasser stark zum Naturalismus hin („Auf dem Grunde“ На дні, „Die Mission“ Місія) und schildert Scenen, welche mit den Begriffen der Ästhetik kaum vereinbar sind. Gleichwohl zeichnen sich seine Novellen im Allgemeinen durch reiche Erfindung, sowie geistreiche Charakteristik der handelnden Personen aus. Eine ähnliche Richtung verfolgen größtentheils auch die Gedichte Franko's, welche er seit dem Jahre 1874 theils in verschiedenen ruthenischen Zeitschriften, theils auch in besonderen Ausgaben veröffentlicht hat. Unter diesen Gedichten ist namentlich die größere politische Erzählung „Панські жарти“ (Herrenscherze) nennenswerth. Franko befaßte sich auch mit der Übersetzung einiger wichtigerer literarischer Producte des Auslandes. Mustergiltig ist namentlich seine Übersetzung des Faust von Goethe (I. Theil, Lemberg 1882). In abgekürzten Umarbeitungen in ruthenischer Sprache erschienen auch die Erzählungen vom Reinecke Fuchs (1890) und Saavedra's Don Quixote (1891). Neben der Belletristik beschäftigte sich Franko auch mit Untersuchungen auf dem Gebiete der Sociologie, Geschichte, Ethnographie, Literaturgeschichte und Kritik.

Emil Ohonowskij.

Als Antipode Frankos kann Wladimir Maślak (geboren 1858) gelten, der seit dem Jahre 1879 in zahlreichen lyrischen Gedichten eine heitere Weltanschauung durchschimmern läßt. Von den Jüngeren versuchten sich, besonders in lyrischen Gedichten, H. Hrabowyč, Julie Schneider, O. Makowej, W. Ščurat u. a.

Außer der Belletristik wurde in Galizien auch die Geschichtsschreibung gepflegt. Viele historische Werke schrieb Isidor Šaranewyč in ruthenischer, polnischer und deutscher Sprache. Sein wichtigstes Werk ist die Geschichte von Halicz und Wladimir (Исторія галицко-володимирскои Руси, Lemberg 1863). Außerdem schrieb er eine historische Erzählung „Гальшка Острожска“ (Halška von Ostroh) und lieferte den Beweis dafür, daß er ein wissenschaftliches Thema auch populär darstellen könne. Ein ersprießliches Wirken entfalteten auch die Historiker: Stefan Kačała, Emil Partyckij, Julian Celewyč, Alexander Barwińskij, Kornelius Zakłyńskij und andere. Kačała (gestorben 1888) schrieb mit Gewandtheit mehrere populäre geschichtliche Abhandlungen. Partyckij (gestorben 1895) war bestrebt, in seinen Monographien die vorgeschichtlichen Zustände des Heimatlandes, allerdings nicht immer mit gehöriger Kritik, zu reconstruiren. Außerdem befaßte er sich mit philologischen Untersuchungen und hat unter anderen die schwierigeren Stellen des Gedichtes vom Heereszuge Igors zu erklären und die Rhythmik des genannten epischen Gedichtes festzustellen versucht. Celewyč (gestorben 1892) war ein eifriger Geschichtsforscher und hat namentlich durch die Veröffentlichung der Monographie „Скит Манявский“ zur Aufklärung der älteren Culturzustände der Ruthenen in Galizien beigetragen. A. Barwińskij schrieb (1889) eine populäre ruthenische Geschichte und veröffentlichte bisher fünfzehn Bände der ruthenischen historischen Bibliothek. Außerdem veranstaltete er eine Reihe von Übersetzungen verschiedener Artikel historischen und culturgeschichtlichen Inhaltes und machte sich um die Hebung des pädagogischen Vereins, sowie des wissenschaftlichen Ševčenko-Vereines wohlverdient. Schließlich sei hier bemerkt, daß der früh verstorbene Zakłyńskij mehrere gründliche Monographien verfaßt hat. Als historische Schriftsteller verdienen auch O. Kałytowskij, Iw. Matijiw, Sew. Zaryckij und Gr. Welyčko genannt zu werden. Geschichtliche Bücher für das Volk haben B. D'idyckij, B. Ilnyckij und andere geschrieben. In neuester Zeit entwickelt der an der Universität Lemberg angestellte, in Kiew gebildete Professor für ruthenische Geschichte M. Hrušewski eine ersprießliche Thätigkeit. Er ist Director der historischen Section des wissenschaftlichen Ševčenko-Vereines.

Auf dem Gebiete der ruthenischen Sprache und Literatur trat eine ganze Reihe von Schriftstellern auf. Ruthenische Grammatiken haben nachstehende Schriftsteller veröffentlicht: Lučkay, Josef Lewyckij, Josef Lozyńskij, Johann Wahylewyč, Jakob Hołowackij, Philipp D'ačan, Michael Osadca (die dritte Ausgabe derselben besorgten J. Onyškewyč und O. Lepkij), Emil Ohonowski, Stefan Smal-Stockij, Gregor Šaškewyč, Johann Hlibowyckij, Emil Popowyč und andere. Emil Ohonowskij (Ogonowski, geboren 1833, gestorben 1894) ist der Verfasser der „Studien auf dem Gebiete der ruthenischen Sprache“ (1880), der ruthenischen Grammatik (1889) und der ruthenischen Literaturgeschichte (sechs Theile, 1886 bis 1894).

Er gab unter anderem eine altruthenische Chrestomathie sammt Commentar, Grammatik und Glossar heraus und schrieb viele kritisch-ästhetische und philologische Abhandlungen. Im Jahre 1893 erschien unter seiner Redaction die vom Ševčenko-Verein besorgte mustergiltige Ausgabe der Gedichte von T. Ševčenko. Außerdem schrieb er auch zwei dramatische Werke: Fed'ko Ostrožskij und Halška Ostrožska. Durch 17 Jahre war er Obmann des die Volksbildung bezweckenden Vereins „Proświta", und durch anderthalb Jahre Director der philologischen Section im Ševčenko-Vereine. Stefan Smal-Stockij lieferte außer der gediegenen Abhandlung über die Analogien in der ruthenischen Declination und einigen anderen Arbeiten, eine Grammatik (1893), in der besonders die Formenlehre gründlich bearbeitet ist. Er ist ein Schüler des verstorbenen Professors an der Universität in Czernowitz Ig. Onyškewyč, welcher im Jahre 1877 die sogenannte ruthenische Bibliothek begründete und zwei Bände derselben herausgab.

Mit kritischen Abhandlungen auf dem Gebiete der ruthenischen Literatur befaßten sich unter anderen Wladimir Kocowskij und der jugendliche Alexander Kotessa. Der erstere hat einen historisch-kritischen Commentar zum altruthenischen Gedichte „vom Heereszuge Igors" und eine Monographie über Marcian Šaškewyč und seine Zeit verfaßt, wogegen der andere 1894 eine Studie über den Einfluß des polnischen Dichters Mickiewicz auf die schriftstellerische Thätigkeit Ševčenkos geschrieben hat. Ferner sind zu erwähnen: E. Studyńskij, welcher ein Denkmal des XVII. Jahrhunderts (Perestoroha, Warnung) sorgfältig bearbeitete, R. Jarosewyč, O. Makaruška, J. Kopač, W. Ščurat, und andere.

Auf dem Gebiete der Lexikographie waren mehrere Fachmänner thätig: Emil Partyckij redigirte und veröffentlichte aus den in den Sechziger-Jahren von den griechisch-katholischen Seminarzöglingen gesammelten Materialien ein deutsch-ruthenisches Wörterbuch, und Eugen Želechowskij(Želechiwskij) gab ein ruthenisch-deutsches Wörterbuch heraus. Iwan Werchratskij befaßte sich nicht nur mit der Lexikographie, sondern auch mit grammatischen Untersuchungen auf dem Gebiete der Dialektologie, welche Scharfsinn und ein umfangreiches Wissen bekunden. Er schrieb auch mehrere Werke und Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte und versucht sich mit Glück in Gedichten, namentlich in Übersetzungen (Königinhofer Handschrift und Słowackis „Der Vater der Verpesteten"). Zu den Lexikographen gehört auch Konstantin Lewyckij, welcher im Jahre 1893 die juridische Terminologie herausgegeben hat und seit dem Jahre 1889 „die juridische Revue" (Правнича часопись) redigirt.

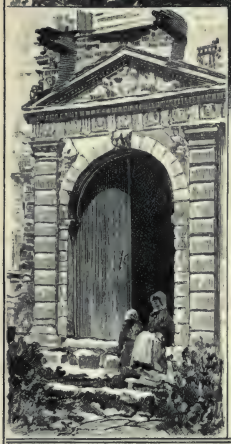
Auf dem Gebiete der theologischen Literatur sind nennenswerth: Michael Baron von Neustern Harasewyč, Anton Dobrjańskij, Michael Makynowskij, Metropolit Silvester Sembratowyč, Bischof Julian Pełeš, J. Bartošewskij, B. Pjurko, J. Komarnyckij, D. Tańačkewyč, Alexius Torońskij, Eugen Husar, J. Melnyckij und andere. Dobrjańskij

schrieb außerdem historische Monographien, Toroński hingegen verfaßte Erzählungen, sowie ethnographische, grammatische und literar-historische Untersuchungen. Tańačkewyč ist auch Verfasser mehrerer populärer sociologischer und culturhistorischer Schriften.

Außerdem sind den galizischen Ruthenen viele ausgezeichnete Männer der Wissenschaft entsprossen, die in ihren wissenschaftlichen Arbeiten die ruthenische Sprache wenig oder gar nicht gebraucht haben. So der Professor an der technischen Hochschule in Lemberg Geolog Medweckij, der Universitäts-Professor in Prag Physiolog Dr. Horbačewskij, der Universitäts-Professor in Graz Oculist Dr. Boryš'ikewyč, der Professor an der technischen Hochschule in Prag Elektrotechniker Dr. Puluj, der Professor an der technischen Hochschule in Lemberg Botaniker Dr. Wołoščak, der landwirthschaftliche Schriftsteller Dr. Oleśkiw, Jurist Dr. Zobkiw und andere, nicht zu gedenken derjenigen, die sich ihrer Nationalität entäußert haben. Die gelehrte Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg versammelt um sich und in sich immer mehr solcher Männer.

Aus der vorliegenden Erörterung ist nun ersichtlich, daß die galizischen Ruthenen unter der constitutionellen österreichischen Regierung in der Entwicklung ihrer Sprache und Literatur vorwärts schreiten und somit in ihren Culturbestrebungen binnen der beiden letzten Decennien Erhebliches geleistet haben.

Schloß Olesko.



Bildende Kunst.

Die Architektur.

Das Land, das gegenwärtig den Namen von Galizien und des Großfürstenthums Krakau führt, war einst ein Theil des polnischen Reiches und daher sieht sich der Forscher, um den Zusammenhang der Kunstentwicklung zu zeigen, häufig veranlaßt, den Blick über die Grenzen der heutigen Provinz hinaus auf die anderen Theile des einstigen polnischen Gesammtreiches schweifen zu lassen. Anderseits liegen die Beziehungen des galizischen Ruthenien mit Kiew in den Ausgrabungen der Kirchen von Halicz und in den Typen der späteren kirchlichen Holzbauten zu Tage und die Typen der ruthenischen Burgen und Befestigungen (Fortalitien) finden in den Denkmälern jenseits der Grenze, in Podolien, Wolhynien und in der Ukraina ihre Erklärung. Unser Kronland ist also für den Forscher ein dankbares Gebiet, das durch die

Mannigfaltigkeit seiner Baureste anlockt, trotzdem hervorragende Denkmäler meist fehlen und die vorhandenen häufig in traurigem Zustande erhalten sind. Bevor wir daher unsere eigentliche Aufgabe, die Schilderung der Geschichte der Architektur berühren, wollen wir in der Einleitung die Holzbaukunst des Volkes charakterisiren, soweit sie aus dem Umkreis der Ethnographie in die Sphären der Kunst eintritt.

Eine Eigenthümlichkeit der slavischen Stämme und daher auch der hauptsächlich Galizien bewohnenden Bevölkerung ist der Bau der Wohnsitze aus Holz. Der galizische Dorfbewohner ist von Haus aus ein guter Zimmermann, und die technische Terminologie seines Handwerks, sowohl die polnische wie die ruthenische, ist ein alt überliefertes Gut. Man kann jedoch das, was der polnische und ruthenische Bauer als Wohnung für seine Familie und sein liebes Vieh baut, kaum ein architektonisches Werk aus Holz nennen. Es sind Nothbauten mit Strohdächern, einfach und ohne Stil. Auch die Bauten der am Fuße der polnischen Tatra wohnenden Bergbewohner, welche, mit Schindeln gedeckt, bereits zierliche Giebelwände an den Seiten und gewisse zierliche Details am Eingang, an den Fenstern, an den Balken der Stubendecken u. s. w. zeigen, bieten eigentlich doch nur ethnographische Eigenthümlichkeiten dar. Obgleich wir also aus dem Umkreis der Architektur die Bauernhütten ausschließen, so können wir doch nicht umhin, einen gewissen Begriff des Schönen, das ungemein Malerische zahlreicher im ganzen Lande zerstreuter lateinischer und ruthenischer Kirchlein, sowie die Originalität der kleinstädtischen Wohnhäuser mit ihren Laubengängen anzuerkennen. Denn wenn in dem Bau der Hütten und kleinen Edelhöfe das Blockhaussystem herrscht, wobei die Föhren- und Lärchenblöcke horizontal gelegt und in Halbbalken an den Ecken und beim Zusammentreffen der Theilwände gebunden werden, so vereinigt sich doch in den genannten Kirchenbauten dieses unkünstlerische System mit der künstlerischen Eigenthümlichkeit der Holzbaukunst, mit dem Säulen- und zum Theil dem Rahmensystem.

In der Anordnung des Grundrisses folgen unsere lateinischen Dorfkirchen den Mustern der gemauerten einschiffigen aus der Schlußepoche der Gothik. Die ältesten Denkmäler auf dem Abhang der Karpathen kann man nicht früher als in die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts ansetzen. Gewöhnlich sind sie aus Balken gebaut, das heißt aus auf beiden Seiten abgesägten, in ein Geschränk verbundenen Lärchbäumen, die von außen mit senkrechten Brettern verschlagen und mit Leisten oder mit einer Reihe von Schindeln eingefaßt sind. An der Front sitzt ein viereckiger Glockenthurm, der nach oben durch sanfte Neigung der Wände dünner wird. Oben krönt sie ein Vorsprung nach Art der mittelalterlichen Hurden, beschlagen mit Brettern, deren Abschluß nach unten zierlich in Spießform ausgeschnitten ist. Oberhalb der Bekrönung schießt eine Giebelpyramide hervor oder ein kugelförmiger Barockabschluß, der mit Schindeln gedeckt ist. Die Façade ist auf diese Weise

fast durch den Thurm verdeckt. Das Presbyterium pflegt meist vieleckig abgeschlossen zu sein und hat ein Dach, das niedriger ist als das des Vorderschiffes. Niedrige Gallerien auf Geländersäulen, verbunden mit Bügen, bilden eine Art halbkreisförmiger Arcade und umgeben von außen das Presbyterium und häufig auch die Schiffe. Man nennt sie Soboty — sie sind etwas erhöht über das Niveau des umliegenden Grundes. Manchmal nimmt die Stelle der Soboty ein kleines Dach ein, das die Wände des Presbyteriums vor Regen schützt, oder mittelst an der Dachtraufe hervortretender großer Kragsteine hat das Dach über dem Presbyterium eine gleichbreite Grundlage wie beim Schiff (Gosprzydowa). Durch einen, eine Vorhalle bildenden Untertheil des Thurmes gelangen wir ins Innere.

Die hölzerne römisch-katholische Kirche in Skrzyszów bei Tarnów (XVI. Jahrhundert).

Das Schiff bedeckt ein Plafond aus Brettchen, je nach dem Maß der Ausschmückung durch Leisteneinfassung in Quadratfelder getheilt, die zur Bemalung mit Bildern bestimmt sind. Charakteristisch sind beim Plafond die schwellenförmigen Unterzüge, die auf den Seitenwänden ruhen, mit einer Krone an den Brettchen, welche die Seiten dieser Schwellen verschalen. Bei den schönen Typen unterhalb der Karpathen ist der Triumphbalken in architektonischen spätgothischen Formen durchgeführt und trägt das Crucifix und Heiligenfiguren. Viele von diesen Kirchen haben eine schöne Polychromie in ihrem Innern bewahrt, die in phantasievollen Blätterornamenten nach Art der Miniaturen in den Codices aus dem Ende des XV. Jahrhunderts durchgeführt ist (Libusza, Korzenna u. s. f.) oder Motive für jedes Brett verschieden anwendet.

Das Kirchlein in Mogiła, dem heiligen Bartholomäus geweiht, stammt aus der Mitte des XV. Jahrhunderts. Gebaut wurde es von den dortigen Cistercienſern, daher hat es keinen Thurm vor der Front und das Presbyterium wird durch eine flache Wand abgeſchloſſen. Charakteriſtiſch iſt das Vorderſchiff mit einer Reihe von eckigen gothiſchen Pfeilern auf ſteinernen Sokeln, welche mit Brettchen verſchalte Spitzbogenarcaden tragen, ſo daß es gleichſam in drei Schiffe getheilt iſt. Schön iſt der durch einen Spitzbogen abgeſchloſſene Seiteneingang auf geſchnitztem Thürpfoſten mit einem Blätterornament. Der Zimmermeiſter, welcher die Kirche baute und das Portal ſchnitzte, war nach einer Inſchrift Meiſter Mathias Mączka (1465). Derſelben Zeit (1455) gehört die Kapelle des heiligen Bernard in Grybów an, mit charakteriſtiſchem Portal mit zwei durch eine Säule getheilten Öffnungen und gothiſcher Inſchrift. Die Architektur der Eingänge iſt Steinmuſtern nachgebildet.

Mehr Beiſpiele bietet der Anfang des XVI. Jahrhunderts; ſo vor Allem die durch ihre Proportionen hervorragende Kirche im Dorfe Skrzyszów, die durch einen Zubau auf der Nordſeite erweitert worden iſt, ein Werk des Zimmermeiſters Jan aus dem Jahre 1517, der ſich ſeinen Namen auf einem zierlichen gothiſchen Seitenportal verewigt hat. Beachtenswerth iſt das Kirchlein in Libusza unterhalb Biecz wegen der ſorgfältigen Ausführung der Deckengewölbe und des Triumphbogens, wegen der Proportionen der ſchlanken Thürme und der Kirchenwände und vor Allem wegen der ſtilvollen Polychromie ihres Innern, welche auf Koſten des Erbauers Probſtes Johann im Jahre 1523 ausgeführt wurde. Dann folgen die polychromirten Kirchen in Dębno und im benachbarten Nowytarg am Dunajec, in Binarowa an der Biecz mit ſymboliſchen Malereien im Innern aus dem Jahre 1660, in Przydonica bei Rożnów im Gebiet von Sandec, von dem Zimmermeiſter Paulus 1527 erbaut, mit drei ſchönen gothiſchen Portalen, welche ähnliche aus Stein in den benachbarten Ortſchaften Wielogłowy und Zbyszyce nachahmen, die Kirchen zu Kruzlowa mit einer ähnlichen Polychromie wie in Libusza, zu Ptaszkowa, zu Lipnica mit gothiſchen Details, zu Korzenna u. ſ. f.

Maleriſch ſind die hölzernen Kirchlein (cerkiewki) unter den galiziſchen Ruthenen und am Abhange der Karpathen; ſie ſind zweifellos die ſchönſte Löſung des Blockhausbauſyſtems mit jener Abweichung der Säulen- und Rahmenanordnung, deren wir oben gedacht haben, typiſche Bauwerke, die inmitten des landſchaftlichen Bildes die ruthenischen Anſiedlungen kennzeichnen. Grundplan und Aufbau ſind den ſpätbyzantiniſchen Kirchen entlehnt. Waren die älteſten Kirchen in den ruthenischen Ländern immer aus Mauern aufgeführt, ſo hatte in den von den Kunſtcentren entfernten Gegenden der Mangel an Maurer- und Steinmetzarbeitern die Einführung der kirchlichen Holzbaukunſt zur Folge.

Eigentlich ſind dieſe ruthenischen Kirchen keine Centralbauten, ſie ſtrecken ſich in einer Axe nach Oſten und zeigen drei Abtheilungen, die ſich im Grundriß und in dem

Aufbau kenntlich machen. Da ist die Vorhalle mit einer hervortretenden Gallerie über der Eingangslaube, dann der Naos, und von ihr durch die Ikonostaswand getheilt die Bema oder das Presbyterium, das häufig vieleckig abgeschlossen ist. Jeden von diesen drei Theilen kennzeichnet eine nach oben emporschießende Thurmkuppel, von denen die mittlere die höchste ist. An diese mehr oder weniger zusammengedrückte, nach oben schießende, um vieles höhere Gruppe, als es die gemauerten spätbyzantinischen Kirchen sind, setzt sich unten eine Reihe

Die hölzerne griechische Kirche in Rozdół am Dniestr bei Żydaczów (XVII. Jahrhundert).

Laubengänge an (Soboty) und eine Anzahl Schindeldächer, welche die mit Schindeln gedeckten Wände schützen, vertreten hier die Theilungsgesimse. Aus diesem gemeinsamen Schema der ruthenischen Kirchlein mit drei Kuppeln entwickelt sich ein unermeßlicher Reichthum von Abarten in der Anreihung der Bestandtheile des Aufbaues, in der Gestaltung der thurmartigen Kuppeln, als Ausdruck der Individualität des Zimmermeisters, der Stilepoche oder fremder Einflüsse. Die ornamentale Schnitzerei spielt hierbei keine große Rolle. Das Innere ist oben mit einer Art Kuppelgewölbe aus Brettchen abgeschlossen, die mit der äußeren kugelförmigen Gestalt der Kuppeln in keinem Zusammenhange stehen

und selbständig construirt sind. Einflüsse der Renaissance bemerkt man in der Anbringung von Laternen über den Kuppeln, solche der Gothik in der polygonen Abschließung des Presbyteriums; der Romanismus bringt seine Arcadenfriese (Drohobycz). Bezüglich der Construction ist interessant der Übergang vom quadratischen Unterbau in einen achteckigen Tambour mit kuppelförmigem Abschluß der Theile des Aufbaues der Kirche und namentlich ihres Schiffes. Die Glockenthürme sind nicht mit dem Kirchenbau vereinigt und unterscheiden sich in ihrer Gestalt nicht von denen der kleinen lateinischen Kirchen, höchstens durch geringere Aufbauten.

Von den zahlreichen ungemein interessanten hölzernen ruthenischen Kirchen in Galizien, deren so manche Ansiedelung mehrere besitzt, erwähnen wir nur einige wichtigere. Als ein nicht vereinzelt dastehender Beweis dafür, daß der Typus der hölzernen galizischen Kirchen dem alten gemauerten spätbyzantinischen entsprach, repräsentirt sich die Kirche in Nadworna. Sie zeigt die Kreuzanordnung im Grundriß mit fünf Kuppeln im Aufbau, von denen die mittlere die höchste ist, worin sie an die alten Kiewer und späteren wolhynischen Typen erinnert. Sie stammt aus dem XVII. Jahrhundert, wie das auf einem Balken eingeschnittene Datum des Jahres 1641 zeigt, und wurde aus dem Maniawski Skit (Skit bedeutet ursprünglich Einsiedelei) an diese Stelle im Jahre 1780 übertragen. Dasselbe Kreuzsystem zeigt auch das Kirchlein in Weryń zwischen Mikołajów und Rozdół, aber es fehlen ihm die Kuppeln bis auf die mittlere, die über den gedrückten Dächern hervortritt. Wie herrlich hingegen malt sie sich in der Kirche in Rozdół, mit ihren drei zwiebelförmigen Kuppeln hintereinander. Jede von ihnen trägt eine schlanke Laterne und Kreuze. Der Übergang von der Quadratform des Schiffes in einen achteckigen Tambour, in ein vieleckiges Presbyterium und seine allmälige Bindung durch Stockwerke, welche durch Wetterdächer (Regentraufen) gekennzeichnet sind, und das starke Hervortreten des Dachsaumes, der von unten die Soboty vertritt, zugleich die Frontgallerie auf dem Stockwerk verleihen diesem Holzbau ein malerisches Aussehen. Einen ähnlichen Typus finden wir im Kirchlein in Wygnanka unter Czortków, aber das Mittelschiff ist achteckig, das Presbyterium hat eine Glockenkuppel mit einer Laterne und horizontale Theilungen mit zahlreichen Wetterdächern. Die drei concentrirten Kuppeln schießen schlank empor. Dann findet man wieder in Horodnica bei Czortków den Typus mit einer Mittelkuppel, obgleich er so entwickelt ist wie in der Georgs- und in der Heiligenkreuzkirche in Drohobycz. Besonders die erste ist typisch entwickelt — gebaut aus Lärchenholz, hat sie drei Kuppeln in der Richtung der Hauptaxe und zwei kleinere auf den Seiten, zugleich eine Gallerie an der Außenseite. Sie stammt aus dem XVI. Jahrhundert. Die Heiligenkreuzkirche ist weniger anziehend, von kleineren Proportionen und hat statt der Kuppeln Zeltdächer. Sie stammt aus dem Jahre 1601 und zeigt Spuren der Polychromie.

Von den Holzbauten der lateinischen und griechisch-katholischen Kirchen in Galizien wird ihr bescheidener künstlerischer Gehalt auf kleinstädtische Bauwerke und speciell die Wohnhäuser an Marktplätzen und in den nahe gelegenen Gassen übertragen. Schmutzige und verwahrloste jüdische Niederlassungen zeigen hier und da malerische Häuser mit Frontgiebeln und Laubengängen auf schön geschnitzten Stützsäulen, die oben durch Bogen gebunden und manchmal mit zierlichen Gehängen von Stützsäulen versehen sind. Wo die Laubengänge fehlen, vertritt sie ein stark hervortretendes Dach auf vorschießenden Tragbalken oder zierliche Säulen rücken an die Hauswände heran, um mit schiefen Streben die Querbalken zu stützen. In den offenen, von einem Laubengange getragenen Räumen im Stockwerk feiern die Juden das Laubhüttenfest. Solche malerische kleinstädtische Märkte schwinden allmälig in Galizien, sie werden durch Brände vernichtet, um an Bobowa, Wiśnicz, Czortków u. s. w. zu erinnern. Doch finden sich solche noch in Zakliczyn am Dunajec, in Rymanów, in Lisko, in Czortków, in Żabno, Krośno u. s. w. Die Säulen sind wie in den Kirchen beider Riten unten quadratförmig bearbeitet, in der oberen Hälfte gehen sie in Geländersäulen über, deren Fasen mit der Axt hergestellt ist, und enden in bescheidenen Capitälen. Ähnliche Holzbauten kommen in alten Adelsgehöften, in jüdischen Bethäusern (Jabłonów) und in Wirthschaftsspeichern vor.

Romanische Epoche. Durch Vermittlung der uralten Niederlassung an dem Gelände der Weichsel und durch deren bischöfliche Residenz, das ist durch Krakau, das von Polen, sowie von abendländischen Kaufleuten bevölkert war, kam der nördliche Theil des heutigen Galizien ziemlich frühzeitig — im XI. Jahrhundert — mit den Baustilen des occidentalen Europa in Berührung. Dunkle Nachrichten der Chronisten, welche die heutige Wissenschaft bestätigt, melden von architektonischen Arbeiten der Benedictiner in Krakau und seiner Umgebung, die aus den fernen Rheingegenden ins Land kamen, und von der Thätigkeit der Fürsten und Bischöfe auf dem Gebiete der Architektur vor dem XII. Jahrhundert. Das älteste Denkmal dürfte unstreitig die unterirdische romanische Krypta der Kathedrale auf dem Schloßberg von Krakau sein, welche Bischof Maurus im Jahre 1110 einweihte. In der im XIV. Jahrhundert von Grund aus im gothischen Stil umgebauten Kathedrale befindet sich an der Westseite unter der Erde jener Rest des ältesten Krakauer romanischen Baues der Kathedrale. Die Krypta ist durch Säulenreihen in drei Schiffe von gleicher Breite getheilt, mittels Gurten in zwölf Kreuzfelder ohne Rippen eingewölbt und besitzt auf der Westseite eine halbkugelförmige Apsis, welche deutlich für die Plananlage der ursprünglichen Kirche mit einer westlichen und östlichen Apsis im Geiste der romanischen Kathedralen am Rhein Zeugniß gibt. Gebaut aus mächtigen Quadern mit monolithen Säulenschäften, Würfelcapitälen und Consolen, an den Wänden mit primitiven Profilen, weist sie durch die sorgfältige Bearbeitung der Quaderflächen und der architektonischen

Details auf eine geübte Hand sowohl des Architekten als der Steinmetze und auf ihre Herkunft aus einer ausländischen Schule hin.

Das XII. Jahrhundert ist in Krakau durch die Kirchen des heiligen Andreas, Adalbert und Johannes vertreten, welche durch ihre Lage den alten Weg inmitten der aus Holz gebauten romanischen Wohnhäuser der Ansiedelung unter dem Schloßberg feststellen. Aus den erhaltenen romanischen Resten der genannten Kirchen geht hervor, daß Bausteine von geringen Abmessungen, sogenannte Hackelsteine, das Material für die Wände und daß sie alle einschiffig eingedeckt und nicht gewölbt waren. Wenn die von den Benedictinern in Sieciechów erbaute Andreaskirche eine Apsis und zwei Thürme in der Front, die oben in ein Achteck übergehen, und einen von sächsischen Mustern entlehnten Schmuckapparat aufweist, zwei andere Kirchen aber keine Thürme besitzen und bei einer das Presbyterium durch eine einfache Wand abgeschlossen ist, so zeigen sie andere Einflüsse.

Den Romanismus in anderer Form und die Durchführung in einem neuen Material treffen wir in Krakau und seiner Umgebung in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts an. Mit den französischen Cistercienern, welche die polnischen Klöster im XII. Jahrhundert bevölkern und ihre Kirchen im Laufe des XIII. Jahrhunderts bauen, treten Kirchengewölbe im Geiste des Romanismus auf, aber mit Anwendung des Spitzbogens. Diese außerhalb der Grenzen des heutigen Galiziens gelegenen Quadersteinbauten üben auf die architektonischen Denkmäler Krakau's aus dem XIII. Jahrhundert keinen Einfluß aus.

Der Anfang des XIII. Jahrhunderts bringt zum ersten Mal den Gebrauch des Ziegels in diese Gegenden Galiziens; man baut Kirchen mit Langschiffen oder in Kreuzform und das jetzt ungemein verlängerte Presbyterium schließt in der Tradition der Cistercienser eine ebene Wand ab. Dem Dominicanerorden verdankt Polen den Gebrauch des glatten und in Ornamente gepreßten Ziegels: dies hat es mit den Bauten Schlesiens gemein. Der schönen Kirche des heiligen Jakob in Sandomierz, einem gut erhaltenen Denkmal, sind die alten Theile der Dominicanerkirche in Krakau verwandt, namentlich ihr Presbyterium, eine Stiftung des Krakauer Bischofs Iwon Odrowąż, mit einem Fries aus Formziegeln und mit einem Arcadenschmuck. Dieser Typus der Ausschmückung findet sich an der Kirche der Benedictinerinnen in Staniątki, einem Bau aus dem Jahre 1234, der aus Ziegel und Stein schön aufgeführt ist und im Innern ein Presbyterium im Geiste des romanischen Stils und in Verbindung mit einem Kreuzgewölbe auf Gurten mit Anwendung von Rippen zeigt. Das Schiff mit Gewölben, die aus achtseitigen Pfeilern, welche in der Mitte aufgestellt und mit spitzbogenförmigen Gurten verbunden sind, herauswachsen, bezeichnet die Übergangsepoche. Das schönste Muster des Krakauer Spätromanismus mit Anwendung des Ziegels und Quadersteines ist die Cistercienser Abteiklosterkirche im Dorfe Mogiła bei Krakau, beendet und consecrirt in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts,

gut erhalten in den Hauptmassen und zum großen Theil auch in den architektonischen Details. Das ist auch das wichtigste Denkmal des romanischen Stils in Galizien. Es zeigt die Cistercienserplananlage mit Querschiff und vier Kapellen, das System der verdoppelten kleinen Gewölbe für die Seitenschiffe mit Pfeilern, welche die Schiffe nach dem System

Aus der unterirdischen Krypta in der Krakauer Kathedrale (XI. Jahrhundert).

der Dienste mit Kelchcapitälen trennen. Das Innere kannte ursprünglich keine Tünche, sondern wurde als Rohbau in Schichten gepreßter Ziegel von rother und grauer Farbe behandelt. Die Giebelwände der Franciscanerkirche in Krakau, die Klosterkirche der Prämonstratenserinnen in Zwierzyniec bei Krakau mit romanischem Nordportal, die Reste der Kirche in Dziekanowice gehören demselben Typus des romanischen Ziegelbaues an und bilden den Übergang zur Gothik, der am Ende des XIII. und am Anfang des XIV. Jahrhunderts

in Krakau auftritt und in den Denkmälern der kirchlichen Architektur der ganzen Umgebung der herrschende wird.

Erst in jüngster Zeit haben die Ausgrabungen des alten Halicz die Typen der Plananlagen zahlreicher ruthenischer Kirchen des XII. und XIII. Jahrhunderts aufgedeckt. Auf einem Flächenraum von drei Kilometern zwischen den Flüssen Lukwia und Lomnica, zwischen den Dörflein St. Stanislaus und Krylos grub man inmitten des bewirthschafteten Feldes sechs Kirchenbauten aus dem XII. Jahrhundert aus. In einiger Entfernung ist später die heutige Stadt Halicz erstanden. Die Kirchen in Halicz gehören, soweit man nach ihren Fundamenten urtheilen kann, in eine Gruppe mit der Ruine in Owrucz und den ältesten Kirchen von Kiew. Es sind Centralbauten in spätbyzantinischer Art, die mittlere Kuppel ruhte auf vier Pfeilern des Innern, welche dasselbe in drei Schiffe theilten. Die im Osten durch Apsiden abgeschlossen waren; von diesen ist die mittlere halbkreisförmige die geräumigste. Zum Bau der Fundamente wurde der Geröllstein aus dem Dniester verwendet, für die Wände und die Ausschmückung sowie für Portale Hauftein, das Innere schmückte ein Flächenornament aus profilirten farbigen Ziegeln, deren dreieckige oder trapezförmige Platten im Schutt gefunden worden sind. Es fehlt auch nicht an Typen von räthselhafter Bestimmung in der Anlage des Grundplanes, welche noch der Aufklärung harren. Das im benachbarten Dorfe St. Stanislaus bestehende Franciscanerkirchlein ist eine umgestaltete alte orientalische Kirche des heiligen Pantalemon aus dem alten Halicz und hat seine Pfeiler im Innern, drei zierliche Apsiden und ein schönes romanisches Frontportal bewahrt.

Die Gothik. Der Zeitpunkt, in welchem die Gothik in den Kirchen- und Profanbauten des Landes auftritt, läßt sich nicht genau bestimmen, doch wendeten zu Ende des XIII. Jahrhunderts die Ortsbaumeister die romanischen Formen nicht mehr an. Dafür ist es unzweifelhaft, daß die gemischte Verwendung von Stein und Ziegeln beim Bau in die Krakauer Gothik aus der vorangehenden Epoche hineingetragen wurde; ebenso wie die Anwendung des Spitzbogens in den Gewölben und Öffnungen. Es scheint, daß mit dem Franciscanerorden, der in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts aus Böhmen in Polen einzog, sowohl die Grundriß- und Profilformen als auch das gothische Ornament zuerst auftauchten. Wenn wir von der ersten Anwendung primitiver, in Stein ausgehauener spitzbogenförmiger Fenster-Maßwerke in dem spätromanischen Ziegelbau der Krakauer Franciscanerkirche aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts absehen, so besitzen wir in den Klosterkirchenbauten der Franciscaner in Stary- und Nowy-Sącz (Alt- und Neu-Sandec) die ältesten Vorbilder in Galizien ausgebildeter Gothik. Die Kirche der Clarissinnen in Stary Sącz am Poprad, im Jahre 1329 vollendet und eingeweiht, ist ein einschiffiger Bau mit einem westlichen Anbau, der ein Oratorium für die Nonnen im Obergeschoß

Seitenschiff der Cistercienserkirche in Mogila bei Krakau (XIII. Jahrhundert).

und unten ein Kapitelhaus enthält; er besitzt ein polygon abgeschlossenes, mit Strebepfeilern versehenes Presbyterium und in vier Felder getheilte Fensteröffnungen des Oratoriums, welche die Anordnung stärkerer und feinerer Profile, der sogenannten Mütter und Töchter, bewahren. Im Kapitelsaal und in der Vorhalle entwickelt sich das System der gothischen Rippengewölbe, die aus in der Mitte freistehenden Pfeilern hervorwachsen. Die Proportionen der Kirche sind nicht groß, aber sie ist aus sorgfältig bearbeiteten Quadern

erbaut und legt, wie die Reste der Exfranciscanerkirche in Nowy Sącz, Zeugniß von der Meisterschaft der Architekten ab, die, aus der Ferne berufen, mit der Entwicklung der Gothik vertraut waren.

Die kirchliche und profane Bauthätigkeit der Gothik entwickelt sich in großem Umfange in der polnischen Residenzstadt Krakau, vor Allem im Laufe des XIV. Jahrhunderts.

Aus Vorliebe für den neuen Stil begann der Krakauer Bischof Nanker, von Geburt ein Schlesier, im Jahre 1320 auf eigene und auf Kosten der Diöcesangeistlichkeit den Bau einer vom Grund aus neuen Kathedrale. Sie steht auf der Wawelanhöhe an der Stelle der alten romanischen, wobei nur die früher erwähnte Krypta erhalten blieb. Die neue Kathedrale sollte ein geräumiges, der Krönungsceremonie würdiges Heiligthum der Hauptresidenzstadt des Landes und die Ruhestätte der Könige nach ihrem Tode sein. Der Bau wurde im Jahre 1364 vollendet. Er ist nicht allzugroß, aber interessant durch die Architektur seines Innern im gothischen Theile. Zwar wurde er sowohl außen durch den Zubau einer Reihe von Kapellen, als auch im Innern durch die Erhöhung eines Theils der Seitenschiffe sehr verändert. Im Grundriß ist die Kreuzform durch ein Querschiff und durch ein sich in ein ungewöhnlich tiefes Presbyterium verlängerndes Hauptschiff, die beide ein hohes Kreuzgewölbe getragen, gebildet. Die niedrigen Seitenschiffe laufen, den Armen des Querschiffes ausweichend, um das durch eine flache Wand abgeschlossene Presbyterium herum. Das Ganze ist trotzdem organisch durchgeführt, indem die sich hieraus ergebenden Schwierigkeiten durch Veränderung in der Profilirung der Pfeiler und der Krümmung der Längenaxe der Kirche, welche das Presbyterium nach der rechten Seite dreht, überwunden sind.

Der Bau ist überwiegend aus Quadern hergestellt, die Ziegel sind von außen und innen durch Steintäfelung verdeckt. An den Seitengiebeln sind Mauerwerksflächen aus Ziegeln sichtbar. Mit der Anwendung zweier Materialien tritt hier zum ersten Mal auch das Constructionssystem auf, welches die Strebepfeiler der hohen Schiffe in das Innere der Kirche einführt, indem sie hinter den Arkadenpfeilern, welche die Schiffe trennen, untergebracht sind. Die Pfeiler, welche die Schiffe trennen, haben einen vieleckigen, auf der Queraxe durch Strebepfeiler verlängerten Grundriß, was von nun an in den Krakauer Kirchen des XIV. Jahrhunderts charakteristisch auftritt. Zu dieser Charakteristik gehört auch die Anwendung blinder Nischen mit Maßwerk zur Belebung der Wände.

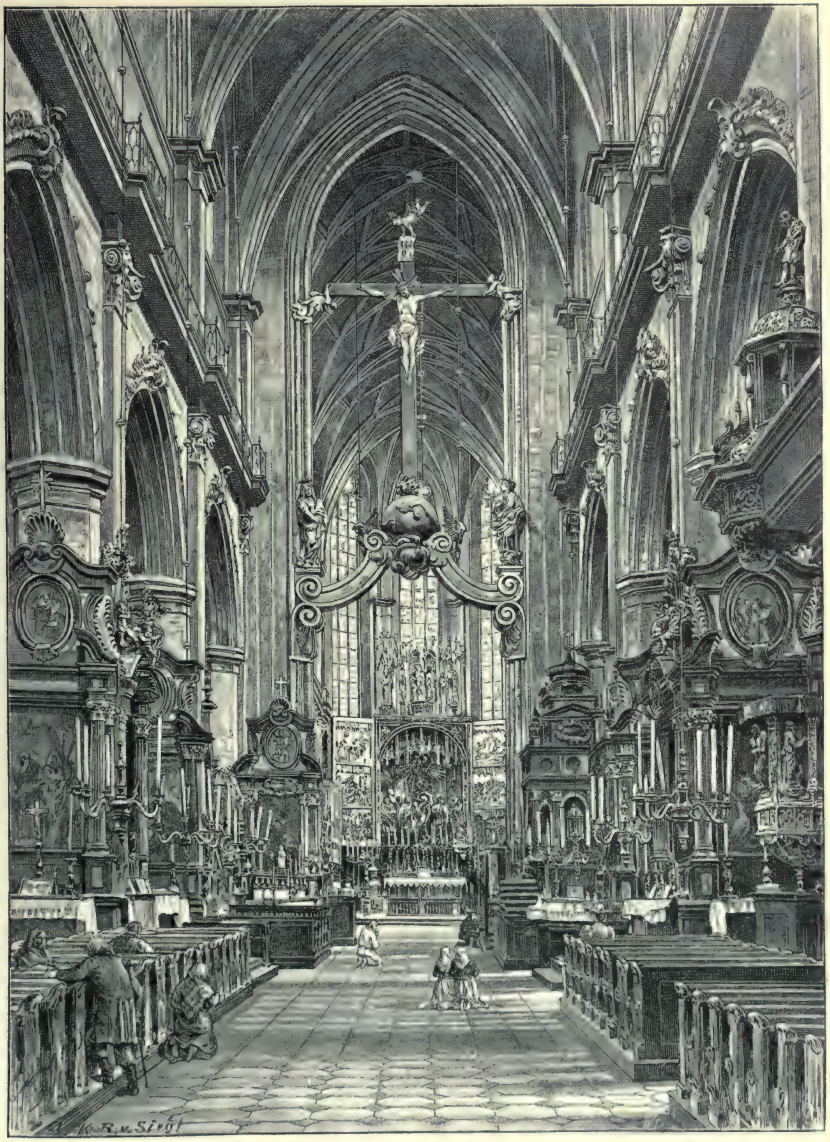
Die Architektur der Kathedrale ist ein Urtypus bezüglich des Constructionssystems für die anderen im XIV. Jahrhundert erbauten Kirchen Krakau's und der ihr anliegenden soeben gegründeten Stadt Kazimierz. Diese Gruppe von vier Krakauer Kirchen: der Jungfrau Maria, der heiligen Dreifaltigkeit bei den Dominicanern, des Corpus Christi bei den lateranensischen Kanonikern und der heiligen Katharina bei den Augustinern, hat eine

Die Marienkirche in Krakau (XIV. Jahrhundert).

gemeinsame Plananlage und wendet dasselbe Constructionssystem an. Sie bedient sich für die Constructions- und Ornamentationstheile des behauenen Kalksteines, kennt weder geformte noch glasirte Ziegel und steht mit der Ziegelarchitektur der baltischen Küste in keinem Zusammenhange. Ihre nächsten Beziehungen hat sie zu den Denkmälern Breslaus.

Durch ihre Dimensionen am erhabensten, durch ihre Ausschmückung und durch die Schlankheit der Proportionen des gewölbten Inneren am hervorragendsten ist in dieser Gruppe die Kirche der Jungfrau Maria am Ring. Das reich gewordene Krakauer Bürgerthum sucht mit der neuerbauten Kathedrale am Wawel durch den Bau einer neuen großen Hauptpfarrkirche zu concurriren. Das alte Heiligthum wird niedergerissen; man erhält nur die alten Frontthürme, welche man mit dem Körper der neu zu bauenden Kirche zu vereinigen gedachte. Der Bau zieht sich durch die ganze zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts hin. Die Einwölbung beendigte in den Jahren 1397 bis 1398 der aus Prag berufene Meister Werner. Der Grundplan der Kirche zeigt ein breites Mittelschiff mit schmäleren Seitenschiffen. Das Mittelschiff ist über die Seitenschiffe hinausgebaut und endet in ein gleich langes Presbyterium, das mit drei Wänden eines Achteckes abgeschlossen ist. Ein Querschiff fehlt, deshalb zieht sich die Höhe der Wölbung von der Arkade zwischen den Thürmen bis zum Apsisabschlusse des Presbyteriums, das durch einen, den sogenannten Regenbogen, kaum durchbrochen ist. Die Seitenschiffe endigen ebenfalls mit demselben Triumphbogen; deshalb tritt das Presbyterium nach außen allein hervor und ist mit Streben umfaßt. In den Vorderschiffen vereinigt das Krakauer Constructionssystem die Principien der inneren Streben hinter den Pfeilern. Ungemein tief herabreichende lange Fenster mit drei Feldern und reichem Maßwerk werfen ein helles Licht in das Innere des Presbyteriums. Den inneren Schmuck bilden Dienste, welche sich auf den Wänden im weiteren Verlaufe der Gewölberippen herabsenken und ihre Verbindung am Kämpfer der Kreuzkappen mit einer herrlichen Blätterornamentik auf den Dienstcapitälen, Figurensockeln und Baldachinen und in den prunkvollen Maßwerkreliefs an den Wänden des Presbyteriums finden. Die Außenseite repräsentirt sich als ein Ziegelrohbau, auf den Strebepfeilern erheben sich steinerne herrliche Fialen. Figürlicher Schmuck findet sich an Fensterpfosten, und in der Hohlkehle des Kranzgesimses sitzen phantastische Figuren, welche auf alten, aus dem Westen stammenden Legenden und Anschauungen beruhen. Mit diesem Denkmale hält keine andere Kirche dieser Gruppe in der Bearbeitung der Details einen Vergleich aus. Nur an der Dominicanerkirche findet man ein ebenso schönes ornamentirtes Portal, welches an den Steinmetz der Marienkirche erinnert. Gemeinsam bleibt ihnen aber die Majestät des Innern, zumal in den schönen Proportionen der hohen Wölbungen und Pfeilerstellungen, welche die Vorderschiffe trennen.

Zu den Überresten des XIV. Jahrhunderts gehört das alte Kirchlein in Niepołomice, einschiffig, mit einem Thurme in der Front, mit Portal und schöner Wölbung im



Aus der Marienkirche in Krakau.

Presbyterium, ein Bau Kazimir des Großen aus dem Jahre 1358. Ein Theil der Pfarrkirche in Krosno gehört in dieselbe Zeit. Die Dominicaner hinterlassen in der Residenz des Fürstenthumes Oswięçim ein schönes Object ihrer Bauthätigkeit, das heute noch als Ruine durch die Proportionen seines Presbyteriums imponirt. Die Franciscaner übertragen die Krakauer Gothik unter die Ruthenen nach Krosno, wo jedoch die im Hallensystem erbaute Klosterkirche nur in Resten erhalten ist. Die Pfarrkirche in Nowy Sącz, durch Brände stark verändert, hat zwei Frontthürme, an denen die in Haustein ausgeführten Ornamente und die Mauerwerke von engen Beziehungen mit der Krakauer Bauschule zeugen. In den benachbarten Dorfkirchlein Zbyszyce am Dunajec, Łapczyce und Wielogłowy, in der Pfarrkirche von Stary Sącz finden wir den Kirchen der Krakauer Umgebung verwandte Typen.

Nach dem Muster der Collegiatkirche in Sandomierz an der Weichsel, das noch heute jenseits der Grenze Galiziens steht, eines herrlichen Ziegel- und Steinbaues des Königs Kazimir des Großen, wird die Hallenanlage beim Baue neuer Gotteshäuser im XV. Jahrhundert beliebt. Wir denken dabei an die Kirche in Biecz, an die Lemberger Kathedrale, an die Franciscanerkirche in Krosno, an die Heilige Kreuzkirche in Krakau und an einige andere in der Umgebung von Sambor.

Die Lemberger Kathedrale wurde als Pfarrkirche von der Stadtverwaltung gebaut. Man baute an derselben sehr lange und schreibt die Grundsteinlegung Kazimir dem Großen im Jahre 1350 zu, aber erst im Jahre 1479 wurde sie durch den Breslauer Architekten Joachim Promm vollendet. Die späteren Zeiten haben außen die ursprüngliche Plananlage vernichtet und durch vermeintliche Verzierungen des Innern ging die Stileinheit der herrlichen gothischen Structur verloren. Das lange Presbyterium im Polygon abgeschlossen, mit einem Gewölbe, dessen Rippen durch Dienste auf die Wände übergehen, ist durch einen Triumphbogen mit dem Vorderschiffe verbunden, das in der dreischiffigen Hallenanlage durchgeführt ist. Es gibt nichts Schöneres als diese zwei Reihen erhabener achteckiger Pfeiler, die behufs Bindung durch Bogen auf der Höhe der Gewölbe und behufs Anbringung von zierlich gegliederten Diensten construirt sind, welche durch zierliche Capitäle (heute verdeckt) in ein Netzgewölbe mit Kreuzfeldern in die Wölbungen der drei Schiffe übergehen. Auch hier dient Haustein für die Constructions- und Zierglieder, dagegen sind die Außenwände aus Ziegel als Rohbau ausgeführt. Die zwei Frontthürme auf quadratischem Fundamente zeichnen sich nicht durch gleiche Feinheit der architektonischen Formen aus.

Die Kirche in Biecz wurde im XV. Jahrhundert erbaut, aber ihre Wölbungen und die Pfeiler der Hallenanlage muß man ins XVI. Jahrhundert verlegen. Sie ist überwiegend ein Ziegelbau, durch seine Dimensionen imponirend, sündigt dieser Bau durch den Mangel guter Verhältnisse im Äußeren und Inneren und besitzt keine zierlichen architektonischen Details.

Die Frohnleichnamskirche in Krakau (gothischer Stil aus dem XIV. Jahrhundert).

Das Innere der heiligen Kreuzkirche in Krakau, deren Einwölbung sich aus einem Mittelpfeiler entwickelt und sich auf Kragsteinen an den Wänden stützt, ist ein verspätetes Object der Anlage des Planes und des Oberbaues der Kirchen, die wir außerhalb Galiziens in Wislica, Stobnica, auf dem Schlosse von Lublin finden und die ins XIV. Jahrhundert gehören.

Das XV. Jahrhundert führt in die kirchliche und profane Baukunst den Staffelgiebel ein, welcher mit verticalen Mauervorsprüngen versehen ist. Die glatten Wandflächen des Giebels wurden mit eckigen Ziegelstäben verziert, welche in steinerne Fialen übergehen. Zwischen den genannten Stäben wurden die Wandflächen durch profilirte Spitzblenden ausgehöhlt und mit Wappenschildern geschmückt. Dieses System tritt in Krakau charakteristisch in der Dominicaner- und Frohnleichnamskirche, in der Schatzkammer der Kathedrale und im Jagellonen-Collegium auf.

Die zweite Charakteristik im XV. Jahrhundert bildet die Einführung des Rohbaues durch Anwendung stärker oder schwächer gebrannter Ziegel an den Außenwänden und die Einführung der Gesimse aus Formziegeln, wie wir dies an den Bauten des Dlugosz sehen oder an der Dorfkirche zu Szczepanów unter Brzesk oder an der Bernardinerkirche in Przeworsk an der ruthenischen Grenze. In der Pfarrkirche derselben Stadt zeigt sich die Tradition des Ziegelbaues des Tempelritterordens von Miechów.

Eine Eigenthümlichkeit der Gothik des XV. Jahrhunderts in diesem Lande bilden ferner die Portale, deren Laibungsprofile oben unter einem rechten Winkel sich brechen und sich in den Ecken kreuzen. Dieser Typus der Thüröffnungen und Fenster geht in die Profanbauten über. Überhaupt verliert sich allmälig der Reichthum der in Stein ausgeführten Ornamentation und wird schematischer. Eine Ausnahme bildet ein kleiner Bau aus dem Ende des XV. Jahrhunderts, der zwischen den Strebepfeilern der St. Barbarakirche in Krakau eingezwängt und dessen Bestimmung bisher nicht genau festgesetzt worden ist; die Feinheit seiner Profilirungen, der Reichthum und die Phantasie des Blattornaments erzählen von den Beziehungen Krakaus zu Nürnberg, die durch den Aufenthalt des Meisters Veit Stoß in Krakau herbeigeführt wurden.

Die Klosterbauten in Galizien und Krakau bedienen sich frühzeitig der Gothik. Zuerst erscheint sie bei den Krakauer Dominicanern als unterer Kreuzgang, im Kapitelhause, im Refectorium und an dessen Wänden, an den Kreuzgewölben, mit schönen Rippen und einer Reihe von vierfelderigen Fenstern mit bescheidenem Maßwerke. Der Flur, welcher ins Refectorium führt, besitzt eine aus zwei Polygonpfeilern, die durch Gurten untereinander und mit den Wänden verbunden sind, herauswachsende Wölbung. Hier ist der Einfluß des späteren Romanismus offenkundig und wir setzen diesen Bau an das Ende des XIV. Jahrhunderts.

Aus der katholischen Kathedralkirche in Lemberg.

Gothische Kreuzgänge des XV. Jahrhunderts besitzt das Dominicanerkloster in Lemberg. Am herrlichsten entwickeln sie sich im Augustinerkloster zur heiligen Katharina in Krakau durch flache Nischen in der Fensterwand. Im Bernardinerkloster in Przeworsk, aus dem Ende des XV. Jahrhunderts, finden wir einen bescheidenen Kreuzgang, der im gothischen Stile und in Haustein-Details durchgeführt ist.

In der Profan- und Befestigungsbaukunst des XIV. und XV. Jahrhunderts verdanken wir die Entwicklung der Gothik der auf Grundlage des Magdeburger Rechtes organisirten Verwaltung der Städte und dem Reichthum der Bürger, der durch den Handel auf den von Westen nach Osten führenden Straßen erworben wurde.

Hier ragen vor Allem die Städte: Krakau, die Residenz des Landes, Lemberg, damals die Hauptstadt Rutheniens, Nowy Sącz, Biecz, Krosno, Rzeszów, Przemyśl hervor, in denen sich zur einheimischen polnischen und ruthenischen Bevölkerung das deutsche Element gesellt, welches in der Verwaltung der Städte die führende Rolle spielt und deshalb für die Bauthätigkeit wichtig ist.

Die Stadtverwaltung beginnt ihre Bauthätigkeit mit der Aufführung des Rathhauses, der Waarenhäuser, später beschäftigt sie sich mit dem Festungsbau, mit der Einschließung durch Mauern zu Vertheidigungszwecken. Von gothischen Rathhäusern finden sich Reste in Krakau, Tarnów und Biecz, Spuren in Sącz. Der sogenannte Rathhausthurm in Krakau ist ein Bau aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts. Der Ziegel ist von außen durch Steintäfelung verdeckt, aus der ein durch Bogen verbundenes Zinnenwerk gemacht ist, das längs der ganzen Mauerkrone sich hinzieht. Oben finden sich noch ein Vorsprung, der den alten Wehrgang (Wachgang) bildete, und Spuren gothischer Fenster. Im Oberstockſaale befindet sich ein Haustein-Fries, dessen Blattornamente von der Erhabenheit des alten, diesem Thurme benachbarten Rathhausbaues, der heute nicht mehr besteht, Zeugniß gibt. Das Rathhaus in Tarnów hat in seiner Haupteinfassung auch die Thürme bewahrt, die typische Anlage eines kleinstädtischen Baues für die Stadtverwaltung. Der Thurm erhielt seinen bedeckten Wachgang, der von Kragsteinen getragen wird. Die Renaissance-epoche hat seine Eindeckung hinter der Attika verborgen. Der Thurm in Biecz, ungemein groß und hoch im Verhältnisse zum kleinen Rathhausbau, dominirt im Stadtbilde, ist durch Gesimse in Stockwerke eingetheilt und besitzt oben einen ähnlichen Wehrgang wie der in Tarnów.

Von Monumentalbauten zu Handelszwecken aus der Zeit der Gothik können wir heute nur die Sukiennice (Tuchhalle) in Krakau nennen und auch das nur in jenen Theilen, die nach den Bränden und Restaurationen noch erhalten sind. Das Ende des XIV. Jahrhunderts sah die Sukiennice als einen großen gothischen Bau mit hohem Dache, mit Wänden, die durch Strebepfeiler untertheilt sind, mit einer Reihe von Fenstern im

Die Sukiennice in Krakau, vor ihrer Renovirung.

oberen Stockwerke und im Innern mit einem sich durch die ganze Länge des Gebäudes hinziehenden und mit einer Balkendecke versehenen Flur, aus dem man in Reihen sich hinziehender Laden eintrat. Aus den in vier Reihen im XIII. Jahrhundert gemauerten Tuchmacherladen mit der Hauptgasse in der Mitte und mit einer anderen sich mit ihr quer kreuzenden entstand am Ende des XIV. Jahrhunderts ein herrlicher gothischer Bau. Denselben führte der Architekt und städtische Baumeister Martin Lindintholde aus, der auf Kosten des Rathes die Gassen überdeckte und im oberen Stockwerke einen riesigen Saal schuf, der durch eine Reihe von Fenstern beleuchtet wurde, den sogenannten Schmetterhaus. Spuren dieser Arbeit des mittelalterlichen Meisters, welche ein Brand im Jahre 1555 auf immer vernichtete, sind in den verzierten Strebepfeilern und Fenstern an der Ost- und Westseite, zugleich in den gothischen Thoren, welche in das Innere der unteren Halle von Süden und Norden führen, zurückgeblieben.

Aus dem späteren Verfall der Gothik retten sich vornehmlich in Krakau einige gut erhaltene Überbleibsel des Profanbaues in einer Reihe von überwölbten Sälen einiger am Ring gelegener Bürgerhäuser; sie beweisen heute noch den Schönheitssinn der Bürger jener Zeit. Der schönste von diesen Sälen ist die sogenannte Mennica (Münzhaus) in einem Durchhause am Ringe in die Brüdergasse. Gegenwärtig durch Wände in einige Ubicationen getheilt, sind doch die reiche Rippenbildung an ihren Gewölben und schön gemeißelte Schlußsteine mit Wappenschildern erhalten, welche deutlich für die Herkunft des Baues aus dem XIV. Jahrhundert sprechen. Auf einem der Schlußsteine ist ein Baumeisterzeichen sichtbar.

Die mittelalterliche Festungsbaukunst fand ihren Ausdruck in Stadtmauern, Basteien und entsprechend gestalteten Thurmthoren.

Von dieser Bauthätigkeit in Krakau sind nur Theile erhalten, vor Allem an der Nordseite, während die Wälle und Gräben öffentlichen Spaziergängen Platz gemacht haben. Das Krakauer Bausystem aus Ziegeln und Steinen tritt in zwei Basteien mit kreisförmigem Grundriß hervor. Dieselben sind mittelst eines Vorsprunges verbunden, die Bollwerke mit Öffnungen der aus Stein gearbeiteten Schießscharten, die Wände in Ziegelrohbau und mit charakteristischen festen Hurdengallerien aus Stein, die Vertiefungen aufweisen und auf steinernen Consolen ruhen, versehen. Eine Ausnahme bildet der Thorthurm, das sogenannte Florianerthor, dessen Grundriß ein Quadrat bildet und das, aus rohen Steinen erbaut, Hurdengallerien aus Ziegeln besitzt. Die gothischen Thore, sowie der ganze untere Theil stammen aus dem XIV. Jahrhundert. Es stand in unmittelbarer Verbindung mit dem nach vorne vorgeschobenen Thorschirm und war mit ihm durch einen Weg zwischen den Mauern, die heute fehlen, verbunden. Es ist hier vom sogenannten Barbakan die Rede, welches die Stadt ganz am Ende des XV. Jahrhunderts aus Furcht

Der Kreuzgang in der Jagellonischen Bibliothek zu Krakau.

vor einem Tatareneinfalle baute, ein niedriger, umfangreicher runder Bau, im unteren Theile heute in der Erde steckend, mit theilweise kreisförmigem Grundrisse. Rund ist auch sein innerer Hof, die Versammlungsstätte der Besatzung zur Zeit eines beabsichtigten Ausfalles. Als Schmuck dienen Hurdengallerien auf Consolen und kleine Thürmchen, die über dieselben hinausragen, wodurch der Bau eine malerische Silhouette erlangt. So wie die Details, verleihen auch die steinernen Consolen und Chambranen der Schießscharten,

die herumlaufenden Gesimse denselben den Charakter eines architektonischen Werkes im Geiste der mittelalterlichen Krakauer städtischen Architektur.

In Biecz hat sich neben der Pfarrkirche eine viereckige Bastei in Ziegelrohbau und Hausstein nach Krakauer Muster erhalten, die später in einen Glockenthurm umgeändert wurde. In Nowy Sącz steht eine einzige Stadtbastei neben der Burg, in Przeworsk zeugen deutliche Mauerreste von der Zierlichkeit dieser mittelalterlichen Denkmäler.

Nicht minder documentiren die Gebäude für wissenschaftliche Zwecke in der Residenz und im heutigen Galizien das Bestreben nach dem Monumentalen. Wir denken zunächst an die Universitätsgebäude in Krakau, an die alten Collegien und an die sogenannten Bursen zur Aufnahme der aus der Ferne dahin kommenden Jugend, so die Burse des Dlugosz, die Jerusalemer, eine Schöpfung des Zbigniew Oleśnicki, die der Armen und ähnliche. Alles das ist aber nunmehr verschwunden, so daß heute an die Bauthätigkeit der Jagellonischen Universität nur das in die Jagellonen-Bibliothek umgeänderte sogenannte Collegium majus in der Annagasse in Krakau erinnert.

Aus den im Laufe des XV. Jahrhunderts für die Unterbringung der Lectorien und Wohnungen der älteren Professoren der Universität zusammengekauften Privathäusern entstand ganz am Ende desselben der heutige Monumentalbau mit dem Arkadenhof, der einen gemeinsamen Speisesaal und Wohnungen der Collegiaten enthielt, die mit einer Bibliothek umgeben waren. Die in den letzten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts erfolgte Umgestaltung der Wohnungen in Bibliothekssäle zerstörte nicht den Eindruck des mittelalterlichen Baues, der sich von außen durch gemauerte Giebel charakterisirt, die im Geiste der Krakauer Kirchenbauten des XV. Jahrhunderts umsäumt sind und innen den hübschen Hofraum mit charakteristischer gothischer Arkadirung aufweist. Die Eingänge in die alten Lectorien von diesen Kreuzgängen aus bilden gothische Thüren, und eine Reihe hoher rechteckiger Fenster im Obergeschoß mit Steinkreuzen kennzeichnen die Wohngebäude Krakau's am Schlusse der gothischen Epoche. Das Krystallgewölbe dieser Kreuzgänge ist die Eigenthümlichkeit jener Bauepoche Krakau's.

Die Renaissance (XVI. und XVII. Jahrhundert). Der Renaissancestil in der Architektur Galiziens tritt mit dem ersten Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts als fertiges italienisches Product in der Kirchen- und Profanbaukunst auf; eine allmälige Übergangsepoche aus der Gothik gibt es nicht. Der maßgebende Factor ist hier der königliche Hof, der im Krakauer Schlosse wohnt. Sigmund I., aus dem Jagellonengeschlechte, läßt italienische Architekten berufen, um Paläste und Kapellen zu bauen, und zwar noch vor der Ankunft der Königin Bona in Polen. Mit ihrer Ankunft wird das italienische Element an dem königlichen Hofe herrschend und den ersten italienischen Architekten und ihren Gehilfen folgen zahlreiche befähigte Bildhauer und Baumeister,

Aus der St. Peterskirche in Krakau.

welche mit ihren Werken die nächste Umgebung der Stadt erfüllen, da sie für polnische Magnatengeschlechter, Städte und Geistlichkeit vollauf beschäftigt wurden.

Die königlichen Paläste auf dem Schloßberge in Krakau und vor Allem ihre Nordflügel, die der Stadt zugekehrt sind, zeigen in ihren heutigen Resten die älteste Spur der Thätigkeit der von Sigismund I. berufenen italienischen Architekten. Dieselben erbaute in den Jahren 1509 bis 1516 der Florentiner Francesco della Lore mit italienischen Gehilfen, wobei er auch einheimische Krakauer Maurer verwendete. Sein Tod unterbricht die Vollendung, aber zugleich erscheint ein anderer italienischer Meister, Bartolomeo Berecci, geboren in Val di Pieve, der sich als Florentiner bezeichnet. Er baut im Auftrage des erwähnten Königs die Sigmundskapelle, die wir als Ausgangspunkt für die Kirchenbaukunst im Stile der Renaissance in unserer Provinz betrachten müssen. Erbaut wurde sie zwischen 1518 und 1530 und im letzteren Jahre eingeweiht.

Die Sigmundskapelle, ein in sich abgeschlossenes Meisterwerk, an die südliche Wand der alten gothischen Kathedrale angelehnt, repräsentirt sich als ein durch ihren wunderbaren Organismus und ihre herrliche Decoration berühmter Quaderbau, der mit einer vergoldeten Kuppel abgeschlossen ist, welche von einer schönen Laterne, die der ersten italienischen Meister würdig wäre, gekrönt wird. Trotz ursprünglicher Einfachheit erhaben, von außen durch die Harmonie der Verhältnisse und durch die Belebung der Wände mit einem Apparat dorischer Pilaster und Gesimse, mit zierlicher Bedachung der Fenster- und Thürchambramen unter der Kuppel ausgezeichnet, entwickelt sie die ganze Schönheit und den Reichthum delicater Zierrathe in ihrem wundervollen Innern. In dem Rahmen der durch Pilaster getheilten Wände, den Nischen mit Marmorgrabmälern der Jagellonen, dem silbernen Altar mit dem Königsthron entwickelt sich ein Aufwand unvergleichlicher Phantasie von in Stein gehauenen Arabesken, Medaillons und Nischen mit Marmorstatuen der Heiligen. Die Bronze kommt ins Spiel; das Innere der Kuppel wird cassetirt, die Cassetten sind mit schönen Rosetten geschmückt. Ein herrliches Bronzegitter, ein Gußwerk des königlichen Meisters Servatius schließt den Eingang in die Kapelle von der Kirchenseite ab.

Zum ersten Male fällt der Blick der Stadtbevölkerung in diesen nördlichen Gegenden auf die unbekannte Schönheit italienischer Kunst; der Meißel entfällt den Händen der zünftigen Krakauer Steinmetze, die in den Vorschriften der Gothik verknöchert waren. Man darf sich daher nicht wundern, daß diese Kapelle als Muster für die im Laufe des XVI. Jahrhunderts am Wawel erbauten bischöflichen Grabkapellen galt. Nach ihrem Muster entsteht am Ende desselben Jahrhunderts die Kapelle des heiligen Hyacinth bei den Krakauer Dominicanern, deren Wände durch Pilaster mit ornamentalen Füllungen und mit Nischen für Statuen geschmückt sind. Das XVII. Jahrhundert copirt

ſcrupulös das äußere Ausſehen der Sigmundskapelle, als man die neue Kapelle für das Königsgeſchlecht der Waſa in der Kathedrale am Wawel erbaute. Die Arabesken der italieniſchen Bildhauer der Sigmundskapelle pflanzen ſich noch am Grabmale des ſeligen Kazmierczyk in der Kirche Corpus Chriſti in Krakau, einem Werke aus dem Jahre 1632 fort.

Die wenigen Kirchen, welche in den Zeiten der Reformation und des Kampfes mit der Kirche entſtanden, zeigen den Typus des mittelalterlichen Ziegelbaues in kleinen Dimenſionen im Bau der Gewölbe und Giebeldächer, wie wir das im Innern der Kirche in Biecz wahrnehmen können. Die Pfeiler dieſer Hallenkirche haben Baſen mit Renaiſſancevoluten und ſind ein Werk des Mailänders Pietro di Ronchi aus dem Jahre 1560. Die alte Synagoge in Kazimierz bei Krakau, deren zwei in der Mitte ſtehende toscaniſche Säulen das gothiſche Rippengewölbe tragen, wurde im Jahre 1570 von dem Italiener Matteo Guci, einem Mitglied der in Krakau angeſiedelten Architekten- und Bildhauerfamilie erbaut.

Ganz am Ende des XVI. Jahrhunderts wurde durch die Freigebigkeit des Königs Sigismund III. der Grundſtein für die Jeſuitenkirche der Heiligen Petrus und Paulus in Krakau gelegt, die als Ganzes und in ihren Details, in der Geſtaltung der Façade und im Aufbau der Kuppel den römiſchen Originalen nicht nachſteht. Vollendet wurde ſie im Jahre 1626. Ihr geräumiges und helles Innere, das ſich als Vereinigung des Baſilicaſyſtems mit dem Centralbau repräſentirt, hat über der Vierung eine auf Pfeilern und Bogen ruhende hohe Kuppel. Eine Reihe von Kreuzkapellen, die durch Arkaden zwiſchen den Pfeilern nach dem Mittelſchiffe zu geöffnet ſind, läuft die Seiten entlang. Es gibt nichts Herrlicheres als die Durchführung der korinthiſchen Pilaſterbündel, je zweier auf einem Pfeiler mit hohem Stylobat, ein Syſtem, das ſich im ganzen Innern logiſch entwickelt und eine Kröpfung der Gebälke nach ſich zieht, die ſchon den Verfall der Reinheit des Renaiſſanceſtils verkündigt. Das Streben nach plaſtiſcher Wirkung tritt an der Außenſeite durch Anwendung von Marmorſäulen koloſſaler Anordnung auf, die den Dachgiebel tragen. Der Meiſter dieſes Baues iſt unbekannt. Wahrſcheinlich haben die Jeſuiten ein fertiges Project aus Rom mitgebracht, das von dem Architekten der Kirche al Gesù herrührt. Bekannt iſt der Name des Baumeiſters Johann Maria Bernardoni aus Como, eines Jeſuitenfraters, der ſich genau an den Plan hielt und in dem kleinſten Detail den Stil zu wahren wußte. Bevor er im Jahre 1599 nach Krakau kam und den begonnenen Bau übernahm, baute er die Jeſuitenkirche in Nieświcz in Lithauen, die der unſerigen ähnlich iſt, und eine andere in Kalisz.

Von nun an beginnt eine ungewöhnliche Thätigkeit auf dem Gebiete des Kirchenbaues in ganz Galizien. Faſt gleichzeitig mit der Vollendung der Jeſuitenkirche in Krakau beginnt der Oberſthofmarſchall Mikołaj Wolski den Bau der Camaldulenſer-Kirche auf der Anhöhe des Dorfes Bielany bei Krakau. Vollendet wurde ſie im Jahre 1642.

Der königliche Architekt, der Italiener Johann Succatori, entwarf die Pläne und leitete den Bau. In den Dimensionen minder groß als die eben genannte Kirche besitzt jene zu Bielany ein einschiffiges Inneres mit Kapellen und ein kurzes Presbyterium. Zum Schmuck der Kapellenwände wurden schwarze Marmorplatten verwendet. Die Anbringung der Pilaster im Innern ist stilvoll, die mit Stein verkleidete Außenseite mit Thürmen verbunden, in deren unteren Theilen sich Kapellen befinden, welche ein Muster edler Verhältnisse und schöner Stuckdecoration im Geiste der italienischen Renaissance sind.

Zu den Kirchenbaudenkmalen aus dem Beginn des XVI. Jahrhunderts muß man die Bernardinerkirche in Kalwarya Zebrzydowska und eine ganze Reihe von Kapellen, die in ihrer Umgebung zerstreut liegen, rechnen. Es ist dies ein Werk des Mikołaj Zebrzydowski, des Wojwoden von Krakau. Man sieht da Arbeiten der Jesuitenarchitekten Johann Maria Bernardoni und Karl Baudart aus Belgien. Neben dem italienischen Stil treffen wir flandrische Einflüsse. Überhaupt hat in Krakau und in der Umgebung die Renaissance noch zu Anfang des XVII. Jahrhunderts gewichtige, oft würdevolle Muster zurückgelassen, die trotz des Stilverfalles mit einem sicheren architektonischen Formenapparate auftreten. Solche Beispiele sind: die Familienkapelle der Myszkowski aus dem Jahre 1600 und die Kapelle der Zbaraski aus dem Jahre 1630 in der Kirche der Krakauer Dominicaner. Die erstere wurde mit einer Quaderkuppel versehen, deren Außenseite in Schuppenrelief gehauen ist, während das Innere mit Füllungen, (reiches Ornament mit Cherubinköpfen und eine Reihe von Ahnenstatuen des Geschlechtes) geschmückt ist. Die Wände sind mit Marmor ausgelegt; das Gebälke wird von jonischen Säulenpaaren aus Marmor getragen, welche in den Kapellenecken stehen. Die Kapelle der Zbaraski ist mit schwarzem Marmor vertäfelt, hat eine elliptische Kuppel und effectvolle schwarze Marmorsäulen an den Wänden mit verkröpftem Gebälke. Es ist eine achtunggebietende Architektur im Geiste der flandrischen Renaissance mit herrlichem Marmorportale jonischer Ordnung.

Zu diesen ehrwürdigen Werken der Renaissance muß man auch die in der Mitte der Krakauer Kathedrale freistehende St. Stanislauskapelle rechnen, mit ihrer vergoldeten Kuppel und ihren Bronze- und Marmorsäulenbündeln, mit ihren Bronzeconsolen an den Gesimsen und einer Reihe von Statuen, die aus demselben Materiale gegossen sind und am Fuße der Kuppel stehen. Die Kapelle baute Bischof Szyszkowski im Jahre 1627.

Wenn in den erwähnten Architekturdenkmälern Krakaus aus dem Beginn des XVII. Jahrhunderts eine gewisse Stileinheit herrscht, die sich bei Monumentalbauten eines edlen Materiales und reicher Stuccodecoration bedient, so finden wir ähnliche Verhältnisse zur selben Zeit auch an anderen Orten des heutigen Galiziens. Schwieriger ist es nachzuweisen, auf welchem Wege sich der architektonische Renaissancestil im Süden des Landes verbreitete, und wann derselbe die Residenzstadt Rutheniens, Lemberg, erreichte.

Die Wallfahrtskirche in Kalwarya Zebrzydowska bei Krakau.

Bruchstücke profaner Baukunst, Bildhauerarbeiten von Portalen, Gesimsen und Fenstern haben sich in den an den Handelsstraßen gelegenen Städten, namentlich in Lemberg erhalten; dieselben gehören einer verhältnißmäßig späten Zeit an und zeigen, daß vor dem Beginn des XVI. Jahrhunderts die Residenz Rutheniens keinen klaren Begriff von der in der Architektur herrschenden Renaissance gehabt hat.

In der Kleinkunst zog gewiß die Renaissance in die Lemberger Patrizierwohnungen durch die Handelsbeziehungen mit Deutschland und den Aufenthalt der Italiener in der Residenz Rutheniens ein, aber es bedurfte des Auftretens des römischen Architekten Paul, um zu zeigen, was der Renaissancestil in der Bauthätigkeit sei. Am Ende des XVI. und am Anfang des XVII. Jahrhunderts baute er die sogenannte walachische Kirche (orientalischen Ritus) und die der Bernardiner, welche beide einen Schmuck Lembergs bilden. In Quadern ausgeführt, tragen beide Bauten einen ausgeprägten localen Charakter, welcher sich in verschiedenen Mischformen der Renaissance und durch vorherrschende Anwendung der dorischen Säulenordnung, in einem Sinne, wie man ihn von einem provinzialen Architekten nicht immer erwarten kann, äußert.

Die walachische Kirche ist außen von flachen Wänden umschlossen, die Apsis ist halbrund, die Wände schmücken gut concipirte dorische Pilaster, aber es fehlt die Harmonie der unteren Theile mit den drei Kuppelaufbauten. Das Innere ist durch dorische Säulenstellungen verengt. Die Bogen der Vierung sind Spitzbogen und entsprechen nicht dem Geiste der Renaissance, so daß die Architektur des Innern, obgleich dasselbe malerisch wirkt, nicht stilvoll ist und mit den Werken der Italiener dieser Epoche in keinem Zusammenhange steht. Eine mit der Kirche verbundene Kapelle und die Gallerien im Hofe des Gebäudes der Stauropigia sind im Geiste der deutschen Renaissance mit reicher, in Stein ausgeführter Ornamentation geschmückt, welche beweist, daß der Architekt vor seiner Ansiedlung in Lemberg in deutschen Städten gearbeitet und sich ganz und gar ihren Stil angeeignet hat. Der Bau zeigt eine gewisse Starrheit der Formen, obwohl er die Augen unterhält. Die walachische Kirche erstand unter der Leitung des erwähnten Architekten und seines Schwiegervaters Wojciech Kapinos und wurde von dem Italiener Ambrosi im Jahre 1629 vollendet.

Wenn die Bernardinerkirche in Lemberg ein am Ende des XVI. Jahrhunderts begonnener und Anfang des XVII. Jahrhunderts vollendeter Bau sein sollte, so wäre sie ein geradezu räthselhaftes Denkmal der Renaissance-Epoche; ihr dreischiffiges Innere, das lange, mit den Seiten eines Achteckes abgeschlossene Presbyterium, der äußere, stilvoll und logisch im Geiste der Hochrenaissance durchgeführte Organismus und dagegen die im Geiste der deutschen Renaissance ausgebildete Giebelwand, alles das gebietet uns, in dem Denkmale die gewaltsame Umbildung eines alten gothischen Baues in die italienische Architektur zu erblicken. Diese Aufgabe hat der Römer Paul vollbracht und dem Werke den Stempel seines Geistes aufgedrückt.

Ein anderer Lemberger Kirchenbau aus dieser Epoche ist die sogenannte Boim'sche Kapelle auf dem Kathedralfriedhofe. Sie ist ein spätes Werk der Renaissance mit provinzialen Eigenthümlichkeiten. Der architektonische Organismus besteht in dem Übergange von

Hofansicht der griechischen sogenannten walachischen Kirche in Lemberg (XVII. Jahrhundert).

der quadratischen Grundform in eine Trommel mit Kreiskuppel. Die Bildhauerarbeiten sind von untergeordnetem Werthe, die Verhältnisse nicht günstig, trotzdem zeigt sich so viel Freiheit und Originalität, so viel Abwechslung in den Motiven der reichen Decoration, daß man diesem Werke des Architekten Jan Otuski aus Krakau aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts die Anerkennung nicht versagen kann.

Der Bau der Jesuitenkirche in Lemberg, im Jahre 1630 vollendet, eröffnet der Kirchenbaukunst neue Wege, indem er die Architekten nöthigt, sich strenger an die anderwärts herrschende Stiltendenz im Gebrauche von reicher Stuccatur und überladener Plastik zu halten.

Während auf dem Schloßberge in Krakau schon herrliche Renaissancepaläste, wie die königliche Wohnstätte des hochsinnigen Sigmund I., erglänzten, wartete die Stadt Krakau noch ziemlich lange, bis ihre mittelalterlichen Häuser mit ihren Giebeln und hohen Dächern das Kleid des neuen Stiles annahmen. Er tritt in einer Reihe architektonischer Details der Profanbaukunst auf, indem Krakauer Steinmetze zunächst zierliche gothische Fenster und Öffnungen mit Renaissancegesimsen, die sie den italienischen Ankömmlingen nachmachten, versehen.

Vollständig erhaltene Denkmäler, welche von dieser architektonischen Bewegung ein lebendiges Zeugniß ablegen würden, gibt es vor der Mitte des XVI. Jahrhunderts in Krakau nicht. Es sind nur interessante Details an einigen Gebäuden übrig geblieben, und zwar an den Häusern der Domherrngasse, vor Allem aber an der früher erwähnten, in der gothischen Periode erstandenen Krakauer Sukiennice. Sie bringen jetzt ein bisher unbekanntes Motiv, das den Renaissancebauten in den polnischen Ländern so eigenthümlich ist, nämlich die sogenannte Attika, welche die horizontale Hauptgesimslinie aufhebt, die Dächer maskirt und einen zierlichen Kranz hervorbringt.

Die Attika der Sukiennice wurde im Jahre 1557 nach dem Brande dieses mittelalterlichen Gebäudes erbaut, ganz nach dem Entwurfe des italienischen, in Krakau angesiedelten Architekten und Bildhauers Johann Maria Padovano. Auf den alten gothischen Mauern errichtete er eine Wand, die er mit durch Lisenen getrennten Flachnischen versah, mit Ziegelimposten schmückte und mit einem Gesimse abschloß, das ununterbrochen eine Reihe von Stylobaten mit Masken als Ornament krönt und sie untereinander mit gebogenen Carniesen verbindet. Die Flachnischen erhielten figurale Malereien, die Ziegel wurden getüncht. Nach diesem System bildete er auch Vorgiebel der Dächer.

Nach dem Beispiel der Sukiennice folgt jetzt eine allgemeine Anwendung solcher Attiken, welche die Dächer der Wohnhäuser, Rathhäuser, Edelhöfe, Klostergebäude, jüdischen Synagogen u. s. w. verbergen. Das wird dann auf Herrenschlösser übertragen und gehört zur Charakteristik der Renaissance in Krakau, am Fuße der Karpathen wie in Ruthenien, bis ans Ende des XVII. Jahrhunderts.

Überbleibsel findet man noch an der Krakauer Burg. Eine solche Attika haben das Rathhaus in Tarnów, der alte Schloßhof in Szymbark, die Bastei in Nowy Sącz, die Schlösser in Baranów und Krasiczyn, die Synagogen in Żółkiew, in Bełz, in Kryštynopol und sie verirrte sich sogar in das Schloß von Stare Sioło bei Lemberg und in das Schloß

Die Boimsche Kapelle in Lemberg.

von Dobromil bei Przemyśl. Attiken tragen auch die Wohnhäuser am Lemberger Ring und in vielen kleineren Städten Galiziens, um nur des alten, in der ganzen Welt durch seine Messen bis zum XVII. Jahrhundert berühmten Jaroslau zu gedenken. Die Attika wendet man auch bei runden Schloßthürmen an, wovon wir Beispiele im Schlosse Krasiczyn sehen.

Die profane Renaissance-Architektur in Krakau und Umgebung bedient sich selten des Apparates der Rustica, sie vermeidet das ganze XVI. Jahrhundert hindurch die Anbringung von Pilastern an den Façaden, läßt die Façaden glatt und theilt die Wände durch bescheidene

Steingesimse, welche die Sohlbänke der Fenster verbinden. Das Fehlen der Rustica läßt sich leicht erklären durch den Gebrauch von Ziegeln und Tünche an den Außenseiten; glatte Flächen der Außenseiten bedeckt eine Art Sgraffito, wovon sich Spuren an einigen öffentlichen Gebäuden in Krakau und Biecz finden.

Vorspringende Fenster, sogenannte Erker, sind der Renaissance-Architektur Krakaus nicht fremd und sie stützen sich gewöhnlich auf zierliche Kragsteine. Den Frontschmuck bilden Thore und Portale. Krakau hat eine Reihe schöner Überreste aus dem XVI. Jahrhundert in den Häusern des Ringes und seiner Gassen bewahrt. Rusticirte Säulen an den Portalen erscheinen schon in der Mitte des XVI. Jahrhunderts (das Decanatsgebäude in der Domherrngasse, ein Werk des Gabriel Słoński, das Haus der Montelupi am Ring und ähnliches).

Nach italienischer Art wurden die Höfe der öffentlichen Gebäude und Häuser in Krakau und Umgebung mit Gängen (Gallerien) umgeben, die auf Säulen gestützt waren. Die Säule tritt zum ersten Male in dieser Weltgegend auf, nicht blos als Stütze der Bogen, sondern auch als Träger hölzerner Architrave und der darüber hervortretenden Dächer. Am frühesten treten Säulen mit jonischen Capitälen auf, so in den Palastgallerien am Wawel. Charakteristisch ist der Umstand, daß bei dem Auflager mit den mit Holz getäfelten Decken kurze Geländersäulchen vermitteln, sogenannte Steinkörbe, die auf den Capitälen angebracht sind; so an den Gallerien des zweiten Stockwerkes am Wawel, an den Gängen des Obergeschoßes der Sukiennice u. s. w. Die Säulen haben glatte Schäfte; in dem bischöflichen Palais zeigen die erhaltenen Reste der unteren Gallerie, eines Werkes des Johann Maria Padovanus aus dem Jahre 1551, jonische Capitäle, die mit ihren Polstern den Fronten zugekehrt sind. Während der kleine Raum der Höfe der Krakauer Häuser ihre Umfassung durch Bogengänge italienischer Art nicht erlaubte, treten sie am Ende des XVI. und in der Mitte des folgenden Jahrhunderts in den Höfen der Burgen und Paläste der Umgebung und der Universitätscollegien in der Stadt auf, wobei sie die Säulen durch Bogen binden. Später treten dorische oder toscanische Säulen auf. Aus dem XVII. Jahrhundert stammen die Etage-Arkaden im Schlosse zu Niepołomice, sowie jene im Schlosse Baranów mit Säulen auf Stylobaten, in dem Palaste in Żywiec, einer Gründung der Wielopolski, in dem Schlosse von Sucha u. s. w. Theilweise erhalten sind sie durch drei Stockwerke im Schlosse Wiśnicz. Schöne Bogengänge besitzt das Kloster Corpus Christi in Kazimierz bei Krakau, einen nur zum Theile erhaltenen das Krysztofori genannte Haus am Krakauer Ring. Häufig laufen in den Haushöfen hölzerne offene Gänge in den Stockwerken behufs Verbindung der Wohnungen herum, welche auf zierlichen Kragsteinen ruhen, die durch Bogen verbunden sind, wovon wir ein Beispiel im Eckhause der St. Annagasse besitzen, einem Werke des Architekten Gabriel Słoński aus dem Jahre 1564, oder in dem Hause des Dlugosz in der Domherrngasse unter dem Krakauer Schlosse.

Das Innere der Krakauer Wohnhäuser besitzt einen Flur mit Tonnengewölben und Lunetten, aus dem der Eingang zu den Stiegen oder zu einem Treppenhause führt; die Stiegengeländer sind zumeist aus Schmiedeeisen. Die Zimmer hatten Balkendecken, die sich an den Wänden auf Kragsteine stützten. Spuren solcher Decken haben sich hier und da

Das alte Rathhaus in Tarnów.

erhalten. Das XVII. Jahrhundert bringt in den Etagelocalitäten hübsche Doppelfenster hervor. Eine verhältnißmäßig kurze Säule, in der Mitte des Doppelfensters steht an ihrem Sockel, an den Laibungen sind entsprechende Halb- oder Dreiviertelsäulen angeordnet und mit Bogen mit der Mittelsäule verbunden. Die so entstehenden großen Fensternischen sind mit Steinbänken versehen. Eine derartige Einrichtung der Fenster hat sich in vielen Krakauer Häusern erhalten.

Soviel zur Charakteristik der Profanbaukunst in Krakau in der Renaissance-Epoche.

Die Bewegung auf dem Gebiete der Renaissancebaukunst wird in die Städte und Flecken am Fuße der Karpathen schon in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts übertragen. In Tarnów gewinnt das alte gothische Rathhaus eine Ziegelattika, Portale und Fenster. Biecz, Sącz, Krosno, Jarosław, Przemyśl berichten von diesen Zeiten durch Reste erhaltener städtischer Bauten.

Viele Städtchen erhalten in dieser Renaissance-Epoche keinen geringen Schmuck durch die auf italienische Art gemauerten sogenannten Laubengänge. Sie sind charakteristisch für die Handelsstädte mit wiederkehrenden Messen. Die Reihen der gemauerten, einstöckigen Häuser am Stadtring begleiten breite gewölbte Lauben, die etwas höher als das Niveau des Platzes liegen. In der Stadt Krosno sind Reste solcher Laubengänge erhalten; als Mittelpfeiler des Laubenganges eines Hauses aus dem Jahre 1525 dienen jonische Säulen. Solche Lauben finden sich auch in Tarnów, von wo sie nach Ruthenien übergehen, so nach Żołkiew, Jarosław und anderen Orten Ostgaliziens. Nach diesen Laubengängen, welche dem Bedürfnisse sicherer Magazine für kostbare Waren entsprechen, richtet sich nun der Bau der Häuser.

Lemberg hat eine gewisse Zahl mehr oder weniger gut erhaltener Bauten aus der Spätrenaissance-Epoche bewahrt. Hierher gehören vor Allem einige am Ringe gelegene Häuser der Lemberger Patrizier aus der Blütezeit des Bürgerthums. Daneben findet man hier und da in den Gassen der Stadt Renaissanceportale, Fenster, Consolen in den Höfen, welche von der regen Thätigkeit der Architekten auf dem Gebiete des Wohnhausbaues am Ende des XVI. und im Anfang des XVII. Jahrhunderts Zeugniß geben.

Die Façaden der am Ringe erhalten gebliebenen Häuser sind aus Stein gebaut, mit einem gewissen Gefühl für das Monumentale im Gebrauche der architektonischen Formen der italienischen, vielleicht auch der deutschen Renaissance, welche mit dem Barock noch keine Berührung haben. Es ist der Provinzrenaissancestil, wie er sich auf Lemberger Boden ausgebildet hat. An den Fronten dieser Häuser springt vor Allem der Mangel architektonischer Gliederung der Stockwerke durch gut gewählte Gesimse in die Augen. Der Architekt häuft die Details, ohne Rücksicht auf den allgemeinen Ausdruck des Gebäudes. Es liegt in diesen Façaden etwas von der Sprache eines Handwerkers und nicht eines Künstlers.

Das stilreinste und vielleicht früheste Denkmal aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts ist ein in seinem oberen Geschoße beschädigtes Haus in der Armeniergasse. Schöne Verhältnisse der Fensteröffnungen und des Portales, die Symmetrie ihrer Anlage, hübsche Umrahmungen der Fenster mit grotesken Lisenen und speciell das edle Portale mit Arabeskenpilastern charakterisiren bei aller Bescheidenheit und Einfachheit das Werk eines italienischen Meisters.

Das Sobieski-Haus am Ringplatz in Lemberg (XVII. Jahrhundert).

Von den am Ringe gelegenen Häusern ist in seinen Dimensionen das größte, einst Eigenthum des Patriziers Constantin Korniakt, heute nach den Sobieski, der Familie des Königs Johann III., benannt. Seinen Schmuck bildet eine hohe Attika, die durch flache Hermen in Felder getheilt ist; die Hermen stützen ein dorisches Gebälk, über dem ein vergoldeter Kranz mit in Stein gehauenen Ritterfiguren und Pflanzenranken herauswächst. Das Hauptportale hat die Merkmale der italienischen Architektur des XVII. Jahrhunderts, während die Attika deutsche Herkunft verräth.

Interessanter ist das Haus des Doctor Anczewski (Ring L. 4), dem bei allen Fehlern der Verhältnisse zur Höhe der Stockwerke und bei aller Unregelmäßigkeit in der Anlage der drei Fenster in den Stockwerken, beziehungsweise der Parterre-Öffnungen, doch in der Behandlung der Fenster und Gesimse, der Eckpfeiler und der Rustika ein Werth zukommt. Die ganze Formgebung, welche das Aufstreben ausdrückt, klingt oben in einen leichten Attika-Kranz mit Kegeln, Stylobaten und Volutenwindungen aus. Der Ornamentation des Portales und der Parterrefenster fehlt es nicht an originellen Motiven, die figurale Bildhauerei geht aber in das Spiel architektonischer Formen über.

Das Haus Bandinelli am Ring hat eine Diamantquaderung, die in ähnlicher Weise an den Ecken durchgeführt ist, aber nur als Pilaster mit Basen und Composit-Capitälen, welche bei jedem Stockwerke dorisches Gebälk stützen; die Fenster mit Steinkreuzen haben eine Pilasterumrahmung und Spitzgiebel. Das Haus Wolf Szulzowski ist das einzige, an welchem die Front, Pilaster welche durch die Stockwerke gehen, schmücken. Diesem letzteren Baudenkmale reiht sich die Lemberger Architektur der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts im Barockstile an, welche jedoch schöne Werke im Profanbau nicht hinterlassen hat. Überhaupt bedient sich diese Bauart in Lemberg nicht im italienischen Geiste der Arkaden um die Haushöfe, wie das in Krakau der Fall ist. Wir können nur auf Bruchstücke solcher Arkaden aus dem XVI. Jahrhundert neben der armenischen Kathedrale, mit schönen Säulenschäften in dem Hofe neben der walachischen Kirche verweisen. Dafür findet man in den Häusern noch so manche herrliche Renaissanceconsolen aus Stein, welche hölzerne Communicationsbalcone für die Wohnungen in den Stockwerken tragen. Der Lemberger Architekt liebt es, den Säulen besonderen Schmuck zu verleihen, er bedeckt ihre Schäfte ganz mit grotesker Ornamentation aus kleinen Pflanzen, theilt sie durch Ringe, wenn er sie zum inneren Schmucke der Chambramen vereinigter Zimmerfenster benützt, wobei er den Wandschmuck gegen die Gasse mit Sitzbänken bildet. Dieser Eigenthümlichkeit der Wohnzimmer des XVII. Jahrhunderts gedachten wir bei Krakau. Wir sind bei dem Mangel gleichzeitiger Denkmäler in der Umgebung Lembergs nicht im Stande zu zeigen, inwieferne dieser Typus der Lemberger Steinhäuser auf den Organismus der Schloßarchitektur eingewirkt hat; dieser Einfluß ließe sich eher in der kirchlichen Architektur zeigen, aber es fehlen Beweise dafür, daß die in Lemberg so häufige Anwendung des dorischen Stils in die Stiftskirche von Żółkiew und in ihr verwandte Bauten gelangt sei.

Wir gehen nun zu den Kirchenbauten über.

Wenn in der Architektur dieser Renaissance-Epoche in Galizien sich gewisse abweichende Merkmale finden, Dank den angesiedelten fremden Künstlern und den unter ihrer Leitung ausgebildeten einheimischen Arbeitern, so verändern sich diese Verhältnisse mit den Kirchenbauten der Jesuiten gleich im Anfang des XVII. Jahrhunderts. Der mächtige

Orden hat große Architekten zur Verfügung, welche ihm Projecte liefern, er führt jedesmal bedeutende Unternehmer ein, mit denen er sich ohne die einheimischen Kräfte behilft. Wenn wir diesen letzteren ein gewisses Zurückbleiben und einen Provinzialismus zuerkennen, so bringen die von den Jesuiten berufenen fremden Kräfte einen ganzen Stilapparat mit sich, künstlerische Routine, und zwar sowohl technische als auch ornamentale, die sich ohne Proben und Nachforschungen behilft. Die Architekten der Jesuiten verbreiten hier zuerst den italienischen Kirchentypus mit der Kreuzanlage und einer centralen Kuppel, mit einer Reihe von Kapellen neben dem Langschiffe. Sie schaffen zuerst herrliche Kirchenfronten mit Pilastern, Dachgiebeln und Thürmen an den Seiten. So sind ihre ersten Kirchen in Krakau, Jaroslau, Przemyśl, Lemberg, u. s. w., alle aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Es sind dies noch keine offenbaren Barockbestrebungen mit dem Suchen nach starken Effecten und dem Malerischen in der Anlage der Maßen, der Krummbiegung der Dachgiebel und der Pilasterhäufung, wobei über den Pilastern die Kröpfung der Gebälke eingeführt wird, sondern mit einem gewissen Maße in der Anwendung dieses Formenapparates der Spätrenaissance.

Einige dieser Jesuitenkirchen geben das Beispiel für zahlreiche neu zu bauende Klosterkirchen, welche im Laufe des XVII. Jahrhunderts polnische Magnaten für die Dominicaner, Bernardiner, Trinitarier, Carmeliter stiften, Bauten, die nicht immer monumental sind, aber immer nach weiten Verhältnissen des Innern, Schmuckhaftigkeit der Façaden und Bewahrung der Kuppel streben. Die Familienkapellen an den Pfarr- oder Klosterkirchen dieser Epoche, die Kapellen zur Unterbringung wunderthätiger Heiligenbilder haben immer eine Kuppel und das Innere ist mit Zierrathen aus Stuck überladen.

Von den wichtigeren Denkmälern dieser Baukunst vor der eigentlichen Barockphase erwähnen wir die Stiftskirche in Żółkiew, einen Bau mit Querschiff und einer Centralkuppel, dessen Inneres und Äußeres unter Anwendung dorischer Pilaster durchgeführt ist. Dieser Quaderbau, eine Stiftung des Stanislaus Żółkiewski aus dem Jahre 1618, ist voll von Familiendenkmälern und Schlachtenbildern. Eine Eigenthümlichkeit ist die Anwendung des Reliefs, polnischer Ritter, sogenannter Husaren und der Wappenschilder in den Metopen; am Portale überwiegen noch immer mittelalterliche Einflüsse.

Die Klosterkirche der Carmeliter in Wiśnicz — heute Gefängnißkirche — eine Stiftung des Oberstkronmarschalls Stanislaus Lubomirski aus dem Jahre 1624, erbaut in der Mitte der Fortificationen, ein schönes Werk im Charakter der deutschen Renaissance, zeichnet sich durch ihr erhabenes Innere voll Adel auf einem kreuzförmigen Grundrisse aus und birgt unter der Erde die Familiengräber der Stifter.

Lemberg hat eine schöne Kirche mit edler italienischer Façade, die Kirche der Opferung der heiligen Jungfrau, die einst den barfüßigen Carmelitern gehörte, eine Stiftung

des Jakob Sobieski, gleichfalls mit einer Kuppel über der Vierung. In Krakau zeigen die alte Kirche der Trinitarier mit einer Façade im übertriebenen Barock und eine Klosterkirche der Visitennonnen, beide aus dem Ende des XVII. Jahrhunderts, den ausgeprägten Charakter des dem Verfall zuneigenden Renaissancestiles. Ein herrlicher Bau in italienischem Geiste ist das Dominicanerkloster in Podkamień, eine Stiftung der Potocki, mit einer Kirche inmitten der Fortificationen, ähnlich wie die Klosterbauten der Bernardiner in Leżajsk bei Łańcut.

Es ist nicht möglich alle Kirchen aufzuzählen, die im Laufe des XVII. Jahrhunderts entstanden sind, aber wir können nicht umhin, die Aufmerksamkeit auf die St. Annenkirche in Krakau zu lenken, die zu Ende des XVII. und zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts von der Krakauer Universität gebaut worden ist. Die mit dem Namen des italienischen Architekten Francesco Solari verbundene Kirche hält sich an den damals allgemein üblichen Typus mit der Kuppel über der Vierung, aber ihre schöne, in classischen Formen durchgeführte, mit Statuen geschmückte Außenseite bereichern außer Dachgiebeln zwei Frontthürme, die organisch miteinander verbunden sind. Was das Innere der Kirche betrifft, so zeugt dessen lebensvoller Stil von den hervorragenden Schulen, aus denen die aus Italien gekommenen Schöpfer hervorgegangen sind. Die Gewölbe des Hauptschiffes und die Seitenkapellen wurden von Balthasar und Francesco Fontana aus Como decorirt. Die Stuccodecoration ergänzen figurale Malerei und Vergoldung im Barockstil, der mit einer Beschränkung der Bildflächen nicht spart. Der Anfang des XVII. Jahrhunderts sieht den Bau der Kirchen in der Nähe von Sokal und Bełz, in die das Ausschmückungssystem des Innern aus der Annakirche übertragen wird. Von dieser Art sind: die Kirche in Warez, eine Stiftung des Marius Matczyński mit zwei Frontthürmen und italienischer Außenseite, welche eine Mauer mit Statuen und ein Eingangsthor mit Glockenthurm umgeben; die Kirche der Bernardiner in Krystynopol, die der Basilianer in demselben Städtchen neben einer griechisch-katholischen Kirche mit achteckigem Tambour, welcher anstatt der Pendentive durcheinander greifende Bogen hat, die Kirche in Tartaków u. s. w.

Ein charakteristisches Denkmal der Epoche sind die Kapellen, welche in diesen Kirchen Magnaten und sogar Adelsgeschlechter, die durch ihre auf Reisen im Auslande gewonnene Bildung zu glänzen wünschten, bauen. Derartige Kapellen entstanden auch innerhalb der Schloßgrenzen, wie der schöne Kreuzkapellenbau in dem Schlosse Brzezany mit den Grabdenkmälern der Sieniawski. Kapellen der Lubomirski finden wir in der Dominicanerkirche in Krakau, in der Pfarrkirche in Niepołomice und in Przeworsk. Eine Kapelle für die Oświęcim baute der Italiener Petroni, der sich kaiserlicher Architekt nennt, der Schöpfer der Jesuitenkirche in Przemyśl, in der Franciscanerkirche in Krosno mit der herrlichen, von dem Italiener Succatori vollendeten Decoration im Innern der Kuppel.

Von den für wunderthätige Heiligenbilder in Krakau erbauten Kapellen ist die in der Carmeliterkirche auf Sand, mit einer über der Kreuzung des Schiffes errichteten Kuppel, besonders schön und stilvoll, im Innern mit korinthischen Pilastern geschmückt. Die Kapelle in der Kirche Corpus Christi ist außen mit Rustica und innen mit schönen Stuccaturdetails versehen. Von Lemberger Kapellen citiren wir die Kapellen, welche die Kathedrale umgeben und speciell die zwei ersten beim Eingange (Kampiana), die im Geiste der flandrischen Renaissance mit Verwendung von Alabaster durchgeführt sind.

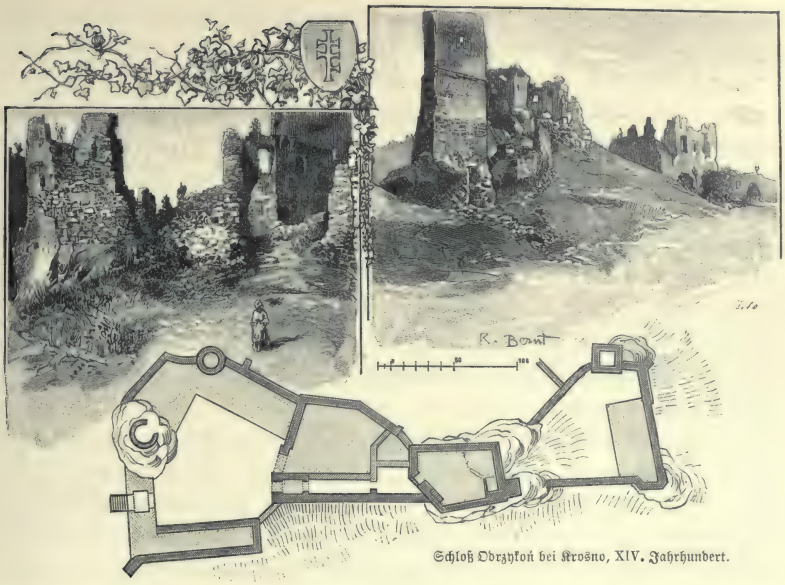
Die Sitte des italienischen Kapellenbaues verfällt am Ende des XVII. Jahrhunderts und damit zugleich die Anwendung der Kuppel für kleinere Kirchenbauten.

Das letzte Stadium zopfiger Kirchenbaukunst in Galizien zeigen in Lemberg die Dominicanerkirche und die griechisch-katholische St. Georgskirche auf einer Anhöhe hinter der Stadt. Sie sind sowohl durch ihre Dimensionen, durch ihr Prunken mit der Combination des Centralbaues, mit Kuppeln auf elliptischer Grundlage, als auch durch merkwürdige Säulenstellung zuoberst mit der Bekrönung durch Attiken, Obelisken und Spitzen interessant. Im Innern imponiren Nischen und überkräftige Gesimse. Es ist etwas Theatralisches in diesen im Geiste des Rococo reich ausgestatteten Innenräumen, das an die sächsischen Zeiten in Polen und an die Residenzstadt Warschau erinnert. Doch das sind Ausnahmsobjecte in Galizien. Die Zeiten des Stanislaus August documentiren sich durch den Bau der Kirche in Podhorce mit ihrem Pseudoclassicismus und durch die Kirche in Dukla, eine Stiftung des Mniszek. Die Synagogen, die meist aus dem XVII. Jahrhundert stammen, weisen schöne Typen des Ziegelbaues in galizischen Städten und Flecken auf; am gewöhnlichsten ist der Typus der Bauten mit Attiken, die eine Reihe von Blenden tragen. Diese Attiken, hinter denen sich die Dächer verbergen, tragen hübsche Zinnen, wie wir sie in der alten Synagoge in Żółkiew sehen. Eine Charakteristik des Innern oder eigentlich des einzigen geräumigen gewölbten Saales der Synagoge bilden vier concentrisch stehende, mit Bogen verbundene Säulen oder Pfeiler, die meistens eine kleine Mittelkuppel tragen. Sie dienen als Grundlage für die Gurten, welche sich gegen die Wände stützen und das Saalgewölbe in neun Kreuzfelder theilen. Häufig wird ein erhabenes Emporium für Frauen in der Etage über der Vorhalle des Einganges angebracht, wie in den schönen Synagogen in Rzeszów. Stilunterschiede mit einer gewissen Beimischung der orientalischen Ornamentation lassen sich in der barockartigen Durchführung der Decoration in der Synagoge von Przeworsk bemerken, die schon aus dem XVIII. Jahrhundert stammt. Den Typus jüdischer Synagogen mit Attiken im Charakter des Barockstiles finden wir in der Umgebung von Bełz und Sokal, in Nowy Sącz und an vielen Orten unter den galizischen Ruthenen.

Die Architektur der jüngsten Zeiten. Die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts ließen hervorragende Bauwerke in Galizien nicht erstehen. Die Verwaltung des Landes und

der Städte fühlte kein Bedürfniß, öffentliche Bauten herzustellen, die Frömmigkeit reizte nicht zu neuen Kirchenbauten, da die Aufhebung der geistlichen Orden am Ende des vorigen Jahrhunderts die alten Klostergebäude in der Landeshauptstadt zur bequemen Unterbringung von Ämtern, Schulen, Spitälern u. s. w. frei machte und die Kirchen niedergerissen wurden, um Raum für die Erweiterung der Städte zu gewinnen. So war es in der Hauptstadt des Landes, so in der Provinz. Die Gleichgiltigkeit für die alten Denkmäler der einheimischen Baukunst gestattete ihre Vernichtung; die Behörden bemühten sich nicht, den Kunstsinn zu heben und gaben ein schlechtes Beispiel bei dem Bau der neuen stillosen Kirchen in den Dörfern und Städtchen. Von dem in der abendländischen Welt sich entwickelnden Romantismus, welcher sich zuerst in der Wiederaufnahme der mittelalterlichen Stile bemerkbar macht, erfährt Galizien und das Großfürstenthum Krakau erst nach dem Jahre 1830.

Die Familie des Grafen Potocki eröffnet hier die Bahn. Die Restauration der Kapelle des Bischofs Padniewski in der Kathedrale am Wawel in den Jahren 1832 bis 1840 im Geiste der griechischen Renaissance mit Verwendung von Marmor, Stucco, Bronze, von Meisterwerken der Bildhauerkunst und italienischer Malerei, wird von Peter von Nobile durch aus Wien mitgebrachte Arbeiter vollendet; ebenso der Bau der gothischen Kirche in Krzeszowice nach dem Plane des berühmten Karl Friedrich Schinkel. Dieses Monumentalwerk ist der erste gewichtige Zeuge der neuen Richtung in der heutigen Baukunst Galiziens, da es schwer fällt, dasjenige ernst zu nehmen, was gleichzeitig als Gothicismus bei dem Baue der Paläste, Höfe, Kapellen zur Mode wird und sich an den Namen des Italieners Lanzi knüpft, der sich in Polen ansiedelte, eines Lieblings der Herrenhäuser, welche den Romantismus und das Mittelalter begünstigen. Einflüsse des Münchner Romantismus und richtige Auffassung des Gothicismus und Anpassung an dessen locale Abarten bringt die vom Architekten Karl Kremer begonnene Restauration des alten Collegium majus in Krakau im Jahre 1848 und liefert durch die in die Wände eingemauerten Fragmente, welche aus den zerstörten Krakauer Gebäuden stammen, den Beweis für die neu aufkeimende Verehrung für die Kunst der heimischen Vergangenheit. Diese Verehrung documentirt sich auch in der Restauration der im Jahre 1850 abgebrannten Krakauer Kirche, sowie in der Gründung einer archäologischen Commission im Schoße der „wissenschaftlichen Gesellschaft“ (Towarzystwo naukowe) und in der Thätigkeit der von der Regierung bestellten Conservatoren für die Kunstdenkmäler. Als Resultat der Studien über die Architekturdenkmäler des alten Krakau folgt die verständige Restauration des mittelalterlichen Collegium majus, welche durch den Architekten Felix Księżarski unter unmittelbarem Einflusse des Regierungsvertreters Baurathes Josef Bergmann aus Wien im Jahre 1864 zu Ende geführt wurde, und dann der Umbau der



Schloß Odrzykoń bei Krosno, XIV. Jahrhundert.

alten Sukiennice am Krakauer Ring, mit Anwendung von Motiven der Krakauer Renaissance in den Jahren 1876 bis 1879 durch den Architekten Thomas Pryliński. In der letzten Zeit erhielt das Innere der Marienkirche ihr gothisches Gepräge wieder, das durch die Decoration der Barockepoche vernichtet worden war, Dank den Bemühungen eines sachverständigen Comité's, Dank dem Architekten Thaddäus Stryjeński und dem Genie Matejko's, der die herrliche Polychromie der Wände durchführte. Nach dem Muster Krakau's begann jetzt die stilgemäße Restauration der Kathedralkirche in Tarnów, die unter der Leitung des Lemberger Architekten Professors Zacharjewicz mit tiefem Verständnisse durchgeführt wurde.

Als Resultat der Studien über die mittelalterliche Kunst Krakau's und fremder wie einheimischer wissenschaftlicher Arbeiten auf diesem Gebiete entsteht die Bauschule, welche sich zum Grundsatze macht, neue Gebäude mit Anwendung des architektonischen Formenapparates aus der Vergangenheit aufzuführen. Ein schönes Ergebniß dieser Bestrebungen ist das Gebäude der neuen Universität, das sogenannte Collegium novum, im Geiste der Krakauer Späthgothik, durch den obgenannten Architekten Felix Księżarski concipirt, der noch vor der Vollendung des Werkes starb. Motive des alten Collegium majus wurden, was speciell die Einwölbung anlangt, in dem herrlichen Treppenhaus und in den Etagencorridoren in großartigem Maßstabe angewendet. Die Autonomie des Landes, seit dem

Jahre 1871, erweckte in Lemberg eine künstlerische Bewegung in der Richtung neuer monumentaler Bauten im Geiste der Renaissance. Noch zuvor, namentlich 1863, entsteht hier ein herrliches Gebäude, das sogenannte Invalidenhaus nach dem Projecte des berühmten Wiener Architekten Theophil Hansen. Um zehn Jahre später baut Julian Zachariewicz das Gebäude der Polytechnik, ein Werk im Geiste der italienischen Renaissance mit herrlicher Frontcolonnade, einem in großen Dimensionen entwickelten Treppenhause und einer herrlichen Aula, für welche Matejko die Bilder malt. Derselbe Architekt schafft die schöne Kirche und das Kloster der Franciscanerinnen, mit farbigen Ziegeln im Äußern und delicater Polychromie im Innern. Der tüchtige Architekt vollführt schließlich den Bau des Sparcassengebäudes, in welchem er den Prunk kostbaren Materials im Stile der italienischen Renaissance anwendet. Man findet noch andere ebenso originell ausgedachte Arbeiten desselben Künstlers in der Provinz, wobei wir an die gothische Kirche in Bucniów denken.

In der Entwicklung der Architektur Lembergs macht der Bau des Landtagsgebäudes Epoche, der nach dem Plane des Lemberger Architekten Hochberger in den Jahren 1877 bis 1881 im Stile der italienischen Renaissance erstand, mit herrlichen Risaliten bei Anwendung von Säulen, korinthischen Pilastern und Figurengruppen. Das herrlich angelegte Treppenhaus führt im oberen Stockwerk in den Landtagssaal mit Gallerien und Emporien, der durch Schönheit und künstlerische Einfachheit von der Hebung des Kunstsinnes in den Zeiten der Autonomie des Landes Zeugniß ablegt.

Unter den öffentlichen Bauten in Lemberg concurriren die Regierungsbehörden (Statthaltereigebäude, Universität, Kliniken u. s. w.) mit dem Stadtrathe (öffentliche Schulen, wissenschaftliche und Wohlthätigkeitsanstalten) und mit den Besitzern der Wohnhäuser und herrschaftlichen Paläste. Es ist gewiß, daß man in ihnen nicht immer originellen Schöpfungen begegnet, daß Wien die Muster beistellt, aber ebenso gewiß ist es, daß in Lemberg eine Baubewegung besteht, die neben jener auf dem Gebiete der Malerei und Bildhauerei Beachtung verdient.

Burgen, Schlösser und Herrenhöfe. — Galizien ist reich an Ruinen, Schlössern und Burgen, aber die ältesten reichen nicht über das Ende des XIV. und XV. Jahrhunderts zurück. Die Schlösser auf ruthenischem Boden stammen hauptsächlich aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert. Der Grund ist leicht begreiflich, da Brände und Umbauten die älteren, lange Zeit hindurch aus Holz erbauten Burgen, mit ihren hölzernen Basteien, in der Umfassung mit Erdwällen, Gräben und Pallisaden versehen, vernichteten. War ja doch selbst das Schloß am Wawel noch im Jahre 1245 ganz aus Holz aufgeführt und das war wohl auch in den Residenzen der ruthenischen Fürsten und in den Stammsitzen der polnischen Großen der Fall. In den heutigen Bezeichnungen der Niederlassungen Grodek,

Grodzisko, in den Resten der Erdaufwürfe (Kryłos bei Halicz) erhielt sich die Erinnerung an diese frühmittelalterlichen Schlösser.

Als die ältesten Reste gemauerter Burgen, die heute überwiegend Ruinen sind, haben wir das Schloß Tenczyn, den Stammsitz der Toporczyk, Melsztyn am Dunajec, Odrzykoń bei Krosno, geringfügige Reste des Schlosses bei Tarnów, des Stammsitzes der Leliwiten in Sobień bei Lisko und kleine Starostenburgen am Dunajec und Poprad bei Czorsztyn, Rytro, Tropie, Czchów u. s. w. zu betrachten. Sie weisen die mittelalterliche Anlage auf, obwohl Schmuckdetails der Gothik, welche ihnen architektonische Bedeutung geben würden, fehlen.

Eine der schönsten Ruinen mittelalterlicher Schlösser in Galizien ist Kamieniec, das heute den Namen Odrzykoń trägt, in der Nähe der Stadt Krosno, der Stammsitz der Moskorzewski, welche von diesem Schlosse den Namen Kamieniecki angenommen haben. Es erhebt sich auf einem Felsrücken, dessen höchsten Theil ein umfangreicher Donjon einnimmt, im Fünfeck mit Hurdengallerien am Giebel gebaut, von denen Kragsteine übrig geblieben sind. Es umfaßte die zweistöckige Wohnung der Herrschaft, eine Kapelle und Poterne. Der Eingang führte durch ein gothisches Thor und durch eine Zugbrücke von dem niedriger gelegenen Theile, der die Wohnung der Hofleute und die Zimmer der Besatzung umfaßte. Im Schloßhofe befand sich ein einziger Brunnen inmitten der Vertheidigungsmauern mit einer hervortretenden viereckigen Bastei. Hier war die Rüstkammer. Die Hofleute und die Besatzung erhielten kein Wasser, wenn sie nicht durch den Donjon gingen. Die niedriger gelegene Vorburg bewahrte die Überreste der Wirthschaftsgebäude und einen am Eingange als Wachtthurm dienenden Felsen. Das Schloß wurde 1657 von Rakoczy niedergebrannt und erhob sich seitdem nicht wieder.

Die Burg Melsztyn liegt auf einer bedeutenden, oben künstlich bepflanzten Anhöhe am Dunajec. Sie wurde im Jahre 1340 von Spytek, dem Kastellan von Krakau, erbaut. Erhalten sind noch der hohe Thurm mit Wohnungsetagen und Schießscharten, die in den Zimmerwänden neben den gothischen Fenstern abwechselnd angebracht sind, mit einer Communication und mit guten Stapelplätzen, zu denen man auf Leitern gelangt, ferner Reste der Umfassungsmauern und Spuren der Paläste des Laurenz Spytek aus dem XVI. Jahrhundert.

Das Schloß Tenczyn bei Krzeszowice erbaute um das Jahr 1319 Nawój, der Ahnherr des Geschlechtes Tęczyński, vom Wappen Topór. Die herrlichen Ruinen erheben sich auf bedeutender Anhöhe inmitten von Wäldern, mit dominirendem altem Donjon, Resten der Kapelle und zweistöckigem Wohngebäude. Der Weg zum Thurm führt aus der Vorburg zwischen Mauern, den Eingang zur Vorburg vertheidigt ein im Grundriß kreisförmiger Barbakan mit zwei Reihen von Schießscharten, vor ihnen finden wir Spuren der

Gräben und der Zugbrücke. Das Ganze umgibt eine Mauer mit Zinnen und Schießscharten und eine Reihe von cylindrischen aus Ziegeln gebauten Basteien. Das XVI. Jahrhundert bringt hier als Zubauten Vertheidigungsmauern nach außen, welche durch ihre Attika charakteristisch hervortreten, zugleich Gallerien um den inneren Hof des Schlosses. Sie sind das Werk des Restaurators des Schlosses Jan Tęczyński, Kastellans von Wojnicz, der 1593 starb.

Wir gehen zum Krakauer Schloß über, insoweit von ihm ins XIV. Jahrhundert gehörige Theile übriggeblieben sind. Jetzt für militärische Zwecke eingerichtet, umfaßt es die Plattform einer hervortretenden felsigen Anhöhe, deren Fuß an der Westseite die Weichsel bespült. Mittelalterliche Theile des Schlosses bilden die sogenannte Hühnersteige (Kurza Stopa), ein thurmartiger Bau, der gegen Osten aus dem Palastkörper hervortritt, und das benachbarte zweistöckige gothische Gebäude, beide aus der Zeit König Ludwigs von Polen und Ungarn und Jagiełło's (1390). Die Hühnersteige ist die alte Schloßkapelle. Der anliegende gothische Bau hat in einem unteren Saale ein Kreuzgewölbe mit Rippen, dessen Schlußsteine aus Stein gemeißelte ungarische und polnische Wappen tragen. Mauern mit Zinnen und einige riesige Thürme kann man ins XV. Jahrhundert verlegen. An die Vorburg erinnert der Platz, der seit einiger Zeit mit einem Militärlazareth verbaut ist. Von dem vertheidigten Haupteingang an der Nordseite besteht noch der untere Theil des Barbakans und der gewölbte Corridor. Die Vorburg umfaßte die Häuser der Adeligen, die Wohnungen der Priester und Kirchen, wodurch er sich von den Flecken der oberwähnten Burgen unterschied, deren Vorwerkbauten die Wirthschaftsverwaltung der Herrschaftsgüter beherbergten.

Kleinere Burgen finden wir am Fuße der Karpathen, am Dunajec und Poprad an der Grenze von Ungarn, ebenfalls in Ruinen. Von geringem Umfang, auf schwer zugänglichen felsigen Anhöhen liegend, sind sie mit einer Mauer umgeben und zeigen einen Hof, in dem sich ein bescheidenes Gebäude für die Wache befindet. Charakteristisch für diese kleinen Schlösser ist der hohe Wachtthurm im Umkreise der Mauern und der Vertheidigungseingang in den Festungsraum. Wir nennen hier die Schlösser Czorsztyn, Rytro, Muszyna, Tropie, Czchów und die Mauerreste des Schlößleins der seligen Kinga in Pieniny in der Nähe von Szczawnica. Dem XIV. Jahrhundert gehören der runde Gefängnißthurm im Schlosse Lipowiec bei Zator und ein Schloßthurm in Oświęcim an.

Aus den bescheidenen Herrschaftswohnungen in den Familienburgen des XIV. Jahrhunderts wachsen am Ende des folgenden Jahrhunderts Wohngebäude heraus, in denen das Befestigungswerk der Bequemlichkeit untergeordnet ist. Beispiele dieser Art sind das Schloß in Dębno bei Wojnicz und die alten Theile des Schlosses in Wiśnicz. Von diesen ist das erstere bewohnt, das letztere eine Ruine. Sie wählen ihre Fundamente auf

Anhöhen und werden von Befestigungsmauern und Erdwällen umgeben, aber Thürme und Basteien treten an das mehrstöckige Wohngebäude heran und sind mit ihm an den Ecken verbunden; der innere Hof des Gebäudes ist bedeutend erhöht und auch durch äußere Stiegen zugänglich. Er besitzt an drei Seiten eine Reihe von Zimmern, an der vierten liegt der Eingang und eine Festungsmauer mit Crenelirungen. Die Communication mit den Zimmern vermitteln hölzerne Gänge, die auf Kragsteinen im Schloßhofe ruhen. Das Schloß in Dębno bewahrt Spuren der Ausschmückung im Charakter der späten Gothik in den Erkern und in den Rohbauthürmen, die mit kleinen Vierecken aus dunklen und hellen Ziegeln decorirt sind. Trotz einzelner Stilveränderungen aus späterer Zeit, so des Hauptportales aus dem XVII. Jahrhundert, ist doch die Plananlage die alte geblieben.

Schloß Wiśnicz bei Bochnia, XVII. Jahrhundert.

Das Schloß in Dębno erbaute Jakob Dębiński, Kastellan von Krakau aus dem Geschlechte Odrowąż, in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts aus Stein und Ziegel. Das Schloß in Wiśnicz bauten die Herren von Kmit als Besitzer der umliegenden Gebiete. Die Gothik verräth sich in runden Eckbasteien und in der Anlage eines erhöhten inneren Schloßhofes. Doch vernichtete das gothische Detail ein Umbau des Schlosses durch Stanislaus Lubomirski im Anfang des XVII. Jahrhunderts.

In den Anfang des XVI. Jahrhunderts muß man die so wichtigen Reste in Rożnów am Dunajec verlegen, den einstigen Besitz des Vaters des Hetman Tarnowski. Es ist das eine große Veste, die niemals vollendet wurde, welche aber die Absicht zeigt, sich des neuesten Fortificationssystems zu bedienen. Wir finden hier einen Belluard in der Ecke, umfangreiche, gewölbte Localitäten mit Öffnungen für die Geschütze, mit denen man nach zwei Richtungen schießen konnte. Die Mündungen sind in einer äußeren, festen Hurdengallerie aus Stein angebracht, die sich als gothisch repräsentirt. Der ganze Belluard oder die bedeckte Bastei ist aus riesigen Quadern erbaut und mit Renaissance-Wappenschildern,

geschmückt. Daneben erhielten sich eine Rustikabastei mit einem Einfahrtsthor und einem Eingang für Fußgänger, die Spuren einer Zugbrücke und ein Ausfallskanal oder Poterne. Es ist Schade, daß dieser Überrest, einschließlich der Mauer, welche den Belluard mit dem Thore verbindet, zum Wirthschaftsgebrauche (Brennerei) umgestaltet worden ist.

Das bei den vermögenden Geschlechtern zu Ende des XV. Jahrhunderts erwachte Verlangen nach Prachtgebäuden brachte es mit sich, daß auch dem Hofe der Jagellonen seine Wohnungen in dem Krakauer Schlosse am Wawel eng und unbequem wurden. Dies hatte einen vollständigen Umbau desselben im Geiste der italienischen Renaissance durch König Sigismund I. zur Folge. Das ist der Anfang der königlichen Paläste, wie wir sie heute noch allerdings im Zustande der Vernichtung, aber mit ausgeprägten Stilmerkmalen vorfinden. Francesco aus Florenz, Sohn des Philipp Lori und seiner Frau Angela Balsinello aus Settignano, dessen Onkel unter Alberti und Rosselini gearbeitet hatte, wurde vom König Sigismund aus Italien berufen, um die neuen Wohnräume zu bauen. Er zeichnete die Pläne für das Gebäude, welche nach seinem, im Jahre 1516 eingetretenen Tode der Schöpfer der Sigmundkapelle in der Krakauer Kathedrale Bartolomeo Berecci ausführte, dessen Oheim Antonio Soliari, der Autor der Freskogemälde im Kloster St. Marco in Florenz war. Der Bau wurde 1534 vollendet. Ein Zeuge der ursprünglichen Pracht ist der geräumige Schloßhof in Form eines Rechteckes, mit zweistöckigen Flügeln im Norden und Osten, zum Theile auch im Westen und mit Arkadengallerien unten und im ersten Stockwerk, während die Säulen des zweiten einen einzigen zierlichen Plafond tragen. Die Stockwerke umfassen eine Reihe von Sälen, die ihres Schmuckes beraubt sind, mit Ausnahme der Fenster- und Thüröffnungen, welche auf die Gallerien des Schloßhofes hinausgehen. Das sind Arbeiten zünftiger Krakauer Steinmetze im gothischen Charakter, mit Renaissancegesimsen von eigenthümlicher Schönheit gemischt, die von einem Zusammenarbeiten einheimischer Arbeiter mit den Italienern Zeugniß geben. Schön ist ein hervortretendes Renaissancefenster an dem westlichen Flügel, herrlich das Eingangsthor mit Füllungen und Rosetten ober den Bogen der Arkade. Es fehlt nicht an Erinnerungen an die Pracht der Schloßsäle und Zimmer; den Decorationen der Renaissancedecke entsprach hier der Prunk der mit Arrazen bedeckten Wände. In dem Palastthurm neben der Kurza Stopa findet man die schöne Stuckdecoration einer Kapelle, ein Werk Sigismund III. Wasa, auf dessen Kosten dieser Schmuck der Paläste am Wawel entstanden ist.

Es fehlt nicht an Beweisen, daß am Abhang der Karpathen der polnische Szlachcic aus seinem hölzernen Schlößlein auf den Anhöhen in ein neugebautes, mehrstöckiges Herrenhaus ins Dorf übersiedelte, das zwar im Innern keinen Hof hatte, aber bequem und vor Anfällen des Gesindels gesichert war. Ein großer Speisesaal, daneben kleine

Ubicationen, an den Eckthürmchen die sogenannten Seitenzimmer (Alkierze), unten ein Flur, Stapelplätze, dabei ein Thor mit einer Zugbrücke und hochgelegene Parterrefenster charakterisiren diese Herrenhäuser der Dörfer, die wie aus Stein erbaut aussehen und oben mit einer Attika geschmückt sind. Ein Beispiel solcher Edelhöfe des XVI. Jahrhunderts ist das bis jetzt bewohnte Herrenhaus in Jezów bei Bobowa aus dem Jahre 1525 mit

Aus dem Wawel in Krakau, XVI. Jahrhundert.

Renaissance-Umrahmung der Fenster, mit Balkendecken und gemalter Wanddecoration. Ebenso das sogenannte Schloß zu Szymbark bei Grybów, herrliche Reste eines umfangreichen Baues mit Thürmchen an den Ecken und einer schönen Attika. Der untere Theil der Thürmchen ist massiv, im Oberstock trägt er mit Hilfe von Kragsteinen die Seitenstubenlocalitäten.

Dieser Typus des Edelhofes entwickelt sich im großen Maßstabe auf den Besitzungen der Magnaten. Es sind dies Palastbauten mit einem Schloßhofe im Innern, mit Kapelle,

Thürmen und Reihen von Sälen und Zimmern, wie sie das lärmende Leben der Magnaten erforderte. Man könnte diese Edelhöfe nicht etwa Burgen nennen. Höchstens sind sie ringsum mit einem Graben umgeben. Hierher gehört das Schloß in Baranów an der Weichsel, erbaut von Andreas Leszczyński von Leszno, Wojwoden von Brzesk-Kujawien, in den Jahren 1579 und 1602, in Gestalt eines verlängerten Rechteckes, mit einem großen Schloßhofe, der durch zwei Stockwerke von Gallerien umgeben war. Von außen hat es an den Ecken runde Wohnungsbasteien und in der Mitte einen Thurm, durch den der Eingang führt. Die Arkadensäulen stehen auf Stylobaten, zahlreiche schöne Thüröffnungen im Charakter der Spätrenaissance zeugen von den Fähigkeiten des Architekten. Das Gebäude ist zum Theile bewohnbar. Hierher gehören auch die alten Theile des Schlosses in Sucha in der Nähe von Kalwarya Zebrzydowska, welche die Wielopolski aus Żywiec bauten, vor Allem aber das Schloß in Krasiczyn bei Przemyśl, das bis vor kurzem gut erhalten war und sich jetzt von den Beschädigungen eines Brandes im Jahre 1850 erholt. Dieser in seinen Proportionen erhabene Bau entstand im Jahre 1592 auf Kosten des Besitzers der benachbarten Landgüter, des Stanislaus Krasicki aus Sicin, Kastellans von Przemyśl; vollendet wurde er von seinem Sohne Martin Krasicki, Wojwoden von Podolien (1603). Er ist im Viereck gebaut, mit riesigen Thürmen an den Ecken, deren unteres Stockwerk Geschützscharten einnehmen, während das obere Raum für die Zimmer bietet. Am Eingange steht ein imposanter Thurm, auf einer der Basteien eine mit einer Kuppel gedeckte Kapelle. Die herrliche Decoration des Innern, die stilvolle Umfassung der Marmorthüren, die Kranzattika an der Spitze der Bastei und Schloßwände erinnern an die Spätrenaissance. Die Burg wird von ihrem Besitzer, dem Fürsten Adam Sapieha, bewohnt.

Zu dieser Art von Herrenhöfen gehören auch die Reste der Burg in Niepołomice. Ferner der älteste Theil der Ruine in Żółkiew, und zwar der Pavillon in der Tiefe des Schloßhofes mit einer Reihe gewaltiger Fenster im oberen Stockwerke, mit edler italienisch profilirter Umrahmung und Aufschriften an den Friesen. Der Bau ist mit dem Namen des Stanislaw Żółkiewski, der im Jahre 1620 bei Cecora fiel, verknüpft.

Mit dem Namen des Stanislaus Lubomirski, Wojwoden von Krakau, über dessen Schloß, sowie über die Erhaltung einer eigenen Armee heute fast fabelhafte Erzählungen im Umlaufe sind, ist die Entwickelung der Architektur der großen polnischen Schlösser in Galizien verbunden.

Zu den Denkmälern, welche ihre Entstehung dem Stanisław Lubomirski verdanken, gehören in Galizien die Schlösser in Wiśnicz und Łańcut. Wiśnicz ist eine herrliche Ruine mit architektonischen Fragmenten ersten Ranges. Ganz sind seine mussivisch decorirten Fortificationen erhalten. Ein herrliches Thor im Renaissancestile führt uns auf einen

umfangreichen Platz, auf welchem sich ein zweistöckiger Palast erhebt, in dessen Schloßhof man den Rest einer schönen Renaissancegallerie, ein Treppenhaus und eine Kapelle findet. Łańcut hat allerdings zum großen Theile seine Wiśnicz ähnlichen Vertheidigungswerke verloren, dafür dienen aber die umfangreichen Bauwerke des Palastes bis heute als eine wahrhaft königliche Wohnstätte des Geschlechtes der Potocki und beherbergen eine reiche Sammlung von Denkmälern und Kunstwerken, die durch die Bemühungen der Marschallin Fürstin Lubomirska gesammelt worden sind. In das Innere des Gebäudes führt ein

Altpolnischer Edelhof zu Szymbark bei Gryböw, XVI. Jahrhundert.

herrliches Portal durch einen gewölbten Flur, über welchem sich ein Thurm erhebt. Ähnliche Thürme finden sich an den Ecken der Frontwand.

Das Schloß von Rzeszów beherbergt heute das Gericht. Sein Festungsplatz ist in einen Garten umgewandelt. Die Befestigung, jene Steinescarpen und Contre-Escarpen, Gräben und Wallkatzen sind hier besser erhalten als an den früher genannten Bauwerken.

Den südöstlichen Theil Galiziens an den Flüssen Dniester, Zbrucz, Złota Lipa, Sereth, Strypa und Bystrzyca hat das XVII. Jahrhundert mit einer außergewöhnlichen Zahl herrlicher Adelswohnungen in Gestalt von vertheidigten Burgen, zugleich Befestigungswerken

oder ruthenischen Fortalitien erfüllt, in denen die Bevölkerung der Umgebung und der Adel bei Türken- und Tatareneinfällen und in den Kozakenkriegen Zuflucht suchten. Lateinische und ruthenische Klöster umgeben Vertheidigungsmauern mit ihren Basteien und Bastionen und an den Verschanzungen der heiligen Dreifaltigkeit (S. Trójca) schwingt sich die Befestigungskunst zur Schöpfung eines stark befestigten Vertheidigungspunktes auf, der einer weiten Umgebung diente. In diesen Grenzgebieten des alten Polens siedelten sich im XVII. Jahrhundert die hervorragendsten polnischen Geschlechter an und entfalteten ein glänzendes Leben, umgeben von zahlreichen Hofleuten, einem eigenen Heere und all dem, um was sie der Hof eines souveränen Fürsten beneiden mochte. Mit ihnen entstehen stilvolle Werke fremder Architekten und ausländische Reisende beschreiben mit Verwunderung den Prunk der Gemächer, der herrschaftlichen Schatzkammern und der Suite, die den polnischen Magnaten zu Hause und auf kriegerischen Zügen umgab. Von all diesem Reichthum trifft man heute nur noch Ruinen und Schutthaufen in der Nähe der Städte und Flecken, meist auf Anhöhen an.

Paläste, wie in Wiśnicz, Łańcut, Rzeszów u. s. w. finden hier selten eine Wiederholung; häufiger findet man die Wohnungen des Adels an Festungsmauern neben einem ungemein großen Festungshofe mit Verschanzungen, Mauern und Belluarden gebaut, welche zugleich von der Bestimmung des Ortes als öffentliches Fortalitium zum Schutze der Bevölkerung der Umgebung Zeugniß geben. So repräsentirt sich in seinen Ruinen das Schloß in Brzeżany am Flusse Złota Lipa, der Sitz des Geschlechtes der Sieniawski, erbaut am Ende des XVI. Jahrhunderts. Es zeigt eine ursprünglich im Fünfeck aufgeführte Umfassung mit Mauern und Basteien, neben denen sich die Palastflügel hinziehen. Im Schloßhofe steht die obgenannte Renaissancekapelle mit den Grabmälern der Sieniawski.

Die Ruinen des Schlosses in Buczacz an der Strypa sind ein mächtiges Festungswerk mit Mauern und Basteien von ovalem Grundrisse, das dem Geschlecht der Potocki gehörte und auf einer Anhöhe erbaut wurde. Man sieht jetzt noch Reste herrlicher Wohnungen mit Gallerien vom Schloßhofe aus, in diesem selbst die Spuren einer Fontaine. Peter Potocki, Kastellan von Kamieniec, erhob im Jahre 1672 zu neuem Glanze das alte Schloß in Czortków, dessen herrliche Rudera dasselbe Vertheidigungssystem darstellen.

Das Schloß in Złoczów, heute als Strafhaus benützt, imponirt durch seine Lage auf der Anhöhe und durch die Reste seiner Fortificationen. Bewohnt wurde es von König Jan Sobieski, dem Besitzer der benachbarten Gebiete.

Mit dem Typus dieser bewohnten Schlösser stehen in keinem Zusammenhange die verhältnißmäßig gut erhaltenen Reste in Zbaraż, dem Stammsitz des verdienstvollen Geschlechtes der Fürsten von Zbaraski, der später an die Fürsten Wiśniowiecki über-

gegangen ist. Das zwischen Sümpfen gelegene Schloß ist durch Mauerwälle in ein großes Viereck gefaßt, mit Casematten und Bastionen an den Ecken versehen. In der Mitte des inneren Schloßhofes stehen noch Reste eines Renaissancepalais im flandrischen Stile.

Ein Palastfortalitium, dessen Reste sich in der Nähe von Lemberg herrlich repräsentiren, dessen Kranzattiken und schöne Einfahrtsbasteien die architektonischen Merkmale des XVII. Jahrhunderts zeigen, ist das Schloß Staresioło, von Ladislaus Dominik, Fürsten von Ostrog und Zasław im Jahre 1642 begonnen, im Jahre 1649 vollendet, heute für industrielle Zwecke verwendet und zum Theil Ruine.

Schloß Krasiczyn bei Przemyśl.

Aber nicht immer waren die Schlösser des XVII. Jahrhunderts in Ruthenien mit einer Befestigung zum Schutze der Umgebung verbunden. So Olesko, das heute als Aufenthaltsort der Familie des Königs Johann III. und als Geburtsstätte dieses Königs und Helden berühmt ist, erbaut auf dem Gipfel einer Anhöhe, durch Mauern ovalförmig gestaltet, mit dem Eingang im Untertheile des Thurmes. Inmitten der Ruinen trifft man schöne Details der Renaissance-Architektur und Rococodecoration der Zimmer aus Stuck an. Es sind dies Arbeiten französischer Künstler, welche die Königin Maria Kazimira in den Jahren 1683 bis 1687 ausführen ließ.

Malerisch sehen die Ruinen des Schlosses in Halicz aus, die umso interessanter sind, als ihre Reste das mittelalterliche Fortificationssystem zeigen, obwohl das Schloß erst Andrzej Potocki, der Starost von Halicz, 1658 erbaute. Die Pläne entwarf der Ingenieur Franz Corazzini aus Avignon. Ebenfalls malerisch erscheint die Schloßruine im Städtchen Skała am Zbrucz, welcher Bau im XVI. Jahrhundert von dem Geschlecht Lanckoroński aufgeführt wurde.

Von der Reihe von Schlössern mit Magnatenwohnungen in Ruthenien ist doch wenigstens eines intakt geblieben: das Schloß Podhorce unfern Olesko, das wegen der darin aufgehäuften und gehüteten herrlichen Culturobjecte des XVII. Jahrhunderts, wegen der in ursprünglicher Reinheit erhaltenen Decoration der Decken, der Täfelung der Wände und der Kamine und wegen der allgemeinen Stimmung des ganzen Bauwerkes ein wahres Kleinod ist. Wacław Rzewuski, der Sohn des Hetmans, hat zahlreiche Andenken an die Sobieski gesammelt. Das Schloß erbaute der Oberstkronhetman Stanisław Koniecpolski. Es bildet ein Rechteck mit zwei Seitenpavillons im Stil der Spätrenaissance und macht trotz seiner Einfachheit einen erhabenen Eindruck. Das Ganze umgibt eine starke Mauer mit schönem Einfahrtsthor; Terrassen mit Balustraden erheben sich über den Verschanzungen, in ihrer Gesellschaft befinden sich achteckige, auf Consolen vorgeschobene kleine Wachtthürme. Im oberen Stockwerke des Schlosses gibt es eine Loggia und die Stelle des alten Treppenhauses nimmt eine Kapelle ein. Das Schloß ist gegenwärtig Eigenthum des Fürsten Eustachius Sanguszko.

Von diesen Repräsentanten des Magnatenthums kehren wir zu denjenigen Festungswerken zurück, die heute Ruinen sind, einst aber der Bevölkerung in diesen, den Einfällen der Feinde so sehr ausgesetzten Gegenden des Landes Schutz boten. Sie finden sich längs der alten Tatarenstraßen, auf denen diese Feinde ins Land zogen. Sie finden sich auf hervorragenden Anhöhen als ein umfangreicher Platz, der durch starke rechteckig oder häufiger vieleckig herumlaufende Mauern mit Basteien und riesigen runden Belluarden und mit einer Reihe von Schießscharten in den Stockwerken für Geschütze und Handwaffen abgeschlossen ist. Der häufig zierliche Eingang ist im unteren Theile des Thurmes angebracht. Alles umgab ein Wall und Graben. Die Einrichtung einer solchen Festung zeugt häufig von Verständniß des Ingenieurs, der von dem Gründer aus der Fremde berufen wurde; der Gründer verkündigt sein Verdienst durch eine Marmorinschrift unter dem Hauptthor. Solche Fortalitien schießen mit ihren Bauwerken nicht in die Höhe, sondern sind ausgedehnt und in den Proportionen gedrückt.

Die Ruinen des Schlosses Herburt bei Dobromil repräsentiren einen Typus, der sein Fundament auf dem Gipfel eines hohen und mit Wald bedeckten Berges aufgesucht hat. Der Zutritt ist hier schwierig; Mauern schließen die zum Schutze der Bevölkerung

bestimmte Fläche ab, die von vorne ein riesiger vieleckiger Belluard mit Schießscharten verstärkt. Dieses Schloß baute das Geschlecht der Herburt von Fulstyn. Im Anfang des XVII. Jahrhunderts schmückte Szczęsny Herburt die Mauern mit einer zierlichen Attika und benützte den alten Belluard für die Einrichtung von Wohnungen.

Herrlich ist die Ruine des Schlosses Rakowiec am Dunajec mit einer Umfassungsmauer im Quadrat, mit einer sechseckigen Bastei, mit einem Brunnen und einer Kapelle. Es entstand in der Mitte des XVII. Jahrhunderts durch Fürsorge des Dominik Adalbert Bieniawski, königlichen Mundschenks von Halicz.

Die Ruinen von Trembowla rufen die Erinnerung an die wirksame Vertheidigung gegen die Türken wach. Die äußeren Mauern umschließen ein unregelmäßiges Fünfeck, dessen Spitze am Zipfel des Berges ein großer ovaler Belluard abschließt. Zwei durch Mauern verbundene Basteien vertheidigen es von der entgegengesetzten Seite.

Stadt Skala in Podolien.

Das Fortalitium Czarnelica am Dniester, im Jahre 1659 von Michael Georg Czartoryski, dem Wojwoden von Bracław erbaut, zeigt inmitten der Ruinen eine erhabene Einfahrtsbastei im Charakter der niederländischen Renaissance. Pniów hat Umfassungsmauern, deren Plan einem Rechteck sich nähert, mit zahlreichen Basteien. Ein Werk des Geschlechtes Kuropatwy, gehörte es zu den starken Befestigungen, in denen das eingeschlossene Volk die Belagerung der Kozaken im Jahre 1648 bestand. Sidorów, in der Nähe des Flusses Zbrucz, zeigt sich auf hohem Gipfel als ein durch Mauern in Gestalt eines länglichen Rechteckes eingefaßter Raum mit Belluarden an den Ecken und zahlreichen Basteien mit Reihen von Schießscharten. Malerisch repräsentiren sich die Ruinen von Jasłowiec auf der Spitze eines hohen Felsens, ein Bau der Jasłowiecki, der im Jahre 1643 an die Koniecpolski übergegangen ist. Auch Kudryńce am Zbrucz, Czerwonogród am Dniester u. s. w. sind hier zu nennen. Bei drohender Gefahr wurden

die Festungsräume der ruthenischen Fortalitien mit sogenannten Horodnien oder provisorischen Holzbaracken erfüllt, die für Einwohner des benachbarten Dorfes bestimmt waren, und daß der Schutzsuchende hierher mit Waffen, Munition und Speisevorräthen kam.

Das XVIII. Jahrhundert ließ wenig an Bauten neuer Schlösser und Fortalitien zurück; dafür begannen aber die polnischen Magnaten ihre Wohnstätten zu verschönern, herrliche Gärten, Theater und Carroussels anzulegen, indem sie hierin dem Beispiel Frankreichs und Deutschlands folgten. Das Schloß in Rzeszów hinterließ in dieser Richtung das Andenken an die herrlichste Residenz der Fürsten Lubomirski.

Malerei und Plastik.

Galizien besitzt zwei Hauptcentren der Entwicklung seiner Cultur, also auch seiner Malerei und Plastik: Krakau, die einstige Hauptstadt des vormaligen Königreiches Polen, und Lemberg, die gegenwärtige Hauptstadt des Landes. In beiden Städten war die Bevölkerung bis zum Ende des Mittelalters vorwiegend eine deutsche und wurde erst in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts vollständig polnisch. Infolge dessen hatte sowohl die Malerei, als auch die Sculptur jener Zeit einen vorwiegend deutschen Charakter. Außerdem hatte Lemberg neben der deutschen und der polnischen eine ruthenische Bevölkerung, welche andersgläubig war und die Bedürfnisse ihres Cultus auf Grundlage byzantinischer, aus dem Osten ihr zufließender Traditionen befriedigte. Hier muß jedoch gleich bemerkt werden, daß, während die Malerei des Westens schon in frühesten Zeiten auf die byzantinisch-ruthenische Malkunst Einfluß übte, diese letztere hingegen nicht den geringsten Einfluß auf die Entwicklung und die Erscheinungen in umgekehrter Richtung genommen hat. Wir werden uns vor Allem mit der Malerei und Plastik des Westens beschäftigen, deren Entwicklung Glanzperioden aufweist, welche mit vollem Pulsschlag zum Leben der gesammten Civilisation stimmten; dabei fällt Krakau naturgemäß in den Mittelpunkt unserer Darstellung, während Lemberg nur in einer ergänzenden Weise berührt werden soll. Wir werden dann auch über die byzantinische Malerei sprechen, welche eines allgemeinen Interesses nicht ermangelt und es wohl verdient, besser bekannt zu werden.

Die Zunft der Maler finden wir in Krakau im Jahre 1490 schon vollständig organisirt, ihr Bestehen aber, durch viele Namen bezeugt, läßt sich bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts zurückführen. In Lemberg begegnen wir ihr in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, obwohl sie zweifellos schon im XV. Jahrhundert existirte. Einen äußerst wichtigen Einfluß auf die Anfänge dieser Malerei gewann die in der mittelalterlichen Kunst eine so große Rolle spielende Schule von Prag. Schon die lebhaften Beziehungen zwischen

Krakau und Prag, sowie zwischen dem Polenkönig Kazimir dem Großen und Kaiser Karl IV. lassen von vorneherein darauf schließen.

Seit der Mitte des XV. Jahrhunderts läßt sich der stets wachsende Einfluß Nürnbergs nachweisen. Die Krakauer Kirchen besitzen eine ganze Reihe von Gemälden, welche nach Stil und Charakter ohne Zweifel Überbleibsel ehemaliger, aus den Werkstätten der Krakauer Zunft hervorgegangener Altartriptychen sind. In der kleinen Sanct Georgskirche finden sich elf Gemälde, welche auf beiden Seiten mit Passionsscenen bemalt sind. In der Sanct Katharinenkirche kann man eine noch interessantere Darstellung desselben Gegenstandes sehen, gleichfalls beiderseitig gemalt. Jene sind auf Goldgrund ausgeführt, bei diesen nehmen bereits Architektur und Landschaft die Stelle des Goldgrundes ein. In der Heiligen-Kreuzkapelle in der Kathedrale auf dem Wawel haben sich zwei mittelalterliche Flügel-Altäre erhalten.

Hans Sues von Kulmbach: Tod der heiligen Katharina.

Einer davon, auf welchem die heilige Dreifaltigkeit aus Holz geschnitzt dargestellt ist und die Flügel mit Malereien aus verschiedenen Heiligenlegenden geschmückt sind, stammt aus dem Jahre 1469, der zweite aus dem Jahre 1470, zeigt auf den Flügeln Scenen aus

dem Leben Christi und verdient besonders deshalb Beachtung, weil er in der Gestalt eines der drei Könige das Bildniß des Königs Ladislaus Jagiełło, des Gründers der jagellonischen Dynastie aufweist. Endlich besitzen wir in der St. Katharinenkirche das ausgeprägteste Werk, das nach unserem Dafürhalten ebenfalls aus der Krakauer Zunft hervorgegangen ist: einen großen, aus den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts stammenden, dem heiligen Johannes dem Almosenspender geweihten Altar mit einer großen Anzahl von Bildern auf den auf beiden Seiten bemalten Flügeln, der mit der kräftigen Charakteristik seiner Figuren und seinem lebhaften, zum Goldgrund gestimmten Colorit zu den besten Schöpfungen der Krakauer Malerei jener Zeit gehört.

Wenn man auch in jüngster Zeit mit Recht dem flandrischen Einfluß auf die gesammte Malerei des Nordens nicht mehr die große Bedeutung beimißt wie früher, so ist doch bei den erwähnten Werken die Annahme eines solchen Einflusses nicht unbedingt zu verwerfen. Die Stadt Krakau stand ebenso wie die anderen Hansestädte durch ihre Kaufleute mit Flandern in Berührung. Ja, noch mehr, ebenso wie nach Lübeck und Danzig, wurden auch nach Krakau und seiner nahen Umgebung flandrische Gemälde aus Gent und Brügge verschrieben. Zu Ende des XV. Jahrhunderts bestellte Jakob Szydłowiecki, einer der Würdenträger am Hofe der Jagellonen, Bilder aus Flandern zur Ausschmückung der Altäre in den von ihm gestifteten Kirchen. So können diese Bilder allein schon auf manchen der Krakauer Maler Einfluß ausgeübt haben, abgesehen davon, daß in einzelnen Fällen einer oder der andere der Malerlehrlinge nach dem Freispruch seines Herrn die pflichtmäßige Wanderschaft nach dem fernen Flandern unternommen haben mag. Am auffallendsten scheint sich dieser Einfluß in jenem Bilde des fürstlich Czartoryski'schen Museums zu zeigen, das mit dem Monogramm A. G. und dem Datum 1517 versehen ist und aus der nun abgetragenen Kirche des heiligen Michael auf dem Wawel stammt.

Allein nicht nur die fernere oder nähere Verwandtschaft mit der Nürnberger Schule oder der flandrischen Malerei ist es, was uns bei den Krakauer Malern auffällt; es gibt unter den von uns erwähnten und sonstigen Gemälden auch solche, in welchen der schwäbische Charakter vorherrscht. Das Krakauer National-Museum besitzt ein Gemälde — die sogenannte „heilige Sippe" — mit blassem Fleischton, langgezogenen Gesichtszügen und Inschriften tragenden, flatternden Bandrollen, deren Charakter die untrüglichsten Merkmale schwäbischer Schule trägt. Da jedoch Leute aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands zu verschiedenen Zeiten nach Krakau und anderen Städten Galiziens einwanderten, wie dies die städtischen Bücher nachweisen, so kann es gar nicht Wunder nehmen, daß sich, bei einem Überblick über die ganze Hinterlassenschaft mittelalterlicher Malerei außer den angedeuteten auch noch die verschiedensten anderen Richtungen vorfinden.

Hans Sues von Kulmbach: Himmelfahrt der heiligen Katharina.

Von der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts an stoßen wir unter den Namen der Krakauer Maler immer öfter auf solche, welche von polnischer Herkunft zeugen. Obwohl wir einerseits eine bedeutende Anzahl von Malernamen besitzen, anderseits aber eine ganze Reihe von Gemälden, welche wir mit diesen Namen nicht in Verbindung zu bringen vermögen und es sehr leicht sein kann, daß sich unter diesen Schöpfungen solche befinden, die von polnischen Malern herrühren, so haben dennoch bis an das Ende des XV. Jahrhunderts alle ein rein deutsches Gepräge. Mit der völligen Polonisirung der Städte im XVI. Jahrhundert beginnt sich dies allmälig und unmerklich zu ändern. Trotz des Stilgepräges, welches von deutschem und insbesondere von nürnbergischem Ursprung Zeugniß ablegt, kann man in den Gemälden jener Zeit gewisse locale, man kann sagen, polnische Merkmale entdecken. Die Typen der dargestellten Figuren mit den runden, jugendlichen Gesichtern, den hervortretenden Backenknochen und anderen slavischen Eigenthümlichkeiten geben Zeugniß von der neuen Richtung. Man kann diese Beobachtung auf einer Serie von Gemälden im National-Museum bestätigt finden, welche hauptsächlich kleinen Landkirchen der Provinz entnommen sind. Es gab wohl in diesem Mittelpunkte culturellen und künstlerischen Lebens Anfänge einer Schule, allein sie waren nicht reif genug, um eine eigentliche Schule mit charakteristischen Merkmalen zu schaffen.

Die Könige von Polen und ihnen nachstrebend die Würdenträger der Krone ließen, um ihre künstlerischen Bedürfnisse zu befriedigen, fremde Maler kommen, welche nicht in die städtischen Innungen einverleibt wurden und von denen wir infolge dessen in den städtischen Acten nur ganz ausnahmsweise eine Erwähnung finden. Diese wurden erklärlicherweise zumeist aus Nürnberg berufen. Auf diese Art trat Hans Dürer, ein jüngerer Bruder des großen Albrecht Dürer, in die Dienste des Königs Sigismund I.; ebenso soll Hans Sues von Kulmbach, welcher so innig mit der Schule Dürers verbunden war, durch die Familie Boner berufen worden sein. Des ersteren Hauptwerk war die Ausschmückung der Wände des damals im Renaissancestil neuerbauten königlichen Schlosses. Auch existirt von ihm in Krakau nebst einem kleinen Bildchen des heiligen Hieronymus aus dem Jahre 1526 im National-Museum das muthmaßliche Porträt des Bischofs Tomicki im Kreuzgange des Franciscanerklosters mitten unter den Bildnissen anderer Bischöfe, welche von den Händen ansässiger Maler herrühren. Was aber Hans von Kulmbach anbelangt, so kann Krakau sich einer ganzen Reihe von zum Theile sehr schönen Gemälden seiner Hand rühmen. Vier von seinen Gemälden aus dem das Leben des heiligen Johannes des Evangelisten darstellenden Cyklus werden in der St. Florianskirche aufbewahrt, während neun andere mit der Legende der heiligen Katharina von Alexandrien, sowie eine Scene, welche zum ersteren Cyklus gehört, sich in der Marienkirche befinden. Diese Gemälde sind mit den Jahren 1514, 1515 und 1516 bezeichnet und mit Monogramm und Unterschrift des

Titelblatt aus dem Codex Pictoratus des Balthasar Boehaim.

Meisters versehen. Ob Kulmbach in den Jahren, aus welchen unsere Bilder stammen, sich persönlich in Krakau aufgehalten und hier gearbeitet hat, oder ob diese zwei großen Altarcyklen aus Nürnberg hergebracht worden sind, wissen wir nicht. Für die erstere Annahme scheint jedoch die Thatsache zu sprechen, daß wir aus den erwähnten Jahren keine anderen Werke von ihm in Deutschland antreffen, besonders aber der Umstand, daß die Bilder in den beiden erwähnten Kirchen nicht die einzigen von seiner Hand in Krakau sind. In der

reichen Gemäldegallerie des Grafen Potocki finden wir einen auf beiden Seiten bemalten Altarflügel von Kulmbach, welcher ebenfalls aus der Marienkirche stammt und die Opferung im Tempel und die heilige Barbara darstellt. Im Museum des Fürsten Czartoryski befindet sich ein Gemälde mit dem Tode Maria's, welches aus der nun abgetragenen St. Michaelskirche auf dem Wawel stammt und unzweifelhaft aus der Werkstätte Kulmbachs hervorgegangen ist. So zeigen ferner auch zwei andere uns bekannte, in einem Krakauer Kloster befindliche Bildchen dieselben Merkmale und sind, wie es scheint, gleichen Ursprungs. Dies Alles würde demnach den Beweis liefern, daß der Meister in jenen Jahren in Krakau arbeitete und daselbst eine förmliche Werkstätte hatte.

Tragen die Gemälde der Krakauer Innungen noch lange Zeit ein mittelalterliches Gepräge an sich, so repräsentiren die Werke jener Meister, welche vorübergehend in Krakau Aufenthalt nahmen, die Renaissance und tragen zur allgemeinen Verbreitung ihrer Formen und Compositionsprincipien im Stadtgebiete bei. So sind denn auch die von Krakauer Malern ausgeführten Epitaphien im Kloster der Missionsbrüder aus den Jahren 1527, 1531 und 1542 durchaus im Geiste der Renaissance entworfen. Einen unmittelbaren italienischen Einfluß jedoch kann man an ihnen keineswegs wahrnehmen. Trotzdem, daß seit Beginn des XVI. Jahrhunderts nicht nur italienische Steinmetze und Bildhauer sich in bedeutender Anzahl in Krakau niederlassen, daß daneben ein Zuzug von italienischen Handels- und Gewerbeleuten stattfindet und diese zur Zeit der Königin Bona Sforza, der Gemalin Sigismunds I., und unter ihrem Schutze nicht nur am Hofe, sondern auch in der Stadt und auf dem flachen Lande eine große Rolle spielen, begegnen wir zu Anfang des XVI. Jahrhunderts keinem italienischen Maler, finden wir nicht einmal die Spur einer unmittelbaren italienischen Einwirkung auf die Krakauer Meister oder die eines Zeugnisses dafür, daß die localen Bedürfnisse auf diesem Gebiete durch italienische Kräfte befriedigt worden wären. Erst zu Beginn der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ändert sich dies. Von da an, sowie das ganze XVII. und sogar das XVIII. Jahrhundert hindurch siedeln sich hier italienische Maler an und italienische Malerei wetteifert mit der niederländischen um Einfluß und Herrschaft über das locale künstlerische Schaffen. Es ist dies jedoch das Zeitalter der Reformation, eine Epoche der Gährung in den Gemüthern, eine Zeit, die uns eine sehr unbedeutende Anzahl von Denkmälern hinterlassen hat. Am Hofe Sigismund Augusts verweilt einige Zeit hindurch der venetianische Maler Giovanni de Monte, welcher später in die Dienste der Kaiser Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf trat. Der König läßt die Säle seiner Wohnstätte mit Gemälden niederländischer Romanisten ausschmücken, und gegen das Ende des Jahrhunderts kommt der Antwerpener Maler Jacob Mertens nach Krakau, wovon die städtischen Bücher Zeugniß ablegen. In Lemberg, wo wir schon mit dem Ende des XIV. Jahrhunderts Maler vorfinden und dessen erster,

Mittelbild des Hochaltars von Veit Stoß in der Marienkirche zu Krakau.

mittelalterlicher Glanz seit der Mitte des XV. Jahrhunderts infolge der Eroberung Constantinopels durch die Türken und der dadurch entstandenen Schwankungen im Handelsverkehr erheblich herabgemindert war, ruft man, obwohl es dort keinen Mangel an Malern gibt, in Fällen, welche die Grenzen ihres Könnens überschreiten, Mitglieder der Krakauer Zunft und übergibt ihnen die wichtigeren Arbeiten. Zu Ende des XVI. Jahrhunderts hören wir dort schon von polnischen Namen, die in den zeitgenössischen Chroniken gelobt werden. Wir müssen annehmen, daß diese Künstler, deren Arbeiten wir übrigens nicht kennen, dem Geiste der Zeit angemessen, in den Fußtapfen der niederländischen Renaissance wandelten.

Wir haben oben bemerkt, daß es unmöglich sei, jene Namen, welche uns die schriftlichen Quellen übermittelt haben, mit den Gemälden des Mittelalters in Zusammenhang zu bringen. In einer weit glücklicheren Lage befinden wir uns angesichts der Miniaturen, dieses in jener Zeit so wichtigen Zweiges der Malerei. Wir besitzen Codices mit Miniaturen, welche mit Daten und Namen der betreffenden Künstler versehen sind, und unter diesen finden wir schon in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts polnische Namen. Die Miniaturmalerei blühte in Krakau seit dem XIV. Jahrhundert. Die reichen Büchereien der Benedictiner am Tyniec bei Krakau, der Cistercienser in Mogiła ebenda, endlich das Kloster der Dominicaner in Krakau selbst besaßen die nur in letzterem in Überresten aufbewahrten mächtigen, mit Gold und Farben ausgeschmückten Kirchenbücher mit prächtigen Miniaturen auf Pergament, welche vornehmlich von dortigen Mönchen gemalt sind, deren Namen wir kennen. Die Weltgeistlichen an der Kathedrale und an der Marienkirche beschäftigten sich gleichfalls mit Miniaturmalerei, in welcher Kunst Bartholomäus, der Sacristan dieser letzteren Kirche, um das Jahr 1482 Unterricht ertheilte. Umsomehr befaßten sich hiermit die weltlichen Maler, welche zur Krakauer Zunft gehörten, und neben ihnen die sogenannten „Kartowniki“ oder „Briefmaler“.

Zu den bedeutendsten Miniaturmalern der ersten Jahre des XVI. Jahrhunderts gehört „Stanislaus Capellanus ex Mogiła“, welcher um 1522 bis 1533 Horarien und Gebetbücher für den Hof ausschmückte. Aus seiner Werkstatt gingen, wie es scheint, die prächtigen Andachtsbücher des Königs Sigismund I. und der Königin Bona hervor, welche im britischen Museum in London und zu Oxford aufbewahrt sind, mit dem deutlichen Gepräge der Renaissance und Reminiscenzen, welche die Schule Dürers verrathen. Das National-Museum in München besitzt ebenfalls ein Andachtsbuch, welches nach der allgemeinen Annahme gleichfalls Sigmund dem Alten gehört haben soll, während es in Wirklichkeit das Gebetbuch des Krakauer Bischofs Chojeński ist, der im Jahre 1538 starb. Seine zahlreichen Miniaturen, welche einen viel geringeren künstlerischen Werth haben als jene, welche für den königlichen Gebrauch entstanden, sind mit vielerlei Monogrammen

Die Herodias aus dem Flügelaltar der Florianerkirche zu Krakau.

versehen, was ein Zusammenwirken verschiedener Maler bei deren Ausführung beweist. Der berühmteste und bekannteste Krakauer Miniaturencodex jedoch ist der in seiner Art einzig dastehende „Codex picturatus“ von Balthasar Behaim in der Jagellonischen Bibliothek aus den Jahren 1500 bis 1508, dessen Abbildungen das ganze städtische und zünftige Leben jener Zeit illustriren. Sie sind unbestreitbar von einem weltlichen Maler verfertigt, an dem man den Einfluß der Holzschnitte aus Brandts „Narrenschiff“ erkennen kann. Von demselben Meister stammen viele und noch weit reichere Miniaturen in dem Pontificale des Erasmus Ciołek, Bischofs von Płock, welches im fürstlich Czartoryski'schen Museum aufbewahrt ist und Darstellungen enthält, welche sich auf das kirchliche und sogar auf das höfische Leben (Krönung des Königs und der Königin) beziehen. Die Bibliothek des Domkapitels besitzt als Spende Sigismunds I. ein Evangelienbuch, das reich und prächtig von verschiedenen Malern illuminirt worden ist, unter welchen man leicht auch jenen erkennen kann, welcher die beiden anderen Codices illuminirte. Endlich können wir die prachtvollen Pergamentfolianten der Bibliothek der Grafen Zamojski in Warschau nicht unerwähnt lassen, welche die Lebensgeschichte der Erzbischöfe von Gnesen enthalten, ferner den „Liber Geneseos“ der Szydłowiecki's in der Działyński'schen Bibliothek in Kurnik im Großherzogthum Posen und noch ein Evangelienbuch der Domkapitel-Bibliothek, welche alle mit unzähligen, ganze Seiten bedeckenden Miniaturen angefüllt sind und alle einer und derselben, aber von den früher erwähnten verschiedenen Schule angehören, jedenfalls aber in Krakau angefertigt sind. Die ganze Pracht der Renaissancezeit leuchtet uns in den Gold- und Lazurfarben dieser Bücher entgegen. Wir ersehen aus ihnen, daß die Entwicklung der Krakauer Miniaturmalerei zu Ende des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts gleichen Schritt hielt mit dem Glanze des königlichen Hofes und dem Aufblühen der jagellonischen Universität. Auch die ersten Krakauer Drucke waren in vielen Fällen mit Holzschnitten nach den Zeichnungen von Krakauer Miniaturisten geschmückt. Dies gilt hauptsächlich von den Drucken Caspar Hochfeders aus dem Jahre 1504 und Johann Hallers von Rothenburg an der Tauber aus den Jahren 1508, 1511, 1526 und 1528. Diese Herausgeber haben übrigens auch viele Holzschnitte zu ihren Publikationen aus Nürnberg und Augsburg entlehnt. Allein nicht nur die Miniaturmalerei und theilweise der Holzschnitt blühten in Krakau, sondern es begann auch der Kupferstich sich hier zu entwickeln. Die Kupferstiche von Veit Stoß, welche heute so selten und von den Sammlern so sehr gesucht sind, wurden zum größten Theile hier ausgeführt, wie dies nicht nur ihr Stil beweist, welcher der ersten Periode des Meisters entspricht, sondern das Wasserzeichen ihres Papiers, das wir gleicherweise auf den damaligen Krakauer Handschriften wahrnehmen. Wenn wir hinzufügen, daß im XV. Jahrhundert in Kirchen und Palästen der damaligen jagellonischen Residenzstadt neben den Künstlern des

Gravirte Platte vom Grabmal des Cardinals Friedrich in der Kathedrale zu Krakau.

Westens oder solchen, die unter dem Einfluß der westlichen Cultur standen, gleichzeitig ruthenische Maler Wandgemälde im byzantinischen Stil ausführten, wovon wir später eingehender sprechen werden, so erschließt sich vor unseren Augen ein reiches und in der Verschiedenartigkeit seiner Elemente sehr interessantes und farbenreiches Bild, das höchst charakteristisch ist für diese Stadt und dieses Centrum an der Grenzscheide östlicher und westlicher Cultur.

Mit der Malerei ist in der Organisation der mittelalterlichen Zünfte die Holzschnitzerei enge verbunden. Der bedeutendste ihrer Repräsentanten ist Veit Stoß, unzweifelhaft der größte Künstler, welchen Krakau in jenen Zeiten besessen hat. Der bedeutendste Abschnitt seines Lebens, von der Mitte des XV. Jahrhunderts an, wenigstens von 1464 bis 1496, fällt mit seinem Aufenthalt und seiner Thätigkeit in Krakau zusammen. Er gehört zu den zahlreichen Malern und Schnitzern, die damals aus Nürnberg hierher kamen. Hier verheiratete er sich, hier ließ er sich nieder und hier ließ er, nach seiner Vaterstadt zurückkehrend, wo ihn eine so tragische Katastrophe ereilen sollte, seine Familie zurück. Er war eine mächtige Individualität, von seltener Vielseitigkeit und beherrschte ebenso wie andere große Meister jener Zeit alle Techniken, welche mit seiner speciellen Kunst in näherem oder fernerem Zusammenhange standen. Nicht blos Bildschnitzer, sondern auch Maler, Holzschneider, Architekt und Ingenieur, aller Wahrscheinlichkeit nach auch Goldschmied und jedenfalls Bronzegießer, drückte er mit seinem unruhigen, hartnäckigen, habsüchtigen und rücksichtslosen Charakter, aber auch mit seinem leidenschaftlich heftigen Temperament, seiner Beweglichkeit und rastlosen Thätigkeit dem Kunstleben Krakau's und infolge dessen auch des ganzen Landes am Ende des XV. Jahrhunderts ein unverwischbares Gepräge auf. Nicht Zartheit und Anmuth, sondern ein Zug zum Naturalismus, Kraft und Energie im Nachbilden der Natur mit allen ihren Zufälligkeiten, bei einer gewissen Unruhe und Neigung zur Manierirtheit und zum Barocken, welches die sinkende Gothik kennzeichnet, zum Dramatischen und Pathetischen — das sind die hervorragendsten Merkmale seines großen Talents.

Der berühmte Altar der Marienkirche, welcher zu den größten Werken dieser Gattung gehört und zwischen 1477 und 1481 ausgeführt wurde, stellt in nahezu lebensgroßen Figuren die Himmelfahrt oder vielmehr das Entschlummern Mariä inmitten der Apostel dar, während die heilige Dreifaltigkeit mit der Krönung Marias darüber in den gothischen Fialen schwebt. Der Altar hat doppelte Flügel, auf welchen in Schnitzarbeit Vorgänge aus dem Leben Jesu und Mariä, sowie eine Predella, auf welcher der Baum des Jesse dargestellt ist. Die reiche Polychromie, der verschwenderische Gebrauch von Gold und Lazurfarbe erhöhen noch den Eindruck dieses ungewöhnlichen Werkes. Während in dem verwandten Altare Pachers zu St. Wolfgang vor Allem die Gestalt Maria's voll Süßigkeit und weiblichem Reiz,

Bronzerelief vom Grabmal des Cardinals Friedrich in der Kathedrale zu Krakau.

die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich lenkt, ist es hier die Gruppe der Apostel und in ihr einzelne Gestalten, die uns am meisten hinreißen. Keine Reproduction vermag hiervon einen Begriff zu geben. Man muß diese Gestalten in der Nähe, in ihren natürlichen Verhältnissen sehen, um ihren künstlerischen Werth vollauf zu würdigen. Eine von ihnen, rechts der abgemagerte, vertrocknete Mann mit nackten, sehnigen Beinen und derben Kniescheiben, mit gestrecktem Halse und erhobenem Kopfe, ist eines Künstlers von erstem Range würdig. Zwei andere Werke dieses Meisters in Krakau sind das Grabmal des Königs Kazimir des Jagellonen auf dem Wawel, mit Monogramm und dem Datum 1492 versehen, und ein Basrelief, Christus auf dem Ölberge darstellend, das heute in die Mauer eines Hauses gegenüber der Marienkirche eingefügt ist. Das erstere, in einer manierirten Architektur aus rothem mit weißen Punkten gefleckten Marmor ausgeführt, was seine Unruhe noch erhöht, seine Schönheit aber schädigt und verwischt, hat sowohl in der Hauptfigur, als in den Nebenfiguren alle jene hohen Vorzüge, welche wir hervorzuheben versuchten. Was aber das Basrelief anbelangt, so ist es gleichfalls durch die für den Künstler charakteristischen Merkmale ausgezeichnet. Wenn jedoch die Holzschnitzerei enge mit der Malerei und Goldschmiedekunst verknüpft und mit diesen in denselben Zünften vereinigt war, so war die Bildhauerkunst in Stein, welche einen Zweig der Steinmetzkunst ausmachte, davon völlig geschieden. So ist es denn sehr wahrscheinlich, daß Veit Stoß zu beiden Kunstwerken nur die Modelle geschaffen hat, wenn er auch die Ausführung des ersteren wohl persönlich überwacht haben mag. Jörg Huber aus Passau hat das königliche Grabmal in Marmor, das Basrelief aber hat wohl ein uns unbekannter gewöhnlicher Steinmetz ausgeführt. Als ein drittes Werk Stoß' betrachten wir noch das Grabmal des Humanisten Philippus Kallimachus, Lehrers der Kinder Kazimir des Jagellonen, aus dem Jahre 1497. Wenigstens scheint uns das Mittelstück des Grabmals, das die Person des Dahingeschiedenen darstellt, von des Meisters Hand herzurühren. In Bronze ausgeführt, ging es allem Anschein nach aus der berühmten Nürnberger Gießerei Peter Vischers hervor. Sowohl die Schönheit des Gusses, als auch die Sorgfalt der Ciselirarbeit zeigen alle Merkmale dieses Ursprunges; das Modell zur hergestellten Figur aber mußte Vischer von Veit Stoß erhalten haben, welcher Kallimachus persönlich gekannt, manche Arbeit für ihn ausgeführt hatte und sowohl der Gestalt selbst, als auch den interessanten Details des inneren Planes, aus dessen Hintergrunde sie hervortritt, jene charakteristischen Züge verlieh, die wir auf seinen Basreliefs in der Marienkirche sehen. Möglicherweise ist auch der in der St. Floriankirche befindliche schöne Altar aus Holzschnitzarbeit, welcher Scenen aus dem Leben Johannes des Täufers darstellt, auf die Schule Veit Stoß' zurückzuführen. An Stil und Charakter der Bildwerke dieses Altars, welcher höchst wahrscheinlich schon aus den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts stammt, erkennt man jedoch eine viel ruhigere und

Grabmal des Severin Bonar in der Marienkirche zu Krakau.

zartere, ja sogar eine von edlem und poetischem Gefühl beseelte Individualität. Mit dieser Schule steht jedenfalls in mittelbarem Zusammenhange das in der Sammlung der Akademie der Wissenschaften befindliche Triptychon mit den legendarischen Scenen aus dem Leben Mariä, dessen Hauptdarstellung einem Stiche des Nürnberger Meisters getreu nachgebildet ist.

Der Einfluß des großen Künstlers spiegelt sich nicht nur in vielen Steinornamenten Krakau's wieder, was sich schon aus seinem Verhältniß zu den Steinmetzen seiner Zeit am besten erklärt, sondern in manchen Holzbildwerken, welche hier und da in Landkirchlein aufbewahrt werden und in Typen und Charakter locale und polnische Abstammung verrathen.

Wir haben oben der Bronzearbeiten Erwähnung gethan. Wir kennen nicht viele Städte, welche einen so bedeutenden und so werthvollen Reichthum an Bronzedenkmälern hätten wie Krakau und wer weiß, ob es nach Nürnberg eine Stadt gibt, in welcher die Bronzegießerei sich als so hochstehend und blühend erweist. Im Mittelalter waren gleichwie im nördlichen Deutschland, so auch in vielen Krakauer Kirchen zahlreiche in Bronze ausgeführte Grabmalplatten aus Flandern bezogen worden. Seit dem Ende des XV. Jahrhunderts bestellt und verschreibt Krakau seine schönsten Bronzegrabmäler aus Nürnberg, namentlich aus der Gießerei des Peter Vischer. Das berühmteste Grabdenkmal dieser Gattung ist jenes des Kallimachus, dessen wir schon Erwähnung thaten. Bald darauf kommt aus derselben Werkstätte das prächtige Denkmal des Cardinals und Bischofs von Krakau, Friedrichs des Jagellonen, das im Jahre 1510 vollendet wurde. Die in einer architektonisch aufgebauten Nische stehende Figur des Hingeschiedenen, voll Ernst und Würde, trägt sammt ihrer Umrahmung noch ganz den gothischen Charakter; das Basrelief jedoch am Sockel und an den Seiten, worauf der Cardinal vor der heiligen Jungfrau kniend, sowie der heilige Stanislaus, der Patron der Kathedrale dargestellt ist, sind ganz im Stile der Renaissance gehalten, und wer weiß, ob an ihrer Ausführung nicht Peter Vischer der Jüngere oder sein Bruder Hermann betheiligt war, über dessen Arbeiten wir übrigens sehr wenig wissen. Die Grabplatten des Peter Kmita in der Kathedrale, sowie der beiden Krakauer Patrizier Salomon, aus den Jahren 1505 und 1516 stammend, müssen gleichfalls aus der Gießerei Peter Vischers hervorgegangen sein. Sie gehören jedenfalls zu den allerschönsten Gebilden dieser Art. Mit dem zweiten Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts beginnt Krakau seine Bedürfnisse in dieser Richtung aus eigenen Kräften zu bestreiten. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gelangt der hier ansässige Bronzegießer Meister Servacius, vermuthlich ein aus Nürnberg stammender Schüler Vischers, zur Berühmtheit, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aber, zur Zeit des Königs Sigmund August, der ebenfalls aus Nürnberg stammende, doch schon als Krakauer Meister und Bürger hier seßhafte Oswaldus Baldner. Viel später tritt an ihre Stelle der ungewöhnlich begabte Bronzegießer Michael Otten, welcher das Krakauer Bürgerrecht im Jahre 1595 annahm. Meister Servacius hat im Jahre 1528 das herrliche Bronzegitter der Sigmundskapelle nach den Zeichnungen Meister Sebaldus', ebenfalls eines Nürnbergers, gegossen. Manche der daran befindlichen Ornamente verrathen den Einfluß der Vischer'schen Schule und zeigen Verwandtschaft mit dem Grabmal des Cardinals Friedrich.

Grabmal der Barbara Gräfin Tarnowska in der Kathedrale von Tarnów, 1521.

Vor Jahren zog in einer der Berliner Ausstellungen eine Kanone aus Bronze aus den Sammlungen des königlich preußischen Zeughauses die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, worauf der Kampf des Herkules mit Antäus abgebildet war und welche die Inschrift trug: „Oswaldus Baldnerus Cracoviae me fecit A° 1561.“ Die herrliche Balustrade vor dem Hochaltar der Marienkirche, mit dem Wappen Polens und dem der Stadt Krakau geziert, wurde von Michael Otten ausgeführt. Die schönen, in der Marienkirche befindlichen

Grabmäler Severin Boners und seiner Ehefrau Sophie, gebornen Bethmann, aus dem Jahre 1538 sowie ferner das Grabmal des Canonicus Roznowski aus dem Jahre 1540 und jenes des Canonicus Borek aus dem Jahre 1558, welche sich in der Kathedrale befinden — vieler anderer gar nicht zu gedenken — sind ohne Zweifel aus den Werkstätten des Servacius oder des Baldner hervorgegangen. Wie hoch die Bronzegießerei in Krakau stand, davon geben vier bronzene Säulen mit korinthischen Capitälen ein beredtes Zeugniß ab, welche heute in einem Barockaltar der Marienkirche eingefügt sind und aus der Grabkapelle der Krakauer Bürger-Familie Wißenburg aus den letzten Jahren des XVI. oder den ersten des XVII. Jahrhunderts stammen.

Wenn jedoch solchermaßen das Land auf dem Gebiete der Bronzentechnik seine eigenen wenn auch durch Abkunft fremden, so doch aller Wahrscheinlichkeit nach polonisirten Arbeitskräfte besaß, so wendete es sich doch noch in Ausnahmsfällen auf dem ausgetretenen Wege alter Beziehungen und nach altem Brauch nach Nürnberg. Im Jahre 1551 verfertigte Pancratius Labenwolff in Nürnberg ein Bronzegrabmal mit der ganzen Figur des Verstorbenen für Lemberg, welches jedoch nicht auf uns gekommen ist. Der Name desselben Nürnberger Meisters ist mit einem der schönsten Denkmäler deutscher Renaissance in Krakau verknüpft. Es ist dies der silberne Feldaltar des Königs Sigismund I. aus dem Jahre 1538, welcher in der Sigmundskapelle untergebracht ist. Von Peter Flötner aus Holz geschnitzt, wurde er von Labenwolff in Messing gegossen und zuletzt von dem Nürnberger Goldschmied Melchior Bayer in Silber getrieben, welch letzterer die ersten Buchstaben seines Vor- und Zunamens darauf anbrachte.

Ungleich schwieriger ist es, den Ursprung der aus Stein verfertigten Denkmäler zu verfolgen, die uns das XIV. Jahrhundert hinterlassen hat. Aus diesem Jahrhundert besitzt Krakau eine gewisse Anzahl von plastischen Ornamenten und Grabmälern von ungewöhnlichem Werthe. Die Marienkirche ist in ihren ältesten Theilen, außen, am Presbyterium, an den obersten Bogen seiner gothischen Fenster mit Figuren und Gruppen geschmückt, an denen wir einen fließend edlen Faltenwurf der Gewandung, sowie Köpfe voll frischen, naturalistischen Reizes bewundern; in dem Prunksaale, dem sogenannten Hetmannssaale eines Hauses am Ring, befinden sich plastische heraldische Ornamente, welche sowohl durch die Sorgfalt ihrer Ausführung als durch ihre Charakteristik auffallen.

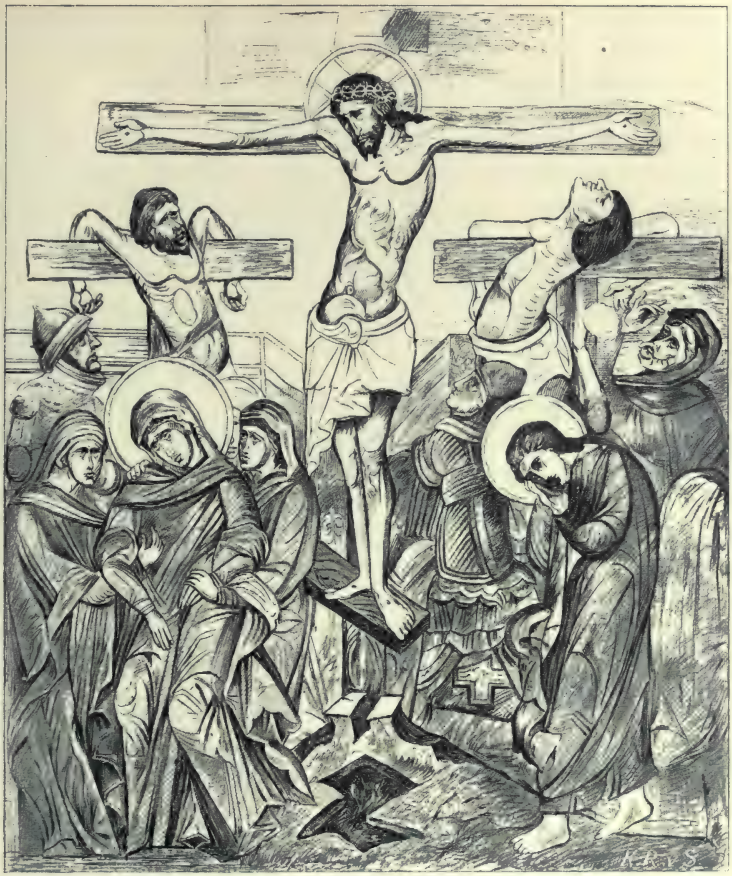
Das älteste der königlichen Grabmäler in der Kathedrale stellt uns den König Ladislaus Lokietek dar, welcher im Jahre 1333 starb. Es wurde bald darnach von dessen Sohne Kazimir dem Großen errichtet. Um vieles großartiger als dieses Denkmal, welches an die besten Grabmäler der schlesischen Fürsten in Breslau erinnert, ist das nicht aus Stein wie das vorhergehende, sondern aus rothem ungarischen Marmor gefertigte

Grabmal des Königs Kazimir mit seinem edlen, leichten Baldachin und der Gestalt des Dahingeschiedenen in Lebensgröße, dessen Füße sich auf einen heulenden Löwen stützen. Ein Vergleich dieser beiden Denkmäler des Vaters und des Sohnes veranschaulicht uns mit voller Deutlichkeit den Unterschied zweier Zeitalter, einerseits das sich aus Trümmern erhebende, anderseits das zu ungeahnter Machtfülle emporgestiegene Reich. Das Grabmal Kazimir des Großen, welches aller Wahrscheinlichkeit nach von seinem Nachfolger Ludwig dem Großen, König von Ungarn und Polen, und vielleicht auch von der Mutter des letzteren, Elisabeth, Kazimirs Schwester errichtet wurde, welche eine Zeit hindurch als Stellvertreterin des Sohnes in Krakau regierte, erinnert in Stil und Technik an das vornehme Grabmal der Gattin des Krakauer Bürgers Borek aus dem Jahre 1373 in der Franciscanerkirche, welches vielleicht seine Entstehung demselben Meißel verdankt. Es ist gegenwärtig durch einen der Altäre verdeckt; wir besitzen davon jedoch getreue Abbildungen. Das Grabmal Ladislaus Jagiellos aus dem Jahre 1434 steht, trotzdem daß auch hier eine Porträtfigur angebracht ist in jeder Beziehung um vieles tiefer. Es verliert umsomehr, als es in der Nachbarschaft des Grabmals Kazimir des Jagellonen von Veit Stoß errichtet ist. In einer schönen Marmorplatte in der Marienkirche, welche den im Jahre 1510 verstorbenen Krakauer Bürger Bethmann darstellt, sieht man noch deutlich die Traditionen des Mittelalters. Gleichwohl ist zur selben Zeit in Krakau bereits die italienische Renaissance aufgetaucht, die nun eine neue Epoche anbahnt und die Denkmäler der Hauptstadt wie des Landes in Bezug auf Ursprung, Stil und Charakteristik

Thaddäus Koniecz: Selbstbildniß.

umzugestalten beginnt. Die deutschen Einflüsse treten nun in den Hintergrund und räumen den Platz, den sie in der Entwicklung der Cultur eingenommen, den sich immer kräftiger und mächtiger entfaltenden Einwirkungen Italiens.

Das erste Denkmal der Renaissance in Krakau und, wie es scheint, im ganzen damaligen Polen ist das große Grabmal des Königs Jan Olbracht, das ihm von seiner Mutter Elisabeth von Österreich und seinem Bruder, dem damaligen Prinzen Sigmund, in den Jahren 1502 bis 1503 errichtet wurde. Es ist umso charakteristischer, als es beide Kunstrichtungen in sich vereinigt. Die Figur des Hingeschiedenen ist von einem untergeordneten Schüler Veit Stoß' ausgeführt und eine nahezu getreue Abbildung des Grabmals Kazimir des Jagellonen, wenigstens was Gewandung und Anordnung betrifft, während die Nische, in welcher diese Figur untergebracht ist, vollkommen italienisch und im Renaissancestil in den Proportionen und dem Umfange eines großen Portals gehalten ist, mit Ornamenten im Stil des nördlichen Italiens vom Ende des XV. Jahrhunderts und mit einem Gepräge, welches im Aufbau an das berühmte Grabmal des Bischofs Rovarelli in Ferrara erinnert. Von dem nämlichen Künstler stammt die Ausschmückung der ältesten Theile des Krakauer Schlosses. Jenes Grabmal war übrigens in diesen Jahren keine Ausnahme und kein sporadisches Ereigniß, sondern erklärt uns sowohl durch seinen Stil als durch das Datum seiner Entstehung die sehr verschiedenartigen, aber stets mit dem erwähnten Denkmal verwandten Renaissancemotive, welche die gothische Ornamentik einiger gleichzeitiger Bauten durchziehen. Es ist der Anfang jener großen Bewegung und jener so fruchtbaren Thätigkeit italienischer Künstler am Hofe der Jagellonen, welche von nun an die künstlerische Eigenart der auf uns gekommenen Denkmäler Krakaus und Polens bestimmen. Im neuen Geiste und Charakter ausgearbeitet sind schon die Grabmalplatten der Bischöfe Konarski und Chojeński aus den Jahren 1525 und 1538; am glänzendsten bethätigte sich aber die neue Richtung unter der Regierung Sigismunds I. bei dem Bau der Sigmundskapelle, welche in den Jahren 1520 bis 1530 durch den Florentiner Architekten und Bildhauer Bartolomeo Berecci vollendet wird. Zur Ausführung der Details ihrer ungemein mannigfaltigen und so reichen Ausschmückung wird ein Schüler Lorenzo di Marina's, Giovanni Cini aus Siena berufen und später der im nördlichen Italien schon ein gewisses Ansehen genießende Gian Maria Padovano. Nach ihnen kommt, um nur der Allerbedeutendsten Erwähnung zu thun, der Medailleur, Goldschmied und Kupferstecher Jacopo Caraglio, wohl auch Domenico Veneziano und zuletzt auch der Stuccator Bartolomeo Ridolfi. Ganze Reihen prächtiger Grabmäler, gewöhnlich in rothem und, wie es scheint, theilweise in polnischem Chenciner, vornehmlich aber in ungarischem und Salzburger Marmor ausgeführt, erheben sich in Krakau und in den verschiedenen Kirchen des Landes. Nicht nur der Hof, sondern nach ihm auch die



Kreuzigungsgruppe aus dem Freskencyclus der Jagellonischen Kapelle in Krakau.

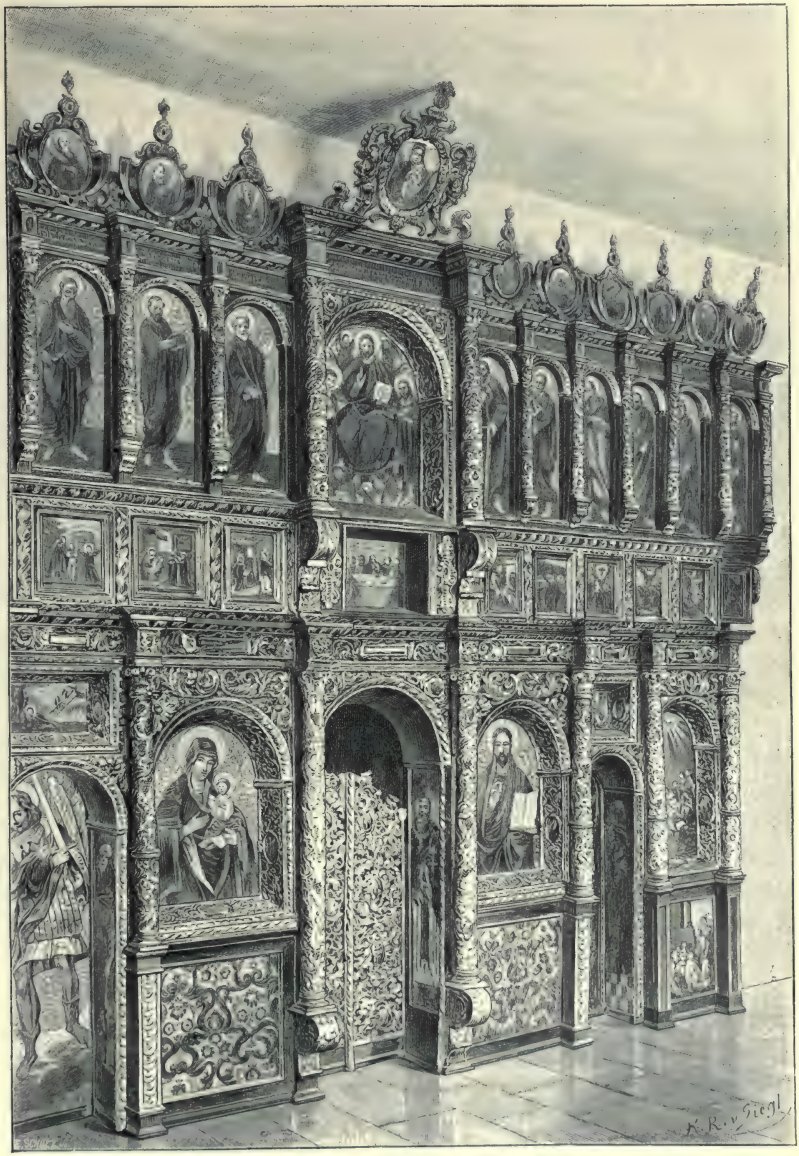
großen Herren, die weltlichen und geistlichen Würdenträger bestreiten ihre verfeinerten Kunstbedürfnisse vermittelst dieser, aus Italien kommenden Kräfte. Padovano beginnt, wenn der Augenschein nicht trügt, unter Beihilfe und Mitarbeiterschaft des Giovanni Cini die Reihe der Grabmäler der Jagellonen in der Sigmundskapelle mit dem Denkmale Sigismunds I. in einer der zu diesem Zwecke in den Hauptmauern des Gebäudes vorbereiteten Nischen und läßt soviel Platz übrig, um später das Grabmal seines Nachfolgers und Sohnes anbringen zu können. Er schafft die einander vollkommen ähnlichen Grabmäler der Bischöfe

Tomicki und Gamrat, das erstere 1535, das letztere um zehn Jahre später auf Veranlassung der Königin Bona; er stellt dem 1550 verstorbenen Bischof Maciejowski ein Denkmal auf, baut und schmückt in dem Dome einen schönen Altar, in der Marienkirche ein Ciborium, nimmt Theil an dem Bau des städtischen Kaufhauses (Sukiennice), wovon die ursprünglichen Masken auf der heutigen Attika dieses Gebäudes zeugen, baut den Palast der Bischöfe von Krakau um, in welchem es sicher nicht an Ornamenten gefehlt hat, und spielt bei den bedeutendsten künstlerischen Unternehmungen des Landes die erste Rolle. Große Herren rufen ihn in die Provinz und vertrauen ihm die Ausführung der großartigsten Grabmäler jener Zeit an. Die Stadt Tarnów mit ihrer mittelalterlichen, aus der Zeit der Gothik stammenden Kathedrale besitzt unter ihren Renaissancedenkmälern zwei, welche aus dieser Epoche herrühren: jenes der Sophie Tarnowska, gebornen Tenczynska, aus dem Jahre 1521, welches zu den schönsten Denkmälern des Nordens zählt, und jenes des Hetmanns Tarnowski und seiner neben ihm ruhenden Gattin aus den Jahren 1564 bis 1567 von überraschender Größe und geistreicher Behandlung. Der Schöpfer des ersteren ist uns nicht bekannt, das zweite ist ein Werk Padovano's.

Gegen das Ende des Jahrhunderts tritt die florentinische Familie der Gucci in den Vordergrund, welche sich hier ansiedelt und mehrere Bildhauer zu ihren Mitgliedern zählt. Santi-Gucci verfertigt die marmorne Grabfigur Sigismund Augusts und vollendet damit das von seinen Vorgängern in der Sigmundskapelle begonnene Werk. Außerdem meißelt er für dieselbe Kapelle die höchst charakteristische Grabmalplatte, welche die Königin Anna, die letzte aus dem Hause der Jagellonen, darstellt. Ein zweiter Bildhauer dieses Namens, wahrscheinlich ein Sohn des Ersteren, führt das Grabmal Stefan Bathory's aus.

Wenn wir jedoch, von der Malerei und Holzschnitzerei sprechend, auf die Künstler polnischer Abkunft hinwiesen, welche aus den mittelalterlichen Zünften und den deutschen Schulen hervorgingen, so müssen wir auch hier jene polnischen Bildhauer hervorheben, welche die Renaissance repräsentirten und sich an italienischen Mustern bildeten. Das prächtige Denkmal Spytek Jordans in der Katharinenkirche in Krakau war im Jahre 1593 von Peter Wadowski geschaffen und der uns durch seine Werke und seine Stellung viel besser bekannte Jan Michalowicz aus Urzędów vollendete in den Jahren 1572 bis 1575 das schöne Grabmal des Bischofs Felix Padniewski im Renaissancestil in einer der Kapellen des Domes. Diese italienische Renaissance verflocht sich nicht nur sehr frühzeitig mit der localen Gothik, sondern sie trug auch in der Epoche des Barock sehr lange zur Erhaltung edler Formen bei, beeinflußte die Ausgestaltung bedeutender Steinschneideschulen und verlieh den Baudenkmälern Krakau's ihren eigenthümlichen Charakter.

Die Medailleurkunst spielt in Bezug auf die große Plastik dieselbe Rolle wie die Miniaturmalerei in Bezug auf die Malerei. Aus dem XVI. Jahrhundert sind ganze Serien



Ikonostas aus der griechisch-katholischen Kirche in Rohatyn, XVII. Jahrhundert.

von Medaillen auf uns gekommen, welche zu Ehren von Königen und Königinnen, sowie von hervorragenden Privatpersonen offenbar in Krakau geprägt worden sind. Die schönsten unter ihnen sind italienische Arbeit. Von demselben Giovan Maria Padovano, den wir oben nannten, kennen wir vier Medaillen: eine Sigismunds I. vom Jahre 1532, eine der Königin Bona Sforza und zwei des Königs Sigismund August. Domenico Veneziano hat im Jahre 1548 eine Medaille dieses letzten Jagellonen verfertigt und Gian Jacopo Caraglio, welcher viele Jahre am königlichen Hofe zugebracht hat, führte gegen das Jahr 1540 Medaillen sowohl des Königs Sigismund I. als auch seiner Gemalin Bona aus, welche jedoch nicht auf uns gekommen sind. Wer weiß jedoch, ob nicht unter den schönsten Medaillen der Jagellonen, die wir kennen und die bis heute noch nicht bestimmt worden sind, eine oder die andere auf ihn zurückzuführen ist. Wir werden hier nicht über die Medaillen nürnbergischer Arbeit sprechen, welche dieselben Herrscher vorstellen; wir erwähnen nur deren Vorhandensein, um zu zeigen, wie reich das Kunstleben am Hofe der Jagellonen entwickelt war.

Fassen wir den gewonnenen Rundblick als Ganzes ins Auge, so sehen wir, daß das Kunstleben Krakaus und infolge dessen auch des ganzen Landes sich bis in die Hälfte des XV. Jahrhunderts unter den Einflüssen Prags entwickelte, von da ab aber Nürnberg eine hervorragende Rolle zu spielen begann, was bis in die Hälfte des XVI. Jahrhunderts und in manchen Zweigen der Kunstindustrie noch länger dauerte. Doch schon zu Anfang des letzteren Jahrhunderts begann allmälig der italienische Einfluß, der die neuen Formen der künstlerischen Wiedergeburt mit sich brachte. Er kam zum Theil aus Florenz und Siena, zum Theil aus der Lombardei, vorwiegend aber aus dem nördlichen Italien.

Im ersten Stadium der Entwicklung werden die localen Bedürfnisse zumeist durch Werke befriedigt, welche jenseits der Landesgrenzen verfertigt aus den großen fremden Culturcentren verschrieben werden. Später kommen Fremde, deutsche und italienische Künstler persönlich ins Land, siedeln sich hier an, vermälen sich hier, gründen Familien, die sie hier hinterlassen, polonisiren sich und sind hier schöpferisch thätig. Endlich bilden sich unter ihrem Einflusse und in ihrer Schule, und das sowohl im XV. als auch im XVI. Jahrhundert, Maler und Bildhauer hiesiger Abkunft, Polen, welche sich Stil und Charakter ihrer Lehrer aneignen und bis zu einem gewissen Grade vermittelst der Eigenthümlichkeiten ihrer Race umgestalten. Diese ganze Entwicklung wird von den sich kreuzenden und einander ergänzenden nürnbergischen und italienischen Einflüssen beherrscht, und die letzteren verleihen durch das Hinzutreten florentinischer Elemente zu den das nördliche Europa beherrschenden lombardo-venetischen dieser Bewegung eine originale locale Schattirung.

Am Eingang des XVII. Jahrhunderts beginnt Krakaus Bedeutung zu sinken. Zwischen 1596 und 1602 wird der Sitz der Regierung und die Residenz der Könige nach

dem Norden, nach Warschau verlegt. Krakau bleibt freilich die Krönungsstadt, der Sitz eines reichen und mächtigen Bisthums und bis zu einem gewissen Grade die zweite Landeshauptstadt. Seine Ausnahme- und Führerstellung jedoch geht verloren, die Bevölkerung vermindert sich und infolge dessen ermattet sein Culturleben und erlischt allmälig. Nach den Kämpfen der Reformationszeit beginnt jedoch eine Zeit der katholischen Reaction und die monumentalen Unternehmungen, welche sich den Sieg der Kirche zum Ziele setzten, hören daher nicht auf. Man baut neue Gotteshäuser, errichtet neue Altäre, malt Altarbilder, errichtet Grabmäler, erneuert das Innere der Kirchen im Geiste des auf bombastischen Effect berechneten Barockstiles, wobei man oft Überreste des Mittelalters und der Renaissance zerstört und abträgt, welche einen viel größeren Werth haben als die, welche ihren Platz einnehmen. In dieser Epoche herrscht anfänglich der italienische, später der niederländische Einfluß; in der durchaus polnischen Stadt, sowie in den anderen Städten des Landes wird aber das Kunstbedürfniß, wenn nicht ausschließlich, so doch zum großen Theil durch polnische Arbeitskräfte bestritten, die bald dem einen, bald dem anderen dieser Einflüsse unterworfen, sich in den Schulen ausgestaltet haben, welche eine oder die andere Richtung vertreten.

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts spielt die venetianische Schule die Hauptrolle, voran die Epigonen Paolo Veronese's und Tintoretto's. Thomas Dolabella aus Belluno, ein Schüler Antonio Vasilachi's, genannt Aliense, wird zum Hofmaler Sigismunds III. ernannt, läßt sich in Krakau nieder und hinterläßt eine ziemliche Anzahl von Schülern. Seine Gemälde, sowie die der polnischen Maler, welche er ausgebildet hat, sind in der St. Katharinen-, der St. Markuskirche und bei den Dominicanern in Krakau zu sehen. Mit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts tritt der allgewaltige Einfluß Rubens, auch der Van Dycks auf, der sich vornehmlich vermittelst der damals so verbreiteten niederländischen Kupferstiche mittheilt. Unter den einheimischen Malern, welche unter der Einwirkung dieses Geistes schaffen, verdient P. Franz Lexycki, ein Bernhardiner, besonders hervorgehoben zu werden. Seine Riesenbilder in den Bernhardinerkirchen in Krakau, Przeworsk und Lemberg hat er wohl zum großen Theile, den Kupferstich in der Hand, ausgeführt; trotzdem zeugen sie von großer Geschicklichkeit, Sicherheit und in vielen Fällen von coloristischem Talent. Als Porträtmaler verdient Erwähnung der Krakauer Bürger Daniel Freherus, dessen Porträt des Bischofs Trzebicki aus dem Jahre 1664 im Franciscanerkloster zu den besten Bildnissen von Krakauer Bischöfen gehört, die auf uns gekommen sind. Zwischen den Jahren 1684 bis 1703 erscheint im Gefolge Johann Sobieski's Martino Altomonte (eigentlich Hohenberg), welcher eine bedeutende Anzahl von Gemälden in den Residenzen Sobieski's: Żołkiew und Podhorce bei Lemberg und auch in Lemberg selbst hinterläßt. An der Scheide des XVII. und XVIII. Jahrhunderts üben die niederländischen

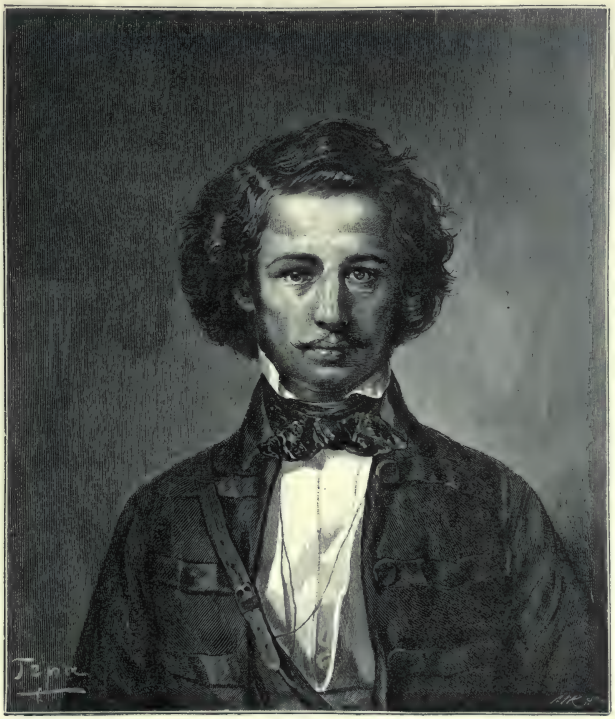
und römischen, also abermals italienische Manieristen Einfluß auf die Schöpfungen unseres Landes aus. Die polnischen Maler, welche im Auslande zu lernen suchen, zieht zuerst Gérard de Laireſſe, später aber Carlo Maratta an sich. Aus ihrer Schule gehen die ersten polnischen Künstler hervor, welche einen größeren Ruf erwerben und größere Bedeutung haben als ihre Vorgänger. Ein Schüler Gérard de Laireſſe's ist der in Krakau geborene Bogdan Lubieniecki, ein bekannter Genremaler, Landschafter und Kupferstecher. Er arbeitet vornehmlich in Holland und Deutschland, tritt in den Dienst des großen Kurfürsten in Berlin, und obgleich er gegen das Ende seines Lebens in die Heimat zurückkehrt, hinterläßt er hier so spärliche Spuren seines Schaffens, daß von ihm stammende Gemälde in den Sammlungen Polens zu den Seltenheiten gehören. Weit wichtiger für das Land ist die Thätigkeit zweier Schüler des Maratta, deren Leben und Arbeit schon dem XVIII. Jahrhundert angehören. Es sind dies: Simon Czechowitz, der beste kirchliche Maler, welchen Krakau hervorgebracht, und der für seine Zeit der Kraft und des Charakters nicht ermangelnde, auch aus Krakau stammende Thaddäus Konicz. Czechowitz hinterließ in verschiedenen Kirchen Krakau's und des Landes, namentlich in Podhorce bei Lemberg eine Anzahl von Gemälden. Seine bedeutendste und reifste Thätigkeit aber ist mit Wilno und Warschau verknüpft, in welch letzterer Stadt er, nachdem er das Habit eines Laienbruders im Kapuzinerkloster genommen, in hohem Alter stirbt. Bei einer gewissen Süßlichkeit, die von der Schule, aus welcher er hervorging, untrennbar ist, bei einer gewissen Eintönigkeit der sich immer wiederholenden Figuren und Typen versteht er doch in unendlichen Variationen eines und desselben Themas den besten seiner Schöpfungen eine gewisse stille, musikalische Stimmung zu verleihen, welche sich dem Beschauer mittheilt und zu seiner Seele spricht. Konicz, eigentlich Kunze, welcher aus einer deutschen, in Krakau ansässigen Familie stammt, ist kräftiger im Colorit, getreuer in der Wiedergabe der Natur, hat mehr Energie und Lebenswahrheit, allein viel weniger Feinheit und Zartheit der Empfindung. Die Missionskirche in Krakau besitzt die besten seiner Bilder, außerdem ist vieles in Privatsammlungen erhalten. Die Malerei sowohl des XVII. als auch des XVIII. Jahrhunderts hat einen zu decorativen und nachahmenden, überhaupt einen zu oberflächlichen Charakter, um ein wirklicher Ausdruck des Lebens und der nationalen Eigenthümlichkeiten sein zu können. Sie ist eine durchaus kosmopolitische und trotz der polnischen Namen, die mit ihren Schöpfungen verknüpft sind, ihrer Wesenheit und ihrem Inhalte nach weit weniger krakauisch und polnisch als die Malerei der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Allerdings prägt sich in Czechowicz und namentlich in Konicz der locale Charakter etwas deutlicher aus. Letzterer ist trotz seiner deutschen Abstammung der am meisten polnische unter allen zeitgenössischen Künstlern. Allein es ist eben schon eine Zeit des Niederganges, nicht nur der Kunst, sondern auch des Landes, was auf allen Gebieten fühlbar werden mußte.

Aus dem Ikonostas in Bohorodczany bei Stanislau, XVII. Jahrhundert.

Es ist charakteristisch, daß in einer Zeit, da die Polenkönige fremde Maler an ihre Höfe beriefen, polnische Künstler oftmals ein Feld der Thätigkeit auf fremdem Boden suchen mußten. Lubieniecki's Schöpfungen sind, sowie auch sein Leben, vollständig von der Heimat losgerissen; Konicz aber, der gegen sein Lebensende nach Rom und Spanien ging, kehrte von dort nicht mehr zurück.

Der Charakter der Plastik ist in dieser Epoche von denselben oder ihnen verwandten Richtungen beeinflußt. Ein uns unbekannter Meister meißelte 1620 in Stein die Barockfiguren der Apostel vor der Façade der Peterskirche in Krakau und in den letzten Jahren des Säculums decoriren die äußerst tüchtigen Stuccatoren Brüder Fontana aus Como mit großer Verve die Annenkirche daselbst. Einheimische, aus deutschen Schulen hervorgegangene Steinmetze bekleiden mit ziemlich grober, doch eines gewissen decorativen Effects nicht entbehrender Plastik die Kapelle der Familie Boim an der Kathedrale in Lemberg. Die vornehmste Rolle jedoch spielt der talentvolle Bildhauer Johann Pfister, welcher, aus Breslau stammend und in Polen angesiedelt, in den Jahren 1612, 1626 bis 1640 in Lemberg eine berühmte Werkstätte besaß. Er hat die prächtigen Grabmäler der Fürsten Ostrogski in Tarnów ausgeführt, ebenso die schönen Grabmäler der Familie Sieniawski in Brzezany bei Lemberg. Besonders das erste dieser Denkmäler mit seinen kolossalen Proportionen, mit seinem Marmor und Alabaster, welche hier und da durch Vergoldung und Farben belebt sind, überrascht durch pomphaften Schmuck und malerische Wirkung. Am bezeichnendsten aber ist es für diese Zeit, daß die Bronzetechnik, welche im XVI. Jahrhundert in Krakau so ausgezeichnete Repräsentanten hatte, nun verfällt, keine Kräfte mehr im Lande findet und daß die meisten Metallwerke, welche die Grenzen der Goldschmiedekunst überschritten, nun nicht mehr aus Nürnberg, dessen Kunstleben seine weittragende Bedeutung verloren hatte, sondern aus Danzig verschrieben wurden. Diese nordische Seestadt, die zum Gebiete des polnischen Reiches gehörte, spielt in dieser Epoche eine ähnliche, wenn nicht dieselbe Rolle in Bezug auf die Culturbedürfnisse des Landes, wie sie ehemals der Mittelpunkt des Kunstlebens an der Pegnitz gespielt hatte. Es scheint, daß das in der Marienkirche zu Krakau befindliche Bronzedenkmal des Krakauer Insassen Erasmus Danigiel aus dem Jahre 1624, welches durch Adel und Einfachheit der Composition an die alten, glänzenderen Zeiten erinnert, in Danzig verfertigt worden ist. Das schwere Barockgitter in der Wasakapelle der Kathedrale, das im Jahre 1673 von Michael Weinhold in Bronze gegossen worden, ist auch eine Danziger Arbeit, wie dies die darauf angebrachte Inschrift bezeugt. Die Zinnsärge in den Königsgräbern mit den reichen getriebenen und figürlichen Darstellungen sind meistentheils von Danziger Herkunft. Endlich sei auch der in der Kathedrale stehende silberne Sarg mit den Reliquien des heiligen Stanislaus erwähnt, welcher in Basrelief Scenen aus dem Leben und der Wunderthätigkeit des Heiligen darstellt,

mit Engelsfiguren, welche den Sarg auf ihren Schultern tragen. Er ist im Jahre 1671 aus der Danziger Werkstätte des Peter van den Rennen hervorgegangen. Alle diese Arbeiten nähern sich dem späteren niederländischen Barock, das bekanntlich eine sehr starke Einwirkung auf das künstlerische Schaffen Danzigs übte. Will man jedoch über die damaligen Zustände des Landes ein gerechtes Urtheil fällen, so muß man sich die inneren



Franz Tepa: Selbstporträt.

und äußeren Verhältnisse gegenwärtig halten, in welchen es sich zu jener Zeit befand. Die Städte sinken im Ansehen und verarmen; die fortwährenden Kriege, welche so lange Zeit zum Schutze der Christenheit gegen die türkische Invasion geführt werden, endlich die Einfälle der Kozaken und der Schweden, alles dies hemmt nicht nur den natürlichen Fortschritt des Landes, sondern bringt auch die Zerstörung vieler Denkmäler seiner einstigen Cultur mit sich. Es kam langsam und stufenweise die Katastrophe heran, welche das Buch schloß,

in dem die bisherigen Geschicke Polens verzeichnet waren und eine neue, auf andere Grundlagen gestützte Aera der Entwicklung öffnete.

Was nun die Denkmäler anbelangt, welche in dem ruthenischen Theile Galiziens unter byzantinischem Einfluß entstanden waren, so kommt uns schon durch die Chroniken des XIII. Jahrhunderts von ihnen Kunde zu. Jedoch finden wir in dem ganzen Umfang des Landes keine Denkmäler byzantinischer Kunst, welche weiter als bis zum XV. Jahrhundert zurückgingen, und diese befinden sich nicht in Ostgalizien, sondern in der alten Hauptstadt des polnischen Reiches, in Krakau. Wir denken hier an die Wandmalereien der heiligen Kreuzkapelle in der Kathedrale auf dem Wawel, deren wir oben flüchtig Erwähnung gethan. Schon Władysław Jagiełło, dessen Mutter eine russische Fürstin griechischen Bekenntnisses war, berief, nachdem er König geworden war und zu Ende des XIV. Jahrhunderts die Taufe empfangen hatte, aus seiner Vaterstadt, dem lithauischen Wilno, ruthenische Maler, welche gewisse Theile des Krakauer Königsschlosses und der Kathedrale, sowie viele Kirchen im byzantinischen Stile ausschmücken sollten. Seine Witwe, die Königin Sophie, eine weißrussische Fürstin, und ihr Sohn Kazimir der Jagellone mit seiner Gemahlin Elisabeth von Österreich lassen die zwei Grabkapellen in der Kathedrale, deren Bau sie anordnen, durch ruthenische Maler mit griechischen Malereien ausschmücken. Von diesen Kapellen hat sich nur in einer und zwar in der von Kazimir und Elisabeth gestifteten heiligen Kreuzkapelle (Jagellonischen Kapelle) der ursprüngliche Schmuck erhalten. An der gothischen Wölbung, zwischen den Rippen derselben sehen wir Engelchöre auf Goldgrund gemalt und an den Wänden Scenen aus dem Leben Jesu, welche jetzt größtentheils durch Denkmäler und Altäre verstellt sind. Bei dieser Ornamentirung fällt uns der orientalische, an Mosaikbildwerke erinnernde Charakter, sowie jene feierliche Stimmung auf, welche in der byzantinischen Malerei, auch der späteren, nicht verschwindet. Die in ruthenischer Sprache an den Wänden angebrachte Inschrift besagt, daß diese Compositionen im Jahre 1470 ausgeführt worden sind. Es ist dies vielleicht das einzige und darum so werthvolle Überbleibsel byzantinischer Kunst, welches so weit nach Westen vorgeschoben ist. Sonst kennen wir hierzulande keine zuverlässigen und mit Daten versehene Überreste von ruthenisch-byzantinischer Malerei aus dem XV. und dem XVI. Jahrhundert. Erst aus dem XVII. Jahrhundert stammen zahlreiche Beispiele dieser Kunst in Ostgalizien, doch sind diese schon von ganz anderer Art: nicht Wandmalereien, sondern Ikones und ruthenische Kirchenbilder verschiedener Gattung, auf Holz gemalt, welche zumeist von ehemaligen Ikonostasen herstammen, sowie vollständig erhaltene große Ikonostasen, in ihrem vollen Glanze heute noch vor den Altären stehend und diese den Augen der Gläubigen verdeckend.

Es gibt in Galizien zwei Museen, welche eine bedeutende Anzahl ruthenischer Gemälde besitzen: das Museum des Stauropigial-Instituts in Lemberg und das National-

Museum in Krakau. Man muß gestehen, daß der Anblick dieser Gemälde auf den ersten Blick und vom rein ästhetischen Standpunkt aus den Westländer durch Fremdartigkeit, ja unangenehmen Charakter frappirt. Lebt man sich aber tiefer in diese fremde Kunstwelt ein,

Heinrich Rodakowski: Bildniß seiner Mutter.

so findet man nicht nur hier und da Äußerungen menschlicher, wenn auch anders, als bei uns Westländern ausgedrückter Gefühle, sondern entdeckt oft auch einen höheren wissenschaftlichen und ikonographischen Werth an ihnen als Beispielen uralter Traditionen, welche die Schöpferkraft des Volkes manchmal nach der eigenen Empfindung umgestaltet hat. Unter den Ikonostasen begegnen wir oft Werken, die zur wirklichen Kunst gehören.

Auf solchen Bilderwänden findet man kleine Gallerien von Bildern nebeneinander gestellt, die man sonst abseits der gebahnten Wege an unbekannten Orten suchen muß. Die schönsten Ikonostasen findet man in Rohatyn unweit Lemberg, in Bohorodczany bei Stanislau und in Lemberg selbst. Die Rohatyner Bilderwand aus dem Jahre 1649 hat 47 Bilder, die von Bohorodczany aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts 43; die Wan daher, welche den Altar der Kirche der heiligen Paraskewe in Lemberg verdeckt und späteren Datums ist, zählt 70. Die Bilder sind von sehr ungleicher Größe, die meisten sehr klein. Bei allen fällt die schöne und sorgfältige Technik, die Lebhaftigkeit der Farben und der Glanz des Colorits auf. Den größten Werth jedoch hat unter ihnen die Ikonostasis von Bohorodczany. Auf einem Hintergrund byzantinischer Traditionen kann man bei ihnen bald mehr oder weniger ins Auge springende westländische Einflüsse wahrnehmen. So in Rohatyn, vor Allem aber in Bohorodczany in untrüglicher Weise den niederländischen Einfluß, welcher übrigens an vielen, aus derselben Zeit stammenden Werken der Malerei vom Berge Athos ebenso ersichtlich ist. Hingegen zeigen sich in den Gemälden der Ikonostasis der Kirche der heiligen Paraskewe in Lemberg italienische Einflüsse. Der locale Charakter des Schmuckes und der Typen tritt hier verhältnißmäßig weniger als in den bescheidenen Ikonostasen der Dorfkirchen hervor, welche keinen Anspruch auf künstlerische Bedeutung erheben. Einige Namen ruthenischer Maler aus der Entstehungszeit unserer Ikonostasen sind uns überliefert, so: Fedor Sienkowicz, dessen im Jahre 1630 Erwähnung geschieht, ferner Nicolaus Petrachnowicz, im Jahre 1637 genannt, beide in Lemberg; es berechtigt uns jedoch nichts, sie mit den bekannten Ikonostasen oder anderen erhalten gebliebenen Werken der ruthenischen Kirchenmalerei in Verbindung zu bringen.

Die Bildhauerei fand in Ostgalizien, wie überhaupt in der ganzen byzantinischen Welt keinerlei Feld für ihre Entwicklung; sie beschränkt sich auf die Holzschnitzerei an den Thüren und den Rahmen der Ikonostasen, zeigt uns jedoch innerhalb dieser engen Grenzen Beispiele eines Reichthums, ja, einer Leichtigkeit und Anmuth, die dem Stile der Renaissance, namentlich der Spätrenaissance entspricht.

Nach dem großen Zusammenbruche, der die Bestandtheile des einst mächtigen Reiches auseinanderriß und jeden der Theile in andere Verhältnisse und unter eine andere Herrschaft versetzte, ist es nicht zu verwundern, daß diese Theile sich lange Zeit hindurch als eine zertrümmerte Einheit betrachteten und nur daran dachten, in ihren früheren Zustand zurückzukehren, sich wieder miteinander zu vereinigen. In der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts träumte man nur von diesem Ideal und lebte nur im Streben nach dessen Verwirklichung. Es kam die Zeit der größten Dichter, welche die polnische Nation hervorgebracht hat: Mickiewicz, Słowacki, Krasiński, Namen, welche das ganze Leben des Volksgeistes in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in sich zusammenfassen.

Dieser Zustand und diese Stimmung bezieht sich sowohl auf Galizien unter der Herrschaft Österreichs, als auch auf die anderen Theile des alten Polens, die mit den Nachbarreichen verbunden worden waren. Es hat einerseits vieler Selbsttäuschungen und schrecklicher Erfahrungen, anderseits eines Überganges aus dem Stadium der Träume und des Strebens nach unerreichbaren Idealen in das Getriebe positiver Wirklichkeit bedurft, bis die unfaßbaren Gestalten eine abgegrenzte Form fanden und in der Schöpferkraft der Nation greifbarere Künste, nämlich Malerei und Plastik die Stelle der Poesie einzunehmen begannen. In dem Maße, als die Stimme der großen Dichter verhallte und einer von ihnen nach dem andern zu Grabe ging, kam die Zeit des Erwachens, des Entstehens und der Entwicklung der bildenden Künste heran. Sie waren zum inneren Bedürfnisse der Gesellschaft geworden, und namentlich die Malerei, welche in dieser Hinsicht die Hauptrolle spielte, wuchs auf dem nationalen Boden selbständig empor. Ohne directe Anlehnung an die Erbschaft älterer heimischer Kunstdenkmäler, ohne an die Fäden der künstlerischen Tradition anzuknüpfen, welche durch die Theilung, sowie durch die Schicksalsschläge des Landes zerrissen worden waren, schöpfte sie neuen Lebenssaft in den Eigenthümlichkeiten der Race und des Volksthums und wurde eben dadurch eine durchaus polnische Kunst.

In der Geschichte geht jedoch, sowie in der Natur, nichts verloren. Jene Vergangenheit, deren Bild wir zu entwerfen versucht haben, ist nicht ohne Wirkungen verhallt. Ehe jedoch diese Entwicklung um die Mitte unseres Jahrhunderts begann, ehe die Schleusen geöffnet waren und die Fluth als reiner Strom dahinzufließen anfing, finden wir im Lande Ansätze zu einer künstlerischen Bewegung, durch welche das Interesse an der Kunst belebt und ihre Blüthe vorbereitet wurde.

Schon um die Neige des vorigen Jahrhunderts wurde in Krakau ein Maler geboren, dessen Thätigkeit in die Zeit der größten Wirren und fruchtlosen Bemühungen für die Wiedergeburt des Landes fällt. Es ist dies Michael Stachowicz. Als Künstler von untergeordneter Bedeutung verdient er dennoch Erwähnung, da den Gegenstand seiner sehr fruchtbaren, wenn auch oberflächlichen Kunstthätigkeit die Zeitereignisse, das Leben der Gegenwart, Krakau mit seiner Bevölkerung, seiner Natur und Umgebung bilden. Man kann sagen, daß der blasse, verwischte, den Mitteln, wie dem Gehalt nach oberflächliche Charakter, welcher die schlechtesten Arbeiten der letzten Zeit des XVIII. Jahrhunderts kennzeichnet, sich in der mäßigen Kunstfertigkeit dieses Malers wiederspiegelt, der vom besten Willen beseelt war und seinerzeit große Beliebtheit genoß. Nicht die Form, sondern der Inhalt seiner Werke hat die Zeitgenossen interessirt, und das ist es auch, was ihnen heute noch einen historischen Werth sichert. Ernste Bestrebungen, welche ein bestimmtes Ziel vor Augen hatten, treten erst in den Dreißiger-Jahren auf, als zur Leitung der zu Beginn des Jahrhunderts aus bescheidenen Anfängen entstandenen Krakauer Kunstschule der Maler Stattler berufen wurde.

Zu Krakau geboren, hatte Adalbert Stattler — Stański. ein Schüler Vicenzo Camuccini's, drei Jahre in Italien, vornehmlich in Rom zugebracht. Mit seinem umfangreichen, die Maccabäer darstellenden, im Stile von Overbecks Fresken der Casa Bartoldy gehaltenen Gemälde erlangte er einen großen Ruf, namentlich da ihm in Paris ein Preis dafür zuerkannt wurde. Ein Theoretiker von edlen und weitblickenden Bestrebungen, wie sie jenem Kreise römischer und deutscher Künstler in Rom eigen waren, mit denen ihn nähere Beziehungen verbanden, bekundete er, außerhalb seiner größeren und kleineren religiösen Gemälde, welche heute, sowie die seines Meisters, nur ein historisches Interesse haben, ein gewisses Talent im Porträtfach. Die unmittelbare Berührung mit der Natur verlieh einigen seiner Porträts eine gewisse subtile Genauigkeit, welche ihnen das Interesse bis auf den heutigen Tag sichert. Er hat eine nicht unbedeutende Anzahl von Schülern ausgebildet und nicht geringen Einfluß auf die folgende Generation geübt. So wie Stattler, so haben auch Alois Rejchan und Jan Maszkowski als Lehrer für Zeichnen und Malerei in Lemberg gewirkt. Diese steckten sich weniger hohe Ziele und zeichneten sich namentlich in der Porträtmalerei aus. Dies Alles waren indeß nur Anfänge. Sie bereiteten nur den Boden für die Zukunft vor, und darin liegt ihr Hauptwerth. Es gibt jedoch in der Entwicklung der Kunst Momente, in welchen plötzlich und unvermuthet eine Individualität auftritt und gleichsam vorahnend eine neue Blütezeit verkündet. Eine solche Individualität war Peter Michałowski. In Krakau im Jahre 1801 geboren, gehörte er einer seit Jahrhunderten in der Umgebung dieser Stadt ansässigen Familie an. Geistig hochgebildet und hochbegabt, bildete er sich nicht eigentlich zum Künstler aus, und da er thätigen Antheil an dem öffentlichen Leben Krakau's und Galiziens nahm, betrachtete er die Malerei blos als eine Zerstreuung, zu der ihn angeborene Neigung hinzog. Doch da er Talent in sich fühlte, trat er, nachdem er in Göttingen seine Universitätsstudien vollendet hatte, in Paris in die Schule Charlets, und wenn man heute die Gesammtheit seines malerischen Nachlasses überblickt und die Wahrheit, die Kühnheit und den Realismus aller seiner Schöpfungen bewundert, so muß man bekennen, daß er das, was er leistete, nicht im Osten Europa's hätte lernen können. Bei den Umständen, unter denen er lebte, ist es nicht auffallend, daß er uns keine größeren und vollendeteren Werke hinterlassen hat. Alles, was er schuf, war nur für Freunde und Verwandte bestimmt; — er hatte dabei kein größeres Publikum im Auge. Es sind größtentheils Aquarelle und Zeichnungen, sowie Ölstudien und in Ausnahmefällen Porträte, Scenen aus dem Soldatenleben, Volkstypen, Pferde, Ochsen und sonstige Hausthiere. Hier und da flechten sich in dieses Thema alltäglicher Eindrücke wie eine Reminiscenz aus der Charlet'schen Thätigkeit, durch Familientradition belebt, Episoden aus den napoleonischen Feldzügen und die wiederholt angebrachte Figur des „kleinen Korporals" auf seinem weißen Pferde ein. Ausnahmsweise erhitzt sich einmal seine Phantasie und die „Einnahme des Engpasses von Somosierra",

an welcher die Polen rühmlichen Antheil genommen haben, wird die Skizze zu einem großen, in des Wortes vollster Bedeutung ungewöhnlichen Gemälde voll Zug und Leidenschaft, das sogar, trotz der so bescheiden angebrachten Farbe, ein außerordentliches coloristisches Talent verräth. So wie man seine Köpfe und Brustbilder in Lebensgröße sieht, fühlt man, daß ein großer Porträtmaler hätte aus ihm werden können. Michałowski legte nicht

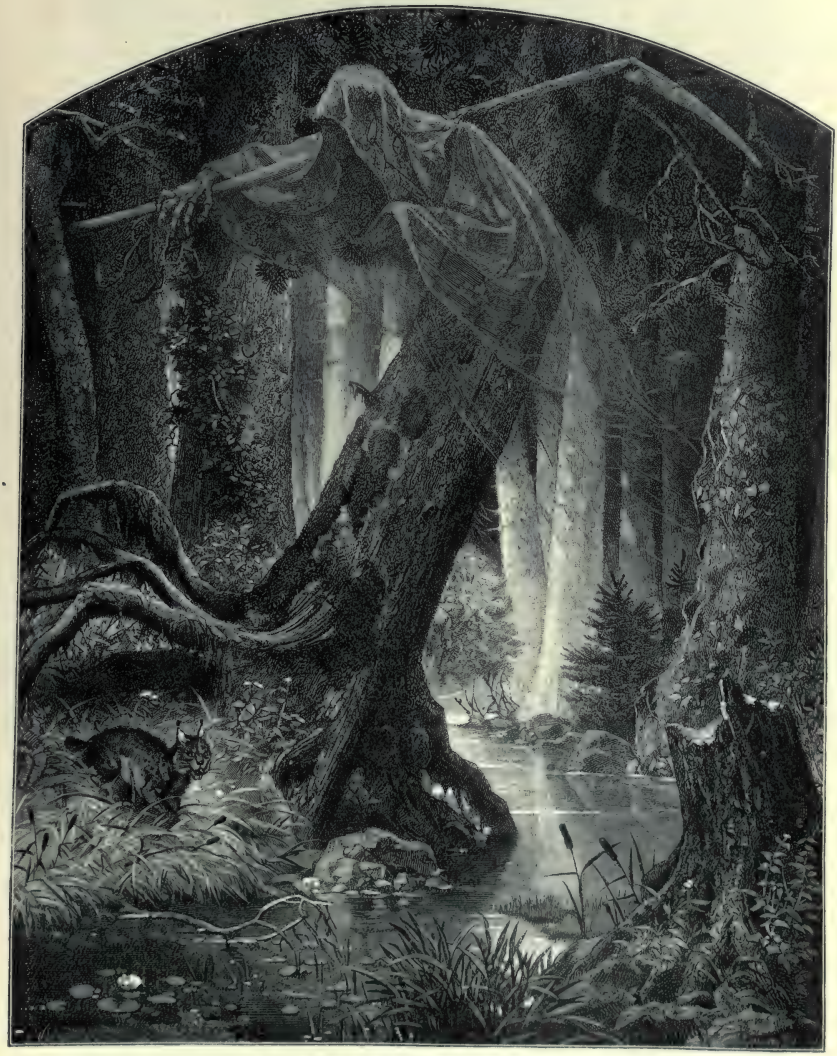
Alexander Korsis: Das Gebet.

nur keinen Werth auf seine Werke, sondern er glaubte auch niemals, daß auf dem Boden seines Vaterlandes die Kunst sich entwickeln und aufblühen könnte. Alles, was er geschaffen hat, war verhältnißmäßig so wenig zugänglich, daß erst die letzte Ausstellung in Lemberg ihn einem weiteren Kreise thatsächlich bekannt gemacht hat.

Gegen sein Lebensende begann jedoch die künstlerische Thätigkeit eines Malers, welcher der Natur seines Talents und dem Charakter seines Schaffens nach den allgemeinen Bedürfnissen und Gefühlen am besten entsprach und der Zeitstimmung den beredtesten

Ausdruck verlieh. Dieser Maler war Julius Kossak, der im Jahre 1824 in Wiśnicz geboren wurde und heute noch zu den Lebenden zählt. Nach den großen Dichtern und in den letzten Jahren ihrer schöpferischen Thätigkeit kam die Reihe an kleinere Poeten, wie etwa Vicenty Pol. Die „Gawendy" Pol's lagen auf allen Tischen und seine „Lieder aus der Heimat" gingen von Mund zu Munde. Das Landleben, das gesellige Leben des polnischen Landadels und das, was jenen, die daran theilnehmen, am theuersten war, die Familientradition, nicht die Geschichte mit ihrem sonnenhellen Blick, sondern die Reminiscenzen, Erzählungen der Großväter an ihre Enkel von den Thaten der Ahnen, bei der Tabakspfeife in der Abenddämmerung und am winterlichen Kaminfeuer, diese ganze Summe von Eindrücken, welche umsomehr Reiz besaß, je unbestimmter sie war und der Einbildungskraft freieren Spielraum ließ, entsprach am besten dem Zustande der Gesellschaft nach den napoleonischen Kriegen und dem Aufstande von 1831 und forderte zur Behandlung mit Bleistift und Pinsel heraus, da sich diese Eindrücke am besten mittelst der leichten, durchsichtigen Farbentinten des Aquarells wiedergeben ließen. So war denn auch Julius Kossak fast ausschließlich Aquarellist. Ein Schüler Horace Vernet's, später Adam's, schuf er eine Menge von Aquarellen von ungewöhnlichem künstlerischen Werthe, welche sich über das ganze Land verbreiteten, bis in die bescheidensten Landhöfe des kleinen Adels, sowie in die herrschaftlichen Paläste gelangten und nicht nur von dem Talente Zeugniß ablegen, das sie schuf, sondern auch von dessen außerordentlicher Fruchtbarkeit. Zu den besten Werken Kossak's gehören: „Mohort (der Held einer Dichtung Vicenty Pol's) zeigt dem Fürsten Poniatowski sein Gestüt"; „Rewera Potocki, dem nachmaligen Hetman, übergibt ein Bauer auf dem Felde den zur Zeit seiner Durchreise ausgegrabenen Commandostab"; „Ein Gestüt in Taurowo im galizischen Podolien"; ein ebensolches Gestüt, vermuthlich auf podolischer Steppe bei herbstlicher Beleuchtung, welches Bild Eigenthum des Nationalmuseums in Krakau ist.

Kossak findet seine Ergänzung in Franz Tepa (geboren in Lemberg 1828, gestorben 1889), welcher bedeutend weniger fruchtbar war, sich aber durch eine kräftigere Charakteristik der dargestellten Figuren, vollendetere Technik und lebhafteres Colorit auszeichnet. Schüler Waldmüller's, später Kaulbach's und dann Cogniet's und Ary Scheffer's, malte er vornehmlich Aquarelle, besonders Porträte; namentlich solche, die als Genrebilder aufgefaßt waren. Hier müssen noch zwei Maler genannt werden, ein Genremaler, welcher sowohl sein Können, als auch seine Richtung Waldmüller verdankt, und ein kirchlicher Maler, ein Schüler Führich's. Der Erstere, Leopold Löffler-Radymno (geboren 1830 in Rzeszów, heute noch lebend) malte seine kleinen Bildchen zunächst auf dem Hintergrunde historischer Tradition, so: der „Tod eines großen Feldherrn" — die „Begrüßung eines Kriegers" mit einer gewissen sentimentalen Stimmung.



Arthur Grotger: Puszcza, aus dem Cyclus Lituania.

Der zweite, Felix Szynalewski (geboren in Krakau 1825, gestorben 1892), schuf wenig, arbeitete aber jede Composition auf das Gewissenhafteste aus und hielt sich getreulich an die edlen Vorbilder Führichs. Gemälde des ersteren kann man in den kaiserlichen Museen, sowie in der Akademie der bildenden Künste in Wien sehen; einige kleine Bildchen des letzteren befinden sich im Krakauer National-Museum. Die ausgeprägteste künstlerische Individualität dieser Periode war jedoch Heinrich Rodakowski (geboren in Lemberg 1823, gestorben 1894). Nach in Wien vollendeten Rechtsstudien trat er in Paris in die Malschule Cogniets ein und erhielt für seine Porträte auf den Ausstellungen 1852 und 1858 erste Preise. Ein Künstler von größerem Zug und durch enge Beziehungen mit den ersten Künstlern Frankreichs verbunden, malte er historische Gemälde, Wanddecorationen, Skizzen zur Ilias und zur Odyssee; allein er fühlte, daß in der Bildnißmalerei seine eigentliche Kraft liege und hinterließ auch zumeist Porträte. Zu den vorzüglichsten darunter gehören: das Bildniß des Generals Dembinski, gegenwärtig im Krakauer Nationalmuseum, sowie dasjenige von des Künstlers Mutter, das im Besitze der Familie ist. In allen seinen Porträts erkennt man tiefstes Eingehen in die Individualität des Dargestellten, bei subtiler Herausarbeitung der charakteristischen Seiten und Beherrschung der technischen Mittel, sowohl was das Colorit, als auch was die Mache betrifft, welche sie in die Reihe der besten zeitgenössischen Arbeiten dieses Genres erhebt.

So erfüllte sich denn Michałowski's Pessimismus nicht. Vielmehr erweckten solche Künstler in der Gesellschaft die Liebe zur Kunst, pflanzten in den durch das Unglück des Zusammenbruchs verwüsteten Boden neue Anregungen; andere wieder verbreiteten unter dem Einflusse der westlichen Cultur den Unterricht im Zeichnen und der Composition und stellten endlich vor aller Augen Muster inhaltlich tieferer, formell vollendeterer und im Lande noch nicht gesehener Kunstschöpfungen hin. Szynalewski war bis an sein Lebensende Lehrer an der Kunstakademie in Krakau und Löffler ist es noch heute. Rodakowski endlich zeigte zum ersten Male der Welt, daß es polnische Maler gibt, die werth sind, bekannt zu sein, und das zu einer Zeit, da es noch keine eigentliche polnische Malerei gab.

Auf den Schultern dieser noch lange Zeit mit der nachfolgenden zugleich lebenden und schaffenden Generation und unter ihrem Einflusse erhob sich ein neuer stärkerer Nachwuchs. Die Epoche der Poesie war vorüber, doch ihr Einfluß hatte tiefe Spuren in der Gesellschaft zurückgelassen; er vibrirte durch die idealistische Stimmung der Sechziger-Jahre und fand in der nationalen Bewegung des Jahres 1863 endgiltigen Ausdruck, dann kam die Krisis und die Ernüchterung und in ihrem Gefolge die Wendung zu positiverer Arbeit. Wenn die Schreckniſse fruchtlos gebrachter Opfer Schmerz und Mitleid erzeugten und schon an und für sich den Menschen die Augen für die Wirklichkeit öffneten, so riefen sie anderseits das Bedürfniß hervor, jene Ereignisse zu begreifen, deren Schwere die

Jan Matejko: Reichstag zu Warschau im Jahre 1773.

noch lebende Generation hatte tragen müssen, Antwort auf die Frage zu finden, warum ein ehemals großes Reich zu bestehen aufgehört habe und dessen Theile in den Complex anderer Reiche eingefügt worden seien. Nun begann eine Bewegung auf dem Felde der geschichtlichen Forschung. Die Gesellschaft kam allmälig zur Überzeugung, daß die Ursache ihres Falles nicht außer ihr, sondern in ihr selbst lag, nicht so sehr in den äußeren Umständen, als in den inneren Zerwürfnissen, in der mangelhaften Organisation des Reiches, wovon sich die Folgen nahezu in allen Lebensäußerungen fühlbar machten. In diesem kritischen Augenblicke begann der Samen, welchen die vorhergegangene Generation ausgestreut hatte, Früchte zu tragen. Es entfaltete sich die Blüthezeit der polnischen Malerei, welche in ihren Hauptrichtungen den Zustand der Bevölkerung wiederspiegelte und den sie bewegenden Strömungen Ausdruck verlieh. Der Künstler, in dessen Seele sich die ganze Tragödie des nationalen Idealismus abspielte und der die Blüthen seiner Kunst auf dessen Sarg gestreut, indem er aus dessen Tiefen dasjenige emporholte und personificirte, was allgemein menschliche und ewige Bedeutung hatte, war Arthur Grotger. Der Meister jedoch, welcher sich in die Vergangenheit vertiefte und ihre Bilder, eines nach dem anderen, vor den Augen der Welt wieder aufleben ließ als Lehre für Gegenwart und Zukunft und um in Zeiten der Demüthigung den Stolz der Nation zu erwecken, dieser Meister, der größte polnische Maler und einer der größten Historienmaler des Jahrhunderts war Jan Matejko.

Ehe wir des Näheren auf diese Beiden eingehen, werfen wir einen Blick auf die hervorragendsten gleichzeitigen Künstler von geringerer Bedeutung, welche gleichsam den Hintergrund für ihre künstlerische Thätigkeit bilden. Andreas Grabowski (geboren in Krakau 1833, gestorben in Lemberg 1886) war ein oft schwerfälliger, aber durch die ausgeprägte Charakteristik seiner Bildnisse hervorragender Porträtmaler; Alexander Gryglewski (geboren in Brzostek in Westgalizien 1833, gestorben durch Selbstmord in Danzig 1879) ein talentvoller Schöpfer architektonischer Interieurs, ein polnischer Rudolf Alt. Alexander Kotsis (geboren zu Krakau 1836, gestorben 1878) verstand es, das Leben der Kleinstadt und des Landvolkes, mit einer gewissen poetischen Stimmung und einer tieferen Empfindung für Natur und Landschaft wiederzugeben, welcher er einen intimen, localen Charakter zu verleihen wußte. Wilhelm Postel-Leopolski (geboren in Drohobycz 1830, gestorben 1892) endlich malte außer Porträts Bilder historisch-anekdotischen Inhalts mit kräftigem Farbengefühl. Alle diese Künstler vollendeten ihre Studien an der Krakauer Akademie der bildenden Künste, deren Leitung nach Stattler's Abgang der verdienstvolle Professor der Malerei Władysław Luszczkiewicz übernahm. Sie vollendeten ihre Studien in Wien bei Ruben, in München bei Schwind oder Seeberger, manchmal auch in Paris, allein Krakau drückte ihren Arbeiten ein unverwischbares

Jan Matejko: Bolesław Wielki (Chrobry).

Gepräge auf und trotz der verschiedenartigen Einflüsse, welche auf sie wirkten, verloren sie ihren heimatlichen Charakter nicht. Sie schöpften ihre Kraft im localen Boden und empfingen von ihm ihre Vorbilder und ihre Eingebungen. Aus diesem Niveau heraus erheben sich jene zwei Künstler, die wir nannten und deren Namen überall bekannt sind.

Arthur Grotger (geboren in Ottyniowice in Ostgalizien 1837, gestorben in Amélie les Bains 1867) war ein Schüler Maszkowski's in Lemberg, eine Zeitlang an der Krakauer Schule, später ein Schüler Ruben's und Schwind's. Er malte Ölgemälde, Porträts und Genrebilder, Aquarelle verschiedener Art, doch seine bedeutendsten Werke waren die auf Cartons mit Kreide gezeichneten Cyklen, wie: „Warschau", „Polonia", „Lituania", endlich der im Besitze Seiner Majestät befindliche „Krieg". Beim Anblick dieser Werke voll Poesie und Anmuth neben oft genialer Erfindungsgabe im Benützen der Motive und in der Composition ergreift uns ein gewisser schwermüthiger, gleichsam zu Chopin'scher Musik gestimmter Zauber, welcher in unserem Gedächtnisse haften bleibt. Das Bild: „Der Tod, durch Lithauens Urwälder eilend", gibt uns einen Maßstab dieses Gefühls und dieser patriotischen Stimmung.

Jan Matejko wurde zu Krakau im Jahre 1838 geboren und starb daselbst im Jahre 1893. Man kann sagen, daß Krakau, dieselbe Stadt, in welcher die polnische Geschichtsforschung unseres Jahrhunderts begründet wurde, seine Wiege, seine lebenslängliche Wohnstätte und das Feld seiner so ungewöhnlichen und fruchtbaren Thätigkeit gewesen ist. Ganze Reihen kolossaler Gemälde, wie „Rejtan auf dem Reichstage zu Warschau" welches sich im Besitze der kaiserlichen Hofmuseen befindet, ferner: „Pater Skarga, am Hofe Sigismunds III. den Verfall des Reiches vorhersagend", „Die Schlacht bei Tannenberg", „Die Huldigung des Herzogs Albrecht von Preußen", „Die Lubliner Union", „Johann Sobieski vor den Thoren Wien's", „Kościuszko vor Racławice", endlich zwanzig geniale Skizzen zur Geschichte der Civilisation in Polen, einer Anzahl größerer und kleinerer Bilder und Skizzen nicht zu gedenken, haben die gesammte Geschichte Polens in ihren glücklichsten und traurigsten Momenten vor den Augen der Nation, ja der ganzen Welt vorüberziehen lassen und durch die kraftvolle Charakteristik historischer Gestalten dauernde Typen hingestellt, welche auch künftige Geschlechter noch erkennen werden. In seinen letzten Lebensjahren schmückte er das Innere der Marienkirche in Krakau aus, und man kann sagen, daß er mit dem Pinsel in der Hand hingeschieden ist, ehe er sein letztes Gemälde vollendet hatte, welches die Stadt Lemberg nach seinem Tode erwarb. Man hat ihn mit Recht als den letzten Historienmaler des Jahrhunderts bezeichnet, „welcher tiefe Überzeugung besaß und gläubig war". Er malte so, als ob er eine Mission zu erfüllen hätte. Bei aller archäologischen Treue der Details waren weder der Schmuck noch das Costüm oder die äußere mehr oder minder malerische Einkleidung die Hauptsache in seinen Werken,

Jan Matejko: Königin Hedwig.

sondern der Mensch, seine historische Rolle und die Umstände, auf deren Hintergrunde wir ihn dargestellt sehen. Edelgesinnt und durchaus uneigennützig, verschenkte er seine Gemälde, als ob sie ihn nichts kosteten und trug, durchdrungen von dem Priesterthum der Kunst, den Ruhm seines Vaterlandes auf den Flügeln seines eigenen Ruhmes nach den beiden Hemisphären der Erde. Man kann nicht sagen, wer sein Lehrer gewesen sei. Sein größter Lehrer war die historische Vergangenheit seiner Heimat und vor allem Krakau mit seinen Denkmälern und Wahrzeichen entschwundener Größe. Derjenige, welcher seit Matejko's Jugendzeit am meisten auf den Charakter seiner künstlerischen Thätigkeit eingewirkt hat, war Veit Stoß mit seinem Altar in der Marienkirche. Wenn wir jedoch einerseits in Matejko's Gemälden insofern eine Ähnlichkeit mit Veit Stoß finden, als auch bei ihm die Tendenz hervortritt, die Gestalten im Detail und in der Gewandung mit Nachdruck, ja manchmal mit Übertreibung herauszuarbeiten, so finden wir anderseits auch einen Wiederschein der in Krakau so zahlreichen und bedeutenden Denkmäler der italienischen Spätrenaissance mit ihrem barocken Zuschnitt in seiner Kunstthätigkeit. Der so kräftig accentuirte Naturalismus der späten Gothik, sowie die barocke Breite des Contours und der Formen, das sind, bei einer gewissen Hinneigung zur Üppigkeit und einem außerordentlichen Reichthum, die charakteristischen Merkmale von Matejko's Talent. In ihnen liegt seine Kraft, in ihnen aber zugleich auch in vielen Fällen seine Schwäche. So ist Matejko derjenige polnische Maler der Neuzeit, an welchem sich der Einfluß jener Culturentwicklung, die wir oben zu schildern versuchten, greifbar nachweisen läßt. Auch bei Grotger fehlt dieser Einfluß nicht, allein er tritt bei ihm nicht so unmittelbar, weniger bestimmt umschrieben, weniger greifbar und plastisch hervor. In diesen zwei Künstlern hat die polnische Malerei des XIX. Jahrhunderts ihre hervorragendsten und charakteristischesten Repräsentanten gefunden. In Grotger's Kunst spiegelten sich Phantasie und Gefühl wieder, in jener Matejko's aber die Lebenselemente des Volkes und der Charakter, welchen ihr die Vergangenheit verliehen hatte. Man kann sagen, daß sie einander gegenseitig ergänzten.

Mit dem Tode Matejko's waren die Zeiten der historischen Malerei vorüber. Die jüngste, schon in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts geborene Generation, welche ihrer großen Mehrzahl nach die jetzt lebende Phalanx ausmacht, wandelt auf anderen Wegen. So wie die Gesellschaft heute vor allem mit ihrer inneren Entwicklung, mit ökonomischen und socialen Angelegenheiten beschäftigt ist, so haben sich auch die heutigen polnischen Maler dem Volke, der Natur und den modernen Ideen und Bestrebungen zugewendet. Alle Strömungen, welchen die Kunst der letzten fünfzig Jahre unterworfen war, spiegelten und spiegeln sich in ihrer Kunstthätigkeit wieder. Der bis zur höchsten Übertreibung gehende Realismus, der Naturalismus mit all seinen Folgen, der Impressionismus mit seinem Raffinement coloristischer Abtönung, das aus vielen Gründen so berechtigte „plein-air“,

Jan Matejko: Engel aus der Innenbemalung der Marienkirche zu Krakau.

welches jedoch, wie das immer in Übergangszeiten der Fall ist, oft zu Resultaten gelangt, die dem vorgesteckten Ziele gerade entgegengesetzt sind, und dort die Natur fälscht, wo es diese am getreuesten darzustellen gestrebt, endlich der Neo-Idealismus, der ein Protest gegen den groben und plumpen Realismus ist und in mancher Hinsicht bezüglich des Inhaltes ähnlichen Bedürfnissen entspricht, wie sie das plein-air bezüglich der Form erfüllt: diese ganze Reihe veränderlicher Erscheinungen der modernen Evolution spiegelte und spiegelt sich in der heute aufblühenden und aus der Fülle des Lebens schöpfenden Malerei unseres Landes wieder. Immer neue Talente treten hervor, ihre Zahl wird immer größer, wir müssen uns daher beschränken, nur die ausgeprägtesten darunter zu nennen und nur denen einige Worte zu widmen, welche die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben.

Hyppolit Lipiński (geboren 1848 in Nowy Targ, gestorben 1884 in Krakau), obwohl älter als andere, gehörte thatsächlich der letzten Generation an und malte mit großer Realität und Wahrheit vornehmlich Volksscenen. Thaddäus Popiel, Anton Piotrowski (geboren 1853 im Königreich Polen, hier ansässig), Ladislaus

Tetmayer, Julius Makarewicz (geboren 1856 in Lemberg), Sigmund Ajdukiewicz, Vincenz Wodzinowski (geboren 1864 in Igołomia) endlich der bedeutendste von allen, ein Künstler ersten Ranges, Julius Falat (geboren 1853 in Teligłowy, Ost-Galizien), gegenwärtig Director der Kunstakademie in Krakau, malen Genrebilder aus dem Volksleben, stellen Volkstypen dar, Schnitter oder Mähder, Jahrmärkte in kleinen Städtchen, oder auch Hochwildjagden auf dem Hintergrunde der Natur, im Dickicht undurchdringlicher Wälder, alles voll Wahrheit und Treue. Adalbert Kossak malt mit großer Lebendigkeit und Verve Schlachtenbilder und Scenen aus dem Soldatenleben, Lubomir Benedyktowicz, besonders aber Roman Kochanowski schildern die heimische Landschaft, die Fichten- und Tannenwälder mit den von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten Wipfeln, die Ufer der Weichsel am Horizont, inmitten der dürftigen Vegetation des Nordens mit den zarten Abtönungen, mit den geschwärzten Strünken alter Weiden oder Silberpappeln und den das graue Firmament wiederspiegelnden Gewässern. Ein anderes Genre repräsentirt der früh verstorbene Moriz Gottlieb (geboren 1856 in Drohobycz, gestorben 1879) mit seiner der Heine'schen Dichtungsart verwandten Gefühlsrichtung, welcher es verstand, in Darstellungen und Compositionen, welche auf die alttestamentarische Tradition Bezug hatten, etwas von biblischer Melodie hineinzulegen. Der hochbegabte und groß angelegte Witold Pruszkowski schöpft seine Ideen aus den Sagen des polnischen Volkes oder aus dem Volksleben, versteht es, bald die innige und schwermüthige Seite seines inneren Lebens zu erfassen, bald sich in die Welt der von der Dichtung verklärten nationalen Kämpfe und Niederlagen und Leiden zu versetzen und trägt deren Inhalt mit einer unaussprechlichen Zartheit der Empfindung vor. Jacek Malczewski (geboren in Radom, Russisch-Polen, 1855, in Krakau ansässig), ein Künstler in des Wortes vollster Bedeutung, schlägt dem Pruszkowski verwandte Saiten an, besitzt jedoch eine ihm ganz eigene und ganz selbständige Subtilität der Erfindung. Eine wahre Dichternatur, lebt er ausschließlich in der idealen Sphäre und obgleich in seiner Wirksamkeit nicht immer sich selber gleich bleibend, sucht er doch stets nach neuen Wegen und Mitteln, welche seinen Conceptionen am meisten adäquat wären und seine Gefühle am treuesten wiedergeben könnten. Peter Stachiewicz (geboren in Nowosiołki, Ostgalizien, 1858) endlich, nicht allein Maler, sondern vor allem Illustrator und Zeichner, breitet vor unseren Augen vielfältige Bildermotive aus der Heiligenlegende aus und schafft eine ungezählte Menge der verschiedenartigsten, immer aber anmuthigen Compositionen. Die kirchliche Malerei besitzt einen Vertreter in Franz Krudowski (geboren in Krakau 1860), welcher durch einige Zeit ein Schüler Griepenkerls gewesen ist und seinen Scenen aus dem Leben Jesu, seinen Madonnen und Heiligen, welche wie ein leises Echo an die bekannten Typen der großen italienischen Vergangenheit erinnern, eine Art

Peter Stachiewicz: Vom sonnabendlichen Strahle, aus dem Cyclus der Gottesmutter Legenden.

ekstatischen und modern-nervösen Charakters verleiht. Hier ist auch Jan Styka in Lemberg nicht zu vergessen, dessen Madonna, als „Königin von Polen" ganz modern aufgefaßt, vor Jahren viel besprochen wurde, dessen Thätigkeit jedoch auch verschiedene Gebiete der Malerei umfaßt. Das Porträtfach endlich besitzt seinen bedeutendsten Vertreter in dem jetzigen Professor an der Wiener Akademie der bildenden Künste, Kazimir Pochwalski (geboren in Krakau 1855), welcher auch die Deckengemälde im Sitzungssaale der Pfandleihanstalt in Krakau ausgeführt und dem Lande eine beträchtliche Zahl feiner Genrebildchen hinterlassen hat. Als Porträtisten haben sich in den letzten Jahren außerdem noch ausgezeichnet, der etwas derbe, aber talentvolle Alexander Augustynowicz und die begabte Malerin Olga Boznańska. Diese Künstlerin hat mit zartem Gefühl und manchmal mit großem Erfolge die moderne Helllichtmalerei in ihren Pastell- und Öl-Porträts angewendet. Vor kurzem sind zwei neue Professoren an die Krakauer Kunstschule berufen worden, Leo Wyczołkowski und Theodor Axentowicz. Der erstere, im Jahre 1852 in Warschau geboren, verbindet in seinen Bildern Energie der Zeichnung und des Kolorits mit einer sehr stark ausgesprochenen Selbstständigkeit; bei einem lebhaften Naturgefühl versteht er auch in die Sphären der Phantasie sich einzuleben. Der jüngere, Axentowicz (geboren in Kronstadt, Siebenbürgen 1859), verbrachte mehrere Jahre in Paris und dann einige Zeit in London, wobei er die Werke der zeitgenössischen französischen und englischen Maler kennen lernte. Die Feinheiten der modernen Gefühlsart und der modernen Technik weiß er in seinen zahlreichen Zeichnungen, Studien und in seinen Porträts glücklich zu verbinden. Von diesen Künstlern sind die einen in Krakau, die anderen in Lemberg geboren; es gibt auch solche, deren Geburtsstätte jenseits der Grenzen des Landes liegt, alle jedoch haben sich in Österreich angesiedelt, alle arbeiten und schaffen hier und fast alle haben ihren Weg durch die Krakauer Schule genommen. Sehr verschiedenartige ethnographische Grundelemente lassen sich bei ihnen nachweisen; das der Natur der Sache nach wichtigste und bedeutendste, dasjenige, welches der Gesammtheit Grundton und Stimmung verleiht, ist das polnische Element. Makarewicz jedoch ist von ruthenischer Abstammung und Axentowicz von armenischer Herkunft; das in dieser Provinz so zahlreich vertretene semitische Element aber wird durch Gottlieb repräsentirt. Nach den ersten grundlegenden und für das ganze Leben wichtigsten Studien an Ort und Stelle suchten die meisten von ihnen ihre höhere Ausbildung in Wien oder München; einige aber, wie Malczewski, welcher eine Zeitlang Lehmanns Schüler war, studirten in Paris. Die Eigenthümlichkeit des localen Grundtones vermochte nichts in ihnen zu verwischen und das ist es eben, was in den internationalen Wettbewerben die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie lenkt, das ist es, was ihnen Originalität und sicherlich auch Werth verleiht. Der Inhalt ihrer Schöpfungen, die Scenen, die Typen, der Hintergrund sind vornehmlich local,

unterscheiden sich von anderen und erwecken dadurch das Interesse. In allen ist eine gewisse Frische, sogar wenn sie roh sind und manchmal einen brutalen, rücksichtslosen Charakter an sich tragen, eine Unmittelbarkeit, die das Auge auf sich zieht, eine Fülle von Temperament und Leidenschaft, die sich sowohl in der Mache, als in der Zeichnung und dem Colorit kundgibt; endlich ist in den Werken, namentlich der tieferen unter ihnen, eine gewisse Trauer, eine Sehnsucht, welche der Natur des Landes, dem Ton der Volkslieder und der Stimmung der polnischen Poesie entspricht. In Bezug auf die Form nimmt unter allen Strömungen des Jahrhunderts, welche sich in ihren Schöpfungen wiederspiegelten, das „plein-air“ die erste Rolle ein. So wie überall auf der ganzen Welt, so ist es auch hier: auf allen Gebieten dürstet das dahinschreitende Jahrhundert nach Sonnenhelle und ruft wie der sterbende Goethe: „Mehr Licht!“ Alle Kunstevolutionen unseres Zeitalters endigen mit diesem Ausruf, und schon die Menge der immer neuen, immer kräftigeren und immer selbständigeren Talente allein beweist, daß diese Malerei bei uns eine Zukunft hat.

Anton Pleszowski: Grabfigur.

Zum Schluß noch einige Worte über die Plastik des XIX. Jahrhunderts. Die Skulptur hatte und hat bis heute in unserem Lande kein Feld für ihre Entwicklung. Dort, wo es an monumentalen Unternehmungen fehlt, wo keine öffentlichen Gebäude neu aufgeführt werden, oder wo dies zu den seltenen Ausnahmen gehört, dort ist es schwer, daß die plastische

mit der Architektur so eng verbundene Kunst sich voll entwickeln könne. Es folgt jedoch daraus nicht, daß es im Lande an Gefühl für den Werth der Bildhauerei fehle und daß unser Land keine Bildhauer besitze. Wir werden hier nicht von in Krakau und Lemberg befindlichen Statuen und Reliefs Thorwaldsens sprechen, auch nicht von den florentinischen oder römischen Bildhauern, wie Ricci oder Taddolini, deren Grabmalarbeiten aus weißem Marmor man hier wie anderwärts sehen kann. Es gehen uns hier vor allem die heimischen Bildhauer an. Der Erste unter ihnen, welcher die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, war Heinrich Stattler — ein Sohn des Malers Adalbert Stattler — (geboren in Krakau 1834), welcher unter anderem die Figur der Prinzessin Sapieha auf ihrem Grabmal in der Schloßkapelle von Krasiczyn bei Przemyśl ausführte. Neben ihm wirkte Leon Szubert (geboren in Oświęcim bei Wadowice 1830, gestorben 1857). Sein vorzüglichstes Werk war „Des Sängers Fluch", eine durch Uhlands Gedicht inspirirte und beseelte Gruppe. Paris Filippi (geboren in Krakau 1836, gestorben 1874) hat uns eine namhafte Zahl von Grabfiguren, Brustbildern in Relief und Marmorbüsten hinterlassen, welche seinerzeit Bewunderung erregten. Von den heute lebenden Bildhauern nennen wir den verdienstvollen Professor an der Akademie der bildenden Künste in Krakau, Valerian Gadomski (geboren in Krakau 1834), welcher viele Büsten, Reliefs und Figuren ausgeführt hat; unter anderen die Marmorstatue des Kopernikus im Vestibul der Akademie der Wissenschaften in Krakau. Als Gadomski das Augenlicht verlor und infolge dessen aufhören mußte, seine Lehrerpflichten zu erfüllen, nahm Alfred Daun, ein Schüler Hellmers in Wien, seine Stelle an der Krakauer Kunstschule ein (geboren 1854 in Baranów), ein begabter und gewissenhafter Lehrer, welchem Krakau nicht nur eine bedeutende Anzahl von decorativen Figuren, sondern auch viele und vielversprechende Kunstjünger verdankt. Die Arbeiten der jungen, jetzt schaffenden Bildhauer sind meistentheils beachtenswerth. Thaddäus Barącz (geboren in Lemberg 1849), Thomas Dykas (geboren in Gumniska bei Dębica 1853), Roman Lewandowski (geboren in Kotliny in Russisch-Polen 1859), Miecislaus Zawiejski (geboren in Krakau 1857), Thaddäus Błotnicki (geboren in Lemberg 1858) sind theils in Lemberg, theils in Krakau ansässig. Alle sind durch die Wiener Akademie und die Schule Zumbuschs, Kundmanns und Hellmers gegangen. Manche haben in Florenz bei Rivalta ihre Studien fortgesetzt.

Eine besondere Stellung behauptet der tüchtigste unter den polnischen Bildhauern, Marcelli Guiski, welcher in den letzten Jahrzehnten seines Lebens in Krakau dauernden Aufenthalt genommen hat. Geboren 1830 in Krzywczyńce in der Ukraine, gestorben 1894, war er ein Schüler des Luigi Amici in Rom, hierauf weilte er längere Zeit in Frankreich und besonders in Paris. Diese französischen und italienischen Einflüsse sind in seiner späteren Wirksamkeit stets erkennbar geblieben. Eine echte Künstlernatur,

war er von einer warmen Begeisterung für seine Kunst beseelt und hinterließ eine ganze Reihe weiblicher Büsten aus weißem Marmor, in welchen die Feinheit und Wärme der Modellirung, der Adel und die Vornehmheit der Auffassung Hand in Hand gehen. Das Brustbildnis der berühmten polnischen Schauspielerin, Helene Modrzejewska, gehört zu den schönsten Erzeugnissen seines Meißels. Seine größeren Compositionen dagegen, seine Basreliefs und Grabmal-Sculpturen, obgleich immer schön in den Linien und zart und edel in der Empfindung, sind etwas kühler ausgefallen und verrathen eine gewisse Befangenheit der Antike gegenüber.

Unter den Bildhauerinnen verdienen Erwähnung die Fräulein Antonie Rożniatowska und Tolla Certowicz (beide geboren in Rußland, Gouvernement Kiew, die erste 1860, die zweite 1863; hier ansässig), welche ihre Ateliers in Krakau haben. Ein Künstler von vielem Talent war der früh verstorbene Stanislaus Lipiński (geboren 1840, gestorben 1882); durch außergewöhnliche Begabung aber haben sich ausgezeichnet der jetzt lebende Peter Wojtowicz und der jung verstorbene Anton Pleszowski. Der Erstere, in der Umgebung von Przemyśl 1862 geboren, war ein Schüler Kundmanns, lebte eine Zeitlang in Budapest und hat sich gegenwärtig in Lemberg niedergelassen. Die meiste Aufmerksamkeit hat seine Gruppe „Raub der Sabinerinnen" auf sich gelenkt, besonders aber die im Privatbesitz befindliche nackte Figur eines dem Bade entsteigenden jungen Mädchens, das in Bronze ausgeführt ist und sich durch Adel und Anmuth auszeichnet. Pleszowski wurde in Lagiewniki bei Krakau 1857 geboren, studirte in Rom und arbeitete auch lange Zeit hindurch dort. Seine Denkmalstatue, deren Abbildung wir hier bringen, durch den Eindruck der Meisterwerke der großen Kunstepoche inspirirt, ist voll concentrirter Empfindung, schön in den Linien und zeigt von einem guten Verständniß der Grundbedingungen plastischer Kunst. So ergänzt denn, wie wir sehen, eine ganze Reihe von Bildhauern die künstlerische Thätigkeit der Maler in unserem Lande und erweckt in uns die Hoffnung, daß sich in unserer Heimat auch auf dem Felde der Plastik ein thätigeres und an künstlerischen Resultaten fruchtbareres Leben entwickeln werde, sobald sich das Niveau der Cultur noch mehr heben wird und die allgemeinen Bedingungen es gestatten werden.

Kunstindustrie.

Wie kaum ein Land hat das ehemalige Polen, dessen Bestandtheil Galizien bis zu den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts bildete, scheinbar die günstigsten Bedingungen vereinigt, um neben der großen Kunst auch den Kleinkünsten fruchtbaren Boden zu bieten. Ein glänzender, freigebiger Fürstenhof, dem keine von den edelsten Verfeinerungen der gleichzeitigen Cultur fremd blieb und der immer in nahen Beziehungen

zu den deutschen und italienischen Kunststätten stand, ein reicher bis zur Verschwendung prachtliebender, an den Universitäten zu Padua, Bologna und Paris gebildeter Magnatenstand, eine oft bis zum Selbstruin gehende Opferwilligkeit in Errichtung und Ausschmückung großartiger Gotteshäuser, zwar wenige, aber bis zum XVI. Jahrhundert sehr culturkräftige Städte mit wohlhabendem, vornehm angelegtem Bürgerstande — dies Alles schien berufen zu sein, die Entwicklung der Kunstindustrie in ausgiebiger Weise zu fördern. Aber was große Vortheile bot, barg zugleich hemmende Hindernisse in sich. Der Hof war zu weit dem Lande, der Großadel zu weit dem Bürgerstande, der Bürgerstand zu weit dem Volke voraus; der Reichthum, die Bildung, die Sittenverfeinerung waren zu unvermittelt, zu jäh aufsteigend und abfallend, ihrem Werthe und ihrem Grade nach gleichsam schluchtartig geschieden. So fehlte nun die allmälige sanfte Abstufung, das durchschnittlich hinreichende Maß höherer Lebensanforderungen, dessen die Kunstindustrie, eben weil sie eine Industrie ist, nicht gut entbehren kann.

Die heimatliche Kunstindustrie der Vergangenheit harrt noch der Forschung. Die bisherige Kenntniß nicht nur der schriftlichen Quellen, sondern auch der noch erhaltenen Objecte ist sehr lückenhaft und darin liegt auch der Grund, daß bis in unsere Tage hinein über die nationale Kleinkunst zwei ganz extreme, sich einander ausschließende Auffassungen sich behaupten konnten, von denen die eine Alles, was sich in Palästen, Gotteshäusern und Museen des Landes erhalten hat, auf exotische, italienische, deutsche oder orientalische Abkunft zurückführte, die andere hingegen in Bausch und Bogen der kunstfertigen Hand autochthoner Arbeiter zuschrieb. Neueste Forschungen, wenngleich noch nicht hinlänglich fortgeschritten, ergaben, daß beide Annahmen willkürlich sind und daß auch hier die Wahrheit in der goldenen Mitte zu finden ist. Es gab in der Vergangenheit unstreitig ein heimatliches Kunstgewerbe, wenngleich es nicht immer national zu nennen ist. Denn zwischen der localen, heimatlichen und der ursprünglichen freinationalen Kleinkunst muß in unserem Falle unterschieden werden. Die letztere entwickelt sich frei heraus, von äußeren Einflüssen unberührt, aus dem Volksleben selbst, aus seinen ganz specifischen Bedürfnissen und Sitten, aus seiner exclusiv nationalen Eigenart; die erstere ist eine Aneignung, eine mehr oder minder organische Anpassung fremder Formen und Motive, welche jedoch über eine rein mechanische Nachahmung hinausreicht und durch selbständige Fortentwicklung einen originellen, beinahe schöpferischen Charakter erhält. Von den ganz autochthonen, ursprünglich nationalen Kunstdenkmalen ist uns aus der Vergangenheit nur Weniges übriggeblieben und dieses Wenige selbst steht der noch fortlebenden uralten Haus- und Volksindustrie so nahe, daß eigentlich die letztere als der Ausdruck des streng Nationalen, Angeborenen und Vererbten in Form und Decoration zu betrachten ist. Da nun in neuester Zeit eifrig versucht wird, diese althergebrachten, mit conservativer Zähigkeit festgehaltenen

Die Kmita'sche Casel, mit Scenen aus dem Leben des heiligen Stanislaus (Anfang des XVI. Jahrhunderts).

Volkskunstmotive zu entwickeln und zur originellen Stileigenheit heranreifen zu lassen, so werden wir Gelegenheit haben, bei der Besprechung der neuen Kunstindustrie Galiziens darauf zurückzukommen, und gehen nun zu der Kleinkunst der Vergangenheit über, wie sie sich im Laufe des den verschiedensten Einflüssen ausgesetzten Culturlebens herausgebildet hat.

Der mächtigste Einfluß war wohl der deutsche. Bis in das XVI. Jahrhundert hinein sind beinahe alle Zünfte deutsch und selbst, als sie polnisch geworden, bedienen sie sich der deutschen, wenngleich häufig bis zur Unkenntlichkeit verunstalteten technischen Kunstausdrücke. Eben in denjenigen Handwerken, welche mit der Kunst am engsten verwandt sind, beispielsweise in der Metallgießerei und Goldschmiedekunst, waren Deutsche die frühesten Lehrmeister. Beachtet man noch dazu, daß es die zu Polen gehörige Stadt Danzig war, welche das Land mit feineren Artikeln des Kunstgewerbes versorgte, so wird man begreifen, daß die deutsche Kleinkunst die weitaus populärste, weil die nächststehende und wohl die billigste war. Mit Anfang des XVI. Jahrhunderts wird der italienische Einfluß fühlbar, und während das deutsche Kunstgewerbe sich in den niederen Classen einbürgert und gleichsam nationalisirt, wird es aus dem königlichen Hofe und aus den Palästen des hohen Adels durch das italienische verdrängt. Die zweite Gemalin Königs Sigismund I., Bona Sforza, bringt mit sich italienischen Geschmack, italienische Sitten und italienische Meister an den Krakauer Hof. Die zur Aufführung und Ausschmückung monumentaler Bauten aus Italien berufenen Architekten und Bildhauer, wie z. B. Bartholomeo Berecci und Giovan Maria Padovano, fördern den italienischen Einfluß auf das polnische Kunstgewerbe, welches auch hier in den meisten seiner Abzweigungen, vorzugsweise aber in der Kunsttischlerei, Schlosserei und den decorativen Handwerken überhaupt, dem Stile der gleichzeitigen Architektur zu folgen pflegte. Nach und nach beginnen diese zwei Kunstrichtungen, die deutsche und die italienische, von denen die erste ohnedies von der zweiten stark beeinflußt war, mit einander zu verschmelzen und indem beide etwas von ihrer Eigenart an einander abgeben, werden sie wieder beide von den specifisch localen Bedingungen beeinflußt, und in dieser Wechselwirkung auf fremdem Boden, dem sie sich anpassen müssen, werden sie gewissermassen zu einer neuen Stilart. Es ist auch eine Eigenthümlichkeit vieler noch erhaltener Denkmale des Kunstgewerbes auf polnischem Boden, daß man sie, wo bestimmte Angaben fehlen, gleichzeitig auf deutsche und italienische Provenienz zurückzuführen versucht wäre. Dazu gesellte sich aber noch ein dritter, ebenfalls mächtiger Factor: der stetige, lebhafte Einfluß des Orients. Polen stand immer in einem regen Verkehr mit dem ottomanischen Osten, und selbst das, was nur zu trennen berufen war, die fast ewige Fehde, mußte ja fortwährend zur gegenseitigen Berührung führen. Unvergleichlich mehr als der politische wirkte hier der Handelsverkehr. Polen unterhielt Handelsbeziehungen mit den fernsten Orten, und eben Lemberg, die jetzige Hauptstadt Galiziens, war der

Tod der heiligen Jungfrau; nach einer ruthenischen Aeupictur.

Centralpunkt und der Stapelplatz des orientalischen Handels für das ganze Reich. Von hier aus gingen alle diejenigen morgenländischen Handelsartikel ins Land, welche, in das eigentliche Kunstgewerbe einschlagend, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die heimatliche Industrie blieben, und dieser Einfluß ist es, dem sehr viele unzweifelhaft polnische Erzeugnisse der Kleinkunst jenen eigenthümlich zwitterhaften Zug verdanken, welcher den fremden Forscher verwirrt. Dies gilt vornehmlich von der Textil- und Goldschmiedekunst und in zweiter Reihe auch von der Keramik.

Im Textilwesen, mit welchem wir unsere Übersicht beginnen, kommt dieser zwitterhafte, irreführende, zwischen Orient und Occident schwankende Charakter der Ornamentik und ihrer Stilisirung vielleicht am auffallendsten zum Vorschein. Dies hat auch eine offene, strittige Frage geschaffen, mit welcher sich sowohl polnische als deutsche Kunsthistoriker und Fachschriftsteller beschäftigten, die Frage der sogenannten „altpolnischen" Teppiche. Es gibt eine Art seidener, häufig mit Gold- und Silberfäden durchwirkter Teppiche, zu deren Mustern zwar orientalische, zumeist altpersische Motive benützt werden, die jedoch eine mehr oder weniger entschiedene, zuweilen in recht derber Weise durchgeführte europäische Stilisirung aufweisen. Die aus Ranken, Palmetten, Lanzettenblättern und Wolkenbändern auf wechselndem goldenem oder silbernem Grunde combinirte Ornamentation hat einen scharf ausgeprägten europäischen Zug, welcher den ganzen Gesammteindruck solcher Teppiche beherrscht und um so mehr gehoben wird, als auf sehr vielen Exemplaren dieser Gattung polnische Familienwappen angebracht sind. Einige Fachschriftsteller haben diesen Teppichen den polnischen Ursprung abgestritten und sie einfach als persische Fabrikate, die auf europäische Bestellung eigens angefertigt worden sind, hingestellt, ohne jedoch den Umstand aufzuklären, wie denn eigentlich der bloße Wohnort des Bestellers — denn von einer Bestellung, der etwa ein Vorlegecarton beigeschlossen wäre, kann wohl keine Rede sein, da ja doch in einem solchen Falle das Muster entschiedener oder gar gänzlich europäisch ausfallen würde, was unseres Wissens niemals eintritt — wie der bloße Wohnort des Bestellers einen gleichsam zwingenden Anlaß zur fremdartigen Stilisirung abgeben sollte, und weiter, ohne auf die Frage zu antworten, weßhalb denn derartige Teppiche in den ältesten Inventaren der fürstlichen und Magnatenhäuser beinahe stets als „polnische" bezeichnet werden. Nun sind allerdings die polnischen Quellen in kunstgeschichtlicher Richtung höchst unzulänglich durchforscht worden, so viel aber läßt sich schon heute feststellen, daß Teppiche in orientalischer Manier auf polnischem Boden, und zwar gerade im Gebiete des jetzigen Galizien wirklich erzeugt wurden. Der für die Gegner der polnischen Abkunft besagter antiker Teppiche maßgebende Einwurf, daß man in Polen keine Fabrikstätten für Erzeugung solchen Textilwerkes aufweisen kann, ist hinfällig. Erzeugungsstätten im heutigen Sinne des Wortes, mit commercieller

Leistungsfähigkeit, gab es wohl nie, es war aber eine Art von Liebhaberei der altpolnischen Magnaten, an ihre Höfe in- und ausländische Meister zu berufen, sehr kostspielige Werkstätten für verschiedene exotische und luxuriöse Kunstgewerbe einzurichten und deren Erzeugnisse theilweise für sich zu behalten, theilweise an Freunde und hervorragende Persönlichkeiten und Machthaber abzugeben. Beispiele dieser Art können für verschiedene Arten der Kunstindustrie nachgewiesen werden; was die hier speciell berührte Frage anbelangt, kann angeführt werden, daß eine solche Werkstätte für die kostbarsten golddurchwirkten Seiden- und Teppicherzeugnisse um die Mitte des XVII. Jahrhunderts in der galizischen Stadt Brody bestand. Der Großkronfeldherr Stanislaus Koniecpolski

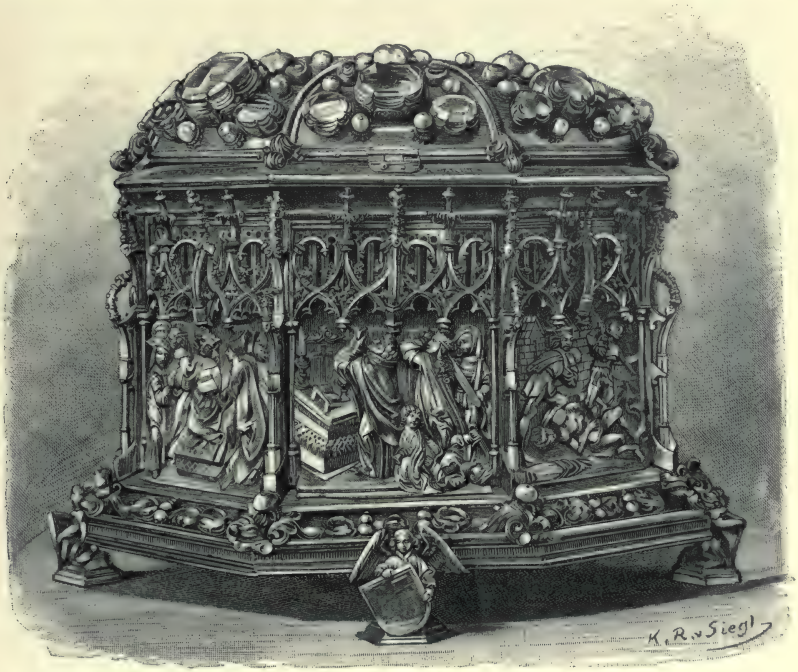
Hebräisch-liturgische Gegenstände: Thora-Lambrequin.

(gestorben 1646) hat dieselbe an seinem Hofe ins Leben gerufen und nach seinem Tode hat sie sein Sohn Alexander, Wojwode von Sandomir, fortbestehen lassen. In dieser Officina Brodensis, wie sie die Quellen benennen, wurden neben Seidenstoffen in orientalischer Manier auch Teppiche (tapetia et peristromata) angefertigt. Einen zweiten urkundlichen Beleg liefern uns die Consularacten des Lemberger Stadtarchivs, durch welche festgestellt wird, daß in Lemberg ein gewisser Emanuel Korfiński eine Werkstätte für golddurchwirkte Stoffe errichtete und es ist vielleicht keine zufällige Coincidenz, daß er auch einmal in einer Streitsache als Eigenthümer golddurchwirkter seidener Teppiche auftritt (1639). Wenn nun auch diese spärlichen Quellenangaben die Frage nicht endgiltig in bejahendem Sinne lösen, so stellen sie sich doch ihrer negativen Entscheidung entgegen.

Daß die gewöhnlichen wollenen Teppiche in orientalischer Manier und Technik, und zwar sowohl die auf persische Art geknüpften, als auch die kilimartig gewirkten, im Lande erzeugt wurden, steht außer Frage; die in unseren Tagen neu belebte Teppichwirkerei gründet sich ja auf alt-traditioneller, heimatlicher Kunstfertigkeit. Auf der letzten Landesausstellung in Lemberg wurden in der kunsthistorischen Abtheilung neben zwei farbenprächtigen, gold- und silberdurchwirkten seidenen Teppichen aus polnischem Familienbesitz, welche zur Gattung der „altpolnischen" gehörten, auch zwei einfache wollene Teppiche viel bemerkt, deren Ornamentik durch derbe Umstilisirung orientalischer Motive und ihre Vermengung mit rein europäischen und localen zur Charakterisirung der althergebrachten heimatlichen Teppichwirkerei lehrreiches Material bot. Beide verrathen identische Abstammung; einer von ihnen war mit zehn polnischen Familienwappen versehen, der andere trug das eingewirkte Datum 1698. Auch diese Teppiche entstammen gewiß keiner fabriksmäßig betriebenen Werkstätte, die es nachweislich zu jener Zeit nicht gab, sie sind vielmehr auf jene Liebhaberei der Edelleute zurückzuführen, deren wir oben gedacht haben und der merkwürdiger Weise auch die Hebung der gegenwärtigen galizischen Teppichwirkerei zu verdanken ist. Die galizischen Teppiche, ausschließlich kilimartig gewirkt (auch Kilimki benannt), gehören eigentlich in den Bereich der Hausindustrie, in neuerer Zeit wurden jedoch nicht ohne Erfolg Versuche gemacht, durch Verbesserung der primitiven Technik und durch Veredlung des Ornamentes und des Farbenmusters diesem Hausgewerbe einen mehr kunstindustriellen Werth und durch entsprechende Hebung und Regelung der Production eine breitere mercantile Grundlage zu verleihen. Dieser Aufgabe unterzogen sich vermögende Liebhaber, welche größere Webereien errichteten und diesen heruntergekommenen Zweig des heimatlichen Gewerbes sehr merklich gefördert haben, wie es z. B. mit der Kilimfabrik des Herrn Ladislaus Fedorowicz in Okno der Fall ist. Die Ornamentik dieser Teppiche kann nicht immer originell genannt werden, das monoton Typische aller solchen, mit verarmten orientalischen Motiven decorirten Kilims, mögen sie aus der Balkan-Halbinsel, aus Ungarn oder Bukowina kommen, haftet auch ihnen an, dennoch kann ihnen ein gewisser decorativer Werth nicht abgesprochen werden, und unter den in Okno erzeugten Exemplaren befinden sich viele, deren veredelte Zeichnung und vornehm gestimmter Farbenton volles Lob verdienen.

Was hier von Teppichen gesagt wurde, gilt auch von einer anderen Textilspecialität, von Brocat- und Seidenstoffen, unter denen die als Wandtapeten gebrauchten Makaten und die zum Nationalcostüm unentbehrlichen Gürtel den ersten Rang einnehmen. Die sogenannten polnischen Makaten, seidene, mit discretem, gold- oder silbergewirktem Ornament auf meistentheils rothem Grunde decorirte Stoffe, welche einst in keinem Edelhause fehlen durften und selbst auf Reisen mitgenommen wurden, und von denen sehr

zahlreiche Exemplare sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, sind, wie schon ihr polonisirter Name, eine Abänderung des ursprünglichen makhta, lehrt, orientalischer Herkunft; es wurden aber auch in Polen an verschiedenen Orten, und zwar gegen Ende des XVII. und im Laufe des XVIII. Jahrhunderts mehr oder weniger erfolgreiche Versuche gemacht, diese Tapisserie zu erzeugen. Es waren in diesem Falle wieder Magnaten, die an ihren Höfen Werkstätten errichteten, und es ist ein sehr kennzeichnender Umstand, das man solchen



Goldenes Reliquiar mit dem Haupte des heiligen Stanislaus in der Domkirche zu Krakau (polnisch, 1504).

Werkstätten den Namen „Perserei“ zu geben pflegte. Die fürstlich Radziwill'sche „Perserei“ in Slucк wurde hauptsächlich durch Erzeugung goldgewirkter und seidener Gürtel berühmt und hat durch Heranbildung tüchtiger Arbeiter ein bedeutendes Kunstgewerbe geschaffen, das bis in die ersten Jahre des laufenden Jahrhunderts blühte und die früher aus dem Orient, hauptsächlich aus Persien und Indien bezogenen, äußerst theueren Gürtel verdrängte. Nach dem Muster der Slucker Fabrik entstanden zahlreiche kleinere Werkstätten, und wie populär und wichtig dieser Artikel gewesen, wie hoch der ökonomische Werth der Verheimatlichung der Gürtelweberei angeschlagen wurde, kann daraus ermessen werden,

daß man einige der Hauptfabrikanten im Jahre 1788 durch Landtagsbeschluß in den Adelsstand erhob. Die bekanntesten Fabrikanten, die ihre Erzeugnisse in der Regel theils mit vollem Namen oder dessen Anfangsbuchstaben, theils mit symbolischen Marken bezeichneten (z. B. Agnus Dei) waren Johann und Leo Mazarski (Stuck), D. Chmielewski, Franz Maslowski und Anton Pucilowski (Krakau), Jakob Paschalis (Lipków), Salimond und Filsjean (Kobylki), Besz (Danzig) und andere. Außerdem wurden geringere, meistentheils nur seidene Gürtel in Kutkorz (unweit Lemberg), in Przeworsk, Sokal, Żmigród und in vielen noch unermittelten Orten erzeugt. Die polnischen Gürtel, die auch noch heute einen integralen Theil des Nationalcostüms bilden, sind 30 bis 50 Centimeter breit und bis vier Meter lang, fast in der Regel der Breite nach quer gestreift, seltener gesprenkelt oder diaprirt, durch schmale Randbordure der Länge nach begrenzt und haben an ihren beiden Enden größere Blumensträuße. Das Hauptmotiv des Ornamentes besteht fast durchwegs aus Blättern, Blumen und Ranken in originell zierlicher Stilisirung, die Blumen und Blätter der Endsträuße sind nur in den seltensten Fällen und blos auf minderwerthigen Exemplaren naturalistisch gehalten, der Regel nach sind sie mit feinem Formensinn umstilisirt. Manche Gürtel haben auch an Stelle der Sträuße und Blumenvasen Panoplien oder Wappen. Die schönsten und gesuchtesten sind aus schwerem, sehr biegsamem Gold- oder Silberstoff mit fein gestimmtem Farbenmuster und in zwei, seltener in drei oder vier schmale Felder, der Länge nach, getheilt, mit abwechselndem Gold- oder Silbergrunde, wodurch es ermöglicht wird, zwei bis viermal, und wenn auch die Rückseite entsprechend getheilt und gemustert ist, vier- bis achtmal dem Gürtel ein anderes Aussehen zu geben, da auch mit dem Grunde die Farbe des Musters entsprechend variirt. Sie erinnern lebhaft an ihre Vormuster, die persischen Gürtel, welche vor Errichtung der Landesfabriken von polnischen Armeniern importirt wurden; bei näherer vergleichender Prüfung tritt jedoch der Unterschied in Decoration und Stilisirung deutlich hervor. Wie gesagt, erstreckte sich die Gürtelfabrikation bis in die ersten Jahrzehnte des laufenden Jahrhunderts und noch der Dichter Mickiewicz hat sie mit angesehen, denn er widmet ihr in seinem berühmten Epos „Pan Tadeusz“ die folgenden (von Siegfried Lipiner übersetzten) Verse:

Ausbreitet der Wind die Hände
Und streichelt den Nebel, glättet ihn, bettet ihn übers Gelände.
Und niedersendet die Sonne halbblinkende Strahlengarben,
Durchwirkt den Grund mit Silber- und Gold- und Rosenfarben
Wie zwei Meister in Stuck an einem Gürtel weben,
Das Mädchen hat den Webstuhl mit Seidengespinnst umgeben,
Glättet den Grund mit der Hand — und droben vom Weber rollt
Ihr Fädchen auf Fädchen herab aus Purpur, Silber und Gold
Zu Farben und Blumen . . .

Mit dem Umsturz der politischen Verhältnisse und mit der Ablegung der Nationaltracht wurde der Absatz der Gürtel so gering, daß alle Webereien eingehen mußten. In neuester Zeit werden Versuche gemacht, nicht nur polnische Makaten, sondern auch Gürtel zu erzeugen. Mit den ersteren ist die Probe glücklich gelungen; die Werkstätte des Grafen Oscar Potocki in Buczacz erzeugt sehr geschmackvolle, vornehm mit Gold

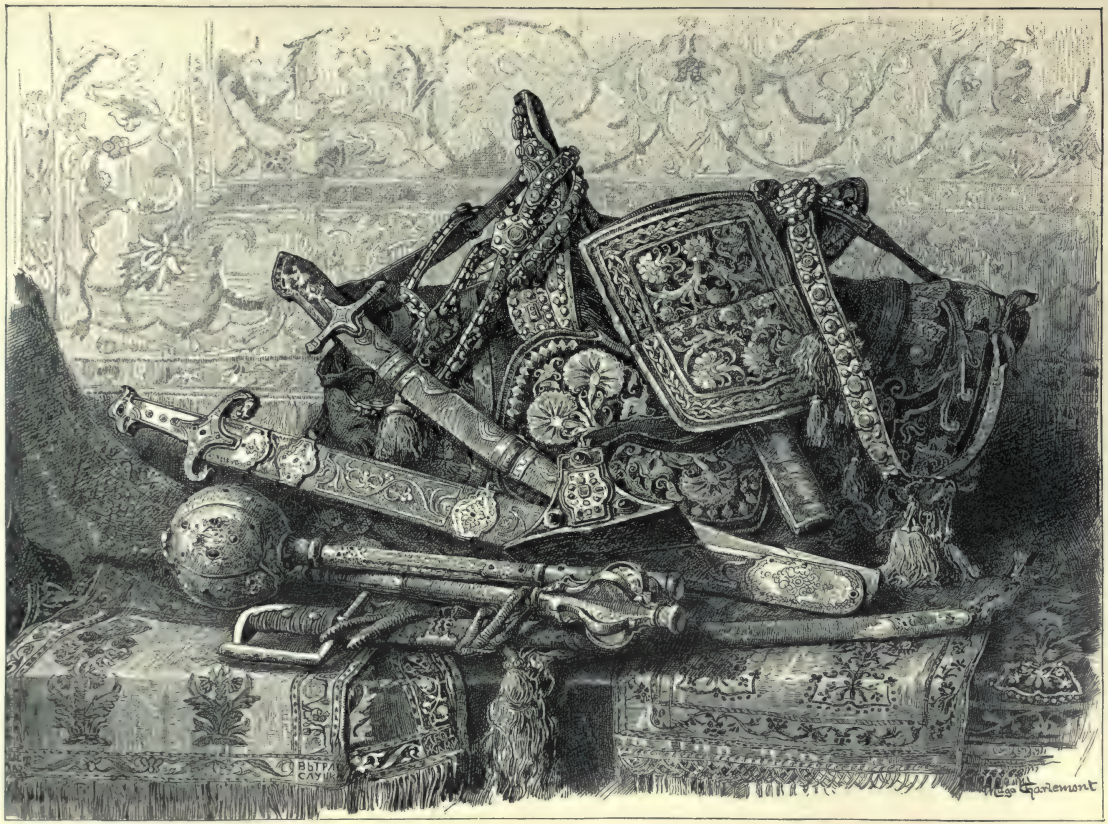
Hebräisch-liturgische Gegenstände: Thora-Kronen (sog. Keter) und ein Thorapanzer.

und Silber durchwirkte seidene Makaten, welche auf der letzten galizischen Ausstellung viel bemerkt und von den fremden Gästen als polnische Specialität gern gekauft wurden.

Wir können das Gebiet des Textilgewerbes nicht verlassen, ohne vorher der ihm verwandten Stickereikunst zu gedenken. Sie war einst im Lande hoch entwickelt und die galizischen Kirchen beider Riten, sowie auch die israelitischen Synagogen bergen noch die kunstreichsten Meisterstücke der Stickerei und der an die wahre Kunsthöhe heranreichenden

Acupictur. In der historischen Abtheilung der galizischen Landesausstellung vom Jahre 1894 fanden sich höchst interessante Muster alter Nadelmalerei zusammen, darunter auch ruthenisch-liturgische und israelitische. Den Sieg trug die berühmte Kmita'sche oder Sanct Stanislaus-Casel aus dem Domschatz in Krakau davon, eine herrliche, einzig und unübertroffen in ihrer Art dastehende nadelplastische Arbeit, eine Acusculptur im vollsten Sinne des Wortes, mit meisterhaft modellirten, beinahe vollrund heraustretenden, in technischer Hinsicht mit erstaunlicher Kunstfertigkeit ausgeführten Figuralscenen aus dem Leben des heiligen Märtyrers, ein unvergleichlich interessantes Denkmal der plastischen Stickerei aus dem Jahre 1504. Sehr beachtenswerth waren aber auch die ruthenischen kirchlichen figuralen Stickereien mit Darstellungen des Todes Maria's, der zwölf Apostel u. s. w., in welchen die durch farbigen Grund erzielte schillernde Polychromie der Gold- und Silbertöne besonders auffiel. Diese Muster der alten Nadelmalerei waren um so interessanter, als sie fast sämmtlich den Hauptstätten der Kunststickerei, Lemberg und Krakau, entstammten. Ein großes Gebiet des ehemaligen Polen versorgten mit ornamentalem und figuralem Nadelwerk die Werkstätten Lembergs, wo zu alter Zeit, bis in das XVIII. Jahrhundert hinein, eine besondere, verhältnißmäßig sehr zahlreiche Kunststicker-Zunft (phrygiones) bestand, die dem interconfessionellen Charakter dieser Stadt entsprechend aus Polen, Ruthenen und Armeniern gebildet war. Gleichzeitig aber gab es auch unter den Juden Lembergs zahlreiche Kunststicker, die, wenngleich aus der Zunft ausgeschlossen, in ihrer Kunst Vorzügliches zu leisten im Stande waren, sobald sie von den Stadtconsulen bedeutende Aufträge erhielten, wie z. B. im Jahre 1659 die Anfertigung eines seidenen, mit Jagdscenen decorirten Zeltes, welches die Stadt Lemberg als Geschenk für den König Johann Kazimir bestimmte. Die einst so blühende Kunststickerei wurde im Laufe der Zeit arg vernachlässigt und der Kirchenbedarf wurde durch banale und geschmacklose ausländische Fabrikate gedeckt. Erst in neuester Zeit, Dank dem Erwachen des kunstgewerblichen Sinnes und unter dem segensreichen Einflusse der durch den Staat und auch aus Landesfonds erhaltenen oder subventionirten Fachschulen, hauptsächlich aber der Gewerbeschule, in welcher die Stickerei-Abtheilung von tüchtigen, an dem Wiener Museum für Kunst und Industrie herangebildeten Lehrerinnen geleitet wird, beginnt auch dieser edle Zweig des Kunstgewerbes lebensfrisch aufzukeimen, und auf der letzten Landesausstellung waren stilvolle Proben der Kunststickerei zu sehen, welche über das Maß gewöhnlicher Liebhaberei und häuslicher Frauenarbeit weit hinausragten.

Zur Metallkunst übergehend, müssen wir den ersten Platz der Goldschmiedekunst einräumen, einer Kleinkunst, welche den nationalen Geschmack und die Sitten eines jeden Volkes vielleicht am besten kennzeichnet, da sie die mannigfaltigsten Erscheinungen seines socialen Lebens sozusagen mitbegleitet, Altar und Tisch, Weib und Mann, Tracht und



Gürtel, Reitzeuge und Waffen.

Waffe schmückt. Daß die Goldschmiedekunst einst in Polen und insbesondere auf dem jetzigen galizischen Gebiete hoch entwickelt war, dies bezeugen unzählige einheimische und fremde Schriftquellen, wenngleich alte Denkmale dieser Kunst bis auf die wenigsten Ausnahmen verloren gingen. Was uns Bernardo Bongiovani, Bischof von Camerino, über den märchenhaft reichen Privatschatz des Königs Sigismund August zu erzählen weiß, welcher prachtvolle, meisterhaft gefaßte Edelsteine und Kleinode, kunstvoll getriebene, emaillirte und mit allen anderen Mitteln der Technik ausgestattete Gefäße, Geräthschaften, Waffen und dergleichen in einer Menge und künstlerischen Auswahl enthielt, wie sie keiner der prachtliebenden und kunstsinnigen Höfe Italiens aufzuweisen im Stande wäre, das könnte man in nicht allzusehr reducirtem Maße von dem Besitze vieler Kirchen und Magnatenhäuser wiederholen, deren Schatzinventarien auf uns gekommen sind. Unzählige Kriegscontributionen haben diese Schätze verschlungen, und was nicht in Feindeshand gerieth, ging zu verschiedenen Zeiten als opferwillige patriotische Gabe in die Münze. Der Rest wurde in der Zeit des verdumpften Kunstsinnes und der unseligen, wahrhaft vandalischen Neuerungssucht umgeschmolzen, und die Raubzüge ausländischer Kunstschacherer und Antiquitätenhyänen haben zur Verschleppung des Werthvollsten reichlich beigetragen. Was wie durch ein Wunder bis auf unsere Zeit geblieben, ist sozusagen das Allerletzte, der Rest der Reste, und dennoch gibt es noch hinreichenden Begriff von der unermeßlichen Fülle der Kunstschätze in Edelmetall, die auf dem Gebiete des ehemaligen Polenreiches aufgespeichert waren. Wie viel von diesen goldenen und silbernen vasis sacris (heiligen Gefäßen), von diesen kunstvoll getriebenen, gegossenen, ciselirten, emaillirten, niellirten, gravirten Geräthschaften, von denen uns die ältesten Inventarien berichten, den fremden, wie viel den einheimischen Meistern zuzuschreiben ist, läßt sich schwer ermitteln — gewiß bleibt es dennoch, daß neben den deutschen und italienischen Meistern auch die inländischen zahlreich vertreten waren. Dies bezeugen mehrere noch erhaltene Meisterwerke der Goldschmiedekunst aus der romanischen und gothischen Epoche, welche ausdrücklich als polnische Arbeiten bezeichnet sind, wie beispielsweise die sogenannte heilige Sigmundskrone im Dome von Płock, ein Werk des Stanislaus Zemełka, aurifaber plocensis, aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts, oder das Reliquiar des heiligen Stanislaus in dem Krakauer Domschatz, mit herrlich modellirten und ausgeführten Scenen aus dem Leben des heiligen Bischofs, eine meisterhafte Arbeit des Krakauer Goldschmieds Martin Marciniec (1500) und dergleichen.

Wie in der großen Kunst und in allen Kleinkünsten, war auch in der Goldschmiedekunst bis zum XVI. Jahrhundert der deutsche Einfluß ausschließlich maßgebend; namentlich waren es Nürnberger Meister, welche nachgeahmt wurden, wenn auch gleichzeitig sich Einwirkungen der siebenbürgischen und der ungarischen Technik und Decorationsweise hier

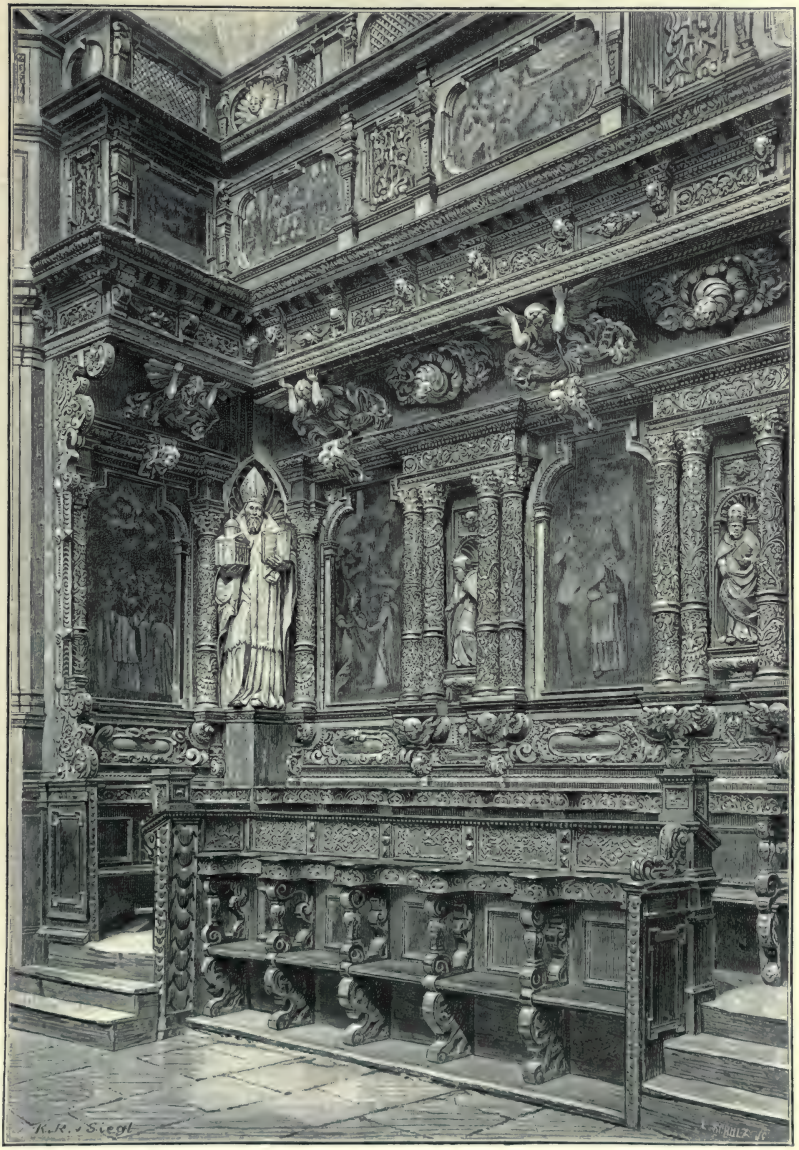
und da kundgaben. Mit Sigismund I. und Bona Sforza bricht sich auch auf diesem Felde der italienische Einfluß Bahn, ist aber bei weitem nicht so siegreich als im Bauwesen und in den decorativen Künsten und läßt die deutsche Richtung in der Goldschmiedekunst lange

Erzgießer, aus dem Codex Pictoratus des Balthasar Boehaim.

beinahe unberührt. Neben den deutschen und italienischen Einflüssen machen sich aber nach und nach in der heimischen Goldschmiedekunst noch andere, beachtenswerthe Einflüsse geltend, und zwar der im Kirchenleben der Ruthenen traditionell gepflegte byzantinische,

der siebenbürgisch-ungarische und schließlich der immer im profanen Schmuck, namentlich in der Costüm- und Waffendecoration stark accentuirte orientalische. Die byzantinische Stilrichtung, welche auch in dem berühmten goldenen Kreuze Kasimirs des Jagelloniden im Krakauer Domschatz ihren Ausdruck findet, beschränkt sich auf die ruthenische religiöse Kunst, wo sie auch mehr rituell als rein stilistisch auftritt, und erhält sich spurenweise bis in das XVII. Jahrhundert, bis sie auch hier vor der westländischen beinahe gänzlich zurückweicht. Eine sehr interessante Übergangserscheinung ist ein Denkmal der Goldschmiedekunst aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, ein großes silbernes Altarkreuz der Stauropigialkirche in Lemberg, ein Werk des ruthenischen Goldschmieds Andreas Kassyanowicz (1638), welches blos in der figuralen Darstellung der Leiden Christi byzantinisch-ikonographische Motive aufweist, sonst aber ein aus gothischen und Renaissance-Motiven mechanisch zusammengefügtes, stilloses Ganzes vorstellt.

Wenn wir nur dasjenige Gebiet des alten Polenreiches berücksichtigen, welches das heutige Königreich Galizien bildet, so sind Krakau und Lemberg die alten Hauptstätten der Goldschmiedekunst, wie auch überhaupt diese beiden Städte, neben Warschau, Wilna und Posen, Hauptcentralpunkte der polnischen Kunstindustrie in der Vergangenheit waren. Krakau war die überaus vornehmere Kunststätte und bis zur Verlegung des königlichen Hofes nach Warschau nahm es den ersten Platz wie in der Kunst so im Kunstgewerbe ein. Lemberg tritt viel später und bescheidener auf, ist aber in seiner kunstindustriellen Thätigkeit schon deßhalb von wichtiger Bedeutung, weil es als eine internationale Stadt eben den Schauplatz abgab, auf welchem sich die verschiedensten Einflüsse kreuzten, welche nicht nur culturell, sondern auch kunsthistorisch sehr merkwürdige Erscheinungen hervorriefen. Lemberg war es auch, welches das orientalische Element in den Kleinkünsten und hauptsächlich in der Goldschmiedekunst am meisten und am längsten pflegte, und zwar waren es seine armenischen Einwohner, welche jenen auffallenden, local stilisirten, den einheimischen Sitten angepaßten, polnisch-orientalischen Charakter den Kleinkünsten und speciell dem Goldschmiedwesen verliehen haben. Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß die polnische Goldschmiedekunst ein eigenes, sehr beträchtliches Gebiet hatte, welches diesem Kunstgewerbe in anderen europäischen Ländern gewiß nicht so weit offen stand, das Gebiet des Costüms, der Bewaffnung und des Reitersports. Bei der Prachtliebe und den ritterlichen Lebensgewohnheiten des Adels war dies eine unversiegbare Absatzquelle für die Goldschmiedekunst, welche in der Decorirung der Waffen und der Reitgeschirre sich zu einer Specialität ausbildete und einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichte. Der Schwerpunkt der Lemberger Goldschmiedekunst lag in dieser Specialität, namentlich im XVII. Jahrhundert. In Lemberg wurden die Säbel und Karabelas in kostbarer und geschmackvoller Art gefaßt und beschlagen, die prachtvollen, in Gold und Edelsteinen erglänzenden



Vom Chorgestühl in der Corpus Domini-Kirche in Krakau.

Reitgeschirre angefertigt, die theuersten Agraffen, Spangen und Knöpfe erzeugt. Der Waffenschmied, der Sattler gab gleichsam nur die Fläche, das Canevas, den nöthigen Untergrund, auf dem nun der Goldschmied seine ganze Kunst entfaltete. Die große Nachfrage nach Prunkwaffen hat alle diejenigen technischen Fertigkeiten auf eine hohe Stufe der Entwicklung gebracht, welche vielleicht sonst nicht geübt worden wären; man schmückte die Waffe, wie nur die reichste und schönste Braut geschmückt werden kann, mit Gold und Edelsteinen, mit Perlen und Demanten. Gravirung, repoussirter und geschnittener Zierrath, Edelsteinfassung, Goldincrustation in harten Steinen, Tauschirung, Damascirung, das Verfahren all' Azzimina, Gruben- und Zellenemail, Filigran, kurz alle möglichen Mittel, welche die Goldschmiedekunst zur Verfügung hat, wurden bei der Ausschmückung der Waffen, Schilder (sogenannter Kalkans), Feldherrnstäbe (buławy), Buzdygans und der Reitgeschirre angewendet. Gegen Ende des XVII. Jahrhunderts verdrängt diese Specialität beinahe alle anderen Zweige der Goldschmiedekunst, und es sind vornehmlich die vom König Johann III protegirten polnisch-armenischen Goldschmiede Lembergs, welche in diesen Arbeiten eine vollendete Meisterschaft erreichen. Die so prachtvoll geschmückten Waffen wurden auch exportirt und gingen nach Ungarn, nach der Walachei und nach Rußland.

Wir würden einen recht charakteristischen Zug der älteren Goldschmiedekunst außer Acht lassen, wenn wir nicht auch die jüdischen Goldschmiede erwähnten, welche auch auf diesem Gebiete des Kunstfleißes die Eigenthümlichkeit und die Begabung ihres Stammes bethätigten. Aus den Zünften ausgeschlossen, in obscurer hausgewerblicher Weise ihre Kunst ausübend, haben sie dennoch Resultate ihrer Winkelthätigkeit zurückgelassen, die heute um so beachtenswerther sind, als sie unzweifelhaft echte Denkmale einheimischer Goldschmiedekunst sind. Es war ein glücklicher Gedanke, dem wir eine besondere israelitische Gruppe in der historischen Abtheilung der letzten galizischen Landesausstellung zu verdanken hatten; diese kleine Specialausstellung jüdischer liturgischer Geräthe war eine Neuheit und lehrreich, wenn auch die Hoffnung, in die fernere Vergangenheit zurückreichende Objecte zu finden, getäuscht worden ist. Die jüdisch-liturgische Goldschmiedekunst hat sich hier in ihrem bunten Eklektismus der Form und Decoration gezeigt; der bizarr-originelle Zug, die zudringliche Sucht, mit dürftigen Mitteln einen großartigen oder vielmehr protzigen Scheineffect zu erreichen, die Überhäufung des Zierrathes und die beinahe verblüffende Verschwendung aller möglichen technischen Mittel und Kunstgriffe an einem und demselben Objecte, neben namhaftem Geschick und technischem Talent, sind die Hauptmerkmale dieser Kunst, die mit ihrem unverkennbaren exotischen Zug und mit ihrer orientalisirenden Ornamentik, mit der stereotypen biblischen Emblematik und dem übrigens beschränkten Bestiarium (Hirsch, Bär, Ochs, Löwe, Einhorn, Adler) lebhaft an andere Muster jüdischer

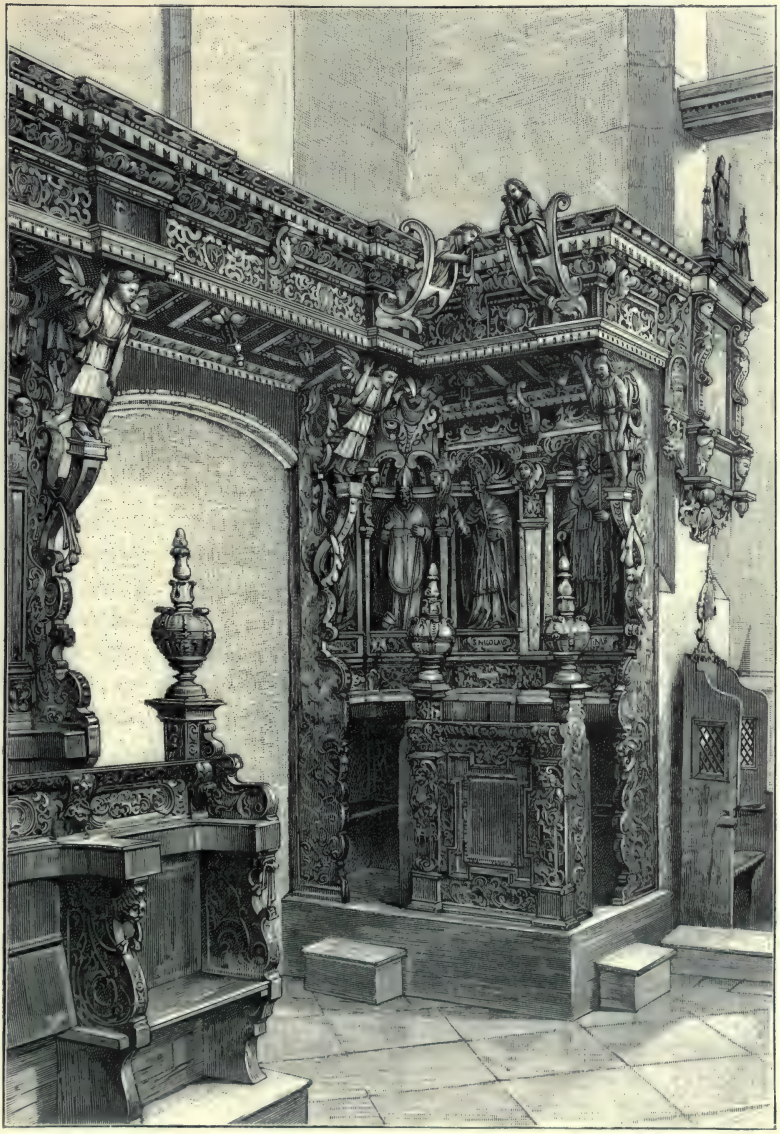
Abtstuhl aus der Corpus Domini Kirche in Krakau.

Kunstfertigkeit, und zwar an die gemalten Wanddecorationen der Synagogen in Jabłonów und Rozdół erinnert, die ebenso bizarr, aber theilweise sehr geistreich und mit ungewöhnlichem Gefühl für das Flächenornament gedacht und ausgeführt sind.

In dem Maße, als das Goldschmiedewesen überall in vielen seiner Abzweigungen den Charakter eines Kunsthandwerkes wenigstens insofern eingebüßt hat, als die gangbaren Bedarfsartikel fabriksmäßig und mit Maschinenhilfe angefertigt werden, hat auch die galizische Goldschmiedekunst ihre alten manuellen Vorzüge verloren und das Handwerk ist zum Handelsgeschäft geworden. Sobald die speciellen Bestellungen außer Brauch kommen und der Käufer sich mit Fabrikswaare begnügt, muß der Kunstcharakter dieses Gewerbes eine wesentliche Schmälerung erleiden und beschränkt sich blos auf wenige Luxusbedürfnisse und ausnahmsweise Bestellungen. Trotzdem zählen noch Krakau und Lemberg viele tüchtige und kunstgewandte Meister, die auch den schönsten und schwersten Aufgaben ihrer Kunst gewachsen sind, und denen die alte edle Technik des Niello, der Gravirung, des Treibens und der Incrustation nicht zu einem dunklen Geheimniß

geworden ist. Hauptsächlich gilt das von der getriebenen Arbeit, jener echt künstlerischen Technik, deren alte Muster den Werken der großen Kunst beinahe ebenbürtig und deren schönste Proben aus der Vergangenheit in den galizischen Kirchen und Sammlungen noch zu finden sind, um nur beispielsweise der Flötner'schen Reliefbilder in dem Flügelaltar der Sigismundkapelle in Krakau, des Sarkophags des heiligen Stanislaus, einer Arbeit des Danziger Goldschmiedes Peter von den Rennen, in der Domkirche daselbst zu erwähnen. Wir sind auf der letzten galizischen Landesausstellung manchen getriebenen Reliefarbeiten mit reichen figuralen Darstellungen begegnet, welche den besten deutschen und französischen Arbeiten dieser Art sich würdig anreihen, wie z. B. die vortrefflich repoussirten und ciselirten Wiedergaben der figurenreichsten Bilder Matejko's, deren Urheber, Hakowski aus Krakau und B. Dornhelm aus Lemberg, sich als echte Meister in dieser vornehmen Technik erwiesen haben.

An werthvollen alten Vorbildern der Metallkunst in allen ihren Hauptarten, im Erz- und Zinnguß, sowie in der Schlosserei fehlt es Galizien nicht. Ohne derjenigen Muster zu gedenken, die schon, wie z. B. das dem Peter Vischer zugeschriebene Grabdenkmal des Cardinals Friedrich (gestorben 1503) und die vielen Bronzedenkmale in anderen Krakauer Kirchen und auf dem flachen Lande, in das Gebiet der eigentlichen Kunst fallen, könnten wir eine große Anzahl der herrlichsten Arbeiten aus alter Zeit anführen, welche, ohne die gewerblichen Grenzen zu überschreiten, von der einst hoch entwickelten Kunstfertigkeit in der Bearbeitung der Bronze und des Eisens ein beredtes Zeugniß geben. In Lemberg stand einst die Erzgießerei in Blüte; in der von der Stadt selbst erhaltenen „Rothgießerei" wurden nicht nur Kanonen, sondern auch Glocken, Kronleuchter und selbst Statuen gegossen. Die Kanonen Lemberger Gusses, welche über das ganze Gebiet Polens verbreitet waren, sind auch in künstlerischer Hinsicht erwähnenswerth, weil sie beinahe stets hübsch modellirt und mit zierlicher Ornamentalsculptur geschmückt waren, wie dies aus den noch erhaltenen Exemplaren aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert zu ersehen ist. Das städtische Gußhaus wagte sich, wie gesagt, auch an höhere Kunstaufgaben heran, und wenn es nicht festgestellt ist, daß die Grabstatuen aus Bronze in der Lemberger Domkirche aus seinen Modellöfen hervorgegangen sind, so läßt sich dies von der Zinnstatue des heiligen Michaels aus dem XVII. Jahrhundert und von dem bronzenen, viel älteren Drachen, welchen der Erzengel erlegt, mit aller Sicherheit behaupten. Eine Menge kleinere Bronze- und Kupferobjecte aus alter Zeit und von einheimischer Arbeit, mit künstlerischem Formensinn und hohem Grade technischer Gewandtheit hergestellt, hat sich im Lande bis auf unsere Zeit erhalten, darunter trefflich repoussirte Schüsseln, Taufbecken, Lichtreflectoren, Kronen- und Standleuchter. Der riesige neunarmige Kandelaber, Eigenthum einer Lemberger Synagoge, der in der historischen Abtheilung der letzten galizischen



Vom Chorgestühl der Pfarrkirche zu Biecz.

Landesausstellung viel bemerkt wurde, ist eine Breslauer Arbeit, aber gleichzeitig sahen wir hier die schönsten Kronleuchter aus Messing, von stil- und schwungvoller Zeichnung und sehr sauberer Ausführung, mit den Wappen Lemberger Patrizierfamilien des XVI. Jahrhunderts geschmückt, welche unstreitig localer Abkunft sind. Nach sehr langer Erstarrung ist in der letzten Zeit die Metall-Kunstindustrie Galiziens zu neuem Leben erwacht; die Bronze-Kunstindustrie hat sich merklich gehoben und sowohl in künstlerischer, als in technischer Richtung erhebliche Fortschritte gemacht. In Lemberg, Krakau, Przemysl und vielen anderen größeren Städten des Landes bestehen leistungsfähige Bronzewerkstätten, welche den Kirchenbedarf mit recht guten, stilgerechten Arbeiten zu versehen im Stande sind. Die größten Fortschritte aber hat die Kunstschlosserei aufzuweisen. Seit dem Erwachen der Bauluft ist sie in rascher, vielverheißender Entwicklung begriffen und zahlreiche neu erstehende Monumentalbauten haben ihr die so lange vermißte Gelegenheit geboten, sich in den schönsten Aufgaben zu versuchen. Die neuen Prachtbauten Lembergs und Krakau's, wie z. B. die neue Universität, das Landhaus, die Sparcasse, die Staatsbahnpaläste u. s. w. weisen vortreffliches, mit meisterhafter Beherrschung des Materials geschmiedetes Gitterwerk auf, und in der Landesausstellung vom Jahre 1894 waren große Gitterthore, Oberlichte, Thürbeschläge, Hängeleuchter, Flur- und Grablaternen, Fackelträger u. s. w. zu sehen, deren stilgerechte Ausführung das Kennerauge erfreute.

Nach den zahlreichen herrlichen Denkmalen zu urtheilen, die in den Kirchen, Palästen, öffentlichen und Privatsammlungen Galiziens erhalten sind, stand einst die einheimische Kunsttischlerei auf hoher Stufe der Entwicklung. Die prächtigen Chorgestühle in der Corpus Christi Kirche zu Krakau, in den Bernhardinerkirchen zu Lemberg und Lezajsk, in der Kirche zu Biecz und an vielen anderen Orten, vereinigen in ihrer Ausführung alle technischen und künstlerischen Mittel, deren sich je die Kunsttischlerei bediente, um ihre schönsten Erfolge zu feiern: die Schnitzerei, die Intarsia, die Polychromie. Die noch erhaltenen alterthümlichen Möbel, Schränke, Truhen, Pulte, Cassetten und dergleichen, der Mehrzahl nach einheimischer Arbeit, wenn auch vieles davon aus den berühmten Tischlereiwerkstätten des zu Polen gehörigen Danzigs herstammt, dann die sehr reichen, mit fast überschäumender Üppigkeit geschnitzten Barockeinrahmungen der ruthenischen Ikonostasen, auch alte Vertäfelungen und Zimmerdecken, von denen leider die wenigsten der Vernichtung oder Verstümmelung entgingen, liefern nebst den auch allmälig zur Geltung kommenden, in der Fachschule zu Zakopane gepflegten Tatramotiven und neben den naiven, originellen ruthenischen Bauernornamenten eine solche Fülle der schätzenswerthesten Anregungen, daß die in neuerer Zeit der Höhe eines Kunstgewerbes entgegenstrebende Holz-Kunstindustrie Galiziens nur aus diesem Schatze zu schöpfen braucht, um im Anschlusse an die traditionell-volksthümliche Richtung ihre Kunstformen eigenartig zu entwickeln.

Nur sehr wenige Objecte der heimatlichen keramischen Kunstindustrie sind aus der Vergangenheit bis auf unsere Zeit erhalten worden, was nicht mit der Gebrechlichkeit allein des Materials, sondern vielmehr mit dem Umstande zu erklären ist, daß die Keramik als Kunstgewerbe in den Ländern der polnischen Krone sich nicht auf derselben Höhe befand, welche von anderen Zweigen der Kunstindustrie erreicht wurde. Wir begegnen zwar wiederholt selbst in der entlegensten Zeit Spuren keramischen Kunstgewerbes, aber der Mangel an Continuität und die sehr unzureichende Anzahl der vorhandenen Muster lassen einen organischen Anschluß der gegenwärtigen Keramik an deren alterthümlichen nationalen Bestand nicht zu. Bei den Nachgrabungen in Halicz, der alten ruthenischen Fürstenstadt, hat man ornamentirte und gemalte Fliesen gefunden, welche auf eine locale Production

Mittelthür aus dem ehemaligen Ikonostas der ruthenischen Pfarrkirche in Lemberg.

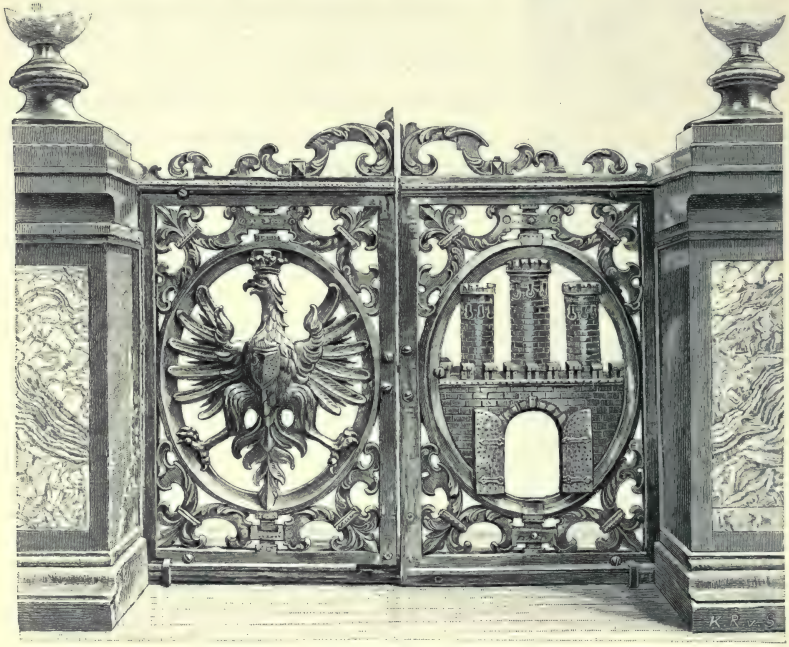
im XIII. Jahrhundert schließen lassen, es gibt auch historische Belege dafür, daß hier und da Versuche gemacht wurden, kunstkeramische Werkstätten zu errichten, der Erfolg jedoch scheint nicht dauernd gewesen zu sein. In Krakau haben beispielsweise zwei Italiener aus Faenza, Tonduzzi und Avezuda genannt, im Jahre 1583 eine Majolikafabrik in Faenza'er Art errichtet, die aber nur kurzen Bestand hatte; dasselbe Schicksal scheint auch die Majolikafabrik getheilt zu haben, welche König Johann Kazimir in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts in Warschau gegründet hat. In Lemberg wurden im XVI. und XVII. Jahrhundert sehr gesuchte und der Beschreibung nach hübsch gemalte Ofenkacheln erzeugt — sonst aber wurde der Bedarf an Erzeugnissen der Luxus- und Kunstkeramik durch den Import deutscher Waare via Danzig, wie auch durch italienische und orientalische Majolik gedeckt; namentlich sind es die letzteren, welche unter der Benennung „türkischer Thon" in den meisten Hausinventarien der bürgerlichen und Adelsfamilien bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts zahlreich vorzukommen pflegen. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts wurden wiederholte Versuche gemacht, eine nationale keramische Industrie zu schaffen; es entstanden Porzellan- und Fayencefabriken in Warschau (Belvedere), Korzec, Baranówka, Horodnica, Glińsko u. s. w., die aber beinahe alle eingegangen sind. In dem letzten der angeführten, unweit Lemberg gelegenen Orte wurde nach langjähriger Unterbrechung der Betrieb wieder aufgenommen, und gleichzeitig sind auch in Krakau und Lemberg Kachelfabriken ins Leben getreten, welche auch reich decorirte, gemalte Kachelöfen und Kamine von geschmackvoller Zeichnung liefern und ausländische Erzeugnisse allmälig zu verdrängen beginnen. In den letzten Jahren werden überhaupt erfolgreiche Anstrengungen gemacht, die einheimische Keramik zu heben und ihren Producten eine kunstgewerbliche Bedeutung zu verleihen, wobei, was Form und Decoration anbelangt, eine rationelle Anlehnung an die naiven und derben, aber eigenartig malerischen Muster der Bauernmajolik stattfindet. Dank der Gründung besonderer keramischer Fachschulen und der Bestellung tüchtiger, an den österreichischen und ausländischen Anstalten technisch gebildeter Lehrkräfte, wie auch Dank der Schaffung einer Versuchsstation und dergleichen sind auf diesem Gebiete Erfolge erzielt worden, denen in der letzten galizischen Landesausstellung gerechte Anerkennung zu Theil wurde. Wir hatten hier Gelegenheit, namentlich in der Gruppe industrieller Fachschulen, musterhafte Werke der Kunstkeramik, trefflich und originell decorirte, polychromische Majolikakamine, kunstreich ausgeführte Vasen, Schüsseln, Fliesen, Decorationsplatten u. s. w. zu sehen, denen nur zu wünschen wäre, daß sie bei steigender Leistungsfähigkeit der Werkstätten auch die Bedeutung eines commerziellen Objectes erlangen.

Das Kunstgewerbe und die Volks- und Hausindustrie Galiziens sind von einander durch flüssige Grenzen geschieden; sie bedingen sich auch wechselseitig, wenn nicht in technischer, so doch in stilistischer und ornamentaler Richtung, wir bescheiden uns aber mit

Motive aus verschiedenen Ikonostasen in Galizien: a Krechów bei Żołkiew, b Buczacz, c Rohatyn, d Bohorodczany, e Krasno-Puszcza.

einer nur flüchtigen Berührung dieser theils natürlichen, theils künstlich hergestellten Verwandtschaft, da uns die nähere Behandlung dieses Thema's zum Eindringen in ein Gebiet verleiten könnte, welches in diesem Buche einer anderen Feder vorbehalten ist. Es gibt sich ein lebhaftes Bestreben kund, der galizischen Kunstindustrie durch Verwerthung der Volkskunstmotive ein besonders nationales Gepräge, einen eigenartigen Stilcharakter zu geben, in der Kunsttischlerei die ruthenische Kerbschnittmanier, die Tatraschnörkel und die huzulische Drahtincrustation, in der Metallkunst die ebenfalls huzulische Kreisel- und Zackengravirung, in der Kunststickerei die ländlichen Kreuzstichdessins, in der Keramik das urwüchsig derbe Blätter- und Blumenwerk der Bauernmajoliken anzuwenden — gewiß eine lobenswerthe Tendenz, insofern sie nicht in langweilige Einseitigkeit und allzuzähes Festhalten an dem Primitiven, Erstarrenden, gleichsam Stiltodten ausartet, und es darf nicht geleugnet werden, daß es an solchen sterilen Volksmotiven nicht fehlt. Mehr aber als von der nach Liebhaberart gepflegten Volkskunst, mehr als von dem

pietätvollen Cultus der alten Denkmale nationalen Kunstfleißes — wenngleich beiden gewiß der hohe Werth fruchtbarer Anregung nicht abzusprechen ist — mehr ist von der gründlichen, systematischen, kunstindustriellen Erziehung anzuhoffen. Für diese Erziehung ist in letzter Zeit Wichtiges geschehen: die Errichtung einer Gewerbeschule mit einer Zeichen-, Modellir-, Schnitzerei-, Kunsttischlerei- und Decorationsmalerei-Abtheilung, die zahlreichen Fach- und Hausindustrieschulen, der im Schulwesen immer mehr an Boden gewinnende Zeichenunterricht, zwei Kunstgewerbemuseen (in Krakau und Lemberg), die Verleihung von Stipendien zur Ausbildung künftiger Lehrer an den österreichischen und ausländischen Kunst-Unterrichtsanstalten, die nun zahlreicheren Preisausschreibungen und die unlängst in Angriff genommene Publication hervorragender Vorbilder aus den besten Epochen des Kunstgewerbes — das sind die richtigen Wege, die eingeschlagen wurden und die sicherlich zur Veredlung des Handwerkes und zur Stärkung des kunstindustriellen Lebens in Galizien führen werden. Und wo Wissen und Können ist, dort stellen sich auch schöpferische Talente ein, und nur diesen ist es beschieden, Herbes und Überreifes, Altes und Neues, Eigenes und Fremdes zu einer originellen harmonischen Stileigenheit zu verschmelzen.



Bronzegitter in der Marienkirche zu Krakau (XVII. Jahrhundert).

Ein Tatrabewohner seine Sense schärfend.

Volkswirthschaftliches Leben.

Landwirthschaft und Viehzucht.

Von der gesammten anwesenden Bevölkerung Galiziens, welche nach der Zählung vom 31. December 1890 6,607.816 Seelen betrug, leben von der Landwirthschaft, Viehzucht und Gärtnerei 5,087.985 Menschen, somit 77 Procent der Gesammtbevölkerung, und zwar 3,187.182 als Berufsthätige und 1,900.203 als Berufszugehörige. Diese Ziffern reichen hin, um Galizien als ein agricoles Land zu charakterisiren und ihm in Bezug auf die überwiegende Stellung der Landwirthschaft unter den Nahrungszweigen der Bevölkerung den zweiten Platz in der Reihenfolge der österreichischen Kronländer einzuräumen, da lediglich Dalmatien einen noch höheren Procentsatz der landwirthschaftlichen Bevölkerung aufweist. Die Landwirthschaft ist in Galizien der Hauptnahrungszweig der Bevölkerung in allen Theilen des Landes, denn abgesehen von den Hauptstädten Lemberg und Krakau haben unter den übrigen 74 politischen Bezirken nur der Bezirk Biała unter 60 Procent (blos 57 Procent) und sechs weitere Bezirke, die zumeist größere Städte enthalten,

unter 70 Procent landwirthschaftliche Bevölkerung, während 21 Bezirke über 90 Procent dieser Bevölkerungskategorie aufweisen.

Die Fläche, welche der Landwirthschaft gewidmet ist, besteht, bei Berücksichtigung der Culturänderungen bis Ende 1892, aus 3,810.033 Hektaren Ackerland, 109.351 Hektaren Gärten, 875.776 Hektaren Wiesen und 753.296 Hektaren Weideland (einschließlich 33.395 Hektaren Alpen), im Ganzen daher 5,548.454 Hektare oder 70·69 Procent der Gesammtfläche des Landes. Von diesem Procentantheil entfallen auf die Äcker 48·54 Procent, auf die Gärten 1·39 Procent, auf die Wiesen 11·16 Procent und auf die Weiden 9·60 Procent. Nach der Vermessung für den stabilen Cataster, welche in Galizien größtentheils in den Jahren 1848 bis 1852 durchgeführt wurde, nahmen die Äcker 3,590.376 Hektare oder 45·74 Procent, die Gärten 109.338 Hektare oder 1·39 Procent, die Wiesen 813.465 Hektare oder 10·36 Procent, die Weiden 768.943 Hektare oder 9·80 Procent der Gesammtfläche des Landes ein. Damals betrug somit die landwirthschaftlich benützte Fläche im Ganzen 5,282.122 Hektare oder 67·29 Procent der Area des Landes. Der Zuwachs an landwirthschaftlich benützter Fläche in den letzten vierzig Jahren beträgt 266.332 Hektare, der Zuwachs an Äckern allein, der auf Kosten des Wald- und des Weidelandes erfolgte, 219.657 Hektare oder 6·1 Procent der ursprünglichen Ackerfläche. Diese Ziffern bieten einen Maßstab für den landwirthschaftlichen Fortschritt in extensiver Beziehung.

Die Antheile, welche den obigen Hauptculturgattungen an der Gesammtfläche des Landes in den einzelnen Theilen desselben zufallen, sind sehr verschieden, wie das übrigens in einem ausgedehnten Lande nicht anders sein kann, welches längs des dasselbe von Süden her begrenzenden Gebirgszuges der Karpathen hingestreckt ist und wellenförmig gestaltet, von zahlreichen Flüssen durchzogen in allmäliger Abdachung bis an die Weichselniederung im Westen, bis in das Steppenplateau im Osten hineinreicht. In den acht politischen Bezirken im Südosten, welche das Gebiet des östlichen Gebirges bilden, und die geringste Dichte der Bevölkerung aufweisen, entfallen im Durchschnitte auf die Äcker 22 Procent der Gesammtfläche, auf die Gärten 0·64 Procent, auf die Wiesen 16 Procent, auf die Weiden und Alpen 14 Procent, im Ganzen auf die landwirthschaftlich benützte Fläche 53 Procent. In einzelnen Gegenden dieses Gebietes ist der Antheil der Äcker an der Gesammtfläche noch weit geringer; er beträgt zum Beispiel im Gerichtsbezirke Kosów 4 Procent, in den Gerichtsbezirken Kuty und Delatyn 6 Procent, im Gerichtsbezirke Dolina 8 Procent. Im Gebiete des westlichen Gebirges, welches sieben politische Bezirke von der schlesischen Grenze an bis Krosno umfaßt, ist der durchschnittliche Antheil der landwirthschaftlich benützten Fläche viel größer. Er beträgt im Ganzen 68 Procent der Gesammtfläche, wovon auf die Äcker beinahe 45 Procent, auf die Gärten 0·72 Procent, auf die Wiesen 7·24 Procent entfallen. Kein einziger Gerichtsbezirk hat hier weniger Äcker als

25 Procent seiner Gesammtfläche. Das Gebiet des westlichen Hügellandes, ein mehr oder minder fruchtbarer Lehmboden, welcher an das vorhergehende in Norden grenzt, und zwölf politische Bezirke umfaßt, sowie die beiden am linken Weichselufer liegenden politischen Bezirke Krakau und Chrzanów, weisen einen noch viel größeren Antheil des Grablandes auf. Von diesen zwei Gebieten, welche am dichtesten bevölkert und im Allgemeinen auch am intensivsten cultivirt sind, hat im Durchschnitte das zweite, das westliche Hügelland 58·7 Procent Äcker, 0·96 Procent Gärten, 6·81 Procent Wiesen und 8·9 Procent Weiden, das erste, nämlich das Krakauer Gebiet, 53·6 Procent Äcker, 1·2 Procent Gärten, 8·3 Procent Wiesen und 8·3 Procent Hutweiden. Der Antheil der Äcker an der Gesammtfläche, der in diesen

Bauernhaus im Bezirk Kolomea.

Gebieten in keinem Gerichtsbezirke unter 40 Procent sinkt, steigt in mehreren derselben über 60 Procent, ja bis 71 Procent (Krakau Umgebung, Rzeszów). Das Gebiet der Weichselniederung im Dreieck zwischen dem rechten Weichsel- und dem linken San-Ufer, fünf politische Bezirke umfassend, hat einen minder günstigen, theilweise sandigen Boden, theilweise Moorland, und ist großentheils stärker bewaldet als das Hügelland. Die Äcker nehmen hier im Durchschnitte des ganzen Gebietes doch 46 Procent, die Gärten nur 0·4 Procent, die Wiesen gegen 11 Procent, die Weiden 9·5 Procent der Gesammtfläche ein. In den Gerichtsbezirken Tarnobrzeg, Rozwadów, Nisko und Ulanów sinkt der Antheil der Äcker auf 33 Procent. Das nun folgende Gebiet der Flußniederungen am San und Dniester, das ausgedehnteste von allen wirthschaftlichen Gebieten Galiziens, da demselben fünfzehn politische Bezirke

angehören, enthält sehr fruchtbare Böden am oberen und mittleren San und zum Theil sehr üppige Weiden am mittleren Dniester und im unteren Laufe seiner rechtsseitigen Nebenflüsse; es kommen hier aber auch ärmere Thonböden, undurchlässige und übermäßig feuchte Gründe vor. Im Durchschnitte entfallen auf die Äcker 47·5 Procent, auf die Gärten 1·5 Procent, auf die Wiesen 13 Procent und auf die Weiden 10·5 Procent der Gesammtfläche. In den zum Theil gebirgigen, stark bewaldeten Gerichtsbezirken Podbuż (politischer Bezirk Drohobycz) und Katusz beträgt der Antheil der Äcker blos 23, beziehungsweise 25 Procent, in fünf weiteren Gerichtsbezirken bleibt er noch unter 40 Procent, während er in den meisten übrigen über 50 Procent, ja bis 65 Procent der Gesammtfläche erreicht. Im mittleren Gebiete Ostgaliziens, welches zehn politische Bezirke umfaßt und von der russisch-polnischen Grenze über Lemberg nach Südosten sich hinzieht, beträgt der Antheil der Äcker an der Gesammtfläche im Durchschnitte 51·7 Procent, jener der Gärten 1·6 Procent, der Wiesen 13·6 Procent, der Weiden 7·31 Procent. Die einzelnen Gerichtsbezirke bleiben jenem Durchschnitte ziemlich nahe, mit Ausnahme des stark bewaldeten Gerichtsbezirkes Mosty wielke (Großmosty), wo der Antheil der Äcker (23 Procent) von jenem der Wiesen (27 Procent) übertroffen wird und der Gerichtsbezirke Podhajce, Kozowa und Wiśniowczyk, welche mit ihrem bedeutend überwiegenden Antheile an Äckern (bis 86 Procent der Gesammtfläche) sich den angrenzenden podolischen Bezirken gleichstellen. Das siebente Gebiet bilden vier politische Bezirke im Nordosten des Landes, Złoczów, Brody, Kamionka und Sokal. Außerhalb des Gebirges ist dies die waldreichste Gegend Galiziens, die auch ausgedehnte Waldwiesen aufweist. Großentheils sehr fruchtbar, besonders bei Bełz im Bezirke Sokal, hat dieselbe erst in den letzten dreißig Jahren in Folge des Baues von Eisenbahnen und Straßen eine größere Ausdehnung und Steigerung ihrer landwirthschaftlichen Production erfahren. Der Antheil der Äcker beträgt im Durchschnitte 49, je nach der Stärke der Bewaldung sinkt er in einzelnen Gerichtsbezirken bis 35 oder steigt bis über 70 Procent. Auf die Gärten entfallen hier 1·9, auf die Wiesen 16, auf die Weiden 5·4 Procent der Gesammtfläche.

Das letzte, von den vorher angeführten sich ziemlich scharf abhebende Gebiet bildet das galizische Podolien und Pokutien, ein Complex von elf politischen Bezirken an der östlichen Grenze des Landes, dessen südlichem Theile das Bauernhaus im Bezirke Kokomea entnommen ist. Das charakteristische Merkmal dieses ganzen den Steppencharakter nicht verleugnenden Gebietes ist die höchste durchschnittliche Antheilziffer der Äcker mit 74 Procent der Gesammtfläche, wobei in den einzelnen Gerichtsbezirken dieser Antheil zwischen 51 und 84 Procent schwankt, ferner ein hoher Antheil der Gärten (2·96 Procent), während der Antheil der Wiesen im Durchschnitte nur 3·4 Procent, der Antheil der Weiden bloß 3·8 Procent der Gesammtfläche erreicht, somit unter allen Gebieten der geringste ist. Innerhalb dieses Gebietes macht sich in Bezug auf die klimatischen Bedingungen der

Landwirthschaft ein Unterschied bemerkbar, welcher die Scheidung desselben in einen nördlichen und einen südlichen Theil begründet. Das nördliche Podolien ist ein gegen Norden nicht geschütztes Plateau mit sehr kaltem Winter und kalten Winden auch in der milderen Jahreszeit, während das südliche Podolien und Pokutien, an der Abdachung gegen den Dniester- und Pruthfluß gelegen, ein wesentlich milderes Klima aufweist, welches den Anbau von Mais und Tabak, sowie einen ausgedehnteren Gartenbau gestattet.

Von einem sehr wesentlichen Einfluß auf die Richtung und Intensität der landwirthschaftlichen Production sind die Besitzverhältnisse, die von jenen der westlichen Kronländer vielfach abweichen. In Galizien findet sich in der Regel innerhalb jeder Ortschaft mit ländlichem Charakter, ob sie nun Dorf oder Markt (Städtchen) heißt, eine ehemals dominicale Besitzung von über 100 bis 500, ja nicht selten bis 1000 Hektaren, welche im eigentlichen Gebirge zumeist bloß aus Wald- und Weidegründen, beziehungsweise auch aus Wiesen besteht, sonst aber beinahe überall, neben dem Waldbesitz, oder in waldarmen Gegenden öfters auch ohne denselben, einen oder je nach der Größe des Besitzes auch mehrere Meierhöfe mit einem Complex von landwirthschaftlich benützten Gründen: Äckern, Gärten, Wiesen und Weiden, kurz einen landwirthschaftlichen Großbetrieb enthält. Diesem in die landtäflichen Bücher eingetragenen Besitz steht in jeder Ortschaft der in den bei den Bezirksgerichten geführten Grundbüchern eingetragene ehemals unterthänige Kleingrundbesitz gegenüber, welcher infolge des raschen Wachsthums der landwirthschaftlichen Bevölkerung und der Sitte der Erbtheilung in natura (trotz der beschränkenden Vorschriften, die bis zum 1. November 1868 bestanden), stark zersplittert ist. Bauernwirthschaften in dem in den westösterreichischen Ländern üblichen Ausmaße sind in Galizien selten und bestehen zumeist aus in neuerer Zeit zusammengekauften Grundstücken. Bei einer Erhebung über die Zersplitterung des Grundbesitzes, welche das statistische Landesbureau in 249 aus sämmtlichen Gerichtsbezirken als Typen gewählten Gemeinden durchgeführt hat, wurden unter 89.102 Besitzungen blos fünf mit einem Umfange von über 200 Joch und blos 1503 Besitzungen oder 1·68 Procent der überhaupt in die Erhebung einbezogenen mit einer Fläche von über 25 Joch vorgefunden. Schon vor 18 Jahren hat eine vom galizischen Landesausschusse veranstaltete Enquête über die Lage des Kleingrundbesitzes ergeben, daß das häufigste Ausmaß dieses Besitzes in Galizien 2 bis 8 Joch, im Osten des Landes bis 12 Joch beträgt.

Über die Verbreitung des Groß- und des Kleingrundbesitzes im Lande und deren Antheil an der Gesammtfläche des Landes und der einzelnen Culturgattungen gibt eine nach dem Stande des Jahres 1890 durchgeführte Erhebung Aufschluß,[1] von der hier nur die allerwichtigsten Resultate mitgetheilt werden:

[1] Pilat: der landtäfliche Grundbesitz in Galizien. Statistische Monatsschrift. XVIII. Jahrgang (1892).

Nach Ausscheidung von zwei Procent der Landesfläche für Gewässer und Wege, nach Ausscheidung des Flächenumfanges der 32 größeren Städte (0·9 Procent der Landesfläche) und des Gemeindevermögens (4·36 Procent der Landesfläche, zumeist Weidegründe) entfallen auf die Besitzungen mit einem Umfange über 1000 Joch oder den Großgrundbesitz 4,453.430 Joch oder 32·64 Procent, worunter 2,672.491 Joch Waldungen; auf die Besitzungen mit einem Umfange über 200 bis 1000 Joch, oder nach galizischen Verhältnissen den mittleren fast durchgehends auch noch landtäflichen Besitz, 831.959 Joch oder 6·10 Procent, worunter 374.571 Joch Waldungen; endlich auf den Kleingrundbesitz, zum weitaus größten Theile unter 25 Joch, ja meistens unter 10 Joch, 7,380.000 Joch oder 54 Procent der Landesfläche, beinahe ausschließlich landwirthschaftlich benützter Boden.

Die Vertheilung des Grundbesitzes in Galizien leidet somit an dem sehr bedeutenden Übelstande, daß die beiden extremen Größenkategorien einen sehr großen Antheil an der Gesammtarea (5/6) haben, während der in ökonomischer, socialer und politischer Hinsicht so wichtige mittlere Besitz sehr spärlich vertreten ist.

Die Veränderungen im Besitzstande, die in der neuesten Zeit in Galizien rascher vor sich gehen, als es für die Stetigkeit und die fortschreitende Entwicklung des landwirthschaftlichen Betriebes erwünscht wäre, bringen eine weitere Schmälerung des mittleren Grundbesitzes mit sich. Einerseits werden nämlich die großen Besitzungen durch weitere Zukäufe aus dem mittleren Grundbesitz vergrößert,[1] andererseits wächst die vom Kleingrundbesitze eingenommene Fläche durch fortgesetzte Parcellirungen, zumeist solche mittlerer Besitze, besonders im westlichen Theile des Landes. Daneben schreitet die Zersplitterung innerhalb des Kleingrundbesitzes durch fortgesetzte Erbtheilungen fort. Es ist zu befürchten, daß die Besitzkategorie über 200 bis 1000 Joch und mit ihr höchst wahrscheinlich auch die weitere Kategorie über 50 bis 200 Joch noch weiter zusammenschrumpft, falls es nicht gelingt, Maßnahmen zu treffen, welche es dem mittleren Grundbesitz möglich machen würden, sich zu behaupten und zu vermehren.

Im Landesdurchschnitte entfallen auf den landtäflichen Besitz 39·38 Procent, auf den sonstigen Besitz 60·62 der Gesammtfläche. In einzelnen Gebieten äußert sich dieses Verhältniß im Großen und Ganzen in der Weise, daß der Antheil des landtäflichen Besitzes zunächst in den waldreichen Gegenden, namentlich im Gebirge, am stärksten ist. Dies gilt besonders vom östlichen Gebirgsgebiete und von den längs der Nordgrenze des Landes sich hinziehenden stark bewaldeten Bezirken, da der bei weitem größte Theil der Waldarea dem

[1] Eine Übertragung von nichtlandtäflichen Gründen in die landtäflichen Bücher war bis zum Landesgesetze vom 2. Jänner 1894, L. G. Bl. Nr. 16, unzulässig, seitdem ist sie nur gegen eine gleichzeitige Übertragung aus den landtäflichen in die nichtlandtäflichen Grundbücher eines Grundstückes von gleicher oder nicht viel geringerer Steuerleistung gestattet.

landtäflichen Besitze angehört. Ferner zeichnen sich noch durch einen bedeutenden Antheil des landtäflichen Besitzes an der Gesammtfläche (40 bis 50 Procent) aus: im äußersten Osten die waldarmen Bezirke im podolischen Gebiete am linken Dniesterufer, im äußersten Westen die Bezirke des Krakauer Gebietes am linken Weichselufer. In den mittleren Gebieten des Landes entfallen auf den landtäflichen Besitz vorherrschend 30 bis 40 Procent der Gesammtfläche, während in den Bezirken im Südwesten, somit im westlichen Theile der Karpathen und

Erntebild aus Westgalizien.

am Tatragebirge, das Übergewicht des Kleingrundbesitzes am entschiedensten hervortritt, da derselbe hier gegen 80 Procent und oft sogar über 80 Procent der Gesammtfläche einnimmt.

Von der Gesammtfläche der Äcker entfallen auf den landtäflichen Besitz im Landesdurchschnitte 26 Procent, auf den Kleingrundbesitz 74 Procent, somit beinahe drei Viertel. Im Gebirge, wo der landtäfliche Besitz vorherrschend Waldbesitz ist, gehören bis über 90 Procent der Äcker dem Kleingrundbesitze an, im südlichen Podolien dagegen entfallen nur gegen 60 Procent der Äcker auf diese Besitzkategorie. Von der Fläche der Gärten gehören 14·5 Procent dem landtäflichen, 85·5 Procent dem Kleingrundbesitze an, von den Wiesen 22·5 Procent dem ersteren, 77·5 Procent dem letzteren, endlich vom Weideland

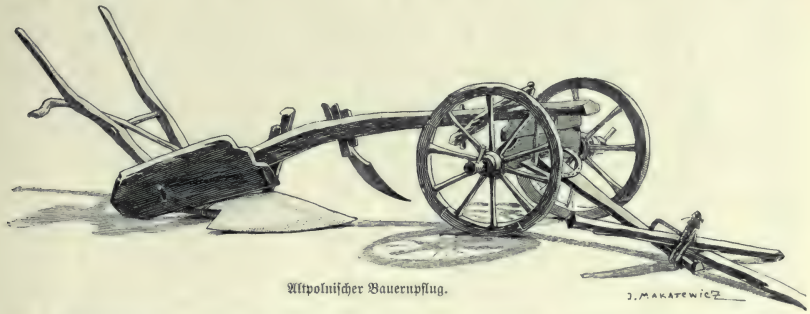
16 Procent dem landtäflichen und 83·5 Procent dem Kleingrundbesitz; letztere sind zumeist Gemeindeweiden.

Zur übermäßigen Zersplitterung des Kleingrundbesitzes, dessen Umfang sehr oft für den landwirthschaftlichen Anbau zu gering ist, während andererseits Klima und örtliche Lage eine regelrechte Gartenwirthschaft nicht gestatten, tritt als weiterer wirthschaftlicher Übelstand die Gemenglage der einzelnen Parcellen hinzu. Dieselbe wird durch fortgesetzte Theilungen noch gesteigert, insbesondere dort, wo das Bestreben dahin geht, allen Theilhabern von jedem abgesondert gelegenen Grundstück je einen Theil zuzuweisen. Die einzelnen Parcellen erstrecken sich weithin in schmalen Streifen und es geht, abgesehen von der Erschwerung des Anbaues, viel Boden für Wege und Raine verloren. Der landtäfliche Grundbesitz ist im Allgemeinen besser arrondirt. Die erwarteten Landesgesetze über die Commassation der Grundstücke und die Beseitigung von Waldenclaven werden auch dem landtäflichen Besitz große Vortheile bringen, obgleich sie, zumal die erstere, in überwiegendem Maße im Interesse des Kleingrundbesitzes dringend erwünscht sind.

Eine Lichtseite der landwirthschaftlichen Besitzverhältnisse Galiziens bildet die fast vollständige Ablösung der Feldservituten, insbesondere der Weiderechte, für welch' letztere die Berechtigten beinahe ohne Ausnahme durch Grund und Boden entschädigt worden sind. Es wurden hiefür im Ganzen 116.240 Joch an die Berechtigten, zumeist vormalige Gutsunterthanen, abgetreten. (Außerdem sind noch 162.522 Joch Wald und 1,238.742 Gulden ins Eigenthum der Berechtigten übergegangen.) Nur in einzelnen Gegenden des Hochgebirges wurde mit Rücksicht auf den Hauptbetrieb der bäuerlichen Wirthschaften, den dort die Alpenwirthschaft bildet, auf Regulirung der Weiderechte erkannt. Eine rechtliche Beschränkung des Wirthschaftsbetriebes bilden somit in Galizien die Weiderechte auf fremdem Grund und Boden nicht mehr, wohl aber bringt es die Zersplitterung des Grundbesitzes und die Gemenglage der Grundstücke mit sich, daß der Anbau der Feldfrüchte unmöglich wird, wenn die Nachbarn die Brache zur Weide benützen, daß somit ein indirecter Flurzwang besteht — ein weiterer Grund für die Dringlichkeit der Durchführung der Zusammenlegung.

Innerhalb des landwirthschaftlichen Betriebes bildet gegenwärtig im Allgemeinen der Anbau der Feldfrüchte den Hauptzweck, dem die sonstigen Zweige der landwirthschaftlichen Production untergeordnet sind. Noch vor etwa sechzig Jahren konnte dieß blos von der mittleren Region des Landes, die zwischen den Gebirgsgebieten und der Waldregion an der Nordgrenze liegt, sowie von dem podolischen Gebiete (inclusive Pokutien) behauptet werden. Im westlichen, noch mehr aber im mittleren und östlichen Gebirge hatte bis weit ins Vorgebirge und die daran stoßende Ebene hinab die Viehzucht und die Waldwirthschaft über den Ackerbau die Oberhand. Eine ausgedehnte Schafzucht, namentlich im eigentlichen

Gebirge, die Aufzucht von Ochsen für die Stallmastungen bei den Brennereien in der Ebene und für die Ausfuhr nach dem Westen (insbesondere für den Olmützer und Wiener Markt), endlich die Holzflößerei und die Zufuhr des Holzes zu den Salzsiedereien und den damals zahlreichen Hüttenwerken, wo sich die Verarbeitung der minder ergiebigen Eisenerze damals noch lohnte, das waren die Hauptnahrungsquellen der ländlichen Bevölkerung in dem breiten Landstriche längs der Karpathen. In den Waldgegenden an der Nordgrenze des Landes bildete wieder die Gewinnung von Theer und Holzkohle neben der Arbeit im Walde und einiger Holzindustrie die Grundlage des Unterhaltes der damals spärlichen Bevölkerung. Seit den Zwanziger-Jahren dieses Jahrhunderts wurde nun zunächst in der südlichen Region längs des Gebirgszuges durch Waldrodungen, durch Urbarmachung öder Flächen und Trockenlegung mittels offener Gräben die Ackerfläche ansehnlich erweitert und später wurde mit dem raschen Anwachsen der Bevölkerung und der fortschreitenden Theilung



Altpolnischer Bauernpflug.

des Grundbesitzes, besonders im Westen, jedes benützbare Stück Boden der Cultur unterzogen. An der Nordgrenze des Landes ging diese Erweiterung der Ackerfläche verhältnißmäßig später vor sich und bewegte sich zum Theil in engeren Grenzen, insbesondere in sandigen Gegenden, die viel absoluten Waldboden aufweisen.

Das in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in der Bewirthschaftung der Äcker entschieden vorherrschende System war die Dreifelderwirthschaft. Zu Ende des dritten Jahrzehnts begann indessen die allmälige Einführung der Fruchtwechselwirthschaft zunächst auf einzelnen großen Gütern, die auswärtige Vorbilder nachahmten und von der wissenschaftlichen Bewegung auf dem Gebiete der Landwirthschaft Nutzen zogen, dann aber auch auf anderen landtäflichen Gütern, insbesondere seit dem Aufkommen zahlreicher Branntweinbrennereien, für die der Anbau der Kartoffeln sich immer mehr ausbreitete und welche zugleich durch die in Verbindung mit denselben betriebene Viehmast eine intensivere Düngung ermöglichten. In dem podolischen Gebiete fand erst um diese Zeit, zum großen Theile auch noch später, eine regelmäßige, wenn auch nur in längeren Zwischenräumen

wiederkehrende Düngung der vom Meierhofe nicht allzu entfernten Äcker Eingang. Bis zum Jahre 1848 wurde auf dem weitaus überwiegenden Theile der Äcker innerhalb des landtäflichen Grundbesitzes entweder der Fruchtwechsel von Getreide und Knollengewächsen durchgeführt oder wenigstens die Dreifelderwirthschaft durch Benützung der Brache zum Anbau von Futterpflanzen und durch andere Einschaltungen modificirt, respective erweitert. Auf dem Kleingrundbesitze erhielt sich die hergebrachte Dreifelderwirthschaft, abgesehen von der Umgebung der größeren Städte, noch länger. Erst als die fortschreitende Zersplitterung des Grundbesitzes die Ackerarea der einzelnen Besitzungen soweit verminderte, daß zur Bestreitung des Unterhaltes der Familie die Gewinnung einer größeren Menge von Producten von derselben Fläche nothwendig wurde, ging die vorhin schon durch die Ausbreitung des Kartoffelbaues modificirte Dreifelderwirthschaft in einen ungeregelten, keinem festen Principe folgenden Wirthschaftsbetrieb über. In den letzten fünfzehn Jahren hat sich indessen der Wirthschaftsberieb des Kleingrundbesitzes, insoweit die übermäßige Bodenzersplitterung nicht hinderlich ist, wesentlich gebessert, besonders im westlichen Theile des Landes. Das Beispiel des fortschrittlichen Anbaues auf den landtäflichen Besitzungen, an dem die Kleingrundbesitzer und ihre Familien als Lohnarbeiter theilnehmen, die Bemühungen der landwirthschaftlichen Vereine, endlich in den letzten Jahren auch die Belehrungen seitens der landwirthschaftlichen Wanderlehrer haben bewirkt, daß die Bestellung der Äcker eine bessere geworden ist und die ungenügenden althergebrachten Geräthe: das radło = Rührhacken und ebenso der frühere Pflug, nach dem Vorbilde des landtäflichen Besitzes neueren Geräthen fremden Ursprungs den Platz geräumt haben. Auch die Düngung wird immer besser und selbst die Anwendung künstlicher Dungmittel (insbesondere von Dungkalk, Dunggyps u. s. w.) verbreitet sich von Westen her immer weiter. Die Brache wird mehr und mehr eingeschränkt und hat sich im Decennium 1884 bis 1893, im Vergleich mit dem unmittelbar vorausgegangenen, um circa ein Viertel ihrer früheren Fläche vermindert. Der Anbau von Klee und verschiedenen anderen Futterkräutern hat, nicht nur innerhalb des landtäflichen Besitzes sondern auch beim Kleingrundbesitze, bedeutend zugenommen.

Abweichend von dem Wirthschaftsbetriebe in der Ebene und dem Mittelgebirge gestaltet sich der verhältnismäßig sehr eingeschränkte Feldbau im eigentlichen Gebirge. Hier werden vielfach als Wiesen oder als Weiden benützte günstiger gelegene Flächen einige Jahre hindurch als Äcker bestellt, worauf die Grundstücke wieder als Grasland benützt werden. Ebenso kommt es vor, daß mit jüngerem Gehölz bestockte Flächen (zumeist Wiesen mit Holznutzen) einige Jahre hindurch mit Hafer oder zuweilen auch mit anderen Feldfrüchten bestellt werden. Es wird zu diesem Zwecke das Gehölz abgestockt, die stärkeren Stämme werden zurückbehalten, während der Rest verbrannt und die Asche zur Düngung des Bodens verwendet wird.

Viehaustreiben bei den Podhalanen im Frühjahr.

In Bezug auf die Ausdehnung der Anbauflächen nehmen in Galizien, nach dem Durchschnitte der Jahre 1884 bis 1893, Hafer und Roggen den ersten Platz ein, jener mit beinahe 18 Procent, dieser mit über 16 Procent des gesammten Ackerlandes. Dann folgen Weizen mit 11·4 Procent, Kartoffeln mit 10·4 Procent und Gerste mit 9·5 Procent der Ackerfläche. Auf den Mais entfallen blos 2·6 Procent der Ackerfläche; der Anbau desselben concentrirt sich aus klimatischen Gründen hauptsächlich auf den im Südosten zwischen dem Pruth und dem Dniester gelegenen Landstrich und das südliche Podolien, woselbst 8 bis 18 Procent der dortigen Ackerfläche dieser Pflanze gewidmet sind, die das Hauptnahrungsmittel der ländlichen Bevölkerung bildet und den Vortheil bietet, den Anbau einer Zwischenfrucht, namentlich Erbsen, Bohnen oder Kürbisse zu gestatten. Der Buchweizen, auf den beiläufig der gleiche Antheil an der Gesammtackerfläche entfällt, wird hauptsächlich im nördlichen Podolien und im angrenzenden Nordosten des Landes angebaut. Der Anbau von Hülsenfrüchten nimmt etwa 3·6 Procent der Ackerfläche in Anspruch.

Die wichtigsten Veränderungen, welche im Vergleich mit früheren Jahren in den Anbauverhältnissen stattgefunden haben, lassen sich dahin zusammenfassen, daß von den angeführten Culturpflanzen die bedeutendste Erweiterung der Anbaufläche erfahren haben: zunächst der Mais, und zwar aus den bereits angegebenen Gründen, die bei dem starken Anwachsen der Bevölkerung und der übermäßigen Bodenzersplitterung für ihn den Ausschlag geben, dann der Weizen, der sich in einer längeren Reihe von Jahren klimatischen Einflüssen gegenüber widerstandsfähiger als der Roggen erwiesen hat, die Hülsenfrüchte, für welche sich die Marktverhältnisse günstiger gestaltet haben, und schließlich die Kartoffeln, deren Antheil an der Ackerfläche sich mit der wachsenden Dichte der Bevölkerung vermehrt hat, obzwar die Verwendung der Kartoffeln zur Branntweinbrennerei in den letzten Jahren eine nicht unbedeutende Einschränkung erfahren hat. Das bedeutendste Zurückgehen der Anbaufläche ist beim Buchweizen vorgekommen, was zum Theile dadurch erklärt wird, daß dieser Frucht, richtiger der aus derselben bereiteten Grütze, die bei herabgesetzten Frachten in das Land kommenden billigen Reissorten Concurrenz machen. Außerdem hat auch die als Brache ausgewiesene Ackerarea im Vergleich mit dem vorausgegangenen Decennium um mehr als ein Viertel abgenommen und zwar aus den bei Besprechung der Wirthschaftssysteme entwickelten Gründen. Damit steht wohl die bedeutende Vermehrung des Anbaues von Klee und sonstigen Futterkräutern namentlich auch Futterrüben im engen Zusammenhange.

Lein und Hanf werden im ganzen Lande angebaut, ersterer besonders stark in einzelnen Gegenden des Hügellandes. Diese Faserpflanzen bilden die Grundlage für die uralte, noch vor einigen Decennien in jeder ländlichen Wirthschaft betriebene, in eingeschränktem Umfange bis auf den heutigen Tag erhaltene hausindustrielle Arbeit der Spinnerei und Weberei. Der Anbau der genannten Pflanzen, der lediglich für den Kleingrundbesitz

Bedeutung hat, wird seit einer Reihe von Jahren durch Bezug guten Samens aus dem Auslande, namentlich aus Riga und Pernau, durch die Thätigkeit eines eigenen Wanderlehrers und durch eine Flachsbauschule in Gródek gefördert.

Der Tabakbau wird im südlichen Podolien und Pokutien und in den angrenzenden Gegenden, zusammen in dreizehn politischen Bezirken im Südosten des Landes betrieben. In den letzten Jahren hat sich derselbe auf dreihundert Gemeinden erstreckt mit etwa 25.000 Pflanzern, mit sehr geringen Ausnahmen Kleingrundbesitzern. Die dem Tabakbau gewidmete Area beträgt über 2000 Hektar, die in ganz kleinen Anbauflächen unter die einzelnen Pflanzer vertheilt sind. Die Jahresernte schwankte in der letzten Zeit zwischen 30.000 bis 40.000 Metercentner. Für den übermäßig zersplitterten Kleingrundbesitz ist diese Cultur, ungeachtet der durch das Monopol bewirkten Beschränkungen, ein wahrer Segen

Stier der semmelfarbenen Landrace aus dem westlichen Hügelland.

und es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß in den letzten Jahren die Regierung, das Land und die Landwirthschaftsgesellschaften diesem Zweige des Landbaues durch Anstellung von Wanderlehrern und Anleitung zur besseren Cultur und rationeller Behandlung des Productes zu Hilfe kommen.

Zwei beinahe nur innerhalb des landtäflichen Besitzes vorkommende Culturen sind hier noch zu erwähnen: der Raps und der Hopfen. Der Anbau des ersteren geht seit einer Reihe von Jahren infolge häufiger Mißernten stark zurück, wogegen der Hopfenbau fortwährend an Ausdehnung gewinnt. Das Hauptgebiet dieser Production bilden die politischen Bezirke Brody, Kamionka und Złoczów im Nordosten des Landes, ferner eine Reihe von Bezirken von Lemberg gegen Nordwesten. (Lemberg, Żółkiew, Cieszanów, Mościska, Jaroslau, Rzeszów, Tarnobrzeg.) Die Area der Hopfengärten umfaßt

1800 Hektar, wovon 206 auf den Kleingrundbesitz entfallen. Der Antheil des Kleingrundbesitzes an der Hopfencultur, der in Zunahme begriffen ist, ist ein erfreuliches Zeugniß für das Bestreben sich anderwärts beobachtete Fortschritte anzueignen. Die Gesammtproduction von galizischem Hopfen, der sehr geschätzt wird, beträgt 7160 Metercentner.

Die Erträge, welche der Ackerbau in Galizien liefert, bleiben hinter jenen der westlichen und südlichen Länder nicht unbedeutend zurück. Die Ursache dieser Erscheinung liegt zunächst in den klimatischen Verhältnissen des gegen Norden und Nordosten gänzlich ungeschützten, gegen Süden aber durch den Karpathenwall abgegrenzten Landes, was häufige Rückschläge des Winters bis tief in die Frühjahrszeit und dessen frühzeitiges Auftreten in den Herbstmonaten, außerdem aber kalte Winde im Sommer, besonders im podolischen Hochplateau zur Folge hat. Eine weitere Ursache, glücklicherweise nicht unabänderlich wie die erstere, liegt in dem nicht genügend intensiven Anbau und in der den Verhältnissen oft nicht angepaßten Fruchtfolge. In diesen Beziehungen besteht zwischen dem landtäflichen und dem Kleingrundbesitze, insbesondere im mittleren und östlichen Theile des Landes ein weitgehender Unterschied. Der weitaus überwiegende Theil des landtäflichen Besitzes hat sich die Fortschritte des modernen Ackerbaues in Bezug auf Ackergeräthe und Maschinen, sorgfältigere Bearbeitung des Bodens, Behandlung des Düngers und Anwendung künstlicher Dungmittel u. s. w. im Großen und Ganzen angeeignet und erzielt wesentlich höhere Erträge. Der Kleingrundbesitz hat zwar auch die primitiven Geräthe, den Rührhacken (radło), die socha und zum größten Theile auch den alten bäuerlichen Pflug aufgegeben. Ein stetiger und bedeutender Fortschritt in der Anwendung verbesserter Ackergeräthe ist nicht zu verkennen; allein die Bestellung der Äcker läßt im allgemeinen viel zu wünschen übrig, theilweise wegen unzulänglicher Zugkraft, theilweise wegen fehlerhafter Behandlung des Düngers und unzulänglicher Düngung, zum Theil endlich auch wegen unrichtiger Fruchtfolge, Gebrauch minderwerthigen Samens und der überwiegend noch angewandten Handaussaat. In allen diesen Beziehungen ist indessen ebenfalls ein Fortschritt bemerkbar, namentlich im westlichen, aber auch im mittleren Theile des Landes, welcher zunächst dem Beispiele des landtäflichen Besitzes, dann aber den landwirthschaftlichen Vereinen und der wachsenden Volksbildung zu verdanken ist.

Ein sehr großer Theil Galiziens besitzt einen Boden, welcher der Entwässerung bedarf. Mit Ausnahme Podoliens, welches durchlässige Böden hat, und des in gleicher Lage befindlichen Theiles des Krakauer Gebietes kommen, sowohl im Mittelgebirge, als auch im Hügellande und in der Ebene, ausgedehnte Bodenlagen vor, denen diese Melioration nothwendig ist, weil sie eine bei den ungünstigen klimatischen Verhältnissen äußerst erwünschte frühere Vornahme des Anbaues gestatten würde. Andererseits ist zur Hebung des verhältnismäßig zumeist geringen Wiesenertrages, namentlich in dem an Wiesen und

Weiden armen Podolien, die Herstellung von Bewässerungsanlagen nothwendig. Beide Arten von Bodenmeliorationen beschränken sich derzeit auf den landtäflichen Besitz und reichen in ihren Anfängen bis zum Jahre 1853 zurück, wo mit denselben beinahe gleichzeitig auf den Gütern Seiner kaiserlichen Hoheit weiland Erzherzog Albrecht, auf den gräflich Potocki'schen Gütern in Krzeszowice und auf dem kleinen Gute Morszyn bei Stryj von dem späteren Präsidenten des Abgeordnetenhauses Dr. Smolka begonnen wurde. Diese Beispiele fanden Nachahmung, besonders seitdem im Jahre 1872 von beiden Landwirthschafts-gesellschaften aus den vom Ackerbauministerium gewährten Mitteln eigene Culturingenieure

Kuh der semmelfarbenen Landrace aus dem westlichen Hügelland.

angestellt wurden und im Jahre 1878 der galizische Landtag, der erste in den öster-reichischen Ländern, ein eigenes Landesmeliorationsbureau errichtete, welches im Laufe der Jahre bedeutend erweitert wurde und fünf Filialen im Lande besitzt. Bis zum Schlusse des Jahres 1893 sind einer Specialerhebung zufolge 16.102 Joch durch Legung von Drain-röhren entwässert worden, und zwar vornehmlich in den Gebieten des westlichen Hügel-landes und des westlichen Gebirges. Außerdem sind über 3500 Joch mittelst gedeckter mit Steinen oder Faschinen ausgelegter Gräben entwässert worden. Bewässerungsanlagen wurden nur hie und da und zwar in der Gesammtausdehnung von über 2000 Joch Wiesen hergestellt. Der Kleingrundbesitz, welcher an diesen Meliorationen beinahe keinen Antheil hat, zieht dagegen einen erheblichen Nutzen aus der Regulirung der Wasserläufe,

welche unter der Leitung des Landesmeliorationsbureaus auf Kosten des Landes, des staatlichen Meliorationsfonds und der localen Interessenten in mehreren Gegenden des Landes ins Werk gesetzt wurde. Einzelne von diesen Unternehmungen sind schon vollendet und haben ansehnliche Flächen der landwirthschaftlichen Cultur erhalten oder derselben wiedergewonnen; bei weitem mehr bleibt in dieser Richtung indeß noch zu thun übrig. In der neuesten Zeit wurden bemerkenswerthe Versuche auf dem Gebiete der Torfmoorcultur angestellt, namentlich in Rudnik, Bezirk Nisko, und in Korsów, Bezirk Brody.

In den ersten Decennien dieses Jahrhunderts, als der Ackerbau in Galizien immer weitere Flächen in seinen Bereich zog, wurden mit Ausnahme der eigentlichen Gebirgsgegend und der waldigen Landstriche an der Nordgrenze des Landes überall im Lande die sonstigen Zweige der ländlichen Wirthschaft dem Streben nach einer möglichst ausgedehnten Getreideproduction untergeordnet. Dies war in hohem Maße auch mit der Viehzucht der Fall. Im ganzen Osten des Landes fand der Großgrundbesitzer seine Rechnung darin, die aus Südrußland, namentlich aus Bessarabien, zum Theil auch aus der Moldau, in großen Heerden eingeführten Ochsen billig einzukaufen, als Zugvieh zu gebrauchen, hierauf bei den Brennereien zu Mast einzustellen oder aber auf den üppigen Weiden am Dniester zu mästen und nach Westen, insbesondere auf den damals weitberühmten Olmützer Markt zu führen.

Diese Vermittlerrolle im Viehhandel mußte nothwendigerweise auf die Aufzucht von Rindern im Inlande ungünstig einwirken, die sich denn auch immer mehr auf den Westen des Landes und das Gebirge beschränkte, während außerhalb dieser Gegenden die Kälber, insofern sie nicht zur Ergänzung der nothwendigen Zahl von Kühen verwendet wurden, zur Schlachtung gelangten. Bei den damaligen Communicationsverhältnissen konnte von einer ausgedehnten Milchwirthschaft keine Rede sein; dieselbe war nur auf den eigenen Bedarf und höchstens noch auf die Versorgung des nächsten Marktes berechnet. Nichtsdestoweniger fand sich auch damals schon, namentlich im westlichen und mittleren Theile des Landes eine Anzahl von Gutswirthschaften, auf denen die Rindviehzucht mit Sorgfalt und Vorliebe betrieben wurde. Zumeist wurden hier fremde Racen gepflegt, am häufigsten das zum Theil noch im vorigen Jahrhunderte eingeführte „Holländer Vieh", worunter sowohl die holländische Race als auch verwandtes Niederungsvieh verstanden wurde, dann aber auch fremde Gebirgsracen unter der Benennung „Tiroler" oder „Schweizer" Vieh.

Die fortwährende Einfuhr von Steppenvieh aus Rußland und Rumänien hatte aber eine immer häufigere Einschleppung der Rinderpest zur Folge, welche wieder von der Zucht werthvolleren Materiales abschreckte und den Erfolg der nach dem Jahre 1870 vom Staate durch Vermittlung der Landwirthschaftsgesellschaften gewährten Subventionen zur Hebung der Rindviehzucht gefährdete. Es erfolgte demnach mit dem Jahre 1882 die Sperrung der russischen und rumänischen Grenze für die Einfuhr von Rindern, eine Maßregel, welche für

die auf den Ankauf von Steppenvieh eingerichteten podolischen Wirthschaften eine schwere Übergangszeit brachte, sich aber für die Hebung der Rindviehzucht im ganzen Lande überaus segensreich erwiesen hat. Nunmehr konnten die zur Zeit des Beginnes der Staats-Subvention in den Siebziger-Jahren von den Landwirthschaftsgesellschaften entworfenen Pläne zur Hebung der Rindviehzucht im Lande in Ausführung gebracht werden ohne die Gefahr, daß das mühsame Werk durch die Seuche zerstört und die bedeutenden Staats- und in den letzten Jahren auch Landes-Subventionen fruchtlos verwendet werden. Es wurden nunmehr im ganzen Lande zahlreiche Stammheerden gegründet, aus denen das gezogene Material an die Züchter verkauft wird oder zur Verwendung in Stierstationen gelangt. Diese Action

Kuh des Majdaner Schlages.

der landwirthschaftlichen Vereine hat im allgemeinen sehr wenig brauchbares einheimisches Material vorgefunden, denn das einheimische Vieh hat durch verschiedene planlose Kreuzungen seinen festen Typus verloren. Man ist somit an die Einführung fremden Zuchtmaterials geschritten und zwar des Oldenburger Viehes für die Niederungen und des Bern-Simenthaler Viehes und verwandter Gebirgsracen für das Hügelland und das Gebirge. Beide Racen haben in den betreffenden Gegenden eine weite Verbreitung gefunden und zur Ausgleichung des Rindviehschlages wesentlich beigetragen.

Gleichzeitig wird aber auch auf die Hebung der einheimischen Schläge in den Gegenden hingearbeitet, wo sich dieselben in einem erheblichen Grad von Reinheit erhalten haben. In dieser Beziehung kommt zunächst das Hügelland von der Westgrenze des Landes

bis zum Dunajec in Betracht, wo beim Kleingrundbesitze ein semmelfarbener, gelbbrauner Schlag sehr verbreitet ist, der mit der deutschen Colonisation im XIII. und XIV. Jahrhundert in jene Gegend gelangt sein soll. Derselbe zeichnet sich durch eine breite Stirne, gelbliche Hörner und Hufe und pigmentlose Schleimhäute aus. Ein zweiter Schlag einheimischen Viehes ist in dem waldigen, sandigen und zum Theil morastigen Landstriche an der Nordgrenze des Landes verbreitet. Es ist ein kleines, äußerst ausdauerndes und genügsames, bei einigermaßen sorgsamer Pflege sehr milchreiches Rind von ausgesprochen kurzhörnigem Typus und dunkelbrauner Farbe, welches auch jenseits der russischen Grenze ziemlich weit nach Norden heimisch ist. Dieses Rind, das altpolnische Braunvieh, hat sich in Galizien in besonderer Reinheit vornehmlich in der Gegend von Majdan, Bezirk Kolbuszowa, erhalten und wird daher gewöhnlich Majdaner Vieh genannt. Eine Abart desselben Schlages scheint das im östlichen Theile des Karpathengebirges im Huzulenlande (Bezirk Kolomea und Kosów) vorkommende dunkelbraune Rind zu sein.

Während die beiden vorgenannnten einheimischen Schläge gegenwärtig den Gegenstand einer besonderen Fürsorge bilden und eine Reinzucht desselben in eigenen Stammheerden versucht wird, ist ein anderer Schlag, welcher im podolischen Gebiete und den angrenzenden Gegenden früher allgemein verbreitet war, das graue podolische Rind, eine Abart des südeuropäischen Steppenviehes, dem Untergange preisgegeben, woran zunächst seine Verwandtschaft mit dem Steppenvieh Schuld ist, die bewirkt, daß es für die Ausfuhr nach dem Westen nicht gesucht wird, dann aber seine geringe Ergiebigkeit an Milch und sein langsameres Wachsthum, Eigenschaften, welche durch die vorzügliche Eignung als Zugthier nicht hinreichend aufgewogen werden. Außerdem ist noch einer eigenthümlichen Abart zu gedenken, nämlich des milchweißen Rindes aus der Umgebung von Kańczuga, welches von dem in früheren Zeiten aus Norddeutschland eingeführten Niederungsvieh stammen soll.

Die Schafzucht wird in Galizien hauptsächlich vom Kleingrundbesitze in den beiden Gebirgsgebieten, dem westlichen, mehr noch im östlichen, dann aber im Nordosten, nämlich in Podolien und den angrenzenden Bezirken betrieben. Von 630.994 Schafen, welche die Zählung im Jahre 1890 in Galizien aufgewiesen hat, entfällt mehr als die Hälfte auf das östliche Gebirgsgebiet und den podolischen Landstrich. Im Gebirge werden die Schafe sowohl wegen der Wolle als auch wegen des aus ihrer Milch bereiteten Käses (bryndza) gezüchtet; im podolischen Gebiete und in den übrigen Gegenden des Landes tritt die Käsebereitung in den Hintergrund. Außerdem werden die Schaffelle zur Verfertigung der Winterkleidung und der Mützen für das Landvolk im ganzen Lande verwendet und dieser große Bedarf, sowie der Bedarf an grober Wolle für Kleidungsstücke und Decken sichert der Schafzucht einen entsprechenden Absatz ihres Hauptproductes im Lande selbst. Neben den gemeinen grobwolligen Landschafen wurden vor etwa dreißig oder vierzig Jahren auf

vielen größeren Gütern, namentlich im westlichen und mittleren Theile des Landes aus dem Auslande eingeführte feinwollige Schafe gehalten. Die überseeische Concurrenz in der Wollproduction hat indessen das allmälige Eingehen der Zucht feinwolliger Schafe nach sich gezogen, so daß nur hie und da Überreste derselben vorhanden sind.

Die Schweinezucht wird im ganzen Lande mit Ausnahme des Hochgebirges betrieben, vornehmlich aber auf dem Kleingrundbesitze, wo deren Ertrag die Quelle zur Deckung von größeren Barauslagen zu bilden pflegt. Die altherkömmliche Landrace, das polnische Schwein, durch hohe Beine, Schlappohren und nicht sehr langen Rumpf kenntlich,

Huzulenhengst aus dem ärarischen Gestüt in Radautz (Bukowina).

hat sehr starke Borsten, welche für die Ausfuhr gesucht sind, und zeichnet sich durch ein weniger mit Fett durchsetztes Fleisch aus, weshalb dasselbe für einige Arten von Selchwaaren (Schinken) sich besonders eignet. Seit einigen Jahren wird, besonders im Gebiete der Landwirthschaftsgesellschaft in Lemberg, im mittleren und östlichen Galizien die Veredlung des Landschweines durch eingeführte Yorkshire-Schweine betrieben, zu welchem Zwecke mehrere Vollblutställe gegründet wurden, die Zuchtthiere an Halbblutheerden und für Eberstationen liefern. Die inländische Schweinezucht deckt den nicht unbedeutenden Consum des Landes und es werden außerdem noch jährlich gegen 540.000 Stück nach den westlichen Kronländern und nach Norddeutschland, hauptsächlich nach Preußisch-Schlesien,

ausgeführt. Dieselben werden von Unternehmern auf dem Lande angekauft und, in größere Partien vereinigt, zur Bahn verladen. In den letzten Jahren hat diese Ausfuhr eine empfindliche Schmälerung, zeitweise sogar eine gänzliche Unterbrechung erfahren, und zwar infolge der veterinärpolizeilichen Maßregeln, die zur Unterdrückung der ausgebrochenen Thierseuche verhängt worden sind. Die Aufhebung dieser Beschränkungen, insoferne der Anlaß zu denselben nicht mehr vorhanden ist, bildet den sehnlichsten Wunsch der galizischen Kleingrundbesitzer, für die der Export der Schweine von größter Wichtigkeit ist.

Der Geflügelzucht wird, mit Ausnahme der nächsten Umgebung der größeren Städte, weit weniger Sorgfalt zugewendet, als dieser Zweig der Landwirthschaft verdient, der einen nennenswerthen und der Steigerung fähigen Export aufweist. In der letzten Zeit hat sich zur Pflege der Geflügelzucht ein besonderer Verein in Jaroslau gebildet.

Die Bienenzucht war in den östlichen Theilen des ehemaligen Polens von altersher ein mit Vorliebe gepflegter Nebenzweig der Landwirthschaft. In dem Maße als das Wachs als Beleuchtungsmaterial verdrängt wurde und der Meth aufgehört hat, ein allgemein verbreitetes Getränk der wohlhabenderen Classen im Lande zu bilden, ging auch die Bienenzucht dem Verfalle entgegen, aus dem sie sich indessen in den letzten zwei Decennien allmälig erholt, vornehmlich infolge der Wirksamkeit des galizischen Bienenzuchtvereins. Nach der Zählung vom Jahre 1890 waren im Lande 261.047 Bienenstöcke vorhanden, wovon die überwiegende Mehrzahl auf die Bezirke östlich von Lemberg, zwischen dem linken Dniesterufer und der Nordgrenze Galiziens entfällt. In diesen Bezirken concentrirt sich hauptsächlich der Anbau des Buchweizens. Die Bienenzucht wird vornehmlich von bäuerlichen Grundbesitzern, Lehrern und Geistlichen betrieben.

Schließlich sei noch eines Nebenzweiges der Landwirthschaft gedacht, welcher im ganzen Umfange der polnischen Länder ohne Rücksicht auf Rentabilität mit traditioneller Vorliebe gepflegt wird, der Pferdezucht, welche in Galizien auch jetzt noch eine besondere Wichtigkeit hat. Diese Bedeutung ist aus der Geschichte zu erklären. In den weiten Ebenen des ehemaligen Polens mußte die Reiterei naturgemäß eine hervorragende Rolle spielen und sie bildete auch stets den Hauptbestandtheil der Heere. Außerdem war ja bis zur letzten Zeit der politischen Selbständigkeit jeder Adelige verpflichtet, Heerfolge zu Pferde zu leisten. Man reiste und jagte auch vorwiegend zu Pferde. Dieser allgemeine und andauernde Gebrauch des Pferdes als Reitthier entwickelte die Vorliebe für die Pferdezucht und führte andererseits zur Ausbildung jener Eigenschaften, welche an dem altpolnischen Pferde gerühmt werden, namentlich dessen vorzügliche Verwendbarkeit als Reitpferd, dessen Schnelligkeit und große Ausdauer. Dazu kam noch, daß während der Kriege gegen die Türken und Tataren im XVI. und XVII. Jahrhundert eine starke Beimischung orientalischen Blutes die ursprüngliche Steppenrace veredelte. Andere Beimischungen durch Einführung von

Pferdemarkt in Krakau.

Pferden westlicher Racen, namentlich von spanischen und friesischen Pferden hatten eine weit geringere Bedeutung. Im Laufe des XVIII. Jahrhunderts hat das polnische Pferd infolge veränderter Verhältnisse in seiner Verwendung vieles von seinen Vorzügen eingebüßt. Nichtsdestoweniger wurde dasselbe nicht nur in großen Gestüten, sondern auch auf den adeligen Gütern mit Vorliebe gezüchtet. Während der großen Kriege zu Anfang des XIX. Jahrhundertes war das von denselben verschonte Galizien der ständige Lieferant von Pferden für verschiedene Armeen, was die Pferdezucht noch mehr aufmunterte. Diese Nachfrage nach Pferden leichten Schlages für die Cavallerie und zu Privatgespannen ist auch bis jetzt zum großen Theile unserem Lande treu geblieben, obgleich der Typus des altpolnischen Pferdes nunmehr sich gänzlich verwischt hat und fortgesetzte Beimischungen orientalischen und englischen Blutes große Veränderungen der inländischen Pferdetypen hervorgebracht haben.

Galizien ist reich an Pferden, wie wenige Länder in Europa, und läßt in dieser Beziehung die übrigen österreichischen Länder weit hinter sich. Die Zählung des Jahres 1890 hat 765.570 Pferde nachgewiesen, das ist 10·1 Pferde auf 100 Hektare productiver Fläche und 11·6 Pferde auf 100 Einwohner. Innerhalb dieses Pferdestandes ist einerseits das auf den landtäflichen Gütern vorhandene Zucht- und Gebrauchsmaterial und andererseits die große Masse der bäuerlichen Pferde zu unterscheiden. Für die erstere Kategorie bestehen über hundert Gestüte mit Pferden theils orientalischer, theils englischer Abstammung; einzelne dieser Zuchtanstalten, namentlich die der Grafen Tarnowski in Dzików und Chorzelów, des Grafen Siemieński-Lewicki in Chorostków und das erst vor Kurzem aufgelöste des Grafen Julius Dzieduszycki in Jarczowce haben sich einen großen Ruf erworben. Außer den Gestüten beschäftigt sich eine große Anzahl von Grundbesitzern in bescheidenerem Maßstabe mit der Pferdezucht. Ungeachtet jetzt die Pferdehaltung auf den mittleren Gütern gegen früher wesentlich eingeschränkt ist, bewirkt doch die traditionelle Vorliebe für diesen Wirthschaftszweig, daß dieser Zweig der Thierzucht vielfach auch ohne Rücksicht auf Rentabilität gepflegt wird. Unter den bäuerlichen Grundbesitzern zeichnen sich als Pferdezüchter die wohlhabenderen Bauern in den Bezirken Wieliczka, Bochnia und weiter nach Osten bis nach Jaroslau, somit in der Ebene und dem Hügellande des westlichen Galiziens aus. Dieselben liefern Armeepferde für das Inland und für die Ausfuhr. Im mittleren und östlichen Theile Galiziens werden die Pferde der bäuerlichen Besitzer allzufrüh zur Arbeit verwendet, schlecht genährt und gepflegt, verkümmern daher im Wuchse (130 bis 150 Centimeter) und in der Kraftentwicklung, sind aber sehr genügsam, ausdauernd, und unempfindlich gegen klimatische Einflüsse. Auch dieser degenerirte Schlag zeigt unverkennbare Spuren der Beimischung von orientalischem Blute. Einen besonderen Typus unter den bäuerlichen Pferden in Ostgalizien weisen die Huzulenpferde in dem südöstlichen Winkel

zwischen den Karpathen und der Bukowiner Grenze auf. Dieselben stammen von den polnischen Pferden ab, haben aber durch fortgesetzte Verwendung im Hochgebirge Eigenschaften angenommen, welche sie zu Reit- und Tragthieren in diesen Gegenden besonders geeignet machen. Sie bewegen sich mit Sicherheit auf den steilsten Pfaden und vermitteln den gesammten Verkehr außerhalb der dort seltenen Fahrstraßen. In Würdigung dieser Eigenschaften hat die Heeresverwaltung während des Krieges in Bosnien und der Herzegowina eine größere Anzahl von Huzulenpferden angekauft.

Zur Förderung der Pferdezucht im Lande dienen die Staatshengstendepots zu Drohowyże und Olchowce und die von denselben ressortirenden Hengstenstationen. Vor Kurzem wurde in Klecza dolna, Bezirk Wadowice, ein ärarischer Fohlenhof gegründet.

Forstwirthschaft, Jagd und Fischerei.

Der Wald und die Forstwirthschaft. — Zu Ende des vorigen Jahrhunderts gehörte Galizien noch zu den waldreichsten Ländern Europas. Es hatte wohl auch damals schon bedeutende waldlose Flächen, sogar einige Theile der westlichen Karpathen waren sehr stark abgeholzt, aber das übrige Land war im Allgemeinen reich gesegnet mit Wäldern, die vielfach noch gar nicht genutzt wurden oder in denen nur schwach gepläntert wurde, um ausgesucht schönes Werkholz zum eigenen Gebrauche oder zur Flößerei nach Danzig zu gewinnen. Große Strecken der Karpathen bedeckten Urwälder, deren Überreste in den östlichen Karpathen bis auf unsere Tage sich erhalten haben.

Der Verkauf der Nationalgüter an Private, die nur zu oft den Kaufpreis auf Rechnung des zu schlagenden Waldes erschwangen, wie auch die Theilung großer Gütercomplexe in kleinere, gaben den ersten Anstoß zur rascheren Abnahme unserer Wälder. Unbedachte Rodungen und besonders eine übermäßige Waldnutzung bei fast allgemeinem Mangel wirklicher Forstmänner beförderten die Entwaldung, welche sich rapid steigerte, als die erleichterten Verkehrsverhältnisse den Absatz in größere Entfernungen nicht nur auf Wasser-, sondern auch auf Landwegen ermöglichten.

Als das Forstgesetz vom 3. December 1852 erlassen wurde, waren schon große Flächen Galiziens entwaldet. In der westlichen Niederung breiteten sich ausgedehnte Flugsandflächen aus, die an sich steril, bei ihrer Beweglichkeit eine wachsende Gefahr für die benachbarten Wiesen und Äcker wurden. Im Hügellande und in Podolien traten an die Stelle ehemaliger Wälder meilenbreite, oft fruchtbare, oft aber auch geringe Äcker, in Vorbergen aber entstanden, besonders auf strengeren Bodenarten, ausgedehnte noch gegenwärtig mit tausenden moosbewachsenen Maulwurfshügeln bedeckte schlechte Weiden. Das Gebirge wurde auch immer kahler, große Berglehnen wurden nach der

Entwaldung als magere Hafer- oder Kartoffelfelder bebaut oder verwandelten sich in armselige, mit verbissenen Wachholdersträuchern bewachsene Weiden; die früher regelmäßig fließenden Bäche wurden zu Wildbächen, welche die dem Gebirge entströmenden Flüsse derartig verschottern und versanden, daß nach jedem etwas länger dauernden ausgiebigeren Gebirgsregen die Wasser aus den Flußbetten heraustreten und durch Überschwemmungen fast alljährlich ungeheueren Schaden anrichten.

Seit dem Erlasse des Forstgesetzes, dessen Bestimmungen lange Zeit sehr gelinde angewendet und durchgeführt wurden, ist die Entwaldung etwas eingeschränkt, jedoch nicht aufgehalten, indem Gesuche um die Erlaubniß zur Umwandlung des Waldbodens in Ackerland nur zu oft eingereicht und ungeachtet der jetzt strengeren Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften doch nicht immer abweisend erledigt werden können, namentlich wenn dieselben aus noch sehr waldreichen Gegenden einlangen und keine gewichtigen Gründe gegen die Erlaubniß sprechen. Die Einsicht, daß der Wald als Factor der allgemeinen Wohlfahrt und sogar als sichere Kapitalsanlage geschont werden soll, bricht sich wohl in gebildeten Kreisen allmählich Bahn. Manche Waldbesitzer würden dieser Ansicht auch unbedingt huldigen, wenn sich nur die allgemeinen ökonomischen Verhältnisse besserten; gegenwärtig aber muß der Wald sehr oft aus der Noth helfen und fällt in die Hände von Industriellen, für welche die Zukunft des Waldes wie auch die Rücksichten auf das allgemeine Wohl Nebensache, der augenblickliche Nutzen der alleinige Zweck ist.

Der drohenden Entwaldung wird in den letzten Jahren einigermaßen entgegengearbeitet. Große Flugsandflächen sind mit Kiefern bewaldet, durch Viehweide oder durch unerlaubte Rodungen zerstörte Waldungen werden zwangsweise wieder aufgeforstet und besonders die Gemeindewälder, welche ohne das Einschreiten der Regierung sehr rasch verschwinden würden, werden amtlich beaufsichtigt und ihre Nutzung controlirt. Ein für die Zukunft der galizischen Wälder günstiges Zeichen ist auch die steigende Nachfrage nach gebildeten Forstleuten und eine wenn auch noch schwache Tendenz, die Wälder des mittleren Großgrundbesitzes schonend und nachhaltig zu bewirthschaften. Die vom Landes-Ausschusse im Jahre 1874 errichtete Landeslehranstalt für Forstwirthschaft in Lemberg erfreut sich auch einer steigenden Frequenz.

Ungeachtet dessen, daß die Wälder nicht geschont, theilweise sogar leichtsinnig verwüstet oder in Ackerland umgewandelt wurden, besitzt das Land noch einen sehr bedeutenden, an vielen Orten sogar noch sehr werthvollen Waldbestand. Nach den neuesten statistischen Erhebungen des k. k. Landes-Forstinspectorates im Jahre 1894 sollen in Galizien 1,954.074·20 Hektar wirklich bewaldet sein (nach amtlichen statistischen Tabellen in den letzten Jahren 2,014.922 Hektar). Die angegebene Waldfläche wird vielleicht nicht ganz genau der Wirklichkeit entsprechen, indem viele Waldparzellen wohl nicht mehr

bewaldet sind, obwohl dieselben noch als Wald angegeben werden; wenn man aber die nicht unbedeutende, von amtswegen eingeleitete, von Privaten und von Gemeinden stetig fortgeführte Bewaldung der Flugsandflächen, wie auch viele Wiederbewaldungen und Aufforstungen aufgelassener Äcker berücksichtigt, so wird die vorgenannte Ziffer wohl nicht weit von der Wirklichkeit abweichen.

Die größere Hälfte des Waldbestandes bilden theils reine, theils mit einem geringen Procent Laubholz durchsetzte Nadelwälder, namentlich im Gebirge und in der sarmatischen Niederung; die Vorberge, das Hügelland wie auch Podolien (letzteres ausschließlich) nehmen die Laubwälder ein, die wenigstens zur Hälfte als Niederwald genutzt werden.

Wenn man die vorgenannte Waldfläche als bestehend annimmt, so gehört Galizien zu den absolut waldreichsten Kronländern Österreichs, relativ aber ist es bei seiner 7,850.173 Hektar betragenden Gesammtfläche das waldärmste, indem es mit seinen 24·88 Procent Waldfläche (abgesehen von dem wirklichen Werthe) nicht einmal mit Dalmatien concurriren kann.

Die Vertheilung des Waldes in Galizien ist ziemlich ungleichmäßig; denn sogar in den Karpathen, die weitaus waldreicher sind als das übrige Land, ist das östliche Ende vorwiegend Wald (Gebirgsantheile der Bezirke Kosów, Nadwórna, Dolina, Kałusz, Stryj, Lisko), die Mitte hat sehr zerstreute Wälder, und erst gegen das westliche Ende der galizischen Karpathenkette treten wieder die Wälder in den Vordergrund (in den Bezirken Nowysącz, Nowytarg und Żywiec). Noch auffallender ist die ungleichmäßige Vertheilung des Waldes im Hügel- und Flachlande mit Einschluß Podoliens, der sich hier längs der Karpathen und seiner Vorberge von Westen nach Osten und dann nach Südosten lang hingestreckt hinzieht. Der westliche Theil mit großentheils trockenen Sandböden hat nur einige auffallend stärker bewaldete Bezirke (Chrzanów, Myślenice, Bochnia), dann folgen waldarme Gegenden bis in die Nähe des Sanflusses, wo wiederum große Waldcomplexe auftreten und sich bis zur nordöstlichen Landesgrenze fortsetzen (in den Bezirken Tarnobrzeg, Nisko, Cieszanów, Rawa, Sokal, Kamionka, Brody, theilweise Żołkiew und Złoczów). An diese anlehnend zieht sich wieder ein waldigerer Streifen von Lemberg nach Südosten (in den Bezirken Lemberg, Bóbrka, Przemyślany, theilweise nur Brzeżany, Podhajce, Buczacz) als Grenze gegen Podolien, wo die Wälder nur gruppenweise zerstreut auftreten (in den Bezirken Borszczów, Czortków, Trembowla, Husiatyn), indem ein großer Theil Podoliens und ein Theil Pokutiens ganz waldlos ist (Bezirk Horodenka und der größere Theil der Bezirke Brzeżany, Podhajce, Trembowla, Tarnopol, Skałat) und vor etwa 30 Jahren großentheils noch eine echte, uncultivirte Steppe mit einer eigenthümlichen Gras- und Staudenflora war, die leider im Verschwinden begriffen ist.

Die Waldflora Galiziens ist im Wesentlichen von der mitteleuropäischen nicht verschieden, in der nur wenige Holzgewächse fehlen, wie z. B. von Hauptholzarten die Schwarzföhre und die Lärche, welche beide aber, besonders die Lärche, sehr oft künstlich eingeführt sind. Von Nadelhölzern sind die Kiefer, die Fichte und die Weißtanne herrschend.

Die Kiefer, ein Baum der Niederungen, bedeckt ausgedehnte Flächen auf sandigen und lehmigsandigen, manchmal sehr trockenen, sehr oft aber auch feuchten, sogar nassen und moorigen Böden. Die Fichte und Tanne (Weiß- oder Edeltanne) sind eigentlich Gebirgsbewohner, die meistens miteinander gemischt, oft rein und nicht selten mit Buchen durchsetzt, im Gebirge große Wälder bilden. Nur ausnahmsweise verirren sich diese beiden Gebirgsbäume in die Niederungen. Die Zirbelkiefer, ein Hochgebirgsbaum, war früher häufiger, ist aber auch jetzt noch in den östlichen Karpathen nicht gar so selten. Sehr selten aber sind Taxusbäume, indem diese jetzt beinahe ausgerottete und doch so schöne Holzart meistens nur strauchartig vorkommt.

Von strauchartigen Nadelhölzern ist der gemeine Wachholder am häufigsten im Gebirge, weniger häufig in der sandigen Niederung; der Alpenwachholder (Juniperus nana) kommt nur im felsigen Hochgebirge (Czarnohora, Gorgany, Tatra) und nicht häufig vor, wo er mit der Krummholzkiefer (Pinus pumilio) die Grenze des Holzwuchses bezeichnet. Nur in dem Pieninengebirge wächst der Sävenstrauch (J. sabina).

Zahlreicher sind die Laubholzarten. Auf kalkhaltigen Hügelzügen (Pieniaki, Olszanica, Bryńce), wie auch im Gebirge herrscht oft als reiner Bestand die Buche, auf lehmhaltigen tiefen und fruchtbaren Bodenarten die Stieleiche, welche aber auch auf sehr sandigen Böden mit der Kiefer vorkommt. Auf schweren Lehmböden, besonders im Südosten, waren seit jeher reine Bestände der Weißbuche, welche in letzter Zeit sogar an Ausdehnung gewinnt, indem viele zu licht gehaltene Eichenbesamungsschläge von der Weißbuche beinahe ausschließend eingenommen werden. Auf feuchten und nassen Niederungen herrscht die Schwarzerle.

Ausnahmsweise bestandbildend kommt die Birke (Betula pubescens und B. verrucosa), die Esche und der Bergahorn vor; noch seltener die kleinblättrige Linde und die Traubeneiche. Mehr untergeordnet, aber doch als den Mischwald bildend sind beachtenswerth: die Ulmen und Rüstern, der Spitzahorn, die Kirsche, die Ebereesche, seltener und baumartig nur in Podolien der Feldahorn und die spitzblättrige Esche (Fraxinus oxyphylla). Überall verbreitet ist die Aspe.

Sehr zahlreich sind die Weidenarten, welche mit der Schwarz- und Silberpappel in Niederungen längs der Bäche und Flüsse wachsen.

Von Großsträuchen ist auf besseren Bodenarten am häufigsten der Haselstrauch, dem sich sehr oft das Pulverholz, der gemeine Hornstrauch (Cornus sanguinea), die Traubenkirsche,

der Spindelbaum anschließen. Im Hochgebirge ist die Grünerle (Alnus viridis) sehr verbreitet; ihre eintönigen Gebüsche sind nicht selten durch die prächtig rothen Beeren des Traubenhollunders erhellt. Die Zwergsträucher sind durch die Heidel- und Preißelbeeren vertreten, der Sumpfporst ist ein nicht seltenes Unkraut in moorigen Kieferwäldern, wo auch manchmal Andromeda polifolia vorkommt. Zu den seltenen Erscheinungen gehört der schmalblättrige Seidelbast (Daphne cneorum).

Die krautartige Waldflora Galiziens ist besonders in den östlichen Gebirgs- und Niederungswäldern sehr mannigfaltig und oft von überraschender Üppigkeit, welche Eigenschaft den Viehzüchtern sehr erwünscht ist, aber dem Forstmanne oft schwere Sorgen bei der Verjüngung abgetriebener Schläge verursacht.

Wenn man von den ungünstigsten Standortsverhältnissen, die nicht häufig vorkommen, absieht, so gehören die Wälder Galiziens im großen Ganzen zu den wuchskräftigsten der Monarchie, indem der jährliche Durchschnittszuwachs per Hektar auf 3·59 Kubikmeter berechnet wird; in einigen östlichen Bezirken erreicht derselbe über fünf Kubikmeter per Hektar. Auf die Zuwachsverhältnisse wirken meist zwei Factoren ein: der Boden und das Klima. Der Boden ist oft von ausgezeichneter Qualität und das Klima begünstigt den Waldwuchs.

Pflanzengeographisch gehören die Wälder Galiziens zwei botanischen Gebieten an: dem baltischen und dem pontischen.

Das baltische Gebiet nimmt den größten Theil des Landes ein, indem nicht nur das ganze Gebirge mit den Vorbergen, sondern auch der weitaus größte Theil des Hügel- und Flachlandes hierher gehört. Die klimatischen Verhältnisse dieses Florenreiches begünstigen in hohem Grade die Entwicklung der Wälder, welche auch meistens ausgezeichnetes Gebrauchsholz liefern. Als östliche Grenze des baltischen Gebietes in Galizien kann man eine über Śniatyn, Kolomea, Tłumacz, Podhajce, Złoczów, Załoźce, Podkamień (Brody) gezogene Linie annehmen, die anderen Grenzen fallen mit den Landesgrenzen zusammen. Dieses weite Gebiet theilt sich ganz natürlich wieder in zwei wesentlich verschiedene Gaue ein: in den karpathischen und den sarmatischen, von denen der erste das Gebirge mit den Vorbergen, der zweite das Flachland und theilweise das Hügelland einnimmt. Die Grenze zwischen diesen Gauen einerseits und dem pontischen Gebiete anderseits nimmt eine eigene Übergangszone ein, in welcher die Wälder nicht nur aus den verschiedenen, oft reine Bestände bildenden Laubhölzern zusammengesetzt sind, sondern in denen oft auch Nadelhölzer mehr oder weniger reichlich eingesprengt sind.

Im karpathischen Walde herrscht in höheren Lagen die Fichte und die Tanne, zu denen sich sehr oft die Buche gesellt. Diese Holzarten bilden seltener reine Bestände, öfter aber sind dieselben in verschiedenen Mischungsverhältnissen miteinander gemengt;

am häufigsten ist die Mischung der Fichte und Tanne. In Hochlagen der östlichen Karpathen tritt die Zirbelkiefer, und zwar manchmal, wiewohl selten in reinen Beständen (k. k. Domäne Jasień gegen 300 Hektar) auf, größtentheils aber wächst dieselbe gruppenweise oder vereinzelt, und steigt mit der hier schon krüppelig wachsenden Buche und der Grünerle fast bis in die Höhe der Krummholzregion. Die Wälder entwickeln sich sehr kräftig und liefern auch ein gutes, auf höheren, das Wachsthum mäßigenden Lagen sogar ausgezeichnetes Werkholz (Resonanzholz). Reichliche Samenjahre sind nicht selten, und wo die Forstunkräuter, besonders die Himbeere nicht überhand genommen haben oder die Viehweide nicht übermäßig ausgeübt wird, ist die Ansamung meistens sehr reichlich, der Nachwuchs rasch und gut geschlossen, das Altholz gesund. Insectenschäden sind nicht häufig, vielleicht seltener, als in anderen mitteleuropäischen Gebirgswäldern.

In den östlichen, beinahe ausschließlich mit Wäldern und Forsten bedeckten Karpathen, tief im Gebirge (Ludwikówka, Mizuń, Worochta) findet man noch echte Urwälder, welche ihre Unzugänglichkeit und besonders das Fehlen geeigneter wilder Flößwässer vor den Angriffen des Menschen schützte und bis auf unsere Tage bewahrte. Durch Wälder, die schon mehr oder weniger forstmäßig genutzt wurden, gelangt man allmählig in eine Wildniß, die wirklich ergreifend ist. Den Boden, auf dem uralte geborstene Stämme lang hingestreckt oder oft haushoch übereinander gethürmt morschen, bildet vorwiegend eine tiefe, halbzersetzte, mit dicken Moospolstern belegte Humusschicht, aus der häufig größere Steinblöcke oder Felsen hervorragen, unter denen nicht selten eine Quelle hervorrieselt, deren Wasser nach kurzem Laufe im Gerölle und in moorigen, mit Straußfarn und sprossendem Bärlapp dicht bewachsenen Schichten verschwindet, um weiter unten desto reichlicher hervorzubrechen. Der Kronenschluß ist im Urwalde meistens sehr unvollkommen; denn über dem Gewirre von morschen Stamm- und Aststücken, Steinblöcken, Farnkräutern, Himbeeren und Nachwüchsen verschiedensten Alters erheben sich kerzengerade zu schwindelnder Höhe vereinzelte oder gruppenweise gewachsene Fichten und Tannen, gelegentlich auch Buchen, auf deren unförmlich dicken, knorrigen Stämmen nicht selten ungeheuerliche Zunderschwämme (Polyporus fomentarius) wuchern. Von alten Ästen senken sich lange, bleichgrüne, oft silberig schimmernde Bartflechten (Usnea barbata). Der gewöhnlich sehr ungleichartige und beinahe undurchdringliche dichte Nachwuchs bildet sich manchmal zu größeren und kleineren, beinahe gleichalterigen Horsten aus, namentlich an Stellen, wo größere Windbrüche oder eine andere Ursache eine mehr gleichzeitige Ansaat ermöglichte. Solche größere Horste sind aber Ausnahmen; denn der Urwald zeigt meistens die höchste Unregelmäßigkeit, welche noch dadurch gesteigert wird, daß der Anflug nicht nur auf dem Boden, sondern auch auf bemoosten Steinblöcken und auf dem absterbenden und todten Holze erfolgt. Oft sieht man meterhohe und höhere Baumstümpfe

Urwaldpartie aus den Karpathen.

mit angeflogenen, lustig wachsenden jungen Fichten geziert, nicht selten sind es aber auch schon ältere, auf solchen luftigen Standorten angeflogene Fichten, welche ihre Wurzeln längs der den Baumstumpf umhüllenden Moosschicht zur Erde sandten, anwurzelten und, sich kräftig entwickelnd, mit der Zeit, wenn ihre Stütze morsch auseinander fällt, auf hohen Stelzenwurzeln stehen werden. Anderwärts sieht man wieder Tannen, die im jungen Alter schief gedrückt, beinahe dem Boden aufliegend, mit dem Wipfel bogig aufstreben oder längs des Stammes Adventivknospen gebildet haben, aus denen eine Reihe secundärer Stämmchen entstand. Wieder wo anders haben bis auf den Boden herabgebeugte, mit immer feuchtem, von Preißel- oder Heidelbeeren durchwuchertem Moose halbbedeckte Fichtenäste Adventivwurzeln getrieben, mit denen an den Boden angeklammert dieselben dann förmliche Fallen bilden für Denjenigen, der das mühevolle Wandern, eigentlich Klettern, durch einen karpathischen Urwald gewagt hat; oft sind große Waldparzellen absolut unpassirbar.

Sehenswerth ist ein solcher Urwald, aber sein Werth als Nutzwald ist sehr gering, und darum schwindet er und muß endlich den regelmäßig bewirthschafteten Forsten weichen, die in den Karpathen auch immer mehr an Ausdehnung gewinnen, obwohl die karpathischen Wälder im Allgemeinen eine immer kleinere Fläche einnehmen. Wenn man die neuerdings durch den Zukauf der Herrschaft Nadwórna vergrößerten k. k. Domänen, einige Fondsgüter und einige wenige Großgrundbesitze ausnimmt, so ist die Bewirthschaftung, eigentlich die Nutzung der meisten karpathischen Wälder derartig, daß alljährlich die Waldfläche verringert und die Gebirge immer wüster und unproductiver werden.

In der Übergangszone, welche vorwiegend hügelig ist, sondern sich aus dem Gemische beinahe aller in unseren Wäldern wild vorkommender Baumarten oft reine Bestände aus, welche nicht nur durch die Holzart, sondern auch theilweise durch die krautartige Flora an einen der angrenzenden Pflanzengaue erinnern. So findet man in der Nähe von Lemberg mitten in der Übergangszone Kiefernwälder, welche den nicht sehr entfernten trockeneren Wäldern des sarmatischen Gaues ähnlich sind. Bei Pieniaki (im Brodyer Bezirk) aber, viele Meilen weit von den Karpathen, sind ausgedehnte Buchenwälder, welche an den karpathischen Wald um so mehr erinnern, als in ihnen die Esche nicht nur vorkommt, sondern manchmal sogar auf Besamungsschlagen vorherrschend wird. Hart daneben (in Zakoźce) sind ausgedehnte Eichenwälder, welche ausgeprägt podolisch sind und als Grenzwälder angesehen werden können; auch in anderen Gegenden der Übergangszone sind Eichenwälder, die sehr an den podolischen Wald erinnern. Die Wälder der Übergangszone sind in ihrer ganzen Ausdehnung vorwiegend Laubwälder, indem nur bei besonderen Bodenverhältnissen Nadelhölzer natürlich eingesprengt oder vorwiegend, beinahe als reiner Bestand, vorkommen. Die Qualität der Nadelhölzer ist

geringer als in ihren eigenthümlichen Verbreitungsbezirken, dagegen ist das Holz der Laubholzarten meistens ausgezeichnet.

Der Kiefernwald mit seinen verschiedenen Abänderungen kennzeichnet den sarmatischen Gau, welcher in Galizien die große, von unbedeutenden Hügeln kaum unterbrochene, von der Westgrenze des Landes bis zu dessen Ostgrenze reichende Niederung einnimmt. Diese durch den Sanfluß in eine größere westliche und in eine kleinere östliche Hälfte getheilte Niederung war vor Jahrhunderten in ihrer westlichen Hälfte bis an den San größtentheils eine riesige Wildniß (puszcza sandomierska), deren noch wildere, durch unwegsame Sümpfe am Bug und Styr unterbrochene Fortsetzung sich weit nach Osten hinzog; die jetzigen Wälder bei Niepołomice, Radłów, Rozwadów, Nisko, Kamionka, Lopatyn, Brody sind nur Reste der ehemaligen Waldwildnisse. Eine über Krakau, Bochnia, Tarnów, Rzeszów, Jaroslau, Jaworów, Krechów, Krasne und Brody gezogene Linie kann als wirkliche Grenze des sarmatischen Gaues angenommen werden. Längs dieser Grenze in sehr wechselnder Breite zieht sich die oben genannte Übergangszone, wobei zu bemerken ist, daß den von Podolien scheidenden, nordöstlich gewendeten Theil derselben vorwiegend ziemlich hohe und breite Hügelzüge bilden, welche zugleich die europäische Wasserscheide bezeichnen.

Große Flächen dieses sarmatischen Gaues, besonders der ehemaligen Sandomirer Wildniß sind beinahe entwaldet (im Bezirke Krakau, Wieliczka, Dąbrowa, Mielec, Ropczyce, Pilzno, Rzeszów) und theilweise in Flugsandflächen umgewandelt, einige Gegenden aber sind noch sehr waldreich (in den Bezirken Chrzanów, Tarnobrzeg, Nisko, Rawa, Sokal, Kamionka, Brody), obwohl der Wald unter dem Einflusse verschiedener Verhältnisse verschieden geartet und von sehr ungleicher Beschaffenheit ist. Bestimmend ist hier die Bodenbeschaffenheit. Trockene, manchmal sehr sterile, oft aber auch nasse sogar zeitweise überfluthete und dann moorige Sandböden nehmen den größten Theil dieses Gaues ein; ein kleiner Theil hat lehmig-sandigen Boden, die unbedeutenden Erhebungen des Bodens, die selten zu ausgeprägten Hügeln anschwellen, sind entweder Moränengebilde im Westen, oder im Osten Überbleibsel tertiärer Formationen.

Dieser Bodenbeschaffenheit entsprechend ist in hiesigen Wäldern die Kiefer vorherrschend, Eiche, Schwarzerle, Birke, Esche, Ulme manchmal eingesprengt, die beiden ersten aber manchmal vorwiegend oder sogar rein, wenn die Art des Bodens und dessen physikalische Eigenschaften der Entwicklung einer dieser Holzarten günstig sind. Selten verirrt sich in diese Niederung die Fichte und die Tanne; ausnahmsweise findet man die erstere z. B. in Zdżary bei Tarnow, die zweite auf den Moränenhügeln bei Kamień (Bezirk Nisko).

Sehr dürftig ist der Kiefernwald auf trockenen Sandböden, auch wenn das Streurechen nicht ausgeübt wurde, denn die lichten Kronen der von Insectenraupen oft

heimgesuchten Bäume beschatten den mit filzartig verwebten lichtbraunen Nadeln bedeckten Boden nur wenig, und ungeachtet dessen sieht man zwischen den schmächtigen, obschon oft längst im haubaren Alter stehenden Stämmen nur selten etwas Grünendes; Vorwüchse sind äußerst selten und sogar die bleichgrünen, runden Kissen des Weißmooses (Leucobryum glaucum) sind nicht häufig. Sehr oft lichtet sich der Wald noch stärker, den sich hebenden, schütter mit Nadeln bestreuten Boden berasen bläuliche Rennthierflechten, die Kiefern werden immer krüppelhafter, um endlich auf einer vom Walde umschlossenen Sanddüne zu wirklichen Krüppeln einzuschrumpfen, die vereinzelt nicht einmal so viel Nadeln schütten können, um den überall hervorblickenden bleichen Sand zu festigen. Der umgebende Wald sollte hier nur schwach gepläntert werden, denn mit jeder größeren Entblößung des Bodens ist die Gefahr der Entstehung von Flugsandflächen verbunden.

Ansprechender gestaltet sich der Kiefernwald auf etwas fruchtbaren, wenn auch armen sandigen Standorten. Die Bäume sind wuchskräftiger, die Kronen dichter benadelt und in Folge dessen ist der stärker beschattete Boden größtentheils mit einer grünen Moosschicht bedeckt, manchmal dicht bewachsen mit Heidelbeeren oder, wo der Kronenschluß schwächer ist, mit Preißelbeeren, zu denen sich nicht selten eine Wintergrünart (Pirola, Chimophila) gesellt; noch lichtere Stellen nimmt oft die Besenhaide ein. In haubaren Beständen sind horstweise Vorwüchse recht häufig, und nicht selten zeigen sich Wachholderbüsche oder, was noch häufiger vorkommt, förmliche Eichenanflüge, aus denen sich bei geeigneter Pflege Eichenbestände, wie solche dort auch vorkommen, ausbilden ließen, was aber gewöhnlich unterlassen wird, indem das Holz der hiesigen Eichen minderwerthiger als das Kiefernholz ist. Die Samenjahre der Kiefern sind hier aber nicht sehr regelmäßig und manchmal ist der nicht genügend dichte natürliche Anflug in Gefahr, durch Besenhaide oder andere Unkräuter unterdrückt zu werden; mit einiger Hilfe oder künstlich angesäet schließt er sich aber leicht zu guten, rasch heranwachsenden Junghölzern.

Ganz anders ist der Wald in der östlich vom San gelegenen Niederung. Auf lehmig-sandigem, welligem Terrain entwickelt er sich wuchskräftiger und wird noch mannigfaltiger, wenn die niedrigsten Stellen feucht und moorig werden, oder wenn durch den ebenen Waldgrund ein träger Wasserlauf schleicht, welcher, stellenweise den Boden vollständig durchtränkend, torfige Brüche bildet, die im Frühjahre oder in nassen Sommern ganz überfluthet sind. An trockeneren Stellen bildet hier die Kiefer manchmal herrliche reine Bestände, in denen man nicht selten noch einzelne riesige, wiewohl fehlerhaft gewachsene oder vom Blitze beschädigte Kiefern findet. Diese altersgrauen, aber oft noch kräftigen Bäume sind Überbleibsel derjenigen Wälder, welche das früher berühmte polnische Kiefernholz für Danzig lieferten. Das reichliche Auftreten ganz junger Eichen unter alten Kiefern ist auch auf dem hiesigen lehmig-sandigen Boden keine zu seltene

Erscheinung, die um so auffallender wirkt, wenn weithin nichts als Nadelwald zu sehen ist. In nicht zu stark geschlossenen, auf mehr sandigem Boden erwachsenen Beständen, oft an sanften Hügelabhängen tritt als große Zierde des im Ganzen einförmigen Kiefernwaldes der rosmarinblättrige Seidelbast (Daphne cneorum) auf, dessen tiefrothe Blumen einen betäubenden Wohlgeruch aushauchen. An fruchtbaren Stellen ist die Kiefer mehr oder weniger mit Eschen, Ulmen und besonders mit Schwarzerlen durchsetzt, von denen die letztere an moorigen, aber von rinnenden Bächen durchtränkten Stellen gewöhnlich ganz in den Vordergrund tritt und dann, wenn auch nicht große doch reine, meist aus geraden, hochschaftigen Bäumen zusammengesetzte Bestände bildet. Im sumpfigen Kiefernwalde wächst oft der Sumpfporst (Ledum palustre), dessen düster grünes Gezweige manchmal die rosenrothen Sternchen der nicht häufigen poleiblättrigen Andromede erhellen. Den Wald unterbricht manchmal eine schwarze, mit Schilf, Moorweiden und hohen Binsen eingefaßte, den Himmel und die nächsten Bäume wunderbar spiegelnde Wasserfläche oder eine Lichtung, deren schwankenden Boden verrätherisch ein mit Sonnenthau (Drosera) und Moosbeeren gezierter Torfmoosteppich deckt; seltener sind trockene, mit Besenhaide bewachsene oder nackte sandige Bodenerhebungen.

Den bisher beschriebenen Waldformen ganz unähnlich ist der podolische Wald, der sich unter ganz anderen Standortsverhältnissen entwickelt hat.

Die podolische Hochebene, der auch ein großer Antheil Pokutiens vollkommen ähnlich ist, hat einen zwar lehmigen (oft Löß) und fruchtbaren, aber meistentheils auf durchlassenden tertiären Schichten lagernden Boden. Dieselbe gehört dem pontischen Gebiete an und hat demgemäß ein Steppenklima, das aber, weil diese Hochebene in Galizien zwischen den sehr waldreichen sarmatischen und noch waldigeren karpathischen Gau eingeschoben ist, merklich gemildert erscheint. Ungeachtet dieser Milderung des Steppenklimas sind nur die nördlichen und westlichen Ränder wie auch einige wenige hügeligen Striche (die sogenannten Miodoboryberge, dann bei Trembowla, Czortków, Ułaszkowce, Skała) stärker bewaldet, das übrige Land, besonders die große mittlere Ebene ist aber waldlos und war auch vor etwa 30 Jahren großentheils noch wirkliches, mit einer eigenthümlichen Flora ausgestattetes Steppenland (Pantalicha-Steppe, Płosko bei Kozova u. a.).

Eine Eigenthümlichkeit aller podolischen und pokutischen Wälder ist der absolute Mangel spontan erwachsener Nadelhölzer und immergrüner Sträucher. Die in den anderen Gebieten so häufige Besenhaide, die Preißel- und Moosbeere fehlen hier gänzlich und nur der (auch nicht häufige) Epheu vertritt hier die immergrünen Gehölze. Sogar Farrenkräuter (außer dem Adlerfarren) und Moose sind nicht häufig. Die Wälder sind hier, wo die Nadelhölzer nicht künstlich eingeführt wurden, Laubwälder, die theils als Hoch-, theils als Niederwälder bewirthschaftet werden.

Herrschend ist die Stieleiche, indem sie nicht nur ausgedehnte reine Bestände bildet, welche meistens ausgezeichnetes Eichenholz liefern, sondern beinahe in jedem gemischten Wald spärlicher oder reicher vertreten ist. Neben der Stieleiche ist am verbreitetsten die Weißbuche, welche auch reine Bestände bildet, überall vorkommt und, was schlimmer ist, immer mehr vorwaltet, indem überall, wo zu lichte Verjüngungsschläge in Eichenwäldern durchgeführt wurden, die Eiche von der Weißbuche stark verdrängt wird, und in Niederwäldern vielfach auch ganz verdrängt wurde. Die Buche kommt nur untergeordnet und nur in den Randwäldern als Bestand vor. In den gemischten Wäldern kommen vor: glattblättrige Ulmen, gewöhnliche Eschen (die scharfblättrige in den Miodobory am Zbrucz), Feld- und Spitzahorn, Kirschen u. s. w. Überall aber begegnet die Aspe, die zwar mit ihren Wurzelschößlingen in Holzschlägen oft lästig wird, aber, aus Samen entstanden, langschäftige, gerade Stämme bildet, welche zu Bauzwecken statt des Nadelholzes Verwendung finden.

Der echte, typische podolische Wald ist der Eichenwald, der lange ins Frühjahr, wenn schon alles grünt und sproßt, noch mit seinen blattlosen Kronen an den Winter erinnert. Sehr oft bildet er dichtgeschlossene, aus geraden, langschaftigen Bäumen gebildete Bestände, in deren dichtem Schatten beinahe kein Unterwuchs fortkommen kann und nur vereinzelte halbunterdrückte Haselsträucher oder schmächtige Nesseln an die Möglichkeit eines solchen erinnern. Wo die Eichen mit anderen Holzarten gemengt sind oder wo der Kronenschluß überhaupt unterbrochen ist, dort siedelt sich auf dem meistens fruchtbaren Boden ein starker und mannigfaltiger Unterwuchs aus Sträuchern und großen Stauden, welche letzteren besonders an Waldrändern oder auf Waldblößen oft durch ihre Größe (Senecio nemoralis, Cimicifuga foetida, einige Umbelliferen) oder durch ihren Blumenreichthum (Adenophora, Aconitum, Solidago, Dictamnus, Campanula, Centaurea und andere) auffallen. In der Nähe des Dniester findet man unter den Sträuchern oft die Cornelskirsche, die Heckenkirsche (Lonicera xylosteum) und auch nicht selten den tatarischen, hier strauchartig wachsenden Ahorn (Acer tataricum), der besonders gegen die Waldränder die Stelle des Haselstrauches vertritt. Hier findet man auch manche seltene Pflanze, wie den röthlichen Nießwurz (Helleborus purpurascens) und viele andere.

Geschlossene Eichenwälder gehen manchmal durch vollständige Unterbrechung des Kronenschlusses in die sogenannten Dąbrowy (Eichenhaine) über. Alte, breitkronige, kurzschaftige, manchmal halbtodte, angebrannte oder abenteuerlich knorrige Eichen sind dann über eine wiesenartige Fläche zerstreut, welche meistens im Vorsommer gemäht, ausgezeichnetes Heu liefert, im Nachsommer aber als Weide benutzt wird.

Eine Podolien eigenthümliche Gehölzbildung sind die Gestrüppe, welche kaum als Waldbildungen angesehen werden können und doch verdienen, beim Walde erwähnt zu werden. Diese Gestrüppe, nur theilweise aus Bäumen, hauptsächlich aus Sträuchern und

zu Sträuchern verkrüppelten Holzarten gebildet, überziehen und festigen oft die steilsten felsigen Lehnen des tief eingeschnittenen, schmalen Flußthales des Dnieſter und der in ihn einmündenden podolischen Flüſſe (Strypa, Sereth, Nizława, Zbrucz). Hier ist die Heimat einiger, in anderen Gegenden Galiziens gar nicht oder selten vorkommender Sträucher, wie z. B. des vollblättrigen Schneeballs, der Zwergkirsche (Prunus Chamaecerasus), der Elsbeere (Torminaria torminalis), des bleichblütigen Gaisklees (Cytisus leucanthus), der orientalischen Quittenmispel (Cotoneaster orientalis A. K.), zahlreicher

Brettsäge zu Zawoja.

Rosen, Brombeeren und dazu vieler osteuropäischer Stauden. Diese Gestrüppe haben wohl eine an sich selbst nur geringe Bedeutung für die Forstwirthschaft, höchstens daß dieselben oft ausgezeichnete Fuchsreviere sind und daß aus denselben mittelmäßige Ruthen zu Flechtzäunen bezogen werden können — aber an weniger steilen Orten bilden sich aus denselben manchmal sogar Hochwälder, die, mehr oder weniger weit auf die angrenzende Hochebene übergreifend, als Nutz- und besonders als Schutzwälder nicht ohne Bedeutung sind. Botanisch sind dieselben jedenfalls sehr interessant.

Wie aus der vorstehenden, in allgemeinen Umrissen gegebenen Schilderung zu ersehen ist, besitzt Galizien zwar noch viele, aber sehr ungleichmäßig vertheilte und in noch

höherem Grade ungleichwerthige Wälder, deren Erhaltung aber aus klimatischen und volkswirthschaftlichen Rücksichten sehr wichtig ist. Das ist aber keine leichte Aufgabe. Noch vor wenigen Jahren widersetzten sich viele Landgemeinden hartnäckig, oft gewaltthätig der Ablösung von Waldservituten und der Einführung einer schonenderen Behandlung ihrer Wälder; sogar Aufforstungen von Flugsandflächen wurden anfänglich in vielen Gegenden zwangsweise durchgeführt; auf halbwegs besseren Bodenarten aber ist noch jetzt der Kampf zwischen der Land- und Forstwirthschaft sehr lebhaft und wird leider nur zu oft zu Ungunsten des Waldes entschieden.

Die Holznutzung ist in Galizien im Allgemeinen übermäßig, was für einige waldreiche Gegenden damit begründet wird, daß das stockende Holz theils schon überständig ist, theils in kurzer Zeit überständig sein wird. Aber für viele Gegenden ist diese Begründung unzulässig, indem kaum ins haubare Alter eintretende, oft viel jüngere Bestände hingeopfert werden. In einigen wenigen Gegenden und bei sorgfältiger künstlicher Verjüngung kann ein solches Verfahren finanziell gerechtfertigt werden, nicht aber in der Mehrzahl der Fälle, wo die Besitzer des geschlagenen Waldes die Verjüngung desselben dem Zufalle überlassen oder dieselbe oft absichtlich vernachlässigen, um den Waldboden erst als Viehweide, dann unbemerkt als Acker zu benutzen.

Außer solchen und ähnlichen, leider noch sehr zahlreichen Mißwirthschaften, die in einem immerwährenden Kriege mit dem Landesforstinspectorate stehen, hat Galizien glücklicherweise noch sehr viele Wälder, deren Bestehen wenigstens auf viele Jahre gesichert erscheint. Außer den k. k. Domänengütern, in denen nach Zukauf der Herrschaft Nadwórna gegenwärtig 294.222 Hektar Wald ganz correct bewirthschaftet werden, außer den unter amtlicher Controle stehenden Fonds- und Kirchengütern gibt es noch viele private Waldwirthschaften, welche nicht nur sehr groß sind, sondern auch oft als wirkliche Pflanzstätten und Vorbilder des Fortschrittes in der Bewirthschaftung der Privatwälder angesehen werden können (Krzeszowice, Izdebnik, Lancut, Krasiczyn, Poturzyca und viele andere). Besonders gilt dies von solchen Forstwirthschaften, wo neben der sorgsamsten Verjüngung und Pflege des Waldes das Holz nicht nur in eigener Regie geschlagen und sorgsam sortirt wird, sondern wo das entsprechende Holz auch industriell in eigenen Fabriken verfeinert zum Verkaufe gelangt und in dieser Weise die höchste Ausnutzung erzielt wird (erzherzogliche Domäne Żywiec; die Forste des Fürsten E. Sanguszko bei Tarnów).

Die Verjüngung der Hochwälder geschieht größtentheils durch natürliche Besamung, obwohl der Verkaufsmodus des haubaren Holzes sehr oft die regelmäßige natürliche Verjüngung erschwert, manchmal sogar in Frage stellt. Nur in wenigen, sehr intensiv bewirthschafteten Forsten wird die künstliche Verjüngung systematisch durchgeführt.

Meistens wird die künstliche Verjüngung (Säen und Pflanzen) nur als Aushilfe angesehen und dementsprechend nur dort angewendet, wo die natürliche Besamung nicht ganz gelungen ist oder einfach nicht angewendet werden kann.

Wenn wir von der nicht unbedeutenden Holzindustrie absehen, welche für den internen Bedarf arbeitet, so werden die galizischen Wälder bis jetzt eigentlich nur durch Sägewerke industriell ausgenützt, indem andere Zweige der Holzindustrie erst im Werden begriffen sind, und das Land noch sehr große Massen von Holzwaaren ungeachtet seines Reichthums an werthvollen Werkhölzern aus dem Auslande beziehen muß.

Die Sägewerkindustrie hat sich mit der Vervollkommnung der Verkehrsmittel auffallend schnell entwickelt, indem neben den primitiven, mit einer einzigen Säge arbeitenden Sägemühlen immer häufiger größere Wasser- und Dampfsägen (die erste im Jahre 1851 in Mokrzyszów) entstanden, welche nicht nur die kleinen Sägemühlen, sondern auch die (in einigen Gegenden und ausnahmsweise übliche) Handsägerei beinahe vollständig verdrängten. Gegenwärtig besitzt Galizien nicht wie früher, so außerordentlich viele aber desto besser eingerichtete Sägewerke unter denen besonders zwei beachtenswerth sind, nämlich in Wygoda und Demnia.

Das Sägewerk in Wygoda gehört zur Herrschaft Weldzirz (Besitz der Aktiengesellschaft L. v. Popper) und ist wohl das größte in der Monarchie. Außer den sehenswerthen Einrichtungen zur Bringung des getrifteten Holzes, der elektrischen Beleuchtung und so weiter enthält es 24 Bundgatter, 12 Zirkularsägen, 2 Hobelmaschinen, 1 amerikanisches Spaltgatter, 3 Holzwollmaschinen und 6 Ablängesägen.

Das Sägewerk in Demnia, zur Herrschaft Skole (Besitz der Brüder Gröbl und Schmidt) gehörig, ist, was die technische Einrichtung betrifft, dem Sägewerke in Wygoda ebenbürtig, aber dadurch interessanter, daß das Holz beinahe ausschließlich nicht angetriftet, sondern per Bahn dem Sägewerke zugeführt wird, indem auf der Skoler Herrschaft statt der Trift die Waldeisenbahn eingeführt und immer weiter ausgedehnt wird, was nicht nur die Ausnutzung der Wälder rationeller gestalten, sondern gleichzeitig auch die Durchführung einer nachhaltigen, systematischen Waldwirthschaft den gegenwärtigen Besitzern erleichtern wird.

Die Producte der Sägewerksindustrie, durch welche hauptsächlich die galizischen Wälder ausgenutzt werden, sind sehr mannigfaltig, denn dieselbe liefert dem Handel vom einfachsten Kistenbrett oder einer Dachlatte die verschiedensten Sortimente bis zum schönsten, fertig zugeschnittenen und gehobelten Tischler- und Musikinstrumentenholz. Diese weit über das Bedürfniß des Landes gehende Production bildet einen der wichtigsten Posten in den Ausfuhrausweisen und wirklich beschickt dieselbe mit ihren ausgezeichneten Erzeugnissen nicht nur die west- und südeuropäischen, sondern auch viele der orientalischen Holzmärkte.

Außer den Sägewerkserzeugnissen liefern die galizischen Wälder Eisenbahnschwellen, große, mit Handarbeit zugerichtete Rund- und Kanthölzer, Faßdauben, Grubenhölzer u. s. w., wie es auch an gelungenen Versuchen nicht fehlt, dem inländischen Holze durch noch andere Bearbeitungs- und Verwendungsmethoden einen größeren Werth abzugewinnen. So erzeugt man Holzstoff, Holzstifte, Faßpfropfen, Paraffin- und Naphthafässer aus Buchenholz, Klärspäne aus der Hasel, Terpentinöl und Theer aus gerodeten Kiefernwurzeln u. s. w. Sogar größere Kunsttischlereien sind in letzter Zeit entstanden, was alles als ein günstiges Zeichen anzusehen ist, indem eine mannigfaltigere und verfeinerte Verwendung des Holzes nicht ohne Einfluß auf die Preise edlerer Holzarten und dadurch auch auf den Werth besser gepflegter Wälder sein wird.

Vieles hat sich schon jetzt gebessert und es ist zu hoffen, daß die Beispiele rationeller Forstwirthschaft immer häufiger nachgeahmt, der Schmälerung galizischer Wälder kräftig entgegenwirken und deren Bestehen der Zukunft sichern werden.

Jagd und Fischerei. — Die Verschiedenheit und die noch in einigen Gegenden großartige Ausdehnung der in der Niederung und im Gebirge liegenden Wälder, die zahlreichen Sümpfe und oft schilfreichen Teiche, wie auch die im östlichen Theile des Landes steppenartigen Flächen tragen dazu bei, daß Galizien wohl von keinem anderen Kronlande der westlichen Reichshälfte durch die Mannigfaltigkeit des Haar- und Federwildes übertroffen wird, obwohl der Stand des friedlichen Wildes noch bei weitem nicht so stark ist, wie er sein könnte. Nur zu oft wurden früher die Schonzeiten nicht gehörig eingehalten, das Raubzeug wurde mit wenig Nachdruck verfolgt, nur ausnahmsweise wurde das Wild in Nothzeiten gefüttert, besonders aber schädigten den Wildstand die unberechtigten Jagd- eigentlich Wildliebhaber vornehmlich aus bäuerlichen Kreisen. Die Wilddiebe, zwar nicht so bösartig wie in den westlichen Kronländern, mehrten sich in den mittleren Decennien des laufenden Jahrhunderts (nach 1848) derartig, daß in manchen Gegenden dieselben zu einer wirklichen Landplage wurden und vielen Jagdbesitzern endlich alle Lust an der Hege und Pflege des Wildes benahmen. Erst seit Einführung der Jagdreviere und der festeren Handhabung der Jagdgesetze haben sich die Zustände insoweit gebessert, daß gegenwärtig oft sogar in Wäldern geringerer Ausdehnung das Wild gepflegt und geschont, die Jagd aber waidmännisch betrieben wird. Nur auf einigen großen Domänen nahm und nimmt die Jagd den ihr gebührenden Rang stetig ein, wie auf den Gütern der Grafen Andreas und Roman Potocki, des Grafen Wladimir Dzieduszycki, des Fürsten Adam Sapieha, des Fürsten Sanguszko und einiger anderen Herren. Die früheren großen Wildparke sind aber größtentheils aufgelassen; von den bestehenden sind bemerkenswerth der große und schöne Hirschpark in Krzeszowice (Graf Andreas Potocki), der Wildpark in Kudnik (Graf Ferdinand Hompesch-Bollheim) und der Dammhirschpark in Lancut (Graf Roman Potocki).

Außer vielen Besitzern größerer Jagdgebiete betreiben die Jagd waidmännisch auf größeren verpachteten Jagdgebieten auch einige Jagdgesellschaften, wie die St. Hubertus-Gesellschaft, die städtische Lemberger und die adelige Lisowicer Jagdgesellschaft, von welchen die letztere, seit 25 Jahren bestehende ein Jagdmuseum in Lisowice gegründet und ein interessantes Gedenkbuch herausgegeben hat.

Die Jagdmethoden sind nach Gegenden und Wildarten verschiedenartig. Die früher fast allgemeine Jagd mit Bracken beschränkt sich gegenwärtig nur auf die höheren, schwer zugänglichen Gebirgswaldungen, indem im Flachlande und in den Vorbergen die Treibjagden überall eingeführt wurden. Außerdem sind im Gebrauche die Suche mit dem Vorstehhunde, der Anstand, das Blatten, das Anfahren, die Brunfthirschpürsche; nur auf wenige waldarme, flache Gegenden beschränkt sich die Hetzjagd mit Windhunden auf Hasen und Füchse. Das Raubzeug wird verschiedenartig gejagt, vieles in Fallen gefangen, manchmal, besonders die Füchse, an Luderplätzen erlegt wie auch vergiftet. Wohl nirgends mehr wird die sehr gefährliche, früher zur Winterszeit nicht seltene Wolfsjagd auf Schlitten mit schreiendem Ferkel vorgenommen.

Die Jagdmethoden der Wilddiebe sind selbstverständlich von der größten Mannigfaltigkeit, indem nicht so sehr die Schußwaffen, als die verschiedenen unwaidmännischen Schlingen und Fallen von denselben benützt werden, um des Wildes habhaft zu werden. Die von Wilddieben gebrauchten Schußwaffen sind oft eigenes Fabrikat mit Anwendung eines alten Gewehr- oder Pistolenlaufes, die abenteuerlichen Zündvorrichtungen erinnern manchmal an die ältesten Zeiten der Schießkunst. Die Unvollkommenheit der Schußwaffe ist aber dem Wilddiebe nebensächlich, denn seine ausgiebigsten Waffen sind Schlauheit, eine unglaubliche Geduld und Ausdauer.

Unter dem Haarwilde Galiziens ist das vornehmste der Bär, welcher nur die Hochgebirgswälder, vornehmlich in den östlichen Karpathen bewohnt, vereinzelt aber auch westwärts bis an die schlesische Grenze vorkommt. In niedriger gelegenen Waldungen streift er nur herum, in die eigentliche Niederung wagt er sich äußerst selten und entfernt sich nie weit vom Gebirge. Als ein Raubthier, welches oft die auf den Gebirgsmatten weidenden Hausthiere schlägt, wird er von den Huzulen gefürchtet aber auch sehr eifrig verfolgt. Agressiv ist er nicht, aber gereizt oder verwundet wird er zu einem gar stattlichen Gegner, so daß die Jagd auf denselben nicht selten mit schweren Unglücksfällen verbunden ist. Viele Bären werden erschossen, aber mancher fällt auch, in einer Trittfalle (stopica) gefangen, unter den wuchtigen Schlägen des Fallenstellers. Häufig ist der Bär nicht, aber nach statistischen Ausweisen vom Jahre 1885 bis 1893 wurden doch 151 Stück erlegt, von denen die meisten auf die östlichen Gebirgsbezirke entfallen, namentlich auf die Bezirke Dolina (45), Stryj (24), Kosów (20), Nadworna (15); auf Westgalizien

entfallen nur 6 Stück, namentlich auf die Bezirke Żywiec (Saibusch 4), Nowytarg (1), Wadowice (1).

Dieselben düsteren Waldungen, in denen der Bär angetroffen wird, beherbergen auch den Luchs, diesen ärgsten Schädiger des Haar- und Federwildes, der aber auch den weidenden Schafen und Kälbern sehr gefährlich ist. Da der Luchs sehr weit wechselt, in einer Gegend nie lange verweilt, dazu weit vernimmt, und dann leicht wegschleicht, so ist die Jagd auf ihn sehr unsicher. In manchen Jahren ist er selten, in anderen häufig, wie z. B. im Jahre 1889, wo in der Gegend von Spas (Bezirk Staremiasto) 11 Stück erlegt wurden. Vom Jahre 1885 bis 1893 erlegte man 192 Stück. Verwandt mit dem Luchs ist die Wildkatze, auch eine arge Schädigerin des Wildes, von welcher in demselben Zeitraum 198 Stück erlegt wurden. Die Wildkatze erscheint vereinzelt in verschiedenen Waldgegenden und wird gelegentlich gejagt. Rasch verfolgt, bäumt sie leicht auf; durch einen ungeschickten Schuß verwundet, springt sie manchmal ab, und kann dem Jäger sehr schwere Wunden beibringen.

Weit verbreiteter wie die vorgenannten ist der Wolf, welcher weil er nicht nur Hausthiere reißt, sondern nicht selten auch Menschen anfällt, gefürchteter ist. Die Wölfe bewohnen die Gebirgswaldungen, aber auch in den ausgedehnten nordöstlichen Wäldern der baltischen Region, wie in den an Rußland grenzenden östlichen Bezirken erscheinen manchmal Wölfe in Rotten, welche besonders im Winter die Gegend unsicher machen. Den Wölfen wird sehr eifrig nachgestellt und es fielen in den Jahren von 1885 bis 1893 726 Wölfe, von welchen die meisten auf die nordöstlichen und östlichen Bezirke entfallen, namentlich auf Rawa (54), Sokal (52), Skalat (40), Husiatyn (39), Borszczów (32). Die größte Zahl, 111 Stück, wurde im Jahre 1886 erlegt, die Zahl derselben vermindert sich aber, indem beispielsweise im Jahre 1890 noch 89, im Jahre 1893 nur 44 Stück zur Strecke gelangten.

Das zahlreichste, gewandteste und schädlichste Raubthier ist wohl der Fuchs, welcher nicht nur dem friedlichen Haar- und Federwilde, sondern auch dem Hausgeflügel nur zu erfolgreich nachstellt. Wo das Terrain für seine Baue günstig ist und er nicht sehr verfolgt wird, vermehrt er sich schnell, umsomehr als er in Galizien einer gesetzlichen Schonzeit (vom 15. Februar bis 31. August) theilhaftig ist. Laut statistischen Ausweisen des Forstrathes Goralczyk erlegte man in neun Jahren (von 1885 bis 1893) die bedeutende Anzahl von 57.410 Stück.

In ausgedehnteren, mit überständigen, hohlschaftigen Bäumen durchsetzten, besonders auf koupirtem Terrain stockenden Wäldern haust der Edelmarder, welcher nicht nur nützliches Wald- und Sumpfgeflügel, sondern auch Hasen und sogar junge Rehe anfällt. Gleich schädlich, aber mehr für zahmes Geflügel, ist der Steinmarder, wie der Iltis.

Das große Wiesel, dessen schneeweißes Winterkleid die früher so bevorzugten Hermelinfelle gibt, ist besonders der niederen Jagd schädlich, gehört aber zu den sehr seltenen Erscheinungen in den galizischen Wäldern. Endlich sei noch der vorsichtige Dachs als Jagdthier erwähnt, der zwar viele Engerlinge, aber gelegentlich auch ein junges Häschen oder einen halbflüggen Vogel vertilgt; leider aber wird er nicht selten aufgegraben selbst ein Opfer des Jägers.

Wie der Fuchs auf dem Lande, so ist der Fischotter zu Wasser ein sehr schädlicher Räuber, indem er auf seinen weiten Wanderungen die Fischwässer arg schädigt. Derselbe wird oft geschossen, nicht selten in Fallen gefangen und doch fielen nach dem genannten Gewährsmanne in 9 Jahren 2.236 Fischottern, was einen Jahresdurchschnitt von 248 Stück gibt.

Das zur hohen Jagd gezählte, vom Landwirth gehaßte, von Waidmann dagegen sehr gern gesehene Schwarzwild ist in Galizien sehr zahlreich (von Jahre 1885 bis 1893 erlegte man 11.732 Stück) und ungeachtet der steigenden Cultur hat es sich so auffallend vermehrt, daß in vielen Bezirken, wo es früher unbekannt war, gegenwärtig zahlreiche Rudel umherschweifen. Die eigentliche Heimat der ansehnlichsten, mit furchtbarem Gewerf bewehrten Keiler, wie der größten Bachen sind die mit nassen Gründen durchsetzten großen Wälder der baltischen Region, aber auch die Wälder der Vorberge mit reichlicher Eichel- und Buchelmast. Die Jagd, bei welcher der Jäger beinahe allgemein ohne die anderwärts üblichen Schutzeinrichtungen zu ebener Erde das Wild erwartet, ist nicht nur aufregend, sondern auch für minder erfahrene, heißblütige oder ungeschickte Schützen oft sehr gefährlich; denn das galizische Schwarzwild ist ein urwüchsiger, starker und den Jäger leicht aufnehmender Schlag. Nach einem alten polnischen Sprichwort soll man zur Bärenjagd einen Wundarzt, zur Saujagd einen Priester einladen.

Obwohl die galizischen Wälder und Felder noch viel Raubzeug beherbergen und auch in den Lüften mancher mächtige Räuber kreist, fehlt es doch nicht auch an nützlichem (friedlichem) Haarwilde.

Das seltenste, gegenwärtig unter gesetzlichem Banne stehende, weil mit Aussterben bedrohte Wild ist die Gemse (Kozica), welche die wildesten Partien der hohen Tatra bewohnend, dieselben verschönert und belebt. In denselben einsamen Steinwüsten haust das sehr selten zu erschauende, auch gesetzlich geschützte Murmelthier (Świszcz), welches aber desto öfter seine Anwesenheit und Wachsamkeit dem ruhig schreitenden Bergsteiger durch weitschallende Pfiffe verräth.

Auch ein Gebirgswild ist der auf den östlichen Theil der Karpathen beschränkte Edelhirsch. Besonders in den theilweise mit Urwald bedeckten Hochgebirgstheilen kann man, wiewohl selten, in der Ferne ziehendes Edelwild sehen; dort kann man auch zur

Brunftzeit das dröhnende Röhren eines oder mehrerer Capitalhirsche hören. Die Pürsch, nur zu oft ungünstig verlaufend, bringt doch dem glücklichen Jäger manchmal wundervoll ausgebildete, armdicke Geweihe als Jagdbeute, welche in den gewähltesten Sammlungen den bewundernden Blick des Kenners auf sich lenken. Die Zahl des Edelwildes soll sich bedeutend vermehrt haben; durchschnittlich werden jährlich 60 bis 70 Stück Edelhirsche gestreckt, von denen die größte Zahl auf diejenigen Bezirke entfällt, wo noch ausgedehnte Gebirgsurwälder vorkommen, wie Dolina, Stryj, Nadworna, Turka.

Die in den Wildparks wie z. B. in Krzeszowice gehegten Hirsche entwickeln sich befriedigend, erreichen aber nie die riesigen Dimensionen der in der Wildniß frei erwachsenen Capitalhirschen, unter denen selten Kümmerer vorkommen.

Das Rehwild hat sich in den letzten Jahrzehnten auffallend vermehrt und auch an Terrain gewonnen, indem gegenwärtig Rehwild bis an die Ostgrenzen des Landes vorkommt, in Gegenden, wo vor etwa 30 Jahren ein versprengter Bock zu den größten Seltenheiten gehörte. Diese günstige Wendung verdankt das Land der Thätigkeit des galizischen Jagdvereines (Towarzystwo Łowieckie), welche durch ihre Bemühungen und die Herausgabe der Zeitschrift „Łowiec“ (der Waidmann) mächtig zur Hebung des Wildstandes und der Jagd beigetragen hat. Die schon citirten Zusammenstellungen aus den Jahren 1885 bis 1893 weisen die für Galizien bedeutende Zahl von 49.109 Stück, und diese würde noch bedeutender sein, wenn nicht einige sehr schwere Winter den Wildstand im Allgemeinen geschädigt hätten.

Auch die Hasen, welche sich wie das Rehwild mit steigender Cultur und der streng eingehaltenen Schonzeit schnell mehren, sind in vielen Gegenden sehr häufig, mit Ausnahme des Gebirges, wo das Raubzeug nicht in Schranken gehalten werden kann und die schneereichen Winter vielen Hasen verderblich sind.

Obwohl in Rudnik am 11. October 1887 ein junger Elch erlegt wurde, gehört das Elchwild nicht mehr zur galizischen Wildfauna, indem nach alten Urkunden die letzten Elche im Jahre 1730 bei Niepołomice erjagt wurden. Auf ihr früher häufigeres Vorkommen deuten viele Ortsnamen.

Um vieles mannigfaltiger und zahlreicher, aber auch wechselnder ist das galizische Federwild. Das Gebirge mit seinen uralten Wäldern, die großen theilweise sumpfigen Niederungswälder, wie die großen steppenartigen Flächen, besonders aber die Sümpfe, Tümpel und Teiche bieten zahlreiche bequeme Nist- und Standplätze für das Federwild.

Vom Waldgeflügel besitzt Galizien das Auerhuhn, welches, nicht nur im Gebirge, sondern auch in Niederungswäldern, wie z. B. bei Rozwadów vorkommt. Nicht selten ist das Birk- und Haselhuhn. Die Waldschnepfe zeigt sich in wechselnden Zügen, nistet auch an manchen Orten.

Die Jagd auf Rebhühner ist in vielen Gegenden, vornehmlich Westgaliziens recht ergiebig; die Wachteln sind seit einigen Jahren nicht mehr so zahlreich, wie früher.

Das schöne, zur hohen Jagd gehörige Federwild, der große Trappe findet sich in Podolien truppweise, seltener ist der Zwergtrappe; der Kranich ist auch nicht häufig.

Aus der großen Gemeinschaft des Wasser- und Sumpfgeflügels besitzt Galizien außer den als seltene Gäste vorüberziehenden Schwänen und Pelikanen, Wildgänse und sehr viele Arten Enten, darunter manche nordische Art, wie z. B. die Eistauchente (Anas glacialis). Der weiße Säger (Mergus albellus) ist im Winter sehr häufig. Unter

Fischdieb auf einem Rohrfloß.

den Seetauchern erscheint manchmal der große Seetaucher (Colymbus glacialis), mit anderen Möven finden sich manchmal als seltener Gast die Silbermöve (Larus argentatus) und die Zwergmöve (Larus minutus).

Aus der Reihe der Stelzenfüßigen sind nicht selten der große und der kleine Silberreiher, seltener der weiße Löffelreiher (Platalea leucorodia) und der schwarze Storch, der bei uns nistet.

Sehr zahlreich sind die verschiedenen Brachvögel, darunter als Seltenheit der Regenbrachvogel (Numenius phaeopus), verschiedene Strand-, Wasser- und Sumpfläufer, Rohr- und Wasserhühner, wie auch die drei europäischen Sumpfschnepfen.

Die Fasane werden mit einigen Ausnahmen nicht sehr erfolgreich gehegt, das amerikanische Puterwild aber wurde in Krasiczyn probeweise eingeführt.

Neben dem zahlreichen friedlichen Federwilde und in diesem wie auch unter dem Haarwilde großen Schaden anrichtend, finden sich auch zahlreiche größere und kleinere Raubvögel. Die vornehmsten unter denselben sind die Adler, wie der große, im Hochgebirge nistende, im Winter in den Niederungen erscheinende Steinadler, der Goldadler, der sehr häufige Schreiadler, der Seeadler u. a. Nicht selten erscheint auch der graue Geier (Vultur cinereus). Die Bussarde, die Milane und besonders die Falkenarten sind reichlich vertreten; unter den letzteren bemerkenswerth sind der Wanderfalke (Falco peregrinus) und der Würgfalke (Falco lanarius) als seltenere, und der Sperber mit dem Habicht als die schädlichsten. Als nordischer Gast erscheint im Winter der rauhfüßige Bussard (Buteo lagopus).

Unter den Nachtraubvögeln ist der größte der Uhu, wohl am schädlichsten ist die uralische Tageule (Ulula uralensis), am seltensten aber die Schneeeule (Ulula nyctea).

Eine vollständige mit prächtigen Exemplaren vertretene Sammlung alles in Galizien vorkommenden Haar- und Federwildes findet der Waidmann in dem großartigen naturhistorischen Museum des Grafen Wladimir Dzieduszycki.

In Bezug auf die Fischerei ist Galizien sehr reich an Gewässern, dagegen auffallend arm an Seen, indem es nur einige kleine Hochgebirgsseen in der Tatra besitzt, die aber für die Fischerei ohne Bedeutung sind. Die Fischwässer sind ausschließlich fließende Gewässer und Teiche, welche vier Stromgebieten angehören. Den größten Theil des Landes nehmen zwei Flußgebiete, das Weichsel- und das Dniestergebiet ein; untergeordnet ist das Donaugebiet, welchem der Pruth mit dem Czeremosz angehört; ganz unbedeutend ist das Dniepergebiet mit dem Styr im Nordosten des Landes. Diese Flußgebiete gehören zwei Meeresbecken an, das Weichselgebiet dem baltischen, die drei anderen dem pontischen, was insoferne von Bedeutung ist, als die im Allgemeinen dem mitteleuropäischen Typus angehörende Fischfauna Galiziens in den drei letzten Flußgebieten durch das Vorkommen einiger osteuropäischer Arten wesentlich gekennzeichnet ist.

Allgemein in Gebirgsbächen und nur ausnahmsweise in der Niederung bei Szko im Bezirke Jaworów, im Abflusse einer sehr interessanten intermittirenden Quelle, lebt die gewöhnliche Forelle, in Flüssen und Teichen finden sich der Hecht, der Barsch, der Karpfen, der Brachsen, der gewöhnliche Kaulbarsch, die Barbe und der Semling (Barbus Petenyi Heck.), verschiedene Plötze, der Wels, der Sander u. a.; in langsam fließenden oder stehenden, schlammigen Wässern die Schleihe, die Karausche, der Schlammpeitzger.

Nur im Flußgebiete der Weichsel findet sich der gewöhnliche Stör, der Lachs, der Aal (im Bug) und der eher schädliche als nützliche, nur auf den äußersten Westen

beschränkte Stichling. Dem Flußgebiete des Dniester sind eigenthümlich die pontischen Störe (Acipenser Schypa Güld., A. stellatus Pall. und am häufigsten A. ruthenicus L.), ein Weißfisch (Leuciscus Wyrozub Güld.), eine Braße (Abramis Sapa Pall.), der osteuropäische Kaulbarsch (Acerina tanaicensis Güld.), der Zingel (Aspro Zingel Cur.), der Streber (Aspro Streber Sieb.), und vier Grundeln (Gobius fluviatilis Pall, G. Kessleri Günth., G. gymnotrochelus Kessl., G. Trauttveteri Kessl.); im Ganzen 12 Arten. Nur im Flußgebiete der Donau im Pruth (Czeremosz) lebt der Huchen (Salmo hucho L.). Zu verzeichnen sind noch die in Galizien beobachteten Fischbastarde: Abramidobsis Leukartii Heck. (im Dniester), Alburnus dolabratus (in der Weichsel) und Carpio Kolleri Heck. (in vernachlässigten Teichen).

Die Fische Galiziens sind größtentheils reine Süßwasserfische, denn von 54 (respective 57) beobachteten Arten begeben sich nur neun zeitweise ins Meer, namentlich der Lachs, die vier Störarten, der Sichling (Pelecus cultratus L.) und die Braßen (Abramis Sapa Pall. und A. vimba L.).

In das Gebiet der Fischerei gehören auch Krebse, von denen in Galizien zwei Arten leben (Astacus fluviatilis und A. leptodactylus); beide sind gegenwärtig ein gesuchter Ausfuhrartikel.

Die wilde Fischerei wird gegenwärtig durch ein Fischereigesetz und die Eintheilung des Landes in Fischereireviere geregelt und es fehlt auch nicht an Bestrebungen, den Fischreichthum der fließenden Gewässer zu heben. Die Anregung dazu gab die Krakauer Fischerei-Gesellschaft durch Anlage von Brutanstalten in Poronin und anderwärts. Die ersten in Galizien künstlich ausgebrüteten Lachse wurden am 20. April 1879 von dem derzeitigen Präsidenten der Gesellschaft Max Novicki bei Krakau in die Weichsel ausgesetzt. Seitdem wurden nicht nur Lachse und Forellen, sondern auch fremde Fischarten an verschiedenen Orten probeweise ausgesetzt, namentlich Salmo quinnat, S. fontinalis, S. iridaeus, Salmo salvelinus, Trutta lacustris; auch trachtete man Fischarten aus dem Weichselgebiete in das Dniestergebiet und umgekehrt zu versetzen; die Versuche werden weiter fortgesetzt.

Die Teichwirthschaft in Galizien ist zweierlei Art. Die althergebrachte, in den großen und kleinen ständigen Teichen Ostgaliziens (in Płotycza, Wertelka, Brzezany, Gródek, Janów, Jaworów u. s. w.) gebräuchliche wilde Teichwirthschaft beschränkt sich nur auf das Abfischen in bestimmten Zeiträumen, auf möglichste Einschränkung der Raubfische und auf die Erhaltung der Teiche im guten Stande; mit der eigentlichen Zucht befaßt man sich nicht. In Westgalizien hingegen ist die rationelle Teichwirthschaft, meist in Weichselteichen, vorherrschend, wobei der Zucht die größte Aufmerksamkeit geschenkt wird und auch wirklich glänzende Erfolge erzielt wurden. Eine der größten derartigen Teichwirthschaften befindet sich auf der Domäne Zator (120 Teiche), woran sich kleinere,

aber immerhin Hunderte von Morgen benützende Teichwirthschaften reihen, wie in Kaniów, Grojec, Tomice, Poręba wielka, Krzyż u. s. w. Die Rentabilität der rationellen Teichwirthschaft ist so augenscheinlich und hat so anregend gewirkt, daß gegenwärtig etwa 300 Hektar Land von Kleingrundbesitzern in Westgalizien zu kleinen Teichen verwendet sind.

Rationelle Waldteichwirthschaft hat sich auch auf Ostgalizien ausgedehnt, indem das in den Forsten des Fürsten Sanguszko in Wierzchosławice bei Tarnów gegebene Beispiel auf den Gütern des Grafen Stephan Zamojski und in den Forsten der Graf Skarbek'schen Stiftung glücklich nachgeahmt wurde.

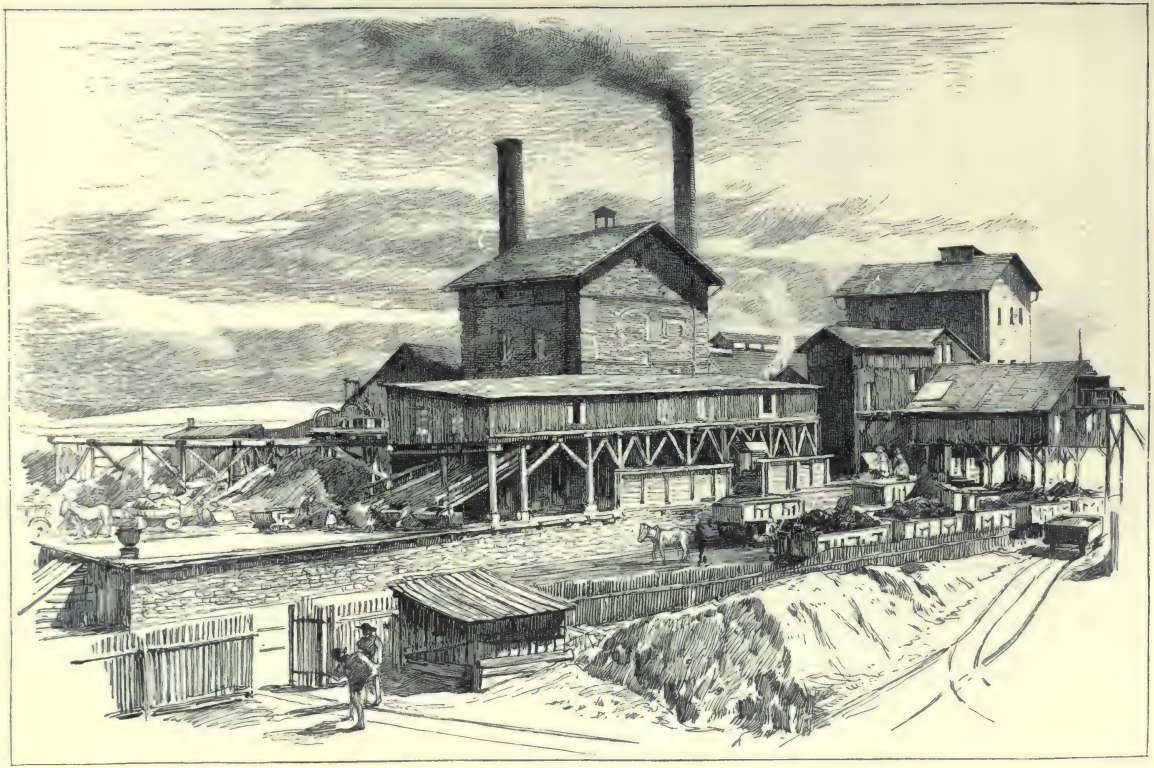
Bei der rationellen Teichwirthschaft ist der Karpfen der Hauptfisch.

In den Ortschaften, welche an größeren Flüssen gelegen sind, widmen sich dem Fischfange meistens ärmere, in keinem gewerblichen Verbande stehende Leute, nur in Krakau besteht eine neu organisirte Fischerinnung, deren Entstehen bis ins XV. Jahrhundert hinaufreicht (Statuten 1481 bestätigt). Bei der Teichwirthschaft werden gelernte Fischermeister verwendet, zum Abfischen aber werden aus den nächsten Ortschaften gewöhnliche Arbeiter gemiethet.

Das Fischen ist eine oft mühsame, wenig Abwechslung bietende Beschäftigung, darum zählt es nur wenige Liebhaber in den intelligenteren Kreisen des Landes. Da aber die Fische ein schmackhaftes Nahrungsmittel sind, der ungenügenden Production wegen theuer bezahlt werden und der unerlaubte Fischfang fast unmerklich betrieben werden kann, so finden sich unter den anwohnenden Landleuten immer einige, welche in fremden Fischwässern gern fischen und unter diesen wieder manche, denen der Fischfang zur Leidenschaft wurde, und welche dabei auch größere Gefahren nicht scheuen. Das Anschleichen ans Wasser, das Auswerfen einer Angelschnur, das Befahren eines Teiches im Kahne bei Nacht und Unwetter ist gefahrlos; anders gestaltet sich aber die Sache, wenn bei strengerer Aufsicht das Fischen nur weit vom Ufer im Röhricht möglich und die Benützung eines Kahnes unmöglich wird. Dann hilft einem verwegenen Fischdieb manchmal ein kleines, dreieckiges, aus Binsengarben gebundenes Floß, auf welchem kauernd derselbe fast lautlos über das dunkle Wasser gleitet, dabei fleißig und selten erfolglos fischt, ohne zu bedenken, daß ein Zerreißen des Floßes oder das Festsitzen im hohen Schilfe oft lebensgefährlich sein kann.

Bergbau und Hüttenwesen.

Galizien zerfällt in geologischer wie auch in orographischer und landschaftlicher Beziehung in vier scharf von einander getrennte Gebiete, und zwar in das Krakauer Gebiet zwischen Szczakowa und Krakau, in das Karpathengebirge mit der Tatrakette und dem subkarpathischen Miocänstreifen, in das galizische Podolien zwischen Sokal und



Steinkohlengrube von Zaworzno.

Brody einer- und Stanislau und Zaleszczyki anderseits und schließlich in die nordgalizische Tiefebene zwischen Weichsel und San. Jeder dieser Landestheile besitzt einen anderen geologischen Bau und demgemäß auch eigene nützliche Mineralien, welche die Grundlage eines ausgedehnten und an manchen Punkten Jahrhunderte alten Bergbaues bilden.

Das Krakauer Gebiet, einen nach Süden vorgeschobenen Posten des polnischen Mittelgebirges bildend und mit den benachbarten Theilen Preußisch-Schlesiens und dem Königreich Polen eng verknüpft, zeigt einen sehr complicirten geologischen Aufbau, an dem sowohl die palaeozoischen Formationen — vom Devon an — wie auch die sämmtlichen mesozoischen, Trias, Jura und Kreide, theilnehmen und der in Folge dieser stratigraphischen Mannigfaltigkeit neben einigen industriell wichtigen Gesteinsarten, dem devonischen Marmor, dem Muschelkalk, dem jurassischen Kalkstein, Porphyr und Melaphyr, auch mehrere für den Bergbau besonders wichtige Mineralien, wie Steinkohle und Eisen-, Blei- und Zinkerze, zu Tage treten läßt.

Das hauptsächlich aus Sandsteinen und Schiefern der Kreideformation und des älteren Tertiärs zusammengesetzte Karpathengebirge ist in seinem Innern an bergbaulich nützlichen Mineralien — mit Ausnahme des Petroleums — arm; an seinem Nordrande dagegen, im Bereiche der miocänen Salzformation liegen im Westen die seit Jahrhunderten weltberühmten Salzlager von Wieliczka und Bochnia und die Schwefelerzlager von Swoszowice, während weiter gegen Osten zahlreiche Salzquellen und vereinzelte Erdöl- und Ozokeritvorkommnisse den Nordfuß der Karpathen bezeichnen.

Das galizische Podolien, im Wesentlichen nur aus vier Formationen: Silur, Devon, Kreide und Miocän bestehend, wurde von der Natur ebenso reich für die Landwirthschaft wie kärglich für den Bergbau ausgestattet. Außer einigen minderwerthigen Braunkohlenlagern und diluvialen Raseneisensteinen sind dort als nutzbare Mineralien nur, allerdings wirklich vorzügliche Baumaterialien, wie der rothe devonische Sandstein, der miocäne Gyps und mehrere Arten von Kalksteinen zu erwähnen.

Das an den Westrand der podolischen Platte angrenzende Flachland zwischen der Weichsel und dem San, ein großes, landwirthschaftlich hoch cultivirtes Gebiet, ist vom geologischen, landschaftlichen und bergmännischen Standpunkte betrachtet, wohl als der undankbarste und eintönigste Landestheil zu bezeichnen. Diluviale und alluviale Ablagerungen bedecken beinahe ausschließlich die weite Ebene und nur hie und da ragen einzelne, übrigens wenig hervortretende Tertiärkuppen auf. Sand, Thon, Mergel und Letten sind dort die einzigen Gesteinsarten, welche dem Landwirth einen meistentheils recht fruchtbaren Boden, dem Geologen jedoch und dem Bergmann nur wenig Freude bereiten.

Dem obbezeichneten geologischen Aufbaue des Landes folgend, hat sich der galizische Bergbau auf einzelne Mineralien in verschiedenen Gegenden concentrirt. Wir finden im

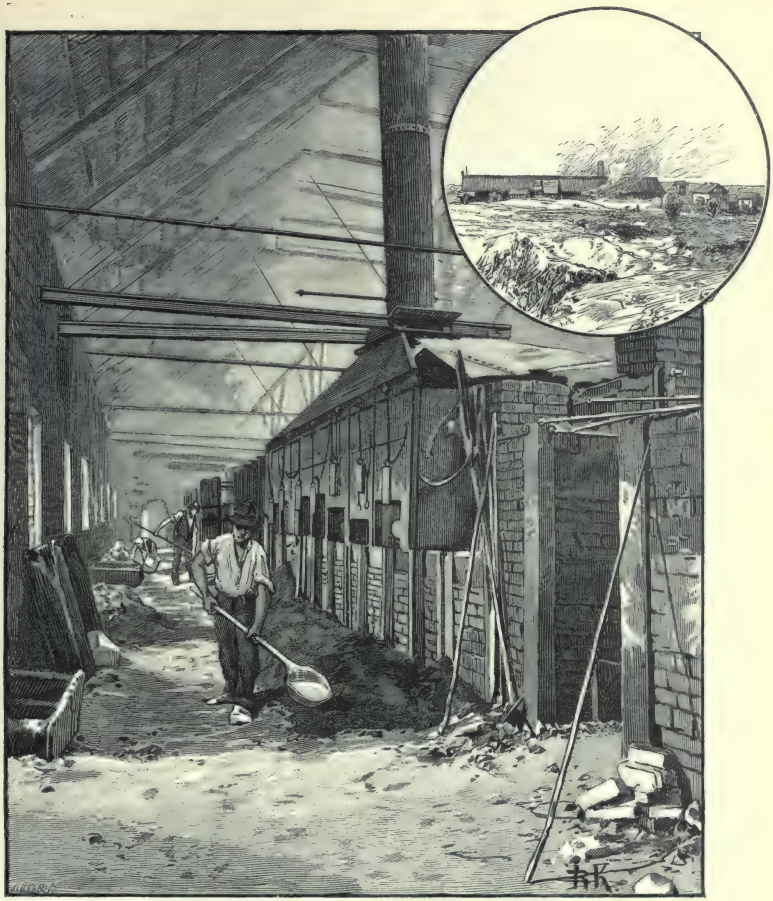
Eisenhüttenwerk in Węgierska-Górka.

Krakauer Gebiet zahlreiche und bedeutende Steinkohlen-, Blei-, Zink- und Eisenerzgruben, im Karpathengebirge einen uralten Salzbergbau und eine höchst wichtige Erdöl- und Ozokeritgewinnung, während auf der podolischen Hochebene und in dem nordgalizischen Flachlande außer den nicht seltenen Baumaterialien nur hie und da Braunkohlen und kosmopolitische Rasenerze abgebaut werden.

Die Steinkohlenlager des Krakauer Gebietes, innigst zusammenhängend mit denen Oberschlesiens und des Königreiches Polen und in der Regel mit diesen beiden zusammen als Ablagerungen des schlesisch-polnischen Steinkohlenbeckens bezeichnet, wurden erst am Ende des

XVIII. Jahrhunderts bei Jaworzno an der preußisch-russischen Grenze entdeckt. Bereits im Jahre 1797 existirte eine preußische Cameral-Kohlengrube bei Jaworzno, welche in diesem Jahre etwa 10.000 Metercentner Grob- und Kleinkohle erzeugte, und aus dem ersten Jahrzehnte des XIX. Jahrhunderts werden schon mehrere private Kohlenwerke in Jaworzno, Dąbrowa, Luszowice und Tenczynek mit einer Jahresproduction von über 100.000 Metercentnern erwähnt. Der größte Theil dieser Gruben ging später in den Besitz des Ärars über, welches aber den Abbau und die Production wenig entwickelte. Erst im Jahre 1871, nach der Gründung der Jaworznoer Gewerkschaft, welche die ärarischen und dann auch mehrere benachbarte Privat-Kohlenwerke erwarb, begann in Jaworzno — nunmehr dem Hauptcentrum des Kohlenbergbaues im Krakauer Reviere — ein rationeller, ausgedehnter und den modernen Ansprüchen entsprechender Bergbau in größerem Maßstabe. Zwanzig Jahre später, um das Jahr 1890, nach dem Ausbau der Kohlenbahn Trzebinia-Siersza, steigerte sich auch bedeutend die Jahresproduction der gräflich Potocki'schen Kohlengruben in Siersza bei Trzebinia und heutzutage sind, außer einigen vorläufig ganz unbedeutenden Unternehmungen in Jeleń und Tenczynek, die Jaworznoer Gewerkschaft und das gräflich Potocki'sche Kohlenwerk in Siersza die zwei wichtigsten Steinkohlenproducenten in Galizien. Die ganze Steinkohlenproduction des Krakauer Revieres betrug im Jahre 1895: 7,600.306 Metercentner im Werthe von 1,337.884 Gulden, wovon auf Jaworzno 5,220.952 Metercentner, auf Siersza dagegen 2,312.247 Metercentner entfallen. Die Steinkohlen dieses Revieres sind im Allgemeinen von mittlerer Qualität, mager, nicht backend und zur Verkokung nicht geeignet; der Heizwerth schwankt in den einzelnen Gruben und Gattungen zwischen etwa 4500 (Niedzieliska) 5000 (Jaworzno, Siersza) und 6000 (Dąbrowa) Calorien, wobei eine Art Gaskohle (Tenczynek) auch den Wärmeeffect von 7.000 Calorien erreicht. Die gesammte Jahresproduction des Reviers reicht keineswegs aus, um den Consumbedarf des Landes zu decken; alljährlich werden vielmehr bedeutende Quantitäten — bis etwa 5 Millionen Metercentner — preußischer (oberschlesischer) und mährisch-schlesischer Steinkohle nach Galizien eingeführt.

Über den productiven Steinkohlenschichten liegt im Krakauer Gebiete die stark entwickelte Triasformation, deren mittlere Stufe, der Muschelkalk, an zahlreichen Punkten Eisen-, Blei- und Zinkerze enthält. Wenn auch diese Erzlager den benachbarten oberschlesischen und denen im Königreich Polen an Mächtigkeit, Reichhaltigkeit und Bedeutung weit nachstehen, hat sich doch hier ein ziemlich umfassender und lohnender Bergbau, hauptsächlich auf Zinkerze entwickelt, und die ersten Anfänge der Bleierzgewinnung datiren bereits aus dem XV. Jahrhundert, wie dies ein Bergprivileg des Königs Ladislaus Jagiełło aus dem Jahre 1415 für die Bleierzgruben in Trzebinia besagt. Gegenwärtig



Zinkhütte in Siersza.

beschränkt sich die Bleierzgewinnung größtentheils auf die Gegend von Trzebionka bei Trzebinia und Kąty bei Chrzanów, an welchem letzteren Punkte sich ziemlich reiche Lagerstätten eines silberhältigen Bleiglanzes befinden, welche durch die den von Giesche's Erben gehörige Mathilden-Grube ausgebeutet werden. Im Jahre 1887 betrug die Bleierzproduction des Krakauer Revieres 38.057 Metercentner im Werthe von 172.758 Gulden; später fiel allmälig die Production infolge des großen Wasserandranges in die Mathilden Grube, der, mehrmals bewältigt, immer von neuem große Hindernisse dem Bergbaue

bereitet, auf 9.346 Metercentner im Jahre 1893 und erst im Jahre 1895 wird die Productionsziffer von 33.375 Metercentner im Werthe von 157.162 Gulden ausgewiesen.

Die Bleierze werden nicht im Reviere verschmolzen, sondern wandern ausschließlich in die Bleischmelzhütten der Gegend von Schoppinitz in Oberschlesien und nur ganz minimale Quantitäten metallischen Bleies (im Jahre 1895: 80 Metercentner) werden gelegentlich in den Zinkhütten des Krakauer Revieres gewonnen.

Ein ähnliches Schicksal trifft auch die Eisenerze des Krakauer Gebietes. Wenig mächtig und mehr in einzelnen Nestern als in continuirlichen Lagern abgesetzt, bilden die stets zinkhältigen Brauneisensteine dieser Gegend den Gegenstand eines immer mehr erlahmenden Bergbaues, dessen Gesammtproduction im Krakauer Reviere — und zugleich auch in ganz Galizien — im Jahre 1893: 85.641 Metercentner Eisenerze im Werthe von 17.405 Gulden, im Jahre 1895 dagegen kaum 7.009 Metercentner im Werthe von 1.201 Gulden erreichte. Diese Eisenerze werden größtentheils in die Eisenwerke von Witkowitz und Oberschlesiens abgesetzt und nur ein geringer Theil gelangt hie und da in das einzige in Galizien befindliche, nunmehr Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Friedrich gehörige Eisenwerk von Węgierska Górka bei Saybusch, welches in zwei Hochöfen blos Gußwaare und zwar meistens aus fremden Erzen erzeugt.

Weit bedeutender als die Blei- und Eisengewinnung ist die Zinkerz- oder Galmeiproduction des Krakauer Revieres. An mehreren Punkten, wie bei Trzebionka, Wodna, Nowa Góra, Długoszyn, „na Galmanie“ u. s. w. finden sich in sogenanntem erzführenden Dolomit reiche Lager eines stellenweise von der Zinkblende durchsetzten Kohlengalmeies oder Smithsonites mit einem mittleren Gehalte von 10 bis 16 Percent an metallischem Zink. Diese Lager werden von mehreren Unternehmungen ausgebeutet, unter denen die gräflich Potocki'schen Galmeigruben in Trzebionka und bei Wodna den ersten Platz einnehmen. Die Gesammtproduction von Zinkerz im Krakauer Reviere betrug im Jahre 1895: 71.575 Metercentner im Werthe von 59.950 Gulden und beschäftigte bis 509 Arbeiter. Zwei große Zinkhütten, die des Grafen Andreas Potocki „na Krzu“ bei Siersza und die der Firma E. Loebbecke aus Breslau gehörige in Niedzieliska bei Szczakowa, verarbeiten diese Erze und produciren ziemlich bedeutende Quantitäten von metallischem Rohzink (nebst Zinkasche und Zinkstaub) — im Jahre 1895: 25.260 Metercentner im Werthe von 414.539 Gulden — welches entweder direct in Platten als Handelswaare nach Wien geht oder an Ort und Stelle, in der Niedzieliskaer Hütte, zu Zinkweiß verarbeitet wird. Diese Zinkweißfabrik erzeugte im Jahre 1893 an 21.452 Metercentner Zinkweiß im Werthe von 514.848 Gulden, im Jahre 1895 dagegen nur 18.416 Metercentner im Werthe von 313.072 Gulden und das Product erfreut sich eines weiten Absatzes nach Deutschland, England, Rußland, Skandinavien und Nordamerika. Diese Ziffern der

Der Salzsee: Kronprinz Rudolf Kammer in Wieliczka.

Rohzink- und Zinkweißproduction beweisen zur Genüge, welche Bedeutung überhaupt der Galmeibergbau und die Zinkhüttenindustrie für diesen sonst armen und recht unfruchtbaren Landstrich besitzen. Sie bewirken, daß Galizien, welches allein 39·13 Percent (Jahr 1895) der ganzen österreichischen Production an Rohzink liefert, unter den Zink producirenden Provinzen der österreichisch-ungarischen Monarchie den ersten und überhaupt einen sehr maßgebenden Platz einnimmt.

Ein ganz anderes Bild der Bergbauthätigkeit stellt sich uns dar, wenn wir uns vom Krakauer Gebiete dem Karpathengebirge zuwenden. Steinsalz neben Salz- und Erdölquellen treten da an zahlreichen Punkten zu Tage und weiter im Osten gesellt sich hie und da noch das Erdwachs oder Ozokerit dazu, welches, in Europa in größeren Massen nur in Galizien bekannt, um so werthvoller erscheint, und außerdem harrt noch ein isolirtes, wenig erforschtes Schwefel- und Erzlager bei Truskawiec unweit Drohobycz einer besseren und fruchtbringenden Zukunft.

Die Salzgruben und Salinen Galiziens sind seit Jahrhunderten weit bekannt und bildeten seit jeher einen kostbaren Schatz des Landes und ehedem der polnischen Könige. „Regio polonica salis gravida“ schrieb bereits im XV. Jahrhunderte der polnische Historiker Długosz, und der Salzreichthum Polens war damals in Europa weit berühmt. Die ersten durch Urkunden beglaubigten, auf Wieliczka und Bochnia bezüglichen historischen Spuren des polnischen Salzbergbaues datiren aus den ersten Jahrzehnten des XII. Jahrhunderts, und die Geschichte dieser beiden Bergwerke allein würde eines der wichtigsten Capitel in der Finanzgeschichte der polnischen Republik darstellen. Diese Bergwerke, wie auch die östlichen oder die sogenannten ruthenischen Salzsiedereien, waren durch sieben Jahrhunderte lang eine sehr bedeutende Einnahmsquelle der polnischen Könige und der Lehnsherren und viele Tausende von Fässern des Wieliczkaer und Bochniaer Steinsalzes, wie auch des ruthenischen Sudsalzes wanderten Jahr aus Jahr ein in die anderen Provinzen Polens nach Norden, Nordosten und Osten, wobei Hunderte von Bergarbeitern, Beamten, Flößern, Fuhrleuten und Händlern eine fortwährende Beschäftigung fanden. Als im Jahre 1773 Galizien an Österreich kam, existirten in Ostgalizien über 90 Salzcocturen mit einer Jahresproduction von etwa 560.000 Metercentner Sudsalz, die insgesammt nebst den Salzgruben von Wieliczka und Bochnia nach und nach in das Staatseigenthum übergingen und nach der späteren Einführung des Salzmonopols theils in den ärarischen Betrieb übernommen, theils auch aufgelassen wurden. Rücksichten der Concentrirung und der Verbilligung des Betriebes waren die Ursache, daß im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte des XVIII. und in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts die meisten dieser wohl größtentheils kleinen und ursprünglich äußerst primitiv eingerichteten Salzsudwerke aufgelassen wurden. Gegenwärtig stehen in Galizien nur zwei Steinsalzgruben, Wieliczka

und Bochnia, und neun im Osten am Nordfuße der Karpathen gelegene Sudsalinen: Lacko, Stebnik, Drohobycz, Bolechów, Dolina, Kałusz, Delatyn, Lanczyn und Kosów im Betriebe.

Die sämmtlichen galizischen Salinen haben im Jahre 1895 an 894.948 Metercentner Speisesalz, und zwar 411.285 Metercentner Steinsalz und 483.663 Metercentner Sudsalz, und außerdem 399.729 Metercentner Industrialsteinsalz im Gesammt-Monopolswerthe von 8,448.925 Gulden erzeugt. Nebstdem wurden in der Saline Kałusz 29.078 Meter-

Steinsalzgrube von Wieliczka.

centner Kainit im Werthe von etwa 29.000 Gulden gewonnen. Diese Ziffern geben wohl ein beredtes Zeugniß für die außerordentliche nationalökonomische Bedeutung der heutigen Salzerzeugung in Galizien und für den Gewinn, der dem Staate aus dem Salzmonopol erwächst.

Den Ehrenplatz unter den galizischen Salinen nimmt das altehrwürdige Steinsalzbergwerk von Wieliczka ein. Wer je dasselbe besucht hat, dem bleiben die übermächtigen Eindrücke der kolossalen Hallen, der mehrere Stockwerke hohen glitzernden Salzwände und des großen wundersamen Salzsees in steter Erinnerung, und wenn bei einem feierlichen Anlasse diese gigantischen unterirdischen Räume in Tausenden von Lichtern und Lampions

erglänzen, wenn die Klänge der Salinenkapelle in vielfachem Echo mächtig ertönen und aus dem Dunkel einer Salzkammer sich im Seilkorbe ein Knappenpaar zur „Höllenfahrt“ langsam emporhebt, bietet sich dem Zuschauer ein wahrhaft märchenhaftes Bild dar, welches seinesgleichen wohl nirgends in der Welt findet. Wieliczka und Bochnia produciren ausschließlich Steinsalz, das heißt Speisesalz, welches früher in Balvanen und großen Formatsteinen, nunmehr aber in formlosen Bruchstücken oder in gemahlenem Zustande in Säcken und Fässern in den Handel gesetzt wird, und außerdem Fabriksalz, welches weniger rein, bis etwa 5 Percent Thon- und Gypsbeimengung enthält und dessen Verwendung in allerlei chemischen Fabriken, vor allem in den Soda- und Salzsäurefabriken und Metallhütten in fortwährender Steigerung begriffen ist. Die beiden Salzbergwerke beschäftigen jährlich gegen 1200 Arbeiter (im Jahre 1895: 1197), also beinahe doppelt so viel, als die neun ostgalizischen Sudwerke, deren Arbeiterzahl selten 650 (im Jahre 1895: 673) übersteigt. Diese ostgalizischen Sudwerke produciren aus der in ausgedehnten künstlichen Laugwerken erzeugten und concentrirten Soole (im Jahre 1895: 1,612.258 Hektoliter) beinahe ausschließlich Speisesalz, das in abgestutzten Kegeln im Gewichte von 1 Kilogramm (sogenannte Hurmanen oder Topki) abgesetzt wird.

Eine dieser östlichen Salinen: Kałusz hat eine ganz besondere Bedeutung durch die Kalisalz-, das heißt Kainit- und Sylvinlager, die bereits im Jahre 1853 entdeckt, in den Jahren 1868 bis 1874 abgebaut wurden und die Grundlage einer in großem Stile daselbst angelegten chemischen Fabrik bilden sollten. Leider ging in dem unglücklichen Börsenjahre 1873 auch diese große Kali-Actiengesellschaft zu Grunde und erst im Jahre 1887 wurde auf Andrängen der landwirthschaftlichen Kreise Galiziens der Abbau dieser für die Landwirthschaft so nützlichen Kainitlager neuerdings vom Ärar aufgenommen. In viel zu geringem Maße werden jedoch gegenwärtig die Kalisalze gewonnen (im Jahre 1895 kaum 29.000 Metercentner im Verkaufswerthe von 29.000 Gulden) und es ist sehr zu beklagen, daß dieser Kalisalzbergbau, welcher im Stande wäre, Kałusz zum Centrum eines chemischen Großbetriebes zu machen, durch mißliche Umstände und infolge eines zu geringen Unternehmungsgeistes zu keiner günstigen Entfaltung gelangen kann.

Viel jünger als der galizische Salzbergbau, aber gegenwärtig wohl nicht weniger wichtig ist die Erdölindustrie Galiziens, welche, kaum seit 40 oder 50 Jahren bestehend, zu immer größerem Aufschwunge gelangt und gewiß bestimmt ist, in der österreichisch-ungarischen Monarchie zukünftig noch eine große Rolle zu spielen. Das hie und da an den Ufern der Karpathenbäche sowohl im Hochgebirge, wie auch am Nordfuße desselben hauptsächlich nach großen Regengüssen hervortretende, schwarze oder grünlich-braune Erdöl war schon im XVIII. Jahrhundert bei den dortigen Einwohnern unter dem Namen „ropa“ wohl bekannt und als Wagenschmiere benutzt; die Entdeckung seines eigentlichen

Höllenfahrt im Bergwerke zu Wieliczka.

technischen Werthes gelang aber erst in den Fünfziger-Jahren. Als hochverdiente Gründer dieser neuen Erdölindustrie darf man den ursprünglich als Apotheker thätigen Ignaz Łukasiewicz und die Großgrundbesitzer Titus Ritter v. Trzecieski und A. v. Klobassa nennen, welche dem zuerst in Borysław bei Drohobycz und in Bóbrka bei Krosno entdeckten Erdöle sofort große Bedeutung zuerkannten und versuchten, dasselbe zu reinigen, zu destilliren und zum Brennen in den Lampen zu verwenden. Nachdem die ersten Versuche gut ausgefallen waren und bereits im Jahre 1859 der Nordbahnhof in Wien mit galizischer Naphtha beleuchtet wurde, begann infolge des von Nordamerika gegebenen mächtigen Impulses die neue Ära der galizischen Petroleumindustrie, welche jedoch in Ermangelung eines geregelten Rechtszustandes — das Erdöl wurde nach mehreren sich widersprechenden Rechtserkenntnissen erst im Jahre 1862 auf Wunsch des galizischen Landtages mittelst eines kaiserlichen Patentes als Zugehör des Grundeigenthums erklärt — zuerst nur langsam diesen großen Schatz des Karpathengebirges zu erschließen versuchte. Mit gegrabenen, wenig tiefen, schlecht ventilirbaren und sehr kostspieligen Schächten verfolgte man damals die an der Oberfläche erscheinenden Erdölspuren und in Kübeln oder mittelst einfacher Pumpen brachte man das aus den Poren und Klüften des Gesteines hervorquillende Erdöl zu Tage. Es war damals, zwischen den Sechziger- und Achtziger-Jahren, ein schweres und gewagtes Unternehmen, nach Naphtha zu graben, da man nur in verhältnißmäßig geringe Tiefe — 100 bis 200 Meter — zu dringen verstand und weil der Bergbau infolge der tödtlichen Kohlenwasserstoffgase mit fortwährender Lebensgefahr verbunden war. Nur der damalige hohe Preis des Rohöles (z. B. im Jahre 1877 9·93 Gulden per 1 Metercentner) ermöglichte es, daß diese Industrie sich allmälig hob und im Jahre 1877 die ziemlich bedeutende Jahresproduction von circa 121.000 Metercentner (in ganz Galizien) erreicht wurde. Erst die allgemeine Anwendung der Bohrmethode, und zwar des aus Nordamerika eingeführten und den galizischen Schichtenverhältnissen angepaßten sogenannten canadischen Bohrsystems, ermöglichte, in immer größere Teufen viel schneller und mit verhältnißmäßig geringeren Kosten zu dringen, wie auch das Grubenwasser abzuschließen; heutzutage sind Bohrschächte von 500 bis 600 Meter Tiefe oder auch darüber in den galizischen Ölfeldern eine nicht seltene Erscheinung.

Längs der ganzen mittel- und ostkarpathischen Gebirgskette, etwa von Klęczany bei Neu-Sandec bis an die bukowinische Landesgrenze im Osten, tritt das schwarze, grünlichbraune, seltener dunkel- oder hellgelbe Erdöl an sehr vielen Punkten aus den Schichten der Karpathensandsteine, hauptsächlich in der Nähe der sogenannten Menilitschiefer — eines Complexes von schwarzen blätterigen Hornstein und Fischreste führenden bituminösen Mergelschiefern — als ein Zersetzungsproduct der Fischschwärme des alttertiären Meeres auf. Vom salzigen Wasser emporgehoben oder durch Erdölgase hinaufgedrückt, wird

dasselbe gegenwärtig nur mittelst der Bohrlöcher gewonnen, deren wohl mehrere Tausende im Laufe der letzten 25 Jahre in ganz Galizien niedergestoßen wurden. An mindestens 400 bis 500 Punkten im Bereiche des Karpathengebirges wurde das Vorhandensein von Erdöl constatirt und in circa 150 Gemeinden existirten oder existiren noch heute Petroleumgruben, welche seit dem Inkrafttreten des Reichsgesetzes vom 11. Mai 1884 und des galizischen Landesgesetzes vom 17. December 1884 wohl als Zugehör des Grundeigenthums endgiltig erkannt, in bergpolizeilicher Beziehung jedoch den Bergbehörden

Letzte Fahrt: Das dreifache „Glück auf!"

unterstehen und deren Betrieb viele ausgezeichnet geschulte und intelligente (im Jahre 1895 an 4323) Arbeiter beschäftigt. Nicht alle diese Gruben haben eine glückliche Vergangenheit zu verzeichnen oder eine vielversprechende Zukunft zu erwarten. Nur wenige Gebiete in Ost- und Westgalizien, wie z. B. Sloboda Rungurska, Borysław, Siary, Kryg, Potok, Bóbrka, Wietrzno-Równe und in neuester Zeit Schodnica bei Borysław können sich rühmen, wirklich Millionenwerthe erschlossen zu haben. Viele Gruben haben bei intensivem Betriebe nur eine beschränkte Lebensdauer von einigen Jahren und müssen dann als erschöpft verlassen oder nachgeteuft werden. Manche der Ölfelder, wie z. B. Sloboda Rungurska, Wietrzno und Schodnica, wurden durch die geyserartigen Ausbrüche des erbohrten Erdöls weit berühmt, und diese Berühmtheit ist wohl berechtigt, wenn man erwägt, daß z. B.

der neue im August 1895 in Schodnica bis 304 Meter erbohrte, der Anglobank gehörige Schacht Nr. 78 (Jakob) durch seinen ersten Ausbruch die ganze Gegend im Umkreis von ½ Kilometer halb überschwemmte und eine Tagesproduction von circa 10.000 Metercentner Öl im Werthe von etwa 25.000 Gulden aufzuweisen hatte, eine ganz außerordentliche Production, die wohl auch nach mehreren Monaten bis auf etwa 300 Metercentner per Tag herabsank.

Das Rohöl wird in den Raffinerien meistens innerhalb, doch auch außerhalb des Landes zum Handelspetroleum raffinirt, wobei leichte Benzinöle, das eigentliche Leuchtpetroleum und die schweren Schmieröle nebst minderwerthigen Rückständen gewonnen werden. In Galizien existirten im Jahre 1893: 41 Raffinerien, welche zusammen 410.575 Metercentner Handelspetroleum im Werthe von etwa 8,200.000 Gulden erzeugt und dafür 2,704.000 Gulden Consumsteuer gezahlt haben. An Rohöl wurde in demselben (1893) Jahre in ganz Galizien nach amtlicher Statistik, welcher wohl etwas zu niedrige Ziffern als Grundlage dienen, 963.312 Metercentner im Werthe von 3,008.819 Gulden, im Jahre 1895 dagegen 1,886.344 Metercentner im Werthe von 4,464.353 Gulden gewonnen. Nach einer anderen aus Kreisen der Petroleumproducenten herrührenden approximativen Schätzung sollen im Jahre 1895 bereits über 2,140.000 Metercentner und im Jahre 1896 schließlich sogar gegen 3,400.000 Metercentner Rohöl gewonnen worden sein.

Diese Ziffern allein zeugen schon von der sehr großen national-ökonomischen Bedeutung der galizischen Petroleumgewinnung, welche bereits heute einen Gesammtwerth von über 6¾ Millionen Gulden darstellt und die gewiß den ganzen Consumbedarf der österreichisch-ungarischen Monarchie an Handelspetroleum decken und sich noch viel kräftiger und exportfähiger entwickeln könnte, wenn sie in dem Importe des kaukasischen bereits destillirten, aber noch als Rohöl verzollten Petroleums nicht einer übermäßigen und schwer zu bekämpfenden Concurrenz begegnen würde.

Nicht minder werthvoll, wenn auch viel seltener und in viel geringeren Quantitäten vorkommend, ist das Erdwachs oder Ozokerit, welches am Fuße der Karpathen im Bereiche der miocänen Salzformation in Borysław und Truskawiec bei Drohobycz und außerdem in Starunia und Dźwiniacz bei Nadwórna vorkommt. Eine nur halbfeste und halbflüssige, schwarze oder dunkelbraune, seltener gelbliche oder grünliche, knetbare und leicht schmelzbare Masse bildend, tritt das Ozokerit als Residuum des in die Klüfte der salzführenden Thone und Mergelschiefer eingedrungenen und dann chemisch und physikalisch veränderten Erdöles in verschiedener Teufe in Begleitung des flüssigen Rohöles, der salzigen Wässer und der betäubenden Kohlenwasserstoffgase auf und wird mittelst gegrabener Schächte und Strecken abgebaut. Die äußerst primitive Abbau- oder eigentlich

Raubbaumethode der Borysławer Ozokeritlagerstätten, welche seit der zweiten Entdeckung dieses Minerals im Jahre 1856 bis etwa 1880 beinahe ausschließlich in Verwendung war und die zu allerlei in jeder Hinsicht berechtigten Klagen Anlaß gab, macht seit einigen Jahren, hauptsächlich seit dem Inslebentreten der Petroleumgesetze vom Jahre 1884, dem mehr geregelten und rationellen Abbausysteme Platz, das in den größeren Grubencomplexen der galizischen Creditbank und der „Compagnie commerciale française“ systematisch durchgeführt werden soll. Seit jeher war Borysław durch seinen Raubbau, durch die auf einer

Petroleumgruben von Potok bei Krosno.

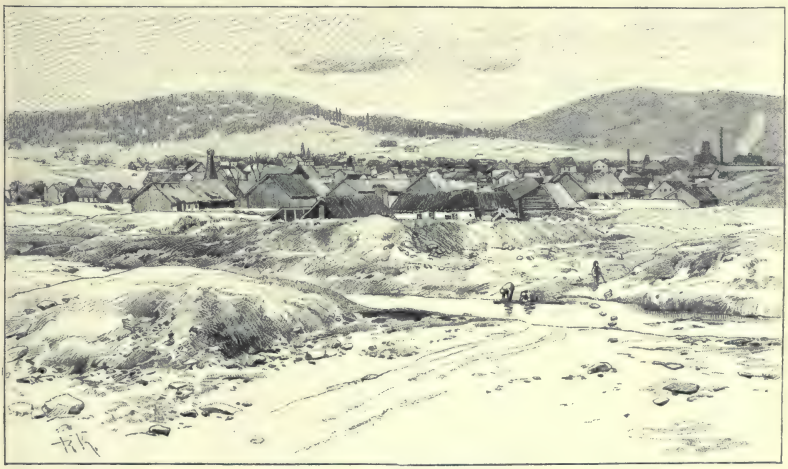
verhältnißmäßig kleinen Fläche in mehreren Tausenden angelegten, höchst lebensgefährlichen Schächte, seine heterogene Arbeiterbevölkerung, die wenig lobenswerthe Wirthschaft der meisten Unternehmer und die vielen Unglücksfälle eine berüchtigte Sehenswürdigkeit und der Schauplatz eines an kalifornische oder australische Verhältnisse erinnernden Naphtha- und Ozokeritfiebers gewesen und nur langsam bricht sich dort der wohlthätige Einfluß der fortschreitenden Cultur und der Bergbehörden Bahn.

Wenn auch die glücklichen Goldjahre für Borysław längst verschwunden sind, ist doch noch heute die Jahresproduction ziemlich bedeutend. Im Jahre 1893 wurden nach amtlicher Statistik in ganz Galizien 56.248 Metercentner Ozokerit im Werthe von

1,268.335 Gulden, im Jahre 1895 dagegen 67.655 Metercentner im Werthe von 1,860.119 Gulden gewonnen und davon entfallen über 60.000 Metercentner auf Borysław allein. Das Rohozokerit wird auf der Erdoberfläche sortirt und gewaschen und kommt dann an Ort und Stelle oder nach Drohobycz in die Schmelzwerke, wo es geschmolzen und in bestimmte Formatstücke von etwa 50 Kilogramm Gewicht gegossen wird. Diese Handelswaare wird entweder in Drohobycz zu Ceresin und Ceresinkerzen verarbeitet oder wandert als Halbfabricat nach Mähren, Niederösterreich, Böhmen, Deutschland und Rußland, wo es in Paraffin- und Ceresinfabriken weiter verarbeitet wird. Im Jahre 1892 wurden aus Galizien mindestens 47.000 Metercentner Ozokerit im Werthe von circa 1,200.000 Gulden exportirt. Das aus Ozokerit erzeugte hellgelbe oder vollkommen weiße, wachsähnliche Ceresin findet in sehr vielen chemischen Betrieben Verwendung und hat hauptsächlich in der Kerzenfabrication das Bienenwachs fast ganz verdrängt. Die technische und national-ökonomische Wichtigkeit dieser Ozokerit- und Ceresinindustrie kann man ermessen, wenn man berücksichtigt, daß der Gesammtwerth des in den letzten dreißig Jahren (1863 bis 1892) in Galizien gewonnenen Erdwachses mindestens 60 Millionen Gulden darstellt, wovon auf Borysław allein gegen 59 Millionen entfallen.

Mit Ozokerit schließt die Hauptreihe der gegenwärtig in Gewinnung stehenden nützlichen Mineralien des Karpathengebirges. Das Bild der Bergbauthätigkeit in den Karpathen wäre jedoch nicht vollständig, wenn wir die Eisenerz-, Schwefel- und Braunkohlenvorkommnisse des obigen Gebietes nicht wenigstens ganz kurz erwähnen würden. Die Eisenerze sind sowohl im Bereiche der cretacischen und alttertiären Sandsteine, wie auch in dem Innern der Tatrakette wohl bekannt und auf den karpathischen Sphärosideriten oder Thoneisensteinen beruhte die seinerzeit sehr ausgedehnte und bedeutende Eisenhüttenindustrie, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts etwa bis zum Jahre 1870 die weit entlegenen und kaum zugänglichen Urwälder Galiziens auf diese Weise einer wenigstens theilweisen Verwerthung zuführte. Mit der Vertheuerung des Bau- und Brennholzes und nachdem jene entlegenen Waldgegenden durch Bahnverbindungen einer viel lucrativeren Holzindustrie erschlossen worden, konnten sich diese auf arme — kaum 20 bis 30 Percent metallisches Eisen enthaltende — sehr wenig mächtige und in der Regel nicht anhaltende Eisenflötze gegründeten und ziemlich primitiv eingerichteten Eisenhütten nicht behaupten und nach und nach erloschen alle Frischfeuer und Hochöfen des Karpathengebirges mit der einzigen Ausnahme der ehemals Erzherzoglich Albrecht'schen Eisenwerke bei Saybusch. Gegenwärtig existiren also in ganz Galizien als die einzigen Repräsentanten der Eisenindustrie nur das Eisenwerk in Węgierska Górka mit zwei Hochöfen nebst dem gleichfalls nunmehr Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Friedrich gehörigen Blechwalzwerk in Obszar und das ärarische, ganz kleine und nur altes oder fremdes

Roheisen verarbeitende Eisenwerk in Pasieczna bei Nadwórna. Die Hochöfen von Węgierska Górka erzeugten im Jahre 1893: 34.811 Metercentner Gußroheisen im Werthe von 228.573 Gulden, im Jahre 1895 dagegen nur 25.028 Metercentner im Werthe von 158.520 Gulden, wovon 12.877 Metercentner auf die direct aus den Hochöfen producirte Gußwaare entfallen und in zwei Cupolöfen wurden außerdem 49.570 Metercentner Gußwaare im Werthe von 411.431 Gulden erzeugt. Zu dieser Production wurden im Jahre 1895: 58.222 Metercentner ungarischer, schlesischer, galizischer, preußischer, russischer, schwedischer und spanischer Eisenerze verbraucht. Die in Węgierska Górka erzeugte Gußwaare besteht größtentheils aus Wasserleitungsröhren, Eisenöfen und Kochgeschirr, welche Gegenstände



Das Erdwachsbergwerk zu Borysław.

infolge ihrer ausgezeichneten Qualität weit nach Westen und Osten abgesetzt werden. Das Blechwalzwerk in Obszar bei Saybusch verfertigt eiserne und verzinkte Bleche in verschiedenen Sorten; dazu wird das schlesische, in den Hütten von Trzyniec erzeugte Roheisen verwendet.

Ebenfalls nur eine historische Bedeutung besitzt heute für Galizien die sehr alte, wenigstens bis in das Jahr 1598 zurück zu verfolgende Schwefelgewinnung in Swoszowice bei Krakau. Die der subkarpathischen Miocänformation zugehörigen Schwefelerz führenden Mergel waren um die Mitte des XIX. Jahrhunderts Gegenstand eines regen und ausgedehnten ärarischen Bergbaues, und es gab um das Jahr 1860 Zeiten, wo Swoszowice den größten Theil des in Österreich erzeugten und verbrauchten Schwefels producirte. Mit dem Augenblicke jedoch, als der viel billigere sicilianische Schwefel seinen Weg nach Österreich fand und in immer größeren Mengen auf den Markt kam, mußten

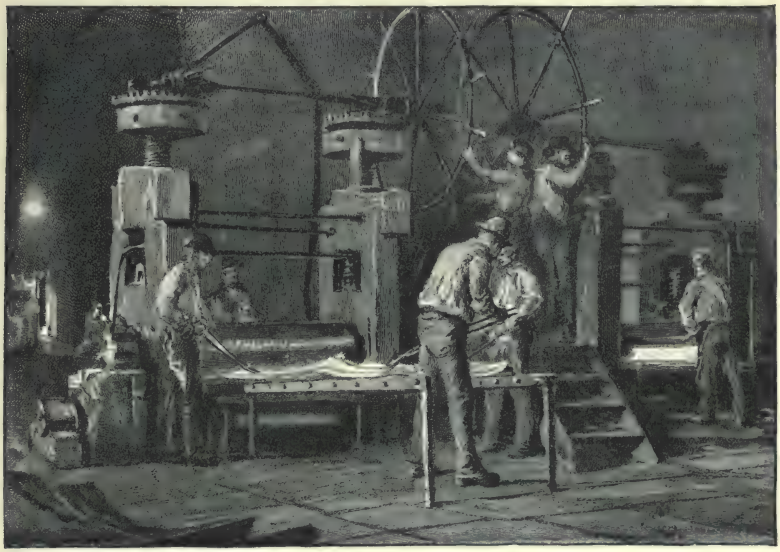
die Swoszowicer auf viel ärmere Erze — kaum 12 bis 16 Percent Schwefelgehalt — angewiesenen Gruben ihren Abbau zuerst beschränken und dann gänzlich auflassen. Seit dem Jahre 1884, in dem das ganze ärarische Schwefelwerk aufgelassen und alle Grubenrechte gelöscht worden, hat Swoszowice ebenso wie das Schwefellager in Truskawiec nur einen geologischen Werth und außerdem als Schwefelbad eine ziemlich beschränkte Bedeutung.

Günstiger liegen die Verhältnisse für das letzte nutzbare Mineral der Karpathen, das hier noch kurz besprochen werden soll, für die Braunkohle. Miocäne Braunkohlenlager treten sowohl im Westen des karpathischen Nordrandes bei Grudna Dolna unweit von Dębica, wie auch mitten im Gebirge, bei Neu-Sandec und Neumarkt, schließlich auch weit im Osten am Fuße der Karpathen in Myszyn und Nowosielica südlich und östlich von Kołomea auf. Die Sandecer Lignitlager haben gegenwärtig gar keine, die Grudnaer Flötze nur eine ganz geringe bergmännische Production aufzuweisen und die Jahresproduction dieser letzteren Gruben, die bei ziemlich guter Qualität der Kohle und der nicht unbedeutenden Mächtigkeit des Flötzes gut prosperiren könnten, beträgt im letzten (1895) Jahre kaum 17.851 Metercentner im Werthe von 5.355 Gulden. Nur das ostgalizische Braunkohlenrevier von Myszyn und Nowosielica erfreut sich einer steten und günstigen Entwickelung und die verhältnißmäßig sehr gute Qualität der Kohle, wie auch der empfindliche Holzmangel in jener an das waldlose Podolien unmittelbar angrenzenden subkarpathischen Gegend können dem dortigen Braunkohlenbergbau eine vielversprechende und hoffnungsvolle Zukunft eröffnen.

Bereits dem podolischen Gebiete gehören die Braunkohlenlager von Glińsko und Skwarzawa bei Żółkiew und die anderen noch wenig erschlossenen Lignit-Ausbisse bei Rawa ruska, Złoczów und Czortków an. An zahlreichen Punkten sind auf diesem West- und Nordrande der podolischen Platte die Braunkohlenspuren seit langer Zeit bekannt, nur in einer einzigen Gegend jedoch, bei Glińsko und Skwarzawa gaben solche Ausbisse Veranlassung zu einem größeren Bergbaubetriebe, der seit etwa 30 Jahren nicht unbedeutende Kohlenmengen geliefert hat. Die Reviere von Grudna Dolna, Glińsko und Myszyn mit Nowosielica sind daher gegenwärtig die einzigen Productionspunkte der galizischen Braunkohlen, die im Jahre 1895 im Ganzen eine wohl viel größere als früher, aber noch immerhin wenig beträchtliche Menge (457.800 Metercentner Braunkohle im Werthe von 227.659 Gulden) erzeugten.

Mit den Braunkohlen sind wir in Podolien angelangt, welches als das dritte geologische Gebiet Galiziens mit Ausnahme derselben nur verschiedene Arten von Baumaterialien als nützliche Mineralien aufweist. Diese Baumaterialien würden gewiß eine viel größere Bedeutung und Verwendung verdienen, als sie ihnen bisher zu Theil wurde. Der rothe devonische, äußerst feinkörnige und harte, in Platten leicht

spaltbare Sandstein ist an vielen Punkten der podolischen Platte zwischen Trembowla im Norden und Buczacz und Janów im Süden gut aufgeschlossen und könnte als ausgezeichnetes Material zu Treppen, Trottoirplatten und Wetzsteinen weit über die Grenzen Galiziens exportirt werden. Bisher beschränkt sich jedoch seine Verwendung auf das östliche Galizien, und nur eine übrigens nicht ganz unbedeutende Menge von aus den am besten spaltbaren Varietäten des Sandsteines verfertigten halbgeschliffenen Sensenwetzsteinen wird weit nach Osten, nach Süd- und Ostrußland, Persien und China ausgeführt. Der leichte poröse, gut zu bearbeitende Lithothamnienkalk oder der sarmatische dichtere Kalkstein



Blechwalze „Friedrichshütte" in Obszar.

geben auch ein sehr gutes Baumaterial ab. Die zahlreichen Abarten der verschiedenfarbigen dichten Gypse und des krystallinischen schneeweißen Alabasters haben bisher in nur ganz geringem Maße zu Decorations- und Sculpturobjecten eine wenig allgemeine Verwendung gefunden. Es ist wohl zu hoffen, daß mit dem Ausbaue des podolischen Localbahnnetzes, an dem jetzt eifrig gearbeitet wird, eine Wendung zum Besseren in der Richtung einer ausgiebigen Ausnützung der podolischen Baumaterialien eintreten dürfte.

Mit Podolien sind wir zum Schlusse der Bergbauthätigkeit in Galizien gelangt. Die nordgalizische Tiefebene zwischen der Weichsel und dem Sanflusse besitzt außer den diluvialen und alluvialen Raseneisensteinen absolut keine erwähnenswerthen nützlichen

Mineralien; nur die massenhaft vorhandenen Thone und Letten, mit denen überhaupt Galizien von der Natur reich ausgestattet ist, werden an mehreren Punkten, wie z. B. in Niepołomice an der Weichsel, zur Erzeugung von Ziegeln, Dachziegeln, Drainageröhren und Kachelöfen verwerthet.

Hiemit können wir diese kurze Übersicht der einzelnen Zweige des galizischen Berg- und Hüttenwesens abschließen und nur einige Ziffern sollen noch die Hauptzüge des obigen Bildes ergänzen. Von dem schwer berechenbaren Werthe der Baumaterialienproduction abgesehen, kann man den gesammten Geldwerth der jährlichen Bergbauproduction Galiziens an Stein- und Braunkohle, Eisen-, Blei-, Zinkerzen, Erdöl und Erdwachs, wenn wir die amtliche Statistik als Grundlage nehmen, mit etwa $8^1/_4$ Millionen (im Jahre 1895 : 8,108.328) Gulden beziffern. Die Stein- und Sudsalzerzeugung repräsentirt einen Monopolswerth von beinahe $8^1/_2$ Millionen (im Jahre 1895 : 8,448.925) Gulden. Der gesammte Bergbau Galiziens bewerthet sich mithin mit circa $16^3/_4$ Millionen (im Jahre 1895: 16,557.253) Gulden. Dem gegenüber beläuft sich der Geldwerth der galizischen Eisen- und Zink-Hüttenproduction mit der Cupolöfen- und Zinkweißerzeugung zusammen auf über $1^1/_4$ Million (im Jahre 1895: 1,298.544) Gulden. Außerdem beziffert sich der Jahreswerth der galizischen Handels-Petroleumproduction mit circa 10 Millionen. Die Totalziffer des gesammten galizischen Bergbau- und Hüttenwesens mit Einschluß der Salz-, Zinkweiß- und Petroleumproduction erreichte daher im Jahre 1895 circa 28 Millionen Gulden, von welcher Summe jedoch ein sehr namhafter Theil als der ursprüngliche Werth der gewonnenen Rohstoffe in Abrechnung gebracht werden müßte.

Wie dem auch sei, erhellt schon aus diesen Ziffern, daß das galizische Berg- und Hüttenwesen, welches im Ganzen über 15.000 Arbeitern (im Jahre 1895: 15.328) Beschäftigung verschafft, einen bedeutenden national-ökonomischen Werth für das Land besitzt, und es steht zu erwarten, daß mit dem Steigen der Cultur und mit der Kräftigung des noch ziemlich schwachen Unternehmungsgeistes der galizische Bergbau und die Hüttenindustrie, auf gesunder Grundlage basirt, sich immer mehr und mehr entwickeln werden zum Wohle der einheimischen Bevölkerung und zum allgemeinen Nutzen des Reiches.

Handel, Industrie und Gewerbe.

Es ist eine sehr schwierige Sache den Handelsverkehr Galiziens ziffermäßig genau darzustellen. Die mangelhafte österreichische Eisenbahnstatistik bietet kein hinreichend sicheres Material, um daraus ein vollendetes, wahrheitsgetreues Bild des Handelsverkehrs Galiziens mit den angrenzenden Gebieten zu entwerfen. In Folge dessen müssen wir uns auf einige charakteristische Details beschränken und mehr im allgemeinen Dasjenige hervorheben,

wodurch sich unser Kronland als Productions- und Absatzgebiet von anderen Theilen der Monarchie unterscheidet.

Als agricoles Productionsgebiet führt Galizien fast ausschließlich Rohstoffe aus, importirt dagegen aus den westlichen Provinzen und aus dem Auslande Fabrikate verschiedener Art, da die inländische Industrie bisher nur einen minimalen Theil des heimischen Bedarfs zu decken im Stande ist. Dies ist stets im Auge zu behalten, um die große wirthschaftliche Bedeutung Galiziens als nächsten und sichersten Absatzgebietes für die industriellen Erzeugnisse der westösterreichischen Kronländer gehörig zu würdigen. Als hauptsächlichste Exportartikel sind zu nennen: Getreide und Mehl, Horn- und Borstenvieh, Fleisch, Eier, Federn, Häute, Borsten, Holz in rohem und theilweise in verarbeitetem Zustande, Spiritus, endlich rohes und raffinirtes Petroleum und Steinsalz.

Weizen und Korn werden jetzt fast ausschließlich als Mühlenfabrikate ausgeführt, andere Getreidearten gelangen in rohem Zustande in den Handel. Merkwürdigerweise steigert sich von Jahr zu Jahr die Zufuhr des ungarischen Weizenmehls, welches trotz Frachtkosten in den südlichen Landestheilen concurrenzfähig ist und den inländischen Mühlenerzeugnissen ein höchst gefährlicher Nebenbuhler um die Gunst des consumirenden Publikums geworden ist. Von gut informirter Seite wird als Hauptursache dieses Eindringens ungarischen Mehles die Überlegenheit der dortigen Mühlenindustrie sowohl in technischer als in ökonomischer Hinsicht angeführt, was auch den Verfall zahlreicher Wassermühlen im südlichen Galizien, z. B. im Dunajecgebiete erklärt.

Höchst bedeutsam und von Jahr zu Jahr mächtiger entwickelt sich die Viehproduction und der Export von lebenden und geschlachteten Thieren, sowohl nach den westlichen Provinzen (Wien, Prag 2c.) als auch nach Deutschland (Schlesien, Bayern). In Folge streng durchgeführter veterinärpolizeilicher Vorschriften treten jetzt die ehemals so furchtbar verheerenden Thierseuchen verhältnißmäßig sehr selten auf, und die Viehzucht des Landes erfreut sich seit Jahren besonderer Obsorge sowohl von Seite der einzelnen Landwirthe als auch von Seite der landwirthschaftlichen Vereine, welche auf diesem speciellen Gebiete eine höchst ersprießliche und hervorragende Thätigkeit entwickeln. Minder günstig gestaltet sich der Handel mit Butter und Käse. Die sogenannte galizische Butter erfreut sich auf manchen Märkten keines guten Rufes, wohl lediglich deshalb, weil es bisher leider noch nicht gelungen ist, eine genügende Anzahl kapitalskräftiger Molkereigenossenschaften zu gründen, weshalb der Butterhandel vielfach in die Hände von theils unredlichen, theils unfähigen Kaufleuten gerathen ist, welche mit der Waare nicht fachmännisch umzugehen wissen und sich meistens sehr bald die Gunst der auswärtigen Kunden verscherzen. Erst in neuester Zeit haben sowohl Großgrundbesitzer als auch bäuerliche Grundbesitzer etliche Molkereigenossenschaften ins Leben gerufen, und es dürfte in nächster Zukunft ein Handelsverband

der inländischen Molkereigenossenschaften entstehen, um den Export von Butter für die galizischen Producenten vortheilhafter zu gestalten.

Um vieles günstiger hat sich der Ausfuhrhandel galizischer Eier entwickelt. Galizien exportirt jährlich tausende Waggons dieser Waare im Werthe von 12 bis 14 Millionen Gulden nach Deutschland, England und in die westlichen Kronländer. Der Eierhandel befindet sich, insbesondere in Ostgalizien, in finanziell kräftigen, im großen Durchschnitte auch ziemlich soliden Händen. Mancher galizische Eiergroßhändler hat einen Jahresumsatz von 500.000 bis 1,000.000 Gulden, besitzt eigene Verkaufs-Filialen in Deutschland, sowie Einkaufsagenturen in Rumänien, Rußland und Bulgarien. Die Eier werden fast ausschließlich von Kleinbauern zusammengekauft und passiren gewöhnlich drei bis vier Hände (Zwischenhändler), ehe sie an den Großhändler, also an den eigentlichen Exporteur gelangen. Hier werden sie im Magazin sorgfältig nach Größe und Frische sortirt und entweder sofort in Kisten verpackt und versendet oder in Kalkwasser in großen Reservoirs für die Winter-Campagne aufbewahrt.

Außer den genannten Artikeln sind noch im Ausfuhrhandel Galiziens besonders Spiritus, Holz, Petroleum und Erdwachs zu erwähnen. Galizien besitzt eine einzige Fabriks-Brennerei, dagegen circa 550 kleine und mittelgroße landwirthschaftliche Brennereien, wovon drei mit Preßhefe-Erzeugung. In der Jahres-Campagne 1893 auf 1894 wurden im Lande über 38 Millionen Hektoliter-Grade Alkohol producirt, was mehr als 30 Procent der Gesammtproduction Österreichs ausmacht. Der zur Ausfuhr in die westlichen Kronländer, nach Deutschland, in die Schweiz und mehrere andere europäische und überseeische Länder bestimmte Spiritus wird vorher in hierländischen großen, fabriksmäßig eingerichteten Raffinerien rectifizirt, theilweise in besonderen Liqueurfabriken zu den im österreichischen und auswärtigen Handel altbekannten und altberühmten polnischen Rosoglios und zu Liqueurs verarbeitet. Die großen Liqueurfabriken in Łańcut, Saybusch, Biala, Klasno bei Wieliczka, Izdebnik, Lemberg und Krukowice versenden ihre sehr schmackhaften und verhältnißmäßig ziemlich billigen Fabrikate in bedeutenden Quantitäten in die deutschen und böhmischen Länder Österreichs, ins europäische Ausland, ja sogar nach Kleinasien, Nordafrika und Südamerika. Darin erschöpft sich aber keineswegs die wirthschaftliche Bedeutung der Spiritusindustrie für Galizien. Die 550 landwirthschaftlichen Brennereien ermöglichten auf den meisten Groß- und Mittelgütern erst die Einführung eines intensiveren, auf Fruchtwechsel basirten landwirthschaftlichen Wirthschaftssystems, indem sie eine constante und rentable Verwerthung der auf dem Meierhofe producirten Kartoffeln gewähren und den Landwirthen die Production von Mastvieh gewinnreich machen. Dies erklärt zur Genüge, weshalb Galizien an der Erhaltung des landwirthschaftlichen Brennereibetriebes so stark interessirt ist, weshalb

ferner die landwirthschaftlichen Interessentenkreise einer jeden Reform der Branntweinsteuer mit großem Mißtrauen und lebhaftem Unbehagen entgegensehen.

Der Holzhandel Galiziens entwickelt sich hauptsächlich in drei Richtungen: nach Westösterreich, nach Deutschland und nach dem Süden, das heißt nach den Balkanstaaten und in die Levante. Die waldigen Karpathenabhänge und die waldreiche Weichsel- und San-Ebene gestatten einen bedeutenden Holzexport, der leider in vielen Gegenden eine unheilvolle Raubwirthschaft herbeiführte und dem Lande mehr Schaden als Nutzen brachte. Das Holz wird gewöhnlich in halbfertigem Zustande verfrachtet. Die großen Sägewerke, worunter sich Riesenunternehmungen mit einer Jahresproduction von 5.000 bis 10.000

Brauerei in Okocim bei Bochnia.

Waggons vorfinden, erzeugen vorzügliches Schnittmaterial, und zwar: Bretter, Staffeln, Latten, Bauholz, Resonanzholz zur Clavierfabrikation und anderes mehr. Als Nebenproducte werden in manchen Betrieben Holzdraht und Holzwolle erzeugt. Das bekannte Sägewerk in Demniawyzna bei Stryj producirt z. B. circa 11 Millionen Stück Hölzchen täglich für die im benachbarten Städtchen Skole gelegene größte galizische Zündhölzchenfabrik.

Das galizische Petroleum, dessen Production in den letzten Jahren einen so glänzenden Aufschwung nahm, wird theils als Rohproduct in die ungarischen und österreichischen Raffinerien ausgeführt, theils in den zahlreichen inländischen Raffinerien verarbeitet und als fertige Consumwaare exportirt. Die Ausfuhr beschränkte sich bisher auf

das Inland; erst in der allerletzten Zeit wurden einige ziemlich erfolgreiche Versuche unternommen, um das galizische Petroleum auf den deutschen Markt (nach Preußisch-Schlesien und Sachsen) zu bringen. Hingegen wird schon seit Jahren das galizische Erdwachs in bedeutenden Mengen ins Ausland, insbesonders nach Deutschland ausgeführt.

Galizien zählt zu den salzreichsten Ländern der Monarchie. Die Production erreichte im Jahre 1894 fast 1,500.000 Metercentner, wovon über 600.000 Metercentner auf das Industriesalz entfallen. Das auf den ostgalizischen Salinen gewonnene Sudsalz verbleibt im Lande, ebenso ein Theil des in Bochnia und Wieliczka erzeugten Steinsalzes. Ein bedeutender Theil des Steinsalzes wird nach Schlesien und Mähren ausgeführt, da in diesen Ländern keine Salzbergwerke vorkommen. In früherer Zeit bestand ein lebhafter Export galizischen Salzes nach Rußland, und zwar exportirte das berühmte Salzwerk in Wieliczka theils per Bahn, theils per Wasser auf der Weichsel große Quantitäten nach dem Königreich Polen. Dieser Salzhandel hörte vor circa 20 Jahren ganz auf, da die einheimische russische Production und die Concurrenz preußischer Salinen das galizische, verhältnißmäßig theuer gewonnene Salz von den dortigen Märkten mit Erfolg verdrängten. Das in Wieliczka erzeugte Industriesalz ermöglichte die Errichtung einer großangelegten Sodafabrik in Szczakowa bei Chrzanów.

Der inländische Salzhandel in Galizien unterscheidet sich vom Salzverschleiß in anderen österreichischen Kronländern dadurch, daß hierzulande der Landesausschuß auf Grund eines Übereinkommens mit dem Ärar den Salz-Groß- und Detailhandel als Landesunternehmen zu dem Zwecke de facto monopolisirte, um dieses unentbehrliche Genußmittel so billig als möglich allen Bevölkerungskreisen zugänglich zu machen. Es gelang auf diese Weise den in manchen Gegenden wucherisch betriebenen Salz-Detailhandel gänzlich auszurotten und einen höchst mäßigen und stabilen Salzpreis für alle Verkaufsstellen festzuhalten. Diese Verkaufsstellen sind nichts anderes als Landes-Salztrafiken, welche unter steter Controle nach dem vom Landesausschusse bestätigten Tarife Koch- und Viehsalz verkaufen. Dank dieser praktischen Organisation sank der Salzpreis, insbesonders in allen von den Productionsstätten entfernter gelegenen Ortschaften um zwei bis vier Gulden per Metercentner, und es kommt seither nicht mehr vor, daß der Händler, wie es früher öfters der Fall war, den Salzpreis je nach Größe der Zufuhr und nach der Jahreszeit beliebig zu bestimmen in der Lage wäre.

In manchen Gegenden übernahmen vom Landesausschusse den Salzverkauf bäuerliche Genossenschaften, sogenannte „Kołka rolnicze“, welche seit etwa fünfzehn Jahren in großer Anzahl in Galizien entstanden und gegenwärtig bereits einen sehr beachtenswerthen Factor des ländlichen Detailhandels bilden. Der seit dem Jahre 1883 bestehende bäuerliche landwirthschaftliche Centralverein in Lemberg gründete fast bei allen ihm

angehörigen landwirthschaftlichen Gauvereinen (landwirthschaftlichen Casinos) genossenschaftlich organisirte Einkaufs- und Verkaufsläden, die fast alle dem Bauer nothwendigen Waaren führen und sich auch manchenorts mit dem Absatze bäuerlicher Producte, z. B. Eier und Butter befassen. In West-Galizien allein existiren über 600 solcher ländlicher Consumvereine, wovon circa 150 einem Handelsverband in Krakau angehören und durch denselben die meisten Waaren beziehen. Ähnliche, wenn auch minder bedeutende Handelsverbände der landwirthschaftlichen Gauvereine entstanden in den letzten drei Jahren (1894 bis 1896) in Lemberg, Neu-Sandez und Dembica. Der Krakauer Handelsverband, dessen Jahresumsätze die Summe von 600.000 Gulden erreichen, gründete im Jahre 1897 eine Zweiganstalt in Rzeszów, um den in der dortigen Gegend gelegenen bäuerlichen Consumvereinen den directen Bezug von Waaren aus dem in Rzeszów errichteten Lagerhause zu erleichtern.

Verwandte Zwecke verfolgt die in Lemberg von Ruthenen gegründete und streng national organisirte Handelsgenossenschaft „Narodnaja Torhowla“. Dieselbe besitzt in jeder größeren Stadt Ostgaliziens einen Verkaufsladen und versorgt auch eine größere Anzahl bäuerlicher Krämer auf dem Lande mit guten und verhältnißmäßig billigen Colonial- und Specereiwaaren.

Als besondere Eigenthümlichkeiten des galizischen Handels verdienen noch die in Lemberg und Krakau existirenden Bazare für den Verkauf vaterländischer Industrieerzeugnisse eine specielle Erwähnung. Der Lemberger Bazar wurde von der galizischen Handels-Actien-Gesellschaft, derjenige in Krakau von der Stadtgemeinde gegründet. Es läßt sich nicht leugnen, daß mancher Zweig der inländischen Hausindustrie und des städtischen Handwerks erst durch diese Bazare weiteren Kreisen des Publikums bekannt geworden ist und erst auf diesem Wege für seine Erzeugnisse einen stabilen und vortheilhaften Absatz gefunden hat. Fast dieselben Dienste leistet dem einheimischen Gewerbe die vom „Verein zur Förderung vaterländischer Industrie“ in Lemberg im Jahre 1895 eröffnete permanente Gewerbe-Ausstellung, worin der Besucher ausschließlich inländische Waaren vorfindet und dieselben auch zu sehr mäßigen Preisen einkaufen kann.

Wenn die galizischen Handelsverhältnisse den ausländischen Fabrikanten und Großhändlern manchmal in keinem besonders günstigen Lichte erscheinen und die Solidität mancher hiesigen Kaufleute noch ziemlich viel zu wünschen übrig läßt, so muß man diese betrübenden Erscheinungen hauptsächlich gewissen ökonomischen und anderen Ursachen zuschreiben, welche das Aufblühen großer Handelsstädte und das Entstehen eines reichen Kaufmannsstandes in Galizien verhinderten. Der Mangel an kapitalskräftigen nationalen Handelshäusern und der leider ziemlich niedere Bildungsstand des kleinen Kaufmannes hielten bis in die neueste Zeit tüchtigere Kräfte vom Eintreten in die Handelscarriere ab,

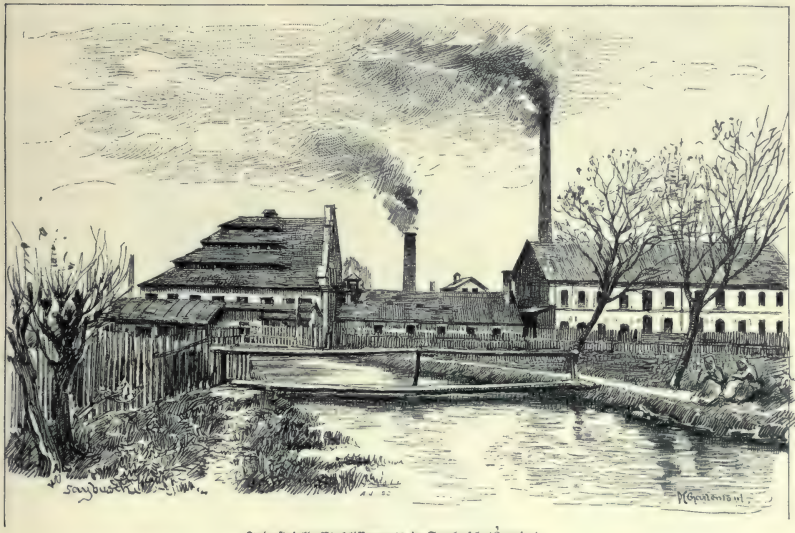
und so bestand auch der jüngere Nachwuchs aus meistens minderwertigen Elementen. Das Handelsschulwesen erfreute sich auch keiner genügenden Fürsorge. Erst in den letzten Jahren entstand in Krakau die erste höhere Handelsschule, welcher demnächst eine ähnliche Anstalt in Lemberg folgen wird. Dieser Umstand erklärt auch theilweise die stark anschwellende Bewegung auf dem handelsgenossenschaftlichen Gebiete, indem der reine Privathandel sich nicht genug solid und leistungsfähig erwies, um die Bedürfnisse des consumirenden Publikums und der einheimischen Producenten entsprechend zu befriedigen. Wir wollen hoffen, daß, nachdem die jetzt allgemein herrschende Abneigung gegen den Kaufmannsberuf im Schwinden begriffen ist und von Jahr zu Jahr mehr tüchtige und intelligente junge Leute sich diesem Berufe widmen, in nicht allzu ferner Zeit der galizische Handelsstand seine ökonomischen und nationalen Pflichten gegen das eigene Land mit bestem Erfolge erfüllen wird.

Bei Besprechung der Handelsverhältnisse Galiziens wurden bereits oben einige wichtige Industrien dieses Kronlandes erwähnt, insoferne dieselben Exportartikel von größerer Bedeutung liefern. Es erübrigt nun noch die hauptsächlich für den inländischen Markt arbeitenden Gewerbe zu beschreiben, wobei wir uns indeß mit Rücksicht auf den uns zugewiesenen Raum auf die Hervorhebung des Hauptsächlichsten beschränken müssen.

Die Production unseres Landes umfaßt vorwiegend landwirthschaftliche Erzeugnisse. Mehr als vier Fünftel der Landesbevölkerung betreibt Ackerbau als Haupt- oder doch als wichtigen Nebenerwerb. Nach der Volkszählung des Jahres 1890 entfielen auf die landwirthschafliche Bevölkerung über 5 Millionen, dagegen auf die gewerblichen Klassen etwas über 600.000 Seelen, worunter 91.000 selbständige Gewerbetreibende mit kaum 133.000 Arbeitern. Es erhellt aus diesen wenigen Ziffern, daß 1. die gewerbliche Production hierzulande weit hinter der landwirthschaftlichen an volkswirthschaftlicher Bedeutung zurücksteht, und daß 2. dieselbe vorwiegend in kleinen Unternehmungen mit geringer Arbeiterzahl, gewöhnlich ohne Mithilfe von mechanischen Motoren, betrieben wird. Galizien ist denn auch in Österreich noch immer das classische Land der Hausindustrie und des Kleingewerbes. Dafür fehlt uns leider bisher die eigentliche Großindustrie, jene kapitalskräftigen Riesenbetriebe, welchen die westlichen Kronländer ihre gewerbliche Vorherrschaft und ihren gewaltigen Reichthum verdanken. Es genügt in dieser Beziehung auf die charakteristische Thatsache hinzuweisen, daß nach der Statistik des Jahres 1894 in Galizien kaum sechs Actiengesellschaften (ohne Eisenbahnen) bestanden, während z. B. Böhmen 121, das winzige Schlesien 11 Actiengesellschaften aufzuweisen vermochte. Wenn wir von den drei Creditactiengesellschaften absehen, so verbleiben im Ganzen drei Actiengesellschaften für den gesammten Handel und die gesammte Industrie (sammt Bergbau)

eines 7 Millionen Einwohner zählenden Landes. Mit großer Genugthuung muß deshalb jeder Freund des Landes die Gründung einiger neuer industrieller Actiengesellschaften während der letzten zwei Jahre (1895 und 1896) begrüßen und darin ein hoffnungsvolles Anzeichen auf dem Gebiete der industriellen Productionsthätigkeit erblicken.

An die land- und forstwirthschaftlichen Betriebe lehnen sich folgende wichtigere Industriezweige an: die Branntweinbrennereien, die drei Zuckerfabriken, die Bierbrauereien, die Mühlenindustrie und die Sägewerke der Holzindustrie. Über die Spiritusfabrikation, die Mühlenindustrie und die großen Sägewerke in den Karpathenwäldern wurde schon



Industrielle Etablissements in Saybusch (Żywiec).

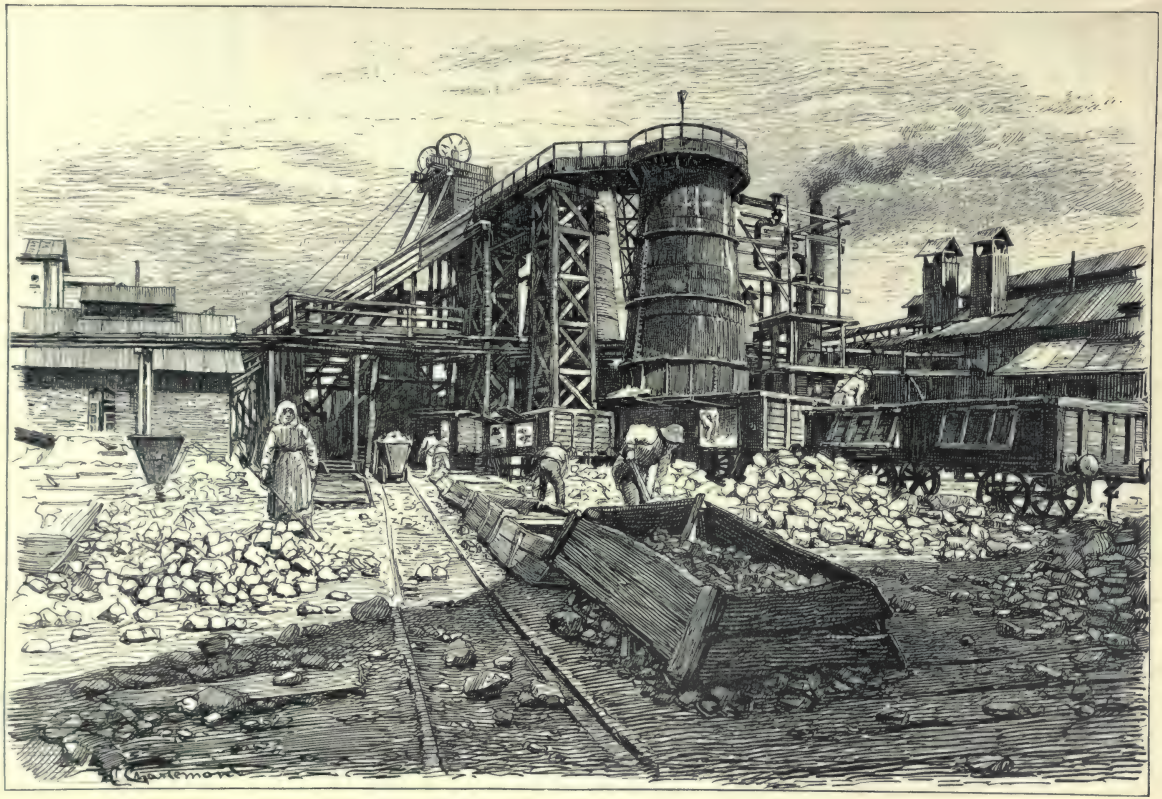
oben berichtet. Die Biererzeugung concentrirt sich gegenwärtig in circa 160 Brauereien, wovon nur 21 eine Jahresproduction von über 10.000 Hektoliter aufweisen. Die übrigen 140 Unternehmungen sind ganz kleine, ziemlich primitiv eingerichtete Brauereien, welche gewöhnlich von den Propinationspächtern betrieben werden. In denselben wird ausschließlich billiges Schankbier gebraut, welches innerhalb des betreffenden Propinationsgebietes sicheren Absatz findet. Die Zahl der Bierbrauereien hat seit dem Jahre 1860 rapid abgenommen; es verringerte sich dieselbe von 315 auf 160. Trotzdem kann man einen bedeutenden Aufschwung in der Bierproduction insbesonders seit circa fünfzehn Jahren constatiren. Die erzeugte Menge hierländischen Bieres stieg seit dem Jahre 1880 von 470.000 auf 920.000 Hektoliter im Jahre 1894. Unter den galizischen Brauereien nimmt

die v. Götz'sche Brauerei in Okocim mit 108.000 Hektolitern jährlicher Production den ersten Platz ein. Es gebührt ihr der Vorrang nicht nur der Menge nach, sondern, was allgemein im Lande anerkannt ist, auch wegen der vorzüglichen Güte des producirten Getränkes. Das Okocimer Bier wird im ganzen Lande von den wohlhabenden Klassen getrunken, es wird auch nach den benachbarten Ländern (Ungarn, Bukowina und Schlesien), in kleineren Partien sogar ins Ausland ausgeführt.

Auf dem Gebiete der Nahrungsmittelindustrie verdienen noch erwähnt zu werden: 1. Die Obst- und Gemüse-Conservenfabriken in Bochnia, Izdebnik und Lubycza; 2. die Kaffeesurogatfabriken in Krakau und Tarnów; 3. die Conservenfabriken in Mszana dolna, Tarnów, Podgórze. Die letzteren erzeugen hauptsächlich Sardinen und sogenannte Russen.

Außer den schon besprochenen Sägewerken gehören zur Holzindustrie zwei große Faßfabriken, eine Möbelfabrik, einige Parquettenfabriken, eine Fournierfabrik, zwei Holzstiftfabriken und einige größere Kunsttischlereien. Die für die Conservenfabriken nothwendigen Fässer erzeugt die Faßfabrik in Mszana dolna, Barrels für Petroleum die Fabrik in Olszanica. Holzmöbeln werden fabriksmäßig in der einzigen großen Fabrik gebogener Möbeln in Buczkowice bei Biala erzeugt. Es werden hier viele Hunderte von Arbeitern theils in der Fabrik, theils zu Hause (hausindustriemäßig) mit der Zubereitung der einzelnen Bestandtheile der gebogenen Möbeln beschäftigt. Die hier erzeugte Waare wird theils im Inlande abgesetzt, theils ins Ausland ausgeführt. Die Erzeugung von Kunstmöbeln hat unter dem wohlthuenden Einflusse des gewerblichen Fachunterrichtes im Lande große Fortschritte gemacht, und die größeren Städte, wie Krakau, Przemyśl, Lemberg und Stanislau weisen eine von Jahr zu Jahr steigende Anzahl von tüchtigen Kunsttischlern auf, welche den höchsten Anforderungen der Eleganz, der Solidität und des guten Geschmackes Genüge zu leisten im Stande sind. Grobe und billige Tischlerwaare wird theils von den kleineren städtischen Meistern verfertigt, theils an manchen Orten hausindustriemäßig erzeugt. Allgemein bekannte Productionsstätten der Möbelhausindustrie sind z. B. Kalwarya in West- und Winniki in Ostgalizien.

Fast nur fabriksmäßig erfolgt die Erzeugung von Parquetten und anderen Bautischlerwaaren. Die Parquettenfabriken in Krakau, Lemberg, Kamionka Strumiłowa und Nadwórna, die hausindustriellen Parquettenwerkstätten in Sądowa Wisznia liefern eine schöne und billige Waare, welche nicht nur den einheimischen Markt vollständig beherrscht, sondern auch in anderen Kronländern und in Ungarn sich bereits concurrenzfähig erwiesen hat. Die erzherzogliche Fournierfabrik in Saybusch (Żywiec) producirt außer Parquetten insbesonders Fourniere zur Erzeugung von Holzschachteln, welche an die ärarischen Tabaktrafiken als Cigarrenschachteln geliefert werden.



Soda- und Salzsäurefabrik in Szczakowa.

Neben der Holzindustrie ist als verwandter Gewerbezweig die Papierindustrie zu nennen. Es gehören hierher die eigentlichen Papierfabriken in Sasów, Czerlany, Zabłocie bei Żywiec (Saybusch) und andere mehr und mehrere Holzstoffabriken. Die galizischen Fabriken erzeugen Druck-, Schreib- und Packpapiere in verschiedenen Gattungen und sehr guter Qualität. Als Exportwaare, welche nach West- und Südeuropa und nach Nordafrika ausgeführt wird, sind die vorzüglichen galizischen Seidenpapiere (Pack- und Cigaretten-papiere) hervorzuheben.

Die Textilindustrie wird im Lande in vielen Gegenden als Hausindustrie von der Landbevölkerung betrieben; die größeren Fabriksunternehmungen concentriren sich in der Umgegend von Biala, Kęty und Żywiec. In der jüngsten Zeit wurde in Podgórze (bei Krakau) die erste Bindfaden- und Spagatspinnerei errichtet. Die bekannten Bialaer Tuchfabriken, sowie die neuerrichtete Fabrik in Żywiec (Saybusch) erzeugen Modewaaren, das heißt dessinirte Tücher für Herren und Damen, glatte Tücher für Wägen, Billards, Civiluniformen ꝛc., Militärtuch, endlich das sogenannte Orienttuch, welches nach dem Orient und nach Süd-Amerika ausgeführt wird. Die Bialaer Schafwollwaarenfabriken zählen sechs bis sieben große Etablissements mit einer durchschnittlichen Jahresproduction von 400.000 bis 600.000 Gulden, circa fünfzehn Mittelbetriebe, endlich einige wenige Klein-betriebe, in welchen sich noch der Typus des ehemaligen Bialaer Tuchmachers erhalten hat. In den größten Unternehmungen vereinigt sich die Spinnerei mit der Weberei und der Appretur, die meisten Mittel- und Kleinbetriebe befinden sich in Platz- und Kraftmiethe bei Unternehmern, welche gewöhnlich die Appretur der Schafwollwaaren besorgen.

Zur Textilindustrie gehören noch die jüdischen sogenannten Tallesfabriken in Kołomea, Jaroslau und Krakau. „Talles" ist der hebräische Name für die charakteristischen schwarz-weißen Gebettücher, welche von den sogenannten orthodoxen Juden während des Gebets umgehängt getragen werden. Die bedeutendste Tallesfabrik besteht in Kołomea. Es werden hier auf circa vierzig Handwebstühlen von sehr primitiver Construction die weißen Gebettücher aus Wolle erzeugt und nach allen Weltgegenden, wo sich noch die alte jüdische Sitte erhalten hat, versendet.

In das Gebiet der chemischen Industrie gehören die Ammoniak- und Sodafabrik in Szczakowa, die Schwefelsäurefabriken in Saybusch und Gorlice, die Zinkweißfabrik in Niedzieliska, die Knochenmehlfabriken in Saybusch, Podgórze, Jaroslau, Lemberg, Krukowice, Rzeszów, Klimkówka und andere mehr, die Zündhölzchenfabriken in Skole, Stryj, Krowodrza bei Krakau, Kołomea ꝛc., die Ölfabriken in Krakau, Lemberg und Sambor, die Seifenfabriken in Krakau, Zablocie bei Saybusch und Biala, die Albumin-fabriken in Krakau und Husiatyn, endlich diejenigen industriellen Unternehmungen, welche Petroleum und Erdwachs verarbeiten (Raffinerien, Kerzenfabriken ꝛc.).

Zu den bedeutendsten industriellen Etablissements Galiziens zählt unzweifelhaft die der Jaworznoer Steinkohlengewerkschaft angehörige große Ammoniak-Sodafabrik in Szczakowa. Die Unternehmung wurde im Jahre 1882 mit einem Capital von über einer Million Gulden in's Leben gerufen, später aber noch nach und nach erweitert. Die Jahresproduction erreicht die Höhe von über 160.000 Metercentner Soda, etwa 30 Procent der Gesammtproduction der cartellirten österreichisch-ungarischen Sodafabriken. Es wird hier calcinirte, caustische und Krystallsoda als Hauptproduct, als Nebenproduct Salmiak und gefällter kohlensaurer Kalk erzeugt. Das Absatzgebiet der Fabrik erstreckt sich auf Galizien, Schlesien, Böhmen, Mähren, Niederösterreich, Oberungarn und das Königreich Polen.

Die im Jahre 1868 gegründete erzherzogliche chemische Fabrik in Żywiec (Saybusch) producirt Leim, Knochenfett, Spodium- und Knochenmehlsuperphosphate und gedämpftes Knochenmehl. Die Fabrik beschäftigt über 150 Arbeiter und erzeugt per Jahr circa 20.000 Metercentner gedämpftes Knochenmehl, 20.000 Metercentner Superphosphate, 4.000 Metercentner Leim, außerdem 28.000 bis 30.000 Metercentner Schwefelsäure. Die Fabriksproducte werden nach Galizien, in die westlichen Kronländer, nach Oberungarn und nach Deutschland abgesetzt.

Die Krakauer Albuminfabrik erzeugt Blutalbumin, welches meistens nach England exportirt wird.

Endlich verdienen noch folgende Unternehmungen, welche zur Metallverarbeitungs-Industrie gehören, besonderer Erwähnung. Es sind dies die Maschinen- und Geräthe-Fabriken in Sanok (Actiengesellschaft für Erzeugung von Waggons und Petroleumbohrmaschinen), Krakau, Ottynija, Tarnów, Lemberg, Biala (Apparate für elektrische Beleuchtung, Excelsiormühlen, Maschinen für Textilindustrie), ferner die großen Reparaturwerkstätten der Staatsbahnen in Neu-Sandec, Stryj, Stanislau, Lemberg, Przemyśl und Krakau.

Das soeben in großen Zügen entworfene Bild der galizischen Industrie bliebe unvollständig, wenn wir der bedeutenden ärarischen Tabakfabriken, welche in Galizien über 3.500 Arbeiter beschäftigen, keine Erwähnung thun würden. Mehr als 28.000 Bauern produciren in den südöstlichen Bezirken Galiziens Tabakblätter der gewöhnlichen und billigsten Sorten. Das hierzulande gewonnene Rohmaterial wird auch im Lande in den fünf Fabriken, worunter die Tabakfabriken in Winniki und Krakau zusammen circa 2.200 Arbeiter zählen, zu Schnupf- und Rauchtabak und zu ordinären Cigarren verarbeitet. Auch auf diesem Gebiete ist in den letzten Jahren ein gewisser Fortschritt bemerkbar, nachdem die Regierung und der galizische Tabakproducenten-Verein den inländischen Tabakbau durch Belehrung und andere Mittel mit gutem Erfolge zu heben bestrebt sind.

Das Verkehrswesen.

Bei der ungünstigen geographischen Lage und Configuration Galiziens ist eine gedeihliche Entwicklung des Communicationswesens von höchster Bedeutung für die ökonomische Entwicklung des Landes. Letztere schreitet denn auch nach Maßgabe der Förderung der Wasser-, Land- und Schienenstraßen zusehends fort. Es sei uns daher gestattet, eine kurze historische Skizze aller dieser drei Arten von Verkehrsadern auf Grund sehr schätzenswerther Materialien aus der Feder des derzeitigen Directors der k. k. Staatsbahn in Lemberg, Herrn Hofrath L. von Wierzbicki zu liefern.

Wasserstraßen. — Das Land Galizien liegt an der großen europäischen Wasserscheide und wird von derselben durchschnitten. Die Gewässer desjenigen Theiles des Landes, der westlich, beziehungsweise nördlich der Wasserscheide liegt und einen Flächenraum von 40.103 Quadratkilometer umfaßt, gehören insgesammt in das Gebiet des Baltischen Meeres und fließen dort mit der Weichsel ab, welche sämmtliche in diesem Gebiete gelegenen Zuflüsse aufnimmt. Der übrige Theil des Landes Galizien, der östlich von der europäischen Wasserscheide liegt und eine Fläche von 38.394 Quadratkilometer umfaßt, gehört zum Gebiete des Schwarzen Meeres, beziehungsweise zum Gebiete der Zuflüsse desselben, des Dniepr, des Dniestr und der Donau.

Die Weichsel und der Dniestr, namentlich die erstere sammt ihren Zuflüssen, bildeten zur Zeit, als noch keine Eisenbahnen bestanden und auch keine Handelsstraßen vorhanden waren, die wichtigsten Verkehrsadern zur Ausfuhr der Rohproducte ins Ausland. Auf der Weichsel und den Zuflüssen derselben wurde namentlich das Getreide seit undenklichen Zeiten auf eigenen, speciell zu diesem Zwecke gebauten Flachschiffen nach Danzig und Thorn verfrachtet, von wo dasselbe zur See nach Nord-Deutschland, England und Frankreich weiter verschifft wurde; als Rückfracht gelangten in das Land Kunst- und Industrieproducte des Westens. Minder günstig waren die Flußverhältnisse des Dniestrs, woselbst infolge der Stromschnellen bei Jampol in der Nähe von Mohilew und der sumpfigen und seichten Ausmündung bei Akkerman in der Nähe des Schwarzen Meeres das Verflößen stromabwärts nur zeitweise möglich war und ein Verkehr stromaufwärts nur auf kurzen Strecken durchgeführt werden konnte. Der Hauptausfuhrartikel auf dem Dniestr war Holz verschiedener Arten zur Deckung des Bedarfes der vollständig holzarmen Landstrecken am unteren Dniestr. Durch internationales Übereinkommen vom 19. October 1781 wurden die Weichsel und der Dniestr in Betreff der Schiffahrt als neutrales Gebiet erklärt und wurde die Schiffahrt den Unterthanen beider Reiche, Österreich und Rußland, unter gewissen, die Verzollung betreffenden Bestimmungen freigegeben.

Güterverflößer auf dem San (Jlfiacy).

Seit dem Ausbau der Eisenbahnen wird auf diesen zwei Flüssen nur Bau- und Schiffholz, welches auf der langen Route die theuere Eisenbahnfracht nicht verträgt, nach dem Meere verschifft und verflößt. Für den Personenverkehr verkehren auf der Weichsel in Galizien nur in der Strecke von Krakau bis Zawichost, das ist bis zur Mündung des San, zwei kleine Dampfer, die jedoch blos im Dienste der Regulirungsarbeiten, die seitens der österreichischen Regierung auf dem galizischen Ufer vorgenommen werden, stehen. Am Dniestr wurde im Jahre 1852 über Anregung des Fürsten Leon Sapieha in Zurawno ein Dampfer montirt. Dieser machte im Jahre 1854 seine erste Fahrt, gerieth aber in der Nähe von Halicz auf eine Untiefe, wo er mehrere Monate liegen blieb, und wurde später mit Rücksicht auf die ungünstige Beschaffenheit des Strombettes demontirt und verkauft. Ebenso mißlang im Jahre 1883 der zweite Versuch der Firma Skonecki & Comp. Seither hat sich der galizische Landtag, angeregt durch den letzterwähnten Versuch, veranlaßt gesehen, der Frage der Etablirung einer Dampfschiffahrt auf dem Dniestr näher zu treten, erklärte sich auch bereit, einer sich etwa bildenden Gesellschaft durch Garantie einer bestimmten Einnahme beizustehen. Zur Bildung einer derartigen Gesellschaft ist es jedoch bisher nicht gekommen.

Beide Ströme müssen erst regulirt werden. Betreffs der Weichsel besteht seit 1875 mit der kaiserlich russischen Regierung eine internationale Vereinbarung, die jedoch noch nicht gänzlich durchgeführt ist. Das Gleiche gilt auch von der Pruthregulirung. Inzwischen hat die k. k. Regierung im Jahre 1882 zum Zwecke der Flößbarmachung und auch zum Zwecke der Beseitigung der sich oft wiederholenden Wasserkatastrophen im Sinne der Allerhöchsten Verordnung vom 11. November 1861 die nachstehenden Flüsse benannt, bei welchen innerhalb der nachfolgenden zwanzig Jahre die Regulirungsarbeiten hergestellt werden sollen: die Przemsza von der preußischen Grenze bis zur Mündung in die Weichsel; die Weichsel von der Einmündung der Premsza bis Zawichost; der Dunajec von Zagłobice bis zur Mündung in die Weichsel; der Wisłok von Mielec bis zur Mündung in die Weichsel; der San von Jaroslau bis zur Einmündung in die Weichsel; endlich der Dniestr von Zurawno bis zur Grenze bei Okopy.

Es wurden denn auch seitens der Regierung für Wasserregulirungsarbeiten und Uferschutzbauten in Galizien in der Zeitperiode vom Jahre 1882 bis 1891 nachstehende Summen verwendet:

Jahr:	Reinaufwand in Gulden:
1882	335.085
1883	359.673
1884	460 837
Übertrag	1,155.595

Überfuhr am Dniestr in Ostgalizien.

Übertrag	1,155.595
1885	519.624
1886	496.748
1887	528.878
1888	610.065
1889	555.387
1890	534.491
1891	508.585
Summe	4,909.373

In diese Summen sind die bisher ausgeführten Regulirungsarbeiten an den Flüssen Weichsel, Przemsza, ferner die Uferschutzbauten an den Zuflüssen der Weichsel, Raba, Dunajec, Wisłoka und San, endlich am Dniestr und dessen Zufluß Stryj inbegriffen.

Parallel damit läuft bereits seit 1873 die autonome Action des Königreiches Galizien, welches namentlich seit 1884 theils aus Landesmitteln, theils unter Beitragsleistung des Staates und der Interessenten für Flußregulirungen bisher Nachstehendes geleistet hat:

Regulirungsarbeiten des Żabnicaflusses	fl.	23.134
Bau des Zyblikiewicz-Entwässerungs-Kanals	„	124.435
Regulirungsarbeiten am Flusse Nowy Breń	„	460.000
Regulirungsarbeiten des Stary Breń	„	179.051
Regulirung der Wisłoka in der Strecke von Dembica nach Tarnobrzeg	„	48.062
Regulirungsarbeiten am Krzemienicafluss	„	155.000
Regulirungsarbeiten an der Trześniówka und Żupawa	„	177.000
Trockenlegung der Rudniker Sümpfe	„	105.200
Regulirungsarbeiten an den Flüssen Wisłoka und Pielnica	„	129.000
Regulirungsarbeiten am Flusse Gnika Lipa	„	135.000
Regulirungsarbeiten am Flusse Kisielina	„	175.000
Regulirungsarbeiten am Flusse Łęg	„	245.000
Trockenlegung der Sümpfe bei Nisko	„	20.220
Trockenlegung der Sümpfe bei Olesko	„	40.000
Ergänzung der Eindämmung der Weichsel und des San im Bezirke Tarnobrzeg	„	680.600
Verbauung der Wildbäche im Flußgebiete des Stryj	„	10.738
Verbauung der Wildbäche im Gebiete der Skawa	„	103.938
Regulirungsarbeiten an der Biała sammt deren Zuflüssen und Ergänzung der Dämme am rechten Ufer des Dunajec	„	1,789.000
Ergänzung der Dämme am rechten Weichselufer zwischen Podgórze und Niepołomice	„	218.000
Verbauung des Wildbaches Michałów im Bereiche der Gemeinde Maniowa	„	8.000
Verbauung des Wildbaches Nizkówka	„	25.726
Fürtrag	fl.	4,852.104

Übertrag	fl. 4,852.104
Trockenlegung der Sümpfe in den Bezirken Jaroslau und Lańcut	„ 86.250
Regulirungsarbeiten am Flusse Złota Lipa	„ 132.000
Regulirungsarbeiten am Dniester in der Strecke zwischen Rozwadów und Żurawno	„ 1,600.000
Regulirungsarbeiten am Bugfluß	„ 594.000
Localregulirungsarbeiten am Flusse Wiskoka bei Jasło	„ 3.987
Zusammen	fl. 7,268.341

Die meisten dieser Landesarbeiten haben allerdings nicht so sehr dem Verkehre als der Bodenmeliorirung oder der Sicherung gegen Überschwemmungen zu dienen.

Straßen. — Mit dem Baue der chaussirten Straßen in Galizien, beziehungsweise mit der Übernahme und Erklärung der bereits bestehenden Straßen als Ärarialstraßen wurde in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts (zwischen 1775 und 1800) begonnen und war für die Anlage derselben die Absicht maßgebend, unter theilweiser Beibehaltung der Richtung der Landstraßen, auf welchen sich seit vielen Jahrhunderten der Welthandel von Osten nach Westen bewegte, die damals wichtigsten Städte, die Hauptstadt des Landes Lemberg, sowie die derzeitige Hauptstadt Czernowitz des Landes Bukowina, welches früher als Kreis dem Lande Galizien einverleibt war, mit den westlichen Provinzen des Reiches, vornehmlich mit Schlesien, zu verbinden. Da zu jener Zeit Krakau sammt Umgebung noch nicht zu Österreich gehörte, so führte der erste neue Straßenzug von Schlesien, beziehungsweise Bielitz in Galizien über Biała, Wadowice, Tarnów, Rzeszów, Jaroslau nach Lemberg, von dort über Tarnopol und Zaleszczyki nach Czernowitz. Zu Anfang des laufenden Jahrhundertes wurde der zweite Straßenzug, die sogenannte Karpathenstraße gebaut, welche ebenfalls in der Grenzstadt Biała ihren Anfang nahm und am Fuße des Karpathen-Hauptgebirges, quer über die Karpathen-Ausläufer über Żywiec, Neu-Sandec, Jasło, Krosno, Sanok, Sambor, Stryj, Stanislau, Kołomea und Czernowitz ihre Richtung nahm.

In weiterer Folge war man bestrebt, neue Straßen zu bauen, beziehungsweise außer den angeführten bereits bestehenden Straßen diejenigen zu adaptiren, welche einerseits eine Communication mit dem angrenzenden Königreiche Ungarn herstellen, anderseits die beiden Hauptstraßenzüge miteinander verbinden und endlich auch den nördlich gelegenen Landestheilen eine Verbindung mit den Hauptstraßenzügen ermöglichen sollten.

Mit Ende des Jahres 1829 waren in Galizien im Ganzen 363 Meilen oder 2757·5 Kilometer Ärarialstraßen und überdies 692·2 Kilometer sonstiger von den Gemeinden unter Aufsicht der Behörde in Stand gehaltener Straßen vorhanden.

In der langen Zeitperiode von über 40 Jahren, das ist vom Jahre 1829 bis zum Jahre 1870, wurde in Galizien das Ärarialstraßennetz im Ganzen nur um 125·1 Kilometer erweitert, so daß die Gesammtlänge der Straßen 2882·6 Kilometer betrug. Dagegen

wurde in dieser Zeitperiode ein größeres Gewicht auf die Herstellung von Militär- und Kreisstraßen gelegt, welche auf Kosten der Bezirke, beziehungsweise der Gemeinden, unter Aufsicht von Regierungsorganen gebaut und im Stande gehalten wurden. Das Hauptverdienst hiefür gebührt dem Statthalter in den Fünfziger-Jahren, Grafen Gołuchowski. Im Jahre 1868 gingen sowohl ein Theil der Ärarialstraßen als auch alle übrigen im Lande befindlichen Straßen in die Verwaltung des Landesausschusses von Galizien über. Die Länge der übergebenen Ärarial- und Kreisstraßen betrug zur Zeit der Übergabe 1206·0 Kilometer. Es beginnt seither eine systematische, den Bedürfnissen entsprechende Entwicklung des Straßennetzes in Galizien. Das gesammte Straßennetz wird in drei Kategorien, nämlich Landes-, Bezirks- und Gemeindestraßen eingetheilt.

Die Landesstraßen erhielten fast durchwegs die Breite der Militärstraßen, eine Steinbettung und eine gute Beschotterung; die kleineren Brücken und Durchlässe wurden aus Mauerwerk hergestellt, die größeren Brückenpfeiler aus Stein auf entsprechend starker hölzerner Brückenconstruction. Dementsprechend wurden auch alle vom Staate übernommenen Straßen reconstruirt; die neuen wurden auf Landeskosten gebaut.

Die Bezirksstraßen werden von den Bezirken unter Aufsicht des Landesausschusses gebaut und erhalten; die Mittel hiezu werden aus autonomen Bezirks-Steuerzuschlägen, aus den Beiträgen der Bezirke als solche in Form von Baarzuschüssen, unentgeltlicher Beistellung von Materialien, eventuell von Grund und Boden und Arbeitskräften, aus freiwilligen Beiträgen der Interessenten in Materialien, Überlassung von Grund und Boden und eventuell in Baarzuschüssen und aus Beiträgen von Landesmitteln, welche jedoch in keinem Falle mehr als 50 Procent der Gesammtbaukosten betragen dürfen, beschafft. Die Breite dieser Straßen ist in der Regel geringer als jene der Landesstraßen; die Ausführung der Brücken und Objecte, wo dies zulässig, die gleiche wie die der Landesstraßen und nur dort, wo Mangel an entsprechendem Material herrscht, wird Holz zum Baue der Brücken und der Durchlässe verwendet.

Die Gemeindestraßen zerfallen wieder in zwei Unterarten, je nachdem sie wichtigere Communicationen zwischen den einzelnen Orten bilden oder nur localen Bedürfnissen dienen. Die ersteren werden nach Maßgabe der Mittel successive unter Controle der Organe des Landesausschusses in derselben Weise wie die Bezirksstraßen, in Stand gesetzt und beschottert, in welchem Falle den betreffenden Gemeinden von Fall zu Fall Subventionen aus Landesmitteln bis zur Höhe von 50% der Baukosten zugesprochen werden. Die zweite Gruppe der Gemeindestraßen wird von den einzelnen Gemeinden nach Maßgabe des Bedarfes ohne Aufsicht des Landesausschusses und ohne Zuschuß aus Landesmitteln gebaut und erhalten. Von diesen Straßen ist nur ein Theil beschottert und entsprechend erhalten. Die Frage der Beitragspflicht zum Baue und der

Erhaltung dieser Straßenkategorie bildet übrigens noch immer den Gegenstand lebhafter Controversen im galizischen Landtage.

Die Staatsverwaltung hat seit dem Zeitpunkte der Trennung in Ärarial- und Landesstraßen wenig Straßen mehr gebaut, und die Arbeiten beschränkten sich von da ab auf die Verbesserung der Anlagen und der Gefälls-Verhältnisse und den Umbau der bestehenden Straßen, ferner auf die Herstellung von stabilen Brücken und Objecten. Mit Ende des Jahres 1890 bestanden in Galizien: Ärarialstraßen 2887·7, Landesstraßen 1794·4, Bezirksstraßen 1860·3, Gemeindestraßen 6482·0 Kilometer; zusammen 13.024·4 Kilometer. Von den Gemeindestraßen sind 1274 Kilometer regelrecht unter Controle des Landesausschusses und unter entsprechender Subventionirung aus Landesmitteln in Stand gesetzt und beschottert, 2450 Kilometer regulirt und beschottert, während der Rest von 2758 Kilometer zum größeren Theile regulirt, jedoch nicht beschottert ist.

Die Kosten der Herstellung per Current-Kilometer Straßen betragen bei Ärarialstraßen 5640 Gulden, bei Landesstraßen, welche von der Regierung dem Landesausschusse übergeben wurden, 4000 Gulden, bei den aus Landesmitteln neu hergestellten Landesstraßen 5460 Gulden, bei Bezirksstraßen 3000 Gulden, bei Gemeindestraßen im Durchschnitte 1500 Gulden. Das zum Straßenbaue investirte Gesammtkapital betrug mit Ende des Jahres 1890 für Ärarialstraßen 16,286.628, für Landesstraßen 8,034.480, für Bezirksstraßen 5,580.000, für Gemeindestraßen 9,723.000 Gulden; zusammen 39,624.108 Gulden. Die Gesammterhaltungskosten betragen per Jahr bei Ärarialstraßen 730.588, bei Landesstraßen 394.768, bei Bezirksstraßen 376.000, bei Gemeindestraßen 324.100 Gulden; zusammen 1,825.456 Gulden ö. W.

Eisenbahnen. — Die ersten Bestrebungen, eine Bahnverbindung zwischen Galizien und dem Centrum des Reiches, Wien, herzustellen, sind auf das Jahr 1830 zurückzuführen. Damals faßte Baron Rothschild auf Grund der in England unternommenen Studien die Idee des Baues einer Eisenbahn, welche von der Ostgrenze Österreichs, und zwar von Brody bis Triest, reichen sollte und von welcher als erster Theil die vom Professor der Mineralogie am polytechnischen Institute in Wien Franz Xaver Ripel vorgeschlagene Strecke von Bochnia nach Wien zur Ausführung gelangen sollte. Ein Privilegium zum Baue dieser Bahn erhielt Rothschild erst am 4. März 1836. Dasselbe lautet „zur Errichtung einer Eisenbahn zwischen Wien und Bochnia mit den Nebenbahnen nach Brünn, Olmütz und Troppau, dann zu den Salzmagazinen in Dwory, Wieliczka und bei Bochnia." Nach Verstreichen von 10 Jahren wurde der Vollendungstermin mit Allerhöchster Entschließung vom 5. März 1844 um weitere 10 Jahre verlängert, allein auch diese Frist reichte nicht aus, bis im Jahre 1853 die Staatsverwaltung die inzwischen gebildete Nordbahn-Gesellschaft von der durch das Privilegium statuirten Verpflichtung

zum Weiterbaue der Bahn von Oświęcim nach Bochnia nebst den Flügelbahnen nach Dwory, Wieliczka und Niepołomice enthob.

So ist zu jener Zeit die Erbauung einer Bahn in Galizien vereitelt worden. Inzwischen war jedoch die erste Eisenbahn in Galizien, nämlich jene von Mysłowice, beziehungsweise Stupień an der preußischen Grenze nach Krakau sammt dem Anschlußflügel von Szczakowa an die russische Grenze, von der Krakau-Oberschlesischen Eisenbahn-Gesellschaft gebaut und am 13. October 1847 dem Verkehre übergeben worden. Die erstere Linie hatte eine Länge von 65·7 Kilometer, die Flügelbahn eine solche von 2 Kilometer. Beide Linien gingen kraft des von der Staatsverwaltung am 30. April 1850 mit der genannten Gesellschaft abgeschlossenen Vertrages in das Eigenthum des Staates mit der Benennung „K. k. östliche Staatseisenbahn" über. Der Betrieb derselben wurde in den Jahren 1850 und 1851 von der Oberschlesischen Eisenbahn auf Rechnung des Staates geführt; mit 1. Januar 1852 übernahm der Staat den Betrieb auf eigene Rechnung. Sie besaß mit Schluß des Jahres 1850: 8 Locomotiven, 18 Personenwagen und 89 Stück Lastwagen.

Mit Ende des Jahres 1852 begannen die Bauarbeiten auf der Linie Oderberg-Oświęcim der Nordbahn-Gesellschaft; den Bau der Anschlußlinie Oświęcim-Trzebinia, sowie einer weiteren von Krakau nach Dembica (sogenannte Westgalizische Staatsbahn) hat die Regierung selbst in Angriff genommen, und vollendete letztere (110·6 Kilometer) am 20. Februar 1856, hingegen die Linie Trzebinia-Oświęcim (25·2 Kilometer) am 1. März desselben Jahres. Die in dem gleichen Termine von der Gesellschaft der Kaiser Ferdinands-Nordbahn ausgebaute Strecke Dziedzice-Oświęcim auf galizischem Boden hat eine Länge von 19·24 Kilometer.

Mit Allerhöchster Entschließung vom 8. September 1854 wurde der Übergang zum Privatbahn-Principe bewerkstelligt. Nach langen Verhandlungen erfolgte die Concession vom 26. Juni 1858, wonach nur die Bahnstrecke von Oświęcim bis Krakau sammt den Anschlüssen bei Mysłowice und Szczakowa in das Eigenthum der Nordbahn überging, während bereits mit der Concessions-Urkunde vom 7. April 1858 der neugebildeten k. k. privilegirten galizischen Karl Ludwig-Bahn die im Betriebe stehende Eisenbahnstrecke von Krakau bis Dembica nebst den Flügelbahnen nach Wieliczka und Niepołomice, sowie die im Bau begriffene Strecke von Dembica bis Rzeszów um die aufgelaufenen Selbstkosten mit dem 1. Januar 1858 überlassen und der Ausbau der Strecke von Dembica über Przemyśl nach Lemberg übertragen worden war. Der Bau der Linie von Lemberg nach Brody und Czernowitz blieb derselben Gesellschaft facultativ vorbehalten. Die Eröffnung der 46·9 Kilometer langen Strecke Dembica-Rzeszów erfolgte am 15. November 1858, jener von Rzeszów bis Przeworsk (36·7 Kilometer) am 15. November 1859, die Eröffnung

der Strecke Przeworsk-Przemyśl (50·0 Kilometer) am 4. November 1860, jener von Przemyśl nach Lemberg (97·6 Kilometer) am 1. November 1861.

Ende des Jahres 1861 waren in Galizien mit Einschluß der Linien: Trzebinia-Krakau (39 Kilometer), Trzebinia-Szczakowa (16 Kilometer), Szczakowa-Granica (1·7 Kilometer), Szczakowa-Myslowice (12 Kilometer), Bierzanów-Wieliczka (5·3 Kilometer) und Podłęże-Niepołomice (4·9 Kilometer), zusammen 465·1 Kilometer Eisenbahnen, das ist 0·59 Kilometer per 100 Quadratkilometer im ganzen Lande im Betriebe, und betrug das hierauf verwendete Baukapital 42,732.500 Gulden österreichischer Währung. Im Jahre 1861 wurden daselbst 685.540 Zugskilometer der Personenzüge und 459.231 Güterzugskilometer erzielt, und 539.770 Personen, das ist per Kilometer mittlerer Betriebslänge 1407 Personen befördert. Die Ausrüstung an Fahrbetriebsmitteln der gesammten Bahnen betrug im Jahre 1861: 103 Locomotiven, 51 Conducteur- und Gepäckswagen, 171 Personenwagen und 2057 Güter- und sonstige Wagen.

Am 11. Jänner 1864 wurde mit Zustimmung der galizischen Karl Ludwig-Bahn die Concession zum Baue und Betriebe der neuen Bahn der k. k. privilegirten Lemberg-Czernowitz-Eisenbahngesellschaft ertheilt und hiebei, abweichend von der bisher üblichen Concessions-Begünstigung: einer Zinsengarantie von $5^1/_5$ Procent für den wirklichen Kostenaufwand, ein Reinerträgniß im Pauschalbetrage von 1,500.000 Gulden in Silber gewährleistet. Die ganze 267 Kilometer lange Linie von Lemberg bis Czernowitz wurde am 1. September 1866 eröffnet und dem Verkehre übergeben. Hievon liegen auf galizischem Boden 238·4 Kilometer; das hierauf verwendete Baukapital betrug im Verhältnisse der Länge der auf Galizien entfallenden Linie 21,131.597 Gulden.

Ein Jahr darauf erhielt die Karl Ludwig-Bahn mit der Concessions-Urkunde vom 15. Mai 1867 die Bewilligung zum Baue und Betriebe einer Eisenbahn von Lemberg nach Brody mit einer Abzweigung nach Tarnopol und bis an die russische Grenze mit der Garantie eines jährlichen Reinerträgnisses von 50.000 Gulden österreichischer Währung in Silber pro Meile. Die Strecke Lemberg-Złoczów mit der Abzweigung von Krasne nach Brody ist am 12. Juli 1869 vollendet und dem Betriebe übergeben worden. Die Länge der ersteren betrug 75·9, die der zweiten 42·3, beider zusammen 118·2 Kilometer. Die Strecke von Złoczów bis Tarnopol (64 Kilometer) ist am 22. December 1870, die restliche Strecke von Tarnopol bis Podwołoczyska (51·6 Kilometer) und die doppelgeleisige (normal- und breitspurig) Podwołoczyska-Reichsgrenze (1·2 Kilometer) am 4. November 1871 eröffnet und hiedurch, im Anschlusse an die russische Südwestbahn, die directe Verbindung mit dem Schwarzen Meere hergestellt worden. Nur die ebenfalls zweigeleisige Strecke Brody-Reichsgrenze (7·3 Kilometer) konnte erst nach Ratification des mit der kaiserlich russischen Regierung über den Anschluß dieser Strecke an die

Brześć-Kiewer Bahn am 21. November 1870 abgeschlossenen Übereinkommens den 27. August 1873 dem Verkehre übergeben werden.

Am Schlusse des Jahres 1870 besaß Galizien 882·8 Kilometer, das ist 1·128 Kilometer per 100 Quadratkilometer Eisenbahnen, welche an Kapital 100,006.554 Gulden österreichischer Währung erfordert hatten. Im Jahre 1870 wurden auf diesem Bahnnetze 1,295.652 Zugskilometer der Personen führenden Züge (mit 1,146.788 Personen) und 1,622.175 Güterzugskilometer erzielt. Das Gesammtnetz besaß 1870: 161 Locomotiven, 168 Conducteur- und Gepäckswagen, 299 Personen- und 3798 Güter- und sonstige Wagen.

Im Jahre 1869 erhielten die Concessionäre der „Ersten ungarisch-galizischen Eisenbahn" die Bewilligung zum Baue und Betriebe einer Eisenbahn von Przemyśl nach Łupków an die ungarische Grenze mit der Fortsetzung auf ungarischem Gebiete bis Legenye Mihály zum Anschluß an das Netz der ungarischen Nordostbahn. Hievon ist die österreichische Strecke im Laufe des Jahres 1872, der Grenztunnel erst am 31. Mai 1874 eröffnet worden. Die Gesammtlänge dieser Linie bis zur Station Łupków beträgt 143 Kilometer.

Mit Allerhöchster Entschließung vom 5. September 1870 wurde einem Consortium der „Dniestr-Bahn" die Concession für den Bau und Betrieb einer Linie von Chyrów bis Drohobycz und Stryj mit der Zweigbahn von Drohobycz nach Borysław ertheilt. Durch die Ungunst der Zeitverhältnisse verzögerte sich der Bau bis Ende 1872. Aber auch der Betrieb gestaltete sich in der Folge so ungünstig, daß die Gesellschaft genöthigt war, unter Verpfändung der Bahn und des Fahrparkes ein Anlehen aufzunehmen und am 31. December 1875 ein Übereinkommen zu genehmigen, welches der Prioritäten-Curator mit der Staatsverwaltung dahin abgeschlossen hatte, daß die mit einem Aufwande von 12,000.000 Gulden hergestellte Bahn um den Preis von 2,100.000 Gulden an die Staatsverwaltung übergehen sollte. In Folge des Gesetzes vom 18. März 1876 ging am 1. April 1876 die Dniestr-Bahn in den Besitz des Staates über und wurde in den Betrieb der Ersten ungarisch-galizischen Eisenbahn für Rechnung des österreichischen Staatsärars gegen Vergütung der Selbstkosten übergeben. Die hierin gelegene Rückkehr zum Staatsbahnprincipe wurde übrigens schon drei Jahre früher, ebenfalls in Galizien, zum ersten Male vollzogen. Im Jahre 1873 ist nämlich nach mehrmaligen fruchtlosen Versuchen der Concessionsertheilung der Bau einer Linie Tarnów-Leluchów — ungarische Grenze — (145·7 Kilometer) auf Staatskosten angeordnet worden. Die Eröffnung erfolgte am 18. August 1876, den Betrieb übernahm wieder die Erste ungarisch-galizische Eisenbahn für Rechnung des österreichischen Staatsärars gegen Vergütung der Selbstkosten.

Seither trat bei der Regierung immer mehr das Bestreben zu Tage, Verbindungsbahnen zwischen Galizien und Ungarn, das ist in gewissen Distanzen Verbindungslinien

Arbeiter-Wohnungen in Neu-Sandec.

zwischen der Karl Ludwig-Bahn und dem ungarischen Bahnnetze zu bauen. Diesem Bestreben war die Entstehung der Linien Przemyśl—Łupków und Tarnów—Leluchów zuzuschreiben, und aus demselben entstand auch schon früher (1871) der Gedanke einer weiteren Linie Lemberg—Stryj—ungarische Grenze—Munkács, mit einer Zweigbahn von Stryj nach Stanislau, im Anschlusse an die Lemberg-Czernowitz-Bahn. Die Gesellschaft (k. k. priv. Erzherzog Albrecht-Bahn) eröffnete die Linie Lemberg—Stryj (74·8 Kilometer) am 16. October 1873, die Linie Stryj—Stanislau (107·8 Kilometer) am 1. Januar 1875. Der Bau der dritten Strecke Stryj—Beskid scheiterte an großen finanziellen Schwierigkeiten, worauf nach vielfachen Sanirungsversuchen die Erzherzog Albrecht-Bahn durch den Staat im Sinne der Concessionsurkunde am 1. August 1880 in Betrieb übernommen und die genannte Strecke auf Grund eines Gesetzes vom Jahre 1883 im Jahre 1887 als Staatsbahn gebaut wurde. Der Ankauf der Albrecht-Bahn durch den Staat erfolgte erst 1891. Inzwischen ist durch die Herstellung der Eisenbahnlinie von der Nordbahnstation Dziedzice nach Saybusch auch noch die galizische Theillinie Bielitz-Saybusch in der Länge von 21·5 Kilometer, wovon die auf galizischem Boden gelegene Linie 19·6 Kilometer beträgt, zu Stande gekommen.

Am Schlusse des Jahres 1880 besaß Galizien ein Gesammtnetz von 1552·6 Kilometer Bahnen (1·977 Kilometer per 100 Quadratkilometer und 2·605 Kilometer per 10.000 Einwohner), welche ein Kapital von 176,103.032 Gulden österreichischer Währung gekostet haben. Im Jahre 1880 wurden darauf 2,840.310 Personenzugskilometer, 2,703.092 Güterzugskilometer und 1,532.540·6 Tausend Bruttotonnen-Kilometer (= 987 per Kilometer) erzielt. Die Ausrüstung an Fahrbetriebsmitteln betrug 319 Locomotiven, 286 Conducteur- und Gepäckswagen, 549 Personenwagen, 7806 Güter- und sonstige Wagen.

Neben den Querverbindungen zwischen der Karl Ludwig-Bahn und Ungarn bedurfte Galizien auch einer der Karl Ludwig-Bahn parallelen südlichen Transversalbahn. Ein Theil derselben bildete sich von selbst heraus, indem von den Theilstrecken der Dniester-Bahn, der Albrecht-Bahn und der Ersten ungarischen galizischen Eisenbahn eine zusammenhängende Linie von Stanislau bis Zagórz entstand. Am südwestlichen Ende Galiziens bildete gewissermaßen den Abschluß der künftigen Transversallinie die Strecke Saybusch (Żywiec)—Bielitz. Da inzwischen auch der galizische Landtag den zu erbauenden Transversal-Strecken nebst anderen finanziellen Vortheilen auch noch einen Pauschalbeitrag von 1,000.000 Gulden zu den Kosten der Grundeinlösung und von 100.000 Gulden zu den Kosten der Straßenumlegungen gewidmet hatte, wurde die Regierung durch das Gesetz vom 28. September 1881 ermächtigt, die Linien Saybusch—Neu-Sandec Grybów—Zagórz und Stanislau—Husiatyn auf Staatskosten herzustellen. Zugleich erhielt

die Regierung einen Credit behufs Studiums der zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit und Selbständigkeit der neuen galizischen Eisenbahnen erforderlichen Verbindungen derselben, einerseits mit der Kaschau-Oderberger Bahn, anderseits mit Krakau und Oświęcim.

Auf Grund der hiernach eingeleiteten Studien entstand das Gesetz vom 28. Februar 1883, betreffend die Einbeziehung der Strecken von Saybusch an die ungarische Grenze bei Zwardoń, von Sucha über Skawina nach Podgórze und von Skawina nach Oświęcim in die galizische Transversalbahn. Eröffnet wurden: die Linie Oświęcim—Podgórze (64·2 Kilometer) am 1. August 1884, die Linie Stróże—Neu-Zagórz (113·2 Kilometer) am

Die Pruthbrücke bei Jaremcze.

20. August 1884, die Linie Chryplin-Husiatyn (143·8 Kilometer) am 1. November 1884, die Linie Saybusch-Zwardoń (36·9 Kilometer) am 3. November 1884, die Linie Saybusch-Neu-Sandec (146·7 Kilometer) am 16. December 1884, die Linie Sucha-Skawina (46·3 Kilometer) am 12. December 1884 und endlich die Zweiglinie Zagórzany-Gorlice (4·2 Kilometer) am 8. April 1885. Die Gesammtlänge der auf Staatskosten gebauten Linien der galizischen Transversalbahn betrug demnach im Jahre 1885 555·3 Kilometer.

Gleichzeitig mit der Inbetriebsetzung der Transversalbahn-Strecke Grybów-Zagórz wurde die Mitbenützung der im Eigenthume der Ersten ungarisch-galizischen Eisenbahn stehenden 64·3 Kilometer langen Strecke Zagórz Chyrów, sowie der 4·06 Kilometer langen,

der Lemberg-Czernowitz-Jassy-Eisenbahn gehörigen Theilstrecke Stanislau-Chryplin mittelst Peage-Verträge gesichert.

Die galizische Transversal-Linie durchzieht die schönsten und malerischesten Karpathengegenden, sie berührt unmittelbar oder doch mittelbar die wichtigsten galizischen Curorte (unter anderen Zakopane im Tatragebirge von der Station Chabówka aus) und befrachtet die bedeutendsten Stätten der Petroleumproduction. Die Linie ist auch an sich malerisch und mit vielen Kunstobjecten ausgestattet. Im Mittelpunkt der Linie, der Stadt Neu-Sandec, bestehen großartige Werkstätten der k. k. Staatsbahnen, für deren Arbeiter die abgebildete Arbeitercolonie von 110 höchst gefällig ausgeführten Arbeiterhäusern (28 einstöckige, 82 ebenerdige) mit einem Kostenaufwande von 417.800 Gulden österreichischer Währung hergestellt worden ist. Da die Stadt vier Kilometer entfernt liegt, hat die Staatsbahnverwaltung schon im Jahre 1896 den Bau einer Volksschule sammt Kapelle begonnen.

Im Jahre 1888 wurde der 7·9 Kilometer lange Circumvallationsflügel bei Krakau, sowie jener der Linie Bielitz-Kalwarya (auf galizischem Boden 57·6 Kilometer) durch die Nordbahn erbaut. Im Jahre 1890 ist eine weitere Querverbindung zwischen der Karl Ludwig-Bahn und der neuen Transversalbahn, nämlich die Staatsbahn Jasło-Rzeszów (70·1 Kilometer lang), welche in der Zukunft über Dukla ihre Fortsetzung nach Ungarn finden dürfte, eröffnet worden.

Nach Maßgabe der Entwicklung des Eisenbahnnetzes in Galizien wurden successive einzelne Strecken mit Doppelgeleisen versehen. Bis Ende des Jahres 1880 waren im Ganzen nur 39·1 Kilometer galizische Bahnen doppelgeleisig; es waren dies die Strecken Krakau-Zabierzów (1. März 1878) und Zabierzów-Trzebinia (21. September desselben Jahres eröffnet); in der Zeitperiode vom Jahre 1885 bis 1891 wurde in den Strecken Dziedzice-Oświęcim, Oświęcim-Podgórze, Neu-Sandec-Stróże, ferner Łupków-Chyrów-Przemyśl und endlich in der Strecke Krakau-Przemyśl-Lemberg das Doppelgeleise hergestellt, so daß zu Ende des Jahres 1891 von den galizischen Bahnen 642·1 Kilometer mit Doppelgeleisen versehen waren. Im Jahre 1897 ist das zweite Geleise zwischen Lemberg und Złoczów fertig geworden.

Der auf Staatskosten erfolgte Ausbau der galizischen Transversalbahn gab übrigens den Anstoß zu einer intensiveren Anwendung des Staatsbahnprincipes in Galizien. So wurde die Erste ungarisch-galizische Eisenbahn am 1. Januar 1889, die Lemberg-Czernowitz-Jassy-Eisenbahn am 1. Juli 1889 in den Staatsbetrieb übernommen; seit dem Gesetz vom 22. Juni 1894 erfolgt der Betrieb auf Rechnung des Staates. Am 1. Januar 1892 ist die galizische Karl Ludwig-Bahn sammt Localbahnen vom Staate im Wege eines freien Übereinkommens angekauft worden und befinden sich seither die gesammten galizischen Linien in der Hand des Staates.

Am Schlusse des Jahres 1890 besaß Galizien im Ganzen 2315·2 Kilometer Hauptbahnen und betrug das zum Baue derselben bis zu dieser Zeit verwendete Kapital 256,321.355 Gulden österreichischer Währung. Es wurden darauf 5,001.587 Personenzugs-Kilometer (4,176.233 Personen = 1847 per Kilometer), 5,530.940 Güterzugs-Kilometer und 2,572.190·7 Tausend Bruttotonnen-Kilometer (= 1137·8 per Kilometer) geleistet.

Im Jahre 1894 ist eine weitere Verbindung Galiziens mit Ungarn, die an Naturschönheiten reiche Eisenbahn Stanislau-Woronienka (96·5 Kilometer lang) mit einem 1221 Meter langen Tunnel durch den Bergrücken an der galizisch-ungarischen Grenze, sowie mit der abgebildeten weitgespannten Eisenbahnsteinbrücke eröffnet worden. Weitere zwei Linien, nämlich Halicz-Tarnopol, dann der Complex der sogenannten ostgalizischen Linien im äußersten fruchtbaren Südosten von Galizien gehen ihrer Vollendung entgegen.

Zum Schlusse noch Einiges über die Localbahnen in Galizien. In früherer Zeit sind unter der Mitwirkung der Karl Ludwig-Bahn und der Czernowitzer Bahn nur je zwei Localbahnen, nämlich die Linien Jaroslau-Sokal und Dembica-Rozwadów mit einer Abzweigung nach Nadbrzezie (1884), beziehungsweise die Linien Lemberg-Bełzec (Tomaszów) und die Kolomeaer Localbahnen (1887) gebaut worden. Für die Linie Lemberg-Bełzec haben das Land Galizien und die Stadt Lemberg 120.000 Gulden und der Staat 900.000 Gulden ö. W. gespendet. Der Ausbau derselben bis zur russischen Grenze bei Tomaszów dürfte demnächst ermöglicht und hienach die kürzeste, commerziell höchst wichtige Verbindung Lembergs mit der Ostsee erreicht werden. Von der Localbahn Dembica-Nadbrzezie ist ein Verbindungs-, beziehungsweise Schleppgeleise von der Station Nadbrzezie zum Umschlagplatze an die Weichsel zur Vermittlung des internationalen Frachtenverkehres im Baue.

Im Jahre 1886 ist zum Zwecke der Herstellung einer Eisenbahnverbindung für die um Kolomea herum befindliche Petroleum- und Mühlen-Industrie, dann für die Staatsforste und die Salinen in Łańczyn und Delatyn, sowie für die Braunkohlenlager in Myszyn und Stopczatów eine Localbahn von der Station Kolomea der Lemberg-Czernowitz-Eisenbahn nach Peczenižyn (11·4 Kilometer) zu der dort befindlichen Petroleum-Raffinerie-Anlage und von da zu dem Grubengebiete Stoboda Rungurska (11 Kilometer) mit der Abzweigung zu den Mühlen-Etablissements in Diatkowce und Kniazdwór (7 Kilometer) unter Benützung der bestehenden Straßen als Bahnkörper gebaut worden. Am 1. Juli 1889 wurde diese Localbahn auf Grund eines mit der Lemberg-Czernowitz-Bahn abgeschlossenen Betriebsvertrages in den Staatsbetrieb übernommen.

Zu den älteren Localbahnen in Galizien gehört schließlich auch die von der Firma Leopold von Popper auf Grund der Concession vom 3. März 1883 auf eigene Rechnung hergestellte Industriebahn von Dolina zu den Dampfsäge-Etablissements in Wygoda,

deren Betrieb die k. k. General-Direction der österreichischen Staatsbahnen auf Rechnung des Eigenthümers besorgt. Die Eröffnung dieser 8·6 Kilometer langen Industriebahn, welche keine Personen führt, erfolgte am 8. Juli 1883.

Mit Schluß des Jahres 1890 waren in Galizien zusammen 392·5 Kilometer Localbahnen im Betriebe und betrug mit Ausschluß der Privat-Localbahn Dolina-Wygoda das zum Baue derselben bis zu dieser Zeit verwendete Kapital 13,828.341 Gulden österreichischer Währung. Im Jahre 1890 wurde auf denselben eine Leistung von 329.028 Personenzugs-Kilometern (324.323 Personen = 845 per Kilometer), 126.093 Güterzugs-Kilometer und 71.853·9 Tausend Bruttotonnen-Kilometer (= 183·1 Tausend Bruttotonnen-Kilometer per Kilometer) erzielt.

Die mächtige Localbahnbewegung in Österreich treibt nunmehr auch in Galizien ihre Früchte und werden derzeit zahllose Localbahnen projectirt, da sie vom Landesausschusse auf Grund eines principiellen Landtagsbeschlusses in finanzieller und technischer Beziehung jede mögliche Unterstützung finden und auch vom Staate subventionirt werden sollen. Einzelne derartige Localbahnen sind seither, wie z. B. Borki—Grzymałów, eröffnet worden.

Zu Anfang des Jahres 1893 war der Stand des Eisenbahnnetzes in Galizien wie folgt:

Hauptbahnen:	Linien der Nordbahn	197·2 Kilometer	
	Linien im Eigenthume des Staates	1879·6 „	
	Privatbahnen im Staatsbetrieb . .	238·4 „	2315·2 Kilometer.
Localbahnen:	Eigenthum des Staates	261·8 Kilometer	
	Privatbahnen im Staatsbetrieb . .	130·7 „	392·5 „
	Gesammtsumme .		2707·7 Kilometer.

Alle diese Linien werden, abgesehen von den Linien der Nordbahn, durch das k. k. Eisenbahn-Ministerium verwaltet, welchem zu diesem Zwecke drei k. k. Staatsbahn-Directionen in Krakau, Lemberg und seit 1. Juli 1894 in Stanislau unterstehen. Die letztere Direction verwaltet zugleich die in der Bukowina gelegenen Staatsbahnlinien.

DB 17 029 Bd.12

Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. [Bd.12]

PLEASE DO NOT REMOVE SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Druck und Verlag
der K.K. Hof- und Staatsdruckerei
in Wien.